

Die
Schweiz und ihre Zustände.

Von
Theodor Kägge.

Ausgewählte Unterhaltungsschriften,
welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

- Theodor Rügge: Skizzen aus dem Norden.** 2 Bde.
Mit einer großen Reisekarte von Norwegen. 4 fl.
- **Schweden im Jahre 1843.** 2 Bde. 3 fl.
- **Neue Novellen.** 1—3r Bd. 4½ fl.
Inhalt: Die schwarze Dame. David. Sylvia. Bilder
der Zeit. Der Bogt von Hiddensee. Die gute alte Zeit.
Das Pfarrhaus in Grover.
- **Neue Novellen.** 4—6r Bd. 4½ fl.
Inhalt: Kreuz vom Borne. Zu spät. Der Weg zum
Stück. Eduard Montague. Der Freischütz von Bolau.
Abenteuer einer Nacht. Hans Reike.
- E. Herlofsohn: Wallensteins erste Liebe.** Historisch-
Romantisches Gemälde. 3 Bde. 4½ fl.
- August Lewald: Russische Geschichten.** 2 Bde. 2 fl.
- von Münchhausen: Heinrich von Sachsen.** Roman.
3 Bde. 3½ fl.
- J. G. Kühne: Portraits und Silhouetten.** 2 Bde. 3½ fl.
- Alexander Dourdan: Das Palais Royal.** Ein
historischer Roman. Aus dem Engl. 3 Bde. 2½ fl.
- Theodor Mundt: Carmela oder die Wiedertaufe.** Ro-
man. 1½ fl.
- H. A. Oppermann: Pombal und die Jesuiten.** ½ fl.
- Günther Nicol: Gedichte.** 1 fl.

Verlag von C. F. Riess in Hannover.

Die

Schweiz und ihre Zustände.

N. 611.

Reiseerinnerungen

von

Theodor Mügge.

Erster Band.

Hannover, 1847.

Verlag von C. F. Kist.



Vorwort.

Kein Land der Erde wird von so vielen Reisenden besucht, als die Schweiz, in deren Berge alljährlich die Schaaren der Wandrer aus Norden und Süden eindringen, welche Felsen, Gletscher, Seen, alle Reize und alle Romantik der hohen Alpen bewundern oder wenigstens in der Nähe betrachten wollen. Wer die Schweiz bereist, will die Natur in ihrer Pracht und Majestät anschauen, um die Menschen kümmert sich selten Einer; die Meisten kommen und gehen, ohne von den Schweizern mehr kennen gelernt zu haben, als Gastwirthe, Führer und Posthalter; von dem Leben der Bewohner dieser Berge und Städte, von ihrem staatlichen Verbande, von ihren Gesetzen und Sitten, von ihrem merkwürdigen Nebeneinanderstehen in fünf und zwanzig oft so verschiedenen organisirten kleinen Reichen, von ihrem Handel, ihrer Industrie, ihren Lebensthätigkeiten, wie von dem ganzen Getriebe ihres Daseins, das, vergebens nach Ein-

heit und Vermittlung ringend, sich im heftigsten Kampf und Hader innerlich abstößt und auflöst; von diesem Allen haben die Wenigsten etwas erfahren.

So ist die Schweiz zwar das besuchteste Land, allein doch eines der unbekanntesten. Jedermann weiß freilich ein Stück Schweizergeschichte, wäre es auch nur die Sage vom Tell, oder irgend ein Bruchstück aus der Heldenzeit der Urväter dieser Hirten und Bürger, als sie gegen übermächtige Feinde siegreich um ihre Freiheit stritten; selten weiß Jemand, wie es ihnen ferner erging. Die Geschichte schweizerischer Verknechtung und Knechtschaft ist ziemlich unbekannt und doch hängt sie genau mit der Geschichte der Gegenwart und den Zuständen des Volks bis auf diesen Tag zusammen. Denn was wir in der Schweiz jetzt erblicken, ist eine stete Fortsetzung des Kampfes für Erstrebung einer wahrhaften Volksfreiheit gegen die bevorrechteten Klassen und Kasten ehemaliger Herren, mögen diese Patrizier oder Aristokraten, Priester, Jesuiten und Mönche, oder Stadtbürger und Genossen heißen.

Die Schweiz mit ihren gewaltsamen und gewalthätigen Erschütterungen hat aber in den letzten Jahren mehr als je die Blicke der Welt auf sich gezogen, und weil sie so wenig bekannt ist, auch oft mit Absicht und im wilden Parteilampf verleumdet und verlästert wurde, haben sich namentlich in Deutschland der falschen Meinungen so viele über die Schweizer verbreitet, daß es nicht

unverdienlich erscheint, ein Buch über sie zu schreiben, welches einige Aufschlüsse zu geben vermag, wie es mit ihren Gesezen, Einrichtungen, mit dem Leben des Volks und mit dem ganzen Wesen der Gesellschaft in diesem wunderlichen Haufen kleiner Republiken sich verhält, die so verworren und unerquicklich, so voll brutaler Willkür und Gewalt aus der Ferne anzuschauen sind.

Ich habe es unternommen, in dieser Weise ein Bild zu entwerfen, das als ein erster Versuch betrachtet werden muß, den Deutschen die gegenwärtigen Zustände der Schweiz darzustellen. Die Aufgabe ist eine sehr schwierige, mag sich darum später ein Anderer finden, der es vollkommener zu thun vermag. Aus meinem Buche selbst wird man leicht erkennen, wie zahlreich die Hindernisse sind, welche dem Reisenden entgegenstehen, um das Hauptsächliche aufzufassen und so viele widerstrebende Besonderheiten in ihrer Wesentlichkeit zu schildern. Die Auffassung selbst ist dabei Sache der Überzeugungen; jeder wird die Dinge anders anschauen und beurtheilen. In einer Zeit aber, wo in Staat, Kirche und Gesellschaft sich die entgegengesetztesten Meinungen streng gegenüberstellen, wird ein Buch dieser Art, ohne irgend Parteien dienen zu wollen, doch um so mehr diejenigen Richtungen vertreten helfen, denen der Verfasser selbst sich zuneigt. So übergebe ich mein Werk den Lesern und wünsche, daß es ihre Theilnahme für die Zustände eines Volkes vermehren

VIII

möge, dessen Leben und Streben der Beachtung werth ist, und welches in der Folge unzweifelhaft auch einen wichtigeren Einfluß auf das gesammte europäische Staaten- und Völkerleben äußern wird, als es in seiner jetzigen Zerrissenheit, wie bei den allgemein herrschenden Verhältnissen, geschehen kann.

Berlin, im April 1847.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Kapitel Seite 1

Von Mannheim in die Schweiz — Dampfschiffe und Eisenbahnen — Die badische Eisenbahn — Baden — Die Grenzen der Schweiz — Ähnlichkeiten der Naturverhältnisse — Verschiedenheiten des Volks- und Staatslebens — Schaffhausen — Die Fremden in der Schweiz — Wirthshausleben und Theuerung — Ursachen der schweizerischen Jermwürnisse — Das Geldwesen — Der Rheinfluss — Die Gebirge der Schweiz — Volksstämme und Sprachen — Parteien und Volkszstände.

II. Kapitel Seite 58

Der Kanton Schaffhausen — Seine Verfassung — Die Grosräthe und deren Bedeutung — Die Volkssouverainität — Die Familien und regimentsfähigen Geschlechter — Das Gemeindewesen — Die Geistlichkeit und ihre Macht — Das eidgenössische Sängerkunst in Schaffhausen — Volksfeste in der Schweiz und Bedeutung derselben — Volksredner.

III. Kapitel Seite 93

Der Kanton Zürich, als geistiger Mittelpunkt der deutschen Schweiz — Ungemein große Bevölkerung desselben — Blicke auf die Schweizergeschichte und Darstellung der Vorgänge in der Schweiz bis zum Jahre 1830 — Die alte schweizerische Freiheit — Die alten Verfassungen — Unfreiheit des Landvolks — Die Unterthanenländer — Die Hirtenstaaten und die Städte — Katholiken und Protestanten — Gänzliche Unterdrückung des Volks im 18ten Jahrhundert — Die französische Revolution und deren Folgen für die Schweiz — Die helvetische Republik — Die Mediationsakte Napoleons — Die Reaktion von 1815 bis 1830 — Kämpfe des Volks gegen die alten Herren; gegen Priester, Methodisten und Jesuiten.

IV. Kapitel Seite 131

Die neuen Gestaltungen der Schweiz seit 1830 — Aristokraten, Ultramontane, Pietisten, Liberale und Radikale — Trennung und Kampf der Parteien — Römischer Einfluß — Revolutionen und Kämpfe in den dreizehn Kantonen — Der Garnerbund und das Siebner-Concordat — Die Romiere in der Waadt — Schwäche der auswärtigen Politik — Die Fremdenhege — Schwäche der Tagsatzung — Die Badner Artikel — Bündnisse der Aristokraten mit der Geistlichkeit — Blutige Reaktionen in Zürich und Luzern — Die Klosterstreite — Bern und der Schultheiß Neuhaus — Neueste Verfassungsreform in Bern — Sturz der reaktionären Regierung in Zürich — Die Freischaaaren und deren Folgen — Revolution im Waadtlande — Kampf der Regierung mit der Geistlichkeit — Die Jesuitenfrage — Der Sonderbund — Feindliche Stellung der katholischen Schweiz zur protestantischen — Geheime Rüstungen — Stellung und Bedeutsamkeit aller Kantone — Allgemeine Forderung einer Bundesreform und Gründe dafür — Bevölkerung und Größe der Kantone — Ihre Soldaten und Selbstbeiträge — Die Mängel des Bundesvertrags.

V. Kapitel Seite 195

Posten und Fuhrwesen in der Schweiz — Schöne Lage von Zürich — Der zürcher See — Die Neubauten — Die

Gemeinde Hottingen — Die Parteien in Zürich — Öffentliches Leben in den Kaffeehäusern — Die Schweizer Hochschulen — Die Lehrer und Professoren — Geringe Besoldungen — Die Deutschen in der Schweiz — Der Fremdenhaß — Gegenseitige Abneigung der Deutschen und der Schweizer — Praktische Versändigkeit der Schweizer — Ihr Trieb zum Gelderwerb — Mangel an Ideen — Abneigung gegen Philosophie — Mangel an Poesie — Untergeordnete Stellung der Wissenschaften und Künste — Mangel an Familienleben und Absperrung desselben — Die Kränzchen und die Jahrgänge — Die häusliche Erziehung — Das weibliche Geschlecht — Die Ehen — Einfachheit des bürgerlichen Lebens — Ärmliches Leben der Bauern und der unteren Volksklassen — Zufriedenheit derselben mit ihrem Loos.

VI. Kapitel Seite 241

Zürich seit dem Jahre 1839 — Die jetzige Advokatenregierung — Die Conservativ-Liberalen — Der Staatsrath Bluntschli — Gleiches Bestreben der pietistischen und ultramontanen Partei in der Schweiz — Zermürnisse der Radikalen — Die Bodenverhältnisse des Kantons Zürich — Ungeheure Theilung des Bodens — Geringer Viehstand — Die Industrie und der Handel — Baumwollen- und Seidenweberei — Ausfuhr — Arbeiterverhältnisse und Löhne — Vermischung der Industrie und des Ackerbaus — Werth der Arbeit — Politische Rechte des Volks — Abhängigkeit der Arbeiter von den Fabrikanten — Aufmerksamkeit der Regierung auf Arbeiter-Associationen und communistische Regungen — Die Hälfte des Schweizer Volks lebt von Industriethätigkeit — Die Verfassung Zürichs vom Jahre 1838 — Völlige Gleichheit aller Bürger — Die Gerichte — Die Gemeinden und deren politische Bedeutung — Die Heimathlosen — Schreckliches Loos derselben — Das Gemeinde- und Staatsbürgerrecht — Kauf dieser Rechte und deren Bedeutung für den Fremden, wie für die Schweizerischen Zustände überhaupt — Innere Einrichtungen der Gemeinden — Die Armen-, Kirchen- und Schulgüter — Die Geistlichkeit — Die Schule — Gehalt der Pfarrer und Lehrer — Die Staatseinnahmen und Ausgaben des Kantons — Die Abgaben — Die Vermögens- und Ein-

XII

Kommensteuer — Die Beamten und deren geringe Besolbungen — Unterschiede zwischen den Beamten in Republiken und Monarchien — Titulaturen in Zürich — Das Militairwesen — Strenge Sparsamkeit — Aufwand für Straßenbauten und öffentliche Bauten aller Art — Auswanderungen — Übersicht der Abgaben in den bedeutendsten Kantonen nach der Kopfzahl berechnet.

I. Kapitel.

Von Mannheim in die Schweiz — Dampfschiffe und Eisenbahnen — Die badische Eisenbahn — Baden — Die Grenzen der Schweiz — Ähnlichkeiten der Naturverhältnisse — Verschiedenheiten des Volks- und Staatslebens — Schaffhausen — Die Fremden in der Schweiz — Wirtshausleben und Heuerung — Ursachen der schweizerischen Barmüthsigkeit — Das Geldwesen — Der Rheinsoll — Die Gebirge der Schweiz — Volksstämme und Sprachen — Parteien und Volkszustände.

Dampfschiffe und Eisenbahnen bringen die Reisenden jetzt in wenig mehr als einem Tage von den Ufern des Rheins in die Schweiz. Wer am frühen Morgen von Köln ausfährt, ist vor dem nächsten Sonnenaufgang in Mannheim, kann Mittags zu Freiburg im Breisgau speisen und sein Nachtlager in Schaffhausen nehmen, wenn er es nicht vorzieht, bei Kehl über den Rhein nach Straßburg zu fahren und Abends in Basel zu übernachten. — So leicht wird jetzt das Reisen gemacht. Man durchfliegt die Räume, welche sich zusammendrängen, sieht im Vorübergleiten, was sonst gemächlich beschaut werden konnte und vernimmt wohl von manchen Seiten nicht ohne Mitgefühl die Klagen über den Unter-

gang der Poesie des Reisens und der empfindsamen Vergnüglichkeit schöner Seelen, doch ohne sich dadurch stören zu lassen, die Dampfwagen noch viel zu langsam zu finden.

Aber wie sehr ist die Reiselust vermehrt worden durch diese schnelle und zugleich wohlfeilere Förderung! — Von Jahr zu Jahr wachsen auf dieser großen Heerstraße der Reisenden aller Länder und Völker die Menschenballen, welche jedes Dampfschiff und jeder Bahnzug auf- und abwärts führt und auswirft. Jetzt furchen an fünfzig Dampfer den Rhein und ganz besonders günstig zeigte sich der Sommer dieses Jahres, der, so sonnig warm und beständig, zum Besuch des reizenden Berglandes einlud, das zwischen Deutschland, Frankreich und Italien eingelagert mit seinen Felsen, Gletschern, Maten und Wasserfällen längst eine Modesache für die reiselustigen, reichen Leute der ganzen Welt geworden ist, ganz besonders aber die Schaaren der Engländer herbeilodt, welche jährlich aus ihrem Rebellande sich aufmachen und übers Meer den Rhein aufwärts ziehen, um einige Wochen oder Monate in den schönen Thälern am Fuße der schweizer Hochgebirge, oder an den Ufern des lemanischen Sees zu wohnen.

Zu dieser Art von Reisenden, deren lange Züge mich auf meinen Wegen begleiteten, gehörte ich nicht.

Ich wollte weniger von der Natur, als von den Menschen; die Schweiz reizte mich im weit geringeren Maße, als die Schweizer; deshalb eilte ich auch so schnell als möglich, um gleich bei meinem Eintritt in das Land einem Nationalfeste beizuwohnen, das am 14. und 15. Juni in Schaffhausen gefeiert wurde, dem großen schweizerischen Gesangsfeste nämlich, zu welchem die meisten Gesangsvereine aus den verschiedenen Kantonen der deutschen Schweiz sich vereinigt hatten.

Man fährt in acht Stunden mit der badischen Eisenbahn von Mannheim bis Freiburg, und kaum läßt sich ein schönerer Weg denken, als dieser. Das fruchtbare obere Rheinthäl wird in seiner ganzen Länge durchzogen. Zur Linken begleiten den Reisenden die schönen Bergzüge des lang gestreckten badener Landes, mit ihren waldigen Gipfeln, ihren zahlreichen Burgen und Schlössern, ihren rebengrünen Abhängen und einer Fülle von Dörfern und bewohnten Stätten; zur Rechten schweift das Auge weit über die Ebene, über den Rhein hinaus, über das Elßaß hin bis zu den blauen Höhenzügen, die jetzt auf Frankreichs Boden liegen und doch noch immer den Deutschen theuer sind.

Wäre Baden so breit, wie es lang ist, es würde einer der größten deutschen Staaten sein, und

wohl wäre dies bei der kräftigen Entwicklung dieses Volksstammes zum Heile unseres ganzen Vaterlandes zu wünschen. So aber zieht es, als ein schmaler Grenzstreif, aufwärts zum Schwarzwalde, dessen düstere Waldketten im Abendlichte auf den Eisenweg niederschauen, wenn endlich der schnaubende Dampfer den Zug langsam bis auf die Höhe schleppt, wo die schlanke Spitze des Freiburger Domes sich über den Häusern der Stadt aufrichtet. — Die Eisenbahn ist Staatscigenthum; denn Baden hat glücklicher Weise nicht den verderblichen Weg anderer Staaten eingeschlagen, welche der Privatspeculation den Bau der eisernen Landstraßen überließen. Es hat dem heillosen Actienschwindel die Thür verschlossen, Belgiens Beispiel zum Muster genommen, und wendet die Vortheile der Bahnüberschüsse dem Budget, somit allen Abgaben zahlenden Staatsbürgern zu. Die Bahn ist trefflich gebaut und eingerichtet; sie ist für eine möglichst vollständige Benutzung durch das Volk berechnet, mit vielen Zwischenstationen und einer äußerst billigen vierten Klasse für Fahrgäste versehen; darum sieht man auch so viele Bauern und Leute aus dem Volke ein- und aussteigen. Aber trotz der zahlreichen Halteplätze fährt man rasch und wird mit höflicher Gefälligkeit von den Beamten behandelt. — Der Grundsatz, daß die

Angestellten des Volkes wegen da sind, und nicht etwa dies wegen jener, ist hier weit mehr schon ausgebildet, als bei uns, wo man gar zu oft und gern noch immer dem verkehrten Gedanken nachhängt, daß, wem Gott ein Amt gab, nicht allein auch den nöthigen Verstand dazu empfing, sondern zugleich auch das göttliche Recht, so grob und unhöflich wie möglich zu sein.

Hier in Baden, wie überhaupt im westlichen Deutschland, liegt im Volke ein gewisses größeres Bewußtsein, dergleichen Anmaßung nicht zu dulden, ein trotzigerer Sinn, sie zurückzuweisen: denn so eingeschult im duldbenden Gehorsam und so demüthig vor der Polizeifuchtel ist man bei weitem nicht, wie anderswo im guten deutschen Lande. Das thun die mehr gesicherten Rechtszustände; es thut der gesteigerte Antheil an der Landesverfassung und die vortreffliche Gemeindeordnung, welche das badensche Volk glücklich errungen hat. Die letzten Vorgänge in Baden, der lebhafteste Kampf der Volksabgeordneten gegen die Regierung, die freimüthige kühne Sprache der besten Männer des Landes, die Kammerdebatten und die Auflösung der Volkskammer haben im ganzen Lande eine ungemeine Wirkung hervorgebracht. Es zeigte sich dabei, wie die politische Bildung weit tiefer eingedrungen war und

festere Wurzeln geschlagen hatte, als die Regierungspartei dies erwartete. Die Aufreizungen und Berseumdungen halfen nichts, selbst dem religiösen Fanatismus fehlte der rechte Brennstoff, und gerade hier oben im katholischen Schwarzwalde wurden die liberalsten Abgeordneten, trotz Amtleute- und Pfarrer-machinationen, gewählt, weil man wußte, wie jene verlegerten Männer seit Jahren der Sache des Volks eifrig und uneigennützig gedient hatten. — In keinem deutschen Lande werden aber auch mehr Zeitungen und Flugschriften gelesen, wie in Baden. An allen Orten, in Dörfern und Wirthshäusern, findet man wenigstens einige. Die Ständezeitung bringt bis in die entferntesten Winkel des Gebirges, ein Beweis, welchen Antheil man nimmt, und da man seit Jahren in Anregung erhalten ist, da das Volk hier durch Verfassung und Gesetze zur unmittelbaren Theilnahme an seinen Interessen genöthigt ward, so ist eine wachsende Selbstthätigkeit und Erkenntniß die glückliche Folge gewesen.

Man klagt in Baden freilich auch aufs Bitterste über den bureaukratischen Geist der Regierung, über Beamtenhochmuth und Kastendünkel, über militairischen Despotismus und jenen intriguannten, rachsüchtigen Eliquengeist, der seine Zuflucht in letzter Instanz zu Brutalitäten nimmt, Soldaten gegen das

Volk hegt und in Rabotagen über Standesehren und Geburtsvorzüge seine innere Verkümmerng kund giebt; allein trotz vereinzelter Gewaltthätigkeiten und Hegerien gesteht man ein, daß das eigentliche Junkerthum bis zur Vernichtung besiegt sei. Mit ihm hat man nichts mehr zu schaffen; der Kampf richtet sich gegen den Geist der Regierung, deren Widerstand gegen Ausbildung der Verfassung, gegen volksthümlichen Fortschritt in Gesetzgebung, Verwaltung, Besteuerung u. s. w. übrigens weit weniger in einem bestimmten eigenen System, als in den Gesammtzuständen Deutschlands zu suchen ist. Gälte in dem constitutionellen Baden der constitutionelle Grundsatz, daß die Minister nur aus der Majorität der Kammern hervorgehen könnten, so würde bald eine ganz andere Geschichte des Landes die Folge sein, welche unberechenbare Rückwirkungen auf Deutschland ausüben müßte. So wie es jetzt steht, wählt der Regent seine Rathgeber ziemlich unbefümmert, wie dieselben sich zu den Wünschen und Verlangen des Volks und der Majorität seiner Vertreter verhalten. Man blickt dabei über die Grenzen des Landes hinaus; Frankfurt, Berlin und Wien niden beifällig, und so ist es in allen diesen kleinen constitutionellen Staaten. Alle Stürme brechen sich machtlos. Das Meiste kommt auf donnernde Re-

denarten hinaus; es sind Stürme in einem Glase Wasser, welche nur die Überzeugung fester machen, es sei nicht eher etwas zu hoffen, bis Preußen, gezwungen von der Macht der Verhältnisse, die auf-gegebene Bahn, an der Spitze Deutschlands voranzuschreiten, von Neuem betrete, neu erkenne, wozu das Schicksal es berufen hat. So hoffnungslos und traurig, wie Viele die Sache des deutschen Volkes betrachten und sie verloren geben, ist diese jedoch nicht, und hier in Baden sieht man deutlich genug, daß ein wenigleich langsames Heranreifen vom Polizei- zum Rechtsstaate das Ziel ist, dem mehr oder minder offen das gesammte Vaterland entgegenstrebt. Wie groß auch der Widerstand, überall erwachen die Bewältiger, überall regt sich das Rechtsgefühl, überall erkennt man die Gedankenthätigkeit und Willensmacht der Zeit und selbst die widerstrebendsten Regierungen können sich ihr nicht ganz entziehen. — Hier in Baden aber ist die vis inertiae, die uns Deutschen so tief in Blut und Adern steckt, am meisten schon ausgetrieben. Dies Land hat Männer gehabt, welche, wie der verstorbene Winter, auch auf der Ministerbank Freunde volksthümlicher Entwicklung und des Volkes selbst blieben. Es hat sich Gesetze errungen, deren nachwirkende Kraft den wohlthätigsten Einfluß üben

muß. Endlich aber ist es auch durch seine Lage berufen, freier zu athmen, als die meisten deutschen Länder; denn westlich trägt der Wind die Luft aus Frankreich herüber, und wenn aus Süden der Föhn weht, bringt er den Strom mit, der die freien Schweizerberge geküßt hat. —

Die freie Schweiz! ich weiß sehr wohl, welche Widersprüche in diesem Ausdruck liegen und in ihn gelegt werden können. Ich weiß sehr wohl, was man, wahr und falsch, dagegen einwenden kann; ich weiß, wie man in parteileidenschaftlicher Übertreibung, oder mit Lüge und Bosheit diese Freiheit erhebt und verdammt. — Ich habe diese Freiheit in der Nähe gesehen und wohl wäre Manches an ihr anders zu wünschen, als es ist, aber wie gar Vieles ist urkräftig, gut und schön, voll Tüchtigkeit und Schicklichkeit. Auch ist und bleibt es doch höchst beachtungswerth, daß, dicht umschlossen von monarchisch regierten Völkern, hier im Schooße der Berge seit beinahe sechs Jahrhunderten ein republikanisches Staatsleben sich erhalten konnte, welches zähe Kraft genug besaß, der Zeiten vielgestaltige Wechsel zu überdauern und nach zahllosen Stürmen und Leiden, unter den mannigfachsten inneren Kämpfen, zwischen inneren und äußeren Feinden der schlimmsten Art, den Muth hat, zu einer besseren,

wahrhafteren Freiheit zu streben. — Was man aber auch sagen mag, das wenigstens kann nicht geleugnet werden, daß die Schweiz ein Volksleben besitzt, wie es nirgend sonst in ihrer Nähe sich kund giebt. Eine unbedingte Pressfreiheit, Redefreiheit, Associationsfreiheit; ein Zusammenschaaren zu Volksverbindungen und Volksfesten, eine tief durchbildete Theilnahme des Volkes an Allem, was dasselbe betrifft, an Regierung, Gesetzgebung, Steuerbewilligung, an Ausübung der verschiedenartigen Gewalten, das Souverainitätsrecht seines Willens überhaupt und das Bewußtsein dieses Rechts, welches tief, wenn auch oft unbewußt, in der rauhen Brust der Hirten, wie in der des Ackerbauers oder des Handwerkers wurzelt.

Ein leises Herüberwehen dieser freien und freieren Bewegung und dieser Rechte, aus der Schweiz, wie vom französischen Boden, kann gewiß für das ganze Rheinland nicht abgeleugnet werden. Schon die Art und Weise drückt es aus, wie man sich bestrebt das Gift der Verführung zu hemmen, das aus dieser Fremde kommt. Die Verbote, die Maßregeln, die erlassenen Gesetze beweisen es eben so wohl, wie die Bestrebungen der guten Presse, die so oft ihren Abscheu und ihre Verachtung vor den steten Unruhen, Aufregungen, Verfolgungen, Revolutionen und

Schandthaten in den sogenannten freien Ländern kund giebt, wogegen sie das Glück des Friedens und der Ruhe in der väterlich regierten Heimath doppelt anpreist. Mit den Franzosen macht man dabei immer noch einige Umstände, wie sehr man ihr Unglück auch bemitleidet und verruft; allein die Schweizer finden nicht die geringste Gnade, und es ist fast eine Modesache in Deutschland geworden bei jedem Anlaß sein Kreuz zu schlagen »vor der schrecklichen Freiheit dieses tief gefallenen Volkes, vor einer Freiheit, die so viel Haß, Bürgerkrieg, Elend und Mord erzeugt, und mit frommen Empfindungen dem Herrn der Welt zu danken, daß er uns gnädig vor dergleichen entseßlichen Zuständen bewahrt hat.«

Wir werden sehen, was wahr und falsch daran. Wir werden sehen, ob denn der größte Theil der Schweizer wirklich so unglücklich und bejammrungswerth ist, wie man ihn schildert; endlich aber werden wir sehen, welches denn die Ursachen jener Unruhen, Bürgerfehden, Parteikämpfe und beklagenswerthen Gewaltthaten sind, welche allerdings die Schweiz seit einer Reihe von Jahren zerfleischen. Wir werden damit wenigstens zu der Erkenntniß kommen, daß gerade die Hauptursachen dieser mannigfachen Wirrnisse außerhalb der Schweiz liegen, daß es fremder Einfluß und fremde erdrückende Über-

macht ist, welche die Schweiz nicht zur Ruhe gelangen läßt, daß also eben Diejenigen, welche das meiste Geschrei über die verdammlichen schweizerischen Zustände erheben, die eigentlichen Urheber und Schöpfer derselben sind. —

Haben wir oben die Bemerkung ausgesprochen, daß Baden in seinen Entwicklungen durch die Nähe der Schweiz nicht ohne Einfluß von jener Seite geblieben sei, so bestärken uns darin noch mehr die geographischen Verhältnisse des Großherzogthums. Gegen das Schweizerland streckt sich das deutsche Waldgebirge, der Schwarzwald, aus, in dessen Thälern ein kräftiges, verständiges Volk wohnt, wohl geeignet mancherlei Vergleichen zwischen der Lage seines Nachbarn und der eigenen anzustellen. Es ist dieselbe Natur, derselbe bergige, fruchtbare Boden mit denselben Erzeugnissen; derselbe Menschenstamm auch, von gleichen Sitten mit demselben Sprachidiom, welcher in den Senkungen und auf den Höhen zu beiden Seiten des Rheins sich angesiedelt hat. Aber wie verschieden hat das Schicksal sich seiner angenommen! Hier haben die bestimmenden Verhältnisse Unterthanen eines Fürsten, dort Bürger von Republiken aus ihnen gemacht, die weder für Hofstaat und Marstall, noch für Generale und Geheimräthe etwas zu zahlen brauchen. Und wenn es

dieser einzige Unterschied auch nur wäre, daß in der Republik Schaffhausen die 40,000 Einwohner jährlich pro Kopf nur 1 Schweizer Franken und 23 Rappen (15 Silbergroschen Preussisch) an Staatsabgaben zu entrichten haben, während ihre badischen Nachbarn wenigstens acht mal mehr bezahlen, so ist dieser Umstand schon allein hinreichend sehr eindringliche Betrachtungen daran zu knüpfen. — Doch, wie gesagt, ohne irgend einen merklichen äußern Unterschied betritt der Fuß des Reisenden den Schweizer Boden, und nur das Einzige mag sein Erstaunen erregen, daß kein Gendarm ihn anhält, kein Polizeimann nach seinem Paß fragt, kein Grenzaufseher an seinen Wagen tritt und nach steuerpflichtigen Gegenständen forscht. — Man kommt freilich an einem Grenzamt vorbei, aber es ist ein Großherzogliches, das hinaus läßt was da hinaus will, nur nicht herein, und so steht man auf dem Boden der Republik Schaffhausen und zieht in diese Stadt ein, ohne daß irgend eine hohe Obrigkeit die geringste Notiz davon nimmt.

Die Schweiz sperrt ihre Grenzen durch keine Polizeiwache und keine Zolllinie, das ist das erste wohlthätige Zeichen der Freiheit, welches man wahrnimmt, und nicht ohne ein Gefühl des Behagens rollt man auf der wohl erhaltenen Kunststraße in die alte, freundliche Stadt, deren bemalte Giebel-

häuser ein durchaus deutsches, reichstädtisches Ansehen haben.

Es ist auffallend, daß der Wiener Congress, der doch mit so vieler Virtuosität das Vorschneidemesser handhabte und tüchtige Stücke von Land- und Leuten freigebig in so manche hungrig aufgehaltene Hand rechts und links gleiten ließ, gegen die Schweiz so außerordentlich mild und gütig verfuhr. Wäre man dabei consequent gewesen, könnte offenbar von einem Schweizerkanton Schaffhausen gar nicht mehr die Rede sein. — Der Rhein trennt von Graubündtens Grenzen an Deutschland von der Schweiz; ja da, wo er aus dem Bodensee tritt, hat man zu Gunsten Badens sogar eine Ausnahme gemacht und dem Großherzogthum die Stadt Constanz und deren Gebiet zugesprochen, trotz aller Klagen und Einwürfe. Aber man hielt die Rheinlinie nicht fest; denn statt Schaffhausen nun ebenfalls mit Baden zu verschmelzen und was von Basel auf der rechten Rheinseite liegt deutsch zu machen, ließ man bei- des, wie es war, bestehen und in das Großherzogthum hineinragen, das sie nun von drei Seiten umschließt.

Die kleine Republik liegt daher, wie eine weit hinausgeschobene Vorwacht, umschlungen von dem monarchischen Nachbar, ängstlich eingeklemmt und gar

wunderlich anzuschauen. Es sieht aus, als müsse über lang oder kurz ihre Existenz ausgestrichen werden, und man muß erstaunen, daß der historische Ritt so fest ist, ein solches Staatsleben bis jetzt zu erhalten. Schaffhausens Geschichte ist bekannt. Zur Zeit des Schwabenkriegs verband sich die Stadt, welche bis dahin zum deutschen Reich gehörte, fest mit der Eidgenossenschaft und wurde am 9ten August 1501 in den Schweizerbund aufgenommen. Jetzt umfaßt der kleine Kanton 8 geviertete Meilen, die zum ehemaligen Klettgau gehören. Auf seinem hügligen, eisenhaltigen, fruchtbaren Boden gedeihen reiche Ernten, treffliches Obst, Wein und alle Erzeugnisse des Ackerbaues. Die Fabrikarbeit ist nicht bedeutend, aber die Wälder lassen Holzausfuhr zu, und ein bedeutender Expeditionshandel, der freilich jetzt sehr abgenommen hat, liefert diesem äußersten Grenzpunkte Mittel zum einträglichen Erwerb.

Die Stadt Schaffhausen, hart am rechten Rheinufer, hat, wie die meisten Schweizerstädte, wenig innere Lebenstriebe, um sich zu einer höheren Blüthe zu entwickeln. Weder Industrie noch Handel konnten auf ihren Wachsthum einwirken, und so leben denn seit langen Zeiten hier 6 bis 7000 Menschen in den alten Bürgerhäusern einfach und still in herkömmlicher Weise, bei festbestimmten Sitten und Ge-

wohnheiten, die ein junger frischer Zuwachs bisher wenig stören konnte. — Es ist auffallend, wie in Freiburg die Eisenbahn neues Leben bringt, wie man dort baut und vergrößert. Wenn es möglich wird, die Bahn über den Schwarzwald weiter zu führen und die Hindernisse zu überwinden, welche dem Plane entgegenstehen, so wird auch Schaffhausen eine neue Lebensader empfangen; allein jene Schwierigkeiten sind so groß, daß namentlich jetzt, wo Eisenbahnunternehmungen so viel Mißtrauen finden, kaum daran zu denken ist.

Schaffhausen hat aber noch eine andere Quelle des Erwerbs, die es mit einem großen Theile der Schweiz theilt. Die Fremden nämlich, deren Schaaren Jahr aus Jahr ein ins Land ziehen und deren Erscheinen von den Schweizern mit derselben ängstlichen Sorgfalt betrachtet wird, wie Landleute, Jäger oder Fischer aus Wetter, Wind, Kälte oder Hitze Mißwachs, Theurung oder das Ausbleiben von Zugvögeln oder Wanderfischen prophezeihen. — Ein guter Sommer lockt Tausende von Reisenden herbei, ein schlechter scheucht die goldhaltigen Fremdlinge zurück und da jeder Schweizer in seiner tiefsten Brust den Trieb mit zur Welt gebracht hat, auf irgend eine Weise Geld zu verdienen, wo und wie es immer angeht, so ist es eine Art Nationalschmerz,

wenn ein Regensommer die Naturvergnüglinge merklich verringert. — Es ist ein sparsames, mäßiges, genaues, verständiges, vortrefflich rechnendes Volk das hier wohnt, so daß ich mir nicht gut einzubilden vermag, es könne ein Verschwender in der Schweiz geboren werden; auf keinen Fall Einer dem echtes Schweizerblut in den Adern fließt. Und diese klugen einfachen Leute, weß Standes sie auch sein mögen, stimmen mit wenigen Ausnahmen darin überein, daß ohne die Fremden, welche so viel Geld dort lassen, die Schweiz verarmen und verkümmern würde.

Es giebt nun zwar viele Gegenden der Schweiz, wohin gar selten ein Fremder gelangt und wo die Menschen doch nicht untergehen, vielmehr sich besser erhalten und besser sind, als da, wo der große Zug der Fremdlinge sie häufig demoralisirt und mit der Gier nach Geldgewinn erfüllt hat. Schaffhausen aber kann sich nicht beklagen; es gehört zu den ausgewählten Städten, denn ohne Zweifel besuchen die meisten Reisenden, namentlich Engländer, die Stadt, um den Rheinfall zu sehen, und wenn sie auch nur kurze Zeit verweilen, so findet die eifrige Betriesamkeit der Gastwirthe dennoch Gelegenheit genug ihre Börsen um ein Erkleckliches zu erleichtern. Die Schweiz ist durch ihre Theuerung weit und breit verschrien und ich will hier gleich zum Nutzen und From-

men derer, denen es dienen kann, ein paar Worte darüber sagen.

Jeder Reisende in der Schweiz ist und bleibt den schweizer Gastwirthen verfallen, die an allen Orten, wohin Reisende gewöhnlich kommen, eine allgemeine Verbrüderung geschlossen haben, welche ohne Congressakten und Eidschwüre eine gebietende Kraft besizt. — Die Coalition der Gastwirth in der Schweiz ist jedoch auch öffentlich aufgetreten, als der Besuch der Fremden, namentlich der Engländer, wegen vieler schmäblicher Prellereien etwas abzunehmen drohte. Die Besizer der ersten Hotels in der Schweiz traten zusammen und machten einen Preisecourant bekannt, nach welchem jeder Fremde von ihnen behandelt werden sollte, und diese verbündeten Gasthalter, wie die Namen ihrer Häuser in den verschiedenen Städten, findet man in fast allen Reisehandbüchern verzeichnet. Sie dienen dem Fremden zur Richtschnur; allein kaum hat er diese nöthig, denn sei das Gasthaus gut oder schlecht, groß oder klein, mit allem Luxus eingerichtet, oder kläglich ausgestattet, das Diner vortrefflich oder erbärmlich — die Preise sind mit wenigen Ausnahmen überall dieselben. Der Fremde wird nach einer allgemeinen Tare behandelt, nur daß, wenn es irgend zu machen ist, an manchen Orten noch eine Scala nach den Nationalitäten

eintritt, d. h., der Engländer mehr als der Russe, der Russe mehr als der Franzose, dieser mehr als der Deutsche, am wenigsten aber der Schweizer bezahlt, der sich überhaupt wohl hütet den großen Gastwirth in die Hände zu fallen, sondern überall die billigsten Wirthschaften kennt, oder wo er nicht anders kann, doch seine Landsmannschaft geltend zu machen weiß.

Auf der großen Heerstraße der Fremden, mag man nun hinkommen wohin man will, muß für den Kaffee $1\frac{1}{2}$ französische Franken, für ein Diner um 1 Uhr 3 Franken, um 4 Uhr aber, wo die Engländer und Franzosen zu essen gewöhnt sind, 4 Franken bezahlt werden. Um 8 Uhr Abends werden 3 Franken für ein Abendessen entrichtet und wer Thee trinkt, wie dies viele Fremde thun, zahlt 2 Franken. — Der gewöhnliche Tischwein, welcher allerdings kaum anders als mit Wasser gemischt getrunken werden kann, ist in dem Essen einbegriffen, oder er wird billig, mit $\frac{1}{2}$ Franken, angesetzt; französischer Wein oder Rheinwein ist dagegen sehr theuer. — Für das Schlafgemach zahlt man 2 bis 3 Franken, für Licht besonders 1 Franken oder $\frac{1}{2}$ Franken, für die Bedienung gewöhnlich pro Tag 1 Franken. — Zählt man sich diese Franken zusammen, so kommen je nach Umständen 10 bis 15 pro Tag heraus, ohne

daß man irgend Aufwand macht, und rechnet man dazu was man auf Vergreifen für Führer, für sonstiges Weiterkommen an Postgeld, in den Städten für Beschäftigung des Sehenswerthen, und in Kaffeehäusern u. s. w. ausgiebt, so ist es nicht möglich unter 20 Franken täglich auszukommen. Natürlich kann man auch sehr viel mehr verbrauchen, wenn man will.

Es scheint nun allerdings sehr viel, daß man für seinen Kaffee jeden Morgen 12 Silbergroschen zahlen soll, allein man erhält dafür nicht allein Kaffee, sondern auch mehrerlei Brod und Gebäckes, Honig, frische Butter, oft auch Ziegenkäse, kurz es ist eine ganze Collation, von der man nach Belieben essen und trinken mag, so viel man kann. — Der größte Theil der Sterblichen ist freilich nicht im Stande des Morgens eine heroische Gflust zu entwickeln; man begnügt sich mit einer großen Tasse Kaffee nebst wenigen Butterschnitten und findet es eben deswegen so entseßlich theuer. — Könnte man in der Schweiz, wie in Deutschland, eine einfache Tasse Kaffee und einiges Brod bekommen, man würde sich nicht zu beklagen haben; dies ist jedoch nicht möglich, man muß den Honig, die Butter und was es sonst giebt in den Kauf nehmen, das ist Landesitte und Gebrauch. In manchen Gasthöfen aber wird nur 1 Frank für das Frühstück angesetzt und wo dies geschieht hat

man sich keineswegs über Theurung zu beschweren. Lassen sich doch unsere Gastwirthe und Postwirthe für den erbärmlichsten Kaffee, dem ein paar trockne Brodstückchen beigelegt sind, fast dasselbe entrichten. In der Schweiz dagegen ist Alles in Fülle da, Butter und Honig von ausgezeichneter Güte, und die Wirthe selbst so höflich, gefällig und dienstfertig, daß sämmtliche deutsche Gastwirthe bei ihnen in die Schule gehen könnten.

So ist es auch mit dem Übrigen. Ein schweizer Gasthausessen bietet mit wenigen Ausnahmen eben keine außerordentlichen Genüsse; man speist vielmehr am Rhein und in den meisten großen deutschen Städten besser, aber man wird doch reichlich mit Fleisch, Fischen, Gemüsen, Braten und allerlei Nachtisch versehen. Die schweizer Wirthe verstehen es vortreflich eine große Anzahl Schüsseln herauszubringen und recht oft die Teller wechseln zu lassen. Aus jedem Gemüse machen sie einen Gang, Alles wird einzeln umhergereicht, die kleinen Stückchen Fleisch, Braten sehen sehr zierlich und fein aus, man mag sich aber wohl vorsehen und ja irgend einmal herzhaft zufassen, wenn man nicht halb hungrig wieder aufstehen will. — Dafür zahlt man 3 oder 4 Franken und noch einige Groschen mehr, wenn man Kaffee begehrt. — Der Kaffee in der

ganzen Schweiz ist jedoch meist abscheulich: ohne dringendes Bedürfnis danach soll man ihn nicht versuchen. Man hat mir erzählt, daß dies eine Folge des schweizerischen Speculationstriebes sei, und selbst im Familienleben fast nur die allerschlechtesten Sorten gekauft werden, weil sie die billigsten sind. Nach der Schweiz wird aus Holland und Frankreich der Kaffee verkauft, welcher Seeschaden gelitten hat oder sonst für anderweitigen Gebrauch zu schlecht befunden wird; hier nun wird er zum Frühstück für 1½ Franken ganz passend befunden, und um ihn zu verbessern und den brenzlichen, öligen oder fauligen Geschmack zu dämpfen, versetzt man ihn mit der beliebten Cichorienwurzel, welche dem Göttertrank Vollenbung verleiht.

Die Schweizer sind an diesen Kaffee gewöhnt und befinden sich ganz wohl dabei, mir war er in der ersten Zeit fast unerträglich und Gegenstand meiner ununterbrochenen Klagen. Man kann es sich gefallen lassen, theuer zu zahlen, wenn man gut dafür bedient wird; allein theuer und obenein schlecht, erschüttert selbst die deutsche Geduld. Das aber ist in der Schweiz das Fatale, daß auch die schlechten Gasthäuser so theuer sind, wie die guten, und nicht einen Bogen weniger ansetzen. Man muß daher jedem Fremden rathen, stets das erste und größte

Gasthaus zu wählen, denn kaum wird je ein merklicher Unterschied des Preises zwischen diesem und dem allerschlechtesten im Orte sein.

Wenn man über die Theuerung der Gasthäuser klagt, so vertheidigen die Schweizer diese gewöhnlich mit der Hindeutung, daß die Besizer derselben nur in jedem Jahre vier, höchstens fünf Monate lang auf Besuch rechnen könnten; daß für die übrige Zeit die Gasthäuser meist leer ständen, dennoch aber die darauf verwendeten Kapitalien verzinst und die Familie erhalten werden müßte. Zum Theil ist dies allerdings wahr, namentlich für die Gasthäuser in den Gebirgsthälern, dennoch aber kann man manche gerechte Klage führen und kann es nicht ableugnen, daß das Reisen in der Schweiz viel theurer, als in allen Nachbarländern, in Deutschland, Frankreich und Italien ist. Hieran hat ganz natürlich der große Andrang der Fremden und besonders der Engländer schuld, welche, an die hohen Preise in ihrem Vaterlande gewöhnt, doch immer noch wohlfeiler als dort fortkommen, und sehr lange Zeit sich von den Schweizer Gastwirthen auf die unverschämteste Art pressen ließen. Jetzt sind sie zum größten Theile klüger geworden. In ihren Handbüchern finden sich aufs Genaueste die Gasthöfe verzeichnet, wo sie einzukehren haben, ebenso die Preise für Alles und

Jedes und nun hat sich fast der Gegensatz ihres früheren Benehmens herausgestellt, d. h. sie sind voller Mißtrauen und betrachten die Schweizer als eine Rotte heillosen Gauner, welche stets bereit ist, sie zu plündern. Man findet daher auch häufig die Wirth im Streit mit englischen Reisenden, welche sich weigern, das Verlangte zu zahlen. Nicht selten sind die sonst so freigebigen Insulaner knidrig und silzig bis zur Widerwärtigkeit und endlich doch gezwungen, nachzugeben, denn so höflich und unterthänig der Gastwirth in der Schweiz gegen seine Gäste ist und so viel er sich von ihnen gefallen läßt, so lange er hoffen darf, Geld von ihnen zu verdienen, so entschlossen verfährt er seine Ansprüche, sobald er sieht, daß man ernstlich ihm etwas davon abzwacken will. — Ich habe mehren lustigen Scenen dieser Art beigewohnt, bei denen Engländer festgehalten wurden, bis sie bezahlten, was andere Leute auch zahlen mußten, ohne sich zu weigern, weil es die gewöhnlichen bekannten Preise waren; andererseits habe ich gesehen, wie allerdings Engländer, trotz ihrer Vorsicht, abscheulich geprellt wurden, namentlich beim Mietthen von Fuhrwerk, ohne daß sie irgend einen Einwand machten. *Point d'argent point de Suisse!* Dies alte Sprichwort scheint noch immer in der Schweiz nichts von seiner Be-

deutung verloren zu haben. — Geld ist die große Lösung; für Geld und um Geld wird Alles gethan und ist Alles zu haben. Ein enormer Respect vor dem Gelde tritt in diesem Lande überall hervor und unter den Schweizern selbst giebt es nichts, was so viel Achtung und Nachsicht erwecken kann, als der Name eines reichen Mannes. Ihm verzeiht man Alles: seine Irrthümer, seine Fehler und Laster finden Beschönigung und sein Einfluß ist ungemein schwer zu brechen, wenn er Ehrgeiz genug besitzt, zu den Führern und Leitern einer Partei gehören zu wollen. Ich will später mehr Beispiele dieser Achtung des Geldes anführen, welche übrigens auch den Fremden zu Gute kommt. Wer die Schweiz besucht, in der Schweiz reist, muß Geld haben, deshalb schon ist man achtungsvoll und höflich gegen ihn. Denn selbst wenn Reisende muthwillige polizeiwidrige Streiche machen, wird man nur im äußersten Nothfalle obrigkeitlich etwas gegen sie unternehmen, weil der geldbesitzende, Geld ins Land bringende Fremde eine Art geheiligter Person ist. — In Zürich lebte einige Jahre lang ein Engländer, der die wildesten Streiche verübte, die züricher Tölpelbürger auf das gräulichste verhöhnte und ungeschont öffentlichen Unfug aller Art trieb, ohne daß die Obrigkeit gegen ihn einzuschreiten wagte, denn er

ließ bedeutendes Geld daraufgehn und man meinte alle Engländer zu beleidigen, wenn man den übermüthigen, halbtollen Menschen gewaltsam entfernte, was endlich freilich dennoch geschehen mußte. — Die Schweizer, ich muß es wiederholen, lassen sich gar viel gefallen ums Geld, allein durchaus loben muß man doch die Freundlichkeit und Höflichkeit, mit welcher der Reisende überall behandelt wird, mag es geschehen, weshalb es will. Nirgend ist man besser aufgehoben, nirgend forscht man mehr nach den Wünschen und Begehren des Fremden. Man muß Alles bezahlen, es ist nichts umsonst, allein das ist in der ganzen Welt nicht anders, und immer ist es doch besser, so zuvorkommend und dienstfertig aufgenommen zu sein, als grob und nachlässig, während man auch bezahlen und tüchtig bezahlen muß.

Ich will hier auch gleich des Geldes Erwähnung thun, in welchem der Reisende in der Schweiz zahlen muß, wie der argen Münzverhältnisse in den verschiedenen Kantonen und Kantönchen, durch welche mau oft empfindlichen Schaden leidet. Es herrscht in Betreff des Geldes und Geldwerthes eine ungemaine Verschiedenheit in der Schweiz, wie sie nirgend wohl in so engen Orenzen Statt findet, und schon daraus, daß es bis jetzt nicht gelingen wollte, eine Übereinstimmung zu erzielen, kann man sehen,

wo die Ursache vieler Uebeln in der Schweiz steckt. Nirgend ist hier eine vereinigende Macht, aus deren Schooß gemeingültige Beschlüsse, die zu einer innigeren Verbindung und Verschmelzung führen, hervorgehen könnten: es ist keine Gemeinsamkeit der Vertretung großer und allgemeiner Interessen vorhanden, kein Gefühl einer staatlichen Einheit, sondern jeder dieser kleinen Staaten denkt für sich nach seinen Besonderheiten, handelt nach seinen Privatvortheilen und behauptet seine Souverainitätsrechte mit aller Hartnäckigkeit kleinlicher Selbstsucht, welche durch die Vortheile einflußreicher Parteihäupter noch mehr sich befestigt. Die ohnmächtige Tagelagung kann darin gar nichts thun, als etwa fromme Wünsche ausdrücken und hierin liegt, wie alle wahren Patrioten der Schweiz mit allen vorurtheilsfreien Männern vereint es beklagen, das Unheil für das Schweizerland. — Die Schweiz ist kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund, in welchem das kleinste Mitglied nirgend sich dem allgemeinen Besten zu fügen und zu schiden braucht. Das muß man vor allen Dingen merken, um viele Zustände begreifen zu können; denn hierin liegt der Knoten zu allen den Wirren und Verwicklungen. Daher ist die Schweiz stehen geblieben in allen ihren inneren Entwicklungen; daher auch der seit dem

Jahre 1830 fortgesetzte Kampf, die jetzige Bundesverfassung umzustürzen und eine zeitgemähere einzusetzen, durch welche die nationale Einheit und der Wille der großen Majorität des Schweizervolks gesichert wird.

Mit dem Gelde hat man sich mancherlei Mühe gegeben, denn allgemein wurde das Bedürfnis der Vereinbarung über Münze, Maß und Gewicht gefühlt, aber die Interessen waren viel zu verschieden, um zu einem Ziele zu gelangen. — Im Jahre 1834 traten zwölf Kantone: Bern, Zürich, Luzern, Glarus, Zug, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau und Thurgau zu Unterhandlungen über ein gemeinsames System zusammen; allein man kam damit nicht weit, denn jeder Kanton hatte andere Forderungen und Ansichten geltend zu machen. Über eine neue Maß- und Gewichtsordnung verständigte man sich leichter und mehrere Kantone haben diese wirklich eingeführt, andere sie beanstandet; die Geldverwirrung ist dagegen geblieben, wie sie war, und wird ohne eine Änderung der politischen Verhältnisse auch schwerlich sich auflösen lassen. Es ist dabei allerdings zu berücksichtigen, daß die eigenthümliche Lage der Schweiz, zwischen Frankreich, Italien und Deutschland, auch besondere Geldverhältnisse bedingt. — Die französische Schweiz,

die westlichen und südwestlichen Kantone überhaupt, welche vorzugsweise mit Frankreich und Italien im Handelsverkehre stehen, müssen den französischen Münzfuß vorziehen. Der Osten und Norden, welcher mit Deutschland seine hauptsächlichsten Verbindungen hat, wird den Reichesfuß weit annehmbarer finden. So scheint es fast, daß wenigstens zwei verschiedene Systeme in der Schweiz Eingang finden müßten, und dagegen ließe sich gewiß nichts einwenden; doch wie es jetzt ist, wo jedes Kantönchen seine Scheidemünzen hat, die jenseits seiner engen Grenzen nichts mehr gelten, wo ein Kanton die Münzen des andern geradezu verbietet; wo hier der Bagen und Rappen, dort der Blugger, dort der Kreuzer, dort der Schilling, da der Sou und Centime allein angenommen werden, und wo man in der willkürlichsten Weise für den Fünffrankenthaler vier und dreißig Bagen, oder fünf und dreißig, sechs und dreißig, oder vier und dreißig und einen halben und selbst nur drei und dreißig und einen halben giebt, wo man ferner bald nach Gulden, bald nach Schweizerfranken, bald nach Reichsgulden, nach Pfund Geld, nach Kronen, nach Mailänder Livres, oder nach französischen Münzen rechnet, da muß eine heillose Verwirrung obwalten, bei welcher der Fremde gewiß schlecht fortkommt.

Und so ist es auch. Man mag es versuchen, wie man will, man wird stets an seinem Gelde verlieren. — Vor Allem hüte man sich, preussisches Geld, sei es Gold, Papier oder Courant, mit in die Schweiz zu bringen. Man muß es sofort beim Eintritt, in Basel oder Schaffhausen, noch besser vielleicht in Frankfurt oder Mannheim, umsetzen, wenn man nicht empfindliche Verluste erleiden will. Was man aber auch thun mag, Verluste sind immer sicher. — Das eigentliche Schweizergeld, Schweizerfranken und Bagen, kann man weder erhalten, noch mit sich schleppen. Große Silberstücke, 40 Bagenstücke, soll es allerdings geben, ich habe aber nie eines gesehen. Die Schweizerfranken, größtentheils von Bern geschlagen, sind meist alt, abgegriffen, unansehnlich, von schlechtem Gepräge und ebenfalls in ungenügender Anzahl vorhanden. So bleibt denn nichts als Scheidemünze: Bagen, Rappen u. s. w., welche den größten Theil des Schweizergeldes ausmacht. — Der Schweizerfranken hat zehn Bagen, der Bagen soll vier Kreuzern gleich sein. Er gilt für $1\frac{1}{2}$ französische Franken, somit 12 Silbergroschen preussisch. — Die Bagenstücke selbst sind ein entsetzliches Geld, dünn wie Blech, schmutzig braun, oft unkenntlich, oft vor Alter und Abnutzung fast nicht zu unterscheiden von dem halben Bagen, mit

denen der Fremde daher beim Wechseln häufig angeführt wird. Das Alles wäre jedoch noch zu ertragen, wenn es nur möglich wäre, sich mit irgend einer schweizer Geldsorte zu versorgen, an welcher man ohne Verlust bliebe. Dies ist jedoch auch bei den Bagen selbst nicht der Fall, denn nur die Bagen der konfödirenden Kantone kann man wieder los werden. Neuchâtel'ser Bagen werden nicht genommen, und häufig kommt es vor, daß man Geldstücke, die man empfangen, nicht wieder ausgeben kann, obwohl es schweizerische sind; ohne daß es doch dem Fremden möglich ist, sich davor zu schützen.

Am besten daher, man versorgt sich mit französischem Gelde, mit Napoleons- und Fünffrankenthalern, ohne welche es in der Schweiz überhaupt gar übel aussehn würde; denn nur allein die Republik Bern hat Geld in beträchtlicher Menge schlagen lassen und einen großen Theil der übrigen Kantone damit versorgt. Berner Bagen und Franken findet man überall. Züricher Schillinge, Böcke (vier Bagenstücke) und Franken viel weniger; allein Zürich, das sich zum guten Theil mit berner Geld behilft, ist der Platz, wo der Fremde unausgesetzten Verlust beim Wechseln erleidet. — Zürich behauptet nämlich, daß sein Münzfuß besser sei, als der der übrigen Kantone. Es rechnet nach Gulden zu 40

Schillingen, oder 16 schweizer Bagen. — Zürcher Gulden habe ich nie gesehen, ich glaube auch, es giebt keine; die Schillinge aber sind noch weit erbärmlichere Geldstücke, als die Bagen, fischschuppenartig dünn, unkenntlich, schmutzig und widerwärtig. Während nun in Bern und allen anderen Kantonen der Fünffrankenthaler für 35 Bagen oder doch für $34\frac{1}{2}$ Bagen in Zahlung genommen wird, erhält man in Zürich nur 34 Bagen dafür, und da Zürich ein Ort ist, wo die meisten Fremden einen längeren oder kürzeren Aufenthalt nehmen, ist es wenigstens gut für sie, daß in den Gasthöfen überall nach französischen Franken gerechnet wird. Die Züricher machen jedoch mit ihrem sogenannten besseren Münzfuß Jahr aus Jahr ein einen ansehnlichen Gewinn, vornehmlich an den Fremden, und wer sich darauf legen will, Fünffrankenthaler in Zürich einzuwechseln und nach Bern zu führen, wo 35 Bagen dafür gegeben werden, kann mit leichter Mühe Geld verdienen.

Nicht besser, sondern noch übler geht es dem Reisenden der etwa Kronenthaler mitbringt, die sich noch schwankender verwerthen lassen, und an denen man an verschiedenen Orten zwei Bagen verliert. Eben so groß ist sein Verlust an Gold. Preussische Friedrichsdors und deutsche Louisdors gelten nicht

mehr, als Napoleons und auch an diesen geht gewöhnlich alles Goldagio in den Wirthshäusern und bei Zahlungen auf der Reise verloren. — Man sieht also, daß man nothwendig immer einbüßen muß, daß man mit französischem Gelde aber doch noch am besten fortkommt, deshalb ist zu diesem zu rathen, wenn man nicht etwa Creditbriefe hat, die freilich auch bei den Bankiers nicht wenig Provision kosten.

Um eine kleine Übersicht zu geben, wie man in den verschiedenen Kantonen im Gelde abweicht, will ich hier die vorzüglichsten hersetzen. Appenzell, St. Gallen, Glarus, Schaffhausen und Thurgau rechnen nach Reichsgulden und Kreuzern; Luzern, Unterwalden, Uri und Zug nach Schweizerfranken, Bagen und Rappen, aber auch nach Gulden und luzerner Schillingen. — Aarau, Basel, Bern, Freiburg, Schwyz, Solothurn, Waadt, Wallis nach Schweizerfranken, Bagen und Rappen; Zürich hat ebenfalls diese Münzen, aber auch Gulden zu 40 Schillingen; Neuenburg hat neuenburger Bagen und französisches Geld; Genf seit 1839 den französischen Münzfuß, Tessin mailändische Livres zu 20 Sous; endlich Graubündten Bündtnergulden zu 70 Blugger oder 60 Bündtnerkreuzer oder 15 Bündtnerbagen. — Alle diese Geldsorten sind auf dem kleinen Raum der

Schweiz zusammengebrängt. Das Eine gilt hier nicht, das Andere dort nicht; da sind die schmutzigen Wagen besser, dort schlechter. So kann man sich einen Begriff von den schweizer Geldverhältnissen machen.

In Schaffhausen, wo man noch mit einem Fuße in Deutschland steht, merkt man nichts desto weniger schon den Unterschied der Theuerung in den Gasthäusern, und wie die Rechnung nach französischen Franken darauf einwirkt. Ein halber Frank ist ein winzig kleines Silberstück, aber es ist beinahe vier Groschen werth, und doch ist es das Geringste was für jede Kleinigkeit auf die Wirthsrechnung kommt und was man für den kleinsten Dienst geben kann. — Die besten Rechnungen in Schaffhausen versteht man wohl im Hotel Weber zu machen, dem neuen großen Gasthause, das außerhalb der Stadt, dem Rheinfall gegenüber, erbaut ist. — Es ist in dem kleinen Schaffhausen eben nichts zu sehen. Der Rheinfall ist das Einzige was hieher locken kann. So ist denn die Spekulation, dort einen Gasthof zu errichten, keine verfehlte und namentlich auf Engländer und solche Reisende berechnet, die in eigenen Wagen anlangen, folglich ohne Umstände mit ihrem Fuhrwerk bis zum Hotel an den Wasserfall fahren können. —

Der Rheinfall ist zahllos oft beschrieben wor-

den; man kann sich daher die Mühe sparen dies abermals zu versuchen. Aufmerksam machen will ich aber doch, daß Jeder, der den ganzen Eindruck mit sich nehmen will, nicht versäumen darf, auf das linke Ufer nach Schloß Laufen hinüber zu fahren, um dort auf der Gallerie bis unter den Fall zu gehen. Hier empfängt man erst ein Bild der Großartigkeit der stürzenden Wassermassen, durch welche der Rheinfall allein imponirt. — Vom rechten Ufer gesehen, oder von den Mühlen oberhalb des Falls, scheint der Sturz die Berühmtheit nicht zu verdienen, welche er erlangt hat. Er braust zwischen ausgewaschenen Felsenlagern hin, brandet und kocht in Höhlen und Trichtern, sprüht an den seltsamen Klippen empor, welche mitten aus dem Fall aufragen, und sinkt weißschäumend in die Tiefe, aus welcher Wolken von Wassernebel aufwirbeln; allein der ganze Anblick ist ein zerfließender. Es ist keine rechte Einheit, kein Mittelpunkt darin, woran sich Auge und Empfindungen festklammern könnten. — Die Umgebungen ziehen davon ab, auch steht man zu weit davon entfernt. Ganz anders verhält es sich auf der Gallerie des Schloßes Laufen, wo man eingehüllt in die Tropfenschauer der leuchtenden, bligenden Wassermassen, die schweren, gediegenen, schaumzerpeitschten Bogen an sich niedersinken sieht; wo das Auge sich

in dies ewige Wallen und Kommen festbohrt; wo der Boden unter unseren Füßen dumpf zittert und dröhnt, und an dem Fels, zerschlagen in Atome, der feuchte blendende Staub, der im Sonnenschein gleich Diamantsplittern funkelt und große kühne Regenbogen bildet, den ganzen Lustkreis mit Silberdunst und Farben füllt: das ist groß, schön und gewaltig und man vergift darüber die winzige Spielerei der Menschen, welche auf der Klippe im Sturz eine kleine menschliche Puppe hingestellt haben, die den Wilhelm Tell mit der Armbrust bedeuten soll.

Der Trollhätta-Fall in Schweden kann sich eben so wenig wie der Fall der Dalelf bei Elfskarleby mit dem Rheinfall messen. Sie haben weder die Wassermasse des Rheins, noch einen solchen Standpunkt, wenn sie ihm auch an Höhe gleichkommen, oder überragen. Man sieht von oben in ihre schwarzen, tannenbewachsenen Schieferschluchten, doch so in der Nähe, wie hier, kann man ihnen nicht beikommen. — Die großen Wasserfälle in Norwegen sind endlich ganz und gar damit nicht zu vergleichen. Diese Wasserfälle werden meist von Gebirgsbächen gebildet, welche in den wilden Einöden der Fjellen von Felsenwänden in düstre meist unnahbare Schlünde stürzen. Das ist eine andere Natur, ein anderes ergreifendes Schauspiel, einzig in seiner Art. —

Hier rollt ein mächtiger Strom zwischen sanften Hüggelketten hin, und rund umher ist das Land, wie ein Garten, anzuschauen. Die rebengrünen Ufer, die Reihen der Frucht- und Wallnussbäume, die üppigen Kornfelder und die Menschenwohnungen mit ihren Gärten begleiten den Wanderer, der den Rheinfluss aufsucht und überrascht ihn erreicht, ohne daß er seine Nähe ahnt. Schloß Laufen, ein modernisirtes hübsch eingerichtetes Gebäude auf der felsigen Höhe am linken Ufer, hat die Regierung in Zürich gekauft, und läßt sich für den Besuch des Falls und Besichtigung von Schloß und Garten einen Franken bezahlen. Das ist ein Tribut, deren es viele in der Schweiz giebt, allein es ist die einzige Art den Kaufpreis herauszuschaffen und wenigstens giebt man den Zoll nicht umsonst, man hat reichen Genuß dafür. Am linken Ufer führt dann ein schöner Weg durch das Thal hart am rauschenden, wirbelnden Rhein nach Schaffhausen zurück, der dem des rechten Ufers weit vorzuziehen ist. Diesen muß man wählen, man wird davon sehr befriedigt sein.

Ein gewöhnlicher Irrthum, den sehr viele Fremde theilen, ist es, sich die ganze Schweiz als ein Land voll hoher Berge und Gebirge zu denken, was keinesweges der Fall ist; denn gegen Deutschland hin bieten die Naturverhältnisse unverändert dieselben

sanften und waldigen Hügelfetten, dieselben milden Thäler, in denen Flüsse und Bäche ihren Weg verfolgen, wie in dem angrenzenden Baden, Württemberg und Baiern. — Die südwestlichen Waldgebirge Deutschlands, der Schwarzwald und die rauhe Alp, sind höher und gebirgsartiger, als was in der Schweiz bis jenseit der Albiskette, bis an den Rigi, vorkommt, und die Kantone Schaffhausen, Basel, Aargau, Thurgau, Solothurn, Zürich, ein großer Theil von Bern und St. Gallen sind Stufenländer, deren Höhenzüge selten über 2000 Fuß hinaus gehen und deren Boden für den Anbau aller Cerealien geschikt ist. — Der größte Theil dieses Hügellandes ruht auf der weichen merglichten Sandsteinart, die man Molasse nennt, welche den schweizer Städten die Mittel giebt, ihre mächtigen Sandsteinhäuser zu bauen. Die Molasse wechselt ab mit der Nagelslue, einem merkwürdigen Gestein, aus Zertrümmerung verschiedenartiger Kalksteine, auch Grauwacke, Porphyr u. s. w. entstanden, und durch einen kalkig-sandigen Kitt mit einander verbunden. Da, wo die schweizer Seen beginnen, erscheint die Nagelslue in ungeheuren Massen und zieht als Nagelsluegebirge vom Genfer See aus, durch die Kantone Freiburg, Bern, Luzern, Glarus und St. Gallen bis zum Bodensee. Diese Nagelsluekette, in

deren Mitte der 5500 Fuß hohe Rigigebirgskopf liegt, bildet den ersten Berggürtel der Schweiz. Hinter ihr im Süden hat dann der jüngere Alpenkalk eine zweite höhere Kette gebildet, die vom Osten des Genfersees, über die Stockhornkette am Thuner- und Vierwaldstädtersee hinstreicht, die Pilatuskette und die Schwyzerberge bildet, und mit der Sentiskette in Appenzell am Rhein endet. Der dritte Gebirgswall, vornehmlich aus Übergangskalk hervorgegangen, liegt noch weiter südlich und läuft von Savoyen aus, wo er sich an den Montblanc lehnt, über den Dent de Midi, den Dent de Morcles, die Diablerettes und das Oldenhorn in das Berner Oberland, das er von Wallis scheidet. In dieser Kette liegt der ungeheure Halbkreis mächtiger Gebirgsgipfel mit ewigem Schnee und vielen Gletschern gekrönt: das Schneehorn, die Gemi, der Altsch, das Tschingelhorn, Breithorn, Mittagsorn, Großhorn, die Jungfrau, Eiger, Mönch, die Wetterhörner, das Finsterahorn, die Windgelle, der Tödi, der Tittlis und viele andere, die bis nach Graubünden hinüber durch das vordere Rheinthal setzen, das Prättigau füllen und mit den mächtigen Ketten der Urgebirge von Granit, Gneis, Porphyr, Syenit und Schiefer zusammenstoßen, die Tyrol füllen und die Schweiz von Italien trennen.

Hier ist der Gotthard der Hauptknoten, von dem östlich das Gebirge zum Bernina und zum Ortler läuft, südwestlich über den Mont Rosa und Mont Blanc geht und bis nach Nizza am mittelländischen Meere sich fortsetzt.

Man sieht hieraus, daß nur ein Theil der Schweiz, und zwar der innere und südliche, hohes Alpenland ist, auf welches man von Deutschland kommend, nach und nach aufsteigen muß, je mehr man sich Italien nähert. Schaffhausen, Basel, Aarau, St. Gallen, Zürich, Bern, Freiburg, Lausanne, Genf und alle die bedeutenden Städte der Schweiz, liegen wie die Kantone, deren Hauptstädte sie bilden, meist in dem milden Vorlande der eigentlichen Alpen, und erst jenseit dieser industriellen, oder korn- und weinreichen Theile der Schweiz, gelangt man über die Ketten der Rhodane und der jüngeren Kalkformation in das eigentliche schweizer Hochland, dem Hirten- und Weideland der Schweiz. Denn zwischen und in diesen beiden Kalksteinketten und dem Urgebirge, das Italien scheidet, liegen die inneren Kantone Zug, Schwyz, Glarus, Appenzell, Uri, Unterwalden, Valais, Graubünden, zum Theil auch St. Gallen und Luzern. Endlich jenseit der Gotthardkette, südlich bis an den Lago Maggiore und an den Euganer See hinab dehnt sich die ita-

lienische Schweiz, der Kanton Tessin aus, auch reichen bis nahe an den Comersee die Südspitzen des italienisch redenden Theils des Kanton Graubündten.

Wie nun die Alpen nach der Seite Italiens steil und schnell in die lombardische Ebene abfallen und so einen auffallenden Gegensatz zu dem stufenweisen Niedersinken auf der Nordseite bilden, so schneidet auch ziemlich bestimmt die italienische Sprache mit der Urgebirgskette ab. Weiter vordringen hat sie hier nicht können. Am Fuße des Gotthard, des Splügen, des Simplon und aller Gebirgspässe wirft sich ihr die deutsche Sprache in ihrer ganzen Zähigkeit entgegen; westlich aber im unteren Wallis und in Savoyen thut dies die französische Sprache vielleicht mit noch besserem Erfolg. Der französisch redende Volksstamm, welcher die westliche Schweiz inne hat, breitet sich rings um den lemanischen See aus und bewohnt die Jurakette, welche gegen Frankreich die Grenze bildet. Das langgestreckte Kalksteingebirge des Jura, das mit seiner Fortsetzung, dem Jorat, sich an die Alpen lehnt, bildet eine wahre, natürliche Scheidewand gegen die Monarchie der Franzosen; allein Sprache und Sitten verbinden dennoch die Menschen, darum ward es Napoleon auch einst so leicht, einen bedeutenden Theil dieser Grenzstriche zu seinem Reich zu schlagen, und Sa-

voren hinzuzufügen. — Genf, Neuchâtel und die Waadt machen den Kern der französischen Schweiz aus. In Freiburg ist die französische Sprache siegreich vorgeedrungen; Bern besitzt einen Theil des Jura, der ihm französisch redende und katholische Bürger giebt, endlich wird auch Unter-Wallis von dem französischen Stamm bewohnt, und so sehen wir die wunderbare Thatsache, daß drei oder genau genommen vier verschiedene Sprachen (das romanisch redende Graubünden dazu gerechnet) in der Schweiz gesprochen werden, ohne daß dies die staatliche Vereinbarung des Landes zu einem politischen Körper hindert. — Gewöhnlich meint man, daß nie so etwas wahrhaft auszuführen, dieselbe Sprache das gemeinsame Bindemittel sein müsse; daß von einem Vaterlande in seiner vollen Bedeutung da nicht die Rede sein könne, wo man in den verschiedenen Staatstheilen sich nicht verstehe; allein die Schweiz beweist, daß man sich irrt. Nicht die gleiche Sprache gehört dazu, sondern eine Übereinstimmung der Interessen zum gleichen Zweck, und wenigstens in neuester Zeit, wo das Volk mehr und mehr zu seinem Rechte und zur Herrschaft gelangte, knüpfte sich das Bündniß moralisch fester im Bewußtsein der Schweizer, welche trotz aller Händel und Spaltungen ihr gemeinsames Vaterland innig lieben.

Es ist allerdings wahr, daß nach monarchischen Begriffen von Staatseinheit und Vaterland die Schweiz weder das Eine noch das Andere besitzt. Es gehört ein verbundenes, republikanisches Staatsleben dazu, welches sich nicht in provinzieller Scheidung und Abhängigkeit von einem regierenden und bestimmenden Mittelpunkte bewegt, sondern seine Selbständigkeit für sich behauptet, sich selbst regiert, für seine Bedürfnisse Sorge trägt, souveraine Rechte ausübt nach historischen oder verfassungsmäßigen Entwicklungen, und nur zum Schutz seiner allgemeinen Sicherheit nach innen und außen, zum Wachsthum und Wohlergehen des Ganzen sich zu einem Körper vereinigt, dessen Glieder organisch zusammenhängen, sich gegenseitig unterstützen und in gemeinsamen Beschlüssen sich über ihr Wohl und Wehe verständigen.

In dieser Weise haben die amerikanischen Freistaaten sich ein Vaterland geschaffen, an dem sie mit Liebe und Begeisterung hängen, in derselben Weise würden die Schweizer ein Vaterland haben, wenn nicht bei ihnen die Selbständigkeit der einzelnen kleinen Staaten eine überwiegende, und dadurch die Macht des Ganzen eine gelähmte wäre; allein was bis jetzt mangelhaft und Gegenstand erbitterter Streite ist, hat das Volk längst bei sich entschieden. — Der

Bürger von Bern, von Schaffhausen, von Lausanne, Genf, Lugano oder Basel, Alle wissen, daß sie Schweizer sind; daß sie zu einer Einheit gehören, die ihr gemeinsames Vaterland ausmacht, und dies Gefühl ist stärker bei den Schweizern, als man im Auslande denkt. Es ist ein Freiheitsgefühl geworden, das tief in dem Herzen wurzelt, das stärker ist, als alle Kantonaltrennung, und welches seine Begeisterung gewiß geltend machen wird, wenn ein äußerer Feind die Schweiz angreift, oder wenn ein solcher sich in die innern Angelegenheiten gewalthätig einmischt.

Die verschiedenen Sprachen thun der schweizerischen Einheit in der That weit weniger Schaden, als die verschiedenen Bildungsstufen ihrer Bewohner in den einzelnen Kantonen, die verschiedenen Lebensbeschäftigungen derselben, die hiernach erfolgten ganz verschiedenen Entwicklungen der Verfassungen und vor allen Dingen die unglückliche Trennung zwischen Katholiken und Protestanten, welche den entschiedensten Einfluß auf die Lage der Schweiz ausübt. Ein Waadtländer oder Genfer steht einem Berner oder Züricher um vieles näher, als ein Eidgenosse aus dem deutschen, streng katholischen Uri oder Unterwalden. Überhaupt aber sind es die Gesinnungen, mögen diese politischer

oder religiöser Art sein, welche überall in der Welt, besonders aber in den kleinen Republiken der Schweiz, sowohl die Einzelnen, wie die ganze Masse der Bürger, näher führen oder trennen. Die Parteien halten zusammen und verständigen sich, oder sie fallen mit ihrem ganzen Haß sich an, und hier in der Schweiz, wo die Majoritäten des Volks die Regierungen einsetzen, Gesetze machen und ihren Willen zur That werden lassen, wo die Presse meist völlig frei ist und die Menschen sich selbständiger fühlen, bekommt der Parteienkampf eine viel rohere und leidenschaftlichere Form, als in den wohlgeordneten monarchischen Staaten, wo bewaffnete Macht, Polizei, Beamteneinfluß, Standesunterschiede, sammt Sitte und Gewohnheit des Schickslichen jeden Meinungsstreit zu mäßigen wissen.

In der Schweiz herrscht das naturwüchsige Element in seiner ganzen Rauheit vor. Es sind hier zu große Unterschiede zu überwinden, und doch liegen alle Fäden der gesellschaftlichen Zustände sich weit näher, als irgendwo in Europa. Zwischen dem Präsidenten, Bürgermeister, Schultheiß oder Landamman einer der kleinen Republiken und dem geringsten ihrer Bürger ist bei weitem kein so großer Unterschied, wie zwischen dem deutschen Geheimrath und einem deutschen Bauer. Der

Geheimrath bleibt sein Lebenslang ein Wesen höherer Gattung, das auf den Bauer huldvoll niederblickt, der Schultheiß von Bern dagegen, oder der Bundespräsident der Eidgenossenschaft, steigt nach den vier oder sechs Jahren von seinem Amtsfessel und kehrt in die Stille seiner Schreibstube oder seiner ländlichen Besizung zurück, aus dem er nur hervorgehen kann durch den Willen und das Vertrauen seiner Mitbürger. Das ist ein ungeheurer Unterschied, der Alles verschieden regelt; in der Republik die Menschen näher bringt und selbstvertrauend macht, in der Monarchie die Stufen der Gliederung erzeugt, welche vom Paria zum Braminen und zum Mogul aufsteigen.

Bei alle dem ist jedoch ein gar großer Unterschied zwischen dem Hirten in Uri und Schwyz, oder dem armen Grasmäher und den reichen Herren aus alten Geschlechtern, die seit Jahrhunderten sich damit befassen, die kleinen Hirtenländer der innern Schweiz zu regieren. Trotz aller Demokratie der Landsgemeinde und jener viel gepriesenen Freiheit und gänzlichen Gleichheit ist die ärgste Tyrannei hier häufig herrschend. Der Einfluß der Familien und des Besizes tritt nirgend so stark wie in der reinen Demokratie jener kleinen Kantone hervor, in denen die Institutionen des 13ten und 14ten Jahrhunderts

sich noch erhalten haben. Arm, abgesondert vom übrigen Menschenleben, abergläubisch und verdummt durch ihre Pfaffen und Häuptlinge, leben hier die Menschen, ohne durch Unterricht und Lehre Aufklärung zu empfangen. — Welch ein Unterschied zwischen einem dieser Hirten und einem aufgeklärten, unterrichteten Bürger von Lausanne, Bern oder Zürich, einem Genfer Banquier, der sein Hotel in Paris hat, oder einem der Millionaire in Basel?! Welche verschiedenen Interessen werden in den verschiedenen Kantonen verfolgt und leiten deren Leben und Politik! — Man kann sich nicht wundern, wenn die heftigsten, wildesten Gegensätze zusammenstoßen, wenn es in Schwyz, Uri, Zug, Unterwalden und Luzern den Junkern und Priestern gelingt, unter dem Geschrei: die heilige katholische Religion ist in Gefahr! den Volkshass gegen die protestantischen Kantone zu entflammen, welche zugleich die größeren, reicheren und gewerbsameren sind. Die armen, rohen Hirten und Bauern glauben mit derselben Inbrunst auch jetzt noch Alles, was ihre Priester sagen, wie sie es im Jahre 1799 glaubten, als diese sie zum Kampfe gegen die Franzosen im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau aufreizten und ihnen die Schaaren der Engel als Beistand versprochen. In allen diesen kleinen Republiken ist das Volk meist eine stumpfe, dumpfe

Masse, völlig hingegeben den Hand in Hand gehenden Interessen der Geistlichkeit und seiner Regenten, die einen Bund geschlossen haben zum gegenseitigen Schutz und zur Abwehr aller Neuerungen.

Betrachtet man aufmerksam diese ganz verschiedenen Bildungs- und Entwicklungsstufen des Volkes in der Schweiz, und diese verschiedenartigen, feindselig und mit allem Haß des Ehrgeizes, der Selbstsucht und der fanatischen Leidenschaften sich bekämpfenden Parteien, welche die Massen aufzustacheln und hineinzuziehen wissen, sei es durch religiöse oder politische, oder durch aus diesen beiden Bestandtheilen gemischte Mittel, und rechnet man hinzu, daß die Masse des Volkes, trotz der eifrigen Bestrebungen mancher Regierungen, seit 1830, durch Schule und Belehrung Aufklärung zu verbreiten, größtentheils noch ziemlich weit zurück ist, so wird es leichter, sich ein Bild der schweizerischen Zustände zu entwerfen und in diesen Wirren den rothen Faden zu finden. Noch ist die alte Junkerpartei in manchen Kantonen nicht überwunden, und weiß sich als regierend zu erhalten, indem sie ihre Widersacher besiegt und vertrieben hat; in anderen ist sie gestürzt worden und hat dem Regimente des wohlhabenden und gebildeten dritten Standes Platz gemacht: den Advokaten, Doctoren, Landbesitzern, Kaufleuten und Banquiers.

Die letzteren haben sogar in einigen Kantonen entschieden das Heft der Herrschaft lange Zeit und selbst bis auf diese Stunde in der Hand behalten, wie in Genf und Basel; aber überall zeigt sich der Drang einer jung schweizerischen nationalen Partei, diese Herrschaft der Geburt oder des Geldes zu besiegen, zu einer Demokratie zu gelangen, in welcher das Volk, als solches, seine Souveränität geltend macht, und mit aller Aristokratie, weß Namens diese sein möge, auch die alten Föderativverhältnisse der Kantone zu zerbrechen und eine freie Schweiz zu gründen. Ob dies unter den gegenwärtigen Zuständen, bei dem Bildungsgrade der Massen, den religiösen Gegensätzen und den erbitterten Partekämpfen möglich sei, wollen wir später darzulegen suchen; allein Waadt, und gegenwärtig Bern, haben in Folge ihrer Umwälzungen das Beispiel gegeben, daß man den alten Weg der historischen Entwicklungen verlassen, die mittelalterlichen Einrichtungen auflösen, und einen modernen Staat der Volksfreiheit und Gleichheit nach den Ideen der Vernunft darstellen kann.

Nirgend vielleicht so sehr, wie in der Schweiz, stimmt sich aber die alte Zeit dagegen an. Das Landvolk war hier seit Jahrhunderten von der Macht der Städte zur Willenlosigkeit und Unterthanenschaft herabgedrückt, die weit tyrannischer sich darstellte, als

in den Ländern absoluter Fürsten, und meist erst seit dem Jahre 1830 ihr Ende erreicht hat. Von einem freien Schweizervolke zu sprechen, war eine Lächerlichkeit, denn frei waren nur die Städte, und auch in diesen nur die bevorrechtete Familienkaste der Altbürger, die städtischen Regenten, welche mit ihrem Anhang, ihrem Clientel, den Staat bildeten und in den zahlreichen Privilegien und Vorrechten der Stadtbürger ihre Stützen suchten und fanden. Mit dieser Privilegienwirthschaft hing das Familienregiment eng zusammen. Als aber im Jahre 1830, durch die Julirevolution zur That geführt, in vielen Kantonen der Unwille des gebildeten und einsichtsvollen Theils der Bürger die Junkerwirthschaft niederwarf, gingen die errungenen Freiheiten weiter, als Viele wollten; denn sie dehnten sich in den größten und mächtigsten der schweizerischen Freistaaten über die Städte hinaus auch auf das Landvolk aus, setzten dies den Städten ganz oder doch größtentheils in bürgerlichen Rechten gleich und machten dem Privilegienkram ein Ende.

Diese Ausdehnung der Freiheit können die Stadtbürger an vielen Orten noch nicht vergessen und verschmerzen. Der alte Jopf steckt noch gar zu fest an ihren Köpfen, sie mögen sich wenden, wie sie wollen. Je mehr daher der Bauer zur Einsicht seines Gleich-

heitsrechtes gelangt, je mehr er durch seine Masse die Masse der Stadtbewohner überragt, durch seine überwiegende Zahl von Abgeordneten sich geltend macht und je mehr es ihm gelingt (wie jetzt in Bern) die letzten Vorzüge und Vorrechte der Städte zu zerbrechen und zwischen Stadt und Land jeden Unterschied aufzuheben, um so abgeneigter zeigt sich die Partei der Stadtbürger in den Hauptstädten der Kantone der neuen Ordnung der Dinge. Mit dem radikalen Umschwung der Dinge verbinden sich aber alle feurigen Köpfe; es verbindet sich damit ein großer Theil der Jugend; viele Männer von Talent und patriotischem Eifer; ferner solche, die durch Studien und Rechtsgefühl oder durch Ehrgeiz und Gefinnungsmuth dazu getrieben werden, sich in den Streit zu mischen; endlich ein bedeutender Theil der Mittelklassen und das Landvolk selbst, das, aufgewacht aus dem langen Schlaf, sehr wohl weiß, um was es sich handelt, und seinen alten Haß gegen die Städter, gegen die Herren, häufig eben so wenig vergessen hat, wie seine alte Demuth und Unterthänigkeit.

Diese Partei des Fortschritts, der Ummwälzung und der republikanischen Gleichheit strebt nach Vernichtung der Vorrechte und der alten Fopzeit, nach Umgestaltung des Föderativsystems und der verhassten und

hart angefochtenen Bundesakte von 1815, welche, wie die Schweizer sagen, von den Großmächten mit Hülfe der Berner Junker der Schweiz aufgedrungen wurde. In Zürich, Bern, Baadt, Olarus, Aargau, Basel-Land, Appenzell-Außer-Rhoden, Solothurn und Tessin, und jetzt auch in Genf ist sie zum Siege gelangt, in anderen, wie in St. Gallen und Basel, kämpft sie heftig und zweifelhaft; wieder in anderen, wie in Luzern, Schwyz, Freiburg und Valais, wurde sie mit Hülfe der Jesuiten bezwungen, und wenige oder gar keine Stützen findet sie in Zug, Uri, Unterwalden und Appenzell: diese junge, muthige, mehr oder minder thatlustige, heftige und stürmische Partei, welche in zahllosen Volksfesten und Vereinen ihren Mittelpunkt sucht, findet jedoch verschiedene mächtige Gegner. Sie findet im Innern, wie wir gesehen, die alte Aristokratie der Familien, die Aristokratie des Geldes, die mächtige Priesterschaft und deren in den katholischen Kantonen so einflussreiche gefährliche Feindschaft; sie findet die alte Stadtbürgerschaft, und auf dem Lande viele der größern Besizer, wie überhaupt alle diejenigen, welche von Änderungen etwas zu besorgen, bei Änderungen etwas aufzugeben oder zu verlieren haben. Die Masse der Industriellen, die Masse der Wohlhabenden und Reichen wird nie geneigt sein, in ihrer Majorität einer Bewegungspartei anzuge-

hören, und schon aus hochmüthiger Anmaßlichkeit werden Viele sich zu den Widerstrebenden halten, wenn es darauf ankommt, den Armen und Ärmsten gleiche staatsbürgerliche Rechte und Freiheiten zuzusprechen. Überdies aber haben die bewegenden Elemente in der Schweiz einen sehr großen und zähen Widerstand in der Sinnesart der Schweizer selbst zu bekämpfen, die so fest am Alten und Hergebrachten kleben, wie selten ein anderes Volk. In der Einsamkeit der Berge, in der einsamen Stellung des schweizerischen Volkslebens, das so wenig Theil genommen hat an den Schicksalen Europas, in den jahrhundertlangen Föderativverhältnissen, an denen sich so wenig änderte, bis eine neue Zeit jäh hereinbrach, in den Trennungen der Gesellschaft, dem kastenartigen Bürgerthum der Städte, den verknöcherten Vorurtheilen, den Innungen, Zünften und Gesellschaften, den Familienverbindungen und den historisch tief begründeten und fest verwachsenen Gewohnheiten liegt eine Macht des Widerstandes, die ungemein schwer zu überwältigen ist und zu den heftigsten Kämpfen und gewaltsamsten Thaten führen muß.

In Monarchien wissen die Regierenden, mit Hülfe eines gebildeten, geschäfts- und rechtskundigen Beamtenstandes, das an Gehorsam gewöhnte Volk

zu leiten. In Republiken, wo das Volk selbst Regent ist, streiten die Parteien um eine siegreiche Majorität, die den Besiegten Gesetze vorschreibt. In der Monarchie herrscht der Zustand der Ruhe vor, in der Republik ist die Bewegung Gesetz, denn die unmittelbare Theilnahme am Staatsleben ist jedes Bürgers wohlervorbenes Eigenthum; jeder, der da will und kann, wird seine Überzeugungen geltend zu machen suchen. In der Monarchie werden und können daher auch selten, oder nie, die Parteileidenschaften zu solcher furchtbaren Gewalt gelangen und das gewöhnliche Recht so von sich abthun, wie in der Republik: es sei denn, daß eine Revolution die Monarchie vernichtet, oder die Tyrannei auf dem Throne mit willkürlichen Machtprüchen ihre Opfer schlachtet. Eine größere Milde verbindet sich in ihr mit dem Wesen herkömmlicher Rechtsverhältnisse. Was in der Monarchie Anarchie wäre, ist in der Republik keineswegs dasselbe; ja man kann allerdings sagen, daß eine gewisse Anarchie eine nothwendige Ingredienz der Republik sei. Denn was in der Monarchie auflösend wirkt, kräftigt in der Republik den Bürgerfinn und die Freiheit des Republikaners, dessen Heil in der Bewegung und in der Anerkennung des Willens der Volksmajorität ruht. Darum ist es auch größtentheils wüthes Ge-

schrei der Volksgegner, wenn sie den ruhig erzogenen Leuten Abscheu gegen die ewigen Unruhen und Kämpfe der Republiken einzuschößen suchen.

Die Leute dort leben meist weit glücklicher, und im Grunde genommen ruhiger und sicherer, als in vielen Monarchien. Sie zahlen nur, was nöthig ist, zur Staatserhaltung, machen sich ihre Gesetze, und die Unruhe der Parteien, selbst der Sturz der einen oder andern, bringt meist nur die Häupter und Leiter hinauf oder herunter, ohne das Eigenthum anzutasteten, ohne Industrie und Handel zu stören, ohne die Gefängnisse zu füllen, ohne Hochverrathsprocesse, freilich aber zuweilen unter offenem Kampfe und mit dem Blute der Unterliegenden und der Überwinder besiegelt. Die in Luzern und Wallis verübten Grausamkeiten und Verfolgungen scheinen freilich gegen diese Ansicht zu zeugen, aber wir können dagegen die Beispiele von Zürich, Bern, Waadt, Genf, Aarau und mehreren anderen Kantonen anführen. — Nur da, wo Junker und Priester eine rohe, abergläubische Volksmasse zu fanatisiren verstanden, hat der Parteihaß erbarmungslos gewüthet und ist um so entsetzlicher aufgetreten, je roher die verführten Menschen waren. In den aufgeklärteren Schweizer Republiken, wo die so arg beschimpfte radikale Partei siegte, hat überall Milde nach dem Siege gewal-

tet. Man war zufrieden, gesiegt zu haben, und das ist ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der beiden großen streitenden Parteien: die versöhnende, menschliche und rechtliche Gesinnung der Liberalen wird überall von ihren Gegnern als etwas behandelt, was sich ganz von selbst versteht; der unsittliche Grimm, die Verfolgungs- und Vernichtungsgier ihrer Gegner heißt dagegen stets Gerechtigkeit und Tugend, bei der man selbst den heiligen Namen des Welterhalters frevelhaft mißbraucht.

Nun denke man sich die Schweiz im Kampfe der ringenden Parteien; man denke sich hier die Männer, welche nach Einigkeit und wahrhafter Volksfreiheit streben, dort die alten Regenten und deren Anhang; denke sich die Priester, denke sich den Einfluß Roms, den Einfluß des modern frömmelnden Protestantismus, den Einfluß des Auslandes, Frankreichs, Oesterreichs, der großen Mächte überhaupt; denke sich dabei das alte halbzerrümmerte, halb noch bestehende Wesen der Vorzeit in tausend Sitten und Gewohnheiten, und wiederum die weiter gebildeten Kräfte eines Theils der Jugend und hellblickender Männer dagegen kämpfend; man denke sich die freie Presse, von fähigen und unfähigen Köpfen der verschiedenen Parteien geleitet und getrieben, denke sich auch die ganz verschiedene Ausbildung, hier ein

hoher Grad von Industrie, Reichthum, Handel und Gewerthätigkeit aller Art, und dicht daneben die Alpen mit ihren Hirten und Häuptlingen; hier Vorkultur, Viehzucht und Ackerbau in höchster Blüthe, und wenige Stunden weiter nackte Felsenspitzen und ewiger Schnee: so wird man wahrnehmen, daß dieselbe wunderbare Mannigfaltigkeit, welche die Natur in jähem Wechsell in der Schweiz offenbart, wie sie Gletscher und blühende Citronenbäume auf engem Raume zusammenführt, auch im Menschenleben Statt findet. Es ist die Schweiz ein Mikrokosmos, in dem sich die Gestaltungen der Erde widerspiegeln. Man erblickt ein interessantes Miniaturbild der menschlichen Gesellschaftszustände in dem Leben dieser fünf und zwanzig kleinen Staaten, an dem wir uns freilich kein Beispiel im Großen und Ganzen nehmen, von dem wir aber im Einzelnen sehr Vieles lernen können.

II. Kapitel.

Der Kanton Schaffhausen — Seine Verfassung — Die Großräthe und deren Bedeutung — Die Volkssouverainität — Die Familien und regimentsfähigen Geschlechter — Das Gemeindewesen — Die Geistlichkeit und ihre Macht — Das eidgenössische Sängersfest in Schaffhausen — Volksfeste in der Schweiz und Bedeutung derselben — Volksredner.

So bedeutungslos der Kanton Schaffhausen von jeher in der Schweizer Geschichte gewesen ist, so hat er doch immer noch mehr Namen, als die halb vergessenen Hirtenstaaten, welche bis diesen Augenblick an den Erinnerungen des dreizehnten Jahrhunderts, an den Winkelrieds, Staufachers und dem sagenhaften Tell zehren. Schaffhausen ist der Geburtsort Johannes Müllers, der in seiner Art mehr werth ist, als der Schüz aus Uri; aber der kleine Kanton wurde freilich durch den großen Geschichtsschreiber nicht zu größerer Freiheit geführt, als die damaligen Verhältnisse überhaupt solche gestatteten. Das patriarchalische Element war der städtischen Aristokratie aufgedrückt; das Land gehorchte dem Stadtcepter von Gottes und Rechts wegen, und so vegetirte Alles in Frieden bei materiellem Wohlfsein weiter und folgte den verschiedenen Veränderungen der Schweiz, bis das Jahr 1830 auch einige Um-

gestaltungen herbeiführte. Ein Verfassungsrath trat zusammen und im Jahre 1834 wurde dessen Werk vom Volke angenommen und vom großen Rath als gültig erklärt.

Nach dieser Verfassung, welche die Volkssouverainität zur Grundlage hat und in ihren Hauptbedingungen mit denen der meisten Kantone übereinstimmt, hat jeder Kantonsbürger das Stimmrecht mit zurückgelegtem zwanzigsten Jahre. Nur Falliten, Almosenempfänger, Bevormundete und Bescholtene oder Verurtheilte sind davon ausgeschlossen. Ein großer Rath von 78 Mitgliedern übt im Namen des Volkes die höchste Gewalt aus. Die Stadt wählt hiervon 18, das Land 60 Mitglieder, denen nur die Verpflichtung aufgelegt ist, daß sie 25 Jahre alt sein müssen.

Der große Rath hat das ausschließliche Recht der Gesetzgebung, jedes Mitglied kann Anträge machen. Der große Rath bestimmt die Steuern, deren Erhebung, Vertheilung und Verwendung; alle Gehalte der Beamten u. s. w. Er hat das Begnadigungsrecht, wacht über Aufrechthaltung der Verfassung, prüft alle Rechnungen, ernennt die Tagsatzungsgesandten und ertheilt ihnen ihre Instruktionen. Ebenso beaufsichtigt er Schule und Kirche und ernennt deren Vorstände, wie sämmtliche obere Beamte,

namentlich den Staatschreiber und Rathschreiber (die Kanzleichefs des großen und kleinen Rathes).

In dieser Form wird in den meisten Kantonen der Schweiz durch einen großen Rath, der aus einer bedeutenden Anzahl von Mitgliedern besteht, das Volk vertreten; aber erst durch die neue Umgestaltung der Verfassungen ist es gelungen, die Wahl der Grossräthe der städtischen Übermacht meist zu entwinden, oder einer Kaste zu entreißen, welche bis dahin die Rathesstellen aus ihrer Mitte lebenslänglich und sogar erblich (wie in Luzern) besetzte.

Neben dem großen Rathe steht ein kleiner Rath oder Regierungsrath, der die vollziehende Gewalt bildet, und was der große Rath und durch diesen das Volk beschlossen hat, ins Leben führt. Er wird vom großen Rathe aus seinen Mitgliedern gewählt und in Schaffhausen besteht er aus neun Rätthen, welche das dreißigste Lebensjahr erreicht haben müssen. Die Mitglieder des kleinen Rathes können weder eine Richterstelle bekleiden, noch eine Kasse u. s. w. verwalten. Ebenso wie im großen Rath dürfen auch in seinen Reihen nicht Vater und Sohn oder verschwägte Verwandte sitzen. Auch diese Bestimmungen gehen durch sämmtliche ähnliche schweizer Verfassungen, in denen man solchergestalt sowohl Verwaltung von Justiz zu trennen, wie den

Einfluß der Verwandtschaft auf Gesetze und Beschlüsse zu vermeiden gesucht hat.

Der große Rath der Kantone hat aber auch für die Ausübung des Rechts zu sorgen; er wählt die Richter im Namen des Volks. Gewöhnlich ist das Gerichtswesen in der Schweiz so geordnet, daß ein Appellationsgericht die letzte Instanz bildet, sowohl für alle bedeutenden Civil-, als Criminalfälle. Für die erste Instanz in größeren Sachen besteht ein Ober- oder Kantonalgericht, für geringere Rechtshändel in jedem Bezirk ein Bezirksgericht, Justizgericht u. s. w., je nachdem der Name lautet. Zur Vermittlung der Streitigkeiten sind in manchen Kantonen Friedensgerichte, bei denen zuvörderst der Sühneversuch gemacht werden muß, ehe es zur Klage kommt.

Alle Richterstellen im Appellationsgerichte (in Schaffhausen neun) besetzt der große Rath nach seiner Wahl aus denselben stimmfähigen Männern des Kantons, welche mindestens dreißig Jahre alt sind. Unter denselben Bedingungen erhält das Kantonsgericht seine Mitglieder (in Schaffhausen sechs). Die Bezirksgerichte wählt nach Vorschlag der Gemeinden das Appellationsgericht. Als Verhör- oder Criminalrichter sollen zwei in solchen Dingen erfahrene Männer gewählt werden, allein nirgend

wird gefordert, daß ein Gerichtshof, selbst nicht der oberste, ganz oder auch nur theilweise aus studirten Richtern bestehen soll. Man hat diese Einrichtung seit den ältesten Zeiten in der Schweiz festgehalten und meist einen solchen Widerwillen auch gegen die Advokaten, daß diesen in der schaffhauser Verfassung zum Beispiel die Zulassung zu allen Gerichtsstellen und das persönliche Auftreten bei den Gerichtshöfen untersagt ist. Wie die alten Deutschen den römischen Advokaten die Zungen ausrissen, so scheinen die Schaffhauser noch jetzt die Advokatenzungen zumeist zu fürchten, denn vor nichts haben sie größere Besorgniß, als daß eine Advokatenwirthschaft einmal über sie kommen könne. Überhaupt aber, obwohl mit manchen Ausnahmen, ist der Stand der Advokaten kein geachteter in der Schweiz. Seine Mitglieder werden um so mehr mit Mißtrauen vom Volk betrachtet, als jeder, der Lust hat, Advokat werden kann, und nur an wenigen Orten ein Examen von ihm verlangt wird.

Die großen Räthe der Kantone sind, wie man leicht einsieht, die Seele des ganzen Organismus des Staates. Auf ihre Zusammensetzung kommt Alles an, denn alle Macht fließt von ihnen aus, darum ist der Kampf um ihre Zusammensetzung auch ein so heftiger und erbitterter gewesen. So lange

die Städte und in diesen die Patrizier, das Altbürgerthum der bevorrechteten Familien, den größten Theil oder sämtliche Stellen darin besetzten, lag es ganz in ihrer Hand, den kleinen Rath sich nach Wunsch zu beschaffen und die richterlichen Collegien aus gefügigen Leuten zu wählen. So ausgerüstet, im Besiz aller Staatsmittel, waren und blieben sie die Herrscher im Laufe ganzer Jahrhunderte, und konnten die volle Schwere ihres Jornes auf den Verwegenen fallen lassen, der ihre Herrschaft antastete. Die Gliederung der Privilegien, das streng durchgeführte Zunftwesen, die Vorzüge der Städte gegen das Landvolk, die Abhängigkeit und Unwissenheit dieser Bauern, welche man im strengen Gehorsam gegen ihre Herren hielt, das Alles bedurfte einer langen Zeit und mancherlei Schicksale, ehe eine Auflösung möglich wurde.

Jetzt, wo die Groscräthe vieler Kantone aus freier und unabhängiger Wahl des Volkes hervorgehen, wo der Einfluß der Aristokratien gebrochen ist und die sonst herrschenden Städte nur ihren verhältnismäßigen Antheil an den Groscrathsernennungen haben, mögen freilich in der Schweiz zuweilen Übel anderer Art sich zeigen. Es kann, wie jetzt in Luzern, die Macht, welche rohen und unwissenden Bauern gegeben ist, dahin gemißbraucht

werden, daß man ihren Haß gegen Aufklärung und Bildung, der gewöhnlich den Naturmenschen anklebt, gegen alles Bessere lenkt; oder man benützt ihre Unkenntniß der Dinge, ihre Unbekanntschaft mit Geschäften, die Einfalt ihrer Sitten und ihres Denkens und überliefert sie trotz aller Freiheit der patrien Verfassungen dem Einfluß ihrer Priester, mit denen die Geld- und Geburtsaristokraten gemeinschaftliche Sache machen.

Dies ist sowohl in katholischen wie in protestantischen Kantonen der Schweiz der Fall. Luzern und Uri, wie die kleinen Urkantone, liefern für den ersten Fall die schlagenden Beispiele; für den andern mögen Genf, Basel und das kleine Schaffhausen gelten. Zürich hat sich mühsam und nach langem Kampfe der gefährlichen Verbindungen der Geistlichkeit und seiner Aristokraten durch eine rasch steigende geistige Kultur entrissen, wogegen Aargau, St. Gallen und Andere noch immer im schweren und zweifelhaften Streit gegen die finsternen Mächte des religiösen Fanatismus begriffen sind.

In Schaffhausen hat von jeher eine städtische Familienherrschaft bestanden, die in der Stille und mit herkömmlichem, abgeschlossenem Wesen das Scepter führte, Handel trieb, sich in die Ämter theilte, nichts verrückte, aber bei dem Gehorsam der ge-

treuen Unterthanen das Ländchen mild regierte, und die Wohlhabenheit, welche der fruchtbare Boden schuf, zu mehren suchte. Aus Johannes Müllers Briefen bekommt man ein Bild der schweizerischen Zustände des vorigen Jahrhunderts und der schweizer Aristokratie, deren edlerer Theil gern auch den Wissenschaften huldigte und bei dem Gefühl seiner Macht und Obergewalt auch der Beschützer fähiger junger Köpfe war, wenn diese in dienstbeflissener Schmiegsamkeit ihr Wohlwollen zu verdienen wußten, und daran hat es auch der Geschichtschreiber der Schweiz niemals fehlen lassen. — Unglücklich und bedrückt waren die Bewohner des Kantons Schaffhausen durch ihre gnädigen Herren nicht, so konnten diese nach dem Jahre 1830 auch leichter dem Wunsch nach einer Verfassungsumbildung nachgeben, denn sie durften hoffen, daß ihr überwiegender Einfluß doch darum nicht gebrochen würde. Und so ist es wirklich auch gekommen. Die Aristokraten haben mit Hülfe ihres Geldes und Güterbesitzes, mit Hülfe ihres Einflusses auf die zwölf Zünfte und Gesellschaften, mit Hülfe der Indifferenz des Landvolkes und mit Hülfe der priesterlichen Bundesgenossen, nach wie vor, die Regierung in Händen. Sie besetzen die Majorität im großen Rathe, besetzen die Stellen der Bürgermeister und oberen Beamten mit Stadtjunkern und

deren Angehörigen, geben sich nicht große Mühe mit Rechnungsablegungen, ändern in Gesetzen und Einrichtungen was ihnen schicklich dünkt und hüten sich etwas zu thun, was materiell verletzen und das Volk unzufrieden machen könnte.

Schaffhausen gehört zu den Kantonen, welche nach dem Jahre 1830 ihren Anlauf zu radikalen Umgestaltungen durch Volksbewegungen nahmen, welche aber mitten darin stehen blieben und nach und nach wieder eingeschläfert wurden. Indes wird es nicht immer so bleiben, wenn auch bis jetzt die liberalen Männer nicht durchbringen konnten und Anträge auf Verfassungsrevisionen, die nach dem Grundgesetz entweder durch $\frac{2}{3}$ der Mitglieder des großen Rathes, oder von $\frac{1}{2}$ der Gesamtbürger des Staates beantragt werden müssen, ins Stocken gerathen sind. In diesem Augenblick schon hat der große Rath sich für die Revision entschieden; Genf und Basels Beispiele haben, wie es scheint, mächtig eingewirkt und Bewegung hervorgebracht; und da die Grundlage der jetzigen Verfassung gut ist, wird man nur nöthig haben das Mangelhafte zu ändern, die Beamten zu vermindern, die Rechtspflege zu verbessern, die kostspielige Finanzcommission zu reformiren und Schule wie Kirche in zeitgemäße Ordnung zum Staat zu bringen, wozu jedoch in Schaffhausen ohne Zweifel

große Festigkeit und entschiedener Wille nöthig sind, denn man hat es hier mit einer einflussreichen Priesterschaft zu thun, die seit langer Zeit daran arbeitet, sich unabhängig und übermächtig zu machen.

Die religiösen Wirren in Schaffhausen haben zu ihrer Zeit viel zu sprechen gegeben, als der alte Rationalismus hier und in Basel mit dem aus Deutschland eindringenden modernen Pietismus in Kampf gerieth, der auch als eine Eiterbeule der Schweiz betrachtet werden muß; denn überall haben sich seine Jünger ziemlich in gleicher Weise wie der katholische Klerus verhalten und gegen den Fortschritt allgemeiner Freiheit Himmel und Erde in Bewegung gesetzt. Wie könnte ihr katholisirender Standpunkt, das Bestreben einen Staat im Staate zu bilden, die Menschen aber in Abhängigkeit von den starren Glaubensauslegungen und Satzungen der Bewahrer des göttlichen Geheimnisses zu erhalten, sich auch mit Geistes- und Gewissensfreiheit vereinbaren?! Die bürgerliche Freiheit, welche die Grundlage aller Freiheit bildet, mußte ihnen als ärgster Feind erscheinen, die Aufklärung frevelhaft und verwerflich dünken, welche das Volk aus der alten stumpfsinnigen Gläubigkeit reißen und ihm Macht auch in Kirchen- und Schulsachen zu verleihen strebte. Wo wäre da-her bis jetzt eine Christlichkeit, welche im Einklange

mit den Ideen der Zeit und dem Bedürfniß der Völker aus der Tradition heraussträte und zu Verfechtern der vernünftigen Erkenntniß des Weltenschöpfers und des Glücks seiner geschaffenen Wesen würde! Pietisten und Ultramontane kämpften daher einen und denselben Kampf. Beide richteten sich gegen die Freiheit der Vernunftserkenntniß, beide wollten verdummen und verknechten, und wenn sie sich gegenseitig hassten, geschieht es nur aus Eifersucht und Egoismus.

In Schaffhausen stand an der Spitze der Geistlichkeit, als Antistes, Friedrich Hurter, ein fantasievoller fanatischer Mann, der nicht übel Lust hatte, die alte allein seligmachende Kirche zur Herrschaft zu bringen, wobei ihm sehr wahrscheinlich nicht allein von mancher alten Familie, sondern auch von römischer Seite und von den frommen Vätern in Freiburg hülfreiche Hände geboten wurden. Hurters Bestreben war zuvörderst eine hierarchische Gliederung durchzuführen, die Kirche vom Staate zu trennen und diesen nach und nach ihr unterthan zu machen, was der Fall sein mußte, je mehr es gelang die Bürger des Kantons in Glaubensabhängigkeit zu bringen und die geistliche Fuchtel über ihren Köpfen zu schwingen. Schaffhausen ist jedoch ein rein protestantischer Kanton. In der Stadt selbst leben nur 5 bis 600 Katholiken, und Hurter wurde

balb in einen heftigen Kampf verwickelt, der besonders von Basel aus mit allen Waffen, groß und klein, gegen ihn geführt wurde. Zugleich stand die schaffhausener Geistlichkeit gegen ihn auf und forderte Erklärungen und Vertheidigungen. Die Aufregung wurde allgemein; es regnete Hohn, Spott und Verleumdungen, bis Hurter glücklich verdrängt war, und 1839 den Kanton verließ, lange Zeit aber noch von der Regierung nicht die erbetene Entlassung erhielt. Endlich pilgerte er nach Rom, wurde dort öffentlich Katholik und empfing in einem Kloster bei frommen Übungen die wahrhaften Weihen, ein Rüstzeug der heiligen römischen Kirche zu sein, welche ihn vielleicht nächstens wieder in der Schweiz auftreten läßt.

Der Sieg über Hurter war jedoch kein Sieg, der große Freude erwecken konnte, denn die ihn erschochten hatten, waren um nichts besser als er. Statt des Katholizismus kam nun der Pietismus über Schaffhausen. Die Überbleibsel der alten Nationalisten konnten ihm nicht widerstehen. Die jungen Geistlichen im Convent, welche eigentlich Hurter stürzten, waren die Träger der neuen Richtung und an ihre Spitze stellte sich ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten und großen Nebnergaben, Daniel Schenkel, der als Schüler des alten de Wette einst

den Pietismus bekriegte, dann die baseler Zeitung im Sinne der baseler Aristokratie redigirte, Hurrers gefährlichster Gegner war, nach dessen Sturz jedoch dessen Stelle einnahm, sich nun mit Mystikern verband, der schaffhausener Aristokratie Freund und Gefährte wurde, die aargauischen Klöster und die Luzerner Regierung vertheidigte und mit seinen Genossen der Freisinnigkeit und Volksentwicklung entgegentrat.

So wirkt diese Geistlichkeit hier verderblich ein und verfolgt ihren Plan das Volk in Abhängigkeit zu halten, freidenkende und gebildete Männer, namentlich die Juristen, zu verdächtigen und zu verdrängen, mit großer Consequenz. Ausnehmungen gegen die gesetzlichen und verfassungsmässigen Verordnungen dienen dazu, das Volk glauben zu machen, daß Priester über dem weltlichen Gesetz stehen und sich ihm nicht zu fügen brauchen; zugleich üben sie die Sittenpolizei, mischen sich in das Gemeinwesen, bevormunden durch ihren Einfluß die Schulen und bringen in die Familien, als deren Rathgeber und Beichtväter, während sie mit Hülfe ihrer Freunde im großen Rath und der Regierung es durchzusetzen wußten, daß die Unterstützung der Armen von ihrer Empfehlung abhängig gemacht, der große

Haufe der Bedürftigen also in ihre Hand gegeben wurde.

Die Geistlichkeit befindet sich wohl dabei, denn sie drängt sich nach Ämtern und Würden, beherrscht den Stadtrath und hat bedeutenden politischen Einfluß, bei dem sie natürlich mit ihren Verbündeten, den Aristokraten, gemeinsame Sache macht. — Schaffhausen hat daher auch auf der Tagsatzung seine Stimme selten mit denen der liberalen Kantone verbunden; es hat vielmehr die Absichten der katholischen retrograden Partei vielfach unterstützt oder günstigsten Falls sich neutral gehalten und eine nichtsagende Stellung eingenommen, die es oft zum Gespött macht.

Dem zunehmenden Einfluß auf die Gemeinden ist den Pfarrern auch die Gemeindeverfassung günstig. Jede Gemeinde hat ihren Gemeinderath, an dessen Spitze ein Präsident steht, den man bei uns einen Dorfschulzen nennen würde, obwohl der Gemeindepräsident doch weit mehr zu bedeuten hat. Es wimmelt in der Schweiz von solchen Präsidenten, ein Titel der häufig die einfachsten Bauern schmückt, wie denn überhaupt die Titelsucht in der Schweiz auf einen wahrhaft lächerlichen Gipfel gelangt ist, und wir ihrer später noch öfter gedenken werden. — Die

Gemeindepräsidenten und Gemeinderäthe haben die Gesetze und Verordnungen zu vollziehen und über deren Erhaltung, wie über Ordnung und Ruhe zu wachen. Dabei stehen die Gemeindegüter unter ihrer Obhut, die Abschätzungen, Kauf- und Zinsfertigkeiten, die Hinterlassenschaften, die Angelegenheiten der Witwen und Waisen, das Straßenwesen u. s. w. Bei den meisten dieser Angelegenheiten hat aber auch der Pfarrer zu thun, der gemeinschaftlich mit den Gemeinderäthen die Armen- und Kirchengüter beaufsichtigt, den Unterricht und die guten Sitten in Obhut nehmen soll; eine Theilnahme die sich natürlich sehr weit ausdehnen läßt. In anderen Kantonen ist der Geistliche rein auf Ausübung seines geistlichen Amtes angewiesen, und man hat ihm den Einfluß auf die Schule ganz entzogen, oder im Gemeinderathe doch nur eine Stimme gelassen; ebenso hat er mit der Sittenpolizei nichts zu thun, und dies Alles hat wohlthätige Früchte getragen. Namentlich hat die gänzliche Trennung der Schule von der Kirche höchst wohlthätig eingewirkt, wovon Zürich, Aargau und Basel-Land die redenden Zeugen sind. In Schaffhausen aber und überall da, wo man der Geistlichkeit Einfluß gelassen hat, erkennt man auch das hierarchische Bestreben derselben, der Jugend durch sogenannte christliche Erziehung das Abhängigkeits-

geführt für die Geistlichkeit einzuimpfen und den Glauben mit dieser Lehre zu vermischen. Im Übrigen aber, und das ist sehr zu loben, sind diese kleinen protestantischen Freistaaten der Schweiz doch in vielem Betracht weiter als die großen monarchischen Staaten Deutschlands; denn überall hat der Staat dort die Pfarrer als Staatsdiener in feste Besoldung genommen, die Zehnten sowohl, als die Stolggebühren längst abgeschafft, auch weiß man hier nichts von Patrimonialherren, welche Prediger zu ernennen haben, oder von Gemeinden, denen dies Recht ausschließlich zusteht. Der Staat schlägt vor und die Gemeinde erklärt sich. Der Pfarrer empfängt dann seine Bestallung von der Regierung, die ihm Haus und Garten, vielleicht auch ein kleines Feld verleiht, demnächst aber eine feste jährliche Besoldung zusichert. Es giebt daher in der Schweiz nicht Pfarrstellen, welche mehre Tausend Thaler einbringen, aber auch keine, wo der Geistliche hungert und darbt; keine wo er Aderwirthschaft treiben und nöthigenfalls selbst hinter dem Pflug hergehen muß, wenn er leben will. Er hat nichts zu thun mit dem Zehnteneinsammeln, nicht zu streiten und zu handeln mit seinen Pfarrkindern um den fettesten Zinshahn, um Eier und Butter, um Hochzeits- und Kindtaufschräffeln voll Fisch und Fleisch; denn seine Gebüh-

ren dafür bestehen entweder aus einer bestimmten geringen Geldspende, oder, wie es in den meisten Kantonen der Fall ist, es müssen Taufen, Trauungen und Beerdigungen völlig unentgeltlich geschehen, weil sie mit Recht als Amtspflichten betrachtet werden. Nur für Ausstellung von Bescheinigungen ist eine Kleinigkeit zu zahlen. Es hängt daher ganz von den Betheiligten ab, ob und wie sie den Pfarrer bedenken wollen, der jedoch, wenn er die Liebe seiner Gemeinde besitzt, gewöhnlich bei Begüterten nicht leer ausgeht, während der Arme nicht gezwungen ist seine mühsam erworbenen Pfennige der Kirche und dem Pfarrer zu opfern.

Gewöhnlich erhält ein Pfarrer in der Schweiz 80 bis 120 Louisd'or (tausend bis sechszechnhundert schweizer Franken) Gehalt und zwar nach Verhältniß seines Dienstalters, dazu ein bequemes Haus nebst Zubehör, was Vielen Gelegenheit bietet durch Aufnahme von Zöglingen oder anderen Pensionairen ihr Einkommen beträchtlich zu vermehren. Die feste Staatsbesoldung ist zwar, wie man sieht, nicht glänzend, aber doch genügend, und beträgt eben so viel, wie die meisten weltlichen Oberbeamten in den Schweizerstaaten beziehen, wo man freilich haushälterischer damit zu Werke geht, als bei uns.

Wie anders aber das Leben der bürgerlichen Gesellschaft sich in der Schweiz gestaltet, wie das

Gefühl der Gleichheit und ein inneres Band der Vereinigung hier gefördert werden durch Volksfeste, bei denen die Bürger verschiedener Kantone zusammenkommen, alte Freundschaften erneuern, ihre Meinungen austauschen, und doch, ohne durch Polizeigewalt beaufsichtigt zu sein, Ruhe und Ordnung bewahren selbst in der fessellosesten Lust, das stellte sich mir zuerst in Schaffhausen dar, wo mehr als tausend Schweizer sich zum National-Gesangsfeste vereinigt hatten.

Die Volksfeste in der Schweiz, namentlich die Schützenfeste und die vielen Vereine, welche seit der Restauration von 1815 entstanden und zahlreiche festliche Zusammenkünfte hielten, haben den größten Antheil an den Umwälzungen nach 1830 gehabt und wirken noch jetzt im Sinne der Volksbewegung zur Stärkung des gemeinsamen Vaterlands- und Freiheitsgefühls gewaltig fort. Die damaligen Regenten sahen gewiß die Gefahr, welche ihnen aus diesen Volksassociationen drohte, wo der Unmuth sich laut machte und Bündnisse sich gestalteten, aber sie konnten es nicht hindern. Jetzt, wo die ersten und größten Kantone dem Radikalismus verfallen sind, gehören die Lenker und Leiter derselben den Vereinen selbst als Mitglieder an, und sind aus deren Reihen hervorgegangen. Regierungsräthe,

Bürgermeister und Schultheissen befinden sich in ihren Reihen, denn die Vereine gewähren ihnen feste Stützen ihrer Macht; sie sind die Sammelpunkte der liberalen Partei und enthalten den Kern der Männer, welche Muth und Energie genug haben, ihre Sache thatkräftig zu vertreten. Die Aristokraten des alten Regiments und des Geldes halten sich dagegen ganz davon zurück. Selten oder nie trifft man einen ihrer Namen in diesen Reihen; so gewährt die Zusammensetzung einen Blick in die jetzigen Verhältnisse, denn die Mittelstände und die Jugend sind es vornehmlich, welche unter ihren Vereinsbannern sich auf den Sammelplätzen zeigen.

In Schaffhausen wurde diesmal das eidgenössische Sängersfest an den Tagen des 14. und 15. Junius gefeiert, und von nah und fern strömten zahlreiche Gäste mit den Sängerschören herbei, die nicht allein aus vielen schweizer Städten, sondern auch aus den nahgelegenen deutschen Orten kamen. Die alte stille Stadt hatte sich fröhlich und festlich geschmückt; ihre Bürger sowohl, wie deren Vorstände hatten alles aufgeboten, die werthen Freunde herzlich aufzunehmen. Die alten Steinhäuser glänzten im Blätter- und Blumenschmuck, die Straßen waren mit Gewinden und Kränzen, die Thore mit Ehrenportalen geziert. Sprüche der verschiedensten

Art, theils Bewillkommungen, theils Lobsprüche auf das Vaterland, Ermahnungen zur Einheit, zur Freiheit und zum Muth, prangten an hundert Orten. Am Abend und in der Morgenfrühe zogen die Sängerschöre ein, theils auf Wagen und mit den ankommenden Posten, theils brachte sie das Dampfschiff rheinabwärts vom Bodensee, und überall weheten die Fahnen voran, überall erschallte Gesang und Jubelruf, überall bewillkommneten die Bürger und die Damen aus Fenstern und Thüren mit wehenden Tüchern und herzlichen Worten ihre Gäste.

Man muß gestehen, daß dies schöne Fest einen überraschend wohlthätigen Eindruck machte; denn es war ein Fest der Brüderlichkeit und allgemeiner Freude, vor der aller Parteistreit schwieg. Was hat man nicht bei uns im guten Deutschland von der Schweizer blutig wilder Zerrissenheit gehört! Welchen Respekt vor ihrer Rohheit und Rauffucht hat man uns durch Zeitungsberichte und Erzählungen beigebracht! Hier in der nächsten Nähe aber merkte man gar nichts davon, wie es denn überhaupt wahr ist, daß in der Ferne alles weit fürchterlicher aussieht und oft geflissentlich dazu gemacht wird. Die Presse verdreht und übertreibt gar Vieles, und hier lügen ihre Organe, namentlich die der servilen und ultramontanen Partei, in unverschämtester Weise,

und bringen durch ihre berechnete Bosheit die Schweiz in Mißachtung beim Auslande, welches, wenn es diesen Blättern Glauben schenkt, kaum anders denken kann, als daß ein halbtoller Pöbelhaufen zur Herrschaft gelangt ist, der alles Recht und alle Sitte mit plumpen Füßen, geballten Fäusten, Messerklingen und Stugerfugeln zu Boden tritt.

Hier zeigte sich die Unwürdigkeit dieser Verleumdungen deutlich, denn trotz dessen, daß der größere Theil der Sängerschöre aus Kantonen kam, wo der Radikalismus breite Wurzeln hat, und gewiß nicht Wenige die jetzigen schlaffen und ungenügenden Verhältnisse Schaffhausens mit keinesweges günstigen Blicken betrachteten, schwieg jeder Mißlaut; denn man ehrte und achtete das Gastrecht und nicht die geringste Störung trübte die Freude.

Trotz der Freischaarenzüge und der verschiedenen blutigen Ereignisse in der Schweiz, bei denen die Bürger des einen Kantons von ihren Meinungsgegnern aus anderen Kantonen unterstützt wurden, ist doch eine große Achtung vor dem Bestehenden den meisten Schweizern tief eingeprägt. Würden die Liberalen in Schaffhausen offenen Kampf erheben gegen ihre Widersacher, so ist kein Zweifel, daß gleichgesinnte Männer aus Zürich, Aargau u. s. w.

ihnen auch beispringen möchten; im Ganzen aber mischt sich so leicht Niemand in innere Kantonsverhältnisse. Man überläßt es der Majorität sich geltend zu machen, um Abänderungen gesetzlich zu erzielen oder zu erzwingen. Bei dem Sängerfeste in Schaffhausen war aber noch ausdrücklich gebeten worden, alle Dissonanzen fern zu halten, was wahrscheinlich kaum nöthig gewesen wäre. Jedermann fühlte sich behaglich, denn alle Einwohner Schaffhausens, ohne Unterschied, kamen mit Zuvoorkommenheit den Gästen entgegen, nahmen viele in ihre Häuser auf, und suchten ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Welche Vergleiche lassen sich dabei mit dem großen Sängerfeste ziehen, das an denselben Tagen in Köln gehalten wurde?! In Schaffhausen hatte das Festcomité, an dessen Spitze die erste Magistratsperson des Kantons, der regierende Bürgermeister, Junker von Baldkirch stand, für Alles reichlich gesorgt. Alle Staats- und Stadtbehörden wetteiferten in Theilnahme an dem patriotischen Feste; in Köln gab es dagegen nichts als Zwist und traurige Beweise, wie wenig man in Deutschland geeignet ist, über die Spaltungen der Gesellschaftsverhältnisse, den Absonderungsgeist und die Theilnahmslosigkeit derer, die sich besser dünken, hinwegzukommen; wie wenig wir auch dazu geeig-

net sind, irgend ein Volksfest auszuführen, weil und vor allen Dingen ein Volk und ein Volksleben mangeln.

Auf dem großen Marktplatz der Stadt, dem sogenannten Herrenacker, wo ehemals die alten Zunker von Schaffhausen und ihre ritterliche Sippenschaft turnirten und Ringelrennen hielten, war die Festhütte auf Kosten der Stadt aufgeschlagen, die überhaupt mehre tausend Thaler verausgabte. Hier saßen acht bis neun hundert Sänger mit ihren Festgenossen zusammen bei frohen Mahlen, die bis tief in die heitern Sommernächte währten; hier wurden auch die Reden gehalten, denn an Reden und Trinksprüchen fehlt es bei den Schweizerfesten nicht. Sie sind auch das Beste dabei, denn hier lassen sich die Männer des Volks hören, sie bilden die Volksredner aus, man gedenkt und preist den Schweizerfinn, das Vaterland, und wenn man dabei auch oft sehr emphatisch verfährt und hochtönendes Phrasengeklänge nicht fehlen läßt, was die schweizerische Eitelkeit nicht wenig liebt, so fällt doch auch manches tiefste, eindringliche, wahre und zündende Wort, das mächtig an die Herzen schlägt und darin fest haftet. Solcher Reden wurden denn auch gar manche in der Festhütte gehalten, vor welcher an einer Pyramide um die eidgenössische Bundesfahne,

dem weißen Kreuz im rothen Felde, die Fahnen der zum Wettkampf versammelten Vereine prangten. Eine schöne Begrüßungsrede hielt der Präsident des Festes, Herr Schenkel, welcher die Schweiz hoch pries, deren Bestimmung es sei, daß sie mitten in den Völkerbrandungen Europas eine Insel der Freiheit werde und nicht vor dem Kampf, der die wahre Freiheit nur zum Siege führen könne, wohl aber vor der Todtenstille, der Erschlaffung, der Gleichgültigkeit und Trägheit zittern müsse.

Nach ihm redeten Viele, die mit kräftigen Worten auch der herrschenden Uneinigkeit und ihrer Ursachen gedachten. So redete der Fürsprecher Benz aus Zürich gegen die Jesuiten und ihre Bundesgenossen, die das Volk verdummen und verknechten und auf den Trümmern der Schweiz herrschen wollten. So der Seminardirektor Keller aus Aarau, der aus der zunehmenden Liebe zum Gefang auch den Sieg des Guten vorausah und die bieberen Eidgenossen ermahnte, Engherzigkeit, Verfinsterung, Lüge, Jesuiten und Jesuitismus in jedem Nothe auszurotten. Der Landamman Wieland von Aarau verdamnte den Gesinnungswechsel und die Falschheit und ließ die Überzeugungstreue leben; Andere tranken auf die Freiheit aller Völker; als echter Volksredner machte sich aber der Pfarrer Sprüngli aus Thalwyl am

Züricher See gestend, der unter allgemeinem Jubel eine humoristische und doch dabei mit vielen treffenden Anspielungen durchzogene Tischrede hielt. Großes Lob wurde dabei allen Schaffhausenern gespendet, den Herrschaften in den großen steinernen Häusern sowohl, wie den armen Leuten im Winkel, weil alle mit gleicher Freundlichkeit die Sänger empfangen; großes Lob auch wurde den Bewohnern des Kantons dargebracht, weil sie mit dem eifrigsten Fleiß das ganze Land, trotz aller Hindernisse, in einen blühenden Garten umgeschaffen hätten. Dabei gedachte aber auch der Redner, daß früher in der Schweiz ein Sprüchlein bestanden: die Herren in den Rath und die Bauern in den Rath (Roth), jetzt aber stelle sich das Sprüchlein fast auf den Kopf und laute: die Bauern in den Rath und die Herren in den Rath; was ihm lauten allgemeinen Beifall brachte.

Für mich hatten diese Reden viel Anziehendes. Sie wurden frei gehalten, klangen muthvoll und frisch und kamen aus unverzagten Herzen, die nicht fürchteten, daß etwa ein Mann der Polizei Schweigen gebot oder irgend eine Behörde Rechenschaft dafür forderte; die Redner hatten keine ängstlichen Rücksichten zu nehmen, noch jesuitische Wendungen und Drehungen nöthig. Es ist eine ganz andere

Sache in einem Lande, wo der Mensch sich seines Rechtes bewußt ist und seine männliche Überzeugung nicht zu hemänteln braucht, als da, wo jedes freie Wort zu einem der modernen Hexenprocesse unserer Zeit Anlaß giebt und man stets fürchten muß, als Verbrecher behandelt zu werden. Das Volk stand umher und hörte zu; man fürchtete seine Verführung nicht. Es ist sein Recht zu hören, was seine Mitbürger ihm sagen wollen, und selbst, wo man nach schweizerischen Begriffen nicht radikal ist, wird man ihm dies keineswegs streitig machen oder einen Redner strafen wollen, der frank und frei sagt was er denkt. In Luzern, Wallis, Uri, Schwyz, wie überhaupt da, wo Volksleben, Volksfreiheit und Aufklärung durch eine mißtrauische und verfolgungsfüchtige, mächtige Partei beherrscht wird, oder wo das Volk selbst zum Fanatismus aufgestachelt wurde, möchte es freilich anders lauten. Dort eben tritt die Wahrheit dessen, was ich früher schon bemerkte, mit ganzer Gewalt ein: die Macht der Leidenschaften, Parteienwuth, Aberglauben und Rohheit finden keine Grenzen, denn die Bürger sind Ankläger und Richter zugleich; ihr Wille ist Gesetz und wenn in der unbeschränktesten Monarchie ein Tyrann über Wohl und Weh von Millionen Sklaven gebietet, so giebt es dort zahlreiche kleine Tyrannen, die jeder

zeit thun können, was ihnen beliebt, weil sie die souverainen Herren sind, welche der besiegten schwächeren Partei Leben und Freiheit in der Hand haben, und ihre Gegner abschlachten, berauben, versagen oder strafen können; denn die Gesetzmacherei ist ihre Sache, die Richter sind ihre Geschöpfe, das souveraine Volk ihr Mitschuldiger. Darum ist die Republik entweder die Form des gesellschaftlichen Zustandes in seinen Urfängen bei gleicher Nothheit, Armuth und Sitteneinfalt, oder es ist die höchste Blüthe der Kultur unter den Menschen, welche der Vernunft sich unterordnen, deren göttliche Macht über den Egoismus, den Ehrgeiz und alle böse Leidenschaften triumphirt.

Wie sehr in den Schweizern die Gedanken allgemeiner Verbrüderung und inniger Vereinigung wurzeln, davon gab das Fest in Schaffhausen mannigfache Beweise, eben so auch von ihrer Anhänglichkeit an der Geschichte des Landes, an dessen Großthaten und an dem Gedächtniß der Männer, denen sie die ersten Grundlagen der alten Schweizerfreiheit verdanken. Vaterlandslieder, Lobpreisungen der Natur des Landes, Lobpreisungen des alten Bundes, neben einer unverkennbaren Eitelkeit auf die Tugenden des schweizer Volks wurden überall in Liedern und Reden gehört. Es geht den Schweizern da-

mit, wie es anderen Völkern auch geht. Rühmen sich doch die Deutschen gar seltsamlich oft bei ihren Tischreden und Festen, Gott weiß wie vieler bewundernswerther Eigenschaften, und gewiß wird in Berlin oder sonst wo im Staate der Intelligenz kein Zweckessen gehalten, wo nicht irgend ein Bürgermeister oder Geheimrath aufstände, der das edle Volk der Brennen beglückwünschte und zum allerwenigsten seinem Wahlspruche: dem Vorwärts! ein dennerndes Hoch brächte.

Die Schweizer machen es nun ganz eben so. Keiner wird eine Rede beginnen, ohne mit den Worten: Biedere oder biderbe Eidgenossen anzufangen; keiner die Treue, die Tapferkeit, die Sittreinheit, die Ehrlichkeit und Freiheitsliebe unerwähnt lassen; auf jeden Fall kommt auch der Tell, der Winkelried, der Melchthal, der Riklas von der Flüe, oder sonst ein alter Held der schweizer Geschichte vor, und mindestens wird eine Stelle aus Johannes Müllers Schweizergeschichte eingeschaltet, wenn nicht etwa ein Vers aus Schillers Drama Wilhelm Tell den Vorzug erhält, den alle Schweizer kennen und verehren. Der Wilhelm Tell ist überhaupt die schwache Seite der Schweizer. Sie glauben daran wie ans Evangelium und wollen sich ihn durchaus nicht von der Kritik nehmen lassen,

obwohl es ihnen eigentlich ziemlich gleichgültig sein könnte, ob jemals der Schüz von Uri gelebt hat, oder nicht.

Den Franzosen und Engländern ist ihre alte Geschichte bei weitem nicht so ans Herz gewachsen, wie diesen Republikanern. Sie gedenken ihrer, wenn sie es thun, in ganz anderer Weise, als eine Zeit der Knechtschaft des Volks, die vorüber gegangen ist; in Deutschland spukt dagegen der fabelhafte Arminius noch immer in den Köpfen, und wie viele treue Anhänger und Bewunderer zählt nicht bei uns überhaupt das glorreiche Mittelalter mit seinen Ritzern, Burgen, Schlossfräulein, nebst Frömmigkeit und sogenannter alter Treue!

Die Schweizer haben in ihren romantischen Schwäbeleien wenigstens aber das für sich, daß sie in den Männern alter Freiheit die Überwinder bedrückender Zwingherrn ehren, und die Erhebung ihres Volks ihnen dabei vorschwebt, das für sein gutes Recht zu den Waffen griff und tapfer stritt bis es die übermüthigen Herren im langen Kampf vernichtete. Was weiter daraus erfolgte und wie das eigentliche Volk neue Zwingherren erhielt, wie Zeiten der Schmach und Schande kamen, bis endlich ein neues Leben erwachen konnte, dessen gedenken sie freilich nicht; aber nichts ist auch für ein Volk deut-

schen Stammes schwerer, als gegen sich selbst wahr und klar zu sein, und alle Selbstberauschung in Redensarten und Empfindungen abzuthun. Unsere Poeten, deren Bilder und Fantastien die Köpfe allzu leicht umnebeln, haben einen guten Theil daran Schuld. Es klingt gar zu schön von deutscher Kraft oder Treue zu singen oder mit dem Schauern der Vorzeit die biederen Eidgenossen, von Anno 1846, an die Morgensterne und Streitärte von Sempach oder Moorgaten zu erinnern. Dennoch aber haben die Schweizer zu solchem Rühmen der Vorzeit ein weit größeres Recht als irgend wer, denn wahr ist und bleibt es: das arme, kleine Volk hat große Dinge für seine Freiheit gethan, was ewig unvergesslich den Nachkommen bleiben muß und freihheitsliebende Männer für ähnliches Thun im Sinne unserer Tage anregen kann.

Es liegt in den Schweizern, trotz aller ihrer sonstigen Nüchternheit und Kälte, ein entschiedener Hang zum Schwärmen für die gute alte Zeit, deren Erinnerungen in tausend Bruchstücken und Fegen auch noch immer ihre heutige Existenz einwickeln, und bei solchen festlichen Gelegenheiten macht sich der innere Drang Luft, sollte es auch nur sein, daß irgend ein paar Stadtdiener oder Landjäger in bunte Jacken gekleidet und mit Barett, Videlhaube, falschen

Bärten und ungeheuren Hellebarden ans Thor gestellt wurden, um das 13te oder 14te Jahrhundert zu repräsentiren. Das geschah auch hier beim Sängersfest in Schaffhausen. Ein paar Kerle mit breiten Schultern und roth bemalten Gesichtern, die sehr grimmig aussehcn, standen mit langen Spießen im mittelalterlichen Aufzuge am Thore und wurden mit ungeheurem Beifallsjubel begrüßt, als die Sängerschaaren in der Morgenfrühe an ihnen vorüber zum Rheinfall zogen, wo der winzige Tell, auf der Klippe befestigt, seinen Bogen spannt. Das war ein Ort, der dem schweizerischen Patriotismus die rechte Nahrung geben konnte, aber es war auch schön den brausenden Männergesang in dem Donner des schäumenden Stromes verhallen zu hören, und dazu war der junge Tag so herrlich voll Himmelsbläue und Sonnenlicht, die ganze Natur so freizeitdurstig und liebeathmend, Alles so grün, so duftig, so voll Farbenschmelz und Frische, daß jedes regbare Herz davon ergriffen werden mußte.

Die eigentlichen Wettkämpfe der Sänger fanden in der Hauptkirche Statt. Hier saßen die Kampfrichter und vertheilten die Preise und Ehrengaben, welche durch Geschenke der Vereine und Einzelnr zusammengebracht waren. Daran zeigte sich von neuem ein schöner Gemeinfinn. Neun silberne Po-

lale waren zur Vertheilung vorhanden; dazu Fahren, Musikalien, Gemälde und andere schöne Sachen, sogar ein Gaum Aetzgauer Wein, so daß jeder Sängerkhor reich bescher^t werden konnte. Was die Gesangeskunst selbst betrifft, welche bei diesem Wettstreit entwickelt wurde, so glaube ich, daß man in Deutschland diese auf einer bedeutend höheren Stufe der Ausbildung findet. Die Schweizer sind mehr Naturfänger. Gar manche sind mit schönen Stimmen begabt, aber die künstlerische Vervollkommenung mangelt; dazu kommt die schwere Aussprache, der harte Dialekt, die rauhen Kehllaute, welche dem norddeutschen Ohr oft schon so unangenehm klingen, beim Gesang aber noch störender sich hörbar machen. Man kann wohl annehmen, daß dies eine Ursache mit sei, daß die Schweizer bis jetzt eigentlich wenig für die Tonkunst gethan und berühmte Sänger und Künstler dieser Gattung so wenig, wie Schauspieler geliefert haben. Aber sie lieben Gesang, lieben Musik und streben nach Fortschritten mit großem Eifer, denn überall bilden sich Vereine zu diesem Zweck, die zugleich mit löblichem Ehrgeiz patriotische Zwecke verfolgen und vaterländische Lieder und Compositionen zum Hauptgegenstande ihrer Studien machen. Schön ist es auch, daß man dem alten nun verstorbenen Musikmeister Nägeli von Zürich, der diese Ver-

eine ins Leben rief, eine liebevolle Verehrung widmet und ihm jetzt gemeinsam ein Denkmal zu errichten denkt; daß man den talentvollen Nachfolger Nägeli's, den Componisten Abt in Zürich, hochschätzt, kurz daß man einen vaterländischen Kunstreifer zeigt, der gewiß nicht ohne Früchte bleiben wird. Die Hauptsache ist und bleibt jedoch bis jetzt auch bei diesen Gefangefesten die Stärkung des nationalen Lebens, die Stärkung der brüderlichen Eintracht gleichgesinnter Männer, und lebhaft wurde ich dadurch an Schleswig-Holstein erinnert, wo ja auch die Gesangsvereine ein eingreifendes Mittel bilden, den deutschen Sinn zu kräftigen und das Dänenthum abzuweisen.

Den ersten gekrönten Preis erhielt der Sängerverein der Stadt Winterthur, und dies Urtheil des Preisgerichts war ein durchaus gerechtes, es stimmte mit dem Urtheile der Zuhörer völlig überein. Nach Winterthur wurde Rüsnach gekrönt, dann Zürich, und so folgten die übrigen. Auch die deutschen Vereine aus Constanx, Donaueschingen, Ravensburg und Tuttlingen, welche als Gäste sich eingefunden und mitgestritten hatten, erhielten Ehrengaben und konnten vergnügt nach Hause kehren.

So endete im allgemeinen Frohsinn dies Gefangefest. Abends war die Stadt erleuchtet, und

von dem alten Römerkastel, der Munot genannt, das eine besondere, sehenswerthe Zierde Schaffhausens ausmacht, donnerten die Kanonen und vermehrten die Lust. Bis in die finsternen Gewölbe des Munot drang das Fest. Dies merkwürdige alte Bauwerk steht auf einem Hügel und besteht aus einem runden, ungeheuren Thurme, der von einem Graben umgeben ist. Das Innere bildet eine Casemate, von gewaltigen Steinpfeilern getragen, auf denen die Platteform ruht. Unterirdische, finstere Gänge durchkreuzen den Grund des Thurms. Eine Wendeltreppe führt hinauf zu seinen Zinnen, zwischen denen so viel ebener Raum ist, daß viele hundert Menschen oder eine zahlreiche Besatzung dort stehen und sich bewegen können. Von hier aus hat man eine herrliche Fernsicht über die Bergketten und Thäler der Schweiz und Deutschlands, und hieher hatte der Munotverein, welcher sich in Schaffhausen gebildet hat, das schöne alte Gebäude zu erhalten, die Sänger und die Gäste geladen. Die finstere Wendeltreppe und der innere Raum der Casemate waren erleuchtet. Die triefenden Quaderwände spiegelten sich im Lampenschimmer; oben waren die Umfassungsmauern mit Kränzen und Laub geschmückt. Tische mit Erfrischungen standen bereit, und nun tönte der Gesang der Chöre vom Munot herab über

Schaffhausen hin, dessen Lichte und Lampen heraufschimmerten. Jubel war überall und dabei vielleicht doch ein leiser Geisterschauer in manchem Herzen, denn jeden Abend sollen im Munot geheimnißvolle Glocken läuten, welche die Krieger zur Wacht rufen, deren Gebeine längst bis auf die letzte Spur Staub geworden sind.

III. Kapitel.

Der Kanton Zürich, als geistlicher Mittelpunkt der deutschen Schweiz — Angemein große Bevölkerung desselben — Blicke auf die Schweizergeschichte und Darstellung der Vorgänge in der Schweiz bis zum Jahre 1830 — Die alte schweizerische Freiheit — Die alten Verfassungen — Unfreiheit des Landvolks — Die Untertanenländer — Die Hirtenstaaten und die Städte — Katholiken und Protestanten — Gänzliche Unterdrückung des Volks im 18ten Jahrhundert — Die französische Revolution und deren Folgen für die Schweiz — Die helvetische Republik — Die Mediationsakte Napoleons — Die Reaktion von 1815 bis 1830 — Kämpfe des Volks gegen die alten Herren; gegen Priester, Methodisten und Jesuiten.

Am Tage nach dem Feste verließ ich Schaffhausen und fuhr nach Zürich, was in fünf bis sechs Stunden erreicht wird. Man kann über Winterthur oder Eglisau fahren, aber der letztere Weg ist der angenehmere. Es ist dort mehr Abwechslung in der Natur, mehr Fruchtbarkeit in dem Hügellande und seinen waldigen Gehängen, aus denen dann und wann die Felsenrippen zu Tage brechen. Der Rhein fließt blau und schnell in seinem engen Thale hin, doch erst wenn man die Brücke von Eglisau hinter sich hat und am linken Ufer hinauffährt, wo steile Sandsteinlager den Weg beengen, meint man wirklich in der Schweiz zu sein.

Im Übrigen ändert sich auch hier nichts. Es ist dasselbe Land mit denselben Leuten. Von eigent-

lichen Gebirgen ist keine Spur, denn der Kanton Zürich liegt im Vorlande der Alpen. Er gehört zu den fruchtbarsten und reich bebauteften, zugleich auch ist er fast überbevölkert zu nennen, denn auf seinen 33 Quadratmeilen Bodenraum leben 234,000 Menschen; über 7000 also auf jeder Meile, was sich in einigen Gegenden, und namentlich am Züricher See bis auf 9000 und mehr steigert. Mit welcher Sorgfalt ist aber auch hier überall der Boden benutzt! Da ist kein Plätzchen, wo nicht Gras, Kraut oder Halme stehen. Die Landescultur ist in höchster Blüthe und alle neuen Erfahrungen, um durch Düngermittel und Bestellung die Fruchtbarkeit zu vermehren, werden mit Fleiß und Sorgfalt angewendet. Diesen emsigen Fleiß, verbunden mit einem hohen Grade von Ordnungsliebe, muß man den deutschen Schweizern fast überall zusprechen. All ihr Ringen und Streben ist auf Erwerb gerichtet, und hier ist es kein Geringes für den Armen, um so viel zusammenzusparen, daß er ein kleines Ackerstück kaufen kann, denn obwohl der Boden sehr getheilt ist, ist er doch außerordentlich theuer und schwer zu haben.

Was dem Reisenden aber zuerst in die Augen fällt, sind weniger die Häuser sammt Matten und Felder, als die wohlerhaltenen Straßen, auf denen sein Fuhrwerk fortrollt, und dies ist ein Lobspruch,

welcher den größern von vollsthümlichen Regierungen geleiteten Kantonen überall gemacht werden muß, während die kleinen innern Staaten und die aristokratisch bevormundeten sehr darin zurückgeblieben sind. Bern, Waadt, Aargau, St. Gallen und andere haben mit dem angestrengtesten Eifer und großen Kosten den Straßenbau, der in Vergländern so viele Schwierigkeiten zu überwinden hat, seit Jahren betrieben, namentlich aber hat Zürich Außerordentliches dafür gethan, und kaum möchte es ein Land geben, wo alle öffentlichen Straßen in so trefflichem Zustande wären, wie in diesem Kanton. Man bekommt Achtung vor den Regierungsverhältnissen dieser kleinen Länder, wenn man sieht, wie viel bedeutsame Bauwerke hier ausgeführt worden sind; denn die Staatsmittel sind überall nicht sehr groß, aber Sparsamkeit, Ordnung in den Ausgaben, der Umstand, daß wenig für Beamtenwesen und Soldaten, nichts für unnütze und überflüssige Protverzehrer und deren Anhang ausgegeben wird; ferner die öffentliche Rechnungslegung und die unerbittliche Controle einer freien Presse machen vieles ausführbar, was monarchischen Staaten unmöglich bleibt. Dadurch ist die Schweiz auch das einzige Land in Europa, das keine Schulden hat. Nur das freie Norwegen kommt ihm darin nahe; und während es den größten

Monarchieen jetzt schwer werden würde, Anleihen zu contrahiren, könnte die Schweiz mit leichter Mühe Geld erhalten, denn ihr Credit steht fester, als irgend einer; sie braucht selbst nicht einmal dabei das Ausland in Anspruch zu nehmen.

Zürich ist der geistige Mittelpunkt der deutschen Schweiz. Das ist seit langer Zeit behauptet worden, und man hat ein wohlbegründetes Recht dazu, denn kein Kanton enthält, wie dieser, eine solche Fülle der verschiedensten Lebensentwicklungen und eine so große Zahl gebildeter, gelehrter und unterrichteter Männer; keiner ist auch von der Natur so glücklich begünstigt durch Fruchtbarkeit des Bodens, Milde des Klimas, reichen Wein-, Getreide- und Obstbau, vereint mit lebhafter Industrie und Handel. Dazu kommt eine innere größere Einigkeit der Bewohner, bedingt vornehmlich dadurch, daß Alle deutschen Stammes und Protestanten nach Zwingli's Lehre sind. Nur eine ganz geringe Zahl gehören der katholischen Kirche an. Die Regierung kann daher gleichmäßiger eingreifen und fördern; sie findet leichter überall ihre Freunde und Stützen, und Zürich selbst, ein lebensvoller Sammelplatz für die zahlreichen Reisenden, bietet zugleich einen geistigen Mittelpunkt, in welchem sich die Kräfte concentriren und verarbeiten, wo eine fortgesetzte Bewe-

gung möglich wird, wo sich Talente in manchen Richtungen geltend machen können und wo seit Jahrhunderten für Wissenschaft und gelehrtes Forschen, sei es auch nur von einzelnen strebsamen und unabhängigen Männern, gewirkt und gesammelt wurde.

Bern, in der Blüthezeit seiner Junkerherrschaft doppelt so groß wie Zürich, hat durch seine Macht im Felde und durch sein aristokratisches Übergewicht die erste Stelle in der Eidgenossenschaft eingenommen, was Zürich mehr als einmal zu hindern strebte. Die züricher Junker aber konnten gegen Bern nicht aufkommen, dessen alte stolze Geschlechter sich nie mit Handel und Geschäft befaßten und höhnisch auf den Krämeradel von Zürich herabbligten. Dafür gewann Zürich nach und nach das geistige Übergewicht. Mancher seiner reichen Bürger beschäftigte sich mit den milden Künsten des Friedens und ließ seine Söhne studiren, während die Berner Junker an den Höfen der Fürsten als Edelknaben prangten, auf den Schlachtfeldern Europas im Solde absoluter Herrscher ihr Blut versprigten und endlich genährt vom Hochmuth und Unterdrückungsgeist jener verderbten Zeiten in ihr sogenanntes freies Vaterland zurückkehrten.

Vielleicht knüpfen sich hier am besten ein paar rasche Blicke auf die historischen Grundlagen der

Schweiz an, die man nicht vergessen darf, wenn man das eigenthümliche Leben der jetzigen Republiken verstehen will.

Von alten Sagen über die ersten Landesbewohner aus der Zeit der römischen Herrschaft über die Schweiz, welche länger als 300 Jahre währte, wie aus den Zeiten der Völkerwanderung brauchen wir nicht zu reden. Die Rohheit der wandernden Germanenstämme zerstörte, was die Römerherrschaft an Cultur begründet hatte. Endlich setzten sich die Burgunder am Jura und am lemanischen See fest, Gothenherrschaft gründete sich über die Hochalpen fort in Rhätien, Uri und Glarus bis nach Italien; Alemannen wohnten am Bodensee und Zürichsee, am Rhein und in dem Weideland der Alpen. Von den Franken wurden die Alemannen besiegt, das Gothenreich ging unter und die fränkischen Sieger theilten die Schweiz in zwei Herzogthümer. Die Rheingegenden blieben deutsch und kamen zu Schwaben, die westliche Schweiz wurde mit dem Frankenreich und Savoyen vereinigt; das Land an Grafen und Lehns-
mannen vergeben. Ritterschlösser entstanden überall, und das besiegte Volk ward zinsbar, leibeigen und mit Gut und Blut in die Hand seiner Herren gegeben.

Die Franken verbreiteten das Christenthum in der Schweiz, so kamen die Klöster und die Mönche,

die Bischöfe und Äbte in großer Zahl, die auch Land und Leute zu erhandeln wußten und durch fromme Stiftungen geschenkt erhielten, so daß, als bei der Theilung des Frankenreichs nach Karl des Großen Tode das alemannische Herzogthum, und mit ihm die deutsche Schweiz, zu Deutschland kam, die Feudalherrschaft fest begründet war. Als die Ungarn, Avaren und Magyaren Deutschland verwüsteten, befahl Heinrich der Städteerbauer, daß auch in der Schweiz feste Orte angelegt würden, und er gab die Männer frei von aller Leibeigenschaft, welche ihren Widerwillen besiegen, in die schützenden Mauern ziehen und diese vertheidigen wollten. So entstanden aus ungeschützten Dörfern Zürich, Basel, St. Gallen, Luzern, Solothurn und Schaffhausen. So entstanden später auch, als die deutschen Kaiser das burgundische Helvetien in Besitz nahmen und zum Reich schlugen, Freiburg und Bern, welche von den Reichsvoigten, den Herzogen von Zähringen, gebaut wurden. Die Städte wuchsen empor und ganz wie im übrigen Deutschland wurden sie und ihre Freiheiten und Gerechtsame Gegenstand der Eifersucht und des Hasses für die Ritter, Grafen und Fürsten. Aus der allgemeinen wilden Freiheit des Volks, oder vielmehr der Besitzenden im Volke, welche nach germanischem Begriff allein frei waren, sonderte sich eine Kaste

der Edlen, die räuberisch und unterdrückend im steigenden Maße die Kleineren und Schwächeren als Zugehörige unterjochten und in einer Zeit, wo nur die Macht Recht gab, mußte überdies Jeder, der sich nicht selbst schützen konnte, einen starken Schutzherrn suchen, der Leib und Gut behüten half.

Die Genossenschaften in den Städten schützten sich gegenseitig und behüteten ihr Wohl, das Land aber mit seinen Bauern und Hirten fiel den Rittern und den Klöstern zu und deren waren viele in der Schweiz. Die Grafen von Savoyen hatten große Güter an allen Seiten des lemanischen Sees, der Bischof von Lausanne herrschte um und in dieser uralten Stadt; den Grafen von Neuenburg gehörte das Land vom Jura bis an die Aar. Weiterhin wohnten die mächtigen Grafen von Kyburg mit ihren Lehnsmännern von Zürich bis an den Bodensee; im Aargau die Grafen von Habsburg, ferner die Grafen von Toggenburg, die Grafen von Rapperswyl, Werdenberg, Sargans, Montfort, Rhäzüns und viele andere, deren zerstörte und verwitterte Stammhäuser man noch jetzt überall bis in die tiefsten Schlünde der Hochalpen hinein findet.

In vielen Städten besaßen die Bischöfe Hoheitsrechte, allein je mehr die Bürger reich und mächtig wurden, je mehr schwand die weltliche Macht

der geistlichen Herrn. Fast alle Städte gaben sich nach und nach unter den Schutz der deutschen Kaiser und wurden Reichsstädte.

So theilte sich Macht und Leben in der Schweiz. Die Städte enthielten ein trotziges Geschlecht freier Leute, welche Handwerk und Handel trieben, reich und angesehen wurden, und den Adel zu züchtigen wußten, wenn dieser ihre Rechte antastete. Das Land dagegen war voll Ritter und Leibeigene und nur in den wilden einsamen Gebirgsthälern von Schwyz, Unterwalden und Uri, um den Waldstädter See, lebten freie Bauern und Hirten, die nie unterworfen waren, reichsfreie Leute, welche unter des Kaisers Schutz standen, der ihnen Voigte setzte. Merkwürdig war es dabei, daß, während diese Männer des Gebirges ohne ritterliche Herren blieben, die Hochgebirge von Rhätien und Wallis deren eine Überzahl empfangen. Burg stand dort an Burg, das Landvolk wurde in schlimmster Weise, oft mit teuflischer Grausamkeit geplagt, und ebenso wenig wußten die freien Männer am Bodensee ihre Freiheit vor den Anmaßungen des Abts von St. Gallen zu bewahren. Nur in den appenzeller Bergen lebten die Hirten frei und unter des Kaisers Schutz bei alten Rechten und kaiserlichen Voigten.

So blieb es, bis der habsburgische Stamm

den deutschen Königsstuhl bestieg. Dies reiche, schweizerische Grafenhaus suchte seine Erbgüter auf alle Weise zu mehren. Rudolf von Habsburg zwar schirmte jeden in seinem Recht; allein sein Sohn und Nachfolger Albrecht trat bald mit der Absicht vor, Alles, was bisher reichsfrei war, zu seines Hauses Gut und Erbe zu machen. Dem Adel schmeichelte er und belohnte seine Anhänger mit Gütern und Ehren, der Städte Freiheiten wurden nicht geachtet, dagegen geheime Versprechungen gemacht, wenn sie ihm huldigen wollten; das freie Volk im Gebirge aber wurde von den Voigten grausam gequält, um, wie man sagte, den Trotz des Bauern zu brechen, dem man zeigen müsse, daß er ein geborner Knecht sei.

Die Folgen davon waren Mißtrauen und Widerstand, endlich offener Krieg. Im Jahre 1291 thaten sich Uri, Schwyz und Unterwalden zu einem Bunde zusammen, ihre Freiheit gegen Jeden zu schirmen. Von diesem Freiheitschwur wurden sie die Eidgenossen genannt. Aber die Hirten standen nicht allein. Der Graf von Savoyen, welcher Albrechts Plane fürchtete, trat zu ihnen; so auch der Bischof von Konstanz und die damals schon mächtigen Städte Bern, Zürich, Freiburg und Solothurn. Der Adel dagegen waffnete sich größtentheils für

Österreich; Krieg und Kampf war überall und während Albrecht seinen unglücklichen Gegenkaiser Adolf besiegte und tödtete, vernichteten die Berner die Adelsmacht der Schweiz in der Schlacht am Donnerbüchel, brachen und zerstörten seine Burgen und bereiteten durch diesen glorreichen Kampf den allgemeinen Abfall vor.

Nun erfolgte der Aufstand des Gebirges, wo man nicht länger die Gewaltthaten der Boigte ertragen wollte. Sie wurden verjagt, ihre Burgen gebrochen. Wie die Folgen dieser kühnen Thaten der verschworenen Hirten ausgefallen wären, kann Niemand ermessen; der Kaiser rüstete zornig gegen sie, doch plötzlich ward er von seinem eigenen Neffen, Johann von Schwaben, und dessen Rittern und Rathgebern ermordet.

Noch in diesem Augenblicke rühmen sich die Urkantone, die Schweiz frei gemacht zu haben, und allerdings haben sie den ersten Anstoß gegeben; allein ohne den Beistand der Städte und deren Verbündeten, wie ohne die besondere Gunst der Zeitverhältnisse wäre es wohl nimmermehr geschehen. Als König Albrecht todt war, rächten seine Witwe und Kinder den Mord ihres Vaters an den Mördern und dachten lange Zeit nicht an die aufrührerischen Gebirgsleute. Die Mörder aber waren

adelige Herren aus der Schweiz, welche mit ihrer ganzen Sippschaft von den grausamen Weibern, der Königin Elisabeth und ihrer Tochter, Agnes von Ungarn, hingeschlachtet wurden, denen Albrechts Sohn, Leopold von Oesterreich, bei dem Mordgeschäfte half. Hunderte starben auf den Blutgerüsten, Ritter und Barone, deren Burgen die Flammen verzehrten. So wurde der Adel geschwächt und erst sieben Jahre später, 1315, als diese Gräuelt thaten beendet waren, erinnerte man sich der Hirten wieder, welche inzwischen ihre Freiheit gekräftigt hatten. Man glaubte sie leicht zu besiegen und verachtete viel zu sehr den armen Bergbewohner, der den gepanzerten Herren nur die nackte Brust entgegensetzen konnte, um sie mit aller Macht und Vorsicht anzugreifen. Die Niederlage bei Moorgarten am 16. November 1315 war die gerechte Folge des ritterlichen Übermuthes. Die Blüthe des Adels fiel an diesem Tage und nun erst gab es Schweizer.

Bern, Luzern und andere Städte, welche heimlich so viel sie konnten die Hirten unterstützt hatten, traten jetzt öffentlich auf deren Seite. Alle waren mehr oder minder im Kampfe mit Oesterreich um ihre Freiheit und ihr Recht begriffen und lagen in langen Fehden mit dem österreichisch gesinnten Adel. — Im Jahre 1335 riefen die Berner gegen jenen zuerst

die Hirten des Gebirges zu ihrer Hülfe und siegten mit ihnen in der Schlacht bei Laupen. Doch erst 1353 trat die mächtige Stadt in den Bund der Waldstädte, weil sie einsah, sie müsse gemeinsame Sache mit den Eidgenossen machen, um den starken Feinden zu widerstehen.

Luzern hatte diese Wahrheit zuerst erkannt, es vereinte am frühesten seine Sache mit der der Gebirgsleute; dann trat Zug hinzu, dann Zürich, dann Glarus. Diese acht alten Orte schlossen 1360 den ewigen Bund und nun kämpften sie siegreich in berühmten Freiheitskämpfen, bei Sempach, bei Näfels, die Appenzeller am Stof, und was der Krieg nicht gab, wurde durch Unterhandlungen und Kauf von dem verarmten Adel gewonnen.

Inzwischen änderte sich das Regiment in den Städten, wo viele ritterliche Geschlechter wohnten, durch innere Umwälzungen dahin, daß diese Herrschaft und Ansehn mehr oder minder einbüßten und an jüngere Familien und die zünftige Stadtbürgerschaft überlassen mußten. Großen Zuwachs an Land und Leuten brachte es auch, daß Kaiser Siegesmund mit dem Herzog Friedrich von Österreich in Streit gerieth und die Eidgenossen aufrief, die ausgesprochene Acht an dem Herzog zu vollziehen. Trotz beschworener Verträge zu Frieden und Freund-

schaft fiel Bern über den Aargau her. Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden und Glarus halfen dabei; nur Uri zog sich zurück und brandmarkte die Falschheit!

So kamen die Eidgenossen zu erobertem Land, das sie behielten. Sie, die Männer der Freiheit, schufen sich Untertanen, welche durch Voigte regiert, nach und nach hart und willkürlich behandelt wurden. Dies Beispiel legte den Keim zu späterem Verderben. Denn immer mehr gewöhnte man sich daran, die alte Gleichheit zu vernichten, das Landvolk überall herabzuwürdigen, Städte und Land zu trennen, und die zünftige erbgeessene Bürgerschaft, die Altbürger und Bollbürger, als eine regierende Kaste von Gottes- und Rechtswegen zu betrachten.

Auch in Hohenrhätien und Wallis wurde der übermüthige grausame Adel vom Landvolk vertrieben und in Rhätien die drei Bünde der Landleute gestiftet, nach welchen sie noch jetzt die Bündner oder Graubündner heißen.

Bald darauf, im 15. Jahrhundert, geriethen die Schweizer unter sich in Unfrieden über die Erbschaft der Grafen von Toggenburg. Zum ersten Male floss das Blut der Eidgenossen durch die eigenen Schwerter. — Zürich kämpfte gegen Schwyz,

verband sich mit Oesterreich und lud die Rache aller Eidgenossen auf sich. Mord und Verrath war überall, dazu fiel der Dauphin von Frankreich mit den Söldnerschaaren der Armagnaken in die Schweiz ein, bis endlich im Jahre 1450 Friede wurde, der freilich nicht lange währte. Denn in den Städten, namentlich in Bern, war innerer Zwist, welcher mit Vertreibung der Reste des Adels endete, und von Außen kam der burgundische Krieg, den die Schweizer hervorgerufen, als sie sich mit Frankreich und Deutschland gegen Karl den Kühnen verbündeten. Der kriegerische, zornige Herzog wollte das Bauernvolk strafen, diese aber schlugen ihn bei Murten und Nancy, wo er selbst umkam.

Die vielen Kriege brachten aber den Schweizern wenig Gewinn. Der Sinn der Jugend ging auf Beute und Waffenthaten; ihr Leben auf Kriegszügen entfremdete sie der Stille des heimischen Heerdes. Hochmüthig und trotzig suchten sie Streit. In den kleinen inneren Kantonen haßte man die Städte, deren Reichthum und Übergewicht sich bemerkbar machte; die Städter ihrerseits spotteten der Hirten und deren Rohheit und Anmaßung. So nahm alle Zucht und Sitte ab, Habsucht und hochfahrendes Wesen zu. Das Landvolk wurde stets mehr bedrückt und gerieth in gänzliche Abhängigkeit; räu-

berische Voigte trieben Bestechungen arger Art, die Gerechtigkeit sank. Die Gesetze waren nicht mehr für den Reichen gemacht, und wie es damals in der Schweiz ausgesehen haben muß, beweist, daß im Jahre 1480 allein fünfzehn Hundert Mörder und Räuber hingerichtet wurden.

Dazu kam ein Übel, das die Schweiz Jahrhunderte lang geplagt hat und das in seinen Folgen für die Sittlichkeit schlimme Früchte trug. Das junge Volk zog jährlich aus in alle Welt, um als Söldner in Frankreich, Italien und Deutschland Jedem zu dienen, der es bezahlte. Das nannte man Reisläufen. Sie kamen verwildert und verborben, manchmal mit Beute aller Art, oft aber auch als Bettler und Krüppel zurück, stahlen und mordeten und fielen den Gemeinden zur Last; doch die Obrigkeiten wehrten nicht, denn sie empfingen von den Werbem und Hauptleuten Bestechungen und Geschenke, und dies System der Bestechungen bildete sich später zur schmachvollen Spitze aus, als Frankreichs Einfluß auf die Schweiz immer mächtiger wurde, der Papst, die italienischen Fürsten und Österreich um die Wette die Schweizer für sich zu gewinnen suchten, und alle absoluten Könige dort ihre treuen Satelliten suchten und fanden.

In inneren Unruhen und Theilnahme an au-

Herren Kriegen lief die Zeit hin bis zur Reformation, welche auch für die Schweiz von tiefer Bedeutung wurde und die letzte Kraft des Volkes erschöpfte. Freiburg, Solothurn, Appenzell, Schaffhausen und Basel wurden in den Bund aufgenommen, der jetzt 13 Orte und Landschaften verband, aber dieser Bund war lose geknüpft und auf ungleichen Berechtigungen gegründet. Jeder that für sich, was er wollte; nur gegen den gemeinsamen Feind ihrer Freiheiten standen sie vereint. Das Volk verdummte und kümmerte sich nicht mehr um sein Wohl. Die Geschlechter regierten in den Hirtenkantonen, wie in den Städten, wer wider sie war, mußte verderben, wurde versagt oder dem Henker überliefert und lange Menschenalter hindurch blieb dieser Zustand und wurde stets ärger. Die Regierenden schlossen jetzt von Obrigkeit wegen Verträge mit den fremden Fürsten über Lohnsoldaten und trieben einen förmlichen Handel mit Menschenfleisch. Ihre Söhne und Bettern wurden Hauptleute und Obersten; jeder suchte Gnadengehälter, Jahrgelder, Ehrenketten, Orden, Titel, Adelsdiplome zu erwischen und die Mitglieder der Räthe stritten sich oft mit schamlosen Schimpfreden öffentlich um den Antheil an der Beute. Dabei mordeten sich die Lohnsoldaten häufig selbst im Dienste der verschiedenen Herren, welche sich feind-

lich anfielen; wie war und ist es möglich, bei solchen Abgründen der Verderbniß noch von einer schweizerischen Freiheit zu träumen!

In solche Verwilderung der Sitten fiel die Reformation und brachte eine Umkehr mit sich. — Auch in der Schweiz war das Mönchswesen in tiefem Verfall; die Klöster oft die Sammelpplätze aller Ausschweifungen und Laster. Papst Leo X. verpachtete den Ablasshandel; da trat Ulrich Zwingli auf, ein Weltgeistlicher, der in zornigen Predigten das Leben der Priester und Weltlichen züchtigte und Messe, Feste, Verehrung der Heiligen und das Eölibat verwarf. Mit ihm vereinten sich Andere und das Volk fiel ihnen zu. Zwingli ward nach Zürich berufen, 1579, und dort geschüzt, in den Städten regte sich ein mächtiger Anhang, aber in den Bergen predigten die Mönche und katholischen Priester gegen ihn, verfluchten alle Neuerungen, und bald flammte blutiger Religionshaß auf, der die Schweizer in zwei große Parteien theilte.

Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Neuenburg und die Städte am genfer See fielen der Reformation zu. Freiburg, Solothurn, Luzern und die Waldstädte verboten alle Glaubensänderungen bei Todesstrafe. Andere Kantone wie Glarus, Appenzell, Graubünden theilten sich in Parteien; als aber

die neue Lehre immer weiter vordrang, mehrten sich Haß und böse Thaten. Alte Freundschaften schieden sich, Familienbände lösten sich auf und endlich kam es zum Regerverbrennen, Hinrichtungen und zu Krieg und Aufruhr, obwohl noch einmal 1529 ein Land-Religionsfrieden geschlossen wurde.

Als es zum Krieg kam, ließ Bern die Züricher allein schlagen, welche bei Kappel von der vereinigten Macht der Waldstädte besiegt wurden. Hätten die Evangelischen in Einigkeit gehandelt und die Schlacht gewonnen, würde die Schweiz jetzt nicht an tausend Wunden bluten. Sie würde evangelisch sein, und freier, glücklicher, als jetzt, manche bittere Noth nicht kennen, die vom römischen Pfaffenwesen des 19. Jahrhunderts über sie gebracht wird. Die Züricher mußten Frieden schließen. Der zornige Eiferer Zwingli war bei Kappel selbst gefallen. Solothurn wurde wieder katholisch, Graubünden kehrte um, die Reformation machte keine Fortschritte mehr.

Auch Genf war der neuen Lehre zugefallen, an deren Ausübung es von seinem Bischof und seinem Landesherrn, dem mächtigen Herzog von Savoyen, gehindert wurde. Genf hatte Bündniß mit den Eidgenossen, die im verdorbenen Französisch Hugonotten genannt wurden, ein Name, der endlich

allen Evangelischen als Parteiname gegeben wurde. Als die Verfolgung in Genf sich mehrte, nahmen sich Bern und Freiburg der bundesverwandten Stadt an, fielen ins savoyische Waadtland ein und eroberten das ganze Gebiet, bis auf einige Theile, die Freiburg und Vallis an sich rissen.

Genf, wo der blutdürstige Johannes Calvin die Bürger leitete, versagte hierauf seinen Bischof und machte sich 1536 zum Freistaate. Der Herzog von Savoyen verlor das ganze Land am Iemanischen See; Bern gewann dies und machte sich neue Unterthanen daraus, die, von seinen Voigten bedrückt, der neuen Lehre und den gnädigen Herrn von Bern schwören mußten.

Gegen die Ausbreitung der evangelischen Lehre stifteten die katholischen Kantone ein Schutzbündniß, das an neuere Vorgänge (den Sarner- und Sonverbund) erinnert. Es war der erste Bund, den Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg zum Schutz der heiligen römischen Kirche schlossen. Er wurde nach dem Kardinal Karl Boromeo, Erzbischof von Mailand, der in die Schweiz kam, überall gegen die neue Lehre predigte und zum Bündniß der Katholischen mahnte, der Boromaische Bund genannt.

In Folge der Religionszerrwürfnisse trennten sich



auch in Appenzell die äußeren evangelischen Bezirke von den inneren katholischen, 1597. Blutiger Glaubenskampf fand in Wallis statt, bis die schwächere Partei der Evangelischen den Katholiken unterlag und das Vaterland meiden mußte; gleiches geschah im italienischen Gebiete der Schweiz jenseits des Gotthards, in der Voigtei Locarno. Fürchterliche Gräueltthaten geschahen in Graubünden und dem ihm zugehörigen Veltlin. Dazu brach eine schreckliche Pest, der schwarze Tod, herein, die ganz Europa verheerte, endlich auch in den evangelischen Kantonen Aufstände des lange gemißhandelten Landvolks, das in der Schweiz, wie überall, von der neuen kirchlichen Freiheit auch die Rückkehr seiner so schmachlich verlorenen Menschenrechte erwartete und sich getäuscht sah, als seine bürgerliche Knechtschaft dieselbe blieb. Die Aufstände der Bauern in Bern, Luzern, Zürich, Solothurn und Basel halfen zu nichts, als ihre Banden fester zu schmieden und das Blut ihrer Führer vom Henker vergießen zu lassen. Die Regierungen halfen sich gegenseitig und alle vereint suchten die letzten Reste irgend einer Freiheit, wo diese zu finden war, zu ersticken.

Inzwischen wüthete in Deutschland der große dreißigjährige Religionskrieg, der an der Schweiz so ziemlich unschädlich vorüberging, doch wurde ihr im

Friedensschluß zu Münster, durch Frankreichs Fürsorge, ihre gänzliche Unabhängigkeit vom deutschen Reiche zugesprochen. Als ein Nachspiel zu diesem großen Kampfe aber kam es im Jahre 1656 zum neuen Kriege zwischen Evangelischen und Katholiken, die abermals Berner und Züricher bei Billmergen besiegten und dann Frieden schlossen ohne Vortheil, nachdem eine große Anzahl Bürger Leben und Gut verloren hatte. — Ein dritter und letzter Kampf erfolgte im Jahre 1712, als der Abt von St. Gallen die Landleute im Toggenburg zu Peibeigenen machen und ihnen die katholische Religion aufdringen wollte. Diesmal siegten die evangelischen Stände, Zürich und Bern, gegen die fünf katholischen, die Waldstädte und Luzern. Der Gebrauch des Feuergewehrs und der Geschütze war allgemeiner geworden, Bern besonders hatte sein Heer damit bewaffnet und gegen Kartätschen und Kugeln halfen weder der fanatische Muth der Hirten von Schwyz und Uri, noch die geweihten Kreuze und Zettel, in denen die Heiligen ihnen gewissen Sieg versprochen.

Seit dieser Zeit bis zur französischen Revolution, das ganze achtzehnte Jahrhundert über, war in der Schweiz Friede, aber das Volk

war gänzlich unterdrückt und unfrei; Sünde und Schande nahmen überhand. »Das Größte,« sagt Ischolle in seiner schweizer Geschichte, »dünkte Allen, oder doch den Reisten, Reichthümer zu sammeln, nicht Tugenden, Herren und Unterthanen zu sein, nicht freie Bürger. Die Einen kauften sich Landvoigteien und verkauften darin Recht und Ungerechtigkeit, wie gemeine Waare. Die Anderen buhlten um Gunst, Jahrgelder, Ordensbänder und Ehrentitel bei Ausländern. Andere trachteten statt nach Verdiensten ums Vaterland nach der Hand der Rathsherrntöchter, damit sie, in obrigkeitliche Würden erhoben, zur gebietenden Kaste aufstiegen. Wenige thaten etwas in rühmlicher Weise. Das Volk in den unterthänigen Landschaften hatte kaum mehr Recht, als daß es neben seinem Vieh das Feld bauen durfte; es blieb ganz und gar unwissend, denn die Obrigkeiten fürchteten, der Bauer könne durch Lehre und Unterricht zu verständig werden. Die herrschenden Städte und Länder nagten an den Freiheiten des Landvolks und die vornehmen Geschlechter der Städte an den Freiheiten der Bürger. Hin und wieder erwachten und ermannten sich zwar die Beeinträchtigten, suchten ihr bedrohtes Recht zu retten oder schreckten doch von neuer Willkür ab;

aber sie erregten kaum mit ihrem Widerstand die Aufmerksamkeit der übrigen Bedrückten. Alles lag in Erstarrung und Todes Schlaf.“

Das ist ein Bild der schweizer Zustände während des 18. Jahrhunderts. Hader der Bürgerschaften, Streit der Zünfte, einzelne schnell unterdrückte Aufläufe, Hinrichtungen kühner Männer, die nach Freiheit rangen und von ihren feigen Gehülfen verlassen wurden, wie z. B. der edle Major Davel von Lausanne, den die berner Junker enthaupten ließen; wie auch in Bern selbst den Hauptmann Henzi und seine Mitverschworenen, welche unter den Quälen der Folter 1749 mehr bekannten, als Wahrheit war. Familienstreite, Intriguen und Nichtswürdigkeiten aller Art, durch welche wackre Männer in Verbannung, Flucht und Tod getrieben wurden, oder harte Strafen, welche die Gemeinden trafen, die, zur Verzeihung getrieben, der Obrigkeit den Gehorsam versagten, das sind die Resultate der schweizer Geschichte. Und dazu ein starres Festhalten an alten vermoderten Sitten, Satzungen und Gesetzen, welche aber zu dem ganzen Sein und Wesen dieser freien Staaten und ihrer Bewohner stimmten. Die Criminalordnungen des Mittelalters mit ihren barbarischen Formen und Bestimmungen blieben bis in unsere Zeit hinein dieselben, und

dienten bei den Partekämpfen während der französischen Revolution und bis zur Mediationsacte Napoleons, wie früher schon so oft, dazu, die würdigsten und ehrenwerthesten Männer grausam zu mißhandeln und schmachvoll hinzurichten. Stäupen, brandmarken, vom Henker durch die Stadtgassen peitschen, am Pranger und im Halseisen stehen, mit glühenden Zangen zwicken u. s. w. waren in Zürich und Bern häufig zu schauende Gerichtsfeste, an denen der vornehme und geringe Pöbel sich belustigte; dazu das finstere Junstwesen der Städte, der Geuerbezwang, der grenzenlose Hochmuth der Pfahlbürger und die Verbrüderung der Familien zu Gesellschaften und Corporationen mit Familientlisten, Gesellschaftsklisten, in denen oft große Vermögen verwahrt wurden, was den Absonderungsgeist und die anmaßlichen Trennungen besonders vermehrte. Der Adel bildete seine besondere Gesellschaft; die Kaufleute, die vornehmen Bürger, die Megger, die Schneider, die verschiedenen Klassen der Handwerker die ihren. Es war eine Bornehmthuerei und Verachtung der Geringeren nach Graden tief eingefleischt in Leben und Sitten der Bürger und ist es bis diesen Augenblick noch an vielen Orten. Denn noch bestehen die Gesellschaften und die Familientlisten; noch kostet es viel Geld, um sich in

manche einzukaufen, namentlich in Bern, wo dies Wesen den höchsten Grad erreicht hatte, und Generationen werden nöthig sein, um aus den Nachkommen der alten Stadtaristokratien und Stadtbürgerschaften den verderblichen Geist des Sichbesserdünkens und der Absonderungssucht herauszuschaffen, zu denen jetzt das bittere Gefühl sich gesellt, daß ihnen Rechte und Vorrechte entzogen sind, welche ihre Vorfahren, wie sie meinen, sich in langen Mühen redlich erkämpft haben.

Die französische Revolution brach gewitterhaft über alle diese versumpften Zustände der Schweiz herein. So lange die Familienaristokratien und die Stadtbürger für Erhaltung ihres Regiments zu sorgen hatten, war doch immer noch ein gewisser Geist der Kraft bei ihnen gewesen, als im 18. Jahrhundert aber das Volk sich als stumpfsinnige Masse widerstandslos beugte, erschlaffte auch die Wachsamkeit und Regsamkeit ihrer Herren, die sich übermüthig allen Gelüsten ergaben und es nach und nach für unmöglich hielten, daß irgend ein Frevler noch an der Ewigkeit ihrer Gewalt zweifeln könnte.

Dennoch war diese um so näher dem Zusammenbrechen, je unvorbereiteter sie zum Widerstande war und je weniger sie die Zeichen der Zeit beachtete, die doch deutlich genug sprachen. Denn in

Freiburg, in der Waadt und im Aargau regten sich die Ideen, welche in Frankreich durch freisinnige Schriftsteller und volksthümliche Männer verbreitet wurden. In Freiburg kam es schon 1782 zu einem Aufstande des Volkes gegen das Patriziat, der mit Hülfe der Berner unterdrückt wurde, ebenso wie später die Tumulte im Waadtlande, wo man durch grausame Strafen die Erbitterung aufs höchste steigerte.

So kam das Jahr 1792, wo die Franzosen sich zuerst in die Angelegenheiten der Schweiz mischten, und von dieser Zeit an, bis 1797, offenbarte sich in der ganzen Schweiz, was ihre Beherrscher zu fürchten hatten. In Genf und Basel triumpirte die Revolution. Überall Unruhen, Aufstände, Forderungen des Volks nach Herstellung seiner alten Rechte und gewaltthätige Niederhaltung dieser Begehren durch die herrschenden Parteien, namentlich auch in Zürich, wo das Landvolk am See aufstand und viele wackere Männer, darunter der ehrwürdige Bodmer, zu lebenswieriger Kettenstrafe, Martern oder Verbannung verurtheilt wurden; wie denn überhaupt in dieser Zeit Thaten in der Schweiz begangen wurden, die an Grausamkeit Alles übertrafen. Endlich brach ein französisches Heer in die Schweiz ein, wo viele geflüchtete Emigranten,

besonders von Freiburg und Bern aus, nach Frankreich Verbindungen unterhielten, und in vier Tagen war das Loos gefallen. Das Heer der gestrengen Junker von Bern zerstäubte; die Waadt machte sich frei, auch der Aargau und Tessin. Die alten Aristokratien fielen meist ohne Schwertschlag; Bern, Freiburg, Solothurn wurden von den Franzosen besetzt und die Eidgenossenschaft für aufgelöst erklärt. Die Schweiz sollte hinfort eine einzige Republik mit einer Regierung bilden. Dabei wurde die Gleichheit Aller ausgesprochen, ohne Unterschied, ob Stadtbürger oder vom Lande. In Urversammlungen sollten die Bürger ihre Verwaltungsbeamte, Richter und Obrigkeiten selbst wählen. Die Regierung wählte Statthalter und Beamte zur Vollziehung der Gesetze in den Kantonen, deren Zahl auf achtzehn festgesetzt wurde. Die kleinen Kantone: Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus wurden dabei zu einem Kanton mit dem Namen Waldstätten verschmolzen, aber sie fügten sich nicht und waren die einzigen, welche ihr altes Recht mit alter Tapferkeit behaupteten. Unter dem Landeshauptmann Alois Reding fochten sie siegreich am Rothenthurm und bei Arth, doch zu schwach zum langen Widerstande und uneinig unter sich, mußten sie dennoch nachgeben und den Befehlen Frankreichs Folge leisten.

Allein das alte Gebäude, das Jahrhunderte lang zusammengehalten, war nicht so schnell durch einen neuen Organismus ersetzt, den man leichter dekretiren und auf Landkarten zeichnen, als zum wahrhaften Leben führen konnte. Von uralten Zeiten an getrennte und sich bitter hassende Gemeinwesen, verschieden in Sitten, in Rechten, in Religion und Denkweise, in Kultur und innerster Wesenheit sollten sich jetzt zu einem Staat vereinen. Die alten Aristokratien und die Städte mit ihrem Anhang bildeten eine geheime furchtbare Macht. Das Volk selbst, die ungebildete rohe Masse, fühlte die Sehnsucht nach dem Alten, Gewöhnten. Es hatte Freiheit begehrt, aber nicht eine Verschmelzung zu einer ungetheilten Republik. Den Gedanken eines einigen Schweizervolkes, mit einiger Kraft nach innen und außen wirkend und einen Rang unter den Völkernfamilien Europas einnehmend, kannte es nicht; er widerstand ihm, und widersteht bis auf diesen Augenblick, denn damals, wie noch jetzt, war und ist den Schweizern ihre Kantönchen-Selbständigkeit und Landesgemeinden-Herrlichkeit tief eingewachsen. Hierdurch wird ein einiger großer Staat unmöglich gemacht. Dazu kam, daß man ungewohnte Abgaben forderte, Gesetze schuf, die sich widersprachen; daß die neue Regierung, das Volkje-

hungsdirectorium, ganz kraftlos war; daß der Senat und große Rath, welcher aus den Abgeordneten aller Kantone bestand, im wildesten Haber lagen und während die bitterste Noth herrschte, ein französisches Heer erhalten werden mußte, dessen räuberische Commissaire und Officiere das Land ausfogen. Endlich vermehrte auch die bedeutende Zahl der versagten abgesetzten Beamten und Obrigkeiten alter Zeit im Verein mit Mönchen, welche die Aufhebung der Klöster fürchteten, die auch wirklich erfolgte, der Pfarrer, deren Einkommen geschmälert war, der Kaufleute und Handwerker, denen man den Junftzwang und Alleinhandel entrißen hatte, die Unzufriedenheit, welche zum Haß gegen die Franzosen und deren Anhänger aufwuchs und in offene Empörung ausbrach, als der neuen Verfassung der Eid der Treue geleistet werden sollte.

Gefährlich ward der Aufstand zwar nur in Unterwalden, wo das Volk sich erhob, von fanatischen Mönchen getrieben, welche die Franzosen und die Verfassung für Kinder und Werke des Teufels erklärten, dem rohen Haufen aber die unmittelbare Hülfe der heiligen Jungfrau und der himmlischen Heerschaaren zusicherten. Viertausend Franzosen wurden von den Hirten, ihren Weibern und Kindern,

unter Anführung der Geistlichkeit, erbarmungslos niedergemetzelt; eben so erbarmungslos wütheten die Feinde, als sie nach blutigen Kämpfen siegten.

Als der Krieg Frankreich gegen Oesterreich wieder begann, war der größte Theil der Schweizer kaiserlich gesinnt und voll Haß gegen die Franzosen, deren Anhänger aus den tüchtigsten vaterlandsliebenden Männern der Schweiz bestanden. Das Volk erschlug die Franken wo es konnte, die Parteien hielten sich mit aller Wuth der Meinungen an, und während dessen kämpften Oesterreicher, Russen und Franzosen auf den höchsten Alpen, oft über den Wolken. Unsterbliche Thaten des Muths und der Tapferkeit wurden hier vollbracht.

Endlich siegte Frankreich, aber mitten in dem wilden Kriegsgetümmel hörten die innern Kämpfe der Schweizer nicht auf. Die helvetische Regierung ward drei verschiedene Male verändert. Dazu bald in dem, bald in jenem Kanton die alte Herrschaft hergestellt und wieder gestürzt, je nachdem die Parteien siegten. Zuletzt floh die helvetische Regierung von Bern nach Lausanne. Zürich und die kleinen Kantone rissen sich los, die Waadt rüstete für sie und ein allgemeiner Bürgerkrieg war im Ausbruche, als Napoleon Friede gebot, ein Heer in die Schweiz

rücken ließ und als Vermittler auftrat, indem er Abgeordnete von allen Kantonen und Parteien nach Paris berief.

Durch die von Napoleon gegebene und durch seinen mächtigen Willen ausgeführte Vermittlungs-Urkunde (die Mediationsakte) vom 19. Februar 1803, wurde die Ruhe in der Schweiz hergestellt. Es wurden 19 Kantone eingesetzt, jeder mit seiner eigenen Verfassung und innerer Selbstständigkeit; aber die alten Vorrechte der Familien und Stadtbürger blieben aufgehoben. Jeder Schweizer erhielt gleiches Recht, kein Kanton hatte fernerhin Unterthanen. Freiheit des Gewerbes und das Niederlassungsrecht im ganzen Schweizerland war Jedem zugesichert.

Durch diese Bestimmungen war in manchen Dingen, namentlich im Niederlassungsrecht größere Freiheit, als man sie jetzt in der Schweiz findet. An die Spitze der Schweiz waren fünf Vororte gestellt: Bern, Zürich, Luzern, Freiburg und Solothurn, in denen abwechselnd die Tagsatzung gehalten werden sollte. Das bürgerliche Oberhaupt des jedesmaligen Vororts leitete als Landammann der Schweiz die Geschäfte; indeß überragte die Kantonal-Souverainität doch so sehr die Macht der Tagsatzung und des Landammans auch in dieser Ver-

fassung, daß wenig Gutes von ihnen geleistet werden konnte, und mancherlei Mißbrauch und Gewalt stehen blieb, wie es sonst gewesen. Die Wünsche und Hoffnungen freiheitsliebender Männer wurden eben so wenig dadurch erfüllt, wie die Wünsche der alten Bevorrechteten.

Allein eben in diesem Befriedigen der großen Menge durch einzelne wesentliche Verbesserungen, durch den Sturz der herrschenden Kasten und des Erhalten von Satzungen und Trennungen, kam eine Mischung von Altem und Neuem heraus, welche durch das allgemeine Bedürfnis nach Ruhe Festigkeit erhielt.

Handel und Gewerbsamkeit erwachten wieder und öffneten sich neue Quellen. Männer aus allen Kantonen, die in den Zeiten des Streits sich näher kennen gelernt, verbreiteten einen größeren Gemeingeist. Gemeinnützige Gesellschaften bildeten sich und ein regerer Volksgeist machte sich bemerklich, wenn es galt gemeinsame Unternehmungen zu fördern, oder wenn Unglücksfälle das Land heimsuchten. Dies waren die Folgen der größeren Mündigkeit des Volks und seiner Theilnahme am Staat, die glücklichen Folgen der Aufhebung des Zunftzwanges und der Freizügigkeit von einem Kanton in den anderen. Die fortgesetzten Kriege des französischen Kaisers

lähmten nur leider gar zu sehr den Aufschwung des schweizerischen Industrielebens, und daß seine Bundesgenossen, die Schweizer, ihm vertragsmäßig 16,000 Mann Hülfsstruppen stellten, die er besoldete, sie aber stets vollzählig halten mußten, war Gegenstand gerechter Klagen. Im Allgemeinen aber war die Zeit der Mediationsakte eine segensvolle, denn sie förderte vieles und erzog das Volk in manchen Kantonen zum Bewußtsein seiner Rechte.

Daß diese Erziehung jedoch eine nur unvollkommene und unvollendete geblieben, bewies das Jahr 1813, als Napoleons Macht zertrümmert wurde. Die alten finsternen Gewalten regten sich sogleich wieder. Die Junker, die Städte, die Familien wurden mit ihren Rechten und Gerechtsamen wach und als nun die österreichischen Kriegshaufen in Bern einrückten, standen dort zuerst die Patrizier wieder auf, setzten sich auf die Stühle, von denen sie 1798 gestiegen, und regierten weiter, wie sie es früher gethan. — In Freiburg, Luzern, Solothurn und Zürich ahmten die ehemaligen Herren dies glorreiche Beispiel schnell nach; das Volk, das überrascht und furchtsam die russischen, österreichischen und preussischen Generale und Abgesandten im freundlichen Verkehr und Einflang mit seinen Gebietern erblickte und diese von den Waffen der Verbündeten

beschützt sah, schwieg und ließ sich von Neuem unterjochen.

Diese Unterjochung und der Geist erstarrter Aristokratie, die nichts lernt und nichts vergißt, ging so weit, daß die Junker von Bern Waadt und Aargau aufforderten, in ihre alte Unterthänigkeit zurückzukehren; allein hier trafen sie auf entschiedenen Widerstand. Beide Kantone rüsteten und zu ihren Fahnen gesellten sich aus allen Theilen der Schweiz Männer, welche mit Abscheu und Schmerz die alte Knechtschaft wiederkehren sahen. Und diese kam mit ihrem ganzen Gefolge von Schmach und Unrecht. — Die Aristokraten siegten zwar nicht überall ohne Regung der Besseren, aber Verbannung, Kerker und Strafen aller Art verfolgten diese, und das Volk sah zu, wie seine Freunde und Führer zu Boden getreten wurden. Jeder suchte verzagt die eigene Haut zu behüten; die Städte aber, Bern an der Spitze, sandten überall Soldaten hin zum Beistand derer, die bei ihren Unterdrückungen Hülfe nöthig hatten.

Endlich wurde in Wien das Schicksal der Schweiz am 20. März 1815 entschieden und der Bundesvertrag bestätigt, den die Mehrheit der Kantone am 8. September 1814 angenommen hatte. Zwei und zwanzig Kantone bildeten von jetzt an

die Eidgenossenschaft, denn Genf, Vallis und Neuenburg kamen hinzu; Neuenburg trat dabei zugleich in sein altes Verhältniß zu Preußen. Die Kantone, welche früher Unterthanenland besaßen, wurden entschädigt, oder sie erhielten Gebietsvergrößerungen. Bern und Zürich empfingen ihre in England angelegten Kapitalien mit Zinsen zurück, sollten diese aber zur Tilgung der helvetischen Schuld verwenden; im Übrigen blieb es bei dem, was sich durch die neuen Reaktionen in den Kantonen gestaltet, d. h. es blieb bei den Siegen der alten Herrschaften. Jeder Kanton war Souverain, der schalten und walten konnte, wie ihm beliebte. Das Niederlassungsrecht aller Schweizer in allen Kantonen, welches die Mediationsakte gewährte, die Handelsfreiheit und andere Volksrechte wurden aufgehoben, die alten Trennungen wieder eingeführt und die Schweiz bildete von Neuem eine Musterkarte aller möglichen Staatsformen, von der reinen Demokratie an, durch Aristokratien und Oligarchien der verschiedensten Zusammensetzung bis zur Monarchie.

Von nun an machten sich auch bald wieder die Gegensätze zwischen Stadt und Land, zwischen den inneren und äußeren Kantonen, zwischen Bildung und Rohheit und vor allen zwischen Protestanten und Katholiken bemerklich. Die kleinen demokratischen

Kantone, die Hirtenstaaten, welche keine geschriebene Verfassungen besaßen hatten, die ihnen erst die Mediationsakte gab, kehrten zu den alten Gebräuchen zurück, überließen den alten Familien die Leitung, saßen hochmüthig auf die neu hinzugekommenen Landleute, die sie als unebenbürtig und unmündig behandelten, und geriethen ganz in die Hände der Mönche und Priester, deren unseliger Einfluß jeden Fortschritt zur Aufklärung, Schulbildung und verständigen Reformen hinderte. Ähnlich war es auch in Luzern, Solothurn und Freiburg, wo die Geistlichkeit sich mit den Patriziern verband und den Fortschritt durch ihre fanatischen Einmischungen hemmte. Die Junker von Bern, welche in enger Verbindung mit den Häuptlingen der Urkantone standen, und deren Stimmen auf der Tagsatzung commandirten, ließen es sich angelegen sein, Unterricht und Volksbildung zu verkümmern und der Stadt Vorrechte zu bewahren; milder stand es in Zürich, wo dem Landvolke manche, freilich ungenügende Rechte eingeräumt waren, die nicht wieder entzogen werden konnten. Basel dagegen hielt seine Privilegien fest. Es befand sich in den Händen einer Geld- und Kaufmannsaristokratie, die von einer Repräsentation des Landvolks nichts wissen wollte; und nur im Aargau, in Thurgau, St. Gal-

len, Appenzell und Waadt war eine größere Gleichheit des Volkes durchgeführt, das sich aus drückenden Verhältnissen frei gemacht hatte und die errungene Selbständigkeit kräftiger empfand.

Die Tagsatzung, welche in den Vororten Bern, Zürich und Luzern gehalten wurde, war und blieb ein trauriges Schattenspiel, wo nichts zum Leben und Dasein gelangen konnte. Die souveraine Kantonalpolitik der einzelnen Kantönchen hinderte jeden gemeinsamen Fortschritt und raubte der Schweiz alle Kraft und Würde, sowohl in der Entwicklung des Inlandes, wie den großen Mächten oder den hierarchischen Bestrebungen des römischen Hofes gegenüber. Die wiedererstandenen Aristokraten sahen in den Schutzmächten mit Recht ihre besten Freunde und Stützen, denen sie manches zu Gefallen thun mußten, wie auch der denkende Theil der Schweizer darüber zürnte. So wurde die Pressfreiheit unterdrückt, die italienischen Flüchtlinge 1823 an Oesterreich ausgeliefert, eine strenge Fremdenpolizei eingeführt, und sogar, um alle alte Schmach zu erneuen, wiederum Militärcapitulationen mit auswärtigen Mächten abgeschlossen. Alle Bestrebungen einzelner Kantone auf der Tagsatzung wenigstens Einheit der Münze, Masse und Gewichte zu erreichen, blieben fruchtlos; eben so wenig gelang es, das allgemeine Niederlas-

sungsrecht und Handelsfreiheit zu gewinnen. Was Wunder, daß diese Zustände den Unmuth aller Befseren erweckten, und ein geheimes Feuer des Jorns alle redlichen, vaterländisch gesinnten Männer erfüllte, das seinen Ausweg suchte.

Belehrend ist es, wie in dieser Zeit der Unterdrückung der römische Hof und die Propaganda in der Schweiz mit unerschütterlicher Beharrlichkeit ihr Ziel verfolgten, das auf Obergewalt der Kirche über den Staat, auf Vernichtung des freien Episcopalsystems durch die absolute Gewalt des Papstes und auf gänzliches Aufgehen des Volkes in den Willen und in die Befehle der Priesterschaft gerichtet war und noch gerichtet ist.

Von Luzern aus, wo seit den Zeiten des Cardinals Karl Boromeo ein päpstlicher Nuntius residirte, welcher Mittelpunkt aller hierarchischen Bestrebungen wurde, den katholischen Glauben in der Schweiz zu schirmen und dabei Haß und Fanatismus über alle Kantone auszustreuen wußte; von dieser Stadt der Junker und Pfaffen, dem Hauptort eines Landes voll unwissender, roher Bauern, dicht an den Grenzmarken der Hirtenstaaten des Vierwaldstädter Sees, verbreiten sich seit 1814 die ultramontanen Bestrebungen, die Schweiz aus ihren alten Verbindungen mit dem Bisthum Konstanz zu reißen, und ein

eigenes Nationalbisthum zu stiften. Mit dem Worte: Nationalbisthum umstrickte man die Herzen und erleichterte durch den erweckten Vaterlandseifer den Plan, die Schweizer von der deutsch-katholischen Kirche zu trennen. Während man unterhandelte, trat der Nuntius Testaferata in Luzern plötzlich mit einer päpstlichen Bulle hervor, welche die Schweiz von Konstanz trennte und einen provisorischen General-Vicar der Schweiz ernannte. Vergebens protestirte der Fürstbischof von Basel, Bischof von Konstanz und sein Domkapitel, und eben so vergebens blieben die Unterhandlungen der Schweizerregierungen, die ihre besten Verbündeten, die Geistlichen, sich zu Freunden erhalten mußten. Nach vierzehn Jahren voll ermüdender Schreibereien und Überredungen, siegten die schlaunen Künste der Italiener, welche die Interessen zu trennen verstanden und Separatverträge schlossen. Statt des Nationalbisthums kamen 1828 zwei Bisthümer: Thurg. St. Gallen und Basel zu Stande, dessen Bischof in Solothurn residirte; und von jetzt an verbreitete sich der Einfluß der katholischen Geistlichkeit mächtiger und eindringlicher als je. Die Fischer Petri breiteten ihre Netze aus, die wie große Trauerkörbe über die katholische Schweiz fielen. Die Priester beherrschten das Landvolk, übten strenge geistliche Censur

über Alles, was ihnen mißfiel; wiegelten gegen die Regierungen auf, welche nicht nach ihrem Willen waren; verlegerten die einzelnen Männer, welche ihnen besonders unangenehm wurden; untergruben den häuslichen Frieden der Familien, wie den Frieden des Staates, und bahnten der gänzlichen Unterwerfung desselben unter den Willen und die Macht der Kirche eben so den Weg, wie sie den Jesuiten den Weg bahnten, die von Wallis nach Freiburg und von dort zuvörderst nach Schwyz vordrangen.

IV. Kapitel.

Die neuen Gestaltungen der Schweiz seit 1830 — Aristokraten, Ultramontane, Pietisten, Liberale und Radikale — Trennung und Kampf der Parteien — Römischer Einfluß — Revolutionen und Kämpfe in den dreizehn Kantonen — Der Sarnenbund und das Stettner-Concordat — Die Romiere in der Waadt — Schwäche der auswärtigen Politik — Die Fremdenhege — Schwäche der Tagelohnung — Die Solothurner Kräfte — Bündnisse der Aristokraten mit der Geistlichkeit — Blutige Reaktionen in Zürich und Luzern — Die Klosterfreie — Bern und der Schultzei Neubaus — Neueste Verfassungsreform in Bern — Sturz der reaktionären Regierung in Zürich — Die Verischaaren und deren Folgen — Revolution im Waadtlande — Kampf der Regierung mit der Geistlichkeit — Die Jesuitenfrage — Der Sonderbund — Feindliche Stellung der katholischen Schweiz zur protestantischen — Geheime Auflösungen — Stellung und Bedrängtheit aller Kantone — Allgemeine Forderung einer Bundesreform und Gründe dafür — Verdüsterung und Größe der Kantone — Ihre Soldaten und Geldbeiträge — Die Mängel des Bundesvertrags.

Mitten in den Bedrängnissen jener Zeit bildete sich eine Nationalpartei, die in dem Vereinwesen ihre Stützpunkte fand, das sich nach und nach zum Ärger der Aristokraten über viele Kantone verbreitete und eine große Zahl von Verbindungen zu gemeinnützigen Zwecken hervorrief, denen bei verschiedenartigen Bestrebungen doch immer als Ziel die Stärkung des Gemeingeistes und die Erhebung des Volkes vorschwebte. Diese Vereine umfaßten den Kern der Nation, die gesinnungsfähigen und gebildeten Männer, die Advokaten, Ärzte, Lehrer, die angesehensten und begüterten Bürger der Landstädte

und Landgemeinden, und mit ihnen ging die Masse des Volks. Auf der anderen Seite stand das Patriziat der Städte, deren bevorrechtete Bürger und die Geistlichkeit; die katholische sowohl, wie mit wenigen Ausnahmen auch die protestantische. Als die Julirevolution in Paris ausbrach, fand sie in der Schweiz einen langen, jubelnden Wiederhall; fast eben so, wie einst die große französische Revolution diesen gefunden hatte. Die Nationalspartei regte sich kühner, die Reformforderungen wurden lauter, und die berner Junker, welche beim Erscheinen der Juliordonnanzen den französischen Gesandten, Marquis von Gabiac beglückwünscht und ausgerufen hatten: auch in der Schweiz müßten jetzt die Zustände wiederkehren, wie diese im Jahre 1789 gewesen, begannen den Sturz ihrer Herrschaft zu ahnen.

Die ersten entscheidenden Schritte geschahen im Aargau und Thurgau. Die Aristokratie der neu errichteten Kantone Aargau, St. Gallen und Waadt hatte sich erst während der Restauration gebildet und bestand vornehmlich aus einer Anzahl von Männern, welche durch Grundbesitz, Handel und Industrie Einfluß erworben und mit ihren Anhängern die Regierungstellen inne hatten, von wo aus sie die Entwicklung des Volks hinderten und dies in Abhängigkeit hielten. Am 12. September 1830 traten nun in

Lenzburg die Führer der Volkspartei zusammen und richteten eine Petition an den großen Rath, welche durchgreifende Reformen begehrte. Das Gleiche geschah in Thurgau, dem Zürich folgte, wo 31 Mitglieder des großen Rathes eine Volksversammlung in Uster hielten, welche den kleinen Rath um Verfassungsrevision anging.

In Zürich, welches kein eigentliches Patriziat besaß, sondern, wie Basel und Schaffhausen, eine Anzahl reicher, regimentsfähiger Familien, deren Macht sich nicht auf Grund und Boden, sondern auf Geld und Handel stützte, mußte die Regierung bald nachgeben, weil ihr die Kraft zum Widerstande fehlte. Mit ihr fiel auch die Macht der Stadtbürger, welche bis jetzt von 212 Mitgliedern des großen Rathes 130 gewählt hatten. Nach mancherlei halben Entschlüssen dekretirte eine neue Volksversammlung in Uster die Grundlagen der Verfassung, nach welchen die Stadt $\frac{1}{3}$, das Land $\frac{2}{3}$ der Großräthe wählte, deren Verhandlungen öffentlich sein sollten. Pressfreiheit, als Staatsgrundgesetz, gänzliche Trennung der Verwaltung und der Justiz, Petitionsrecht und Associationsrecht, Aufhebung des Zunftzwangs und völlige Gleichheit aller Staatsbürger wurde begehrt, und endlich auch zugestanden. Am 10. März 1831 erhielt Zürich seine revidirte Verfassung

mit welcher eine neue Zeit für diesen Kanton begann.

Auch in St. Gallen und Solothurn erfolgten Veränderungen der Regierungsformen. In Freiburg konnte sie nur durch eine drohende Bewegung des Volks erzwungen werden. In Luzern errang die liberale Partei in der Stadt, zu der sich auch mehrere der jüngern gebildeten und zu meist befähigten Patrizier schlugen, eine neue Verfassung; in Aargau erzwang sie das bewaffnete Volk, eben so in Lausanne. Die Bewegungen in Schaffhausen blieben ungenügend und späteren Zeiten vorbehalten, in Schwyz aber trennten sich die äußeren Bezirke von den inneren, welche in hochmüthigster Weise ihnen bisher die politische Gleichheit versagt hatten; und eben so trug es sich zu in Basel, wo die Landschaft nach blutigem Kampf und langem Ringen mit der Stadt um Anerkennung ihrer Rechte von den Städtern zur Trennung gezwungen wurde. Denn Basel bestand darauf, daß entweder das Landvolk die Verfassung annehmen müsse, welche es politisch abhängig und ungleich machte, oder gänzlich von ihr aufgegeben werden solle. Vergebens protestirte die Tagsatzung dagegen. Der blinde Haß der Bürger und der Geldaristokraten, welche die Regierung leiteten, wollte nichts von den unbilligen Ver-

rechten aufgeben. Lieber Alles verlieren, als mit Bauern sich gleich stellen, das war ihr Wahlspruch. Am 22. Februar 1832 wurde vom großen Rath die Trennung ausgesprochen und am 14. März die Verwaltung der 42 unzufriedenen Gemeinden aufgegeben. So entstand der Kanton Basel-Landschaft aus dem *Egoismus* der baseler Bürgerschaft, welche die blutigen Unruhen und ihre für die ganze Schweiz gefährlichen Folgen allein verschuldete.

Die Junker von Bern hielten sich so lange sie konnten und schienen die Petitionen um Verfassungsrevision zu verachten, bei drohenden Umständen aber durch geworbene Soldaten gewaltthätig handeln zu wollen. Sie verboten freisinnige Blätter, verfolgten beliebte vom Volk geachtete Männer; dennoch sank ihnen der Muth, als das Volk mit Gewalt drohte und in Bern selbst sich Regungen bei der Bürgerschaft zeigten. Volksversammlungen fanden Statt, in denen besonders sich der Professor Schnell aus Burgdorf mit energischen Forderungen voranstellte und einen Verfassungsrath aus dem Volk einzusetzen drohte, wenn die Regierung nicht dem allgemeinen Volksverlangen nachkommen wolle.

Da sahen die Junker ein, daß ihre Stunde geschlagen hatte und sie beschloffen freiwillig, mit Ehren, wie sie es nannten, zu fallen. Mit 190

gegen 30 Stimmen erklärte sich der große Rath für provisorisch und ordnete die Wahl eines Verfassungsrathes an. Eine Proklamation an das Volk sollte die alte Glorie und Weisheit des Patriziats retten und das eigene Streben vertheidigen. Es war der Todesseufzer der alten Aristokratie, von der sich nur eine kleine Schaar trennte, die mit den neu auftauchenden Führern des Bürgerstandes sich verband und klug genug war, sich nicht grossend in den Winkel zu setzen, sondern es vorzog, auch unter veränderten Verhältnissen auf den Rathsstühlen zu bleiben.

Als Verfassungsrath traten in Bern 111 Männer aus den 27 Amtsbezirken zusammen und beseitigten in der neu entworfenen Verfassung den größten Theil der alten Klagen über Vorrechte und Privilegien. Sie setzten Pressfreiheit ein, Öffentlichkeit, staatsbürgerliche Gleichheit, eine freie Gemeindeverfassung, Petitionsrecht und Souverainität des Volkes. In der Mitte des Jahres 1831 war in 13 Kantonen die Umwälzung beendet, und einen ersten Beweis ihres neu erwachten Volksbewusstseins gaben die Schweizer jetzt den Großmächten Europas, als sie zum Schutz ihrer Grenzen und zur Unterstützung ihrer feierlichen Neutralitätserklärung ein Heer von 70,000 Mann aufstellten. Die Mächte erkannten die

Neutralität an und die Furcht vor einer Intervention verschwand.

Auf der Tagsatzung in Luzern kam es nun auch zu Anträgen auf Revision der Bundesakte. Luzern, Zürich, Freiburg, Bern, Solothurn, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau und Thurgau betrieben diese wichtige Angelegenheit mit Eifer und zeigten wie wenig ihr Inhalt zu den geschehenen Verfassungsreformen in den meisten und größten Kantonen jetzt noch passe, wie lähmend sie auf das Allgemeinwohl der Schweiz wirke und welche klägliche Nichtigkeit der Tagsatzung selbst daraus hervorgehe. Den Beweis dafür lieferte die Verhandlung selbst; denn nachdem 12 Stände sich für die Frage, ob Revision des bestehenden Bundesvertrags bewirkt werden solle, bejahend entschieden hatten, kam sie in den Abschied, damit die Großräthe jedes einzelnen Kantons zu Haus sich näher darüber berathen möchten, worauf die nächste ordentliche Tagsatzung sich abermals damit beschäftigen konnte.

Und hierin liegt das Hauptübel der Schweiz. Die Bundesverfassung ist nicht geändert worden; sie ist noch heut dieselbe von 1815, und da sie alle die Fehler, Mängel und offenbare Ungerechtigkeiten, welche damals von der wiedererstandenen Aristokratie mit Hülfe des Auslandes der

Schweiz in dieser Grundlage ihrer gesellschaftlichen Zustände aufgedrungen wurden, will sie nun, nachdem in dem größten Theile des Landes das Volk zur Souverainität gelangt war, nirgend mehr passen und erregt den bittersten Unmuth, Spott und Verachtung.

Wie aber sollte man dies große Übel auf friedlichem Wege ändern? Wie, ohne eine Intervention der Großmächte zu fürchten, diese hemmende Akte umstoßen? Im Jahre 1831 hätte man es vielleicht gekonnt, wenn Einigkeit und Energie die großen Kantone verbunden hätte, denn damals waren die Gährungen in Frankreich und die schwankende Dynastie Ludwig Philipps noch Bundesgenossen, welche die Schweizer später verloren. Es lagen die Mängel so hell zu Tage, daß es fast unbegreiflich scheint, wie man sich länger darin fügen konnte, und in Zeiten so heftiger Bewegung nicht das ganze Gebäude zusammenstürzte. — In der Bundesakte waren und sind alle Kantone, die größten wie die kleinsten, völlig gleich an Rechten auf der Tagsatzung. Die Stimme von Glarus, Unterwalden, Uri oder Zug, welche 15 bis 30,000 Einwohner enthalten, gilt eben so viel bei allen Abstimmungen, wie die Stimmen von Bern mit 400,000, von Zürich mit 234,000, von Baadt

mit 185,000 oder von Aargau mit eben so vielen Einwohnern. Geling es nur, die kleinen Kantone gegen eine Reform dieses sonderbaren Gleichheitsrechts zu stimmen, das um so unnatürlicher ist, da doch die Kantone nach ihrer Größe und Bevölkerung zu der Tragung gemeinsamer Lasten und Kosten, Vertretung nach Außen, Militairwesen, Commissionen, kurz zu Allem, was die Schweiz als Staat angeht, beitragen müssen, so wurde jede Änderung der Bundesverfassung unmöglich gemacht; und dies ist bis jetzt der Fall, trotz aller Vernunft und heftigem Widerspruch von mehr als $\frac{3}{4}$ des Schweizervolks. Es änderte sich nichts in der Bundesakte; allen Anträgen dazu fehlte die nöthige Majorität, denn die kleinen Kantone sahen sehr wohl ein, daß sie an Wichtigkeit und Ansehen verlieren würden, sobald ihr gleiches Stimmrecht verloren gehe. Sie fürchteten sich vor der Macht der großen Kantone, vor deren überwiegendem Einfluß, fürchteten den Verlust ihrer geliebten Kantonalsoeveränität und die maßgebende Gewalt einer wirklichen schweizerischen Tagsatzung, und zogen es daher lieber vor, sich mit den katholischen Kantonen zu verbinden, den Pfaffen- und Junkerintriguen beizutreten, als dem Heile des Vaterlandes ein großes Opfer zu bringen.

Im Jahre 1831 begannen aber überhaupt die

beiden großen Parteien in der Schweiz schnell wieder zu zerfallen. Die neuen Regierungen wurden von einer Mischung von gemäßigten Aristokraten und gemäßigten Liberalen in Besitz genommen, denen gegenüber sich die abgelebten Inhaber des alten Regiments und deren Anhänger, wie auch diejenigen gruppirten, nach deren Meinung nicht genug geschehen war. So entstand an den meisten Orten ein juste-milieu voller Halbheit und Schwäche, das in seinen Reihen eine gute Zahl schlauer Emporkömmlinge zählte, welche nach Stellen, Ämtern und Würden jagten und sich diese durch ihre Kunstgriffe zu sichern suchten. Mit ihnen verbanden sich redliche Männer, welchen vor den Folgen ihrer eigenen Werke bange wurde. Sie hatten das Volk geweckt, hatten ihm Rechte zugesprochen und erschrafen nun über die Konsequenzen derselben. Man hatte genug an den errungenen Fortschritten und wollte wenigstens nicht weiter, nicht etwa dem eigentlichen Volk die Herrschaft überliefern; und dazu half in diesen kleinen Republiken, trotz aller unruhigen Bewegungen der Zeiten, die Scheu des Volkes vor dem Bestehenden, die alte Ehrfurcht des Bauern vor dem Herrn, der Tadel und Mühe vor dem Rock und Hut, der tiefe Respekt vor dem Gelde und der Stadt. Aus den Händen der regierenden Familien, der Zünfte und

Stadtbürger hatte man die Regierung in die der Kantonsbürger gelegt, ohne einen Wahlzensus einzusetzen oder sonst einen Unterschied zu machen. Jetzt galt es, trotz dieser wahrhaft republikanischen Freiheit, das Übergewicht der Masse abzuwehren, das Ansehn der Geld- und Besigarristokratie zu erhalten und, wenn man sich so ausdrücken darf, die Herrschaft des Spießbürgerthums, oder die Herrschaft der Advokaten, Ärzte, Kaufleute und Grundeigenthümer, d. h. die Herrschaft der angesehenen Leute zu sichern.

Aus diesen Rücksichten entsprang die Schwäche und alle Inconsequenzen der liberalen Partei. Als der erste Schreck vorüber war, erholten sich die alten Aristokraten und bildeten, von Basels Beispiel belebt, gestützt auf die Häuptlinge des Gebirges und unterstützt von den Priestern, eine starre Opposition. Sie besaßen Geld, um Zeitungen nach ihrem Sinne zu gründen und zu erhalten; besaßen Freunde und Vertraute in den ausländischen Kabinetten; besaßen Anhänger im Lande selbst, die ihnen dienten. So begannen sie ihre Verdächtigungen und Verleumdungen, ein freches und schamloses Lügensystem, zu dem die Luzerner Junkerpartei sich mit den Häuptern und Priestern mancher protestantischen Kantone verband. Denn während die Römlinge das Landvolf der ka-

tholischen Kantone, oder wo gemischte Bevölkerung wohnte, zum Haß ihrer Regierungen fanatisirten, war der Pietismus in Basel, Schaffhausen und Zürich nicht weniger geschäftig für dasselbe Ziel. Dort erscholl das Geschrei, die heilige katholische Kirche sei in Gefahr von einer Rotte Gottesleugner geschändet zu werden, hier predigte man dem Volke nichts weniger, als daß Atheisten, Menschen ohne Glauben und Treue, dem Volke den Gott seiner Väter entreißen und ein Babel und Sodom aus der Schweiz machen wollten. Protestantische Pfarrer stellten sich an die Spitze frommer Vereine, überall war es der gleiche Zweck, die Regierungen zu stürzen. Radikal oder atheistisch wurde gleichbedeutend, und die baseler Zeitung oder der Correspondent von Schaffhausen bekannten sich zu denselben Grundsätzen des Absolutismus und Jesuitismus, wie die katholische Kirchenzeitung von Luzern, oder der waldstädter Bote in Schwyz.

Gegen alle diese Anfechtungen und Feinde kämpften die Vereine der Patrioten und ihre öffentlichen Organe unablässig, indem sie zugleich das jagende Justo-milieu der Regierungen vorwärts zu treiben suchten. In Luzern traten besonders die Gebrüder Pfyster, namentlich der jüngere, Dr. Kasimir Pfyster, ein scharfsinniger Rechtsgelehrter, aus allem Patri-

ziergeschlechte, mit andern Freunden an die Spitze der Radikalen. In Bern wirkten von Burgdorf aus die Gebrüder Schnell, und in Bern selbst Professor Ludwig Enell, ein deutscher Flüchtling, der die bern. Zeitung redigirte. So auch Professor Troxler in Aargau, Dr. Keller in Zürich und der Maler und Oberstlieutenant Martin Disteli in Solothurn, der durch seine trefflichen Caricaturen und den berühmten Distelikalendar ein fürchterlicher Feind der Jesuiten und Aristokraten wurde. Viele andere wadere Männer vereinten sich mit den genannten.

Man kann sich denken, wie auf dem kleinen Raume der Schweiz der Parteikampf ein buntes Gemisch bildete und noch bildet, da sich die Extreme so nahe berühren mußten; und eben so wild und voll Streit und Haß, wie in den deutschen Kantonen, ging es in Tessin her und in Wallis, wo Jesuiten und Junker wirthschafteten. Nicht minder unfriedlich auch in Freiburg und an den Ufern des Lemmanischen Sees in Genf und Waadt, wo die frömmelnde Sekte der Methodisten ihr Wesen trieb. Frau von Arüden, die berühmte Stifterin der heiligen Allianz, Prophetin und Schwärmerin nach einer leichtsinnig verlebten Jugend, hatte bei ihrem Aufenthalte in Genf den Grund zu einer Frömmerei gelegt, welche durch reiche Engländer und Schotten, die sich nach

dem Frieden in Genf niederließen, weiter verbreitet wurde. Der schwärmerische Begleiter und Almosenier der Frau von Krüdener, ein junger Genfer Geistlicher, Namens Empaytaç, verband sich dazu mit mehren Pastoren und den Engländern Drumond und Helbane, deren Geld und Ansehn in England ihrem Fanatismus reiche Unterstützungen einbrachten. Das eigentliche Volk wollte nichts davon wissen, es war zu regsam, gewerbsleißig und munteren Sinnes; aber in den höheren Ständen zählten sie Anhänger. Man bediente sich der Frömmigkeit auch hier als ein treffliches Mittel, Unterthänigkeit und Demuth in die Masse zu bringen, und erzog Scheinheilige und Heuchler. Von Genf verbreiteten sich die Methodisten über das Waadtland, wo sie im Jahre 1818 den Spottnamen *Romiers* erhielten, der ihnen geblieben ist und womit man jetzt alle Frömmeler in der französischen Schweiz bezeichnet. Das Waadtland, so lange ein Unterthanenland der Berner, welche alle geistigen Entwicklungen unterdrückten, war leichter geneigt die Lehren der *Romiers* anzunehmen. Aberglauben und stumpfe Gläubigkeit fand sich genugsam hier, und auf dieser fruchtbaren Unterlage wucherte die Methodistensaat empor. Der Pastor Melan aus Genf und mehre Engländer streuten sie eifrig aus, und nach wenigen Jahren nah-

men Schwärmerei, Conventikel, Weltverachtung, religiöser Wahnsinn, Unruhe, Haß und Familienzwiste so überhand, daß es zu den ärgsten Ausbrüchen kam. Das Volk spaltete sich in Parteien; die Romiers und ihr Anhang wurden mißhandelt, und der Unfug so arg, daß endlich im Jahre 1824 die Regierung sie gesetzlich verbannte und mit äußerster Strenge gegen sie verfuhr. Allein der größte Theil der Pfarrer und eine Menge begüterter Familien gehörte zu ihnen, der jüngere Theil der Geistlichkeit namentlich fiel ihnen zu, und die Verfolgungen erhöhten die Schwärmerei. Dies sah man endlich ein und hob das Gesetz auf. Die Romiers hatten freien Raum, und nun schien ihr Spiel gewonnen; allein man baute ihnen im Waadtlande eine andere Mauer auf. Die Volksofreiheit schlug hier breitere Wurzeln, als in anderen Kantonen. Lehre und Aufklärung verbreiteten sich schnell, und als der große Rath im Jahre 1839 alle bindenden Kirchensymbole für unverbindlich erklärte, das helvetische und jedes andere symbolische Bekenntniß aufhob, dagegen die Bibel als einzigen Glaubensgrund anerkannte, brach die geistige Freiheit und das geweckte Nachdenken des Volks die Macht der Romiers, von denen jetzt die Waadt sich fast ganz befreit hat. In der deutschen Schweiz konnten die Methodisten trotz

aller Versuche keinen Boden gewinnen; sie wichen hier theils der größeren Aufklärung, theils ließen sie dem verwandten deutschen Pietismus das Feld, der besser, als sie, zu den Verhältnissen paßte.

Im Laufe der dreißiger Jahre sieht man nun in der Schweiz alle diese verschiedenen Bestrebungen sich immer mehr entwickeln und gegenseitig sich bekämpfen; es wurde jedoch immer gewisser, daß die Reaction an vielen Orten Sieger bleiben würde. Das Volk war meistentheils noch nicht genugsam gebildet, um dem Einflusse der Geistlichkeit und den verlockenden Worten derer, die mit ihr sich verbünden, zu widerstehen. Der Einfluß Roms und seiner Schaaren nahm überall zu. In den Kantonen, wo Protestanten und Katholiken vereint wohnten, sparte man nichts an Aufwiegelungen, vorzüglich in Aargau und St. Gallen, wo die Klöster die Heerde des Unfriedens waren. In den protestantischen Kantonen wurde das Landvolk von den Pfarrern bearbeitet, besonders in Zürich. Dazu kam das Mißvergnügen der Stadtbürger über Verlust ihrer Vorrechte, Verschwörungsversuche der berner Patrizier und die immer mehr gesonderte und feindliche Haltung der kleinen Urkantone unter ihren Häuptlingen.

Bei dem stets schärferen Scheiden der Parteien kam es dahin, daß die Kantone Luzern, St. Gallen,

Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Zürich zur Aufrechterhaltung ihrer Verfassungen am 12. März 1832 ein Concordat schlossen, das unter dem Namen: Siebnerconcordat bekannt ist. Dagegen schlossen die Kantone Basel, Neuenburg, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug einen Vertrag zu Sarnen, in welchem sie sich gegenseitigen Schutz, Festhalten an dem Bundesvertrag von 1814 und gemeinsamen Protest gegen jede Beschränkung ihrer Kantonsouverainität zusicherten.

Die großen Kantone arbeiteten fortwährend an einem neuen Bundesentwurfe. Dieser blieb jedoch ohne Erfolg; denn es war nur eine schwache und ungenügende Arbeit, die von allen Seiten angegriffen und vom Volke in Luzern verworfen wurde. Zu gleicher Zeit ergriff Schwyz die Waffen gegen die äußeren Bezirke, welche sich vom alten Lande getrennt hatten, Basel überfiel die empörte Landschaft und der Sarner Bund begann sich zu regen. Bei diesen Zeichen eines Bürgerkrieges schritt endlich die Tagsatzung ein. Zehn Tausend Mann wurden aufgeboten, Schwyz besetzt; in Basel hatten die Bauern die Baseler selbst besiegt. Nun erfolgte die Auflösung des Sarner Bundes. Die alten Lande von Schwyz hatten um Frieden. Die Obersten Ahyberg und Bischer, die Anführer der Schwyzer, wurden aus dem eid-

genossischen Dienste entfernt, die äußeren Theile des Kantons aber vereinigten sich wieder mit den inneren unter gemeinsamer Verfassung, welche ihnen gleiche Rechte und Freiheiten zusicherte.

Inzwischen hatten sich in der Schweiz viele Flüchtlinge, Italiener, Polen und Deutsche, eingefunden, die im Jahre 1834 den bekannten Zug gegen Savoyen unternahmen, welcher nach seinem Mißglücken die Schweiz in eine Reihe unangenehmer Berührungen mit den großen Mächten brachte, die längst mit Mißfallen auf die Veränderungen und Kämpfe der Schweizer blickten. — Ludwig Philipp's Herrschaft war gesichert; er suchte Versöhnung mit den absoluten Monarchen und machte gemeinschaftliche Sache bei den Reclamationen, oder ging ihnen voran, um seinen Eifer zu beweisen. Da aus Deutschland in Folge der Untersuchungen, und kurz darauf auch in Folge des Frankfurter Attentats, viele Flüchtlinge in der Schweiz Schutz suchten, so nahm es kein Wunder, daß die Note des deutschen Bundes vom 6. März die Schweiz als den Sammelplatz für Verschwörer bezeichnete. Oesterreich, Preußen und Rußland forderten Auflösung der Fremdenvereine, Fortweisung der Flüchtlinge, und drohten mit einer Grenzsperrre im Weigerungsfalle. Anfangs schien es, als wollte die Tagessatzung eine

muthige Sprache führen und die Selbständigkeit der Schweiz behaupten, welche besonders von Bern, Luzern und Aargau vertheidigt, von einer großen Zahl von Schweizern gefordert wurde. Aber man gab bald nach, verhiess die Ausweisung aller Ruhestörer und nur Bern wagte es auf eigene Hand eine Zeit lang weiter zu tragen, bis eine Versammlung deutscher Handwerker im Steinhölzli bei Bern Statt hatte, wo die schwarz-roth-goldene deutsche Nationalfahne wehte und einige feste Reden über die Tyrannei, welche Deutschland bedrückte, gehalten wurden.

Dies Verbrechen gab Anlaß zu einem neuen Rotenwechsel, in dessen Folge die Regierung von Bern ihre Ansichten änderte, die Flüchtlinge auszuweisen versprach, und nun erst die fremden Gesandten nach Bern zurückkehrten.

Berns Benehmen war eine schmählische Mischung von Feigheit und Trog. So lange es denken konnte an Frankreich einen Beistand zu haben, gab es sich das Ansehn eines Löwen; als der Herr von Ru-migny aber gemeinschaftliche Sache mit den übrigen Gesandten machte, konnte es nicht genug thun sich unterwürfig zu zeigen, und führte im Verein mit Zürich während der Jahre 1835 und 1836 die Austreibung der Fremden herbei, welche unter dem Namen »die Fremdenhege« in der Schweiz bekannt

ist, wobei die rohste Polizeiwillkür herrschte. Die Partei der Gebrüder Schnell von Burgdorf zeigte sich besonders thätig, wie denn überhaupt Fremdenhaß und Eigendünkel in der Schweiz oft Hand in Hand gehen und ein sogenannter Patriotismus sich aufbläht, der sich mit Redensarten über schweizerische Freiheit und dergleichen ganz umnebelt, von wahrhafter Freiheit aber keine Ahnung hat und der traurigsten Selbstsucht und Engherzigkeit erliegt.

Raum war die Fremdenhege abgethan, so gerieth die Schweiz in andere Zermürfnisse mit Frankreich, die zur Grenzsperrre führten und in Krieg auszubrechen drohten, als der Prinz Ludwig Napoleon das Straßburger Attentat vollführt hatte. Ludwig Napoleon war Bürger in Thurgau. Frankreich begehrt dessen Ausweisung, Thurgau und die Schweiz weigerten sich. Es kam zu Rüstungen; Oesterreich, Preußen, Rußland und Baden schlossen sich den Forderungen Frankreichs an und die Schweiz ging nur aus dieser Verwicklung friedlich hervor, weil Ludwig Napoleon freiwillig sie verließ.

Die Schwäche der Tagsatzung und ihre geringe diplomatische Geschicklichkeit vollendeten die Mißachtung, zu der sie in den Augen des Volks herabsank. Nichts war aus ihrem Schooße hervorgegangen, als etwa die 1834 bewirkte Öffentlichkeit ihrer Sigun-

gen, welche die ganze Kläglichkeit dessen was geschah und geschehen konnte um so besser vor die Augen der Zuschauer brachte. Denn auch für die Entwicklungen des Handels und der Industrie geschah wenig oder nichts. Der deutsche Zollverein rückte, als Baden, Württemberg und Baiern dazu gehörten, dicht an die Schweizergrenzen und die Erhöhung seiner Zolltarife auf Baumwollenwaaren, Seidenwaaren u. s. w. verringerte den Markt der Schweizerfabriken nach Deutschland sehr bedeutend. Man konnte sich jedoch eben so wenig über einen Anschluß an den Zollverein, als über Retorsionsmassregeln verständigen, alle Unterhandlungen mit den deutschen Staaten führten nur zu geringen Erleichterungen; Sardinien und Oesterreich sperrten ihre Grenzen ganz und gar den Erzeugnissen der Schweiz; Frankreichs Prohibitivsystem schloß diese nicht minder aus; der schweizer Absatz richtete sich daher vornehmlich auf Westindien, Amerika und die fernen Länder der Erde, und hierzu entwickelte sich eine eifrige und erfolgreiche Thätigkeit.

Für die Herstellung einer völligen inneren Handelsfreiheit konnte jedoch eben so wenig Durchzweifendes erzielt werden. Die Kantonalsouverainität beugte sich nicht unter den Willen der Tagsatzung, und es gab kein Mittel die Kantone zu zwingen ihre

unter dem Namen Consumosteuern eingeführten widerrechtlichen Auflagen abzuschaffen. Eine gemeinsame Maß- und Gewichtsordnung wurde dagegen 1835 angenommen, doch das Münzwesen blieb im Argen und liegt darin, wie ich gezeigt habe, bis auf diese Stunde.

Aus den Kämpfen der Parteien, die Religion und Politik verbanden, entwickelten sich die Folgen zu Ende der dreißiger Jahre mit größter Heftigkeit.

In mehreren Kantonen, welche ihre Verfassung geändert und in denen eine gemischte Bevölkerung wohnte, forderte die Regierung von den katholischen Priestern den Eid auf die neue Konstitution, den diese verweigerten. In Glarus, das 1836 sich eine neue Verfassung gab, kam diese Angelegenheit zuerst zur Sprache. Die Geistlichkeit stützte sich auf das Verbot des Bischof Bossi von Chur, allein die Glarner entfernten die widerspenstigen Priester und trennten sich von dem Bisthumsverbande.

Der Priestereid wurde nun Gegenstand eines heftigen Streits, die Absichten Roms und der herrschsüchtigen Priesterschaft traten dabei klar hervor, und von Luzern aus, wo die freisinnigen Männer die Gefahr sehr wohl erkannten, welche ihnen zunächst drohte, war man auch zunächst bedacht den römischen

Einfluß zu brechen, die alten bischöflichen Rechte herzustellen und ein schweizerisches Kirchenrecht auszubilden.

Auf Luzerns Veranstaltung traten die Stände Luzern, Zürich, Bern, Sanet Gallen, Thurgau, Aargau und Basel-Landschaft zu einer Conferenz zusammen und entwarfen die badner Artikel, welche die Rechte des Staats zur Kirche feststellten und durchaus dem in anderen katholischen Ländern geltenden Staatskirchenrecht nachgebildet waren. Dies Unterfangen blieb jedoch von Rom nicht ungeahndet. Papst Gregor XVI. erließ ein Kreisschreiben an die schweizer Geistlichkeit, worin die badner Artikel als »falsch, verwegen und irrig verdammt wurden, da sie die Rechte des heiligen Stuhles schmälern, die Kirche und deren göttliche Einrichtung umstürzen, das Kirchenregiment der weltlichen Macht unterwerfen und aus verdamnten Lehren hergeleitet auf Kezereien und Schisma zielen.« Der päpstliche Nuntius verließ hierauf Luzern, als dort der Antrag gestellt und später angenommen wurde, »daß die Gerichtsbarkeit der Nuntien in geistlichen Dingen Mißbrauch sei, wogegen die geeigneten Maßregeln zu ergreifen wären.«

Der Nuntius begab sich nach Schwyz, wo er seine Residenz aufschlug, und die Leibwache des römi-

schen Glaubens, die Jesuiten, drangen in den Kanton ein und setzten sich fest. Der Priesterhass gegen die liberalen Regierungen und die Volkspartei war nun aufs Höchste gestiegen. Sie fanatisirten das Volk gegen die Obrigkeiten und den Priestereid, so daß zum Beispiel in Aargau die Landleute aus den Ämtern jeden Geistlichen todtzuschlagen drohten, der den Eid leisten würde. Bataillone mußten aufgeboten werden um die Ruhe herzustellen. Ähnliche Vorfälle erfolgten im katholischen Jura, allein zuletzt kam es, wie es immer in der Schweiz kommt. Uneinigkeit und Unentslossenheit trennten die Kantone; die fremden Gesandten und deren Einfluß machten sich geltend und jeder dieser kleinen Staaten handelte endlich für sich, wie es ihm eben gut schien.

Zugleich mit der Frage um den Priestereid und die baseler Konferenz wurde, als eine Folge derselben, die Aufhebung der Klöster ein Gegenstand heftiger Unruhen. Aargau, Thurgau und St. Gallen hoben Klöster auf, beaufsichtigten das Vermögen der fortbestehenden, übten eine strenge Controle über Aufnahme von Novizen u. s. w. Dies geschah inmitten der heftigsten Aufregungen eines Theils der Bevölkerung und der Proteste Roms wie der theilnehmenden Geistlichkeit. — Um diese Zeit (1839) machte auch Wallis seine Revolution um Verfassungsver-

änderung. Eben so Tessin, indem es gegen die Versuche der Aristokraten und Priesterwelt für sich erhob, unter Führung des Obersten Luvini die Bedränger des Volks vertrieb und verbannte und eine neue volksthümliche Regierung einsetzte. — So suchte auch Bern gegen die Bestrebungen der Ultramontanen im Jura zu kämpfen; die größte und wichtigste Veränderung aber ward durch die Revolution in Zürich bewirkt, wo die liberale Regierung gestürzt wurde und eine pietistisch-reactionaire Partei zur Herrschaft kam, welche sich selbst den Namen conservativ-liberal erfand und beilegte.

In Zürich standen an der Spitze der Vorwärtstrebenden die Bürgermeister Hirzel und Hess, welche um die innern Entwicklungen des Kantons, namentlich im Schulwesen, die größten Verdienste hatten. Das Seminar, die Kantonschule und die Universität verdanken ihnen vorzüglich ihr Entstehen. Sie setzten die Berufung des freisinnigen Seminar-Directors Scherr durch, führten die neuen Schulgesetze und die Schullehrersynode ein, durch welches Alles die Schule von der Kirche getrennt und zur selbständigen Entfaltung frei gemacht wurde. Man schritt in Zürich rüstig vorwärts in durchgreifenden Verbesserungen durch Gesetzgebung und neue Organisationen zum Vorthelle der Volksgleichheit; und riß

unter anderen auch die alten Festungswerke der Stadt nieder, was den Stadtbürgern die tiefste Betrübniß verursachte, aber Zürich verschönerte und vergrößerte, und vom Lande mit Jubel aufgenommen wurde, denn nun erst schien die Gleichheit von Stadt und Land ganz gesichert. Im Jahre 1838 fiel auch der Zunftzwang in Zürich, und die Macht der Zünfte, als politische Körper, hörte auf; allein die Pfarrer reizten namentlich in den Gemeinden am See das Volk mit ihren Vorstellungen von der Unchristlichkeit der jetzigen Regierung und der Religionsgefahr auf, und als nun Dr. Strauß durch den Entscheid des Bürgermeisters Hirzel als Professor an die Züricher Universität berufen wurde, bildete sich ein Glaubenscomité, an dessen Spitze ein religiöser Fanatiker, Hürliman-Landes, trat, zu welchem der Pfarrer Hirzel von Pfäffikon sich gesellte. Hilfsvereine organisirten sich schnell, Adressen wurden an die Regierung erlassen, die Rücknahme der Berufung des Dr. Strauß und Abstellung mancher Neuerungen in Schule und Kirche gefordert, und als die Regierung schwankte, sich in Widersprüche verwickelte und in ihren Reihen selbst Verräther und Abtrünnige sich kund gaben, brach der Volkssturm am 6ten September los.

Tausende von Bauern zogen unter Anführung

des Pfarrers Hirzel, geistliche Lieder singend, größtentheils mit Sensen und Stangen bewaffnet, in Zürich ein, wo die Stadtbürger theilnahmlos und mit geheimer Schadenfreude Zuschauer des Kreuzzuges bildeten, der zu Ehren des Glaubens gegen die gottlose Regierung unternommen wurde. Diese war schwach genug sich auf Unterhandlungen einzulassen, welche aber durch das Vordringen des Landvolks unterbrochen wurden. Dieses zerstäubte zwar vor einem Angriff der wenigen Dragoner, die den Bedrohten zu Gebot standen; allein nun drang der Landsturm und mit ihm viele mit Büchsen bewaffnete Männer in Zürich ein. Die Regierung löste sich auf; der Anführer der Dragoner, Major Übel, entkam mit Noth aus dem Kanton, mehrere Regierungsräthe hielten sich längere Zeit verborgen; der Regierungsrath Hegetschweiler, welcher eine sehr zweifelhafte Rolle bei diesen Vorgängen gespielt hatte, wurde von einer Kugel getödtet und nur der Bürgermeister Hess bewahrte die Würde der gestürzten Herrschaft, als er sein Amt niederlegend mitten unter die tobenden Haufen des Volks trat, welche ihm schweigend eine Gasse öffneten.

An die Stelle dieser liberalen Männer, welche Zürich so geistig-regsam an die Spitze der Eidgenossenschaft geführt hatten, trat nun jene sogenannte

conservativ-liberale Partei, die sich mit dem Stadtbürgerthum verband, und obwohl sie nicht rückwärts konnte, was sie sehr wohl einsah, doch auch nicht vorwärts wollte, im Geheimen aber von der Zeit und von dem geweckten frömmelnden Eifer ihrer Gehülfen und Anhänger das Beste für die Leitung des Volks durch den Glauben hoffte. Männer aus den alten regimentenfähigen Familien übernahmen die Bürgermeisterämter. Ein reicher Seidenhändler, Herr von Muralt — dessen Geschlecht lange und rühmlich in Zürichs Annalen genannt wird, seit es im Jahre 1555 aus Locarno mit den Drellis und Anderen, des Glaubens wegen verbannt, nach Zürich wanderte, wo mit diesen Verfolgten die Kunst der Seidenweberei einzog — und ein anderer Mann von altem Geschlecht, ein Herr von Mosson, wurden dazu erwählt und mit ihnen kam der mächtige Anhang jener bis jetzt meist in den Hintergrund getretenen Herren, die an einem befähigten aber durch romantisch-mittelalterliche Ideen unklar gewordenen Kopfe, dem Professor und Staatsrath Bluntschli und dessen Freunden Gehülfen hatten, welche ihre Sache auch in der Presse vertraten.

Das Bündniß, welches die Mystiker mit den Aristokraten geschlossen hatten, hielt nun zwar in Zürich nicht lange Stand. Der Einfluß der Pfarrer

war keiner, der, wie in den katholischen Kantonen, tief in allen Lebensadern des Volkes wurzelte. Er war vielmehr gebrochen durch die neuen Kirchen- und Schulgesetze, durch den Einfluß der Gemeinden auf das Kirchen- und Schulwesen, durch die Aufhebung aller Zehnten und Abgaben an die Pfarrer und durch die Aufklärung, welche dadurch, wie durch andere zeitgemäße Änderungen und republikanische Einrichtungen, die dem Volke seine souveraine Macht und Bedeutung klar machten, hervorgerufen wurde. Zerstören ließ sich das nicht wieder. Die neue Regierung konnte wohl vom Siebnerconcordat zurücktreten, sie konnte den freisinnigen Seminardirektor Thomas Scherr, einen geborenen Würtemberger, vertreiben, aber das von ihm gegründete Volksschulwesen war nicht zu zerstören. Die Saaten, welche die radikale Regierung Zürichs ausgestreut hatte, grünten fort und wenn es wahr ist, daß die Pfarrer die Revolution von 1839 in Zürich machten, so ist es eben so wahr, daß der Sturz der reactionairen Partei durch die Schullehrer erfolgte, welche in den Jahren von 1839 bis 1845 so bedeutsam auf die Bildung und Leitung des zürcher Volkes einwirkten, daß die Wahlen in diesem Jahre von Neuem in überwiegender Majorität den Radikalen zufielen. Bluntschli und sein Anhang,

mußten sammt den Bürgermeistern Muralt u. s. w., abtreten und das Land besiegte die Stadt so entschieden, daß, was noch nie geschehen war, die beiden Bürgermeister, ein Arzt, Doctor Jehnder, und ein Advokat, Herr Furrer, aus der Zahl der Kantonsbürger gewählt wurden.

Seit 1845 ist Zürich wieder radikal und huldigt einer mäßigen Weiterentwicklung, die der nüchternen Verständigkeit des Volkes entspricht, das von der Begeisterung für ein ideales Streben keinen Begriff hat und namentlich auch in seinem religiösen Beharren, wie überhaupt im altherkömmlichen Wesen geschont werden muß.

Zürichs Abfall von der Sache des Fortschritts brachte aber die Verwirrung und Zerrüttung der Schweiz auf den Gipfel, und hat mehr Schaden für diese bewirkt, als der Kanton Zürich für sich dadurch erlitten hat. Neunzehn Tage lang blieb die Tagung, welche während der Revolution in Zürich eben versammelt war, ohne Präsidenten, da Zürich, als Vorort, diesen in seinem Bürgermeister zu stellen hatte, und erst als die Neuwahl der Behörden stattgefunden, trat Herr von Muralt, der neue regierende Bürgermeister, als Präsident an die Spitze der Tagung, die nun ganz veränderten Einflüssen folgte.

Nicht allein, daß das Siebnerconcordat aufge-

hoben wurde, auch der frühere Beschluß vom 11. Juni, der die neue Verfassung in Wallis anerkannte, die Wiedervereinigung von Ober- und Niderwallis aussprach und gegen die Priester, den Adel und deren Privilegien sich richtete, wurde von Zürich zurückgenommen, das für fortgesetzte Unterhandlungen sich aussprach. Zug, Glarus, Freiburg und Schaffhausen wurden von Zürich bestimmt; Bern, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Solothurn und Luzern standen jetzt allein und protestirten vergebens gegen diese gefeglose Veränderung gefasster Beschlüsse.

Inzwischen griff Niderwallis zu den Waffen, schlug die oberwalliser Häuptlinge und Pfarrer und versagte sie, nachdem mancherlei trauriges Blutvergießen stattgefunden. Die Konstitution ward somit gewaltsam errungen, aber Haß und Rache brütete über ihren Untergang, Ober- und Niderwalliser standen sich bald von Neuem gegenüber, bis im Mai des Jahres 1844 die Oberwalliser, angeführt von ihren Häuptlingen und Priestern, über die Unterwalliser herfielen und unter entsetzlichen Gräueltthaten die liberale Partei überwältigten.

Das größte Verschulden Zürichs war aber, daß auch in Luzern die Reaction im Jahre 1841 die Oberhand erhielt. Die Verfassungsrevision gab

dazu die günstige Gelegenheit und der alten Aristokratie, verbunden mit der Geistlichkeit, welche seit Jahren das unwissende Landvolk bearbeitete, gelang es, alle Macht an sich zu reißen, Jesuiten zu berufen, die Herrschaft der Kirche über den Staat zu begründen und die liberalen Männer aufs grausamste zu mißhandeln.

Bei der heftigen und wachsenden Erbitterung der nationalen Partei in der Schweiz that die Tagssagung nichts, als daß ihre Sitzungen durch heftige Zänkereien belebt wurden. Alle Reformversuche der Bundesakte waren erst jetzt recht unmöglich geworden und da man nun einsah, die Tagssagung könne nicht helfen, suchte endlich das Volk in seiner gerechten Erbitterung sich selbst Recht zu schaffen und griff zu dem Mittel der Freischaarenzüge. Zweimal sammelten sich bewaffnete Schaaren, aus Bürgern mehrerer Kantone bestehend, und fielen in Luzern ein, um die flüchtigen Luzerner, welche in ihren Reihen sich befanden, nach Luzern zurückzuführen. Der erste Freischaarenzug zerstreute sich von selbst, der zweite verunglückte gänzlich durch mancherlei Unfälle, nachdem die Schaaren bis an die Thore Luzerns gedrungen waren und Alles schon gewonnen schien. Ein großer Theil der Freischärler,

die meist aus Bernern, Aargauern und Baselern bestanden, wurde gefangen, ein anderer unter empörenden Grausamkeiten vom aufgebotenen Landsturm ermordet. Die fanatische Wuth des luzerner Volks ging dabei so weit, daß man Gefangene mit kaltem Blute zu Tode quälte, von Felsen stürzte, an Händen und Füßen gefesselt ins Wasser warf, oder sie über Ameisenhaufen festband, wo sie in schrecklichen Qualen enden mußten.

Die Freischaarenzüge und die gegenwärtige Wirthschaft der Jesuitenfreunde und ihrer Gehülfen in Luzern werden wir später noch näher darzustellen haben. Merkwürdig bleibt es, daß die Rüstungen zu dem Feldzuge, die Versammlungen und Vorbereitungen dazu unter den Augen der Regierungen geschahen, die aber um so weniger etwas daran hindern konnten, da Regierungsräthe, Obersten, Großräthe, Präsidenten der Obergerichte, kurz eine bedeutende Zahl der angesehensten und wohlhabendsten Männer sich in die Reihen der Freischaaren stellten; eine Erscheinung, die nicht anders zu erklären ist, als durch die ingrimmige Verzeiung des Volkes, das keine andere Hülfe mehr erblickte.

Wäre der Plan geglückt, so hätte der Ausgang für die Schweiz von großen und glücklichen Folgen sein müssen, denn damit war der Grundsatz der

Kantonsouverainität gebrochen und faktisch der Anfang zu einer allgemeinen Umwälzung und Umgestaltung der Bundesakte gemacht, der nicht länger Widerstand zu leisten gewesen wäre. Das Volk der Schweizer hatte das Recht des Volkes praktisch vertreten wollen, es nicht zu dulden, daß die Edelsten und Besten unter den Bürgern eines Landestheils von einer finstern, das Volk verdummenden Partei versagt und grausam gemißhandelt wurden. Es hatte in seiner Allgemeinheit sich der Unterdrückten angenommen, hatte es nicht länger ertragen können, daß Schmach und Schande durch Priester und Aristokraten über die Schweiz gebracht werde und empfand es lebhaft und tief in seinem Groll über die ausgebrungene Bundesakte, daß es entweder gewaltsam handeln oder sich noch sehr lange derselben Tyrannei unterwerfen müßte.

Die Freischaarenzüge, was man auch sonst dagegen sagen mag, ehren ihre Theilnehmer, denn sie waren das Ergebniß einer sittlichen Empörung der Gemüther gegen eine Rotte von Fanatikern und Heuchlern, die zum Verderben des ganzen Schweizerlandes sich verschworen. Die Lehre von der Kantonsouverainität läßt sich aber bei den jetzigen Zuständen der Schweiz durchaus nicht mehr festhalten, und diejenigen unter den Liberalen und Radi-

kalen, welche dies thun, können sich entweder von engherzigen Vorurtheilen ihrer schweizerischen Natur nicht losmachen, oder sie haben, wie der Präsident Druey von Waadt, die Herrschaft der Majorität des Volkes in jedem Kantone so systematisch sich eingeimpft, daß sie an den Consequenzen ersticken, und lieber für Jesuiten und Aristokraten die Stimme erheben, als von dem Systeme abgehen, dem sie huldigen. Der einzige Fehler, den man mit Recht den Freischaarenzügen vorwerfen kann, ist, daß sie nicht glückten. Wäre dies der Fall gewesen, so hätten $\frac{1}{4}$ des Schweizervolkes ihnen jubelnd Beifall geklatscht und die Vortheile der anarchischen Schilderhebung mit Freuden in Empfang genommen.

Als die blutenden Trümmer des gescheiterten Un-
ternehmens in die Heimath zurückkehrten, wurden sie mit Vorwürfen der klugen Leute verfolgt, oder ver-
spottet und verlacht, weil sie den Muth hatten, ihr Leben für die Freiheit ihrer Landsleute gegen Ty-
rannei einzusetzen. Aarau, Basel-Land und Bern mußten bedeutende Summen für den Loskauf ihrer gefangenen Bürger bezahlen, und dieser Triumph der luzerner Jesuitenpartei trug allerdings nur dazu bei, ihre Herrschaft um so fester zu gründen, sie noch kühner und unverschämter zu machen, und zu Verfolgungen und Thaten Anlaß zu geben, vor wel-

den jeder ehrliche Mann schamroth die Augen niederschlagen muß.

Nachdem Zürich aus der Reihe der fortschreitenden Kantone getreten war, stand das mächtige Bern allein, und ihm hat es die Schweiz zu danken, daß nicht größeres Unheil geschah. Ein charakterfester, stolzgesinnter Mann, der Schultheiß Neuhaus, befand sich an der Spitze der berner Regierung und leitete diese, wie überhaupt einen großen Theil der Schweiz, durch seine Willenskraft und seinen Muth. Die vierzigtausend Bajonette Berns, mit denen Neuhaus zuweilen unumwunden drohte, thaten ihre Wirkung; auch zeigte er, daß es ihm Ernst damit sei, denn bei mehr als einer Gelegenheit, namentlich bei den aargauer Klosterunruhen, sah man die berner Bataillone sofort bereit, den bedrängten Nachbarn Hülfe zu leisten. Die altaristokratische Fraktion in Bern war gänzlich besiegt; ihre Reste, die sich in unkluge Verschwörungen eingelassen hatten, wurden flüchtig und in einen Hochverrathesproceß verwickelt; eine nationale Partei hatte sich gebildet, an deren Spitze Neuhaus, Favell, Jazi und Kastenhofer standen. Dieser gegenüber aber bildete die mächtige Partei der Gebrüder Schnell aus Burgdorf eine radikal-kantonale Vereinigung, welche ausschließlich die Kantonalinteressen

vertheidigte, alles Fremde mit blindem Eifer haßte, die Fremden, namentlich die Deutschen, verfolgte, die Fremdenhege verschuldete und während sie mit bäuerischer Rohheit und Grobheit ihre plumpe Wuth nicht allein gegen die alte Aristokratie, sondern gegen jede geistige Macht des Talents und Wissens richtete, beugte sie sich feig und geschmeidig vor den Forderungen der fremden Mächte und machte die berner Politik zum Gegenstande bitterer Vorwürfe aller patriotischen Männer.

Diese Partei wollte nach mittelalterlichen Prinzipien eine Herrschaft des besitzenden Bauernstandes wieder aufleben lassen. Sie kämpfte gegen den Adel, wollte dafür eine Grund- und Geldaristokratie, deren Recht an der Scholle klebte, und hätte gern die Nichtbesitzenden zu Heiloten gemacht. Man nannte die Partei der Schnellen mit Recht die Bagemänner und erschrak nach und nach vor den wilden Ausbrüchen ihres Alles verachtenden Bauernhochmuths. Die nationale Partei, deren Stütze der Nationalverein und deren Organ der Beobachter war, kämpfte einen langen heftigen Kampf mit den Schnellen, die einen patriotischen Schutzverein gebildet hatten und in der Presse sich des burgdorfer Volksfreundes bedienten. Dazu kamen die alten Aristokraten, welche den Streit schürten, sich in Si-

Sicherheitsvereine zusammenthaten und durch die Allgemeine Schweizerzeitung Hohn, Spott, Lächerlichkeiten und Entstellungen aller Art auf ihre Gegner häuften. Endlich kam dazu auch die katholische Partei des Jura, den Advokaten Stockmar an ihrer Spitze, welche Rückkehr zu den alten französischen Einrichtungen und Gesetzen verlangte und von Puntret aus ultramontane Lehren in das betriebsame Bergvolk mit Hülfe des Wochenblatts und der Pfarrer verbreitete.

Beide große Parteien vereinigten sich, als es galt, die Sicherheitsvereine der Aristokraten und die Unruhen im Jura zu unterdrücken. Den Kantonslen ward dafür der Professor Ludwig Snell geopfert, der ausgewiesen wurde, als Fremder, obwohl er der Schweiz und Bern die größten Dienste geleistet hatte — ein Beispiel, das sich oft in der Schweiz wiederholt hat und den Fremden zur Lehre dienen sollte. Über die Theilung des Staats- und Stadtvermögens und die Abweisung gehässiger Anträge der burgdorfer Bauernpartei kam es jedoch zum gänzlichen Bruch und endlich behielten die Nationalen eine entschiedene Majorität, vor der ihre Gegner das Feld räumen mußten.

Jetzt war Neuhaus der mächtigste Mann in der Schweiz, aber diese Macht sank und zerbrach, als

die Ausbildung radikaler Grundsätze bis auf einen Punkt gekommen war, den er und seine Freunde nicht überschreiten konnten. Die bureaukratische Natur des Schultheissen von Bern, sein stolzes und gemessenes Wesen, seine Neigung, sich abzusondern vom Volk und sich mit einem gewissen äusseren Nimbus von Hoheit zu umgeben, passte nicht zu den republikanischen Regungen von Freiheit und Gleichheit, die in der berner Jugend besonders sich mit Ungeßüm geltend machten. Als der Freischarenzug kam und unglücklich verlief, erschrak die berner Regierung und rüstete sich zur Umkehr. Sie fürchtete, zu weit gegangen zu sein, der Volksfreiheit die Zügel zu sehr gelassen zu haben, und statt in republikanischer Weise das Volk zu leiten, suchte sie zu hemmen und eine bureaukratische Obergewalt geltend zu machen. Strenge Verbote, eine Reihe von Pressprozessen, auch Prozesse wegen Religionsbeleidigungen, zeigten die Rückschritte an. Allein damit war es zu spät. Neuhaus hatte nie verstanden die Liebe des Volkes zu erwerben, das sein Talent und seine Energie achtete, aber seinen Beamtenhochmuth scheute. Jetzt nun, wo die Regierung gegen den Volkswillen austrat, wo sie nach den luzerner Ereignissen mit Strenge gegen die Männer verfuhr, welche dabei betheiligt waren, wo

sie den rachedürstenden Grimm des berner Volkes über die Niederlage und schmählische Behandlung seiner Brüder nicht anders hemmen zu können meinte, als durch Polizeimaßregeln, verbreitete sich allgemeine Unzufriedenheit, die durch manche einzelne Willkürlichkeiten erhöht wurde. Statt einzulenkten, wurde die Regierung nur verfolgungsfüchtiger. Sie rächte sich an ihren Gegnern, setzte mit auffallender Härte den Professor Wilhelm Snell ab und gab mehre Beispiele einer orthodoxen Christlichkeit, die mit rücksichtslosem Polizeieifer Andersmeinende richtete und strafte.

Unter diesen Umständen wurde der Ruf nach einer Verfassungsrevision stets dringender, welche verfassungsmäßig von sechs zu sechs Jahren erfolgen sollte, was jedoch zeither nicht geschehen war. Nach manchem Streit kam es im Frühjahr 1846 wirklich dahin, daß ein Verfassungsrath zusammenberufen wurde, der die letzten Rechtsungleichheiten im Kanton durch eine neue Verfassung beseitigte, welche zugleich die innere Verschmelzung der einzelnen Kantonstheile scharf ins Auge faßte. Nur der Jura ist davon ausgeschieden worden und hat behalten, was er besaß; die Republik Bern aber hat sich zum ersten Male von dem alten historischen Rechtsboden sogenannter naturwüchsiger Verhältnisse getrennt, und

vom Standpunkte moderner Verschmelzungen des Lebens alle Bürger im Staat zu einer Einheit zu sammeln versucht. Sie hat die Abgeschlossenheit der Gemeinden und der Gemeindeverwaltungen der Armengüter aufzulösen sich bestrebt, um eine Ausgleichung der Gemeindevermögen und die Tragung gleicher Lasten hervorzubringen. Eine große Majorität der berner Bürger hat die neue Verfassung angenommen. Neuhaus und seine Freunde und Regierungsgenossen sind nicht wieder gewählt worden; eine junge patriotische Partei voll Eifer und mit kühnen Gedanken erfüllt, hat die Staatszügel ergriffen, und diese muß nun der Schweiz beweisen, ob der Kanton Bern reif dazu ist, den Sturz der alten Absonderungen und die neue allgemeinere Bürgerfreiheit und Einheit zu ertragen, bei der natürlich manche Gemeinde leiden und manche gewinnen muß.

Außer Bern, das die Blicke der Antheilnehmenden lebhaft beschäftigt, weil sich ein neues reges Leben von ihm aus über die deutsche Schweiz zu verbreiten strebt, ist es das Waadtland besonders, das durch seine jüngste Revolution, seinen Kampf mit der Geistlichkeit und seine inneren Umgestaltungen zur Volksoberherrlichkeit die Aufmerksamkeit des gebildeten Europas auf sich gezogen hat.

Das Aargau war bis zum Jahre 1845 von jener neu gebildeten Aristokratie abhängig, welche in diesem jungen Kanton sich aus dem wohlhabenden und angesehenen Theile der Stadtbewohner bildete. Dieses städtische Elitenwesen sank jedoch stets mehr in Achtung und Ansehen, je mehr das eigentliche Volk sich seines Rechtes bewußt wurde. Die Theilnahmlosigkeit der Regierung bei der Niederlage und dem Mord der liberalen Partei in Basle erbitterte das Volk, das inzwischen an Aufklärung durch Schulen, durch gute innere Einrichtungen und durch eine freie Presse, die sich namentlich auch dem Treiben der Methodisten entgegenstellte, rasch zunahm. Als nun im Jahre 1845 die ganze Schweiz in Aufregung gerieth, weil auf der Tagsatzung zu Zürich der Antrag auf gänzliche Verjagung der Jesuiten aus der Schweiz zur Sprache kommen sollte, richteten 32,000 Bürger eine Petition an den Staatsrath, in welcher sie begehrt, daß die Instruction des Abgeordneten des Aargaus auf Bestimmung jenes Antrages laute. Der Staatsrath entsprach jedoch den Wünschen des Volkes nicht, welches sich daher am 14. Februar in Masse erhob und in einer Volksversammlung zu Lausanne eine provisorische Regierung ernannte, an deren Spitze einer der ausgezeichnetsten Männer der Schweiz, der Staats-

rath Heinrich Druey trat, der ungemeine Thatkraft mit gründlicher philosophischer Bildung vereint, was in der Schweiz so selten zu finden ist.

Der alte Staaterath löste sich auf und eine neue Konstitution wurde am 10. August 1845 vom Volke angenommen, das damit zum vollen Besitze seiner Souverainität gelangte. Die unzufriedene Partei steckte sich nun hinter die Priester, welche gestützt auf eine gesetzliche Bestimmung, die anscheinend für sie sprach, der Regierung die Verkündigung einer Proklamation von der Kanzel verweigerte, durch welche das Volk vor falschen Gerüchten gewarnt und beruhigt werden sollte. Da alle Vorstellungen und gütlichen Versuche erfolglos blieben, sah die Regierung sich genöthigt, Ernst zu gebrauchen, denn es handelte sich um Tod und Leben. Entweder mußte der junge Staatsrath die Priester zum Gehorsam zwingen, oder er hatte Achtung und Ansehn eingebüßt. Als er zur Absezung der Strafbaren schritt, folgte der größte Theil der Pfarrer diesen freiwillig nach und brachte keine geringe Verwirrung hervor; allein die Regierung ließ sich nicht schrecken. Das Volk unterstützte sie trefflich; der Nachtheil fiel auf die Pfarrer zurück, welche sich eingebildet hatten, durch die plötzliche Niederlegung ihrer Ämter das Land in Unruhe und die Regierung

zur Auflösung zu bringen. Das Waadtland hat nicht durch diese pietistische Revolution gelitten, aber das Ansehen der Geistlichkeit ist in den Augen des Volkes dadurch sehr tief gesunken. Die radikale Regierung steht fest und hat an Bern jetzt einen befreundeten Nachbar gefunden, mit welchem vereint sie einen entscheidenden Einfluß ausüben muß, der sich auch jetzt schon sowohl in der deutschen wie in der französischen Schweiz durch die Revolutionen und Reformen äußert, welche eben jetzt in Genf, in Basel und Schaffhausen Statt gefunden haben und noch im Werden begriffen sind.

Neben Bern und Waadt steht Aargau, das im Jahre 1841 einen heftigen Sturm zu bestehen hatte, als es mitten in seinen Verfassungsreformen von einem Aufstande in dem freien Amte bedroht wurde, dessen katholische Bewohner von den Mönchen des Klosters Muri und anderer Klöster aufgehetzt waren. Aargau hob sämmtliche Klöster trotz dieser fanatischen Ausbrüche auf und hat späteren Reclamationen und Vermittelungen der Tagsatzung nur so weit nachgegeben, daß es die Frauenklöster wieder herstellte; allein die schuldigsten, die Klöster Muri und Wettingen, blieben eingezogen, und ihre Güter kommen dem trefflich durchgeführten Schulwesen zu statten, wie denn überhaupt dieser Kanton

für seine innere Organisation ungemein viel geleistet und neben einem freisinnigen, tüchtigen und consequenten Streben auch nichts vernachlässigt hat, das geistige, wie das materielle Wohl seiner Angehörigen zu fördern. —

Werfen wir nun noch einen Blick auf das was in den letzten Jahren geschah, so können wir nur erwähnen, daß während ein Theil der Schweiz mit Heftigkeit die Ausweisung der Jesuiten verlangte, der andere Theil diese vertheidigte und sich heimlich rüstete um nöthigenfalls die Zöglinge des heiligen Loyola mit Gewalt zu schirmen. Zu einem Majoritätsbeschluß, der Gültigkeit hatte, konnte es aber bisher nicht kommen, da protestantische Kantone wie Genf, Basel, Schaffhausen und Neuenburg, die an Pietismus franken und von aristokratischen Eliquen bevormundet werden, schon aus Haß gegen den Radicalismus und aus Furcht vor Erweckung freisinniger Elemente im eigenen Hause, die Anträge nicht unterstützten. Gewöhnlich haben dergleichen Anträge auf Fortschritt, auf Reformen, auf Umgestaltung der Bundesakte, wie überhaupt auf Alles, was die Schweiz zu größerer Einheit, zur Ruhe und gemeinsamer Entwicklung leiten könnte, 9 bis 10 Stimmen, während sie wenigstens 12 Stimmen haben müßten, um zur Gültigkeit zu kommen. Dies wird

jedoch wahrscheinlich erreicht werden, sobald Genf, Basel und vielleicht auch Schaffhausen auf der nächsten Tagsatzung sich offen der vaterländischen Sache anschließen. Dann ist die Zeit gekommen, wo mehr als $\frac{1}{4}$ der Schweizer nicht mehr von weniger als einem Viertel Geseze anzunehmen brauchen, wo es in legaler Weise ganz nach den gesetzlichen Vorschriften der Bundesakte gestattet ist, die Beschlüsse der Majorität zu Befehlen zu machen, denen die Minorität sich fügen muß. In diesem Falle hat die liberale Sache gesiegt und die Schweiz kann auf eine bessere Zukunft hoffen. Aber noch mancher Sturm muß vorübergehen, ehe die Sonne des Friedens scheinen wird; manches Jahr wird kommen und schwinden, ehe in der Schweiz der starre Particularismus zerbrochen werden kann, ehe hier ein wahrhaftes Staatsbürgerthum ins Volksbewußtsein tritt und das engherzige Gemeindegelieben, das zähe Festhalten an jenen zahllosen Fäden absonderlicher Einzelrechte und Vortheile von der Kraft des Gemeinfinns eines Volkes überwunden wird.

Es dürfte aber auch, trotz dem, daß vielleicht auf der nächsten Tagsatzung eine liberale Mehrheit der Stände erscheint, doch jetzt nicht so leicht sein, die Jesuiten zu versagen und in die Dunkelheit der Thäler von Luzern, Schwyz und Uri das milde

Nicht der Civilisation des 19. Jahrhunderts leuchten zu lassen; wenigstens wird dies nicht ohne Kampf geschehen. Die kleinen katholischen Kantone: Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden und die, welche mit ihnen gemeinsame Sache machen, nämlich Freiburg, Wallis und Luzern, haben bekanntlich im vorigen Jahre, nach geheimen, zu Noten gehaltenen Conferenzen, einen Sonderbund geschlossen, der offenbar bezweckt, jeden Angriff, der wider einen von ihnen gerichtet wird, gemeinsam mit den Waffen in der Hand zurückzuschlagen. Der Sonderbund ist auf den Rath und durch Anleitung der Jesuiten entstanden und wird die frommen Väter jedenfalls schützen, so lange er irgend es vermag. Alle die kleinen Kantone haben ihre Zeughäuser gefüllt; ein Kriegsrath ist errichtet worden, und im Namen der Religion werden die Gemüther des Landvolks bearbeitet gegen die Feinde Gottes und der Menschen, die Radikalen und Atheisten. Was dieser Haß vermag hat man in Luzern bei den gräßlichen Ermordungen der gefangenen Freischärler gesehen.

Freiburg, von Bern und Waadt eingeschlossen, würde, wenn es auf Vollziehung von Bundesbeschlüssen ankäme, aber um so weniger Widerstand leisten können, da die Stadt und ein Theil des Landes den Jesuiten und der mit ihnen verbundenen

jetzigen Regierung abgeneigt sind. So bedürfte auch in Wallis die unterdrückte Partei, in Unterwallis nur einer günstigen Gelegenheit um sich zu erheben; so wird endlich auch in Luzern, sobald eine Hülfe von der Tagsatzung kommt, die freisinnige städtische Bevölkerung aufstehen und ihr verlorenes Ansehen wieder zu gewinnen suchen. In den Waldstädten aber ist nur von Schwyz vielleicht eine Trennung des aufgeklärteren Theils der Bevölkerung von den Finsterlingen zu erwarten; weil dort, bei größerer Bildungsfähigkeit und einer Spaltung zwischen den Häuptlingen, den Abyberg und Reding, zugleich der jetzige Abt von Einsiedeln kein Freund der Jesuiten ist; wie denn überhaupt ein nicht unbedeutender Theil der katholischen Geistlichkeit die Jesuiten gern zum Tempel hinauswürfe, weil diese ihnen das Einkommen schmälern. Uri und Unterwalden sind ganz erstarrte Hirtenländer, wo Priester und Familien ohne Einschränkung herrschen. In dem kleinen Zug hat die ultramontane Partei die Oberhand, im Ganzen aber ist dieser innere Kern der Schweiz, das Alpenland mit seinen einsamen stillen Bewohnern sicher so lange fortgerissen von dem Einfluß der Männer, die sein Vertrauen besitzen, bis eine gewaltsame Entscheidung ihnen die Augen öffnet. Werden die großen Mächte aber diese dulden? Werden sie es er-

lauben, daß die Schweiz wahrhaft frei wird und dem monarchischen Europa das Bild einer republikanischen Volksfreiheit zeigt?

Der Tag wird kommen, wo die Schweiz die Ultramontanen wie die Furcht vor einer Invasion der Großmächte los wird, und beides muß kommen, sobald die mächtige patriotisch gesinnte Partei einig handelt und von den Verhältnissen Europas unterfügt wird. Gerathen die Großmächte selbst in Uneinigkeit, haben sie mit ihren eigenen Angelegenheiten zu schaffen, steht ein Krieg vor der Thür, dann ist die Stunde da, den fremden Einfluß ganz zu beseitigen und eine neue Bundesakte, eine neue innere Gestaltung der Schweiz zu schaffen. Auf diese Stunde aber hoffen und harren alle patriotisch und freigesinnte Männer des Landes; denn Alle sind von der Wahrheit des tausend Mal wiederholten Ausspruchs durchdrungen, daß für die Freiheit und Einigkeit der Schweiz man nichts weiter bedarf, als Sicherheit vor jeder fremden Einmischung! —

Erinnern wir uns nun mit kurzen Worten des ganzen Verlaufs der Schweizergeschichte, so beginnt diese zuerst mit einem Hirtenaufstande gegen den Druck der Voigte und Zwingherren. Dann treten die Städte mit in den Kampf und in ihnen entwickelt sich durch Beitritt eines Theiles der Ritterschaft,

welche Bürgerrecht empfängt, durch Handel und Gewerbe, durch Macht und Reichthum, die wahre Grundlage der alten Schweizerfreiheit. Hierauf blutige, lange Kämpfe der Geschlechter und Jünste, grade wie in den deutschen Reichsstädten; aber in der Schweiz bleiben die Patrizier und Regimentäsfähigen Sieger. Die kleinen Republiken bilden sich aus, die Städte verknöchern in ihren Privilegien, eben so wohl wie die Regierenden. Sie bedrücken die Landbewohner, werden dessen Herren, schaffen sich Unterthanen und herrschen über Knechte. Alles wird Corporation und bleibt in tausend Trennungen Jahrhunderte lang neben einander stehen, ohne zu einer Verschmelzung zu gelangen. Die Religionspaltungen und Kriege zerreißen die Schweiz noch tiefer, aber sie sind nicht im Stande, eine Änderung der Verhältnisse zu bewirken. Versuche dazu werden unterdrückt und grausam gerächt; endlich erstarrt das 18. Jahrhundert das Volk gänzlich, bis die französische Revolution hereinbricht. Nun reißen sich zuerst die Unterthanenländer los und suchen Freiheit, dann bringen ihre Bundesgenossen, die Franzosen, eine neue Zeit und eine neue Verfassung. Die Kantonal-Souverainität stürzt zusammen, die Privilegien werden aufgehoben, die Corporationen machen einer allgemeinen Freiheit Platz; allein diese kann sich

nicht halten gegen die alten tief eingewurzelten Gesellschaftsordnungen. Alles sucht seine Vorrechte zu behaupten und die Masse des Volks ist zu roh, zu unwissend, die bis jetzt bestehenden Unterschiede zu groß, die Anhänglichkeit an das Alte zu fest, um mit einem Schlage eingerissen zu werden. Auch die Mediationsakte bringt keine Versöhnung, aber viele edle Männer arbeiten an Erhebung und Aufklärung des Volks, das nach und nach zum Verständniß seiner Zustände gelangt. Allein neue Stürme brechen herein. Die helvetische Republik verschwindet, das alte Junkerthum kehrt nochmals zurück und in den Hirtenkantonen kommen die Klöster und Pfaffen wieder. Römische Hierarchie und der moderne Absolutismus, welcher von Wien ausgeht, reichen sich in der Schweiz die Hände. Endlich kommt das Jahr 1830 und mit ihm gelingt es der liberalen Partei die Aristokraten zu stürzen; nur in den kleinen Kantonen bleibt es dunkel. Aber die Schweiz kann dennoch nicht zum Fortschritt und zur Einheit eines geordneten Staatsverbandes kommen. Überall Mißtrauen, Verdacht, Pöhen auf Selbständigkeit der einzelnen Theile, Unruhen, Kampf der Parteien, geheime Bündnisse, Religionshaß und wilder Fanatismus, angefacht durch Priester und Jesuiten. Dazu Einmischung des Auslandes und Drohungen sobald

das Volk, empört von so vieler Noth, Miene macht sich Recht zu schaffen. So ist, bis auf diesen Augenblick, das Ringen des Volks in der Schweiz dasselbe. Es ist ein Kampf der neuen Zeit gegen die alte. Ein Kampf der Vernunft gegen das historisch Begründete, von der großen Mehrheit des Volks längst als schlecht Erkannte, aber ihm gegen seinen Willen Aufgezwungene. Aristokraten, Jesuiten, Pietisten und alle Richtungen und Männer, welche dahin streben, die Volksfreiheit und Einigkeit der Schweiz unter einer Bundesreform, die einen wahrhaften Bundesstaat ins Leben rufe, nicht aufkommen zu lassen, werden geschützt und gestärkt von den Beschützern der Kantonsouverainität und der jetzigen, vom Volke mit Grimm und Verachtung betrachteten Bundesakte; und während man unaufhörlich nun dafür sorgt, daß Unruhen, Empörungen und Revolutionen in der Schweiz nie enden können, bis endlich, trotz alles Widerstandes, aller List und diplomatischer Klugheit, dennoch die Macht der Vernunft und das Recht des Volks den Sieg erringen wird, geht ein unausgesetztes Anklagegericht durch alle und namentlich durch deutsche Zeitungen, in denen man sich bemüht, die Schweiz als ein Land darzustellen, wo die wildeste Anarchie Leben und Eigenthum in beständige Gefahr setzt; wo die ruhigsten und besten

Bürger leiden und dulden, wo ein Fieberparorysmus wahnsinniger Freiheitschwärmer alle Schranken der Geseze und des Rechts niederreißt. Und dies, so ruft man aus, sind die Folgen republikanischer Staatsformen. Unglückliche Schweiz! sie werden nicht aufhören dich zu zerrütten, bis du dich in die väterlichen Arme eines weisen, unumschränkten Monarchen rettetest, der alle Parteien schützt, alle niederzuhalten weiß, und den Gesezen Kraft giebt. —

So ist es mit der Geschichte der Schweiz. Ehe ich aber diesen Abschnitt schließe, der ein allgemeines, historisches Bild geben soll, das nöthig erscheint, weil es unmöglich ist, die schweizerischen Zustände ohne dasselbe zu verstehen, will ich noch einige Bemerkungen über die Stellung der Kantone nach ihren Färbungen und ihrer Bedeutsamkeit hinzufügen.

An der Spitze der deutschen Schweiz steht gegenwärtig Bern, der mächtigste und größte Kanton, welcher mit einer jungen thatlustigen Regierung, einer aufgeweckten, lebhaften Bevölkerung, die den Stolz ihres Namens fühlt und einer Verfassung, welche das Volksbewußtsein noch mehr erheben muß, den ersten Träger des schweizerischen Radikalismus bildet. Neben Bern nimmt Zürich seinen Rang. Auch Zürich ist radikal, aber seine Bevölkerung ist zum guten Theil eine industrielle. Es schiebt

seine Kantonalpolitik eben so wohl in den Vordergrund, wie andere Kantone und muß leise auftreten gegen eine immer noch mächtige, städtische, aristokratische Partei, welche kaum erst überwunden ist; hat Rücksichten zu nehmen auf Fabrikanten und Geldmänner, auf religiöse Strenggläubigkeit und tiefeingewurzelte Vorurtheile des Volks. Aargau ist der dritte große Kanton, der dem Radikalismus anhängt. Bei einer Bevölkerung, die zur Hälfte aus Katholiken besteht, hat es heftige Kämpfe zu bestehen, welche nur durch so charakterfeste tüchtige Männer wie die, welche seine Regierung leiten, überwunden werden können.

Zu diesen drei großen Kantonen gesellen sich das ganz katholische Solothurn, welches jedoch trotz dessen nichts mit dem jesuitischen Treiben seiner Religionsverwandten gemein hat, sondern fest bei der nationalen Fahne verharret. Ferner Thurgau und in den meisten Fällen auch Glarus, eben so die Halbkantone Appenzell-Außerrhoden und die wegen ihres Radikalismus verrufene Basel-Landschaft. Das wichtige St. Gallen schwankt in neuer Zeit und wendet sich von der Sache des Fortschritts, der es lange anhing. Der größere Theil seiner Bevölkerung ist katholisch und die Bemühungen der Ultramontanen sind nicht fruchtlos

geblieben, sie haben auch hier Haß und Haber ausgestreut und verirrte Schafe, welche gefährliche Böcke geworden, zur Heerde zurückzuführen gewußt. — Graubünden steht bis jetzt noch bei der nationalen Partei, allein auch von Thurgau hat es nicht an Anstrengungen gefehlt, den Abfall vorzubereiten; dagegen ist im italienisch redenden Kanton Tessin, obwohl er durchaus katholisch, doch eine freisinnige Regierung, die mit am schärfsten gegen Pfaffen und Jesuiten auftritt und das Landvolk in jeder Weise durch gute Schulen und freie Presse zur Aufklärung zu führen sucht.

In der französischen Schweiz ist der große Kanton Waadt durchaus radikal. Genf hat so eben seine Revolution im radikalen Sinne gemacht; dagegen ist Valais ganz in den Händen der Junker und Jesuiten, und Neuchâtel stimmt auf allen Tagessagungen mit diesen, weil es in seiner sonderbaren Stellung zur Schweiz und zur Krone Preußen von einem Gouverneur beaufsichtigt wird, der mit einer Anzahl adliger Familien und Priester einen überwiegenden Einfluß ausübt. So ist auch Basel bis jetzt in den Händen einer Anzahl Geldaristokraten und der mit ihnen verbündeten Pietisten; so endlich spielt Schaffhausen eine traurige Rolle

unter der Leitung seiner städtischen Aristokratie, welche durch die Indifferenz des Volks unter Beistand der Pfarrer und der Furcht vor den Advokaten, sich erhält.

Als Centralpunkt der Jesuiten und ganz in den Händen der ultramontanen Partei ist Freiburg voran zu nennen, das mit den Kantonen, die den Sonderbund geschlossen haben, den Heerd der Unruhen und Aufwiegelungen bildet, welche die Schweiz zerrütten. Den Rang in dieser Beziehung streitig macht ihm Luzern, das in den letzten Jahren so viel zu sprechen gegeben hat; ferner die kleinen Kantone: Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug. Was den kleinen Halbkanton Appenzell-Außere Rhoden anbelangt, so ist dieser zwar ebenfalls streng katholisch und wird von wenigen Familien eben so wohl regiert, wie die ihm ähnlichen Hirten-demokratieen; allein er hat sich von Bündnissen u. s. w. fern gehalten und sucht seine stille Existenz zu bewahren, obwohl er in allen Dingen sonst es nicht mit seinen Freunden aus Luzern und Schwyz verdirbt.

Untersuchen wir nun, wie Flächenraum und Bevölkerung der Kantone sich verhalten, so ergibt sich, daß, wenn der Gesamt-Flächenraum der Schweiz auf 752 Quadratmeilen und die Bevölke-

rung auf 2,188,342 Einwohner angenommen wird, den entschieden liberalen oder radikalen Kantonen 488 D. M. mit 1,522,359 Einwohnern zugehören. Die ultramontane und aristokratische Partei hat auf 218 D. M. mit 483,767 Einwohnern das Regiment und Übergewicht. Schwankend zwischen den Parteien bleiben drei Kantone von 46 D. M. und 199,774 Einwohnern. — Geben wir die nähere Einsicht, so enthält:

Bern	auf 128	Quadratmeilen	408,500	Einw.
Zürich	» 33	»	231,576	»
Aargau	» 23	»	182,753	»
Solothurn	» 15	»	63,196	»
Thurgau	» 16	»	84,124	»
Glarus	» 12	»	29,348	»
Appenzell				
Außerrhoden	» 5	»	41,080	»
Basel-Land				
schaft	» 7½	»	41,103	»
Grau				
bündten	» 134	»	84,506	»
Tessin	» 52	»	113,923	»
Vaud	» 53	»	183,582	»
Genf	» 5½	»	58,666	»

488 Quadratmeilen 1,522,359 Einw.

Basel	auf	96 Quadratm.	75,798 Einw.
Freiburg	"	28 "	91,145 "
Luzern	"	27 "	124,521 "
Schwyz	"	15 "	40,650 "
Uri	"	20 "	13,519 "
Unterwalden	"	13 "	39,551 "
(ob und nied dem Wald)			
Zug	"	4½ "	15,655 "
Basel-Stadt	"	1½ "	24,321 "
Neuenburg	"	13 "	58,616 "

218 Quadratm. 483,776 Einw.

St. Gallen	auf	37 Quadratm.	158,853 Einw.
Appenzell-			
Innerrhoden	"	3 "	9,796 "
Schaffhausen	"	6 "	31,125 "

46 Quadratm. 199,774 Einw.

Wollte man diese drei Kantone aber auch den ultramontanen zurechnen, so würden sie zusammen nur 683,550 Einwohner enthalten, also noch nicht ein Drittheil der Gesamtbewohner der Schweiz ausmachen. Dies eine Drittheil aber zählt auf der Tagsagung zwölf Stimmen, denn Uri oder Zug gilt ja so viel wie Bern oder Zürich, und so werden mehr als zwei Drittheile der Schweiz ge-

zwungen, den Befehlen des einen Dritttheils zu gehorchen.

Diese traurigen Zustände und das Widersinnige darin treten aber erst recht schlagend hervor, wenn es an Bestreitung der gemeinsamen Ausgaben geht. Hierin heißt es nicht: gleiche Rechte, gleiche Pflichten, sondern jeder Staat zahlt nicht allein nicht nach seiner Einwohnerzahl, sondern die Kantone sind auch nach ihrer Fruchtbarkeit und ihrem Vermögen in acht Klassen getheilt, und eben die armen, kleinen Hirtenländer, die so hochmüthig und anmaßend sind, und von denen aller Unfrieden ausgeht, kommen dabei am besten weg. Die Mannschaftestellung für das Kriegeheer der Schweizer (3 Mann auf 100 Seelen, also 3 Procent der Bevölkerung) ist gleichmäßig und giebt den Maßstab für die Geldzahlungen. Aber Uri, Schwyz, Unterwalden und Appenzell zahlen an Geldbeiträgen nicht 5 Franken pro Mann. Bern und Zürich, Aargau und Waadt müssen 20 Franken steuern. Genf zahlt 25, und Basel-Stadt sogar 30 Franken. Da nun Bern 12,081 Mann zu stellen hat, so zahlt es jährlich als Beitrag zu den Bundeskosten 148,530 Franken. Zürich, das 6756 Mann stellt, 92,640 Franken. Aargau 5429 Mann und 73,100 Franken. Waadt bei 5,389 Mann, 73,440 Franken. Dagegen stellt Schwyz 1214 Mann

und zahlt jährlich 4065 Franken Beiträge. Uri 405 Mann und 1350 Franken; Unterwalden (ob und aus dem Wald) 677 Mann und 2255 Franken; Zug 456 Mann und 2295 Franken; Luzern 3717 Mann und 37,350 Franken; Wallis 2241 Mann und 11,490 Franken. Freiburg 2677 Mann und 27,345 Franken. — Man sieht also, daß selbst die mächtigsten der ultramontanen Kantone verhältnißmäßig sehr wenig beitragen, weil sie die ärmeren und die kleinsten sind. Selbst wenn man St. Gallen, Schaffhausen und Appenzell wieder den Ultramontanen beizählt, stellen diese zu dem Bundesheere von 64,019 Mann nur 19,519 Soldaten und zahlen zu den jährlichen Bundeskosten von 707,740 Schweizer Franken ein wenig mehr als ein Viertel, nämlich 182,585 Franken.

Wollte man diese Verhältnisse mit dem Maßstab deutscher Zustände messen, so würden sie nichts Besonderes bieten; denn wenn man z. B. in Preußen sieht, wie eils Millionen Bauern, die den allergrößten Theil der Staatslasten aufbringen, denen der bei weitem größte Theil des Grund und Bodens gehört, deren Vermögen doppelt so groß ist, wie das des Adels, und deren Schulden dreimal so gering sind, wie die der tiefverschuldeten Rittergutsbesitzer, auf den Landtagen mit kaum $\frac{1}{4}$ der Stim-

men vertreten sind, welche den großen Grundherren zugesprochen wurden, so ist ein solches Verfassungswesen an sich allerdings eine noch weit größere Anormität, als die schweizerische Bundesurkunde. Allein dort handelt es sich um die ständischen Vorrechte innerhalb einer Monarchie, hier um die Zusammensetzung eines Bundesstaates, und in dieser Beziehung haben die deutschen Großmächte bei Aufrihtung des deutschen Bundes besser für sich gesorgt, als für die Schweizer. Sie haben, je nach ihrer Größe, sich im Pleno mit vier, drei, zwei oder einer Stimme ausgestattet, in der engeren Bundesversammlung aber die kleinen deutschen Fürstenthümer zusammengethan und mehren zusammen eine Stimme verliehen. Von einer bestimmten Ordnung nach Zahlenverhältnissen ihrer Größe ist freilich auch im deutschen Bunde nicht die Rede, und vielleicht aus dieser Rücksicht schon versagen die Großmächte der Schweiz alle und jede bessere Gliederung und beharren bis jetzt bei Aufrehthaltung der Bundesakte von 1815. So steht es in der Schweiz jetzt, und leicht wird man sich erklären, daß es nicht eher besser werden kann, bis das unnatürliche Verhältniß zusammenstürzt, das den größten Theil der Schweizer unfrei macht.

V. Kapitel.

Posten und Fuhrwesen in der Schweiz — Schöne Lage von Zürich — Der Züricher See — Die Neubauten — Die Gemeinde Göttingen — Die Parteien in Zürich — Öffentliches Leben in den Kaffeehäusern — Die schweizer Hochschulen — Die Lehrer und Professoren — Geringe Besoldungen — Die Deutschen in der Schweiz — Der Fremdenhass — Gegenseitige Abneigung der Deutschen und der Schweizer — Praktische Verständigkeit der Schweizer — Ihr Ertz zum Gelderwerb — Mangel an Ideen — Abneigung gegen Philosophie — Mangel an Poesie — Untergeordnete Stellung der Wissenschaften und Künste — Mangel an Familienleben und Absperrung desselben — Die Kränzen und die Jahrgänge — Die häusliche Erziehung — Das weibliche Geschlecht — Die Ehen — Einfachheit des bürgerlichen Lebens — Armlisches Leben der Bauern und der unteren Volksklassen — Zufriedenheit derselben mit ihrem Loos.

Zürich ist nicht viel eher den Reisenden sichtbar, bis der Wagen zwischen den äußersten Häusern hinrollt und die schellenbehängten Pferde des Postwagens den letzten Hügel überwunden haben. Die großen Kantone der Schweiz haben ihr Postwesen oft so gut eingerichtet, wie ihre Landstraßen. Man fährt schnell und die Wagen sind meist bequem und neu; aber die Post in der Schweiz ist noch etwas theurer, als in Deutschland, denn man zahlt für die schweizer Stunde, welche etwas größer als die deutsche halbe Meile ist (die schweizer Stunde hat 6000 Schritt, die deutsche Meile 10,000), gewöhnlich fünf Bagen, was 6½ Silbergroschen preussisch gleich kommt. Da

die Kantone aus dem Postregal einen nicht unbedeutenden Theil ihres Staatshaushalts ziehen, so setzen sie um so eher das Postgeld hoch an, weil es zum guten Theil von den reisenden Fremden getragen wird. So ist auch die Briestare bedeutend, obwohl man hiebei schon mehr sich gegen das eigene Fleisch und Blut wendet; allein trotz des höheren Postgeldes ist es doch ein wahres Glück, daß es überhaupt Posten, und ein doppelt zu preisendes, daß es so gute Posten in der Schweiz giebt, denn wer gezwungen ist Privatfuhrwerk zu miethen, oder des Vergnügens und der Bequemlichkeit wegen dies thut, wird inne werden, wie die Schweizer ihren Vortheil zu benutzen verstehen. Das Miethen von Wagen und Thieren ist noch immer eines der Mittel, womit man die Reisenden oft auf eine unverschämte Weise prellt, und ganz besonders verstehen die Gastwirthe diese Kunst in vollendeter Art. Wer nicht auf der großen Landstraße bleiben, Seitenparthieen machen oder überhaupt nicht immer die Post abwarten kann und will, ohne Lust zu haben seinen Weg zu Fuß fortzusetzen, wird oft für ein paar Stunden doppelt so viele Thaler bezahlen müssen. Zudem ist das Postwesen an manchen Orten nicht so geordnet, daß Beiwagen gegeben werden, an anderen giebt es keine Extrapost, und der Reisende mag zusehen, wie

er ein Abkommen schließt, was ihm allerdings leicht gemacht wird; denn Leute, die ihm Fuhrwerk und Pferde anbieten, findet er überall. Aber er muß sich auch ihren Forderungen fügen. Vorschriften bestehen nicht, und je mehr er in Verlegenheit ist, je weniger Concurrenten sich zeigen, um so schwerer wird es sein Geldbeutel empfinden. Bei der großen Menge der Fremden, welche den Sommer über die Schweiz bereisen, werden natürlich die vorhandenen Pferde ganz außerordentlich angestrengt. Die zur Postbeförderung benutzten Thiere sehen oft jämmerlich übermüdet und abgeschunden aus. Die Gastwirths, welche Posthalter sind, haben sie zu stellen, und sie geben abgetriebene alte Gäule; der größte Theil der Wirthshöfperde gleicht Gerippen, die zum Mitteleiden bewegen, denn so lange sie ein Bein rühren können, werden sie ausgeliehen und müssen Geld verdienen. Beständig hört man das ermunternde eigenthümliche Geschrei: Hjäpp! Hjäpp! der Treiber und das Klatschen der Peitsche, aber zuweilen helfen alle Streiche und Drohworte nicht mehr, denn die Kraft der Thiere ist gänzlich erschöpft. Die Schweiz hat nur an einigen Orten eine wenig bedeutende Pferdezuucht, sie muß den allergrößten Theil ihres Bedarfs von Deutschland entnehmen, darum ist der Preis eines guten Pferdes auch bedeutend hoch. Erfreulich ist

übrigens, mit welcher Vorsicht die Schweizer fahren, und dies auch jedenfalls die Ursache, daß so wenig Unglücksfälle hier vorkommen. Bei jedem noch so geringen Hügel wird die Schraube gedreht, durch welche der Wagen gehemmt wird; auch stehen an vielen Orten obrigkeitliche Warnungstafeln, daß hier bei Strafe gehemmt werden muß; endlich kennt man auch wohl die Kraftlosigkeit der Thiere und traut ihnen mit Recht nichts zu; kurz, es ist ganz anders als in Frankreich, wo man so oft durch den französischen Leichtsinne der Postillone in Besorgniß geräth und in Gefahr gesetzt wird. Der Schweizer unterscheidet sich durch seine Bedächtigkeit in allen Dingen durchaus von seinem westlichen Nachbarn, denn auch in dem französischen Theile des Landes ist er ernster, zum Nachdenken geneigt und, bei aller Lebendigkeit des Temperaments, ein Vergewohner und ein Schweizer, d. h. ein Mann, der gewöhnlich vorsichtig und mißtrauisch ist.

Wenn man ins Thal hinabfährt, aus dessen Tiefe der züricher See blau hervorschimmert, erblickt man die Stadt vor sich, welche in weiter Ausdehnung sich an der Höhe zur Linken mit mächtigen Gebäuden und großen freundlichen Häusern hinaufzieht. Ihr alter Kern liegt unten am Ende des Sees, wo die Limath den Ausfluß bildet, deren

schnelle Wogen und Strudel durch ein flaches Flussbett stürzen. Fabriken und Mühlen sind hier an beiden Seiten des Flusses aufgebaut. Die Straßen sind schmal und führen hügelig aufwärts; Reste der alten Festungswerke treten noch da und dort hervor, je weiter man aber zum Eingang des Sees vorrückt, um so stattlicher werden die Gebäude, und wenn man über die große Brücke fährt und in dem weitläufigen Posthofe anhält, erkennt man leicht aus allen Umgebungen, aus den Häusern, den großen Hotels, der sorgsamten Pflasterung und aus der lebendigen Regsamkeit des Lebens, daß man in einer der ersten Städte des Schweizerlandes sich befindet.

Wenige große Städte der Schweiz können sich auch solcher Naturumgebungen rühmen. Ich wüßte keine, die es ihr zuvorthäte, als Luzern, keine, die ihr nahe käme, als Genf und Lausanne; obwohl ich Zürich vorziehen würde. Hier liegt der große wunderschöne See mit seinen milden, herrlichen, wein-umgrüntem Ufern dicht vor uns. Welch ein Reiz schimmert aus diesen tiefblauen Wogen, und wie ist das Land ein großer, lieblicher Garten voll Fruchtbarkeit, voll wechselnder Nebenberge, Getreidefelder, Fruchtbäume und saftiger Pflanzungen aller Art. Nirgend zeigt sich ein wüster Platz; Alles hat die

fleißige Hand des Menschen zum Tribut gezwungen, und diese Menschen haben ihre reinlichen, netten Wohnungen überall errichtet, denn beide Secuser sind eine fortgesetzte Kette von Landhäusern, Fabriken, Färbereien, Dörfern, Meierhöfen, Gärtner- und Bauerhäusern und Wohnungen fleißiger Weber und Fabrikarbeiter. Es ist, als ob die Stadt zwei lange glänzende Arme um die blühenden Secuser schlänge, Polypenarme und Finger ihrer Industrie und ihres Wohlstandes, die in geheimnißvollen Fäden sich in den Schooß der Berge verlieren. Schöne Kunststraßen, welche an beiden Ufern hinlaufen und den See ganz einschließen, in dessen Wellen verschiedene Kantone sich berühren, gehören zur Vervollständigung dieses reizenden Reges mannigfacher Lebenskräfte, welche sich darin verschlingen. Der Knotenpunkt ist Zürich, das freilich im Laufe der letzten fünfzehn Jahre auch ein ganz anderes, neues und junges Zürich geworden ist, dessen Physiognomie man kaum wieder erkennen soll, seit die Volksfreiheit die alten Mauern und Bastionen zerbrochen und die Reste des düstern Gefängnisthurnes im See, des Wellenberges, der so oft die Seufzer der Schlachtopfer jener alten Aristokratie hörte, in die Fluthen versenkt hat.

Es giebt noch jetzt alte Bürger in Zürich,

welche nie ohne Seufzer und Klagen die Orte betrachten können, wo ehemals die festen Thore standen. Manche haben seit vielen Jahren nicht den Fuß an die entweihten Stellen setzen können, und dergleichen würdige Verehrer der Vergangenheit mögen nicht wenige sein, obwohl schwer zu begreifen ist, weshalb sie sich so sehr grämen. Die alte Stadt Zürich mit ihren engen dumpyigen Gassen und alten hohen finstern Häusern, deren kleine Fenster viel Erdrücken- des haben, ist kein schöner Aufenthalt. Jetzt hat man auf den rasirten Wällen herrliche und prach- volle Gebäude errichtet, die, ganz im Geschmack moderner Baukunst ausgeführt, mit Gärten und Vorgärten versehen, ein liebliches Gewimmel von Landhäusern im edlen Stile bilden, das sich durch eine weitläufige Vorstadt, die Gemeinde Hottingen, fortsetzt. Reihen von Häusern, die an der Verglehn- hinziehen, Straßen, welche weit hinausreichen, groß- artige Gebäude des Staates, wie die Kantonalschule und das Krankenhaus, bezeugen den Aufschwung des Staates und der Stadt, und alles dies ist das Werk der jungen Freiheit, deren kräftiges Empor- blühen wohl so viel Versöhnendes haben sollte, um die Stadtbürger über verlorene Vorrechte zu trösten, welche sie, bei vernünftigem Nachdenken über die Wandelbarkeit aller Dinge auf Erden und über die

Zustände der Gegenwart, nicht länger als ein ihnen gewaltsam entrißenes wohlervorbenes Eigenthum beklagen sollten.

Die Gemeinde Hottingen und dieser schöne Anbau hoch über der Stadt, gleichsam triumphirend über den Köpfen des alten Spießbürgerthums, ist ganz und gar das Werk der letzten fünfzehn Jahre. Hier muß man wohnen, wenn man längeren Aufenthalt in Zürich nimmt, das so bequem gelegen ist, um nach allen Seiten Ausflüge zu machen und das Land kennen zu lernen. In den Gasthöfen ist es sehr theuer, aber wer in Zürich ein Zimmer mietet und sich einrichtet nach Landesgebrauch, kann billig leben und wird sich hier behaglicher fühlen, als an irgend einem Orte in der Schweiz. Denn Zürich hat nicht allein die meiste geistige Regsamkeit und ist der Aufenthaltsort vieler wohlunterrichteter Männer, sondern es ist auch der vergnügungslustigste Ort in der Schweiz, der umringt ist von Kaffeegärten und Wirthshäusern, deren Zahl Legion ist und welche zugleich fast immer durch ihre schöne Lage dem Besucher eine Zugabe an Naturgenuss bieten, die oft entzückend und hinreißend genannt werden muß.

Diese Natur ist das Bewunderungswertheste was Zürich besitzt. Gerade an der Grenze liegt

es, wo der milde Hügelboden sich von dem Gebirgscharakter scheidet. Der See ist gleichsam der Markstein zweier Schöpfungen. An seinem östlichen Ufer steigt der 600 Fuß hohe Zürichberg auf, an dessen Abhängen Hottingen liegt; sein südwestliches Ufer faßt der Fuß der Albiskette ein, die mit ihrer Spitze, dem Uetliberge, sich 1600 Fuß über dem Seespiegel erhebt, welcher schon 1200 Fuß höher liegt, als die Nordsee. Von der Höhe der Albiskette blickt man zuerst in die Gebirgswelt der Kalkformationen; man blickt auf den Rigi hinüber, auf den Pilatus, auf die Schwyzer Berge und Hörner, auf die Glarner und St. Galler Gebirge, welche von Zürich aus meist nur gesehen werden, wenn die Sonne sinkt, oder wenn, regenverkündigend, der Dunstkreis der Luft besonders klar und durchscheinend ist. Das Thal des züricher Sees bildet auch die Grenze des Weinbaues, der jenseit der Albiskette nicht mehr fortkommt, und obwohl vom allergrößten Theil des züricher Weines das alte spöttische Wort wiederholt werden kann: „Es ist ein Gewächs, es sieht aus wie Wein, doch der Teufel selbst läßt das Trinken sein, er müßt' denn ein geborener Züricher sein,“ so wird trotz dessen das züricher Gewächs im ganzen Lande von Reichen und Armen getrunken, ja manche Sorten, wie z. B. der Winterthurer, haben sich einen

besonderen Ruf erworben und werden ziemlich theuer bezahlt. Es ist aber immer wohlthätig für ein Land, wenn so viel Wein darin gewonnen wird, daß Jedermann an dem Genuße Theil nehmen kann. Mag der Wein auch sauer schmecken und herbe, er ist doch jedenfalls gesunder als Branntwein, und gesunder als gegohrener und gekochter Gersten- und Hopfen-
trank, der freilich auch, wenigstens in Zürich und Bern, viel getrunken wird. In Zürich allein ist jedoch ein gutes und billiges Bier zu finden, das in sehr zahlreichen Bierhäusern ausgeschenkt wird, in denen sich alle Stände ohne Unterschied vereinen. In beiden, in der Billigkeit des Bieres und Weines, wie in der Mischung der Gesellschaft, findet der Norddeutsche Vorzüge, die er vergebens in der Heimath sucht. Zürich ähnelt darin München, wo das Bierhaus auch alle Standesunterschiede aufhebt, und der Handwerker neben dem Grafen, dem hohen Beamten, dem Offizier oder berühmten Künstler Platz nimmt, damit Alle in Eintracht ihre Seidel leeren. In Zürich hat diese Art von republikanischer Gleichheit mehr sich niedergelassen, als an irgend einem Orte in der Schweiz. Die regierenden Bürgermeister, die Excellenz bei der Tagsatzung, der Präsident, die Regierungsräthe, die Gerichtspräsidenten, kurz alle die ersten Männer der radikalen Farbe, besuchen

die öffentlichen Lokale und finden sich dort mit Freunden zusammen, in deren Kreise und umringt von ihren Mitbürgern sie ihr Bier trinken und ihre Zigarren rauchen. Zürich bekommt durch diese Aufhebung alter Absonderungssucht einen eigenthümlichen Anstrich von freier Bewegung und Verschmelzung, der von guten Folgen sein muß und sich ganz und gar auch zur Republik paßt. Die alten Herren haben dies nie gethan und thun es auch jetzt noch nicht. Sie sitzen grollend beisammen in ihren Klubs, im Matanenhäuschen, oder im Caffé Safran in der Stadt, und lassen sich selten in den Kaffeegärten blicken. So haben auch die Mitglieder der liberalen Regierung in Bern, die Schultheißen Neuhaus, Tavell und die Regierungsräthe und Beamten, sich nie dazu entschließen können, die Absonderung aufzugeben, und etwas Unerhörtes wäre es gewesen, sie in einem Bierhause zu finden. Aber Bern ist auch eine weit ernsthaftere, stillere Stadt, als das lustige, moderne Zürich, das jung und neu von seinen Hügeln herunterblickt. Bern hat die alte stolze Aristokratie noch immer in Sehnen und Gliedern. Seine Schwere schlägt leicht in Rohheit der Jugend um; in Zürich war von jeher weit mehr Geschmeidigkeit und weltmännische Politur, die Handel, Industrie, Bekanntschaft mit dem Auslande und leichtere

Sitten hervorbrachten. Es hatte mehr Sinn für allgemeine Ausgleichung in Gebräuchen und Formen; mehr Sinn für das, was man äußeren Anstand nennt, und mehr Kräfte und Neigungen, vielleicht auch mehr Bildungstoff, um schnellere Übergänge für ein gemeinsamerer Volksleben zu finden. Die jetzigen Regierenden in Zürich bestehen freilich zum größten Theile aus Advokaten, Ärzten, Fabrikanten, wohlhabenden Grundbesitzern u. s. w., die auch eine Art von Aristokratie bilden, aber doch mehr eine geistige Aristokratie, welche aufrichtig dem Volke gönnt und bewahrt, was dies besitzt; wenn sie auch eben nicht weiter gehen möchte, und den socialistischen oder communisticchen Zeitideen ebenso abhold ist, wie ihre Vorgänger. Sie haben jedoch die äußeren Trennungsformen der Gesellschaft zerbrochen und sich in dieser Beziehung zum Volk gesellt, weil sie wissen, daß sie aus dem Volke hervorgegangen sind und diesem ihre Stellen danken. So sind sie denn unbekümmert über den Untergang der alten Ehrfurcht und Scheu, während sie andererseits sehr wohl erkennen mögen, daß immer noch genug Ansehn durch hergebrachte Verhältnisse, durch Bildung, Stand und Vermögen auch in der Republik übrig bleibt. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die republikanische äußere Gleichheit nach und nach auch auf die inneren

Verhältnisse zurückwirken und dazu beitragen wird, das Gleichheitsgefühl überhaupt zu stärken. Mir war es auffallend, daß selbst die Gesandten der großen Mächte Europas, welche in Zürich wegen der Tagssagung versammelt waren, eine Gleichheitsfärbung annahmen; denn auch sie fand man nicht selten in dem Kaffeegarten, wo böhmische Musikanten aufspielten, mitten unter den züricher Radikalen. Diese armen Gesandten litten aber jedenfalls hier an so vieler schmerzlicher Langenweile und waren bei den gesellschaftlichen Verhältnissen in der Schweiz so trostlos auf sich selbst beschränkt, daß ein solcher Verzweiflungsschritt, sich in das Gewühl eines züricher Bierhauses zu stürzen, ihnen wohl verziehen werden kann.

An einem sonnenvollen, heiteren Sonntag ist Zürich in der That voller Leben und Bewegung. Schaaren gepugter Leute zerstreuen sich über Berge und Fluren, suchen den Wald auf den Höhen oder die reizenden Seeufer auf, fahren in wimpelgeschmückten Gondeln und Rähnen über den blauen Wasserspiegel oder füllen die mannigfachen, so lieblich gelegenen Vergnügungsorte. Dabei entfaltet sich der Wohlstand in dem Putz der Damen und Herren, in den Equipagen und Reitpferden der Reichen, wie das Wohlergehen überhaupt in dieser

Masse wohlhabender Menschen, welche ihr Vergnügen suchen und finden. Die Menge der Restaurationen, Kaffee-, Wein- und Bierhäuser in der Stadt selbst beweist, daß das Wirthshausleben in Zürich überhaupt eine bedeutende Rolle spielt, und dies ist wirklich auch noch weit mehr, als am Rhein und im westlichen Deutschland der Fall, während man in Norddeutschland wenig davon kennt. In Zürich kommt das politische Leben der Parteien dazu, um Zusammenkünfte der Bürger an öffentlichen Orten auszubilden, und ein Kaffeehausleben der Männer dem Leben im Hause gegenüber zu stellen. Jede Partei weiß, wo sie ihre Freunde und Anhänger zu suchen und zu finden hat. So ist in Zürich der Versammlungsplatz der liberalen oder radikalen Partei das Kaffeehaus im sogenannten rothen Thurm, dessen freundlicher und interessanter Besitzer, Herr Groß, der Befreier des Dr. Robert Steiger ist, den er nicht ohne große eigene Gefahr glücklich aus dem harten Gefängniß in Luzern erlöste und nach Zürich brachte. Der Versammlungsplatz der Conservativen ist das Caffé Safran, dessen ich früher erwähnte. Man kann die Stärke beider Parteien jedoch schon daran messen, daß das liberale Caffé stets überfüllt, das conservative aber nur sehr mäßig besucht ist.

Vielen Bürgern von Zürich ist es nun unerlässlich, in irgend ein Kaffeehaus zu wandern, wo sie ihre Freunde finden, um dort nach Tisch ihren Kaffee zu trinken und Domino zu spielen. Hier treffen sie die Männer des Tages, Beamte aller Art und von den verschiedensten Titulaturen, Präsidenten, Rätbe, Obersten und Offiziere von jedweden Rang. Sie treffen die Tagesblätter, die ganze Masse der schweizer Journale aus allen Kantonen, so auch die Allgemeine Augsburger Zeitung und noch vielleicht irgend ein deutsches oder französisches Blatt; endlich finden sie eine lebhafte Unterhaltung über alle Tagesvorgänge, und wenn gerade Tagsagung ist, auch wohl eine Anzahl Tagsagungsgefangten, welche die neuesten Neuigkeiten zum Besten geben.

So sind die Kaffeehäuser die Börsen der Öffentlichkeit und ersetzen einigermaßen Volksversammlungen und allgemeine Verathungen, was in der Schweiz seltener vorkommt, als man glauben sollte und wohl dem Umstande beizumessen ist, daß der großen Städte nicht viele sind, das Landvolk aber nur in äußersten Fällen bis jetzt so angeregt wird, daß es Volksversammlungen besuchen möchte. Die Schützen- und Sängersfeste, die ungemein zahlreichen Vereine und die Kaffeehäuser und Klubs in den Städten umfassen die Elemente der Bewegung, die dem-

nach in den wohlhabenden Mittelständen zu suchen ist. Was von dort ausgeht, wird bei den Wahlen vom Volke weiter verarbeitet, dessen unmittelbare Bewegung in großen Versammlungen also nicht so lebendig ist, wie in England oder Amerika, das aber dennoch seine Rechte wohl kennt und immer besser kennen lernt; denn ich müßte mich sehr irren, oder auch in Zürich wird nach und nach der Einfluß des eigentlichen Volks immer mehr wachsen und der Einfluß der Gesellschaften abnehmen. Dies ist wenigstens der natürliche Verlauf der Dinge und muß es sein; denn je mehr das Volk zur Aufklärung und zur weiteren Einsicht seiner Macht gelangt, wird es diese Macht für sich gebrauchen wollen, und dies kann nicht geschehen, ohne daß dadurch, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, den die Aristokraten so oft im Munde führen und ihn schon jetzt in Zürich auf die dortigen Zustände anwenden, eine Pöbelherrschaft entsteht.

Das Kaffeehausleben und Gesellschaftsleben in der Schweiz steht unserem norddeutschen Haus- und Familienleben diametral entgegen. Man versammelt sich wohl auch bei uns abends an öffentlichen Orten, trinkt Bier und Wein, kannegießert von dem und jenem, aber im Ganzen genommen haben wir doch keinen rechten Sinn dafür, denn wir haben

überhaupt kein öffentliches Leben. Unsere Bildungs-
verhältnisse stehen auf anderen Standpunkten, als
die schweizerischen; unser Leben im Staate, unser
Staat selbst beruht auf anderen Grundlagen. Wir
sind ebensowenig die rein verstandespraktischen Leute,
wie diese Schweizer, noch haben wir ihren Sinn für
die kleinen und oft kleinlichen Interessen ihrer näch-
sten Heimath, für diese engen Gesichtskreise, welche
sich in einander schachteln, diesen tief angestammten
Trieb, das Hemd für näher als den Rock zu halten,
und vor allen Dingen immer zuerst für sich selbst zu
sorgen. Während wir daher uns sogenannten Ideen
hingeben, während wir denken und grübeln, wo es
mit der Menschheit hinaus soll, Systeme machen und
Projekte heften und in China oft besser zu Haus
sind, als in Deutschland, ist dem Schweizer Alles,
was außerhalb der Schweiz liegt und nicht etwa ein
Dorn für diese wird, eine fremde Welt, um welche
er sich wenig oder gar nicht bekümmert. Den mei-
sten ist selbst noch immer der Nachbaranton ein
fremdes, störendes Wesen; im eigenen Kanton aber
gehört er der Gemeinde zuvörderst an, in der er ge-
boren ist, und in dieser Gemeinde ist er selbst wieder
der Brennpunkt, um den sich seine Welt dreht. So
construirt jeder von sich ausgehend die Schöpfung
und setzt ihr möglichst enge Grenzen; ja, wäre es

viesen Schweizern, und namentlich den Bewohnern der kleinen Kantone möglich, die Welt außerhalb ihrer Berge zu vernichten oder mit ungeheuren Eismäulen von sich abzusperren, sie würden es sofort mit Freuden thun, denn sie haben kein Verlangen darnach und würden ihr Hirtenleben befreit von dem ängstlichen Gedanken weiter führen, daß es je anders werden könnte. Das aber ist eben der jetzige Kampf in der Schweiz, diese egoistische Glückseligkeit wenigstens um so viel zu erweitern, daß die Schweiz als ein allgemeines Vaterland der Schweizer anerkannt werde und Jeder so viel von seiner Liebe zu sich, zur Gemeinde und zur Kantonalanhänglichkeit abthue und der allgemeinen Wohlfahrt und Freiheit opfere, daß ein freies und gleichmäßig wohlthuenendes Staatsleben entstehe und nicht mehr ein Theil gegen den anderen in Unfrieden, Mord und Todtschlag losbreche.

Aus diesen engen Grenzen des Gedankenlebens und dieser egoistischen Anschauungsweise kann man es sich wohl erklären, warum in der Schweiz alles Ideale einen sehr untergeordneten Platz eingenommen hat. Man hat nach dem Jahre 1830 wohl den höheren Bildungstrieb empfunden; manche strebende und tüchtige Männer fühlten es tief, daß es Zeit sei, Land und Volk auf eine höhere geistige

Stufe zu heben, seinen Gesichtskreis dadurch zu erweitern und das mittelalterliche, stille Gemeindeleben zu einem wirklichen Volksleben zu machen; aber Land und Volk eignen sich schwer dazu. — In Bern und Zürich wurden Universitäten gestiftet, man wollte große Bildungsanstalten im Lande haben, um es der Jugend leichter zu machen, sich mit Kenntnissen zu bereichern, damit nicht bloß die Kinder der Reichen, wie bisher, die bevorzugte Klasse bildeten, welche im Auslande den Studien nachgehen konnte; doch auch bei der Stiftung dieser Hochschulen zeigte sich ebensowohl der tiefe Mangel an befähigten Köpfen, wie die kleinliche Kantonaleifersucht. Wäre es möglich gewesen, eine gemeinsame Schweizeruniversität zu errichten, so hätte diese als wahrhaftes Nationalinstitut auftreten und die Nationalität mächtig vermitteln können. Aber Bern wollte nicht hinter Zürich zurückbleiben, Zürich nicht hinter Bern. Luzern und Freiburg mit ihren Lyceen waren höchst eifersüchtig auf jene, Basel suchte seine alte Universität, die seit 1459 besteht, neu aufzuputzen, und ein wahres Wunder ist es, daß nicht plötzlich einige zwanzig schweizerische Hochschulen entstanden, was gewiß nur an dem Kostenpunkt scheiterte. Aber Zürich so wenig, wie Bern, oder irgend ein anderer Kanton kann die großen Kosten einer Hochschule,

welche alle Ansprüche als solche erfüllen soll, allein tragen, noch sind sie im Stande Lehrer wie Schüler genügend zu beschaffen. Immer wird das Werk bei aller Anstrengung klein und bruchstückartig bleiben, denn die Mittel sind unvollkommen und die Erfolge ungenügend. Zürich hat für seine Universität das meiste gethan und mit Eifer und Aufopferung geleistet, was es irgend vermochte. Hier in Zürich waren auch in jeder Beziehung die besten Elemente dazu vorhanden: Bibliotheken, Naturaliensammlungen u. s. w., die man der neuen Universität zuwenden konnte; auch verfolgten Männer, wie Hess, Herzog, Weiß und die meisten Mitglieder der radikalen Regierung den Gedanken mit systematischer Konsequenz, daß man dem Volke nur durch Verbesserung des gesammten Schulwesens helfen könne, dessen Spitze eine Universität sein müsse, und hierbei wurden sie selbst von dem gemäßigten und umsichtigen Theile der Conservativen unterstützt, von denen mehrere bedeutende Kapitale zum Bau des Kantonalgymnasiums, der Kantonschule, hergaben. Endlich traf es sich für alle Schulreformen der Schweiz sehr glücklich, daß damals so viele deutsche Flüchtlinge im Lande lebten, die zum Theil wissenschaftlichen Ruf schon in Deutschland errungen hatten, zum Theil aus fähigen, auf deutschen Universitäten gebildeten

Köpfen bestanden, welche man mit Lehrämtern betrauen konnte. Notabilitäten, wie Schönlein, Osen, Voigt, die ihrer verfolgten Meinungen wegen den Ruf in die Schweiz annahmen, zogen Schüler herbei und verschafften der Hochschule Namen. Wenn man jedoch darauf gerechnet hatte, vom Auslande ganze Schaaren von Wißbegierigen herbeiströmen zu sehen, so hatte man sich gänzlich geirrt. Nicht allein, daß man in Deutschland selbst einen Überfluß an Universitäten besitzt; die deutschen Regierungen verboten obenein den Besuch der schweizer Hochschulen und gaben Zürich erst frei, als die züricher Contrerevolution gelungen war, durch welche die liberale Regierung gestürzt wurde. Wir haben gesehen, wie die Berufung des Dr. Strauß die nächste Ursache dazu wurde, und nun streifte die Reaktion so viel sie konnte die kaum entstandenen Blüthen der Wissenschaft wieder ab. Die Universität Zürich erlitt zwei unerseßliche Verluste durch Schönleins Berufung nach Berlin und Professor Kellers, des geborenen Zürichers, Berufung nach Halle; überhaupt aber suchten von dieser Zeit an die Professoren von wissenschaftlicher Bedeutung sich aus der Schweiz davonzumachen und irgend einen Ruf an eine deutsche Universität zu erlangen, dem sie gern Folge leisteten. Ihr deutsches Wesen ver-

trug sich nicht mit dem schweizerischen. Die Eintönigkeit der Existenz, der Mangel eines Familienlebens, das Mißtrauen, welches sie umgab, die Theilnahmlosigkeit und selbst die offene Abneigung eines bedeutenden Theils der Schweizer gegen die Fremden, wie Alle genannt werden, die nicht geborene Schweizer sind, und es auch mit wenigen Ausnahmen bleiben, mögen sie Bürgerrecht kaufen oder nicht kaufen, das Alles zieht eine Scheidegrenze, welche nicht zu überwinden ist.

Dazu kommt, daß die meisten deutschen Gelehrten sich gar nicht darcin finden können, von einem Erziehungsrathe beaufsichtigt zu werden. Ihr Stolz empört sich gegen eine Gesetzgebung, die eine genaue Controle über sie verhängt, ihnen die Lehrstunden vorschreibt und gelegentlich ihnen herbe Verweise verschafft, wenn der Regierungsrath mit ihnen unzufrieden ist. Von dem Minister eines Fürsten, oder noch lieber eines mächtigen Königs, würden sie sich dergleichen mit aller deutschen Gelehrtenemuth gefallen lassen, von einem republikanischen Beamten aber, welcher nach wenigen Jahren vielleicht hinter den Pflug zurückkehrt, woher er kam, scheint es ihnen kränkend und beleidigend. Endlich sind auch die Gehalte der Professoren eben nicht sehr verlockend. Das Höchste, was erreicht werden kann, ist 3000 schweizer Fran-

ten, also 1000 Thaler preussisch; die meisten ordentlichen Professoren haben jedoch nur 1200 bis 2000, die außerordentlichen 800 bis 1000 Franken. Damit läßt sich in der Schweiz, wo Alles theurer als in Deutschland ist, nur kümmerlich leben; allein diese Gehalte sind den Gehalten aller Staatsbeamten völlig angemessen, denn kein Regierungsrath hat mehr als 2000 oder höchstens 3000 Franken; kein regierender Bürgermeister darf sich rühmen mehr zu empfangen, um so weniger kann man geneigt sein, einem Professor mehr zu bewilligen. So hoch steht die Gelehrsamkeit in der Schweiz nicht in Ansehn, um die Wissenschaft über den Regierungsrath zu setzen, und das Volk selbst, das überdies schon mit Reid auf die Fremden sieht und seinen eigenen Kindern gern die Stellen verschaffte, würde sich heftig dagegen erklären, wenn man die Gehalte der Lehrer noch mehr verbessern wollte.

Es ist wahr und ich muß es hier aussprechen, ich habe wenige Deutsche in der Schweiz gefunden, die nicht ein langes Klagelied über die Schweizer anstimmten und mir tausend Geschichten von diesem egoistischen, kalten, geizigen, sparsamen, mißtrauischen und rohen Volke erzählt hätten; allein eben so wahr ist es, daß auch ein guter Theil der Schuld an den Deutschen liegt, die den Fremden haß,

den man in Zürich vornehmlich, aber auch an einigen anderen Orten in der Schweiz vorfindet, hervorggerufen haben. Unter den Deutschen, welche in der Schweiz Zuflucht suchten, befanden sich viele entfittlichte, rohe und schlechte Gesellen, die den Schweizern Verachtung einflößen mußten. Es befanden sich aber auch viele Leute darunter, welche es sich in den Kopf setzten, die Schweizer nach ihren Ideen umzuformen; denen nichts recht war, die Alles bekrittelten, verhöhnten, verlachten und sich mit unerträglicher Anmaßung in Dinge mischten, die sie gar nichts angingen. Die Schweizer sind in der Regel hartnäckige, aber geduldige Leute, die Geduld ging ihnen jedoch mit Recht endlich über die ungeschliffenen Gäste aus, welche obenein gar keine Erismittel mitbrachten, meist aber ebensowenig Lust zum Arbeiten hatten und ein wüstes Leben führten, Schulden machten, Unruhen anzettelten, die Schweiz mit mächtigen Nachbarn verfeindeten und immer thaten, als ob sie Herr im Hause wären. So fand sich denn eine tiefe Mißstimmung ein, welche um so leichter entstehen mußte, weil die Schweizer wirklich so geringe Neigung für das Fremde haben, weil sie wirklich sparsam und mißtrauisch sind, und für die Freiheit Deutschlands oder für die Freiheit der Welt, für philanthropische Ideen oder für philosophische

Lehren und poetische Begeisterung auch nicht einen Pulsschlag in ihrem Herzen haben.

Außer diesen Klassen von Flüchtlingen, welche allerdings zum Theil geeignet waren den oft in der Schweiz wiederholten Ausruf zu rechtfertigen, daß man sich wohl hüten werde, einer Bande fremder Bagabonden wegen mit den Großmächten Europas in Haber oder gar in Krieg zu gerathen, that aber auch Eigendünkel und Neid das ihrige. Dieser Eigendünkel der Schweizer ist oft von sehr lächerlicher Art und gehört mit seinen Selbsttäuschungen zu den schlimmsten Auswüchsen des modernen Schweizerthums. Jede dieser Städte oder Flecken glaubt, wie ich schon sagte, der Mittelpunkt der Welt zu sein. So ist es in Genf, wie in Zürich, Bern und Basel, ja selbst in den kleineren Orten, und am ärgsten vielleicht bei den Hirten in Schwyz und Unterwalden; sie haben alle einen mächtigen Stolz und Dünkel auf ihr freies Schweizerwesen, und sprechen von Tell und Winkelried und den alten Heldenzeiten, als wären diese eben frisch aus dem Ei gekrochen. Ich will nicht sagen, daß allein einer großen Nation, wie den Franzosen, Engländern und Amerikanern ein Stolz auf ihre Nationalität wohl ansehe, auch kleine Völker voll edler Freiheitsliebe, voll Begeisterung für ihr Wirken und Streben und voller

Bewußtsein ihrer Tüchtigkeit und Thätigkeit in der großen Menschenfamilie können sich leicht ein wenig überheben; was aber die Schweizer betrifft, die bis jetzt in der Welt- und Menschengeschichte nichts geleistet haben und nichts leisten können, deren Thätigkeit sich auf ein stilles häusliches Walten und Schalten beschränken muß, deren wahre Freiheit kaum aufdämmert und deren geistige Durchbildung meist noch auf einer so tiefen Stufe steht: so ist es doppelt zu beklagen, daß man sich die Köpfe umnebelt mit so vielen hohlen Redensarten, und die biderben Eidgenossen nicht ein wenig mehr Weltbürgertum und ein klein wenig weniger engherziges Schweizerwesen in sich tragen.

Es ist aber ganz natürlich, daß mit solchen Eigenschaften sie so wenig den Deutschen, wie die Deutschen ihnen gefallen können. Diese Deutschen, welche so gern, wohin sie auch kommen mögen, den Deutschen ausziehen und sich zu Franzosen, Russen, Engländern und Chinesen machen, sie wollen allein in der Schweiz nicht zu Schweizern werden, denn selten ist Einer, der sich so zu schiden und zu biegen wüßte. Sie können sich nicht in das schweizerische Wesen finden, das ihnen tief widersteht; sie fühlen sich vereinsamt und sehnen sich nach dem Vaterlande zurück. Es ist hier keine Herzlichkeit, kein Vertrauen, keine

Freudigkeit, sagen sie. Jeder geht fast an dem Andern vorüber, Jeder denkt und sorgt nur für sich allein; und eben weil die Schweizer sich zum Mittelpunkt ihres ganzen Strebens machen und außer der Schweiz nichts für sie Bedeutung hat, sind die abstoßenden Elemente so groß. Die harmlosen Menschen, welche aus Baden, Württemberg und den west- und süddeutschen Grenzstaaten zumest in die Schweiz kommen, vermiffen hier gar vieles. Sie vermiffen das fröhliche Geschwäg, den Gesang, das freundliche Entgegenkommen, die natürliche Gutmüthigkeit oder Gemüthlichkeit, die dem Deutschen Alles gilt. »Hätten wir nur die Natur zu Haus, welche die Kerle hier haben,« sagte mir Einer voll Zorn, »alles Übrige möchten sie für sich behalten. Die Natur, ja, die ist bewunderungswürdig, es geht Einem ins Herz hinein, aber das Volk — es ist ein großes, hartes, eigennütziges und selbstfüchtiges — bleibt mir vom Leibe mit den freien Schweizern!« So urtheilen mehr oder minder die meisten Deutschen, und die Franzosen machen es eben nicht besser, vielleicht noch schlimmer, denn sie verspotten mit unbarmherzigem Spott die schweizer Einrichtungen, welche sie nicht kennen und nicht verstehen. Die Franzosen sind das monarchisch gefinnteste Volk in Europa. Ihre Ruhmsucht, ihre Eitelkeit, ihre

Prunkliebe macht sie dazu. Sie wollen groß und glänzend haben, was sie achten und fürchten sollen. Napoleons Ausspruch, daß selbst die Russen sich besser zur Republik eignen, ist daher kein falscher zu nennen. Dennoch haben die Schweizer weit mehr Zuneigung für Frankreich als für Deutschland. Und warum? Die Franzosen stehen ihren Empfindungen näher als wir, sie schicken ihre Söhne lieber nach Paris als nach München, oder Berlin. Ihre jungen Handwerker lernen und arbeiten in Frankreich, ihre Roden kommen von dort; alles was gut ist muß aus Paris hervorgehen; dabei aber tritt der sonderbare Umstand auch hier ein, daß die besten Arbeiter in allen Fächern Deutsche sind, welche zahlreich in den großen Städten sich festgesetzt haben, während Franzosen sehr selten in der deutschen Schweiz gefunden werden. So kommt denn der Handwerksneid der schweizer Handwerker gegen die Deutschen dazu, welche den Einheimischen das Brot streitig machen, und besser und billiger arbeiten als diese, welche die pariser Preise mitbringen und die Theuerung vermehren.

Viele Schweizer geben nun an, daß der Grund größter Zuneigung zu Frankreich in der Freiheitsliebe der Schweizer liege. Das streng-monarchische Deutschland erzeuge Widerwillen. Absolutismus sei

allen Schweizern verhaßt. Das constitutionelle Frankreich sei ihnen dagegen politisch weit verwandter. Auf diese Erklärung ist jedoch nicht gar viel zu geben. Dienen doch die Schweizer den absoluten Königen und sie würden dem Sultan oder dem Kaiser von China dienen, wenn dieser eine schweizer Leibwache gebrauchte und vor allen Dingen gut bezahlte.

In der Hauptsache habe ich die Gründe angegeben, welche im schweizerischen Charakter und in den Umständen liegen, durch welche so viele Deutsche gezwungen wurden, in der Schweiz einen Zufluchtsort zu suchen, um Anstellungen im Staatsdienst, als Lehrer, zu finden und Niederlassungs- oder Bürgerrechte zu erwerben. Es kann nun gar nicht fehlen, daß die Schweizer gerade auf diese Eindringlinge am eifersüchtigsten geworden sind und sich fragen, warum die Stellen nicht mit Schweizern besetzt werden? Daß die wenigsten Schweizer bis jetzt dazu befähigt sind, glaubt das Volk nicht. Aber dennoch ist es so. Die Schweizer haben Fleiß und Ausdauer; sie besitzen viele fähige Köpfe, besitzen Männer, welche Wissenschaften und Künste ehren und schätzen, im Allgemeinen aber ist das Volk weder für diese noch für jene besonders geeignet. Gute Ärzte und Juristen können sie sich am leichtesten ziehen; für Naturwissenschaften haben sie große Na-

men aufzuweisen, obwohl eigentlich nur die französischen Schweizer, die Genfer. In der Theologie, als Wissenschaft, haben sie dagegen nichts gethan, noch viel weniger aber für die Philosophie. Diese ist ein fremder Name in der Schweiz, ja es gehört eigentlich mit zu dem Neuschweizerthum, die Philosophie zu verachten und als eine durchaus brotlose Kunst auszurufen. In der Schweiz aber soll Alles Brot bringen, das ist der vorwaltende, hervorstechende Trieb des Volkes, der die Ideenarmuth und Trockenheit verkündet, eine nüchterne Verständigkeit, die ihre vortrefflichen praktischen Seiten hat, aber des höheren geistigen Lebens baar ist und von Allem nichts weiß, was aus diesem entspringt. Daher steht auch die Kunst auf einer untergeordneten Stufe, vornehmlich in der deutschen Schweiz, denn die ausgezeichneten Landschaftsmaler Calame und Diday gehören wiederum dem französischen Theile an. Darum haben auch die Schweizer seit den Zeiten der Bodmer, Gessner und Salis so wenige lyrische Dichter von Bedeutung aufzuweisen; noch weniger haben sie für epische und dramatische Form gethan. Sie besaßen nie, weder einen bekannten Romandichter, noch einen Dramatiker.

Wo der Ulbaum der Poesie ausblühen soll, muß er Boden und Nahrung finden, allein dieser ist hier

bis jetzt nicht zu entdecken. Die Pflege der Kunst und Wissenschaften muß in Republiken vom Volk ausgehen, in der Monarchie thun es die Fürsten und die Großen. Wer aber kauft in der Schweiz Bilder und Bücher? Es giebt sehr reiche Männer in diesem gewerbfleißigen, strebsamen Volke. Genf allein soll achtzig Millionaire besitzen, Basel die Hälfte dieser Zahl; auch in Zürich, in Aarau, in St. Gallen, in Bern und an andern Orten giebt es reiche Leute in großer Zahl; sogar in den kleinen Waldstädten sind die Familien der Häuptlinge und der Angesehenen meist wenigstens recht wohlhabend zu nennen; allein wie wenige können es dahin bringen, Geld für so unnütze Dinge wie Bilder und Bücher auszugeben. Man überläßt das den leselustigen Deutschen und schleppt ihnen so viel Druckpapier und bemalte Leinwand wie möglich zu; denn drucken und malen läßt Geldgewinn erwarten; aber kaufen — o nein! dafür giebt ein Schweizer nie gern Geld aus. Was nicht auf Politik oder auf Nützlichkeitszwecke hinaus läuft wird überhaupt wenig gelesen, und die reichen Fabrikanten und Kaufleute Zürichs und was sonst zu den Vermögenden und Angesehenen hier und im ganzen Lande gehört, werden viel eher eine bedeutende Summe zu Parteizwecken oder für ein praktisch-nützlichcs Ding hergeben, oder auch

auf ein Kartenblatt setzen, als ein paar Thaler der Litteratur und der Kunst zuwenden. Ich glaube nicht, daß es ein Land in Europa giebt, wo weniger Bücher gekauft werden als in der Schweiz.

Wenn nun diese Stimmung schon in den größeren Städten der Schweiz vorherrschend ist, wenn das Spießbürgertum dort eine so breite Basis hat, was kann man von Hirten und Bauern wohl erwarten?! Bedeutende Güter, wie bei uns, giebt es in der Schweiz wenige, oder gar keine. Der Boden gehört einer großen Zahl kleiner Besitzer und diese stehen mit geringen Ausnahmen auf keinem Bildungsstande, von dem man Theilnahme an Kunst und Wissenschaft erwarten könnte. Bei uns kaufen auch die wenigsten Leute Bücher; Gott weiß es! unsere Litteratur hat sich über keine große Theilnahme der Nation zu freuen, aber lesen wollen doch Alle, vom Prinzen herab bis zur Schneiderin und zum Droschkentritscher, und Allen helfen die Leihbibliotheken. Hier in der Schweiz fühlen jedoch die wenigsten Menschen überhaupt das Bedürfnis zum Lesen, oder sie beschränken es auf einige Tagesblätter ihrer Parteiliebe. Leihbibliotheken giebt es sehr wenige und nur Zürich allein besitzt ein literarisches Museum, dessen trefflicher Einrichtung und Vollständigkeit ich später noch gedenken werde. In

Summa: Es mangelt der Schweiz an großen Städten; es mangelt an einer für Kunst und Wissen gebildeten höhern Gesellschaft; es mangelt an einem Trieb im Volke, um Interesse an Dingen zu gewinnen, welche über die eifrige praktische Thätigkeit hinausgehen. Alles sperrt sich in der Schweiz ab; am meisten das Familienleben, und das ist gewiß ein Hauptgrund, daß der gebildete Geschmack und der Weltbürgersinn so wenige Fortschritte machen können.

In Deutschland, namentlich in Norddeutschland, ist es darin ganz anders. Bei uns kommen die Nachbarn traulich zusammen; die Familien vereinen sich zu Festen aller Art, das Familienleben ist ausgebildet, wie es nirgend anders der Fall ist, und Jedermann lebt in Freundeskreisen, die sich gastlich und leicht dem Fremden öffnen, der einer Familie empfohlen ist. In der Schweiz kennt man das nicht. Die Familie ist eine feste Burg, in welche einzudringen dem Fremden fast unmöglich wird; denn nur sehr wenige Schweizerfamilien werden einen an sie empfohlenen Fremden einladen; keine wird ihm sagen: besuchen Sie uns so oft es ihre Zeit erlaubt, Sie sollen uns willkommen sein, nehmen Sie Theil an unserem Kreise. — Auf's höchste kommt es zu einer ceremoniellen Einladung, zu einer Art Abfütterung,

und auch dies ist äußerst selten der Fall. Gemeinlich kommt der Fremde nur in einem Gasthause mit dem Herrn, an den er empfohlen, zusammen; das Haus, die Damen, die Familie, lernt er nicht kennen, und man kann sich denken, wie diese Sitte den Deutschen in der Schweiz zuwider sein muß, und wie es das Gefühl der Entfremdung bei ihnen vermehrt. Darum auch bleiben die deutschen Familien so abgeschieden von dem schweizer Leben, darum haben sie fast gar keine Gemeinschaft mit jenem, und darum sind sie es allein, bei denen der deutsche Landsmann Gastfreundschaft findet und sich wohl fühlt. Die Schweizer sind dagegen von alten Zeiten an gewohnt, daß nur Familien Umgang pflegen, die in jeder Art zu einander passen. Die regimentsfähigen Herren suchten mit Frauen und Kindern nur Umgang mit ihresgleichen; überall war ein strenges Ausscheiden aller Nichtberechtigten unabweisbares Gesetz, und wenn etwa ein Parvenu in diese Kreise durch Heirath u. s. w. gelangte, was das eifrigste Streben des Ehrgeizes aller Niedriggeborenen war, ward es die erste Forderung, daß er keinen Umgang habe mit denen, die sonst zu ihm gehörten. So sonderbarten sich auch die Bürger und bildeten durch Verwandtschaften und Freundschaften in langen Generationen die Gesellschaften aus, welche durch gemein-

same Vortheile, gemeinsames Streben, gemeinsames Vermögen und gegenseitige Hülfe und Schutz einen Kitt schufen, dem die schweizer Verhältnisse ihren historischen Rost verdanken. Ein Theil dieser alten Schutz- und Trugwaffe gegen die ägenden Säfte einer neuen Zeit ist zerstört worden, allein es ist noch immer genug davon zurückgeblieben, und wenn auch die regimentfähigen Familien, die Junker und Patrizier von ihren Herrschersthronen steigen mußten, wenn auch die Vorrechte der Stadtbürger gesetzlich zerbrochen wurden, wenn die alten Gesellschaften auch zum Theil sich auflösten: die alten Absonderungen bestehen doch noch immer. Die Kreise sind fest geschlossen, die Häuser öffnen sich nicht, und jetzt macht der Parteienstreit manches noch schroffer und düstere und bringt haßerfüllt tiefer in den Schooß der Familien, als damals, wo vor den gestrengen Herren von Bern, Zürich oder Solothurn sich demüthig jedes Haupt beugte.

In Wahrheit halten die meisten Familien der alten Zeit noch immer zusammen wie ehemals, und die, welche der neuen Zeit angehören, machen es eben auch nicht viel besser, denn abgeschlossen unter sich leben sie nicht minder. Gewöhnlich heirathen die Nachkommenschaften solcher Kreise auch immer wieder unter sich, und noch immer bestehen die Familienkränze

den, zu denen kein weiterer Theilnehmer zugelassen wird, als wer dazu erberechtigt gehört. Nach den Jahrgängen kommen sie zu Festen und Lustbarkeiten zusammen und dies soll so weit gehen, daß die Töchter oder Söhne einer Familie ganz verschiedene Kreise von Freunden und Freundinnen haben, mit denen die übrigen selten oder nie zusammenkommen. So wird die Absonderungssucht von früherer Jugend an tief eingepflanzt und trägt danach auch ihre Früchte. Die Freundschaft der Jahrgänge setzt sich unter den Erwachsenden fort. Liebschaften und Heirathen werden in diesen Kreisen angesponnen und gemeiniglich früh schon geschlossen. Die Kinder aus solchen Ehen werden aber, wie sich versteht, stets wieder zu Jahrgängen zusammengethan und so bildet sich ein Familienleben aus, das mit seiner Eliquensippchaft alle geistige Freiheit und Unbefangenheit zerbrechen, dagegen aber den schmachlichsten Hochmuth und die traurigste Verblendung großziehen muß.

Es läßt sich wohl annehmen, daß von wahrhafter Erziehung und Bildung des Geistes und Herzens bei solchem Familienleben gemeiniglich nicht viel die Rede sein kann. Viele Familien geben ihre Kinder auch einige Jahre lang in Pensionen, wo sie in herkömmlicher Weise abgerichtet werden, ein wenig Musik und Französisch lernen, und dann in die Gesell-

schaftskreise zurückkehren, um es weiter zu treiben wo sie es gelassen haben. Ich habe es oft beklagt, daß es dem Fremden so schwer gemacht wird das häusliche Leben und die Damen kennen zu lernen, man hat mich jedoch eben so oft damit getröstet, daß ich wenig dabei verlöre, und mich aufmerksam gemacht, wie unmöglich es sei, von diesen Kreisen viel zu erwarten. Die Männer leben meist ein Kaffeehausleben, beschäftigen sich mit Rauchen, Trinken, Spielen und Politik; gesellige Salonkreise wie bei uns, wo Herren und Damen vereint im bunten Wechsel über Theater und Kunst, neue Bücher, Dichter, Tageserscheinungen und Vorfälle jeder Art, sogar über Philosophie, über Streit in Kirche und Staat, über Atheismus und Communismus lecke und mehr oder minder oberflächliche und verwirrte Urtheile abgeben, solche Kreise kennt man hier nicht. Das Leben ist schwer, der Gesichtskreis beengt, wo soll der Geist herkommen, der sich auch nur in geistreiches Geschwätz ergießen könnte? Und dazu kommt die Sprache, welche im deutschen Theile der Schweiz zwar allerdings deutsch ist, aber doch meist nur mit einiger Übung und Aufmerksamkeit von Deutschen verstanden werden kann.

Meines Erachtens wird gerade im Kanton Zürich das allerschlechteste Deutsch gesprochen, obwohl

ihm andere Gegenden dies vielleicht streitig machen mögen, überhaupt aber ist das schweizerische Deutsch mit seinen singenden Betonungen, seinen rauen hart hervorgestoßenen Kehllauten und den vielen Diminutiven, Zusammenziehungen und Auslassungen der Endsilben keinesweges wohlthuend für ein deutsches Ohr. Für den Sprachforscher hat die Schweiz jedenfalls großes Interesse, denn ganz eigenthümlich sind die zahllosen Veränderungen in der Sprachbildung und die Abweichungen der Dialekte, welche oft im Raume weniger Stunden vorkommen und zuweisen von Gemeinde zu Gemeinde wechseln. Die Schulsprache, Kanzel- und Gerichtssprache ist das Hochdeutsche, das demnach von dem gebildeten Theil überall gerebet wird, allein der größere Theil der Damen soll, auch in Zürich, nicht hochdeutsch sprechen und dies gerade der Grund sein, weshalb sie sich schüchtern zurückziehen und so gern die Gesellschaft eines Fremden fliehen. Wollte man hieraus überhaupt auf die Bildung des weiblichen Geschlechts schließen, so dürfte das Urtheil nicht günstig ausfallen, und was ich darüber von manchen Seiten gehört habe, ist auch in der That nicht sehr rühmlich. Offenbar ist der Unterricht, wie die allgemeine Bildung mangelhaft. Die häusliche Absperrung trägt auch nicht dazu bei geistige Anlagen weiter zu entwickeln,

allein dem größten Theil der Schweizer ist auch wohl wenig mit sogenannten geistreichen Frauen gebient. Man ist hier viel zu materiell praktisch, um nicht andere Vorzüge als Bedingnisse einer glücklichen Ehe ins Auge zu fassen; und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht die Liebe wie die Bildung einen sehr geringen Antheil bei der Schließung der meisten Ehen in der Schweiz hätte. Man findet sich nach Geld und Lebensverhältnissen zusammen, und diese bestimmen sich hier noch weit gewisser als in andern Ländern; überdies ist es in der Schweiz eine allgemeine Sitte, daß mannbare Töchter, denen sich keine passende Partie zeigt, in eines oder das andere der vielen Schweizerbäder geführt werden, um so die bisherige Unbekanntschaft mit dem andern Geschlecht zu vermitteln und vielleicht als Braut zurückzukehren. Da nun die Frauen der Schweizer nicht in Gesellschaften glänzen können und sollen, so haben sie allein ihre Rolle im stillen Kreise ihrer Freundinnen zu führen, ihr Haus und ihre Kinder zu behüten, und ihre Zeit mit wirthschaftlichen Dingen möglichst gut auszufüllen. Gute Hausfrauen sind sie aber gewiß, wenigstens glaube ich, daß sie im ökonomischen Triebe ihren Männern nicht nachstehen. Bei den Gewerben der Bürger und Handwerker findet man häufig die Frauen beschäftigt und auch in hē-

heren Kreisen spielt das Hauswesen seine hervorragende Rolle und muß diese spielen, da sonst wenig übrig bleibt, als Pug und Langeweile, die daneben sich allerdings breit genug geltend machen wird.

Da nun auch zwischen den Frauen der Schweiz und den deutschen Familien sich keine Anziehungs- und Verknüpfungspunkte bieten, so ist die Trennung um so vollständiger. Sehr selten kommt eine Heirath zwischen Fremden und Einheimischen zu Stande, man lernt sich gegenseitig zu wenig kennen; in manchen Kantonen sind aber auch gesetzliche Schwierigkeiten, durch Entsagung der Bürgerrechte für die Kinder solcher Ehen, oder Erwerbung von Rechten welche theuer bezahlt werden müssen, nebst manchen lästigen Formalitäten zu überwinden, so daß Mädchen und junge Männer, die von einem Kanton in den anderen, oder selbst aus einer Gemeinde in die andere heirathen, viele Geldkosten und Umstände haben, die abschreckend wirken müssen. Endlich thut es auch die gegenseitige Abneigung. Eine Schweizerin wird sich nicht leicht zu den Fremden stellen, und diese glauben nicht hier eine passende Lebensgefährtin zu finden, wenn sie höhere Ansprüche machen.

Das weibliche Geschlecht ist übrigens in dem größten Theile der Schweiz schöner, als das männliche. Berühmt sind die berner Oberländerinnen,

aber auch in Zürich findet man viele schöne Körperformen, und in der Stadt selbst oft sehr anziehende Gesichtsbildungen. Es ist der deutsche Typus darin. Starke volle Jüge, und wo nicht in der arbeitenden Klasse des Tages Last und Hitze darauf eingewirkt hat, die Haut rein und frisch, was durch helle Augen und braunes Haar noch mehr gehoben wird. Ein schlankes feines Geschlecht ist es meist nicht, die Gestalten sind von mittler Größe und vollem Wuchs, aber wohl gegliedert und lebendig. Ein allgemeines Übel sind Zahnleiden, die vom Wasser herrühren sollen und namentlich in Zürich sehr verbreitet sind. Selten sieht man hier schöne Zähne und behauptet, daß selbst Fremde, die einige Zeit in Zürich leben, bald ihre guten Zähne krank werden sehen. In den Gebirgen wird die Schönheit der Frauen nicht selten durch ungestaltete Kröpfe heimgesucht, was wahrscheinlich von dem Tragen schwerer Lasten auf dem Kopf beim Bergsteigen herrührt. Bei Männern findet sich der Kropf seltener, überhaupt aber wird er in neuerer Zeit weit weniger bemerkt, seit man das Jod als treffliches Hülfsmittel und Heilmittel kennen gelernt hat; auch ist die Zeit verschwunden, wo der Kropf oft als eine nationale Eigenthümlichkeit in Ehren gehalten wurde, wie dies in Wallis der Fall war. In den großen Städten erblickt man

ihn sieht noch sehr selten; in seiner ganzen Furchterlichkeit, wo er als Beutel von Kopfsicke bis zur Brust niederreicht, kommt er nur noch bei Bettlern und Kretins vor, die an den Landstraßen den widerlichen Anblick zur Schau stellen, um das Mitleid rege zu machen. Anlage zum Kropf haben jedoch sehr viele Schweizerinnen, und namentlich bei älteren Damen in den Gebirgsorten sieht man die fatalen Halsknoten sehr bedeutend hervortreten.

Das Leben in der Schweiz, nach den Freuden und Genüssen der Tafel bezeichnet, ist in den Familien ein sehr einfaches. Man ist fern von allem Luxus, denn der allgemeine Trieb richtet sich auf Sparsamkeit und selbst der reiche Mann begnügt sich mit sehr wenigen, bürgerlichen Gerichten. Von Schwelgerei und Prasserei weiß man nichts. Die Genußsucht, welche bei uns in allen Klassen seit dem letzten Vierteljahrhundert eine beklagenswerthe Höhe erreicht hat, ist der Schweiz fern geblieben. Dies genügsame, ernsthafte Volk ist viel zu praktisch verständig, um sich leichtsinnigen Gelüsten hinzugeben; es überläßt diese den Fremden an den theuren Gastwirthstischen und nimmt für sich vorlieb mit sehr bescheidenen Mahlzeiten. Von den Fremden wird dies meist anders verstanden. „Die Schweizer leben entsetzlich schlecht, sagte man mir

allgemein, ihre Küche ist die erbärmlichste von der Welt, und selbst der wohlhabendste Theil behilft sich in dieser Weise.“ Man sollte denken, daß reiche Leute, die wenig oder nichts für Kunst und Kunstgenüsse, für litterarische und sonstige geistige Liebhabereien ausgeben, sich an den Freuden der Tafel schadlos halten. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Auch der Reiche trinkt den schlechten züricher Wein und wenn er Abends ein Gasthaus besucht, begnügt er sich mit billigem Getränk und wohlfeiler Speise oder mit einem Stück Käse und einem Seidel Bier. Er geht in seinen Klub, findet dort seine Freunde, die es eben so machen, und doch wird dort noch das meiste verthan, Beltliner oder Markgräfler Wein getrunken. Ein Gulden aber ist gewiß die höchste Summe seiner Ausgaben, und dazu kommt es wohl nicht oft.

In den unteren Ständen lebt man natürlich noch einfacher und genauer, nur der Wirthshausbesuch der Männer macht auch hier Ausgaben. Der Landmann lebt durchaus schlecht. Es ist nicht so wie bei uns, wo der Bauer seine Hühner, Enten und Gänse hat, deren Eier er zum Theil für sich behält und deren Fleisch er an Festtagen genießt. Auch ist es nicht wie bei uns, wo selbst der arme Kossäte sich ein Schwein auffüttert und es im Herbst ein-

schlachtet, der wohlhabendere Theil aber von seinen Kühen Milch und Butter gewinnt, die er für seine Wirtschaft meist verbraucht. In der Schweiz ist der Boden sehr getheilt. Der Viehstand ist weit geringer, als man glaubt, Hühner giebt es nicht viele, eben so wenig anderes Geflügel. Schweine oder Schafe können die meisten auch nicht halten, und so ist der Aussage von unterrichteten Männern wohl Glauben zu schenken, daß der größte Theil der Bauern im Kanton Zürich und gewiß auch in den meisten anderen Kantonen, Jahr aus Jahr ein kein Fleisch auf seinen Tischen sieht. Die Leute sind jedoch keinesweges so arm, daß sie nicht Fleisch kaufen könnten; die Bauern am See namentlich, welche Wein bauen, sind häufig wohlhabend; allein Vieh ziehen sie selbst nicht, kaufen wollen sie nicht, und das Bedürfnis nach Fleischspeisen empfinden sie nicht so sehr, um ihren Trieb nach Sparsamkeit dadurch zu überwinden. So leben sie denn von Ernteffeln, Gemüsen, Brot, Suppen und Kaffee, der überhaupt als Nahrungsmittel der unteren Volksklassen in der Schweiz eine große Rolle spielt. Die armen Fabrikarbeiter und die armen Bergbewohner, die armen Leute aus dem Volk überhaupt, nähren sich hauptsächlich von Ernteffeln und Kaffee; so daß ein geachtetes Schweizerblatt vor einiger Zeit, als mit zu

nehmendem Wohlstand in der Schweiz sich die conservativen Organe breit machten, den Wehruf erschallen ließ: »Wovon lebt der größte Theil des Volks, dessen Glück ihr so ruhmredig preist? Ja, es ist wahr, sie haben Morgens ihren Kaffee und Kartoffelrösti dazu; Mittags Kartoffelrösti und Kaffee, und Abends einen Kartoffelrösti-Kaffee. Das ist die Nationalspeise geworden; damit erhalten sich die 120,000 Fabrikarbeiter und ihre Familien, damit die armen Bergbewohner und die Bewohner der armseligen Quartiere in den größeren Schweizerstädten zu allen Tageszeiten; und dieser chronische Kartoffelrösti-Kaffee, der eine strophulöse Bevölkerung groß zieht zur Verzweiflung der Armenärzte, die nicht mehr zu rathen und zu helfen wissen, das ist die Glückseligkeit zu der das Volk gelangt ist.«

So ist denn in der Monarchie, wie in der Republik dieselbe Klage, daß Gleichheit der politischen Rechte dem eigentlichen Volk so lange nichts hilft, bis dadurch eine andere gesellschaftliche Ordnung hervorgerufen wird, eine gleichmäßigere Theilnahme an den Gütern und Genüssen dieser Erde, eine Ausgleichung des Besizes und der Ansprüche. Allein wie schwer und wie unmöglich ist eine solche, wenn sie nicht den Umsturz alles Bestehenden, einen furchterlichen Krieg der Armen gegen die Wohlhabenden

mit sich führen soll, der zu nichts als zu neuer Tyrannie, neuem Unrecht und neuer Unterdrückung führen müßte! So viel ist gewiß, daß der neue schweizer Liberalismus bis jetzt wenig für die Hebung der materiellen Wohlfahrt der armen Volksmasse gethan hat, die selbst in den Kantonen, wo für geistige Erweckung der Volkskräfte durch Schulen und Unterricht zumeist gesorgt wurde, zurückgeblieben ist. Armenanstalten und Gemeinde-Armenverwaltung, wäre sie auch noch so gut, können dabei nur oberflächliche Dienste leisten. In der Schweiz aber sind die Vermögenszustände ungemein ungleich. Eine Anzahl sehr reicher Fabrikanten, Bankiers, Kaufleute und Grundbesitzer stehen neben der Masse des armen Volks, das zum Theil selbst das Stück Brot als einen Federbissen betrachtet. Dieser wohlhabende, herrschende Theil wird so leicht nicht geneigt sein, die gesellschaftliche Ordnung zu ändern, das demüthige, arbeitssame und stillgläubige Volk hat aber glücklicher Weise so viel Ehrfurcht vor dem Besitze, dem Gelde und dem alten Herkommen, daß es geduldig und zufrieden mit seinem Schicksale sich versöhnt.

VI. Kapitel.

Jürich seit dem Jahre 1839 — Die jetzige Advokatenregierung — Die Conservativ-Liberalen — Der Staatsrath Bluntschli — Gleiches Bestreben der pietistischen und ultramontanen Partei in der Schweiz — Betrümmnisse der Adhikanten — Die Bodenverhältnisse des Kantons Jürich — Ungemeine Theilung des Bodens — Geringer Viehstand — Die Industrie und der Handel — Baumwollen- und Seidenweberei — Ausfuhr — Arbeiterverhältnisse und Löhne — Vermischung der Industrie und des Ackerbaus — Werth der Arbeit — Politische Rechte des Volks — Abhängigkeit der Arbeiter von den Fabrikanten — Aufmerksamkeit der Regierung auf Arbeiterassoziationen und communistische Regungen — Die Hälfte des Schweizer Volks lebt von Industriebätigkeit — Die Verfassung Jürichs vom Jahre 1839 — Völlige Gleichheit aller Bürger — Die Gerichte — Die Gemeinden und deren politische Bedeutung — Die Heimathlosen — Schreckliches Loos derselben — Das Gemeinde- und Staatsbürgerrecht — Kauf dieser Rechte und deren Bedeutung für den Fremden, wie für die schweizerischen Zustände überhaupt — Innere Einrichtungen der Gemeinden — Die Armen-, Kirchen- und Schulgüter — Die Geistlichkeit — Die Schule — Gehalt der Pfarrer und Lehrer — Die Staatseinnahmen und Ausgaben des Kantons — Die Abgaben — Die Vermögens- und Einkommensteuer — Die Beamten und deren geringe Besoldungen — Unterschiede zwischen den Beamten in Republiken und Monarchien — Titulaturen in Jürich — Das Militärwesen — Strenge Sparsamkeit — Aufwand für Straßenbauten und öffentliche Bauten aller Art — Auswanderungen — Uebersicht der Abgaben in den bedeutendsten Kantonen nach der Kopfszahl berechnet.

Die Revolution vom 6. September 1839 hat Jürich nicht zurückbringen können in die geöffneten Arme der alten Zeit; sie bewirkte für diesen Kanton vielmehr nur eine Zeit des Ausruhens, des Sammelns seiner Kräfte, und bewies deutlich, daß das Volk in seiner Masse, trotz aller Gläubigkeit und des Kreuzpredigens gegen Strauß und die Atheisten

in Zürich, dennoch verständig genug war, von er-
rungenen Gütern nichts aufzugeben und den from-
men Wölfen in Schaaffleidern nicht zu trauen. Die
in Zürich versammelte Tagsagung hatte dem Zü-
riputsch, wie er in der Schweiz genannt wurde,
ruhig zugehört, und was sollte sie in ihrer Dñ-
macht auch thun? Die alte Regierung war zer-
sprengt, sie hatte sich furchtsam den Todesstoß selbst
gegeben indem sie sich auflöste. Mahnungen um
Hülfe an andere Kantone waren nicht ergangen, sie
würden auch nur einen Bürgerkrieg hervorgerufen
haben, denn die Züricher, stolz auf ihre Macht und
ihr Ansehn, haben zwar schwächere Nachbarn öfter
mit Interventionen erfreut, für sich selbst würden sie
diese jedoch übel aufgenommen haben. Dreißig tau-
send Bürger wählten den neuen großen Rath, und
eine solche Majorität kündete sich als entschiedenen
Volkswillen an, dem Radikalismus ein Ende zu
machen, so daß auch viele Liberale jenen Willen
als Gesetz ehren zu müssen glaubten und ihn ver-
theidigten. Der neue große Rath wählte die Be-
amten aus den Gegnern der vorher herrschenden
Partei oder aus farblosen Leuten. Heilsame Einrich-
tungen, Straßen- und Brückenbauten u. s. w., setzte
er fort, und im Wesentlichen und Ganzen vermochte
er überhaupt nichts zu ändern. Nur mit dem

Schulwesen sollten Veränderungen im christlichen Sinne vorgehen, die Geistlichkeit sollte dabei großen Einfluß gewinnen und wie man sich ausdrückte, eine Rückkehr zur wahren göttlichen Zucht und Ordnung erfolgen, damit das aufwachsende Geschlecht in Furcht und Ermahnung zum Herrn groß werde.

Wir kennen diese Sprache auch bei uns genugsam; im Kanton Zürich erweckte sie jedoch nach und nach großes Bedenken; noch mehr aber wohl der Umstand, daß der alte Jopf der Stadtbürger sich unter dem neuen Regimente bedenklich in die Höhe sträubte, und das Mißtrauen sich stets mehr vergrößerte, als sei es darauf abgesehen, die Stadt von neuem auf Kosten des Landes zu erheben. Die Kreuzsoldaten, welche am 6. September nach Zürich gezogen waren, hatten überdies wohl manche weltliche Vortheile von ihrem Patriotismus erwartet; aber es blieb alles, wie es war. Die Steuern mußten gezahlt werden, die Zinsen und Gefälle; sie sahen eben nicht ein, was besser geworden wäre. Die Herren in der Stadt haben viele Kapitalien auf die kleinen Landgüter der Bauern geborgt; es lasten schwere Hypothekenschulden überhaupt auf dem Grundbesitz. Die Hypotheken nahmen nicht ab. Die frommen Leute forderten ein, was ihnen gebührte, und nun kamen die Schulmeister, denen die Einmi-

schung der Pfarrer und deren Ansehen lästig wurde, und belehrten die Bauern über die Hergänge und deren Folgen. Dann kam auch die Presse, der Republikaner, der Landbote, und später die neue züricher Zeitung nebst manchen anderen. Endlich kam die liberale Partei, welche von ihrem Schrecken sich erholt hatte, und in der ganzen Schweiz wiederholte es von Spott und Schimpf und Anklagen aller Art gegen die Regierung in Zürich, welche die schweizerische Freiheit verrathen habe und mit den Jesuiten, den Pfaffen und Junkern gemeinschaftliche Sache mache.

So verwandelten sich die Zustände von Jahr zu Jahr zu Gunsten der besiegten Partei. Schon 1842 war die Majorität des großen Rathes sehr gesunken, 1843 wurde sie völlig auf den Nullpunkt gebracht und 1844 war das Reich der Conservativen gänzlich beendet. Die Bürgermeister Muralt und Mousson traten ab und statt ihrer wurde ein Advokat, Dr. Furrer, und ein Doctor der Medizin, Herr Zehnder, zu Bürgermeistern erwählt; beide bekannt und beliebt als eifrige Anhänger des Liberalismus und beide aus dem Kanton gebürtig.

Hiermit änderte sich das System in Zürich, das nun von neuem volksthümlich wurde, aber in sehr gemäßigter Weise. Von raschen Schritten und Ent-

widelungen ist in Zürich nicht die Rede, und wenn, wie die Conservativen sagen, Erhaltung des Bestehenden ihre Absicht war, so haben sie eigentlich keine Klage über die jetzigen Machthaber zu führen, denn diese wollen nichts Anderes, als sie, und ihr ganzer Streit ist eigentlich dann nur einer des Egoismus und des Ehrgeizes. Die Zustände Zürichs sind auch wirklich von der Art, daß wenn die sonst Bevorrechteten sich überhaupt an eine Gleichstellung im Rechte gewöhnen können, sie billiger Weise sich nicht zu beklagen haben. Das Eigenthum ist gesichert, eben so die persönliche Freiheit; das geltende Recht ist nirgend gestört, die Abgaben sind im Verhältniß zu anderen Ländern gering zu nennen; Jedermann mag ungestört und ungehindert seinem Gewerbe nachgehen. Es ist Handels- und Gewerbefreiheit vorhanden, freie Presse, Petitionsrecht, Öffentlichkeit. Die Gemeinden haben ihre innere Selbständigkeit im vollen Maße, dem Volke gehört die Souverainität und nirgend läßt sich ein Mißbrauch der Macht, oder eine gehässige Polizeigewalt spüren.

Somit können auch die zufrieden sein, welche nicht etwa ihre Freiheits- und Gleichheitsgedanken zu weit ausdehnen und der Masse des Volks materielle Vortheile zuwenden wollen, wie z. B. Aufhebung der Salzsteuer, Vermehrung der Kapital-

und Einkommensteuer u. s. w., oder die Lage der Arbeiter zu verbessern streben, überhaupt aber die Demokratie lebendig fortschreitend zu machen denken.

Noch besteht in Zürich eine Staatsreligion und die Religionsangelegenheiten sind eine Achillesferse. Religiöse Freisinnigkeit ist überhaupt in der deutschen Schweiz wenig zu finden. Der Indifferentismus hat allerdings in den Städten, wie überall, seine breiten Grundlagen, allein Jeder heuchelt sich etwas vor und Keiner will Anstoß erregen. Es ist hier, wie in der ganzen Christenheit, dieselbe Thatsache. Die Kraft des alten Glaubens ist längst in den Gemüthern erloschen, aber die Formen sind stehen geblieben, und an diese klammern sich die Haufen der Ungläubigen und meinen, sich damit zu schützen. In Zürich hat die radikale Obrigkeit Religionsprocessse angestellt, um dem Volke zu beweisen, daß sie gut christlich gesinnt sei, gerade so haben es die Berner gemacht, der Baseler nicht zu gedenken. In derselben Weise ist sie auf die Communisten losgegangen, hat den Schneider Weitling seinen Widersachern überliefert und den Lehrer Treichler verfolgt, um sich rein zu waschen von den Verkehrungen ihrer Gegner, daß sie dergleichen Sündhaftigkeit und Frevel dulde oder gar theile, und dafür ist sie sicher auch im Vertrauen des Volkes gestiegen. Man wirkt

der züricher Regierung von Seiten der rascheren Jugend ihr philisterhaftes Wesen vor; allein klug handelt sie gewiß, denn sie handelt im Sinne des Kantons, der in der Hauptzahl seiner Bevölkerung durchaus bedächtig, festhaltend am Hergebrachten und mißtrauisch gegen das Neue ist. Die züricher Regierung ist eine Advokatenherrschaft. Diese wird überall auf Formen halten und selbst den Inhalt darüber vergessen. Sie wird den Egoismus vertreten, das Reale in Form Rechts zuzuschneiden wissen, die Humanitätsideen und deren Streben aber, als Träume, verwerfen und die Unruhefister verfolgen.

Die Advokaten herrschen in Zürich und sind an die Stelle der frömmelnden Romantiker getreten, welche im Jahre 1839 die Revolution machten. Ich habe schon angeführt, daß das eigentliche Haupt derselben der Professor und Staatsrath Bluntschli war, der den Aristokraten bewies, der alte Weg passe nicht mehr für sie, denn wenn man das Volk, wie dies jetzt sei, unterwerfen und demüthig still machen wolle, könne es nur mit Hülfe der Religion geschehen. Man müsse eine christliche Republik bilden, wie man in Deutschland christliche Monarchieen im Sinne habe. Es sollte in Zürich also derselbe Bund zwischen Priestern und herrschenden Laien ge-

geschlossen werden, wie in Luzern; allein was in katholischen Kantonen glückt, wo die Priester und Mönche gleich höheren Wesen umherwandeln, die das Volk knieend verehrt, ist in protestantischen Staaten unmöglich zu erreichen, und selbst hier in der Schweiz, wo die religiöse Aufklärung weit hinter Deutschland zurücksteht, wo man die Philosophie verachtet, wo das Volk als Souverain so mächtig ist, und wenn es gelingt, dies zu täuschen und zu verdimmen, Alles damit erreicht werden kann, ist auf die Dauer doch nichts auszurichten. In Deutschlands Monarchieen kämpft die Masse der Gebildeten gegen die absolute Macht der Fürsten, deren Diener und deren Polizei, welche Menschen und Wort unfrei machen; in der Schweiz ist die Presse los von der Zwingherrschafft und strebt, im Verein mit der Mündigkeit des Volkes und dessen lebendiger Theilnahme am Staat, den frommen Reaktionsversuchen entgegen. Dagegen haben auch Herr Bluntschli und seine Mitarbeiter an der Umkehr zur alten Sitte und Frömmigkeit nichts ausrichten können. Sie haben Alle der Volksüberzeugung weichen müssen, gegen welche sie jetzt einen Sisyphuskampf kämpfen, der mit jedem Jahre trostloser wird. Herr Bluntschli ist der Sohn eines Lichtziehers in Zürich, was seinen Gegnern zu dem derben Witz Gelegenheit gab, der

Vater bemühe sich, Licht in die Welt zu bringen, der Sohn aber suche es wieder auszulöschen. Als Professor der Staatswissenschaften und Geschichte ist Herr Bluntschli nicht ohne Verdienste, als Staatsmann ist er völlig unbedeutend, man mag es dabei seinen Widersachern glauben oder nicht, daß Luß zur Intrigue und grenzenlose Eitelkeit, nicht aber innere Überzeugungen und Hingebung ihn die Rolle spielen ließen, welche er in Zürich gespielt hat. Daß er sich mit den bekannten Gebrüdern Romer und anderen Aposteln der modernen Befeh- rung des Volkes verband, die mit einem mystisch albernem Gewebe religiöser und politischer Fanta- stereien und unverdauter philosophischer Brocken ein neues lebendiges Evangelium gründen wollten, wel- ches Staat, Kirche und Philosophie in süße Einig- keit zusammenführte, und dabei Deutschland und die Deutschen mit ihren absoluten Fürsten, ihren Aristo- kraten, Beamten, Polizei- und Pietistenschaaren als das vom Herrn auserkorene Land und Volk ausriefen, das war ein Fehler von dem republikanischen Staatsrath, der ihm später gewiß viel Reue und Herzleid gemacht hat. Er machte sich lächerlich mit seinem berühmten Nabelbuche, worin der Nabel die Weltlösung zu Stande bringen sollte, und ver- haßt durch die Verehrung, welche er den Romern

widmete, die ihn zu solchen Thorheiten leiteten. Jetzt ist Herr Bluntschli mit seiner Partei gefallen und mit seinem Ansehn ist es aus. Er überwindet das Nabelbuch so leicht nicht. In der Stadt Zürich bei den Zopfbürgern hat er allerdings noch seinen Anhang, und da die Stadt nur Gegner der jetzigen Ordnung der Dinge in den Grosrath schickt, fehlt auch Herr Bluntschli nicht darin; allein ich war Zeuge der öffentlichen Sitzung, wo er auf harte Weise behandelt und ihm die Rede genommen wurde, als er einen Antrag stellte, der die aargauische abgethane Klosterfrage mit der Sonderbundsfrage verknüpfte und die eine von der anderen abhängig machte. Kaum zwanzig Stimmen hielten bei der Bluntschli'schen conservativen Partei, welche somit wohl wenige Hoffnungen mehr in Zürich hat und sich mit dem Ruhme begnügen muß, einen kurzen Herrschersommer erlebt zu haben. Der Dr. Bluntschli hat aber auch die beiden jetzigen Parteinamen, der Radikalen und Conservativ-Liberalen, in die Schweiz eingeführt und den letzten Namen sogar erfunden. Radikal wird nun Alles in der Schweiz genannt, was vorwärts will, was viel oder wenig in Neuerungen begehrt, conservativ-liberal ist dagegen ein ebenso weitschichtiger Begriff für die Erhaltung der gegenwärtigen Zustände, mögen diese sein,

wie sie wollen, und Herr Bluntschli in Zürich, Herr Siegwart Müller in Luzern, Herr Baumgartner in St. Gallen, Herr Ab-Yberg in Schwyz oder die Junker von Rälbermatten und Courten in Wallis sind ebenso wohl liberal-conservativ, wie die liberal-conservativen Herren in Basel, Genf, Neuenburg und die Jesuitenverehrer in Freiburg. Ein geheimer Zug der Herzensverständigung muß durch alle diese verschiedenen Interessenten ein und derselben Geschäftigkeit gehen; denn im Grunde wollen sie dasselbe. Sie wollen, katholisch oder protestantisch, das Volk durch den Glauben bezwingen und mit Hülfe desselben ihr eigenes Ansehen und wohlerworbene Rechte bewahren. Die liberale oder radikale Partei ist dagegen weit mehr in sich zerfallen. Der Radikalismus in Bern ist ein ganz anderer, als in Zürich oder in Aarau und in der Waadt. Der verschiedenartige Standpunkt trennt und spaltet die Partei in eine Reihe von Fraktionen, und aus diesen Verschiedenheiten hervor entwidelt sich die große Schwierigkeit, gemeinsam für den Fortschritt zu handeln.

Es ist in der Schweiz gewiß ungemein schwer, daß eine Persönlichkeit, ein hervorragender Mann, ein solches Übergewicht seines Namens und Charakters erränge, um ein Mittelpunkt der Bewegungen zu werden. Ein O'Connel ist in der Schweiz un-

möglich, wo das Volk, im fünf und zwanzigfach getheilten Staatenbund vier Sprachen redend, keine Mittel zur Volksverschmelzung besitzt; dagegen aber so viele starke innere Trennungen. Es ist auch hier kein Washington möglich, der diese widerstrebenden Elemente an dem Faden der Freiheit vereinte und mit göttlicher Kraft und Stärke den Hirten in Uri, den Landmann von Tessin und Graubünden, den genfer Uhrmacher und den baseler Millionair in das große Netz eines schweizerischen Volkes und Staates schloß. Es ist kaum denkbar, daß es einen Chef der gesammten radikalen Schweiz geben kann, denn die Eifersucht, die Besorgnisse und die kantonalen Standpunkte der Verbündeten sind viel zu groß. Der Schultheiß Neuhaus von Bern hat nach dem Abfalle Zürichs wohl eine Rolle dieser Art gespielt, gestützt auf die Macht Berns und ausgerüstet mit dem Muth und den Eigenschaften eines Staatsmannes, und doch zeigte es sich bald, wie wenig er am eigenen Heerde vermochte, als er dem Willen der Partei nicht folgen wollte. So ist es in allen Kantonen mehr oder minder. Siegwart Müller in Luzern, Baumgartner in St. Gallen, Druey in Waadt und so sämmtliche Männer von Namen in der Schweiz gelten nur etwas, so lange sie einem bestimmten herrschenden Parteiwillen dienen. Die

öffentliche Meinung fortreißen, sie nach ihren Ideen lenken, das Volk beherrschen, können sie nicht. Ein einzelner Mann, und wäre er der talentvollste, kann in der Schweiz nicht etwa ein System durchführen, wie der Minister eines Königs oder der Chef einer Kammer. Das Volk wirft ihn über Bord, ehe er es denkt; denn in der Republik herrschen die Parteien, und diese bestehen aus vielen Köpfen, von denen jeder seinen Willen besitzt und ihn geltend macht.

So ist es auch in Zürich und weniger noch, als in manchen anderen Kantonen, darf hier der Einzelne hoffen, Träger des Ganzen zu sein. Die jetzige Herrschaft der Juristen, ein echtes justemilieu, in welchem nichts Großes und Kühnes geschehen kann, stützt ihr Regiment eben darauf, daß sie das Bestehende erhält und, mit dem größten Theile der wohlhabenden und einflussreichen Bürger einverstanden, die Verfassung von 1838 gegen Rückschritte wie gegen eine ultrademokratische Fortentwicklung behütet. Das ist ihre Politik und, obwohl auch in Zürich die Advokaten verhaßt sind, so läßt man sich doch gern ihre vermittelnde Leitung gefallen, welche Sorge trägt, daß Niemandem ein Schaden erwachse und Jeder sein Recht habe.

Charaktere von solcher Bedeutung, wie der Bürgermeister Hess, sind nicht unter dem jetzigen Re-

giment, auch taugt es nichts, daß Leute von warmen Empfindungen und Ideenreichtum darin Platz nähmen; sie würden, wie Hef und Hirgel, weiter wollen, als die Züricher es vertragen können. Aber der Regierungsrath in Zürich besteht aus redlichen, arbeitsamen und in dem, was sie bezwecken, gesinnungstüchtigen Männern, die ihre Mitbürger kennen. Ein einziger junger Mann aus reicher und alter Familie, der Regierungsrath Dr. Alfred Escher, scheint der fortschreitenden Zukunft Zürichs die Hand zu bieten und, auf die Schultern seiner Vorgänger und jetzigen Kollegen im Regierungsamte steigend, weiter zu wollen, als diese. Es fragt sich jedoch, wie weit, und wo sein Ehrgeiz oder sein Talent Halt machen werden.

Warum in Zürich, mehr wie in anderen Kantonen, die Masse des Volks abhängig von dem Einflusse der reicheren Klassen ist, beruht zum guten Theile auf seiner bedeutenden Fabrikbevölkerung, die dadurch, daß sie, wie die Weber in Schlesien, Land zu pachten oder ein paar Ruthen Acker oder Gartenboden zu kaufen sucht, um die nothwendigen Kartoffeln und Gemüse selbst zu gewinnen, an Selbstständigkeit gewinnt.

Von den 32 Quadratmeilen des Kantons Zürich sind 26 culturfähig, aber sie sind in außerordentlich

viele kleine Parzellen zerschnitten. Große Höfe sind selten; es giebt nicht 50 Güter, die hundert Morgen groß wären, die meisten haben 10 bis 20 Morgen, die Weinbauerngüter oft nur 4 bis 5 Morgen und noch weniger; alle diese Güter aber sind nicht geschlossen, sie liegen in sehr viele Stücke und Stückchen getheilt durcheinander, was ihre Bearbeitung sehr erschwert, und überdies sind sie meist sämmtlich hypothekarisch schwer verschuldet. Durch die Zerstückelung und Theilung leidet aber besonders der Viehstand, der in Zürich gering ist. Man zählte vor zwei Jahren an Pferden 3737 Stück, Hornvieh 52,800, Schafe 4133, Schweine 19,495, Ziegen 7311. Dagegen hat Braunschweig, das dieselbe Bevölkerungszahl wie Zürich besitzt: Pferde 52,800, Hornvieh 90,700, Schweine 27,700, Schafe 271,900 und 8700 Stück Ziegen. Der Viehstand des kleinen deutschen Herzogthums ist also fünffach größer, als der des Kantons Zürich, während sein Flächenraum nur noch einmal so groß ist. Mag das züricher Land noch so trefflich bebaut sein, es ist doch nicht im Stande, seine Bevölkerung zu sättigen. Der Zuchart (Morgen) vom besten Boden kommt auf 2000 Franken zu stehen, namentlich das Weinland; Getreide, Kohlen, Holz und Vieh müssen eingeführt werden, der Ertrag des Bodens kann höchstens

$\frac{1}{2}$ der Einwohner ernähren, das Übrige muß die Industrie herbeischaffen.

Seiden- und Baumwollensfabriken bilden die Hauptthätigkeit der Züricher. Die Baumwollensfabriken beschäftigen 27 bis 28,000 Arbeiter, die Seidenindustrie 18,000, die übrigen Industriezweige 18 bis 20,000 Personen. Hiezu kommt der Handwerkerstand mit wenigstens 12,000 ihm angehörigen Menschen, so daß eine Gesamtzahl von 77 bis 78,000 Köpfen herauskommt. Fast eben so viele beschäftigt der Ackerbau; es ist daher mindestens die volle Hälfte der arbeitenden Einwohner des Kantons, welche von der Industrie lebt.

Die Baumwollensfabriken der Schweiz enthalten nahe an 650,000 Spindeln, wovon 300,000 auf den Kanton Zürich kommen, der also noch einmal so viel besitzt, als das ganze Königreich Preußen. Ebenso bedeutend ist die Weberei, auf 18 bis 20,000 Webestühlen, welche wenigstens eine Million Stücke Baumwollenzug jährlich fabriziren. Hiezu kommen dreißig Druckereien und Rothfärbereien, in denen gegen 3000 Arbeiter beschäftigt sind. Unter den 28,000 Arbeitern der Baumwollensindustrie sind $\frac{1}{2}$ Kinder von 10 bis 14 Jahren. Der jährliche Gesamtwertb dieser Industrie beträgt 9 bis 10 Millionen Schweizerfranken, der Arbeiter:

lohn davon $2\frac{1}{2}$ Millionen Franken. Ein Arbeiter verdient durchschnittlich wöchentlich bei der Weberei 16 Bagen (18 Silbergrößen 6 Pfennige preussisch), bei der Spinnerei 40 bis 48 Bagen (1 Thaler 15 Silbergrößen bis 1 Thaler 24 Silbergrößen).

Neben der Baumwollenindustrie steht die Seidenindustrie, welche Zürich seit Jahrhunderten mit Auszeichnung betrieben hat und mit großem Handel in roher Seide von jeher verband. Es giebt wenige bedeutende Seidenfabriken, die in großen Fabriklokalen betrieben werden, denn die Weber arbeiten in ihren eigenen Wohnungen auf Stühlen, welche ihnen zugehören. Sie sind meist Landleute und Weber zugleich. Wenn man durch die großen blühenden Orte am Seeufer wandert, erblickt man häufig die fleißigen Menschen in ihrer Thätigkeit, während Andere die Fruchtgärten und Feldstücker bestellen. Das ist eine große Wohlthat, die aus dem vielgetheilten Grund und Boden entspringt. Sie erhebt die Menschen aus dem Zustande der arbeitenden Maschinen, erhält sie gesund durch Bewegung in freier Luft, kräftigt sie und verschafft ihnen die Rührigkeit des Landmanns. Die Frauen winden die Seide und sind von Jugend auf an diese Thätigkeit gewöhnt, welche Geschicklichkeit und Übung erfordert. Gegen 12,000 Seidenstühle sind im Kanton

Zürich thätig; da aber diese Weberei oft stockt und die Arbeit sich nach dem Begehr richtet, so ist eben die Verbindung mit dem Ackerbau doppelt zu preisen, weil ohne dessen wichtige Beihülfe häufig große Noth eintreten würde.

Diese doppelte Beschäftigung ist aber überhaupt bei Beurtheilung der schweizer Industrie wohl zu beachten und kein geringer Grund, weshalb dieselbe, trotz mancher Mißgunst äußerer Umstände, noch immer vortheilhaft mit der Industrie anderer Länder concurriren kann. Der schweizer Arbeiter, auch der Baumwollenarbeiter, ist eben nicht rein und allein auf die Fabrikbeschäftigung hingewiesen, sondern er besißt oder pachtet auch ein Ackerstückchen und bearbeitet dies mit größter Sorgfalt. Viele, welche wohlhabender sind, wenden darauf einen Theil der Sommerzeit und kommen während dessen gar nicht in die Fabriken, welche im Winter am stärksten arbeiten lassen. So kann denn der Lohn geringer sein als in Deutschland oder überall, wo der Fabrikarbeiter durchaus nur auf die Fabrikarbeit gewiesen ist, und rechnet man dazu die strenge Sparsamkeit dieser Menschen, ihre Genügsamkeit, ihre überaus ärmliche Lebensweise, endlich ihren unverdroffenen Fleiß und die von Generationen errungene Geschicklichkeit, so läßt sich wohl erklären, wie die

schweizer Fabriken es noch immer in der Concurrenz aushalten, und namentlich in einigen bestimmten Artikeln schweizer Kattune und schweizer Seidenwaaren mehr geschätzt werden und billiger sind, als englische, französische und deutsche.

Früher hat Zürich jährlich für 15 Millionen Schweizerfranken (6 Millionen Thaler Preussisch) Seidenausfuhr gehabt, jetzt mag der Werth derselben bis auf 10 Millionen gesunken sein, allein er sinkt und hebt sich wieder je nach dem Sinken und Steigen der Seidenpreise. Man nimmt an, daß wenigstens $3\frac{1}{2}$ Millionen Franken jährlich im Kanton Zürich an dieser Industrie verdient werden, und nach Abzug von $2\frac{1}{2}$ Millionen an Arbeitslohn u. s. w. reichlich eine Million Gewinn den Fabrikanten verbleibt. Ein Seidenweber, je nachdem er Arbeit hat, kann 150 bis 250 Schweizerfranken jährlich verdienen. Diese Industrie ist also viel gewinnreicher, als die der Baumwolle. 18,000 bei der Seidenfabrikation beschäftigte Menschen erhalten mehr Lohn, als 30,000 Baumwollenarbeiter und Färber. Zu der Seidenfabrikation Zürichs tritt aber auch ein ausgebreiteter Handel mit roher Seide. Durchschnittlich kommen mindestens eine Million Pfund Seide, größtentheils aus Italien, über die Hochgebirgspässe nach Zürich, von welcher ungefähr $\frac{1}{2}$ im Kanton verar-

beitet, das Übrige weiter verhandelt wird. Es giebt in Zürich 10 große Rohseidenhandlungen und 95 Fabrikanstalten für Seidenstoffe, was einen Beweis für die Größe und Wichtigkeit dieser Industrie bieten mag. Wenn wir jedoch die Verhältnisse aller dieser von den Fabrikarbeitern und Fabrikanten mehr oder minder abhängigen Menschen betrachten, so leuchtet ein, daß dieselben in ihren politischen Rechten keine besondere Selbständigkeit besitzen können, sondern bei allen Wahlen und allen öffentlichen Verhandlungen dem Einflusse ihrer Arbeit- und Brotgeber mit wenigen Ausnahmen werden folgen müssen.

Wer sein Stück tägliches Brot mit harter Arbeit vom Morgen bis zur Nacht verdient, hat aber überhaupt wohl wenig Zeit und Lust, sich um das gemeine Wesen zu bekümmern. Jede Stunde, wo er sich diesem widmen soll, geht an der Arbeit und am Verdienste verloren, und was hilft ihm auch der Parteienstreit derer, die da herrschen wollen? sein Loos verbessert sich nicht dadurch. Aus diesen Gründen ist es schwer in Zürich und in der Schweiz überhaupt das Volk in Bewegung zu bringen, Volksversammlungen zu halten und etwa von unten herauf die Masse zu beleben. Sie hat trotz ihrer verbürgten Freiheit doch kein Bewußtsein, daß sie etwas

vermag. Jeder sorgt für sich, jeder steht allein. Auch fehlt es ihr gänzlich an Anführern und Leitern; denn in der Schweiz giebt es keinen Cobden, es giebt überhaupt nicht einen angesehenen Mann, der sich etwa der Arbeiterinteressen besonders annähme. Es giebt kein Parlament und keine Volkskammer, dem die Arbeiter ihre Klagen vorlegen und ihre Wünsche aussprechen könnten. Dagegen giebt es freilich ein souveraines Volk, das überall die Großräthe wählt; das aber gehört eben mit zu den Eigenthümlichkeiten in der Schweiz, daß diese Großräthe größtentheils und fast überall direkt vom Volke ausgehen, das eigentliche Volk aber doch gänzlich unmündig dabei ist und die besitzende Klasse zu seinen Regenten macht. Wenn in England oder Frankreich kein Wahlcensus, sondern wie in Zürich jeder Mann, der das 20ste Jahr erreicht hat, Wähler wäre, jeder dreißigjährige aber im Parlament sitzen könnte, wie hier jeder dieses Alters im großen Rath, so würde in gar kurzer Zeit ein chartistisches Parlament in England gebildet sein und ein Arbeiter- und Bauernparlament in Paris. Man sollte meinen, es sei unmöglich, daß es nicht in der Schweiz auch dazu kommen könne, und wenn man auf die Gestaltung der Dinge in Waadt, und noch mehr auf die jüngste Revolution in Genf blickt, wo die Arbeiter sich in

Gesellschaften zusammenthun und kühne communisistische Forderungen machen, wird man in solchem Glauben noch mehr bestärkt. Allein in der deutschen Schweiz herrscht ein erstarrendes, verdumpfendes Festhalten der Gewohnheiten überhaupt vor, was man Liebe und Anhänglichkeit zum Alten und Herkömmlichen genannt und mit anderen schönen Namen belegt hat, und hierzu kommt die schon von mir erwähnte Ehrfurcht des Volks vor dem Gelde und vor dem Besitze; sodann in Zürich die Abhängigkeit der Fabrikarbeiter; ferner der Umstand, daß der Boden getheilt und in vielen Händen ist; endlich das abgeschlossene Gemeindewesen mit seinen Armengütern und Armenunterstützungen, so daß die große Majorität bei Erhaltung des Bestehenden immer einen großen Antheil hat. So bleiben diese Massen der sogenannten freien Schweizer bei ihrem elenden Kartoffelrösti in den dürftigsten Umständen, ohne zu einer Besserung ihrer socialen Zustände zu gelangen, was sie in mancher Beziehung könnten, ohne alles Bestehende umzustürzen, wenn sie ihre politischen Rechte gebrauchen lernten, die ihnen Mittel genug an die Hand geben sich zu helfen.

Ich habe jedoch schon angeführt, daß in keiner Sache die züricher Regierung eifriger ist, als in Verfolgung derer, die etwa dem Volke Aufklärung

über seine Zustände verschaffen wollen, obwohl es damit bis jetzt gar keine Gefahr hat. Arbeiterassociationen bestehen nirgend. Die communistischen fremden Handwerksgefelln sind versagt und zersprengt worden; die Fabrikarbeiter aber haben so wenig Sinn für dergleichen Vereine und sind so sehr an Entbehrungen aller Art gewöhnt und darin großgezogen, daß der verwegene Gedanke an Änderung ihres Schicksals gar nicht in ihnen aufsteigt.

»Was wollten wir machen, wenn wir die Fabriken nicht hätten?« sagte mir ein Arbeiter. »Es geht uns freilich oft kümmerlich, aber verhungert ist doch noch Niemand in der Schweiz. Wenn es zu hart kommt, muß die Gemeinde zutreten und aus den Armen- und Gemeindegütern Unterstützung hergeben, oder die Regierung muß Korn vertheilen. So helfen wir uns durch, und es ist immer besser noch hier, als bei den Weißzeugmachern in Appenzell und St. Gallen, denen ein Stück Brot oft auf Monate fehlt, während sie von Kohlblättern und Erbstoffeln leben.«

Der Eine tröstet sich mit dem noch härteren Schicksale des Anderen, und muß man nicht an die innere Güte und große Geduld der menschlichen Natur glauben, wenn neben den zahlreichen Hütten dieser armen Arbeiter das prächtige Haus des reichen Fabrikherrn steht, der von ihnen mit aller Un-

terthänigkeit verehrt und geliebt oder doch gefürchtet wird, als Herr und Gebieter ihres Schicksals!

Vor zwei Jahren hatte, wie ich schon anführte, ein Schullehrer aus dem Kanton Zürich, ein junger Mann, Namens Treichler, angefangen, sozialistische Ideen unter den Arbeitern zu verbreiten. Er gab ein Blatt zu ihrer Belehrung heraus, hielt Versammlungen und forderte sie zu Associationen auf, um den Fabrikanten gegenüber eine Macht zu bilden; allein diese Versuche mißglückten in jeder Beziehung. Manche Arbeiter fanden wohl Geschmack an seinen Lehren, die Fabrikherren aber erklärten kurzweg, daß Jeder, der Treichler höre oder sein Unwesen unterfüge, von ihnen entlassen werden würde. Zugleich machte sich die Obrigkeit über den philanthropischen Schulmeister her. Er wurde in Presßprocesse verwickelt, sein Blatt starb aus Mangel an Unterstützung und er selbst fand es gerathen nach Baadt auszuwandern, wo man toleranter ist, weil man keine Industrie besitzt, also auch weniger zu fürchten hat.

Die Masse der Arbeiter hat, wie man sieht, in ihrer Armuth und Abhängigkeit trotz aller ihrer Rechte in der Republik ebensowenig zu sagen, wie in der Monarchie. Sie ist und bleibt die Staffage, und wird erst einmal zur handelnden Person werden, wenn sie zu denken anfängt und Noth oder die

Macht der Aufklärung ihr beistehen. Was aber von Zürich in dieser Beziehung gesagt ist, gilt für viele Kantone. Die Volksklasse in der Schweiz, welche sich von Industrie nährt, ist beinahe eben so zahlreich, wie die, welche Ackerbau treibt, und rechnet man nun auch von dieser ab, was durch Dürftigkeit und geringen oder gar keinen Besitz in Abhängigkeit ist, so bleibt nur eben die reichere Grund oder Geld besitzende Klasse übrig, welche mit ihren Vettern, Freunden und Anhängern diese kleinern Staaten regiert und deren Geseze und Einrichtungen nach dem, was ihr zumeist frommt, ordnet. So ist es allgemein in der ganzen Welt, ohne Zweifel aber haben die sogenannten radikalen Kantone den Vorzug, daß ihre Grenzen viel weiter gesteckt sind, daß die Klasse derer, welche an den Wohlthaten der Freiheit wirklich Theil nehmen, viel größer ist, und wo Theorie und Praxis auseinanderlaufen, dies an der Unvollkommenheit der gesellschaftlichen Zustände der Menschen überhaupt liegt, während das Gesez wenigstens Alle zu gleichen Rechten beruft und keinen Unterschied heiligt.

Es ist dabei keine Frage, daß die Schweiz, und namentlich auch der Kanton Zürich, in gar vielen Dingen weiter ist, als die meisten Länder des übrigen Europas, und sich in ihm in bürgerlichem Be-

tracht besser wohnen und leben läßt, als anderswo.

Der Staat ist hier nach vielfach richtigern Grundsätzen geordnet worden und giebt uns ein Bild des Fortgangs der Entwicklungen in der Schweiz, wie das Jahr 1831 diese nach den Wünschen und dem Willen der aufgeklärtesten Männer hervorrief.

Bis dahin war die Stadt herrschend und deren Geschlechter im Verein mit der bevorrechteten Bürgerschaft führten das Regiment. Die Verfassung vom 23. März 1831 ließ der Stadt einen Theil ihres alten Einflusses, indem sie ihr die Wahl eines vollen Dritttheils der Mitglieder des großen Rathes zugestand; allein bei der Revision der Verfassung im Jahre 1838 wurde die völlige Gleichheit hergestellt, welche auch die Reaktion von 1839 nicht wieder aufheben konnte.

In Zürich, wie in allen Kantonen, mit Ausnahme der kleinen Hirtenstaaten, repräsentirt ein großer Rath die Volkssouverainität. Der Kanton ist in 11 Bezirke und 52 Wahlkreise, Zünfte genannt, getheilt. Auf 1200 stimmfähige Bürger wird ein Grobtrath gewählt; die Zahl der Bürger wird durch Zählung alle zwölf Jahre bestimmt. Der große Rath wird alle vier Jahre erneuert, die Mitglieder desselben sind sofort wieder wählbar. Die

Großräthe empfangen keine Geldentschädigung vom Staate. Die vollziehende Behörde bildet ein Regierungsrath von 13 Mitgliedern, welche der große Rath aus allen Kantonbürgern wählt, die das 30ste Lebensjahr angetreten haben; die Amtsdauer derselben währt sechs Jahre, die Austretenden sind wieder wählbar. Zwei Bürgermeister stehen an der Spitze der Verwaltung und werden vom großen Rath aus der Zahl der Regierungsräthe auf zwei Jahre erwählt. Sie wechseln im Amte jährlich ab, der Eine vertritt den Anderen; auch sie sind sofort wieder wählbar.

Der große Rath wählt auch das Obergericht, bestehend aus neun Mitgliedern, unter allen Bürgern des Kantons, die das 30ste Lebensjahr erreichten, auf 6 Jahre, mit Ausscheiden eines Dritttheils je nach zwei Jahren und sofortiger Wiederwählbarkeit. Es ist ein Grundsatz in der ganzen Schweiz, altherkömmlich und den Verhältnissen vollkommen zusagend, daß man aus dem Richterstande keine gelehrte Klasse macht. Auch zur Wahl als Oberrichter, Obergerichtspräsident, Kriminalrichter, und welches richterliche Amt es überhaupt sein möge, gehört es nicht, die Rechte studirt zu haben; es wird stets nur begehrt, daß in den bestehenden Rechten erfahrene Männer zu solchen Ämtern genommen werden sollen.

Es kommt also auf Erfahrung und auf das Vertrauen an, das der große Rath, der Repräsentant des Volks, zu den ihm bekannten und vorgeschlagenen Personen hegt. Für unsere Rechtszustände und unsere gelehrte Richterkaste, welche schon gegen die Geschwornengerichte ein so vielstimmiges Jetergeschrei erhebt, sind die schweizerischen Einrichtungen jedenfalls ein Sodom und Gomorrha; allein in der Schweiz ist man ganz zufrieden damit, daß Männer nach der Wahl des Volks die Richterstellen von unten bis oben besetzen. So hat auch jeder der 11 Bezirke sein Bezirksgericht von fünf Richtern, die das fünf und zwanzigste Lebensjahr erreicht haben und auf die Dauer von sechs Jahren erwählt werden. Jeder Bezirk besitzt endlich eine Anzahl Untergerichte (Zunftgerichte) von drei bis fünf Richtern unter denselben Bedingungen und auf vier Jahre gewählt, welche die kleinen Sachen schlichten.

Bei allen diesen Gerichten, wie auch beim Kriminalgericht, wird nicht danach gefragt, ob die Gewählten studirt haben, so daß z. B. der Verhörrichter in Zürich, der sein jetziges Amt zur vollen Zufriedenheit verwaltet, früher Buchdrucker war, und obwohl er zur Partei von 1839 gehörte, doch 1846 wieder gewählt wurde, wenngleich dies einen heftigen Zeitungsstreit verursachte.

Praxis ist es, daß bei den Gerichten als Gerichtsschreiber eine studirte Person gewählt wird, welche genaue Geseßkenntniß besitzt, die Protokolle führt und das Factotum der Gerichtshöfe bildet. Diese Stellen sind daher auch am besten, mit 2 bis 3000 Franken, besoldet, was in der Schweiz stets das höchste Beamtengehalt ausmacht. Übrigens werden die Richterstellen, beim Obergericht wenigstens, fast immer mit studirten Leuten besetzt, denn wenn auch das Gesetz dies nicht ausdrücklich bestimmt, so macht es sich von selbst. Es mangelt in Zürich nicht an gelehrten und kenntnißreichen Männern, auch sind stets Söhne und Angehörige wohlhabender und einflußreicher Familien vorhanden, welche juristische Studien gemacht und nicht selten selbst den Grad eines Doctors der Rechte erlangt haben. Solchen giebt man aus sehr vielen Gründen den Vorzug, was vollkommen recht und billig erscheint.

Die vier und fünfzig Untergerichte oder Justizgerichte beschäftigen sich mit den Bagatelldingen und entscheiden selbständig über alle Fälle bis zu 160 Franken, in Strassachen bis zu 8 Tagen Gefängniß und 24 Franken Strafe. Die Bezirksgerichte bilden die zweite Instanz und führen alle größeren Sachen. Das Obergericht ist die Appellations-Instanz für

Criminal- und Civilprocesse von Wichtigkeit. Es ist ein bloßes Spruchgericht, wenn nicht, gestützt auf neu hinzugekommene Thatsachen, die Akten wieder aufgenommen werden.

Für die Verwaltung besteht in jedem Bezirk eine Bezirksversammlung, die einen Bezirksrath auf 6 Jahre wählt, dessen Präsident den Namen Statthalter führt. Den Statthalter wählt die Regierung aus drei Personen, die von der Bezirksversammlung vorgeschlagen werden. Der Statthalter ist der Stellvertreter der Regierung, der über Ruhe und Ordnung wacht, die Verbrecher verfolgt, Abgaben und Gefälle erhebt und mit dem Bezirksrath die Gemeindeammänner (Dorfschulzen) aus den freien Vorschlägen der Gemeinden ernennt.

Jede Gemeinde, worunter in der Schweiz nicht Kirchengemeinde, sondern politische Gemeinde verstanden wird, deren Leben und Wohlfahrt im Staat eng verbündet ist, hat nun ebenfalls eine Gemeindeversammlung, welche aus allen Bürgern besteht, deren Namen, als zu ihr gehörend, im Bürgerbuche eingetragen stehen. Das Eingetragen sein in diese Stammrolle ist von großer Wichtigkeit, denn ohne dasselbe ist man heimatlos, und hieran knüpft sich in der Schweiz ein trauriger, fürchterlicher Zustand, der zu den größten Grausam-

keiten und Abscheulichkeiten schon Anlaß gegeben hat, von allen Menschenfreunden und wohlgesinnten Männern aufs Tiefste beklagt wird, aber bis jetzt keine Abhülfe gefunden hat, so oft und so laut auch edle Stimmen sich erhoben haben. Die Heimathslosen sind ein Schandfleck für die Schweiz, das kann man in hundert und hundert Schweizerbüchern lesen, und Geschichten von Verfolgungen und Grausamkeiten obenein, die das Blut erstarren machen. Allein die Ursachen dazu liegen tief in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande der Schweiz begründet, der darauf fußt, daß das Gemeindewesen alle gesellschaftliche Ordnung stützt und trägt, und jedes Gemeinleben gleichsam einen kleinen Staat im Staate bildet, welches sich neben dem Nachbar abgrenzt und aus einer Reihe solcher Gemeindeverbände das Kantonalleben darstellt, das ihre inneren Verschiedenheiten unangetastet läßt. Jeder Schweizer, der von gemeindegürgerlichen Eltern geboren ist, wird durch seine Geburt Bürger derselben Gemeinde, zu der seine Erzeuger gehören; dadurch auch Kantonbürger und Bürger der Eidgenossenschaft. Er nimmt Theil an allen politischen Rechten, übt diese aus nach den bestehenden Gesetzen, nimmt Theil an dem gemeinsamen Vermögen der Gemeinde, wird unterstützt aus den Armengütern, wenn er bedürftig ist, und trägt

zu den Lasten bei, welche gemeinsam getragen werden müssen. Er ist also vollberechtigt zu Allem, sobald sein Name als Gemeindegürger im Bürgerbuche verzeichnet steht; aber wehe ihm, wenn er zu den *Parias* gehört, die ihre Existenz in der Gemeinde nicht nachweisen können, was durch Unsicherheit der Zeiten, durch Verlust von Papieren, durch heimliche und uneheliche Geburten, durch Betrug und Nachlässigkeiten und manche andere Umstände hergekommen sein kann. Dann ist er heimatlos; die Gemeinde stößt ihn von sich und keine nimmt ihn auf. Wie ein wildes Thier gehegt, flieht der Ausgestoßene von Ort zu Ort, wandert von Gefängniß zu Gefängniß, wird aus einem Kanton in den anderen transportirt, gemartert, verfolgt, verflucht und überall hülflos gelassen, denn jeder dieser kleinen Staaten besteht aus einer geschlossenen Anzahl von Gemeinden, und außer diesen giebt es keinen Raum, Alles lebt und webt in ihrem Verbande. Von ihnen geht alle Macht und Gewalt aus; die Regierungsbeamten, Rath, Grobtrath, Bürgermeister und Büttel, sind ihre Diener, welche in wenigen Jahren wechseln und Alle selbst, als Bürger, einer Gemeinde angehören müssen, denn ein bloßes Staatsbürgerthum ist in der Schweiz unmöglich. So sind denn die Heimatlosen Wesen, denen die

Erde unter den Füßen fortgezogen wird, die weder leben noch sterben können, und doch sind es Schweizer, ganz ohne Zweifel. Sie wissen, wo sie geboren sind, sie sind getauft und gute Christen, aber sie stehen nicht im Bürgerbuche, sie gehören nicht zur Gemeinde, das ist ihr Unglück und ihr Fluch.

In Zürich hat man jetzt das Niederlassungsrecht sehr erleichtert und auf diese Weise eine Milderung und endliche Auslöschung der alten Grausamkeit angebahnt. In anderen Kantonen, namentlich in den kleineren, ist die Zahl der Heimathlosen aber viel größer, weil es dort unmöglich ist, das Bürgerrecht zu erlangen, und man erzählt schreckliche Dinge von ihren Leiden und Verfolgungen.

Will nun ein Fremder sich in der Schweiz sesshaft machen, so ist es nöthig, daß er zuvörderst bei irgend einer Kantonsgemeinde das Bürgerrecht erwirbt, das heißt kauft, denn gekauft und bezahlt muß es werden, und zwar, je nach den Gemeinden und deren Gütern, oft sehr hoch, immer aber wird es einige hundert Gulden kosten. In älterer Zeit waren mit der Bürgerrechterwerbung in den Städten große Vortheile verknüpft, weil nur diese Handel und Verkehr im Kanton treiben durften. Jetzt fällt dies freilich fort, und es bleibt nur die

Vertheilung von Holz aus den Gemeindewaldungen und vielleicht von Wein aus den Weingärten übrig; ferner: Armenunterstützung, in nöthigen Fällen Aufnahme in das Bürgerhospital, Hülfsleistungen bei Krankheiten u. s. w. Dennoch kostet das Bürgerrecht in der Stadt Zürich 1,100 Schweizerfranken und das der Stadt Winterthur sogar 1,400 Franken; dafür erhält jeder Bürger jährlich dort, die Unverheiratheten drei Klafter, die Verheiratheten fünf Klafter Holz; überdies wird jeder Haushaltung Wein zuge-theilt und bei jeder Taufe empfängt der Taufvater einen vollen Eimer des winterthurer Gewächses, werden aber Zwillinge geboren, so erfolgt ein ganzer Saum davon.

In der Stadt Zürich bekommen die Bürger nichts, als eine Klafter Holz. Dagegen haben sie manche Abgaben zu tragen, so daß nicht leicht Einer ohne besondere Gründe jetzt das theure Bürgerrecht der Stadt kauft, das einst so köstlich war und selten vergeben wurde. Man sucht sich eine billigere Gemeinde aus, aber man muß sich wohl hüten, in eine zu arme zu treten; denn mag man dort leben oder nicht, man muß zu allen Lasten, Armenunterstützung, Kirchen, Schulen, Wegen u. s. w., beitragen, und selbst wer etwa im Auslande wohnt, ist dazu angehalten, wenn er Gemeindebürger sein und bleiben will, ob er auch

seinen Aufenthalt in Petersburg oder Newyork genommen hat.

Dagegen kann der Bürger der kleinsten Gemeinde überall im Kanton bei Wahlen u. s. w. seine politischen Rechte ausüben. Er kann in Zürich mitstimmen, kann in Zürich Haus und Hof besitzen, kann Gewerbe treiben u. s. w. In vielen Kantonen, welche unter sich darüber ein Abkommen geschlossen haben, stimmen die Bürger, welche in dem einen Kanton geboren sind, oder überhaupt Bürgerrecht dort haben, im Fall sie in einem anderen Kanton sich ansässig machen, oder dort arbeiten und sich länger aufhalten, ganz so wie die eigenen Kantonsbürger, nur daß sie nicht zu Ämtern wählbar sind.

Der geborene Schweizer ist nun als Gemeindebürger von selbst auch Staatsbürger in der Eidgenossenschaft; der Fremde muß das eidgenössische Bürgerrecht wiederum erst kaufen und mit 400 Schweizerfranken bezahlen. Zuvörderst muß er also einer Gemeinde angehören, denn ohne diese nothwendige Ingredienz kann er nicht Staatsbürger sein. Die reichen Gemeinden aber, welche viele Gemeindegüter und Armengüter besitzen, hüten sich wohl, einen neuen Bürger aufzunehmen, so daß es äußerst schwer ist, dort Zutritt zu erlangen. Es giebt Gemeinden (wenn auch nicht im Kanton Zürich), die so reich

an Gemeindegütern sind, daß ihre Bürger nicht allein gar keine Lasten zu tragen haben, sondern auch jährlich reichlich ausgezahlt bekommen. Vielen werden Gemeindefelder und Matten auf Lebenszeit zur Benugung gegeben, und wer etwa verarmt, dem wird sofort geholfen. Man reicht ihm aus dem Gemeindegut so viel, daß er bequem leben kann. Eine solche Gemeinde ist z. B. Meyensfeld in Graubünden und manche andere ist ihr ähnlich. Allein eben die gänzliche Absperrung der Gemeinden in sich macht, daß, während die eine Überfluß besitzt, die Nachbarn vielleicht bitter arm sind, und während hier gar keine Lasten getragen werden, dort die Angefessenen darunter erliegen und nicht wissen, wo und wie sie die allernothwendigsten Kirchen-, Schul- und Armen-Abgaben bestreiten sollen.

Gerade dieser Punkt ist ein großes Hinderniß in der Schweiz, um zu einem gemeinsamen Staatsbürgerthum im Kanton selbst zu kommen, dessen Bürger ganz verschiedenartig, je nach ihrem Gemeindevermögen, zu den Abgaben herangezogen sind, weil eben die Gemeinden so Vieles selbst zu verwalten haben und reiche Gemeinden wenig, arme aber viel zu geben haben. In Bern hat es die neue Regierung versucht, an diesen altherkömmlichen Satzungen zu rütteln und eine Ausgleichung zu

Stand zu bringen, der wir später gedenken werden; allein sie hat davon absehen müssen. Hier will ich mich darauf beschränken, an Zürichs Einrichtungen gezeigt zu haben, wie überhaupt das Gemeindewesen und das Gemeindebürgerthum die Grundlage des ganzen staatlichen Verhältnisses in der Schweiz ist. Wer nicht Gemeindebürger ist, kann Niederlassungsrecht erwerben und ist in Betreff der Abgaben besser daran, als der Bürger, nur daß er bei irgend einem Vorfalle fortgezogen werden kann. Ebenso ist es auch mit den Fremden, die eine Bürgerschaft von einigen tausend Schweizerfranken leisten müssen und dann eine Fremdensteuer bezahlen, wofür sie von Jahr zu Jahr im Kanton wohnen können, bis vielleicht irgend ein Verhältniß ihre Fortweisung veranlaßt. Wer bleiben und in der Schweiz leben und sterben will, thut daher gewiß gut, wenn er das Bürgerrecht zu erwerben sucht. Kein noch so langer Aufenthalt im Lande naturalisirt ihn, ebenso wenig seine im Lande geborenen Kinder. Sie sind und bleiben Fremde, die nach Generationen noch ausgetrieben werden können. Selbst aber wenn ein Familienvater das Bürgerrecht in einer Gemeinde kauft, nehmen nur die Kinder unter vierzehn Jahren daran Theil, ältere müssen dies Recht ebenfalls kaufen, und offenbar ist dies eine Härte, die den

Gemeinden zwar Geld bringt, aber es noch mehr erschwert, Schweizer Bürger zu werden.

An der Spitze jeder Gemeinde steht ein Gemeinderath mit einem Präsidenten (dem Gemeindevorstand) und zwei bis zwölf Gemeinderäthen. Die gesammte Gemeinde hat über Ertheilung des Gemeindebürgerrechts zu entscheiden, worauf der Regierungsrath des Kantons dies durch Ertheilung des Landrechts bestätigt oder verwirft. Die Gemeinde beschließt über Gemeindeabgaben und Steuern und wählt den Gemeinderath, der die Verwaltung leitet, die Gemeindegüter beaufsichtigt, die Gesetze und Polizeivorschriften in Kraft hält, die Witwen und Waisen unter Obhut nimmt u. s. w.

Jede Gemeinde wählt auch ihren Friedensrichter auf vier Jahre, vor dessen Tribunal alle bürgerlichen Rechtsstreite zuerst gebracht werden müssen, ehe sie an die Gerichte kommen, und welcher die Schlichtung versucht. Offenbar eine höchst wohlthätige Einrichtung, die auch bei uns überall eingeführt zu werden verdiente.

In jeder Kirchengemeinde führt der Stillstand die Aufsicht über das Kirchen- und Armengut. Er wird von der Gemeinde auf vier Jahre gewählt und hat in allen Ehesachen das Vermittleramt. Erst wenn ihm die Vermittlung in Ehestreitigkeiten

nicht gelingt, können Scheidungsprocesse eingeleitet werden.

Der Stillstand besteht aus dem Pfarrer, als Präsidenten, den übrigen Gemeindegeistlichen, dem Gemeindeamman und wenigstens vier Stillständen, die von der Gemeinde gewählt werden.

Für das Gemeindeschulwesen sorgt der Schulrath (die Schulpflege), welche in jeder Gemeinde aus dem Pfarrer, als Präsidenten, und wenigstens vier Mitgliedern besteht, welche von der Gemeinde auf vier Jahre gewählt werden. Der Pfarrer hat nur eine Stimme bei den Beschlüssen. Der Schulgemeinde steht die Erwählung des Schullehrers zu, den sie aus drei Kandidaten zu wählen hat, welche der Erziehungsrath des Kantons ihr aus der Zahl der geprüften und für wählbar erklärten Schulmänner vorschlägt.

So hat auch jede Kirchengemeinde die Wahl der Prediger und deren Gehülfen aus drei Kandidaten herzuweisen, welche ihr vom Kirchenrathe des Kantons aus der Zahl der in das züricher Ministerium aufgenommenen Geistlichen vorschlägt.

Die Kantonal- und Bezirksbehörden führen die Oheraufsicht über alle Gemeinde-, Armen-, Kirchen- und Schulgüter. Zu allen Gemeindeämtern gehört ein Alter von 25 Jahren; kein Gemeindebürger,

welcher in der Gemeinde wohnt, darf sich weigern, ein ihm übertragenes Amt wenigstens für eine Amtsdauer anzunehmen.

Dies sind im Allgemeinen die Grundzüge der Verfassung von Zürich. Ich darf nur noch hinzufügen, daß an der Spitze des Kirchenwesens ein Kirchenrath steht, an dessen Spitze, als Präsident, der Antistes sich befindet, das Haupt der Geistlichkeit des Kantons.

Die gesammte Geistlichkeit ist zu einer Synode vereint, welche dem großen Rathe zur Antistesstelle drei Kandidaten vorschlägt, aus denen jener wählt. Die Kirchenräthe ernennt theils der große Rath unmittelbar, theils wählt sie die Synode, unter Vorbehalt der Bestätigung des großen Rathes, auf 6 Jahre.

Das Erziehungswesen steht unter einem Erziehungsrathe, der das gesammte Schulwesen des Kantons, die wissenschaftliche, wie die Volksbildung, leitet. Die Mitglieder desselben, und aus ihrer Mitte der Präsident, werden vom großen Rath auf 6 Jahre gewählt. — Sämmtliche Schullehrer bilden eine Schulsynode.

Durch diese Einrichtungen ist die Schule der Leitung der Geistlichkeit völlig entzogen worden, deren Einfluß auch auf den Volksunterricht ein geringer

bleibt, da der Pfarrer in den Gemeindegemeinderäthen nur eine Stimme hat, zugleich aber auch seine Stellung zur Gemeinde eine ganz andere ist, als früher wo er sich in Alles mischte, die Sittenpolizei ausübte, Kirchenstrafen verhängte und die, welche ihm nicht reichliche Opfer brachten und in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit nahten, als unruhige, lasterhafte Menschen bei seinen mächtigen Freunden und Bettern in der Stadt schilderte, welche dann gelegentlich die Verklagten zu züchtigen wußten.

Die Pfarrstellen waren von jeher mit den Söhnen und Angehörigen der alten Aristokratie besetzt und sind es zum guten Theil noch, was nicht wenig zu einem gewissen Mißtrauen und einer Abneigung des Volkes gegen die Pfarrer beiträgt. Das Volk aber weiß recht gut, daß die Pfarrer jetzt gar nichts mehr helfen oder schaden können, wie denn überhaupt jeder Landmann hier zu Lande seine Rechte vortrefflich kennt und mit bauerischem Egoismus darüber wacht, daß ihm nicht das Kleinste davon zu Schaden komme, oder daß er keinen Pfennig zahle, den er nicht zu zahlen durchaus nöthig hat. Die Pfarrer werden fest vom Staate besoldet, der ihnen Haus und Garten und ein Gehalt bis zu 1500 Franken giebt. Dies fängt mit 1000 Franken an und vermehrt sich von 6 zu 6 Dienstjahren um 100 Fran-

ten, bis zum Maximum. Alle Stolzgebühren sind dagegen abgeschafft. Der Pfarrer hat nichts bei Taufen, Trauungen oder Begräbnissen zu fordern, und seit die jetzige liberale Regierung an die Stelle der Reaktion getreten ist, kommen die Bauern auch ganz davon zurück freiwillig etwas zu opfern. Sie halten die Pfarrer für das, was diese thun, hinlänglich und überflüssig hoch besoldet, und weil die meisten weit geringere Einnahmen haben, als ihre Geistlichen, meinen sie um so mehr nach dem Gesetz und Recht zu handeln, wenn sie ihr Weniges für sich behalten.

Auch die Lage der Volksschullehrer ist in Zürich wesentlich verbessert worden, so daß keine Stelle unter 300 Franken (120 Thaler) einträgt, viele aber haben bedeutend mehr, und in großen wohlhabenden Gemeinden steigen die Einnahmen wohl auf das Doppelte und darüber. An den Stadtschulen und an der Kantonschule werden 1000 bis 1600 Franken Gehalt gegeben, an der Universität beziehen die ordentlichen Professoren, wie ich schon anführte, 1800 Franken, die außerordentlichen 800 Franken, wozu durch Nebeneinkünfte wohl noch immer einige hundert Franken kommen mögen.

Das ist nun freilich im Verhältniß zu dem, was in Deutschland gewöhnlich Lehrer und Professoren der

Schulen und Universitäten beziehen, unbedeutend zu nennen, allein die Volksschullehrer in Zürich sind doch besser daran, als in Preußen, wo es erst jetzt dahin gekommen ist, daß der Staat sich entschlossen hat, das Minimum des Einkommens derselben auf 100 Thaler zu bringen. Wie in Zürich ist es aber nicht überall in der Schweiz. Die Lage der Schullehrer in Bern ist schon weit kümmerlicher, und in anderen Kantonen sieht es noch übler aus. Schule und Schullehrer sind in höchster Dürftigkeit, und nur in Aargau, in Waadt und in der so arg verrufenen Basler-Landschaft ist das Schulwesen eine der Haupt Sorgen der Regierungen geworden, die wesentlich es reformirt und gehoben haben, wohl erkennend daß im Volksschulwesen das Hauptbildungsmittel des Volks liegt, dem alle gelehrten Anstalten und deren Blüthe nichts helfen.

Verweilen wir jetzt noch einen Augenblick bei den Hilfsquellen und Einkünften des Kantons Zürich, so giebt dieser uns im Allgemeinen wieder ein Bild für einen großen Theil der Schweiz, und zeigt wie hier manches geschehen kann, was in anderen Ländern unmöglich bleibt, deren Staatsorganisation Ausgaben bedingt, welche in der Schweiz fortfallen.

Wir haben gesehen wie 206 Volksabgeordnete den großen Rath bilden, dessen Mitglieder keine

Geldvergütung von Seiten des Staates empfangen, und dies ist fast überall in der Schweiz der Fall. Die Verwaltung ist den 13 Mitgliedern des Regierungsraths (11 Regierungsräthen und 2 Bürgermeistern) übergeben, von denen die Bürgermeister jeder jährlich 1800 Franken (720 Thaler Preuß.), die Regierungsräthe jeder 1600 Franken (640 Thaler) beziehen. Über zwei tausend Franken geht hier kein Gehalt hinaus; die meisten Ämter aber werden in den Gemeinden und Bezirken unentgeltlich ausgeübt.

Die gesammten Staatseinnahmen Zürichs bestanden nach dem Voranschlag vom Jahre 1846 in 1,355,612 Franken (542,245 Thaler Preuß.). Mehr als der dritte Theil hiervon kam aus den Zinsen von Kapitalien (Schulden hat Zürich so wenig, wie irgend ein Kanton der Schweiz) und allerlei Grundzins, Zehntengefälle, Pacht und Miethzins u. s. w. 303,000 Franken flossen dem Staat aus dem Post-, Salz-, Münz-, Pulver- und Bergwerksregale zu, und nur der dritte Theil aller Einnahmen aus directen Steuern und Abgaben.

Es giebt in Zürich elf Arten von Abgaben, darunter Stempelsteuer, eine Militairpflichtersatzsteuer für alle die, welche nicht selbst dem Lande Dienstpflicht leisten, eine Gastwirthschaftsteuer, welche an 100,000 Franken einbringt, Jagdpatentsteuer, für

die, welche im Kanton jagen wollen, und eine Handelsklassensteuer, Krämer- und Hausirsteuer, Hundesteuer, endlich eine Vermögen- und Einkommensteuer.

Die letztere ist die wichtigste von allen und jedenfalls auch die vernünftigste, denn sie stellt den durchaus richtigen Grundsatz fest, daß nicht allein der arbeitende Theil des Volks die Lasten tragen soll, sondern daß dazu jedes Vermögen und Einkommen herangezogen werden muß. So tragen denn alle Beamten von ihrem Einkommen auch die Steuer; jeder, der nicht Almosen empfängt, zahlt nach verschiedenen Tarifsätzen, deren niedrigster zwei Bagen (zwei Groschen) jährlich beträgt. Vom beweglichen und unbeweglichen Vermögen aber wird von 1000 Franken ein Franken erhoben; eben so von allem Grundeigenthum, das Fremden gehört. Jedermann tarirt sich selbst; die Revision liegt den Gemeinderäthen ob.

Diese Steuer bringt 219,000 Franken, also den sechsten Theil der ganzen Staatseinnahmen ein. Sie wird mit Recht allgemein von den Männern belobt, die Volkswohl und Gerechtigkeit ehren, und nur bedauert, daß die Vorschläge zu einer Progressivbesteuerung des Vermögens, welche in Zürich schon zwei mal zur Sprache kam, bisher nicht

durchbringen konnte. Man wollte demnach das Vermögen bis 40,000 Franken mit 1 pro millo, bis 80,000 Franken mit 2 p. m. und was darüber mit 3 p. m. besteuern, dagegen aber sollte die Salzsteuer aufgehoben und manches erleichtert werden, was das arme Volk belästigt. Eine solche Progressivsteuer des Vermögens ist in Basel eingeführt, wodurch zwar mehrere reiche Kapitalisten sich bewogen fanden, die Stadt zu verlassen; allein es waren nur Einzelne. Die Meisten, welche mit Auswanderung gedroht hatten, blieben und haben sich darin gefunden. In Zürich fürchtete man Ähnliches und schlug die Progressivsteuer ab, aber man wird dies nicht immer können. Die allgemeine Stimme fordert schon jetzt ihre Einführung und ohne Zweifel wird das Verlangen mit der Zeit sich so steigern, daß man nachgeben muß.

Blickt man auf Deutschland, und darin z. B. auf Preußen, wo nur Ackerbau, Handel, Industrie und Gewerbe, im Allgemeinen also die Arbeit, die Steuern trägt, wo der arme Weber Kopfsteuer und Klassensteuer zahlt, während der Millionair, oder der überhoch besoldete Präsident, General u. s. w. nicht einen Pfennig zu den Staatslasten beiträgt, so muß man sagen, daß die kleine Republik Zürich weit richtigern Grundsätzen folgt, als große Monarchieen.

Diese können allerdings in sehr vieler Beziehung nicht mit den Zuständen der Schweiz verglichen werden. Die Beamtenheere der monarchisch regierten Länder erfordern ungeheure Ausgaben. Denn dort ist es nicht, wie hier, wo die Beamten Volksdiener sind, welche alle zwei, vier oder sechs Jahre vom Volke wieder gewählt werden, wo es also keine Bureaufratie geben kann, da Jeder darauf gefaßt sein muß Anderen Platz zu machen, jeder Beamte also noch irgend einem andern Stande angehört, oder Vermögen besitzt um sich zu nähren, wenn das Volk sagt: geh, wir bedürfen deiner Dienste nicht mehr! Die Beamten der Schweiz sind daher meist Advokaten, Ärzte, Kaufleute, Landeigenthümer u. s. w., welche ihrem Vaterlande aus Streben des Ehrgeizes oder der Neigungen dienen und nicht darauf hingewiesen sind von ihrem Beamtengehalt zu leben. Das Volk gewährt seinen Dienern eine Entschädigung für ihre Mühen, aber es belohnt sie nicht, pensionirt sie auch nicht und nirgend ist hier eine gebietende Person, durch deren Gunst Geld, Ehren, Orden u. s. w. zu erlangen wäre. In den Parteien liegt die Bewegung und Leitung des Staates, aber mögen diese Parteien sich stürzen, die Führer und Leiter, denen die Beamtungen zufallen, erhalten keinen Pfennig mehr, als ihre verdrängten Gegner.

Wie anders ist das Alles in der Monarchie, wo der Beamte sich selten oder nie als Staatsdiener, sondern als Diener des Staatshauptes empfindet und empfinden muß, denn sein Fortkommen, sein Glück, sein ganzes Schicksal hängt von der Gunst ab, welche er sich zu erwerben weiß. Mit Hülfe der Beamten wird das Volk beherrscht. Der Herrscher hat ergebene Werkzeuge dazu nöthig, sein Wille tritt an die Stelle des Volkswillens, das eine dumpfe, gehorchende Masse dem gebietenden Willen eines Einzelnen gegenüber bildet. Je mehr Beamte, je besser die Überwachung. Darum ist es nöthig diese Werkzeuge auch gut zu bezahlen, und man darf sich nicht wundern, wenn die mitherrschende Kaste von Beamten wohlgenährt und verpflegt sein will, denn ihr ganzes Leben ist ja darauf gerichtet so große Vortheile wie möglich aus ihren Anstellungen zu ziehen, sich für höhere Gehalte und höhere Würden zu empfehlen. Sie verlernen dabei, daß sie Bürger sind und zum Volke gehören, meist ganz und gar, und trennen sich instinkartig von diesem; selten oder nie haben sie eine bürgerliche Thätigkeit erlernt, die sie ernähren könnte, auch sind sie arm und abhängig. Sie sind und bleiben Beamten bis zum Grabe und können nichts anderes sein.

Dazu kommt in den Monarchieen der Geburts-

unterschied nach Ständen, welche so sehr verschieden berechtigt sind. Selbst in den ausgebildetesten, constitutionellen Staaten bleibt das eigentliche Volk ohne Theilnahme am Staat, denn ein Wahlcensus schließt es aus. Ein gewisses Abgabensquantum zieht den Scheidestrich zwischen den Berechtigten und den Proletariern; ein anderer Census trennt die Klasse der Wähler wohl auch von den Wählbaren. In der Schweiz ist kein Unterschied der politischen Rechte zwischen den Bürgern. Es liegt am Volke selbst, an seiner Einfalt, seiner Rohheit und Armuth, seiner Unbekanntheit mit dem Leben, an der Trägheit des menschlichen Geistes, der so gern und lange am Alten festlebt, und an der natürlichen Macht der Bildung und des Reichthums, wenn seine Zustände hinter seinen Rechten zurückbleiben. Aber es giebt keine Geburtsvorrechte eines Adels mehr, keine Ungleichheiten vor dem Gesetz, keinerlei ständische Unterschiede, keine Kaste die herrschen könnte. Die Schweiz würde daher glücklicher genannt werden müssen, als die meisten Länder der Erde, wenn eine gleichmäßige Bildung alle die großen Zerwürfnisse und Verschiedenheiten überwände, welche ihre Bewohner trotz der gleichen politischen Rechte trennt.

Wie mit den bürgerlichen Beamtungen in der Schweiz, ist es auch mit den militairischen bestellt.

Sämmtliche Schweizer sind verpflichtet dem Vaterlande zu dienen; meist, wie auch in Zürich, vom 19ten bis zum 40sten Jahre. Mit dem Eintritt der Dienstpflicht ist auch gewöhnlich der Beginn zur Ausübung der bürgerlichen Rechte verbunden. Wer Offizier werden will, muß die Militairschule besuchen, dort sein Examen machen, dann wird er vom Kriegsrath ernannt, und nach und nach steigt er im Amte bis zum eidgenössischen Obersten. Allein Bürger bleibt er darum doch, treibt sein bürgerliches Geschäft nach wie vor, ist Kaufmann, Fabrikant, Advokat, Bauer u. s. w., nur führt er den Titel seiner militairischen Würde nebenher. Sold empfängt er nicht anders, als wenn er zum Dienst einberufen wird, und Pension gar nicht. Er hat diese nicht nöthig, denn er ist vor allen Dingen Bürger. Auf diese Weise ist es möglich, daß Zürich sein ganzes Militairwesen mit jährlich 142,000 Franken (57,000 Thaler) erhält. Dafür ist der ganze Kanton in vier Militairkreise und 12 Quartiere, das ganze kriegsfähige Volk in zwei Auszüge und zwei Landwehrklassen getheilt, und binnen vier und zwanzig Stunden können eben so viele tausend Mann, mit Artillerie, Kavallerie und Scharfschützen in der Hauptstadt versammelt sein. Es giebt sehr viele wohlhabende Leute deren Söhne gern Offiziere werden; daher giebt es auch einen Überfluß

an Obersten, Majoren, Kapitänen u. s. w. in der Schweiz, wie denn überhaupt die Zahl der Betitelten Region ist. Ich erwähnte schon wie man alle Augenblick einen Präsidenten sieht, der aber nichts nach unsern Begriffen Präsidantisches an sich trägt, und dazu kommen die Gemeinderäthe, Bezirksräthe, und Leute mit den verschiedensten, prächtigsten Titulaturen. Allein man hat auch damit nicht genug, denn wer irgend einmal ein öffentliches Amt bekleidet hat, wird, wenn er davon abtritt, doch immer noch mit dem Titel bekleidet, vor dem dann ein: Alt gesetzt wird. Daher die enorme Menge der Alt-Regierungsräthe, Alt-Statthalter, Alt-Schultheißen, Alt-Bürgermeister, Alt-Gemeindepräsidenten und Gemeinderäthe u. s. w. So etwas artet leicht in Lächerlichkeiten aus und die Schweizer spotten eben so wohl über die Titulaturenwuth, wie wir es über unsere ähnlichen Thorheiten thun. Aber deswegen wird es nicht besser; am ärgsten sind die Damen darauf veressen, daß ihr Mann einen Titel habe. In Zürich giebt es eine Frau Vice-Sprachenmeisterin und dergleichen mehr. Mag der Titel sein wie er will, wenn es nur ein Titel ist. Es ist damit wie in Amerika, wo die Republikaner auch gar zu gern irgend einen Titel zu erwischen suchen, und als Richter, Räthe, ganz besonders aber als Ober-

sten und Generale in der Miliz ihn am leichtesten finden. So ist es auch in der Schweiz, wo es zwar nicht Generale, aber doch Obersten in solcher Zahl giebt, daß man das größte Heer damit besetzen könnte. Diese guten Milizoffiziere sind jedoch meist die friedlichsten Männer von der Welt und haben nicht die geringste Lust ins Feld und zur Schlacht zu marschiren, wenn es sich irgend vermeiden läßt. Sie sind mit ihrem Titel zufrieden und diese kosten dem Lande nichts. Bei uns dagegen kann kein Regiment mit dem Kriegsetat des Kantons Vern erhalten werden. Ein einziger General kostet so viel wie die ganze Regierung von Zürich, und die 150 Generale des preussischen Heeres gebrauchen das Doppelte der gesammten Staatseinnahmen der kleinen Republik, deren ein volles halbes Hundert mit einer Bevölkerung von zwölf Millionen Einwohnern für die 25 Millionen Thaler hergestellt werden könnten, welche der preussische Militäretat jährlich verschlingt.

Weil Zürich so wenig Aufwand für sein Militairwesen nöthig hat, kann es um so mehr für andere Dinge verwenden. Für das Unterrichtswesen giebt es jährlich 239,140 Franken aus, also beinahe noch mal so viel, als für das Militair. Das Volksschulwesen allein kostet jährlich 177,340 Franken. In Preußen kostet der Gesamtunterricht

kaum den fünf und zwanzigsten Theil dessen, was das Militair erfordert. Für den Bau von Kunststraßen hat der Kanton schon mehr als 4 Millionen Franken ausgegeben und fährt damit noch immer fort, denn er verwandte 1846 wiederum eine halbe Million Franken dafür. Ordnung in den Staatsausgaben, strenge Sparsamkeit, eine geregelte Vertheilung der Abgaben und Lasten, außerordentliche Billigkeit der Verwaltung, Öffentlichkeit, eine genaue Rechenschaftslegung und ein ungestörter bürgerlicher Fleiß bei bürgerlicher Theilnahme am Staat sind hier ersichtlich. Soll man nun wohl den deutschen Blättern glauben, daß die Schweiz so unglücklich und tief zu beklagen sei? Hier fühlt das so leicht Niemand, und wer es fühlt, hat es nicht zu verstecken; denn die Presse ist frei, man hat keinen Censor, der sofort Aufreizung zur Unzufriedenheit wittert. Ich glaube nicht, daß bei allem Parteistreit und allen Übelständen es einem Schweizer so leicht einfallen wird, das Glück der monarchischen Unterthanen und selbst das Glück der Franzosen und Engländer zu beneiden. Freilich wandern seit Jahren viele Schweizer auch nach Amerika aus und nehmen ihren Fleiß mit in die neue Welt hinüber, sammt ihren Erfahrungen in der Landwirthschaft. Mit dem Gelde, was in der Schweiz wenige Mor-

gen Land kosten, können sie in dem neuen Vaterlande fünfzigmal mehr fruchtbaren Boden kaufen. Das lockt den Spekulationstrieb; günstige Nachrichten kommen dazu; in Amerika aber finden die Auswanderer noch größere bürgerliche Freiheit, als sie daheim aufgeben. Sie verlieren also nichts und kommen meist auch gut fort, denn sie sind an Sparsamkeit und Arbeit gewöhnt, wissen sich zu schicken und erscheinen meist nicht ganz unbemittelt in dem neuen Vaterlande.

Man hört in der Schweiz oft Klagen über die vielen Abgaben und Abgabenvermehrungen, welche fast unerschwinglich seien, weshalb man eben sein Geld öfter umkehren müsse, als andere Leute. Aber die Schweizer wissen meist nicht, wie es hinter den Bergen aussieht und wie wohl es ihnen in dieser Beziehung geht, denn sie bezahlen bei weitem am wenigsten in ganz Europa. Nur daß in neuern Zeiten die Ausgaben gewachsen sind gegen früher, wo die Bürger in den bevorrechteten Städten fast nichts zur Staatserhaltung beitrugen, das dünkt, wenn sie das Sonst und Jetzt vergleichen, ihnen ein Wachsthum schwerer Lasten. Im Kanton Zürich kommen aber auf den Kopf ungefähr drei Franken; in Preußen 15, in den übrigen deutschen Ländern wenigstens 12, in Frankreich 22 und in England 46 Franken u. s. w.

Ich will hier zum Schluß eine Übersicht der Abgaben in verschiedenen Kantonen herstellen, woran man sehen kann, daß die Schweizer sich meist außerordentlich wohlfeil regieren.

In Basel-Stadt zahlt der Kopfsährlich 13 Fr. 52 R. *)

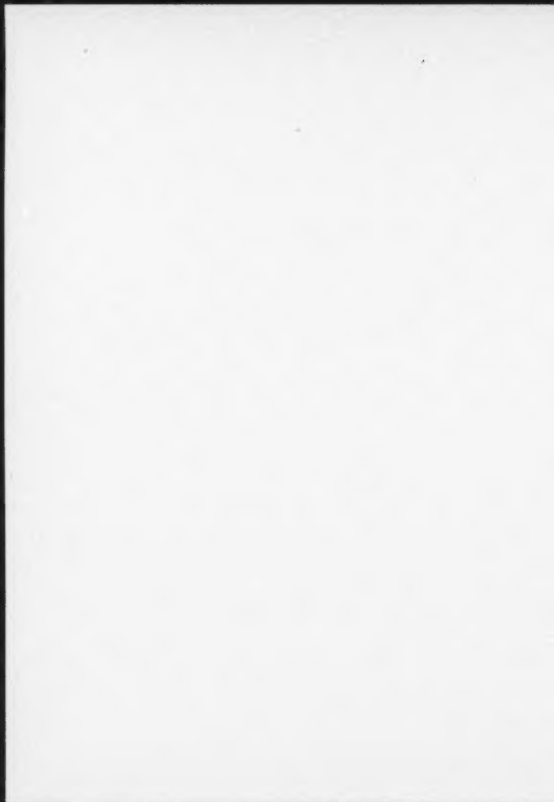
Im Kanton Waadt	6 "	9 "
" " Solothurn	2 "	98 "
" " Basel-Land	2 "	63 "
" " Bern	2 "	54 "
" " Neuenburg	2 "	7 "
" " St. Gallen	2 "	3 "
" " Aargau	1 "	74 "
" " Luzern	1 "	63 "
" " Wallis	1 "	60 "
" " Schaffhausen . . .	1 "	23 "

*) Hundert Rappen machen einen Franken.



Druck von C. F. Kist in Hannover.





Die
Schweiz und ihre Zustände.

Von

Theodor Mägge.

Ausgewählte Unterhaltungsschriften,
welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

- Theodor Mügge: Skizzen aus dem Norden.** 2 Bde.
Mit einer großen Reisekarte von Norwegen. 4 $\mathfrak{f}$.
- **Schweden im Jahre 1843.** 2 Bde. 3 $\mathfrak{f}$.
- **Neue Novellen.** 1—3r Bd. 4½ $\mathfrak{f}$.
Inhalt: Die schwarze Dame. David. Solvia. Bilder
der Zeit. Der Bogt von Hiddensee. Die gute alte Zeit.
Das Pfarrhaus in Grover.
- **Neue Novellen.** 4—6r Bd. 4½ $\mathfrak{f}$.
Inhalt: Kreuz vom Berne. Zu spät. Der Weg zum
Stück. Eduard Montague. Der Freischütz von Bolau.
Abenteuer einer Nacht. Haus Arile.
- C. Herloßsohn: Wallensteins erste Liebe.** Historisch-
Romantisches Gemälde. 3 Bde. 4½ $\mathfrak{f}$.
- August Lewald: Russische Geschichten.** 2 Bde. 2 $\mathfrak{f}$.
von Münchhausen: Heinrich von Sachsen. Roman.
3 Bde. 3½ $\mathfrak{f}$.
- F. G. Kühne: Portraits und Silhouetten.** 2 Bde. 3½ $\mathfrak{f}$.
- Alexander Jourdan: Das Palais Royal.** Ein
historischer Roman. Aus dem Engl. 3 Bde. 2½ $\mathfrak{f}$.
- Theodor Mundt: Carmela oder die Wiedertaufe.** Ro-
man. 1½ $\mathfrak{f}$.
- H. A. Oppermann: Pombal und die Jesuiten.** ½ $\mathfrak{f}$.
- Günther Nicol: Gedichte.** 1 $\mathfrak{f}$.

Verlag von C. F. Riess in Hannover.

Die
Schweiz und ihre Zustände.

18. 8. 1817.
Reiseerinnerungen

von

Theodor Mügge.

Zweiter Band.

Hannover, 1817.
Verlag von C. F. Riess.



621

Inhalt

des zweiten Bandes.

I. Kapitel Seite 1

Die Presse in der Schweiz — Die radikalen und conservativen Organe — Das litterarische Museum in Zürich — Graf Benzeli: Sternau — Vorbereitungen zur Tagsagung — Urtheil eines Schweizere — Der große Rath von Zürich — Zusammensetzung desselben — Die Sitzungen — Beginn der Tagsagung — Hauptbestimmungen der Bundesakte vom 7. August 1815 — Die Geschäftsordnung — Die Excellenzen — Ceremoniell der Tagsagungsöffnung — Der englische Gesandte — Die Sitzungen der Tagsagung — Heftige Scenen zwischen den Parteien — Öffentliche Charaktere: Baumgartner, Abyberg, Meyer, Druez, Frei — Die vier Sprachen — Die eidgenössische Kanzlei — Die statistischen und Handelsverhältnisse — Nachweise des Herrn von Gonzenbach — Die schweizerische Handelsfreiheit — Die Zölle und Zollkstätten — Die Post- und Briestaxen — Das Salzregal — Die Verkehrsverhältnisse mit Oesterreich — mit Frankreich — mit dem deutschen Zollvereine — Nachtheile der Schweiz — üble Bilanz zwis-

VI

schen Ein- und Ausfuhr — Industrie mit fernen Welttheilen
— Ausichten auf die Zukunft.

II. Kapitel Seite 81

Dampfboote auf dem züricher See — Die Kantone an
dessen Ufern — Usenau — Rapperschwil — Der Linthkanal
— Die Heerstraße der Touristen — Der Rigi — Der Rigi-
wagen — Der Albis — Der Kanton Zug — Verfassung des
Kantons — Mischung der reinen Demokratie und des Reprä-
sentativsystems — Einfluß der alten Familien und der Prie-
ster — Arth — Der Esel der Kapuziner — Der Bergsturz
von Goldau — Besteigung des Rigi — Wundervolles Pan-
orama — Der vierwaldstätter See — Mäggis — Luzern —
Alte Geschichte und alte Verfassung der Stadt — Das Pa-
triziat — Die Verfassung vom Jahre 1831 — Stadt und
Land — Intriguen der Junker und der Geistlichkeit — Die
Verfassung von 1841 — Begutachtung derselben durch den
Papst — Verfolgung aller freisinnigen Männer — Joseph Leu
von Ebersohl — Die katholischen Vereine — Urtheil eines
Luzerners über die jetzigen Verhältnisse — Dr. Robert Stei-
ger — Der Schultheiß Siegwart Müller — Die Freischaa-
renzjüge — Der Verhörrichter Amman — Die Notabilitäten
des jetzigen Regiments — Schwäche der liberalen Partei —
Dr. Kasimir Pfyster und Aitschultheiß Kopp — Preßzustände
— Luzern, als Centrapunkt der katholischen Partei — Die
Stadt — Die Brücken — Das Denkmal im Garten des
Generals Pfyster — Die Staatsgebäude — Die Reize der
Naturumgebungen — Die Zukunft Luzerns.

III. Kapitel Seite 147

Fahrt auf dem vierwaldstätter See — Das Dampfboot
— Ruderboote — Große Tiefe des Sees und der schweizer

Seen überhaupt — Vergleich mit den Fjorden Norwegens — Die Hirtenkantone — Unterwalden — Theilung des Kantons in zwei Halbkantone — Uraltetes Gemeindewesen — Verfassung und Geseze mittelst Herkommen und Gewohnheit — Die Almenden — Die Genossen und Beisassen — Die regierenden Herren im Landrath — Politische Rechte — Die Fremden und Heimathlosen — Die Geistlichkeit — Die Behörden — Die Justiz — Staatseinkünfte — Armuth und Bettelrei der Unberechtigten — Das Dorf Stanz — Die Alpen — Das Hirtenleben — Kloster Engelberg — Die Pfarrer.

Der Kanton Uri — Weg über die Surrenen nach Altdorf — Wilhelm Tell — Die Gamsenjagd — Ähnlichkeit der Verfassungs- und Lebensverhältnisse der Bewohner Uri's und Unterwaldens — Die wohlhergebrachten Übungen — Rechtszustände — Einsicht der Hirten und Unbekannthschaft mit der Welt — Die Gotthardstraße und das Thal der Reuß — Zug des General Suwarow über die höchsten Gebirge — Die Almenden in Uri — Widerwillen gegen alle Neuerungen.

Schwyz. — Umwandlung der alten Verhältnisse seit dem Jahre 1833 — Geringer Einfluß derselben auf das Volk, behindert durch das Almendwesen — Streite der Horn- und Klauenmänner — Staatseinkommen und Steuern — Beschlüsse — Der Flecken Schwyz — Reizende Lage desselben — Die Familienaristokratie aus den Genossenschaften — Die Jesuiten — Ursachen der Abneigung der Bewohner der Hirtenkantone gegen die großen Kantone — Der Einfluß von Schwyz auf Uri und Unterwalden — Rüstungen mit Hülfe Österreichs — Die Geistlichen, Klöster und Mönche — Die Benediktinerabtei Einsiedeln.

IV. Kapitel Seite 207

Der heilige Meinrad — Die Engelweibe — Wallfahrten und Wallfahrer — Rechte der Geistlichkeit in Schwyz sonst und jetzt — Handel mit Messen und Gebitten — Das Klo-

VIII

ster Einsiedeln und die Kirche — Die Märtyrer und Heiligen — Zerstörungen durch die Franzosen — Der Flecken Einsiedeln — Handel mit Heiligenbildern und Rosenkränzen — Die Todtenkapelle — Weg nach Schwyz über Rothenthurm, Moorgarten und Steinen — Bettelrei — Weg durch das Muetsthal über den Prager — Der Kanton Glarus — Das Alpthal — Der Glärnisch und seine Sagen — Das Thal der Linth — Die Fabrikarbeiter — Industrie des Protestantismus — Große Baumwollensfabriken — Bandwurmmkrankheiten — Bad Stachelberg — Wasserfälle — Pantenbrücke — Die Sandalp und der Tödi — Gebirgspanorama — Leben der Sennen auf den Alpen — Die Käseindustrie — Der Flecken Glarus — Alte Familien — Verfassung und Geschichte — Kämpfe und Streite der protestantischen und katholischen Bevölkerung — Leben und Sitten der Glarner — Jagd — Raubthiere — Lämmergeier.

V. Kapitel Seite 258

Der wallenstätter See und seine Felsenufer — Fabriken zwischen dem nackten Gestein — Poststraße nach Graubünden — Römische Colonien — Das Rheinthal — Zahlreiche Schloß- und Burgruinen — die grauen Hörner, die Kurfürsten, die Balfrieskette und die Appenzeller Gebirge — der Kanton St. Gallen — Einschließung der beiden kleinen Halbkantone Appenzell durch jenen Kanton — Merkwürdige Gegensätze in Beschäftigung, Leben und Sitten der Bewohner — Entstehung des jetzigen Kantons St. Gallen — Alte Geschichte — Verfassung von 1831 — Veto des Volks bei allen Gesetzen — Das enge und engherzige Gemeindeleben in der Schweiz als Hauptursach der Verknöcherung der Zustände und vorzügliches Hinderniß einer staatlichen Einheit — Familieneinfluß und Familienverbindungen — Stellung der katholischen und protestantischen Bevölkerung in St. Gallen — Trennung nach Confectionen — Einwirkungen der Religionsverschiedenheit auf die Wahlen und Zusammensetzungen des großen Rathes und der

Behörden — Kampf der radikalen und ultramontanen Parteien — Einwirkungen der Priester und Mönche — Die liberalen Fabrikanten und aufgeklärten Katholiken — St. Gallen im Begriff dem Übergewicht der Ultramontanen zu erliegen — Landamman Baumgartner — Die Industrie und der Handel — Großer und kleiner Rath — Protestantische und katholische Behörden — Justiz und Gerichte — Staatseinnahmen und Ausgaben — Weg durch das Toggenburg — Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes — Große Baumwollenindustrie, Färberei: und Musselinarbeiten — Toggenburger Bauart der Häuser — Mollenbäder und Kuranstalten — Das Appenzeller Land — Appenzell — Aussen: Rhoden und Innen: Rhoden — Merkwürdige Verschiedenheit des protestantischen Aussen: Rhoden und des katholischen Innen: Rhoden — Industrie und Hirtenleben — Herisau — Appenzeller Tracht — Alte Geschichte — Verfassungen der Halbkantone — Organische Verfassungsentwicklung und Fortschritte zur neuen Zeit in Aussen: Rhoden — Trogen — Schulen und Kirche — Die Rhoden — Landrath und Hauptleute — Gemeinden, Genossenschaften und Almennden — Beamtenaristokratie in Aussen: Rhoden — Familienoligarchie in Innen: Rhoden — Gerichtsverfassung im alten Lande — das Landbuch von 1585 — Ähnlichkeit der Zustände in Innen: Rhoden mit den Hirtenkantonen am vierwaldstätter See — Unmöglichkeit das Landrecht zu erwerben — Religiöse Unbuddsamkeit — Leben der Hirten auf den Alpen — Bettelerei — Erstarrung des Volks — Der Marktflecken Appenzell — Die sogenannte Freiheit des Volks — Die Landgemeinde — Gerichts- und Gefängnißwesen — Beispieler der Criminal-Justiz der kleinen Kantone — Brandstiftungen und Kindermord — Zuchthaus beim Todtengraber in Appenzell — Spiele der Hirten in Appenzell und im berner Oberlande — Verkümmern der Volksspiele in der Schweiz — Fröhlicher Sinn der Appenzeller — ihr Witz und ihre Grobheit in der ganzen Schweiz berühmt — Sprache der Hirten — Unterschiede in Aussen: Rhoden und in St. Gallen — Die Stadt St. Gallen — Industrie und Regsamkeit — Öffentliche Anstalten — Bildung und Reichthum — Reizende

X

Umgebungen — Der Freudenberg — Blick auf den Bodensee
und auf die Gebirge — Schöne Landstraßen — Der Rhein —
Borarlberg — Tyrol — Rhätien — Der Marktflecken Ragaz
— Das Thal der Tamina — Bad Pfeffers — Der Tamina-
schlund — Das Kloster.

I. Kapitel.

Die Presse in der Schweiz — Die radikalen und conservativen Organe — Das literarische Museum in Aärich — Graf Wenzel-Sternau — Vorbereitungen zur Tagsatzung — Urtheil eines Schweizer — Der groÙe Rath von Aärich — Zusammensetzung desselben — Die Sitzungen — Beginn der Tagsatzung — Hauptbestimmungen der Bundesakte vom 7. August 1815 — Die Geschäftsordnung — Die Freirennen — Ceremonie der Tagsatzungsöffnung — Der englische Gesandte — Die Sitzungen der Tagsatzung — Heftige Scenen zwischen den Parteien — Öffentliche Charaktere: Baumgartner, Rüdberg, Meier, Deuch, Frei — Die vier Sprachen — Die eidgenössische Kanzlei — Die statistischen und Handelsverhältnisse — Nachweise des Herrn von Sonjendach — Die schweizerische Handelsfreiheit — Die Bälle und Zollstätten — Die Post- und Briefsteuern — Das Salzregal — Die Verkehrsverhältnisse mit Osterreich — mit Frankreich — mit dem deutschen Zollvereine — Nachtheile der Schweiz — Abie Bilanz zwischen Ein- und Ausfuhr — Industrie mit fernem Wetttheilen — Ausichten auf die Zukunft.

Aärich war in diesem Jahre Vorort. Somit versammelten sich die Abgeordneten aller Kantone hier und hielten die Tagsatzung, deren Eröffnung mich neugierig machte. Wenn man bedenkt, welcher bittere Haß und Streit seit Jahren die Schweizer trennt, was erst 1845 in Luzern geschehen ist, was in Wallis, und wie die kleinen Kantone mit diesen vereint ihren geheimen feindlichen Bund geschlossen hatten, dessen Verhandlungen und Pläne so eben durch den Professor Herzog in Bern bekannt gewor-

den waren, so schien es bedenklich, daß Männer, welche täglich in den Zeitungen in Ausdrücken der heftigsten Parteisprache bescholten wurden, hier erscheinen und mit Gegnern zusammentreffen sollten, denen in den Organen der katholischen und conservativen Partei vielleicht noch Ärgeres widerfuhr. Aber das ist die glückliche Folge des öffentlichen Lebens und der freien Presse: sie lehren den Parteienkampf verstehen, lehren die Parteisprache ertragen und fassen bei aller Heftigkeit der Aufregungen doch dem Volke Scheu vor gesetzlosen Handlungen ein, mag der Wortkampf auch noch so roh und wild erscheinen.

Die Presse in der Schweiz bietet allerdings größtentheils ein Bild wüster Klopffechterei dar, an dem wenig Erquickliches zu schauen ist, denn namentlich in der deutschen Schweiz ist die Tagespresse der Tummelplatz aller der großen und kleinen Bosheiten und Intriguen, mit denen die Parteien sich anfallen. Wenn die Sprache und die Haltung der Presse die Bildungsstände eines Volks ausdrücken, so ist die Schweiz einer üblen Beurtheilung ausgesetzt; vieles liegt jedoch in den Verhältnissen, denn der größte Theil der zahlreichen kleinen Schweizerblätter ist für einfache Bürger und Landleute berechnet, welche verständliche, kurze, derbe und scharfe Ausdrücke lieben. Große Städte und Leute von feiner Welt-

politur in Sitten und Gewohnheiten hat die Schweiz nicht viele; andererseits aber sind die Tagesblätter meist Buchdruckerspeculationen. Von einer ordentlichen Redaktion ist dabei nicht die Rede, von guten Besoldungen noch weniger. Der Buchdrucker schreibt selbst, oder es finden sich gute Freunde, welche sich vernehmen lassen wollen. Man dient einer Partei und diese unterstützt unentgeltlich das Blatt mit Aufträgen. Schriftsteller, Publicisten und Journalisten, welche von der Tagespresse leben wollen, finden sich in der Schweiz kaum ein Paar, und selbst die bedeutendsten Parteiorgane bestehen größtentheils dadurch, daß sie von der Partei gehalten und erhalten werden. Hier schreiben Regierungsräthe und Bürgermeister, Schultheisse und Präsidenten; dort Alt-Bürgermeister, Alt-Regierungsräthe, Alt-Schultheissen und wer sonst zu den Gegnern gehört. Die einflußreichen Männer suchen sich ihre Organe, stiften auch wohl selbst ein solches und regen ihre Freunde zur Theilnahme an; allein selten kommt viel Talent zusammen. Die Verhältnisse sind gar zu klein. Es erscheint Hans und Kunz und macht sich breit. Es wird gestritten und geschimpft, die kleinlichsten Anfeindungen und Lügen ohne Zahl werden ausgestreut und gewöhnlich kommt es auf Persönlichkeiten hinaus. Hier wird von einem confer-

vativen Pfarrer erzählt, der dies und das gesagt und gethan haben soll, dort von einem liberalen Regierungsrath, der betrunken gewesen ist; da von einem radikalen Großrath oder Verfassungsrath, den ein Bauer abgeprügelt hat, oder von einem bekannten Major oder Obersten, der irgend wo eine Albernheit beging, die üble Folgen hatte. In gleicher Weise geschieht es den Männern, die noch mehr den Haß der Parteien tragen, weil sie deren vornehmste Leiter sind. Sie werden lächerlich gemacht, verhöhnt, als verworfene Wesen bezeichnet und kein gutes Haar an ihnen gelassen. Das möchte Alles hingehen, vom Parteistandpunkte aus darf man keine Unparteilichkeit erwarten; allein die Form und die Sprache, in der die Angriffe erfolgen, ist häufig unmäßig roh und würdelos, und hierin hat keine Partei sich über die andere zu erheben. So wurde z. B. von einem radikalen züricher Blatt bei Eröffnung der Tagsatzung mehreren Tagsatzungsgesandten aus den katholischen Kantonen eine tüchtige Tracht Prügel angeboten, wofür denn natürlich die Blätter der andern Farbe nicht versäumten, ein entsetzliches Lamento anzustimmen über die verbrecherische, entsetzliche Bande von radikalen Taugenichtsen, welche die schweizer Presse herabwürdigten. Aber diese conservativen Journale machen es noch weit schlimmer, als jene. Sie schä-

men und scheuen sich nicht die boshaftesten Erdichtungen über ihre Gegner auszubreiten; sie erfinden Lügen und Verleumdungen, entstellen die unbedeutendsten und gleichgültigsten Vorgänge, und wenn die radikale Presse roher in den Formen, polternder und ungeschliffener ist, so ist die conservative dagegen heuchlerischer und jesuitischer zu nennen.

In der französischen Schweiz ist es weit besser mit dem Zeitungswesen bestellt. Man beobachtet wenigstens den äußern Anstand mehr und nimmt bei aller Bitterkeit und Entschiedenheit Rücksichten auf das Familienleben und auf Dinge, die den Streit nichts angehen. Die französische elegantere Form, der leichte französische Geist und die Verwandtschaft wirken dort ein. Man sucht sich Vorbilder bei den stammverwandten Franzosen, bei dem Centralpunkt alles französischen Lebens, bei Paris, dem wenigstens der Genfer nicht nachstehen will. Darum ist man nicht so absichtlich roh in der Sprache. Die Sitten sind milder, die Menschen selbst biegsamer und angeregter, höflicher und in den Umgangsformen liebenswürdiger, während der deutsche Schweizer gerade diese Eigenschaften am wenigsten besitzt.

Auch die äußere Ausstattung der Journale in der französischen Schweiz zeigt die Verwandtschaft mit Frankreich. Es sind Zeitungen in voller großer

Bogenform, mit Feuilletons versehen, gutes Papier und schöner Druck. Die deutschen Schweizerblätter haben dagegen kleines Format, in halben Bogen und sind oft vom billigsten Löschpapier gemacht. Man sieht es ihnen meist an, daß die größtmögliche Wohlfeilheit das Grundprincip ihrer Existenz ist, und wenigstens hierin ähneln sie vielen deutschen Zeitungen, die demselben Gesetze folgen und es nöthig haben, um Leser zu finden.

Ein Blatt, das durch die ganze Schweiz verbreitet wäre und ein anerkanntes Hauptorgan bildete, giebt es nicht. Vielleicht kommt die Neue Züricher Zeitung, welche Organ der jetzigen Regierung ist, dieser Aufgabe am nächsten. Sie vertritt das juste milieu, führt eine gemäßigte, gehaltene Sprache und läßt sich nicht leicht hinreißen, in irgend einer Weise leidenschaftlich zu werden. Dennoch hat sie öftere Proceßproceße wegen ihrer Äußerungen über die Luzerner und andere Kantonalverhältnisse gehabt, wie denn Proceßproceße überhaupt in der Schweiz nicht selten vorkommen und bei dem Mangel an Geschworenengerichten, wie bei den bestehenden Rechtsverhältnissen, den Regierungen leicht die Mittel bieten, ihre Widersacher zu züchtigen. Wenn aber gegen die Schimpfereien in den Schweizerblättern stets Proceße von den Betheiligten ein-

geleitet werden sollten, so würde dies täglich geschehen müssen; man begnügt sich daher zumeist, die Lüge als Lüge öffentlich zu brandmarken und kommt damit auch am besten fort; nur manche Regierungen können sich noch nicht darin finden, daß die Pressefreiheit auch dazu dient, sie selbst anzugreifen.

Die Neue Züricher Zeitung ist das einzige Journal in der Schweiz, das in mehreren tausend Exemplaren verbreitet ist und eines der wenigen, welche täglich erscheinen. Sie ist auch ein Buchhändler-Unternehmen und gehört dem Buchhändler Drelli, aber sie hat einen guten Redakteur an dem Professor Daverio, der von den Regierungsmitgliedern und den angesehenen Männern der liberalen Partei vielfach unterstützt wird. Den Conservativen gehört die ebenfalls in Zürich erscheinende Eidgenössische Zeitung, Eigenthum des Buchhändlers Schulthess und nominell von demselben redigirt; zumeist aber wohl vom Professor Bluntschli nebst einigen anderen Professoren, vornämlich deutscher Abkunft, geschrieben; denn auch hier sind die deutschen Gelehrten fast sämmtlich Gegner der liberalen Ideen und namentlich ist ihnen der schweizer Radikalismus außerst zuwider, der ihren Gelehrtenbüchel beleidigt. Auch die Eidgenössische Zeitung erscheint täglich und vertheidigt von Zürich aus die herabgekommene

Partei von 1839, während ihre Genossin in Luzern, die Staatszeitung, vom römisch-katholischen Standpunkte aus dasselbe Ziel verfolgt. Nun giebt es aber in allen Kantonen eine sehr große Zahl von kleineren und größeren Blättern, die ein, zwei oder drei Mal wöchentlich erscheinen, ihrer Partei dienen, wie sie können, und meist sämmtlich ihr kümmerliches Dasein durch einige hundert Exemplare fristen, welche von Freunden und Beförderern abgenommen werden. In diesen kleinen Wochenblättern findet man die Extreme vertreten, welche man verfolgen kann vom radikalen Basellandschafter Wochenblatt und der Neuen Berner Zeitung, durch das juste milieu des Schweizer Beobachters, der Solothurner, Aargauer und Züricher Blätter, bis zu der Allgemeinen Schweizer Zeitung, dem St. Galler Erzähler, und den freiburger, luzerner, schwyzer und anderen Jesuitenorganen.

Auch in Zürich erscheint ein wild radikales Blatt: Freie Stimmen genannt, das alle Formen mißachtet und eben die jesuitenfreundlichen Tagessatzungsge sandten mit Prügelein bedrohte. Nebenher aber sagt es freilich auch manche herbe und derbe Wahrheit, oft mit Kopf und Biß, der allerdings wohl nicht immer aus dem Salon stammt. Der Redakteur dieses Blattes ist ein Mann Namens Bürgi, welcher früher Regierungsrath war,

jetzt aber ein Wirthshaus hält: Auf der Platte genannt, der Sammelplatz der Radikalen. In diesem Gasthause findet man Bürgermeister und Räte, Obersten und Obergerichter, Tagsatzungsgefandte und die angesehensten Männer der Partei. Hier wird das Neue verhandelt, das Geschehene besprochen, die Taktik berathen und von hier aus ist vornämlich die Regierung von 1839 wieder gestürzt worden. Für einen Fremden hat es viel Auffallendes, auf den Holzbänken einer Gartenlaube, zwischen Bier- und Weingläsern und den einfachen Gerichten eines kleinen Wirthshauses, die angesehensten Männer des Landes vereint zu finden, deren Namen er häufig in den Zeitungen gelesen oder welche er als Redner im Sitzungssale gehört hat.

Ich habe öfter hier die Abgesandten der liberalen Kantone getroffen, vereint mit manchen interessanten Persönlichkeiten, wie z. B. dem Professor Ludwig Snell, Verfasser des Handbuchs des schweizerischen Staatsrechts. Ein Mann von bedeutenden Gaben und Kenntnissen, der seine Lebensgeschichte schreiben sollte und überhaupt wohl zumeist befähigt wäre, von den Verhältnissen der Schweiz ein umfassendes Gemälde zu liefern.

Die Schweizer Presse, zu der, außer den französischen geschriebenen Zeitungen, auch die Zeitungen

des italienisch redenden Kantons Tessin und des romanischen Graubündtens kommen, enthält sicher weit über hundert Tagesblätter, aber nur wenige haben irgend eine andere, als die beschränkte Vokalbedeutung. Viele entstehen und verschwinden wie die Eintagsfliegen und machen anderen Platz, denen es nicht besser geht. Im Kanton Zürich allein giebt es einige dreißig Blätter, so im Verhältniß auch in anderen Kantonen. Dennoch wird im Allgemeinen wenig gelesen, und was zur Hebung der Journalistik von manchen tüchtigen Männern, wie z. B. von Fröbel, versucht wurde, hat den richtigen Boden nicht gefunden.

Die Schweiz ist für eine bedeutsame Presse zu klein, zu zersplittert, zu verschiedenartig in Natur und Sitten, in Bildung ihrer Bewohner und aller ihrer Kulturzustände. Für uns, und für das Ausland überhaupt, ist die schweizerische Journalistik von gar keiner Bedeutung. Wir können höchstens daraus sehen, was geschieht, lernen läßt sich gar wenig. Artikel voll gründlichem Wissen und gründlichen Untersuchungen, Aufsätze voll Geist und Ideentiefe, welche sich mit den Zuständen des Landes oder gar der Menschheit beschäftigten, kommen selten oder nie vor. Keine allgemeinen Fragen werden darin abgehandelt; es ist immer die Partei und der liebe Kanton, welcher

darin seine Rolle spielt. Nebenher kommen dann die vier und zwanzig anderen Kantone und eben diese Presse zeigt es deutlich, wie die Schweizer so tief in ihrem Kantönchenwesen stecken, daß die übrige Welt versinken und verrotten könnte, wenn — sie nicht zufällig Baumwollen- und Seidenwaaren, nebst allerlei anderen Dingen, fabrizirten, welche das Ausland kaufen soll.

Und doch giebt es viele ausgezeichnete und treffliche Männer hier und hat von jeher solche gegeben, die für Wissenschaften sich bestreben und mit warmem Herzen die Leiden der Menschheit empfanden; die ihr Gut anwandten, um Wohlthätigkeitsanstalten zu stiften, und ihr ganzes Leben sich abmühten, die Kinder des Unglücks zu trösten, zu lieben und ihnen zu helfen. Wer könnte Pestalozzi vergessen, den großen Menschenfreund, und so manchen anderen wackeren Mann. Aber sie blieben allein und waren stets vereinzelt. Es kam nichts Ganzes und Allgemeines heraus. Der Egoismus der Herrschenden war immer mächtiger und die Regierungsgrundsätze blieben so verderbt, wie sie waren, trotz aller Armenhäuser, Hospitäler u. s. w.

Ich sprach eines Tages über diese Dinge mit einem berühmten Gelehrten, mit Professor Olen, der eine Fierde der züricher Universität und leider

unserem deutschen Vaterlande, dem er eigentlich angehört, durch wohlbekannte Verfolgungen entriffen ist. Seine Lobsprüche über die Fürsorge, welche die jetzige Regierung allen Lehranstalten und so auch der Universität widmet, gereichen dieser zur großen Ehre, aber auch er gestand zu, daß eben immer nur Einzelne gesammelt und gestrebt haben, während dem Ganzen kein rechter Sinn für geistige Entwicklungen beizubringen war, weil eben nichts für das Ganze gethan ward. Es war mir interessant zu hören, daß eben durch die Liebe und Theilnahme einzelner reicher Bürger fast alle die wissenschaftlichen Sammlungen der Stadt zusammengebracht worden sind, deren Benutzung mit vieler Liberalität gestattet ist, so daß Professor Oken versicherte, er hätte schwerlich an irgend einem anderen Orte sein großes naturhistorisches Werk so schnell und leicht vollenden können, wie hier, wo ihm die reichhaltige Stadtbibliothek ganz zu Gebot stand.

Die Einrichtung der Bibliotheksverhältnisse hat etwas Patriarchalisches. Hundert Personen geben jährlich einen Kronenthaler zur Erhaltung und Mehrung des Bücherschatzes, dazu kommen Vermächtnisse und freiwillige Spenden. Die Hundert nennen sich die Eigenthümer der Bibliothek. Jeder hat einen Schlüssel zu den Bücherräumen. Er sucht sich aus, was er

haben will, und läßt nur einen Zettel dort als Nachweis für das Gewählte. So konnte der gelehrte Naturforscher denn, im Besitz eines solchen Schlüssels, die Bibliothek ohne alle Beschränkung benutzen, und Niemand machte ihm so leicht das, was er nöthig hatte, streitig. Im Übrigen beschäftigten sich viele reiche Züricher mit mancherlei eigenthümlichem Wissen, sammeln Münzen und Alterthümer, studiren Heraldik, Botanik, Mineralogie u. s. w. und bringen schöne Kabinette zusammen. Aber Alles geschieht ganz in der Stille; Niemand erfährt etwas davon.

Ein schöner Eifer macht sich auch in Zürich für die Erhaltung des litterarischen Museums geltend, dessen treffliche Einrichtungen ich schon erwähnte. Das Museum ist vielleicht der einzige Ort, wo sich die politischen Parteien nicht ausschließen, sondern Alle sich vereinen, weß Glaubens sie sein mögen. Es ist eine Ehrensache geworden, diese Anstalt zu unterstützen und ihr Mitglied zu sein. In solchen Dingen, wo es gilt Rühmliches für das allgemeine Beste zu leisten, etwas einzurichten, was der Vaterstadt oder dem Kanton Ehre bringt, und ihn voranstellen läßt vor anderen, sind die Schweizer überhaupt, die Züricher aber ganz besonders, zu loben. Wenn es gilt ein gemeinnütziges Werk zu vollbrin-

gen, dessen Vollenbung die Staatsmittel übersteigt, treten die vermögenden Bürger herbei, und bringen nicht selten namhafte Geldopfer. So etwas kann nur in Republiken geschehen, denn hier nur kann sich der Gemeinsinn mit vollem Selbstbewußtsein entwickeln. In der Monarchie überläßt man die Sorge dem Staate und seinen Behörden. Niemand will mehr geben, als er geben muß, und die Unterthänigkeit ist ja auch so eingeschult, daß wenn irgend wer auch etwas geben will, die Erlaubniß und Bestätigung des Landesherrn erst dazu nöthig ist. So ist es im Großen, wie im Kleinen. In der Monarchie scheidet stets eine Kluft die Regierten von den Regierern, in der Republik ist der Staat das Eigenthum Aller, darum nimmt auch der Bürger einen ganz anderen Theil daran. Es schmeichelt seinem Stolz und ruft seinen Ehrgeiz hervor, etwas für Einrichtungen und Förderungen zum Allgemeinwohl zu thun. Der Reiche will und muß seinen Mitbürgern zeigen, daß er an ihrer Spitze genannt zu werden verdient; so läßt sich denn Manches einrichten und erlangen, und so wird auch dies litterarische Museum in Zürich möglich, während in dem großen Berlin eine Anstalt dieser Art bisher unmöglich geblieben ist. Mehr als vierhundert Personen bilden die Gesellschaft, von denen jede zehn Gulden

als Jahresbeitrag zahlt. Da Zürich überdies ein Aufenthaltsort vieler Fremden ist, so schließen sich diese auf längere oder kürzere Zeit an; allein die Vollständigkeit der Leseanstalt in allen Fächern könnte durch die Beiträge der Theilnehmer bei weitem nicht erreicht werden, wenn nicht in Zürich, wie überhaupt in der Schweiz, so viele verschiedene Gesellschaften von Ärzten, Juristen, Theologen, nebst landwirthschaftlichen, naturforschenden, militairischen Vereinen u. s. w. beständen, welche das Museum dadurch höchst wesentlich unterstützten, daß sie alle von ihnen gehaltene Journale und Schriften zuvörderst auf einen Monat im Museum auslegen ließen, ehe diese in den Vereinen circuliren. Hierdurch wird diese Anstalt reich in allen Fächern und kann bei solcher Hülfe wieder mit ausnehmender Liberalität gegen Fremde verfahren, welche, sobald sie von einem Mitgliede eingeführt werden, einen ganzen Monat lang das Museum frei besuchen können. Ein schöner Saal ist dort für die verschiedenen schweizer, deutschen und französischen Journale eingerichtet; die Fachwissenschaften sind in besondern Abtheilungen geordnet; man kann zum Nachschlagen alle älteren Journalblätter erhalten und neben diesen trefflich geordneten und reichen Sammlungen, befinden sich Sprechsäle und eine Restauration. An der Spitze stehen Direktoren,

wissenschaftlich gebildete Männer, welche sich die Erhaltung und Verbesserung des Ganzen sehr angelegen sein lassen, die neuen Bücher und Schriften auswählen, über die Anträge der Gesellschaftsmitglieder beschließen und die ganze Verwaltung leiten. In der ganzen Schweiz ist kein ähnliches Institut zu finden. Es macht eine der großen Annehmlichkeiten Zürichs aus, das überhaupt für den Fremden des Anmuthigen und Reizenden so vieles hat.

Zürich strebt sichtlich einer neuen Zeit zu, das bekundet sich überall. Die Universität und das wohlgeordnete Schulwesen trägt wesentlich dazu bei Aufklärung ins Volk zu bringen, das jetzt schon schwerlich mehr wegen der Berufung des Dr. Strauß sich beunruhigen würde. Die religiöse Strenggläubigkeit wird freilich wohl durch die festgehaltenen Formen der Kirche Zwinglis nur langsam freieren Gestaltungen weichen können, und bei Einrichtungen, wo der Priesterschaft durch Antistes und Synode eine bedeutende Macht eingeräumt ist, sind Reformen schwer zu machen; allein auch hier werden sie aus den Volksfortschritten hervorgehen müssen.

Schöne Kirchen hat die Schweiz wenige aufzuweisen, Zürich gar nicht. Der Grossmünster soll der Sage nach von Karl dem Großen erbaut sein, dies möchte sich jedoch schwerlich beweisen lassen; dagegen

hat es viele schöne Gebäude in neuerer Zeit erhalten, allein sein schönster Schmuck bleibt doch die reiche, liebliche Natur, der herrliche See und die blüthenreichen, belebten Ufer. Es ist ein Genuß, einige Meilen ins Land zu wandern, um den trefflichen Anbau zu sehen. Ich habe dies öfter gethan und bin stets befriedigt zurückgekommen. Die meisten Häuser der Landleute sind entweder ganz von Stein, oder sie haben einen steinernen Unterbau, auf dem das Holzgebäude aufgeführt ist. Was Reinlichkeit und Sorgfalt der Einrichtungen anbelangt, so stehen die Berner ihnen weit voran. Beleidigt werden die Geruchsinne durch die Misthaufen vor den Thüren, welche mit großer Sorgfalt gepflegt werden, denn nur durch eine sorgfältige Düngung und Begießung mit Jauche können die kleinen Bodenparzellen so fruchtbar gemacht werden. Häufig enthalten die unteren Räume der Häuser Scheune und Stall, und die Wohnung der Menschen ist im zweiten Stockwerk. Die Ärmern behelfen sich in kleineren Hütten, oft auch vermietthen die Landleute einen Theil davon an Fabrikarbeiter und Seidenweber, denen sie Kost geben, oder sie sind selbst beides und theilen ihre Zeit danach ein.

In den großen schönen Dörfern am See sieht es am stattlichsten aus und hier ist auch der meiste

Wohlstand zu finden, den der Weinbau verleiht; überall sieht man großartige Fabriken, Färbereien; Bleichen und zwischen ihnen erblickt man die schönen Landhäuser wohlhabender Besitzer.

In einem derselben wohnt seit vielen Jahren auch ein in der deutschen Litteratur wohlbekannter Mann, der Graf Christian von Venzel-Sternau. Als Minister am kurmainzischen Hofe und im Großherzogthum Frankfurt in alle Verhältnisse des Hof- und Staatslebens jener Zeit eingeweiht, welche die geistlichen Staaten Deutschlands zertrümmerte, schrieb er zugleich eine Reihe von humoristischen Romanen: das goldene Kalb, der steinerne Gast u. s. w., die jetzt selten mehr gekannt sind, und zog sich endlich auf ein schönes Landgut, Mariahalben, am züricher See zurück, wo sein gastliches Haus viele Jahre lang ein Mittelpunkt geistigen Lebens und der Sammelplatz vieler Fremden wurde, bis der Tod seiner hochgebildeten Gattin und die schmerzlichen Folgen dieses Verlustes es öde machten.

Ich besuchte den edlen Grafen hier und fand, trotz seines hohen Alters, ihn so geistesklar und theilnehmend für alle Weltzustände, für Litteratur und Kunst, daß der Tag, den ich in Mariahalben verlebte, mir eine sehr angenehme Erinnerung bleibt. Eine Fülle von Zeitungen bewies den Antheil, den

der Graf noch immer an der Politik nahm; eine Auswahl von neuen Schriften und eine reiche Büchersammlung zeigten von fortgesetzter Beschäftigung; besonders interessant war jedoch eine treffliche Sammlung von Stgemälden altitalienischer Meister von berühmtem Namen: Paul Veronese, Titian, Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto, Guido Reni, Correggio u. s. w.

Je seltener man in der Schweiz auf Kunstsammlungen trifft, um so schätzbarer ist das Wenige. Ich glaube nicht, daß eine ähnliche Sammlung dort noch irgendwo besteht, auch würden mehre Bilder in derselben für jede Gallerie ein wünschenswerther Erwerb sein. Der Graf will jedoch nichts vereinzelu und fordert für das Ganze eine so hohe Summe, daß bei der Abnahme der Lust, alte Bilder zu kaufen, wohl nicht leicht sich ein Käufer finden wird.

In Zürich hat die Kunst ihren Tempel eben nicht aufgeschlagen; sie findet, wie ich schon sagte, keinen Boden hier, wo die Leute alle fleißig die Hände rühren, um Geld zu verdienen. Eine Gemäldegallerie giebt es nicht. Man hat in Genf und selbst in Lausanne und Neuchâtel besser schon dafür gesorgt. Der Kunstsinu ist dort mehr gepflegt und entwickelt; hier, unter dem Gellapper der Baumwollen- und Seidenspindeln und der Färberschlägel,

kann er nicht recht gedeihen. Aber selbst von aller schöner Baukunst ist in Zürich nichts zu entdecken. Kein Rathhaus, das von Kunstsinne zeugte, kein altes Patrizierhaus mit Steinarbeit und Stuckarbeiten, wie so viele noch in deutschen Städten stehen. Nicht einmal Malereien findet man an den Häusern, wie in Schaffhausen und selbst in Olarus und an anderen Orten. Der haushälterische Sinn der alten Züricher muß es nie zugelassen haben, viel Geld an solche unnütze Dinge zu wenden und erst jetzt baut man geschmackvolle Gebäude im edlen Styl, die freilich viel Geld kosten, denn der Grund und Boden ist enorm theuer.

Das Herannahen der Tagsatzung machte Zürich diesmal besonders lebendig. Überall wurden die möglichen Erfolge lebhaft besprochen, aber fast überall auch der Schluß gezogen, daß nichts zu erwarten sei, weder für die Ausweisung der Jesuiten, noch für Auflösung des Sonderbundes der kleinen Kantone, noch für irgend eine andere wichtige Frage. Man konnte dies auch füglich wissen, denn in allen Kantonen waren die Großräthe versammelt gewesen und hatten die Instruktionen für die von ihnen gewählten Tagsatzungsge sandten beschlossen. Die Presse hatte diese Beschlüsse mitgetheilt, man wußte daher, wie jeder Kantonsge sandte stimmen würde, und überall lachte man im Voraus über die Farce einer

Tagsatzung, deren gänzliche Unfreiheit und Machtlosigkeit zu Tage lag.

Wenn man sich doch endlich die Mühe sparen wollte, so vielen unnützen Lärm und unnütze Kosten dem Lande zu machen, sagte mir ein angesehenener Mann. Was sollen diese Tagsatzungsherren hier? Sie kommen stolz genug mit vier Pferden gefahren, ihren Waibel in den Standesfarben auf dem Bock; rennen dann hin und her im schwarzen Frack, Dreimaster und Degen, machen Visiten, geben Karten ab, laufen ein paar Monate in die Sitzungen, schimpfen sich aus, verschreiben eine fürchterliche Menge Papier, verzehren ihre Diäten, langweilen sich und die ganze Welt und ändern nicht das geringste. Es ist oft schon vorgeschlagen worden, statt ihrer nur die Waibel zu schicken, welche die Instruktionen der Grosräthe vorlesen, einen Diener machen und wieder nach Haus zurückkehren würden. Das wäre, alles Ernstes, das beste, was geschehen könnte. Man sparte wenigstens dabei, denn diese Posse kostet viel Geld; und kostet sie jedesmal mindestens 18000 Franken. Der Amtsbürgermeister erhält 4000 Franken Besoldungszulage als Präsident der Tagsatzung; die Gesandten bekommen 1000 Franken Entschädigung; für die eidgenössische Kanzlei gehen 8000 Franken hin; die Ehrenbezeugungen, Gastmähler und Geschenke erfor-

bern 5000 Franken. Das geht seit 1815 so fort und noch hat Niemand den Nutzen der Tagsatzung spüren können. Alle Welt schreit und schimpft und lacht über die gänzliche Nutzlosigkeit dieses polnischen Reichstags und Jedermann sagt: Auf diese Weise kommen wir niemals weiter; Jedermann weiß, daß der Bundesvertrag von 1814, dessen Ausfluß die Tagsatzung in ihrer jetzigen Gestalt ist, gar nicht zu den Wünschen und Forderungen der großen Majorität unseres Volkes paßt, und doch ist es unmöglich, ihn zu zerbrechen, ohne in die entsetzlichste Anarchie, in Bürgerkrieg und Einmischung der Großmächte Europas zu gerathen, welche jene traurige, alle Entwicklungen lähmende Akte uns aufbürdeten.

Aber sollte es nicht möglich sein, erwiederte ich ihm, daß trotz der inneren Zerwürfnisse endlich zwölf Kantone die Abänderung der Verfassung verlangen und in allen wichtigen Fragen übereinstimmen?

Es ist nicht unmöglich, aber es ist äußerst schwer zu glauben, rief er lachend. Sehen Sie unser ganzes Wesen genau an; betrachten Sie dies vielköpfige Geschöpf, in welchem jeder Theil gleichsam eine andere Seele besitzt, deren Gebote er hartnäckig befolgt. Zur Auflösung des Sonderbundes, zur Vertreibung der Jesuiten, zur Vernichtung der Klöster kann sich wohl einmal eine Majorität herausstellen,

denn dabei scheiden sich zwei große Parteien in Ja oder Nein; aber wenn die Sonderbündler nicht gehorchen, wenn sie rüsten und sich schlagen wollen, werden die sämmtlichen gegen sie stimmenden Kantone sich wohl hüten, Blut, Leben und Wohlfahrt ihrer Angehörigen aufs Spiel zu setzen. Oder glauben Sie, daß die Großräthe, die Kaufleute, die Fabrikanten, die Masse der Besigenden etwa damit zufrieden sein würden, wenn man einen Bürgerkrieg begünne?! Bei uns ist es nicht wie in der Monarchie, wo der Herr gebietet und das Volk gehorcht. Das Volk ist hier der Gebieter und im Volke ist der Egoismus der Leiter. Was geht es den Baseler, den Genfer, den Tessiner viel an, wenn in Luzern die Jesuiten haufen, wenn sieben Kantone ein Vertheidigungsbündniß für den Fall schließen, daß sie angegriffen werden? Es werden sich Stimmen genug finden, die da sagen: Sollen wir darum Geld, Gut, Frieden, Handel, Industrie und Leben hinwerfen und obenein uns die fremden Mächte auf den Hals ziehen? Es ist bei uns äußerst schwer, einen gütigen Bundesbeschluß zu Stande zu bringen, aber noch viel schwieriger, ihn auch wirklich auszuführen. Zwischen Beschluß und Vollzug liegt ein langer Weg.

Was aber die Reform der Bundesakte anbe-

langt, fuhr er dann fort, so ist diese noch weit zweifelhafter. Sollte wirklich sich dafür eine Majorität finden, so ist dies erst der Anfang zu den größten Schwierigkeiten. Bern, Zürich, Wallis, Genf, Graubünden, Tessin, Aargau, Solothurn, Thurgau, St. Gallen, Glarus, Basel, ALC, vom Größten bis zum Kleinsten, werden andere Reformgrundsätze haben und Alle hartnäckig im Gefühl ihrer Selbstständigkeit darauf bestehen. Diese Reformgrundsätze sind eine Drachensaat voll Unheil, und wenn die Großmächte nichts thun, als ruhig zusehen, kann man überzeugt sein, wir kommen zu nichts, und verschlingen uns gegenseitig mit Haut und Haar.

Aber was kann und soll geschehen? fragte ich.

Wenn man die Dinge nicht fortgehen lassen will, wie sie eben gehen, erwiederte er, wenn man den Leuten, welche Jesuiten wollen, nicht die Jesuiten lassen mag, bis sie dereinst sie selbst fortjagen; bis endlich überhaupt größere Kultur und Aufklärung zu Bauern und Hirten in versteckte Felsenthäler bringt und die Majorität des Volkes belehrt, dann bleibt nichts übrig, als eine gewaltsame Umwälzung, die uns auch wirklich bevorsteht, denn der größte Theil der Schweizer verlangt ungestüm eine größere innere Einheit. Wenn ein europäischer Krieg ausbricht, wird auch die Schweiz zu den Waffen

greifen, was aber daraus hervorgehen wird, kann gewiß kein Sterblicher vorausagen. Nur so viel ist gewiß, daß die, welche an eine einige Schweizerrepublik glauben, die Schweiz nicht kennen. Alles, was man nach den blutigsten Kämpfen durch eine siegreiche Majorität erreichen kann, würde ein Bundesstaat sein, in dem die Selbständigkeit jedes Kantons sich so viel wie möglich erhielte, es sei denn, daß die Schweiz zerstückelt und von ihren Nachbarn verschlungen würde, wie Wallis, Genf und der Jura es schon waren, und hier zu Lande giebt es manche Fanatiker, welche dies lieber sehen würden, als daß sie sich den Majoritätsbeschlüssen der großen Kantone und ihrer Mitbürger beugten. Sie hassen die Schweizer mehr, als das Ausland, und nun sehen Sie diesen verwirrten Anäuel von liberalen, radikalen und ultramontanen Großrätthen, Rätthen aller Art, Bürgern, Bauern, Geistlichen und Richtern. Sehen Sie diese sich feindlich gegenüberstehenden Parteien, welche sich fast in jedem Kantone bekämpfen, tödtlich hassen und in vielen unterdrücken, gewaltsam berauben und zu vernichten suchen. Hier sind die Fortschrittmänner Sieger, dort die Anhänger des Alten; hier triumphiren die Demokraten, dort die Aristokraten. Hier schreien die Römlinge, die Mönche in den Klöstern, die Jesuiten und Pfaffen: die heilige katholische

Kirche sei in Gefahr und hegen das Volk zur blinden Wuth auf; hier beten und verfolgen die Pietisten, dort erschallt der Ruf gegen Heuchelei und Priestertrug. Man fordert ungestüm Freiheit des Volks, Gleichheit aller Rechte, wohl auch Gleichheit der Güter und fördert gefährliche Lehren. Franzosen, Italiener, Deutsche und romanisch redende Leute, mit uralten Sitten und Sagungen, und mit modernen Ideen über Staat, Kirche, Gesellschaft und Rechte suchen bei ihrer innersten Trennung eine Vereinbarung, die so Vielen widerstrebt; bei einem abgeschlossenen, kleinen, seit Jahrhunderten bestimmten Leben, das familienartig selbständig war, ein Volksleben, bei dem die meisten viel aufgeben müssen, was sie weder wollen noch können. Und doch werden sie dazu gedrängt durch die Macht der Ideen und Verhältnisse, durch eine fortstrebende Zeit, der Niemand widerstehen kann, durch das gebietende Schicksal, das den Einzelnen wie den Völkern sein Loos zuwirft. Wie kann aus diesen sich wild bedrängenden Gegensätzen ein Friede hervorgehen ohne einen langen furchterlichen Kampf? Ohne einen solchen ist eine Reform der Schweiz undenkbar. Sie muß ihre Revolution machen und muß ihren Napoleon finden, wenn es gelingen soll, so vieles ganz Verschiedenartige zu verschmelzen und einer staat-

lichen Einheit zu unterwerfen. Ohne Kampf bis zur äußersten Erschöpfung der Unterliegenden geht es nicht. Wer an friedliche Lösungen glaubt, ist ein Thor. Wir werden aber diese Revolution einst machen und müssen sie machen, sobald wir nicht mehr zu fürchten haben, daß Oesterreich und Frankreich uns daran hindern; wir hätten sie schon gemacht, wenn diese Furcht uns nicht ewig im Nacken säße. —

Auf ähnliche Weise sprechen sich die meisten Schweizer aus. In allen ist die feste Überzeugung, man müsse die kleinen Kantone zur Nachgiebigkeit zwingen, müsse einen neuen Schweizerbund schließen, welcher die Schweizer zum Volk mache; müsse die Kantonsouverainität brechen, ein Föderativsystem nach Art des nordamerikanischen aufstellen und eine vernünftige Volksvertretung durch Repräsentanten nach Maßgabe der Volksmenge einführen; eben so gewiß aber weiß Jeder, daß das nur durch eine Revolution geschehen kann.

In Zürich kam der große Rath einige Wochen vor dem Beginn der Tagssagung zusammen, um ebenfalls die Instruktion der Gesandten zu bestimmen. Bei dieser Gelegenheit maßen sich noch einmal die Parteien; denn Professor Bluntschli stellte den Antrag, daß die durch Majoritätsbeschluß in der Tagssagung abgethane Herstellung der Klöster in Kar-

gan mit der Sonderbund- und Jesuitenfrage verschmolzen würde, und begann ein umfangreiches Manuscript abzulesen, welches als staatsrechtlich-historische Recapitulation die Ansichten seiner Partei über die Streitfragen darstellte.

Eine solche Geduldsprobe wollte der Bürgermeister Dr. Zehnder, welcher im großen Rath präsidirte, sich nicht gefallen lassen. Er behauptete, Herr Bluntschli mache keinen Antrag, sondern lese der Versammlung eine Abhandlung vor, wozu er nicht befugt sei. Nun gab es Lärm von allen Seiten. Herr Bluntschli erklärte, er könne seinem Antrage jede ihm beliebige Form geben und fuhr fort zu lesen; allein nicht lange, so war der größte Theil der Großräthe es herzlich müde, ihm länger zuzuhören. Der Präsident nahm dem Redner das Wort und wendete sich an die Versammlung, ob sie diese Art der Antragstellung genehmigen wolle oder nicht, worauf eine lange, heftige Debatte erfolgte, in der namentlich der Regierungsrath Dr. Escher die Bestrebungen des Professors Bluntschli und der conservativen Partei lebhaft schilderte. Herr Bluntschli vertheidigte sich, daß er nichts wolle, als den Bürgerkrieg vermeiden, um dessentwegen er gern nochmals seine Meinung aussprechen möchte; allein eine entschiedene Majorität wies seinen Antrag ab und

auch in späteren Sitzungen bildete die conservative Partei nur ein kleines Häuflein von 20 bis 30 Mitgliedern, die wohl einsehen mußten, daß sie einen ganz fruchtlosen Kampf kämpften.

Der große Rath von Zürich gab übrigens ein sehr ausgeprägtes Bild der Zusammensetzung dieses wichtigen Bestandtheils schweizerischer Verfassungen. Seitdem die Stadt Zürich ihre Vorrechte verloren hat, kann sie nur nach der Zahl ihrer Einwohner verfassungsmäßig wenige Großräthe ernennen. Die meisten derselben kommen aus dem Kanton, der nur in Winterthur noch einen Ort von einiger Bedeutung besitzet. Die Großräthe sind daher zum größten Theile schlichte Männer, die freilich nichts desto weniger mit allerlei Titeln, wie z. B. Gemeinderäthe, Bezirksräthe, Präsidenten u. s. w. behaftet sind. Man muß durch irgend etwas, durch Vermögen, Ansehn, Ämter und Einfluß sich empfohlen haben, um von der Junst, zu der man gehört, in den Großrath gewählt zu werden, und diese Würde flacht den Ehrgeiz genug, um danach zu zeigen. So fand man denn hier die bedeutendsten Mitglieder der Regierung, die Herren Escher, Rüttimann, Sulzer u. s. w., die Oberoffiziere im Kanton, so auch die Häupter der Oppositionspartei, die Herren von Muralt, Mousson, Bluntschli, im Ganzen

ein sehr buntes Gemisch von Männern, die im Äußern und Innern außerordentlich verschieden waren. Der große Rath soll die Elite der befähigten und angesehensten Bürger enthalten, indeß ist es doch nur ein sehr kleiner Theil, der in den Sitzungen seine Befähigungen kund giebt. Es ist damit, wie in den Deputirtenkammern der großen Monarchien, wo einige Dugend begabte Männer und Redner die Organe bilden, während die Übrigen ihnen wie die Herde den Leithämmeln folgen. Die Regierungsräthe, die gelehrten Doctoren und Professoren, die Obersten, Richter und Oberrichter lassen sich hören, der übrige Theil der Versammlung aber, die große Masse der kleinen Landbesitzer und Gewerbmänner, welche in ihren langen, blauen Röcken, hohen, gewichsten Stiefeln und weißen Halsbinden starr und steif auf den Bänken sitzen, schweigen still und stimmen in allen Fragen mit denen, von welchen sie wissen, sie wollen das Richtige und mit ihnen ist die Weisheit. Es mag rühmliche Ausnahmen darunter geben, Männer, die ein eigenes Urtheil haben, welches bei den Bauern im Rath vorurtheilsfreier sein kann, als bei den gelehrten Herren, aber im Ganzen sind sie doch stummer und folgsamer, als ich gedacht habe; auch müssen sie es wohl sein, denn was können sie bei speciellen Regierungs- und Verwaltungsangele-

genheiten anders thun, als denen vertrauen, die an der Spitze der Geschäfte stehen und mehr Einsicht haben müssen, als sie.

Fünf Tage lang versammelte sich der große Rath von Zürich und verhandelte über allerlei Gesetze und Commissionsberichte, über Münzwesen, Militaireinrichtungen, Strafärbeitshaus und über die Instruktion der Tagsatzungsgefangenen, welche den Auftrag erhielten, auf Auflösung des Sonderbundes und Vertreibung der Jesuiten anzutragen. Wenn die Großräthe kamen und gingen, trat die Landjägerwache ins Gewehr und trommelte jeden Großrath ins Rathhaus hinein und heraus, was für Fremde, welche an die militairischen Ehrenbezeugungen in monarchischen Staaten gewöhnt sind, viel Komisches hatte und besser auch wohl mit manchem Anderen unterbleiben könnte, wenn man nicht auch in Republiken gar zu gern die Spielereien und Aeußerlichkeiten des monarchischen Staats nachahmte. Beim Schluß der Sitzungen dankte der Präsident für die bewiesene Nachsicht und wünschte dem großen Rathe, daß er recht bald die Früchte seiner Anstrengungen genießen möge, ohne daß diese durch traurige Zerwürfnisse verbittert würden. Mit diesem frommen Wunsch gingen die Väter des Vaterlandes nach Haus.

Die Großrathsversammlung war das Vorspiel

zur Tagsatzung, welche am 6. Juli eröffnet wurde. Nach dem 10ten Paragraphen des Bundesvertrags versammelt sie sich, von zwei zu zwei Jahren wechselnd, jährlich in den Hauptstädten der Vororte: Zürich, Bern und Luzern. Nach dem 8ten Paragraphen besteht sie aus den Gesandten der zwei und zwanzig Kantone, welche nach ihren Instruktionen stimmen, jeder eine Stimme haben und am ersten Montage im Heuermontat ordentlicher Weise sich vereinigen. Außerordentlicher Weise jedes Mal, wenn der Vorort diese ausschreibt oder fünf Kantone eine Tagsatzung begehren.

Der ganze Bundesvertrag ist sehr allgemein gehalten, nur die Souverainität jedes einzelnen Kantons, dessen Gebiet, Verfassung und Sicherheit ist bestimmt gewährleistet; so konnte denn der Gesamtverband keine große Kraft erhalten und die Tagsatzung mußte namentlich fast von aller inneren Organisation ausgeschlossen bleiben. Der §. 8 bestimmt ihre Befugnisse dahin: Krieg und Frieden zu schließen und Bündnisse mit auswärtigen Staaten zu errichten, wozu jedoch drei Vierteltheile der Kantonsstimmen gehören. In allen übrigen Fragen entscheidet die absolute Majorität.

Die Tagsatzung ernennt ferner die auswärtigen Gesandten, schließt Handelsverträge mit auswärtigen

Staaten, trifft Maßregeln für die äußere und innere Sicherheit. Endlich hat sie die Aufsicht über die Truppenmacht, verfügt über den Gebrauch derselben, ernennt den General, den Stab, die eidgenössischen Obersten u. s. w.

Militaireapitulationen und Verträge über Polizei- und ökonomische Gegenstände mit auswärtigen Staaten abzuschließen ist Sache der einzelnen Kantone geblieben und ausdrücklich im Bundesvertrage bemerkt. Man verwahrte sich damit eifersüchtig gegen jedes Recht des Bundesvereins in die Souveränität der einzelnen Kantone einzugreifen und gab nur zu, daß jener davon in Kenntniß gesetzt werden solle, weil nichts darin enthalten sein dürfe, was bestehenden Bündnissen oder den verfassungsmäßigen Rechten anderer Kantone zuwider sei.

Auf diese Weise gestützt liefern die inneren kleinen Kantone nebst Luzern und Wallis noch immer nach Rom und Neapel die Schweizeroldaten, welche den Papst und den Absolutismus in Italien behielten. Vergebens haben patriotische Männer sich dagegen erhoben, vergebens auf die Schmach dieser Söldlinge und auf den Spott von ganz Europa gewiesen, daß sogenannte freie Schweizer die Stützen aller Tyrannei sind, und die öffentliche Meinung hat ihnen beigeppflichtet. Man hat ihnen erwidert, daß

die Schweiz auf diese Weise sich am besten des ärgsten Gefindels entledige, denn gute und tüchtige Menschen seien es meist nicht, die ins Ausland als Soldaten gingen; nun würde für die Rückkehrenden durch Pensionen gesorgt, so daß sie dem Lande nicht zur Last fielen. Endlich sei auch viel armes Volk in den dürrn Alpenthälern, das oft nicht wisse, wovon es leben solle. So Sorge Jeder für sich, wie er könne, wolle man es verbieten, würde man die Noth steigern. Daß die Söhne und Vettern der Angesehenen die Offizierstellen einnehmen und gute Pensionen beziehen, auch wohl andere Vortheile in die Taschen der Begünstigten stecken, verschwiege man, aber man rühmte, daß der fremde Kriegsdienst Offiziere bilde, an denen die Schweiz sonst Mangel litte — als ob in Rom und Neapel großer Kriegsrühm und Kriegserfahrungen sich erwerben ließen! Dennoch ist es bis jetzt so geblieben. Bemerkungswerth bleibt es dabei, daß nur die katholischen Kantone noch Militärlapitulationen haben, während in den protestantischen, industriellen und oft überbevölkerten Staaten der Schweiz diese verboten und vom Volke selbst gehaßt sind.

Der dürftige Bundesvertrag vom 7. August 1815 enthält nur 15 Paragraphen; neben ihm aber besteht eine weitläufige Geschäftsordnung für die Tag-

sagung, welche die gänzliche Entkräftung derselben vollendet.

Alle Fragen, welche abgehandelt werden, soll der Vorort bis Ende April den Ständen mittheilen, damit diese die Instruktion ihrer Gesandten danach einrichten; ebenso sollen die einzelnen Stände ihre Anträge bis Mitte April dem Vorort einschicken, damit dieser die übrigen Stände zeitig genug davon unterrichten kann. Kommen Anträge später, oder erst während der Tagsagung, so soll der Präsident den Ständen davon baldige Anzeige machen, um Instruktionsertheilung an die Gesandten zu bewirken; allein man kann sich denken, daß das keine leichte Sache ist. Denn in allen Kantonen müssen erst die Großräthe oder Landsgemeinden zusammengerufen werden, ohne deren Zustimmung keine Instruktion ertheilt werden kann. Häufig kommt es auch vor, daß Gesandte wohl Instruktion haben, aber im Verfolg des Gegenstandes ändert sich die Frage so, daß sie es gegen ihr Interesse halten mit abzustimmen oder die Instruktion nicht recht paßt. Sie behalten sich dann das Protokoll offen oder geben ausweichende Antworten, knüpfen Bedingungen an ihr Ja und Nein u. s. w.

Jede Kleinigkeit, die der allgemeinen Berathung unterworfen ist, wird in dieser Weise von fünf und

zwanzigfachen Seiten betrachtet und beleuchtet und erfordert ungeheure Zeit, ehe sie durchgesprochen ist. Jeder Gesandte kann so oft es ihm beliebt das Wort nehmen; den Anträgen folgen dann die Unterabänderungsanträge und über jeden wird weiltäufig gerathet und abgestimmt. Eben so können Vorfragen gemacht oder auf Verlangen einer Gesandtschaft die Fragen getheilt werden, wenn sie irgend wie theilbar sind. So kann auch nach Beschaffenheit der Sache die Verathung abgebrochen werden, wenn auf Tagesordnung, Verschiebung auf unbestimmte oder bestimmte Zeit, Überweisung an eine Kommission u. s. w. angetragen wird.

Bei wichtigen Fragen werden zuvörderst fast immer Kommissionen eingesetzt werden müssen, deren Ergebnisse erst der Tagsatzung des folgenden Jahres vorgelegt werden können. Aber die Tagsatzung kann auch nicht sofort darüber beschließen. Es müssen erst Instruktionen von den fünf und zwanzig Regierungen und Großrathen da sein, diese werden schwerlich vor dem nächstfolgenden Jahre sich beschaffen lassen und doch in den seltensten Fällen einen Majoritätsbeschluß dann herbeiführen. Viele Stände werden Einwürfe und Ausstellungen machen, dies und das geändert wissen wollen; so kommt es zu neuen Verathungen, neuen Kommissionen, neuen

Instruktionen, Einladungen der Tagssagung zum Beistritt, Vorstellungen und Ermahnungen, und die Verhandlungen schleppen sich von Jahr zu Jahr, ohne zum Ziele zu gelangen.

Eine bedeutende Erschwerung, um in wichtigen Dingen zu einer Majorität zu gelangen, ist auch die Theilung der drei Kantone, Unterwalden, Appenzell und Basel, in Halbkantone. Wenn die zwei Halbkantone eines Kantons in einer Frage zusammenstimmen, so gilt ihre Stimme als vollgültig; trennen sie sich bei der Abstimmung, so heben sie sich gegenseitig auf. Da nun Basel-Stadt und das katholische Appenzell-Innerrhoden in allen politischen Fragen mit der konservativen und katholischen Partei stimmten, während Basel-Land und Appenzell-Außerrhoden sich der radikalen Partei anschlossen, so gingen diese beiden Stimmen jedesmal verloren. Unterwalden aber, ob und nied dem Wald, durch und durch katholisch, blieb stets einig und stärkte seine Partei durch eine volle Stimme.

Ein anderer Fehler, der zu großen Weitläufigkeiten führt, ist es auch, daß Anträge, welche die nothwendige Mehrheit von zwölf Stimmen nicht haben, um gültiger Beschluß zu werden, in den Tagssagungsabschied kommen und im nächsten Jahre wieder aufgenommen werden können. Wenn jedoch

auch wirklich ein verfassungsmäßiger Beschluß erfolgte, so kann nicht gehindert werden, daß man die abgethane Frage von Neuem zu Anträgen macht. So wird z. B. die Aufhebung der Klöster in Aargau, obwohl eine absolute Mehrheit von 12 Stimmen über diese Angelegenheit entschied und Aargau sich ihm fügte, doch stets von Neuem von den katholischen Kantonen angeregt und die Herstellung aller Klöster gefordert, weil der §. 12 der Bundesakte den Fortbestand der Klöster und Kapitel gewährleistet. Dagegen hat nicht Aargau allein Klöster aufgehoben, sondern auch St. Gallen und andere Kantone, und längst ist, nach Luzerns Antrag, im Schooße der Tagsatzung festgestellt, daß Klösteraufhebung eine Sache sei, worüber jeder Kanton selbständig zu entscheiden habe.

Man kann sich denken, wie bei solchen und ähnlichen Bestimmungen die Tagsatzung zu nichts Entscheidendem kommen kann; wie jede nur einigermaßen wichtige Frage in unendlicher und ermüdender Breite untergeht, und wie, obgleich der Artikel 37 der Geschäftsordnung bestimmt, daß kein Vortrag Persönlichkeiten enthalten und jede Andeutung böser Absichten als Ordnungsverletzung betrachtet werden soll, es bei dem jetzigen Stande der Dinge Persönlichkeiten und Ordnungsverletzungen gleichsam reg-

net; denn der geringste Anlaß reicht hin, die verschiedenen Parteien aneinander zu bringen und die Redner zu heftigen Beschuldigungen und bittern Anzüglichkeiten hinzureißen.

Wie könnte dies aber auch anders sein, wo so viel Böses und Gehässiges seit Jahren geschehen ist; wo die Parteienwuth bis zum Blutvergießen stieg und nun Männer, welche man als die Leiter und eifrigsten Förderer der jetzigen Zustände kennt, neben einander in einem Saale sitzen, wo sie zum Heile des Vaterlandes berathen und beschließen sollen, während sie sich persönlich aufs tiefste verachten und gern verderben möchten. Ein wahres Wunder ist es, daß es bei Schimpf und Spott bleibt und nicht, wie es schon im amerikanischen Congreß geschah, Prügeleien Statt fanden, der Galanteriebeugen, welcher an der Seite jedes Abgeordneten hängt (was eigentlich jetzt verboten werden sollte), gezogen wurde oder Jedermann sich mit Pistolen versteht, wenn er ins Sitzungshaus geht. Nur der Besonnenheit und Kälte des schweizerischen Charakters hat man es zu danken, wenn es noch nicht so weit gekommen ist.

Die Eröffnung der Tagssagung geschah auch diesmal ganz nach Vorschrift des Reglements. Die Tagssagungsgesandten fuhrn am Tage zuvor in großer Gala zum Bürgermeister und überreichten

ihre Beglaubigungsschreiben. Die Gesandten der großen Mächte kamen von Bern, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, um während der Tagsatzung an Ort und Stelle zu sein, und auch sie machten Sr. Excellenz dem Bürgermeister ihren Besuch, wobei bemerkt werden muß, daß der jedesmalige Bundespräsident, so lange sein Amt währt, jenen Titel führt.

Die diesmalige Excellenz, Dr. Zehnder, praktischer Arzt in Zürich, ist wie sein College, der Advokat Dr. Furrer, gut zürichsch radikal und hat auch im Äußeren nichts aristokratisch Excellenzmäßiges, was den Leitern der vorigen Regierung viel besser gestanden haben muß. Denn Herr von Muralt namentlich ist ein vornehm und doch leutselig blickender Herr von gewinnenden, feinen Formen, dabei reich und bis zum Übermaß höflich. So ist auch Herr von Mousson vortheilhaft für die Repräsentation ausgestattet, nicht minder der Staatsrath und Professor Bluntschli, der viel auf äußere Form hält und die äußere Würde bewahrt.

Die Repräsentanten des Radikalismus machen dagegen meist keinen besondern persönlichen Eindruck. Viele sind aus dem Volke hervorgegangen unter harter Mühe und Arbeit; ihre plebejische Abkunft klebt ihnen an. Es sind einfache, nüchterne oder

kalte, ruhige Gesichter, stille, kleine, blasse Männer oder breitgeschultert und von martialischem Ansehen. Ein stattlicher junger Mann ist allein der Regierungsrath Dr. Escher, der körperlich und geistig sich vortheilhaft auszeichnet.

Die jetzigen Bürgermeister sind ohne Vermögen und leben vom Ertrag ihrer Thätigkeit. Dr. Furrer, der beste Advokat in Zürich, wollte daher auch das so wenig einträgliche Bürgermeisteramt nicht annehmen, aber seine Vaterstadt Winterthur fand sich durch die Wahl so geschmeichelt, daß sie ihm ein Jahrgehalt bewilligte und ihn bat, die Ehrenstelle nicht auszuschlagen. Beide Männer, Dr. Zehnder und Dr. Furrer, haben seit Jahren ihrem Vaterlande in verschiedenen öffentlichen Ämtern eifrig gedient, genießen das Vertrauen der Majorität ihrer Mitbürger in hohem Grade und ganz besonders wird Herr Furrer, als Volksmann und Stütze der radikalen Partei, hoch gerühmt.

Nachdem nun am Tage vor der Eröffnung der Tagsagung die Formalitäten der Besuche und Gegenbesuche beseitigt waren, erfolgte am ersten Montage des Juli der feierliche Zug in die Kirche, wo die Eröffnung Statt fand.

Die katholischen Mitglieder haben die Verpflichtung, vorher den Gottesdienst in einer katholischen

Kirche anzuhören; die protestantischen verfügen sich in eine protestantische Kirche. Endlich versammeln sich Alle und ziehen im feierlichen Zuge zum Grossmünster, wo inzwischen ein einberufenes Bataillon Miliz sich aufgestellt und Spaliere gebildet hatte, die bis über die Limathbrücke reichten und das Volk zurückhielten.

Voran diesem Zuge schritt der Großwaibel der Tagsagung mit der eidgenössischen Fahne. Hierauf folgte die Gesandtschaft des Vorortes, den Präsidenten an ihrer Spitze; dann die Gesandtschaften der Kantone nach ihrer Rangordnung und unmittelbar hinter den Gesandten und ihren Stellvertretern ihre Waibel in den Kantonsfarben. Die Gesandten waren vorschriftsmäßig im schwarzen Frack und weißer Binde gekleidet, Degen an der Seite und mit aufgeschlagenem Hut. Die Waibel hatten ungeheure Mäntel umgethan, welche bis zur Erde reichen, dazu große Dreimaster auf den Köpfen. Diese Mäntel sind meist zweifarbig, bald roth und gelb, bald grün und schwarz, bald blau und roth, je nach den Farben der Kantone, halb und halb, was höchst sonderbar und abgeschmackt aussieht. So sind auch die Gesandten selbst mit ihren weißen oder gelben Deggen, ihren Reichenbitterhüten und dem ganzen Aufputz keineswegs vortheilhaft ausgestattet. Besser wäre

es, man beschränkte sich darauf, einfach im schwarzen Frack und runden Hut in dem Sitzungssaale zu erscheinen und striche die Reste jenes alterthümlichen Ceremoniells und Aufpuges, der so leicht für unsere Zeitbegriffe lächerlich werden kann. Den Gesandten der Stände schlossen sich auch die Oberbehörden des Vororts und die eidgenössischen Offiziere an, ebenso die bei der Eidgenossenschaft akkreditirten fremden Gesandten, welche in ihren Wagen nachfuhren und ebenfalls durch das präsentirende und trommelnde Militair in die Kirche passirten, wo ihnen Ehrensitze angewiesen waren.

Die meisten Gesandten in der Schweiz schienen den Tagsatzungsfestlichkeiten gern aus dem Wege zu gehen, sie befanden sich, da eben die beste Jahreszeit war, auf Reisen, und überließen es ihren Sekretairen, sie zu repräsentiren. Überhaupt ist die Schweiz für Diplomaten, welche an höfische Kreise und aristokratisches Leben gewöhnt sind, jedenfalls ein sehr langweiliger und unbehaglicher Aufenthalt, von dem Jeder so schnell wie möglich fortzukommen sucht. Seit das alte Junkerthum gestürzt ist, hat nun gar alle Freude ein Ende. Die Gesandten sind fast ganz auf sich beschränkt, denn mit dem Radikalismus können sie unmöglich etwas zu schaffen haben, die Geselligkeit aber und deren Kreise sind in der deut-

schen Schweiz, wie wir gesehen haben, überhaupt sehr beschränkt und wenig behaglich.

Diesmal gab das Erscheinen der englischen Gesandtschaft viel Lärm und Gerede. Der englische Gesandte ließ sich durch seinen Gesandtschaftssekretair, einen Sohn Sir Robert Peels, vertreten, welcher mit britischer Ungenirtheit in seiner rothen Uniform daherschritt und behaglich eine Zigarre rauchte, die er erst am Eingange der Kirche fortwarf. Darüber war ganz Zürich ein paar Tage lang in Aufregung und öffentliche Blätter rügten die Unschicklichkeit in stärkster Weise. Die radikalsten waren die ärgsten. Sie, die über alle Form erhaben sind, wollten doch den Radikalismus des britischen Gesandten nicht anerkennen, und wenn Zürich eine Weltmacht gewesen wäre, hätten sie ohne Zweifel diese Verachtung der guten Sitte, in der sie eine Beleidigung der Schweiz erblickten, an dem ganzen britischen Volke geahndet. So ging es diesmal noch so ab, daß man den jungen Peel als einen Menschen darstellte, der seinem Vater überhaupt durch seinen Leichtsinns vielerlei Sorge mache, und die Republikaner der Schweiz schüttelten den Kopf über einige verwegene Streiche des jungen Diplomaten, welche sie ihren eigenen Kindern übel eingetränkt haben würden.

In dem Grossmünster waren für die Tagssagungs-

mitglieder Armsessel aufgestellt, den äußeren Kreis faßten die fremden Gesandten ein; auf den Nebensitzen nahmen die Behörden Platz, der übrige Raum unten und auf den Chören war dem Publikum überlassen, das auf Meldung dazu Eintrittskarten von der eidgenössischen Kanzlei empfing. Der größte Theil der Zuschauer bestand aus Damen.

Der Präsident der Tagssagung hielt nun die Begrüßungsrede, in welcher er die betrübenden Zustände der Schweiz im Allgemeinen berührte; speciell aber zur friedlichen Verathung und Erwägung aufforderte. Die Rede war kurz und wurde vom Sessel aus sitzend abgelesen; zuletzt die Eröffnung der Tagssagung erklärt und damit war die Feierlichkeit beendet.

Die eigentlichen Sitzungen begannen nun am folgenden Tage im Saale des Rathhauses, der zu diesem Zwecke und zu den Versammlungen des großen Rathes eingerichtet und geräumig genug ist. Der Präsident nimmt einen erhöhten Platz ein, vor ihm sitzen die Protokollführer, der eidgenössische Staatschreiber und sein Gehülfe; zu beiden Seiten hinter langen Tafeln die Gesandten in Armsesseln, und zwar nach der Rangordnung der Kantone, die nicht nach der Größe und Wichtigkeit, sondern nach dem Beitritt zur Eidgenossenschaft festgestellt ist, so daß also die Basilstädte allen übrigen mit Ausnahme der

drei Vororte voransiehen, was dem Stolz dieser kleinen Hirtenländer nicht wenig zusagt. Hinter den Gesandten an besonderen Tischen befinden sich ihre Stellvertreter, die zweiten Gesandten; dem Präsidenten gegenüber ist für die Zeitungschreiber ein Tisch gestellt, und hinter diesem, im Saale selbst, befinden sich mehre Bänke für Zuschauer mit Eintrittskarten, auf welchen bemerkt ist, daß man im schwarzen Frack erscheinen soll, woran sich jedoch die meisten nicht lehren. Die Gallerie des Saales ist zur Ausnahme des übrigen Theiles des Publikums bestimmt.

Die Gesandten der Kantone müssen vorschriftsmäßig im Frack mit Degen und aufgeschlagenem Hut erscheinen. Der Präsident ertheilt das Wort über die zu verhandelnden Fragen der Reihe nach. Jeder Gesandte spricht von seinem Plaze, indem er aufsteht; zuletzt wird die Umfrage gehalten, ob Jemand noch etwas zu bemerken hat, dann folgt die Abstimmung durch Handaufheben. Jeder Gesandte hat Schreibzeug vor sich und eine große Mappe mit Papieren. Die Herren lesen Zeitungen, unterhalten sich, empfangen Briefe, beantworten diese und scheinen in den meisten Fällen den Vorträgen wenig Aufmerksamkeit zu widmen, was auch eigentlich nicht nöthig ist; denn wie Jeder stimmen soll, weiß er aus seiner Instruktion. Ein Mustern der Par-

teien, ein Hinreißen der Meinung durch Beredsamkeit und überwältigende Geistesgaben, oder Combinationen über den Ausgang einer Frage, Intriguen und Überredungen können hier nicht Statt finden. Im Ganzen sind es nur fünf und zwanzig Abgeordnete, oder wenn man die zweiten Gesandten zurechnet, fünfzig, denen streng vorgeschrieben ist, was sie thun sollen und sagen müssen; auch weiß Jeder vorher, wie der Andere sich benehmen wird; Niemand ist selbständig hier. In den ruhigen friedlichen Zeiten, wo die Herrschaft der regierenden Herren unangestastet war, hatte die Tagsagung nicht das geringste Interesse für den Fremden. Die kleinlichen, häuslichen Verhältnisse waren bald und ganz in der Stille abgethan; die mangelnde Öffentlichkeit war sehr überflüssig; auch jetzt aber sind die gewöhnlichen Sitzungen, wo Militairgegenstände und dergleichen verhandelt werden, ermüdend langweilig und nur wenn der Parteienstreit sich hineinmischt, was freilich unverhofft und bei jedem Anlaß geschehen kann, mag dies eine vermehrte Theilnahme erwecken.

Im Ganzen aber kommt doch nichts dabei heraus, als daß man ein heftiges Gezänk und eine Fluth von Grobheiten mit anhört, welche sich die ehrenwerthen Herren gegenseitig zuschleudern, was allerdings subjectiv anreizend genug ist, in der Sache

jedoch nicht das geringste ändert. Die Klosterfrage, die Jesuitenfrage, die Sonderbundsfrage, die Freischaarenzüge, die Vorgänge in Luzern, Wallis, Waadt, Bern u. s. w. sind so tausendfach nach allen Seiten durchgesprochen, und die Stärke und Stellung der Parteien so genau bekannt, daß nicht das geringste Neue gesagt wird. Alle Zänkereien und Schimpfereien sind daher nur die Ausbrüche persönlicher Vereiztheit und deren machen sich die Abgesandten der katholischen Kantone zumeist und fast allein schuldig, denn sie vor Allen führen durch ihre heftigen Anklagen und ihre beständige Vereiztheit die meisten Austritte herbei, welche von den schweizer Blättern als skandalös bezeichnet werden. Es scheint ihnen wie Leuten zu gehen, die ihr böses Gewissen hinter den lautesten Bethuerungen ihres Rechts und ihrer Unschuld verstecken, und Jeden, der dies nicht glauben will, sofort mit der größten Wuth einen Lügner und Verleumder schelten, während doch ihre Thaten, zu ihren Worten gehalten, das gerade Gegentheil beweisen.

Unter allen Gesandten dieser Partei befand sich ein einziger Mann von hervorragendem Talent diesmal in der Tagsagung, der Gesandte von St. Gallen nämlich, Herr Baumgartner, welcher früher ein Ergradikaler war, am allerheftigsten gegen Jesuiten und

Pfaffenregiment loszog, das Kloster in Yeffers aufhob, die badener Conferenzbeschlüsse vertheidigte und seinen ganzen Einfluß anwandte, um in St. Gallen den Radikalismus zu verbreiten. Er war die Seele aller Bewegungen und der Messias der radikalen Partei in der Schweiz, die ihm alle Glocken läutete. Als aber andere Männer neben ihm austraten und seine Herrschaft auf Widerstand stieß, ward seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz verletzt. Er schloß seinen Frieden mit Rom und den Priestern, die ihn so oft als ein Werkzeug des Teufels geschildert hatten; sein Haus wurde der Sammelplatz der Bestrebungen, St. Gallen in den Schooß der seligmachenden Kirche zurückzuführen; er selbst wurde ein Rüstzeug dafür, und jetzt streitet er mit dem Eifer eines Renegaten für dieselben Grundsätze, die er vor wenigen Jahren verdammt. Er ist der beste Redner auf der Tagsagung und wird von Vielen auch als das talentvollste Mitglied derselben erachtet; schade nur, daß diesem Talent ein Charakter gebricht, der Hochachtung erzwingen kann. Baumgartners Einfluß ist durch seinen Übergang vollständig gebrochen. Man schlägt ihn auf der Tagsagung mit seinen eigenen Worten, indem man ihm vorhält, wie er früher gesprochen und gedacht. In der öffentlichen Meinung aber ist er gänzlich gesunken; denn nichts wird

von dieser und mit vollem Recht mehr verworfen, als ein Überläufer. Des Mannes größte Zierde ist die charakterstarke Beständigkeit seiner Überzeugungen und wie könnte der denkende Theil einer Nation einen Mann achten, der, nachdem er der Freiheit angehangen, diese abschwört und ein Kostgänger bei Aristokraten und Priestern wird.

Weit leichter ist es sich mit solchen Männern auszusöhnen, die nie ihre Farbe vertauschten und verbargen, mag diese sein, welche sie will. So viel Billigkeit muß man besitzen, um alle Überzeugungen gelten zu lassen, wenn man sie auch beklagt und bekämpft. Die Gesandten von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, Freiburg und Wallis sind sämmtlich Männer, welche ultramontane Grundsätze verfechten, den Sonderbund und die Jesuiten vertheidigen und für ihre Kantöncchenpolitik und Familienherrschaft trotzig auftreten, aber sie haben eben nie etwas Anderes gethan.

Der bekannteste dieser Herren ist der Gesandte von Schwyz und Landamman seines Kantons, Theodor Ahyberg, ein sechs Fuß hoher Mann von vortheilhaftem Äußeren, der Sprößling des alten bekannten Geschlechts, dazu der wohlhabendste Grundbesitzer im Schwyzerlande. Er überragte körperlich alle Mitglieder der Tagsagung, geistig war dies

wohl nicht der Fall, allein mehrmals, wo ich ihn hörte, sprach er für seine Sache mit großer Hefigkeit und benahm sich, ganz wie ein Häuptling des Gebirges, rauh und übermüthig, bis zur Herausforderung. Er ließ es auch in den Sitzungen nicht an Angriffen und Scheltworten gegen die Radikalen fehlen und trieb es in Persönlichkeiten so arg, daß der kleine blasser Gesandte von Baadt, Herr Eytel, ihn eines Tages beim Wort nahm, als er hinzufügte: »Wie er heiße, wisse Jeder, er sei zu aller Rechenschaft bereit.« Herr Eytel forderte von dem Landamman von Schwyz nun wirklich Rechenschaft für die ihm angethanen Beleidigungen mittelst einiger Unzen Pulver und Blei; allein wie die Zeitungen meldeten, hat Herr Abyberg es doch vorgezogen, nicht auf den Zweikampf einzugehen.

Von Luzern war der Staatschreiber Bernhard Meyer als Gesandter geschickt worden, ein ziemlich unbedeutender, aber fanatischer Mann, der unter dem Namen, der Sardinier, in der Schweiz bekannt ist, weil er die Auslieferung der Gefangenen vom Freischaarenzuge an sardinische Festungen betrieb hatte und deshalb in Turin unterhandelte. Er besonders war Gegenstand des Hasses in Zürich und wie man erzählte, war er auch stets bewaffnet.

Das dürre, magere Gesicht mit harten Zügen schien fortgesetzt bereit, sich zornig aufzublasen und einen Spektakel loszulassen, sobald sich irgend ein Anlaß bot. Namentlich war der Freischaarenunfug sein beständiges Steckenpferd, das willig ihm Dienste bot, so oft er es reiten wollte, und dann fehlte es nicht an Ehrentiteln aller Art: Räuber, Banditen, Gefindel, Bestien, die den unglücklichen Freischärlern an die Köpfe flogen.

Da der Freischaarenzug aber zum Theil aus angesehenen Männern bestand, von denen selbst einige im Sitzungssaale als Gesandte gegenwärtig waren, so war diese Schimpferei um so unwürdiger und blieb nicht ohne schonungslose Erwiderung. Der Gesandte von Solothurn, den es mitbetras, da er auch bei den Freischaaren gewesen, nahm die Schimpfworte als gegen sich persönlich gerichtet, und eine Duellforderung war die Folge, die aber auch nicht angenommen wurde. Herr Meyer hatte keine Lust, sein gutes Recht einer Pistolenkugel anheim zu stellen und glaubte seiner Sache ferner noch große Dienste leisten zu können. Deshalb blieb er lieber am Leben, was sehr wohlgethan von ihm war.

Es würde zu weitläufig sein, hier alle diejenigen schweizerischen Gesandten anzuführen, welche mit Ausnahme sehr weniger das Interesse erregen kön-

nen. Einer der Herren ist jedoch auch in Deutschland bekannt geworden, und hat durch sein Streben und seine Energie allgemeine Theilnahme bei uns erregt. Ich meine den Staatsrathspräsidenten der Waadt, Heinrich Druey.

Herr Druey ist meines Erachtens der beste logisch geordnete Kopf, der kenntnißreichste Mann und einer der besten Redner der Tagsagung, deren erster er sein würde, wenn sein Organ seine Gedankenfülle unterstützte. Eine kurze, kräftige Gestalt, ein wohlgeformter Kopf mit breiter Denkerstirn und ein helles, blitzendes Auge bezeichnen seine äußere Erscheinung; sein freundliches, offenes Wesen den Mann des Volkes. Als entschiedener Radikaler und Chef einer der radikalsten Kantone der Schweiz vertheidigt er die Sache des Radikalismus mit kühner Lebendigkeit, ohne jedoch in die Fehler der Gegner zu fallen und grob oder persönlich zu werden. Scharf und bestimmt weist er die Angriffe zurück, wenn sie gegen ihn oder den Kanton Waadt gerichtet werden, und die französische Sprache, in welcher der Gesandte des Waadtlandes spricht, bietet so viele glückliche und epigrammatische Wendungen dar, daß es ihm um so leichter gelingt, sich siegreich zu vertheidigen und seine Widersacher übel zuzudecken. Die meisten derselben sind ihm in keiner Weise gewachsen, und

ich bin öfter zugegen gewesen, wo die Gesandten von Freiburg und Genf, welche das Waadtland und dessen radikalen Regierungschef zumeist hassen, ihre groben Angriffe gut bezahlt empfangen. Herr Drucy hat in Deutschland studirt, hat Göttingen und Berlin besucht, sich mit Philosophie beschäftigt und ist einer der wenigen Schweizer, welche in der Philosophie nicht eine brotlose Kunst oder eine Phrasenmacherei sehen, einer der wenigen auch, welche über die engen Schweizergrenzen hinaus den Blick auf die europäischen Völkerverhältnisse richten und deren geistige Durchbildung eine tüchtige wissenschaftliche Grundlage besitz. Aus dieser Grundlage heraus sind die politischen Überzeugungen gewachsen, welche Herr Drucy in einem bewegten öffentlichen Leben stets consequent festgehalten hat. Er ist der Mann der Majoritäten und der Stimme des Volks, ein Gegner der Freischaarenzüge und aller Einmischungen der übrigen Kantone in die Angelegenheiten des einzelnen Kantons, der seine Souverainitätsrechte durch Beschlüsse der Volksmehrheit ausübt. So hat er die züricher Revolution von 1839 vertheidigt und die luzerner Umwälzungen, eben so in der Klosterfrage sich für Herstellung der Klöster in Aargau erklärt und damit bei den Radikalen der deutschen Schweiz viel Unwillen angefaßt. Wir

werden diesen interessanten Mann, der die letzten Revolutionen im Waadtlande leitete, der vom Volke hoch verehrt, von der gestürzten Partei eben so sehr gehaßt wird, und die Seele der jetzigen Zustände in der Waadt ist, noch näher betrachten müssen. In der Tagsagung ist er eine der wenigen staatsmännischen Erscheinungen, die durch persönliche Bedeutsamkeit ein allgemeines Interesse bieten.

Zum Schluß könnte ich hier noch den Gesandten von Basel-Landschaft anführen, welcher von Zeit zu Zeit einige ergötzliche Zwischenscenen in das langweilige, thatenlose Schauspiel der Tagsagung bringt, indem er oft mit treffender Ironie und bitterem Witz die Vorgänge charakterisirt und die Abgeordneten der conservativen Kantone zu Ausbrüchen des heftigsten Zornes verleitet. Dr. Emil Frei ist ein junger begabter Mann, dem es Vergnügen zu machen scheint, da der Ernst nichts hilft und sein kleiner Halblanton am allerwenigsten etwas zu ändern vermag, die lustige Seite herauszulehren und durch Spott seine Gegner zu ärgern, indem er sie dem Gelächter der Zuschauer preisgibt. Sein Spott ist eine gefährliche Waffe, die er ergötzlich genug schwingt und schallend auf manchen Rücken fallen läßt. Je heftiger die Betroffenen auffahren, ihn Handwurst heißen und seine Reden als Harlequinaden ver-

schreien, je gröber sie überhaupt werden, um so mehr werden sie verspottet und um so mehr lacht das Publikum, das dem Doctor Frei beistimmt. Wer die Lächer auf seiner Seite hat, ist immer im Vortheil, und wer verlacht wird, kann machen was er will, er verliert sein Spiel. Ändern kann hier freilich weder Ernst noch Spott etwas, denn wir sehen ja deutlich, wie alle Entscheidung weit außerhalb des Sitzungssaales der Tagsagung liegt, und zwischen diese feindlichen Parteien kann keine Verständigung durch Gesandte kommen, welche so machtlose Organe ihrer Instruktionen sind.

Bei dieser Gestaltung des schweizerischen Reichstages ist es ziemlich gleichgültig, daß die Gesandten in vier verschiedenen Sprachen sprechen dürfen, was im andern Falle ein außerordentlich mächtiges Hinderniß der Verständigung sein würde. In allen geordneten Staatsverbänden giebt es eine allgemeine Geschäftssprache, welche die Abgeordneten der verschiedenen Landestheile im Sitzungssaale der Stände reden müssen; in der Schweiz aber kommen keine Landestheile zusammen, sondern souveraine Kantone, denen man nicht zumuthen darf, eine andere Sprache zu reden, als die, welche das ihnen zugehörige Volk spricht. Tessin redet italienisch; Graubünden romanisch, italienisch und deutsch; Waadt, Genf,

Neuchâtel französisch; Freiburg sagt ebenfalls nur französisch, obwohl ein nicht unbedeutender Theil des Kantons deutsch spricht. So haben auch die Gesandten von Wallis sich angewöhnt französisch zu sprechen, weil Unterwallis französische Bevölkerung hat und die französische Sprache überhaupt wohl mehr im Lande gesprochen und besser erlernt wird, als das Hochdeutsche. Die Gesandten aller anderen Kantone sprechen deutsch und aus der eidgenössischen Kanzlei gehen die Verhandlungen und Zuschriften in deutscher Sprache, von Übersetzungen ins Französische begleitet, hervor.

Graubünden und Tessin dürfen romanisch und italienisch reden, wenn sie wollen, allein sie thun es selten oder nie, weil sie von dem ganz richtigen Grundsatz ausgehen, daß sie in diesem Falle nicht verstanden werden. Tessin und Graubünden sind überhaupt die am wenigsten bekannten Kantone der Schweiz. Der größte Theil der Schweizer weiß von Deutschlands und Frankreichs Verhältnissen und Zuständen mehr, als von diesen im Schooß der höchsten Gebirge vereinsamten Eidgenossen. Namentlich ist das nach Italien sich hinabziehende Tessin eine terra incognita, von der man fast nichts erfährt und hört, als durch dürftige Zeitungsberichte und durch das Erscheinen der Gesandtschaft auf der Tagssagung.

Verkehrsverhältnisse bestehen wenige oder gar keine; Industrie ist nicht in jenen Gebirgsländern zu finden; die Thäler öffnen sich gegen Süden und wenige hohe, beschwerliche Passstraßen, die auf lange Winterzeiten oft ganz gesperrt sind, führen nordwärts in die deutsche Schweiz.

Der Gesandte von Tessin bedient sich daher der französischen Sprache; der Gesandte Graubündtens spricht deutsch, so daß eigentlich doch nur zwei Sprachen auf der Tagsatzung geredet werden, welche sich leicht vermitteln. Denn der gebildete Theil der deutschen Schweizer versteht meist Französisch genug, um einer Rede dem Sinne nach folgen zu können, und so weit sind auch die französischen Schweizer, wenigstens wenn sie auf die Tagsatzung geschickt werden, mit dem Deutschen vertraut. Freilich werden häufig Fälle vorkommen, wo das gegenseitige Verständniß doch sehr mangelhaft bleibt, und immer ist es übel genug, daß in verschiedenen Sprachen geredet wird, aber es läßt sich nicht ändern und, wie gesagt, hier schadet es so viel nicht, da im Resultate doch Jeder weiß, woran er ist, mag er es verstanden haben oder nicht. Für den Zuschauer ist es sehr wunderlich, wenn er die verschiedenen, bald deutsch, bald französisch gehaltenen Reden anhört, von denen die eine die andere vielleicht beantwortet.

Die Protokollführer haben dabei eine schlimme Arbeit und wahrscheinlich würden Irrthümer häufig vorkommen, wenn die Gesandten nicht selbst die Protokolle durchsähen und verbesserten.

Man sieht leicht ein, daß bei solcher Stellung der Kantone, die ihren Zusammenhang nur durch diese so ohnmächtige Tagsatzung finden, ein Zusammenwirken zu allgemeinen Staatszwecken ganz außerordentlich schwierig und fast unmöglich ist.

Jeder Kanton lebt sein Leben für sich, und da die vorörtliche Würde selbst unter Bern, Zürich und Luzern wechselt, so kommen alle zwei Jahre andere Grundsätze in die obere Leitung, andere Richtungen machen sich geltend, andere Einflüsse drängen sich herbei und andere Männer treten an die Spitze.

Die Einzigen, welche in ihrem Amte verharren, sind die Vorstände der Kanzlei, der eigenössische Kanzler, Herr Amrhyn, und der Staatschreiber, Herr von Gonzenbach. Beide gehören persönlich der konservativen Partei an, in ihren Stellungen ist dies jedoch ziemlich gleichgültig; sie haben keine Meinung zu vertreten, sondern nur die Registraturen in Ordnung zu halten und die Schreiberei der Tagsatzung zu besorgen. Inzwischen sind sie jedoch die einzigen Personen, denen es möglich wird, eine allgemeine Übersicht über die statistischen Verhältnisse der Schweiz

zu erlangen, obwohl diese auch für sie stets mangelhaft bleibt. Denn genaue Nachweise über Handel, Gewerbe, Industrie und Ackerbau giebt es nicht. Tabellen über Aus- und Einfuhr, Verbrauch, Besteuerung, Viehstand u. s. w. sind durchaus Sache der einzelnen Kantone, von denen viele sich gar wenig darum kümmern; deshalb ist eine brauchbare Statistik der Schweiz noch gar nicht vorhanden, was darüber geschrieben wird, muß mit großer Mühe zusammen gesucht werden, und somit muß man namentlich dem Herrn von Gonzenbach dankbar sein, der in letzter Zeit sich mit den Handelsverhältnissen der Schweiz mehrfach beschäftigt und wenigstens versucht hat, die Handelsverhältnisse zu Frankreich und Deutschland ausführlich darzustellen.

Man hat diese Berichte und besonders die darin niedergelegten Ansichten des Herrn von Gonzenbach heftig angegriffen, erstere als sehr mangelhaft, letztere als falsch und sich widersprechend bezeichnet und hat in beiden Vorwürfen völlig recht; aber es ist bei dem Mangel an allen Anstalten, welche Ordnung und Übereinstimmung in die Handels- und Verkehrsverhältnisse der Schweiz bringen können, bei dem Mangel einer Handelskammer, dem gänzlichen Mangel eines Systems über Gewerblichkeit und eines Ineinandergreifens allgemeiner Interessen,

bei der Verwirrung, in der sich Zoll-, Post-, Münz- und Straßenwesen befinden, bei dieser kantonalen Absonderungssucht, wo Jeder thut, was er will, fast nicht möglich, richtig und parteilos die Verhältnisse darzustellen.

Trotz dessen, daß in der Schweiz dem Namen nach Handelsfreiheit besteht, giebt es eine übergroße Menge von Zollstätten, wo unter dem Namen von Weg- und Brückengeldern auf verschiedenartigste Weise Zölle erhoben werden, die den Handel und den inneren Verkehr außerordentlich belästigen. Zürich, Bern, Luzern, Waadt und einige andere Kantone haben diese Zölle zum Theil aufgehoben, zum Theil an ihre Grenzen verlegt und dadurch wenigstens den inneren Verkehr befreit; andere, besonders die kleinen Kantone, haben dies aber nicht gethan; sie bringen einen großen Theil ihrer Staatseinnahmen dadurch auf. Viele haben Ein-, Aus- und Durchgangszölle auf gewisse Kolonialwaaren, Zölle auf Wein- und Essigeinfuhr, Zölle auf Vieh, Verbrauchssteuern und eine ersfinderische Unendlichkeit von Namen, unter denen bald von dem Gewicht der Waaren, bald von den Wagen und deren Bespannung, je nachdem sie die eine oder andere Waare ziehen, verschiedenartige Steuern erhoben werden. Die Durchgangssteuer für Waaren beträgt in der Schweiz wenigstens

4 Kreuzer für die Wegstunde pro Centner, während in Deutschland sämtliche Frachtkosten nicht 2 Kreuzer ausmachen. Man denke sich nun das Schicksal eines Fuhrmanns, der von Italien kommend die mancherlei kleinen Kantone passiren muß, wo er nicht allein an jeder Grenze, sondern auch an jeder inneren Zollstätte geschröpft wird. Der Transithandel der Schweiz nach Deutschland und Frankreich hat daher auch beträchtlich abgenommen; aber auch der eigene Handel leidet. Die Schweizer haben sich nicht gegen das Ausland zu beklagen; sie beschädigen sich selbst zumeist durch dies ruinirende Zollwesen und können es ihren Nachbarn nicht verargen, wenn diese andere Handelsstraßen aufsuchen.

Die Tagsatzung hat es aber noch nicht einmal dahin bringen können, daß ihr eine vollständige Übersicht der legal bestehenden Zölle vorgelegt wurde. Die meisten Kantone halten gerade diese Quelle ihrer Finanzen am zähesten fest vor jeder Einmischung, und dazu kommt, daß ihnen auch zur Erhaltung der eidgenössischen Ausgaben, Grenzzölle unter dem Namen eidgenössische Gebühren, dienen, welche jährlich 250,000 Schweizerfranken abwerfen.

Nach Herrn von Gonzenbachs Mittheilungen werden in der Schweiz jährlich 2 Millionen Franken an Zöllen erhoben, von denen Zürich,

das besseren Grundsätzen huldigt, nur 20,000 Gulden bezieht, während das kleine Uri, das den Gott-hard mit Zollstätten sperrt und wenigstens an zehn verschiedenen Orten Geld erhebt, 52,800 Franken davonträgt. So ist es auch mit Tessin, Bern, Genf, Basel, Waadt und mit Graubünden am ärgsten. Wo irgend große Heerstraßen laufen und Frachtverkehr ist, kann man sicher sein, auch hohe Zölle zu finden. Der eine Kanton thut es darin dem andern zuvor; jeder sucht vom Handel und Verkehr zu ziehen, so viel er kann, und selbst von Fußgängern auf halsobrechenden Päßstraßen, die in den schrecklichsten Zuständen sind, wie z. B. auf der Gemmi, wird ein Wegegeld erhoben.

Der kleine Kanton Schaffhausen hat allein 40 Zollstätten und der Rhein von Schaffhausen nach Rorschach am Bodensee ist so von Zöllen gesperrt, daß von den 30 Kreuzern Fracht, welche die Schiffer auf dieser Strecke pro Centner erhalten, 22 Kreuzer an den Zollstätten entrichtet werden müssen. So hat auch Basel-Stadt ein Übermaß von Zöllen aller Art, die ihm jährlich 100,000 Franken eintragen, und Basel-Land bleibt, trotz seines äußersten Radikalismus, so wenig wie Andere in dieser Zollschöpfungskunst zurück, denn es ist gar zu bequem, auf solche Weise Geld einzunehmen.

Die Handelsfreiheit der Schweiz ist daher sehr illusorisch. Dem Namen nach besteht sie allerdings, allein man sieht, wie es damit steht.

So ist es auch mit dem Postwesen. Ich führte schon an, wie durch theure Post- und Briestaren jeder Kanton die Post zu einem einträglichen Finanzzoll zu machen sucht. Auch in dieser Beziehung mangelt alle Übereinstimmung, denn es giebt 16 verschiedene Postadministrationen, während es im vorigen Jahrhundert nur fünf gab und in ganz Deutschland jetzt noch 13 bestehen. Überall sind verschiedene Taren und willkürliche Zutaren und Nachnahmen; allein obwohl die einsichtigen Männer aller Parteien die Übel sehr wohl erkennen und öffentlich anklagen, so giebt es doch keine Abhülfe. Denn das einzige Vermittlungsglied zwischen den fünf und zwanzig souverainen Staaten, die Tagsatzung, erklärte sich, ihrer Ohnmacht wohl bewußt, für incompetent.

Ein sehr interessanter ausführlicher Kommissionsbericht der züricher Indusriegesellschaft über die schweizerischen Verkehrsverhältnisse, giebt an, daß ein jährlicher Reingewinn von wenigstens einer Million Franken (400,000 Thaler Preussisch) den Kantonen aus der Post zufließe; während das achtmal größere Preussen einen Reingewinn von etwa einer Million Thaler

aus seinem Postwesen zieht, wobei bemerkt werden muß, daß auch in Preußen mit vollem Rechte seit Jahren die lebhaftesten Klagen über die Höhe der Posttaren laut wurden und auch zu theilweisen Reformen führten.

Lange Streite sind zwischen den Kantonen auch über die Eingangs- und Verbrauchsölle geführt worden, ohne daß irgend etwas erwirkt ward. Die Mediationsakte hatte bestimmt, daß Ein-, Aus- und Durchfuhr zwischen allen Kantonen frei sein solle; der Bundesvertrag von 1815 setzte dagegen nur freie Aus- und Durchfuhr fest. Hierauf gestützt begann Bern zuerst einen Weineingangs Zoll zu erheben, bald folgten andere Kantone mit ähnlichen Zöllen nach, und alle Klagen der Betheiligten blieben vergebens, denn die Tagsatzung hatte keine Macht zur Abhülfe. Von diesen Steuern ziehen 12 Kantone abermals jährlich mehr als eine Million Franken, welche vorzugsweise auf dem Landbau lasten.

Noch drückender und beschwerlicher für das eigentliche Volk ist das Salzregal, das den Kantonalregierungen jetzt einen Nettogewinn von 2 Millionen Franken abwirft. Das Salz wird vom Auslande gekauft, obgleich es der Schweiz nicht an Salinen fehlt. Die Regierungen liefern aber ihren Angehörigen dies nothwendige Lebensbedürfniß mit einem Gewinn von wenigstens 100

Procent. Das ist ein Mißbrauch, dessen sich kaum eine absolut monarchische Regierung schuldig macht; allein die Schweiz kann überhaupt nicht sagen, daß ihr Steuerwesen und ihre inneren Einrichtungen etwa nach besonders guten rationellen Grundsätzen geordnet wären. Dagegen hat sie den großen Vorzug, daß, wenn das Volksbewußtsein erwacht, Alles in den einzelnen Kantonen leicht geändert werden kann und geändert werden muß, sobald die Majorität es will. Seit 1830, wo das Volk zur Freiheit gelangte, sind erst sechszehn Jahre verflossen, welche größtentheils in inneren Kämpfen hingegangen sind. Diese Zeit ist kurz und doch sind in manchen Kantonen schon die wichtigsten Reformen begonnen und theilweis durchgeführt, welche eine bessere Zukunft vorbereiten. Statt der kantonalen Gesetzgebung, der jetzt Alles sich unterordnet, wird dann eine nationale entstehen, an der es der Schweiz gänzlich gebriecht. Dann erst können sich auch die zahlreichen Widersprüche auflösen und von einem Schweizervolke im wahren Sinne des Worts und nach den vernünftigen Begriffen staatlicher Einheit die Rede sein.

Die Verkehrsverhältnisse der Schweiz mit ihren Nachbarn: Oesterreich, Sardinien, Frankreich und Deutschland, deren Übersicht ich hier anführen will, geben ein Bild der bedeutsamen industriellen Thä-

tigkeit der Schweizer, wie der Hindernisse, mit denen das betriebsame Volk zu kämpfen hat.

Sardinien hat durch eigene Fabriken und Schutzzölle, welche diese sichern, einen bedeutenden Theil der Schweizerwaaren von sich abgesperrt; eben so ist Neapel durch hohe Zölle verschlossen worden; aber Toskana, der römische Staat und die italienischen Freihäfen sind noch immer große Märkte für die schweizer rothgefärbten Baumwollensfabrikate. Von Triest, Ancona, Livorno und Genua werden sie in die Türkei geführt und in die Küstenplätze Asiens verbreitet.

Österreich hat durch sein Prohibitivsystem seine Grenzen streng auch gegen die Schweiz verschlossen. Nur durch Schmuggelverkehr gelingt es einige Fabrikwaaren durch Vorarlberg und Tyrol einzubringen, sonst setzt man nur Vieh, Brot, Bau- und Brennholz, Käse und Obst ab; dazu etwas Baumwollengarn und Baumwolle, was zusammen im Jahre 1840 nicht mehr als 1,761,288 Gulden betrug. Die Schweiz empfängt dagegen 10 bis 12,000 Centner rohe Seide, Brantwein, Eisenwaaren, Getreide, Salz, Wollenwaaren, Puzwaaren, deren Werth für 1840 auf 17,706,609 Gulden angegeben wurde.

Zwischen Ein- und Ausfuhr besteht also nach

Österreich hin ein außerordentliches Mißverhältniß, das seit vielen Jahren sich fortsetzt und wenig Aussicht auf Besserung bietet.

Auch im Verkehr mit Frankreich ist die Schweiz durch das französische Prohibitivsystem im großen Nachtheile. Herr von Gonzenbach hat in seiner Darstellung dieser Verhältnisse viele Nachweise darüber gegeben, aus denen hervorgeht, daß zwar, seitdem Frankreich einige Erleichterungen in der Einfuhr von Uhren und Goldsachen eintreten ließ, sich der schweizer Handel darin nicht unbedeutend gehoben hat, allein der größte Theil jener Zunahme wurde doch nur durch die vermehrte Ausfuhr von Naturprodukten bewirkt. Im Jahre 1831 betrug der Werth der Gesamtausfuhr nach Frankreich 9,408,137 französische Franken; im Jahre 1840 dagegen 20,500,473 franz. Franken. Uhren und Bijouterien wurden für $3\frac{1}{2}$ Million Franken nach Frankreich geführt; aber für 4 Millionen Brennholz. Seidenbandwaaren für $1\frac{1}{2}$ Million, und für $2\frac{1}{2}$ Million Hornvieh und Pferde. Im Ganzen kamen fünfzehn Millionen der Gesamtausfuhr auf Naturerzeugnisse und Rohstoffe, welche für Frankreich ganz unentbehrlich sind, und nur fünf Millionen auf Industriegegenstände. Baumwolle und Seidenwaaren bleiben ganz ausgeschlossen und streng verboten; ob aber die Schweiz

durch die Zollherabsetzungen auf Uhren, Goldsachen und Seidenbänder viel gewonnen hat, bleibt fraglich, denn bei den früheren gänzlichen Verboten und übermäßigen Zöllen bestand ein ausgedehnter Schmuggelhandel, und nur um diesen zu vermeiden setzte die französische Regierung die Zölle herab.

Dagegen werden von Frankreich jährlich jetzt für 38 bis 40 Millionen Franken Waaren aller Art nach der Schweiz geliefert (im Jahre 1840 für 35,658,733 Franken; im Jahre 1831 für 27 Millionen Franken); aber im umgekehrten Verhältniß bestehen diese zu $\frac{3}{4}$ aus Fabrikaten und nur zu $\frac{1}{4}$ aus Naturprodukten.

Im Jahre 1840 kamen allein für 14 Millionen Baumwollen-, Wollen- und Seidenzeuge und Waaren in die Schweiz, die ganze Einfuhr an Fabrikaten aller Art betrug 28,868,894 Franken, dazu für 2 Millionen Krapp, für 2 Millionen Wein u. s. w. An französischen Transitgütern kamen von Frankreich für 49,524,673 Franken. Aus der Schweiz gingen als Transit nach Frankreich für 49,558,589 Franken. Der Gesamtwertb der Einfuhr betrug 90,852,439 Franken, die Ausfuhr 70,059,377 Franken.

Die Schweiz verliert also in der Bilanz ihres Handels mit Frankreich jährlich 18 bis 20 Millionen Franken, und man müßte in der That erstaunen, wie

es möglich ist, daß sie dies ertragen kann ohne gänzlich zu verarmen, wenn nicht eben der industrielle Fleiß ihrer Bewohner sich Märkte in der Türkei, Asien, Amerika, Indien, und selbst in China aufsuchte, um dort die Mittel zu finden, ihren Wohlstand nicht sinken zu lassen und ihre Arbeiter zu ernähren.

Ich habe schon bei den zürcher Industriezuständen angedeutet, wie kümmerlich dies freilich geschieht, und Herr von Gonzenbach, der gleichsam einen Triumph darüber anstimmt, daß trotz dieser Bedrängnisse der Schweiz doch Alles so gut darin stehe, ist von seinen Landsleuten selbst in schneidender Weise zur Rebe gestellt und ihm die wahre Lage wie seine Irrthümer und Widersprüche klar dargelegt worden.

Der eidgenössische Staatsschreiber warnt vor allen Retorsionsmaßnahmen gegen Frankreich; wir werden aber gleich sehen, daß er dergleichen gegen Deutschland vorschlägt, obwohl kein übermäßiger Verstand dazu gehört um einzusehen, daß die Nachtheile davon zum allergrößten Theil auf die Schweiz zurückfallen müßten. Retorsionsmaßnahmen gegen Frankreich sind dagegen von gar keinen Gefahren begleitet. Frankreich liefert ja fast nur Fabrikserzeugnisse in die Schweiz, kauft aber Naturprodukte und Stoffe, die es auf jeden Fall haben muß. Was hat

die Schweiz also zu befürchten? Man könnte Frankreich vielleicht zwingen, entweder einen Handelsvertrag auf Gegenseitigkeit zu schließen und die Einfuhr von schweizerischen Baumwollen- und Seidenwaaren zu gestatten, oder seine Waaren ebenfalls von der Schweiz ausgeschlossen zu sehen, und damit hätte man vielleicht zugleich ein Mittel sich Deutschland zu nähern und einem günstigen Handelsanschluß an den Zollverein den Weg zu öffnen.

Der Handel mit Deutschland ist überdies schon bei den liberaleren Grundsätzen des Zollvereins vielmehr erleichtert als mit den übrigen Nachbarn der Schweiz. Allerdings ist zum Schirm der eigenen Fabriken der Schutzzoll in den letzten Jahren auch im deutschen Zollvereine beträchtlich gewachsen, allein es ist noch lange kein Prohibitivsystem daraus geworden, und wird dies auch hoffentlich nie werden.

Viele Naturprodukte der Schweiz kommen zollfrei nach Deutschland, oder sie zahlen einen ermäßigten Zoll. So werden Butter, mageres Vieh, Käse, Most, Kirschwasser und Absynth, Strohgeflechte und Uhrenbestandtheile gegen die Hälfte des eigentlichen Zolls und für noch weniger als dies zugelassen. Dagegen zahlen Fabrikwaaren den vollen Betrag, trotz dessen aber besitzt die Schweiz keinen ganz unbeträchtlichen Markt auf den deutschen Mes-

sen in Leipzig, Frankfurt am Main, Braunschweig u. s. w.; die Einfuhr von Rohseide geschieht fast ganz von der Schweiz aus; die feinen St. Galler und Appenzeller Gardinenstoffe und Weißzeugwaaren haben bedeutenden Absatz und verbreiten sich von Deutschland über Polen, Rußland, die Moldau und Wallachei, die Niederlande, ja bis nach Armenien und Persien.

Nach Herrn von Gonzenbachs Darstellung der schweizerischen Handelsverhältnisse zu Deutschland beträgt die Einfuhr aus den Zollvereinsstaaten 89,047,019 französische Franken; die Ausfuhr nur 72,734,051 Franken. Auch gegen Deutschland wäre daher ein Ausfall in der Bilanz von 17 bis 18 Millionen Franken, der sich vielleicht selbst bis auf 20 Millionen erhöht. Was von der Gesamtsumme Transitgut ist, läßt sich nicht genau ermitteln, allein ohne Zweifel ist Deutschland in bedeutendem Vortheil, denn ein sehr großer Theil (wohl $\frac{2}{3}$) der Einfuhrgegenstände besteht aus Produkten der Zollvereinsstaaten oder Fabrikaten, welche aus eigenen Produkten gefertigt wurden, während die Schweiz dies nicht von sich sagen kann. Wenn man nun auch nicht mit Herrn von Gonzenbach annehmen will, daß die Schweiz allein im Jahre 1840 an den deutschen Zollverein 22 Millionen Franken baar für Mehrein-

käufe abzugeben hat, so ist die Summe doch gewiß nicht unbedeutend.

Für Getreide aller Art mußten allein 12 Millionen an Deutschland gezahlt werden, da die Schweiz ihre Bewohner nicht ernähren kann. Für Vieh gingen 3 Millionen eben dahin; nicht unbedeutend war auch die Buttereinfuhr, denn die Schweiz hat, wie wir gesehen haben, bei der großen Getheiltheit des Bodens keinen genügenden Viehstand. Man glaubt gewöhnlich, daß ein solches Weide- und Alpenland eine Überfülle an Produkten der Milchwirtschaft besitzen müsse, findet sich jedoch sehr getäuscht. Aus der Milch der Alpenkühe wird Käse bereitet und dieser bildet allerdings einen ziemlich ansehnlichen Handelsartikel, von welchem nach Deutschland 1840 für 691,845 Franken ausgeführt wurden; Butter muß jedoch um so mehr gekauft werden, da auch die vielen Reisenden zum starken Verbrauch beitragen, obwohl die Schweizer selbst wenig Butter essen, welche meistens nur von ihnen zum Kochen u. s. w. gebraucht wird. Eben so muß die Schweiz Salz kaufen für 1½ Million Franken; von Fabrikaten aber besonders Wollenzeug und Strumpfwaren (1840 für 23,640,500 Franken) nebst Leinwand aller Art (für beinahe 4 Millionen F.), Baumwollenwaren für 6,801,500 Franken, Taback und Zigarren für

12,562,910 Franken. Ein großer Theil dieser Fabrikate ist jedoch Transit. Im Übrigen kann die Schweiz Wolle, Leinen und Taback nirgends so wohlfeil erhalten als von Deutschland und ist daher darauf angewiesen ihren Bedarf von uns zu nehmen, was von mehr als $\frac{1}{2}$ der ganzen Einfuhr gesagt werden kann.

Dagegen liefert die Schweiz hauptsächlich Erzeugnisse der Industrie nach Deutschland. Sie lieferte im Jahre 1840 für 27,591,000 Franken seidene Zeug- und Strumpfwaaaren; für 12,390,000 Fr. rohe ungefärbte und Floretseide; für 3,415,250 gefärbte und weiße Seide; für 13,604,000 Fr. baumwollene Stuhl- und Strumpfwaaaren; für 8,608,000 Fr. rohe Baumwolle und Baumwollengarn und für 1,060,900 Stroh- und Bastgeflechte. Von den 72 Millionen der schweizer Ausfuhr in den Zollverein sind mehr als 66 Millionen Fabrikate; wenn daher Herr von Gonzenbach meint, daß gegen den deutschen Zollverein Retorsionsmaßregeln am leichtesten zulässig und zunächst ausführbar seien, so scheint dies wohl mehr auf eine Drohung berechnet zu sein, als daß er selbst daran glaubt. Wenn Deutschland den Transitverkehr der Schweiz erschwert, so bereitet es schon dadurch derselben einen Schaden, den sie schwer überwinden kann. Die abhängige Lage des kleinen Lan-

des liegt klar vor Augen. Keines ist weniger geeignet gegen seine Nachbarn mit Strenge aufzutreten und ganz besonders muß es sich mit Deutschland verständigen, das ihm Brot und Lebensbedarf giebt, dessen weitläufige Märkte es mitbenutzt, das ihm auch jetzt noch freundlicher und dienstfertiger Hülfe leistet, als alle übrigen angrenzenden Völker, und auf dessen Landstraßen und Strömen ein so großer Theil seiner Industrieerzeugnisse den Weg nach fernem Absatzpunkten findet.

Diese Ausfuhrverhältnisse, die Hindernisse der Industrie, diese Absperrungen von allen Seiten, dies Auffuchen der fernsten Märkte der Erde und diese eifrige Thätigkeit eines kleinen Völkchens, das einem Ameisenhaufen gleicht, voll Fleiß, Ordnungsliebe und Handelstrieb, ist in der That von hohem Interesse und bietet bei dieser Mischung von Fabrikarbeitern in Seide, Baumwolle, feinen Geflechten, Uhren und Bijouterieen mit Hirten und Ackerbauern ein ganz eigenthümliches Schauspiel dar. Die Schweiz hat über 4000 Webestühle und 750,000 Baumwollenspindeln; dazu 30,000 Seidenwebestühle und 250 Kattundruckereien. Für mehr als 200 Millionen Franken Waaren gehen jährlich auf die Märkte der Erde. Sechsmalshunderttausend Stücke baumwollene Gespinste sollen dort jährlich abgesetzt werden, dazu

wenigstens 20,000 Centner verarbeitete Seidenwaaren, die übrigen Fabrikate nicht zu rechnen. Die kleine Schweiz mit 2 Millionen Einwohnern enthält auf 600 geviertete Meilen, die zur Hälfte hohes und wildes Gebirgsland sind, den vierten Theil der ganzen französischen Industrie, die Hälfte des großen österreichischen Kaiserstaats und wenigstens eben so viel wie Preußen.

Wie reimt sich aber dabei die sterile Einfalt des Hirten aus Unterwalden und Uri zu dem Speculationstrieb seines Nachbarn in Glarus, der in Teras ein Comtoir hat und vielleicht ein anderes in Gallsipoli? Wie verhält sich der Uhrmacher in Genf oder in den dünnen Hochthälern des Jura zu dem Baumwollenarbeiter in Appenzell-Außerrhoden, der dicht bei sich das Tobeln des Kuchtreibers auf den Alpen hört?

Eines ist merkwürdig — daß nämlich fast alle Industrie der protestantischen Schweiz gehört, während die katholischen Kantone wenig, oder nichts, davon besitzen, und oft wie mit einem Schlage, z. B. in Appenzell, der betriebsame Fleiß aufhört und dem Hirtenleben Platz macht. Und dies geschieht nicht etwa weil Naturverhältnisse es gebieten. Das kleine Glarus ist auch ein hohes Gebirgsland, doch welche industrielle Thätigkeit herrscht dort überall! Aber

die Glarner sind Protestanten. Der Protestantismus, der die Menschen mehr auf die Welt weist, der die Fest- und Betttage beschränkt und den Priestereinfluß zerbricht, muß die menschlichen Kräfte und den Geist wohl mehr wecken und ihm zuträglicher sein, als die allein seligmachende Kirche. Sehen wir doch in Deutschland den Unterschied oft schon an schlichten Bauerndörfern, wo Fleiß, Ordnung, Reinlichkeit und Wohlstand die protestantische Gemeinde auszeichnet, während ihre katholischen Nachbarn arm und schmutzig bleiben.

Bei allem Speculationstrieb in der Schweiz ist es aber doch wieder eigenthümlich, wie stark das Element des Festlebens am Alten und Hergebrachten hervortritt. Um ihre Waaren abzusetzen reisen sie nach Indien und Mexico, aber Niemand reist ins Ausland um etwa fremde Fabriken zu sehen, vortheilhafte Einrichtungen kennen zu lernen, in England oder sonst wo etwas zu erstreben und mit neuen Ideen bereichert heimzukehren. Der Fleiß der Schweizer strebt nicht nach Aufschwung durch neue Erfindungen; sie sind darin überhaupt arm. Sie wollen nur festhalten was sie haben und fürchten sich vor Neuerungen überall, so auch in ihren Fabrikzuständen.

Ein Freund erzählte mir, daß er vor einiger

Zeit den Sohn eines der reichsten und größten Fabrikanten im Kanton Zürich ermuntert habe, eine Reise durch Deutschland, Belgien und England zu machen, um dort die ersten Fabriken zu sehen, und schilderte ihm die Vortheile eines solchen lehrreichen Ausfluges so eindringlich, daß der junge Mann ganz davon begeistert war. Am anderen Tage kam der Vater zu dem Verföhrer und machte ihm lebhaftc Vorwürfe über die dummen Dinge, welche er seinem Sohn in den Kopf gesetzt habe. »Die Fabrik ginge, sie nähre ihren Mann. Neuerungen aber brächten nur Unheil und Reisen kosteten Geld.« — Die schweizerische Sparsamkeit, die Angst vor allen Geldausgaben, welche nicht unbedingt nöthig sind, tritt auch hinzu das Reisen selten zu machen. So bleibt man denn um so lieber bei alten Fabrikationsarten und gewissen Artikeln, in denen man noch immer vorthcilhast concurriren kann.

Daß die Fabrikation der Schweiz hart bedrängt ist durch die Verhältnisse, daß mancher Markt schon verloren gegangen ist oder sich beträchtlich verringert hat und durch Handelskrisen, durch Zunahme der Fabriken in andern Ländern, durch neue Erfindungen u. s. w. noch mehr verloren gehen wird, ist nicht zu leugnen; aber die Schweiz bietet durch na-

türliche Vortheile, durch die Kapitalien ihrer reichen Bürger und durch die Lage ihrer Arbeiter, welche, wie wir gesehen haben, so genügsam sind und Feldbau mit Fabrikarbeit vereinen, so viele Hülfsmittel, daß ihre besten Industriezweige auf lange alle Concurrenz ertragen und in manchen Artikeln stets im Vortheil bleiben werden. Die gegenwärtigen Parteienunruhen schaden dem Handels- und Industrieverkehr ganz und gar nichts. Diese gehen ihren ungestörten Gang und eben deswegen merkt man in der Schweiz viel weniger von der unruhigen Zeit und den bürgerlichen Zwisten, als man im Auslande glaubt. Der Radikalismus aber ist als patriotische Parteisahne des Fortschritts am meisten darauf bedacht, die Industrieverhältnisse zu ordnen und zu heben. Er erkennt durchaus, welche Macht die Industrie ist, welche Kraft in ihren Entwicklungen liegt und wie nothwendig deren Erhaltung und Wachsthum für die Schweiz ist. Wie in allen Dingen will er Ordnung und Einheit auch in die schweizerischen Verkehrsverhältnisse bringen. Daher gehen die Forderungen einer Handelseinheit, eines schweizerischen Zollvereins, gesicherter Creditverhältnisse, einer eidgenössischen Handelskammer, Abschaffung der inneren Zölle und einer festen Stel-

lung gegen das Ausland eben von den Männern des Volks und den Regierungen aus, die man radikal nennt. Diese Dinge gehören zu den Glaubensartikeln der radikalen Partei.

II. Kapitel.

Dampfboote auf dem Züricher See — Die Kantone an dessen Ufern — Ufenau — Mappenschwyl — Der Elthkanal — Die Heerstraße der Touristen — Der Rigi — Der Rigiwagen — Der Albis — Der Kanton Zug — Verfassung des Kantons — Mischung der reinen Demokratie und des Repräsentativsystems — Einfluß der alten Familien und der Priester — Arth — Der Ksel der Kapuziner — Der Bergsturz von Goldau — Besteigung des Rigi — Wundervolles Panorama — Der Vierwaldstätter See — Wägwil — Luzern — Alte Geschichte und alte Verfassung der Stadt — Das Patriziat — Die Verfassung vom Jahre 1831 — Stadt und Land — Intriquen der Junker und der Geistlichkeit — Die Verfassung von 1841 — Negutachtung derselben durch den Papst — Verfolgung aller freisinnigen Männer — Joseph Bru von Ebersohl — Die katholischen Vereine — Urtheil eines Luzerners über die jetzigen Verhältnisse — Dr. Robert Steiger — Der Schultheiß Siegmund Müller — Die Freischaarenzüge — Der Bredbrechtler Umman — Die Rotabilliten des jetzigen Regiments — Schwäche der liberalen Partei — Dr. Kasimir Pfyster und Altschultheiß Kopp — Prekustände — Luzern, als Centralpunkt der katholischen Partei — Die Stadt — Die Brücken — Das Denkmal im Garten des Generals Pfyster — Die Staatsgebäude — Die Reize der Naturumgebungen — Die Zukunft Luzerns.

Von Zürich aus fahren täglich Dampfboote nach allen Ortschaften des vier Meilen langen Sees und wer in die östlichen Kantone, nach St. Gallen, Graubünden, Appenzell, oder wer Luzern und die inneren kleinen Staaten besuchen will, wird sich dieser bequemen und billigen Beförderung am besten bedienen. Es ist gar anmuthig, auf den blauen Bogen des schönen Sees rasch hinabzuschwimmen, die reichen, reizenden Ufer vorübergleiten zu sehen

und sich nochmals an dieser Fülle von schönen bewohnten Stätten und einer milden Natur zu laben.

Je weiter man den See hinabfährt, um so malerischer und höher werden seine Ufer; namentlich tritt das südliche in hohen nackten und waldigen Felsgipfeln dichter heran. Grüne Matten ziehen von den Scheiteln nieder, blaue Ruppen ragen darüber empor, der Egol vor Allen, von dem einst der wilde König der Hunnen auf ein verheertes Land niedergeblickt haben soll, steigt kühn in den Himmel. Hier gehört Grund und Boden zum Lande Schwyz. Schwyzer Heerden weiden bis an den See nieder, dessen Uferstreifen mit fruchtbaren Feldstücken und Obstgärten besetzt sind. Aber die Färbereien, die Bleichen, die Baumwollen- und Seidenfabrikanstalten haben aufgehört. Im Lande Schwyz weiß man nichts von Industrie.

Zu Schwyz gehört auch das Eiland, das niedrig und schilfumkränzt aus dem See ragt. Es sieht wüst und unheimlich aus. Ein paar Häuschen und eine Kirche stehen darauf, sonst kaum einige wenige Bäume. Dennoch haftet der Blick vieler vorüberfahrenden Deutschen lange daran fest und man vergißt die hohen Gebirge von Glarus, den prächtigen Glärnisch mit seinen Schneekronen und die finster

blauen, gezackten Hörner, welche aus dem St. Galler Land herüberwinken.

Das Inselchen ist Usenau, Befungen und angerufen von gar manchem Dichter, zur Feier eines der größten Todten unseres Volkes, der hier nach langer Irrfahrt und Verfolgung den ewigen Frieden fand. Ulrich von Hutten liegt hier begraben, der kühne, ritterliche, deutsche Mann, den Papst und Mönche so bitter haßten, und der bis zum letzten Athemzuge als edelster Kämpfer für Wahrheit, Recht und Freiheit gegen Tyrannei, Gewalt, Heuchelei und jedwede Knechtschaft stritt. Daß er am 31. August 1523 auf Usenau starb, weiß man, aber sein Grab ist unbekannt geblieben, und ein Glück für die Asche des Todten, daß die Jesuiten in Schwyz oder die Mönche im Kloster Einsiedeln, denen die Insel gehört, den verruchten Keger nicht ausgraben und ein heiliges Strafgericht an seinen modernden Gebeinen vollziehen können.

Inzwischen ist es Ulrich Hutten gegangen, wie es vielen tapferen Männern in Deutschland und in der ganzen Welt ging. Verfolgt und dem Elend überliefert, starb er und ward von einem undankbaren Volke vergessen. Sieht doch auch Kaiser Friedrich noch immer in dem Riffhäuser und drei Mal

ist sein silberner Bart schon um den Tisch gewachsen. Aber die alten Raben fliegen noch immer um den Berg. Der Auferstehungstag, der des Kaisers Bann löst, der Tag der Freiheit und Einheit Deutschlands, will noch immer nicht kommen.

Vom schwyzer Ufer des züricher Sees führt hinter Usenau eine Brücke quer durch das Seebett nach der alten Stadt Rapperschwyl, die zum Kanton St. Gallen gehört, der von hier ab bis zum östlichen Ende das Gewässer begrenzt. Die Brücke bei Rapperschwyl ist sicher eine der längsten, die es überhaupt giebt, denn sie ist eine halbe Stunde lang; kein Kunstwerk zwar, sondern ein gewöhnliches und obenein schlecht erhaltenes Pfahlwerk, dem sogar ein Geländer fehlt, aber doch von großem Nutzen für den Verkehr zwischen den beiden Ufern und am nützlichsten für das Gotteshaus in Einsiedeln, das hinter den Bergen im Thale liegt. Schon im Jahre 1358 wurde eine Brücke hier über den See geschlagen, damit die Schaaren der Wallfahrer leichter herüberkommen könnten. Im Jahre 1818 wurde die jetzige Brücke gebaut und noch immer ziehen die Wallfahrer zur wunderthätigen Mutter Gottes, opfern den guten Mönchen den letzten Groschen und betteln sich in die Heimath zurück. Jetzt ist von Jahr zu Jahr die Zahl der Gläubigen gestiegen,

denn was ist nicht Alles geschehen, um die Menschen im alten Glauben und der alten Frömmigkeit zu erhalten! — Drüben am nördlichen Ufer liegt das alte Rapperschwyl mit seinem bethürmten Schlosse malerisch auf der Landzunge im See. Rapperschwyl ist auch katholisch und besitzt obenein ein Kapuzinerkloster, allein es ist so vortheilhaft für Handel und Industrie gelegen, daß viele Baumwollenspinnereien und andere Fabriken, sowohl in der Stadt, wie noch mehr in deren Umgebungen entstanden sind. Und sonderbar — zieht die Industrie die Protestanten herbei oder führen sie diese in ihrem Gefolge mit sich? — auch hier sind Protestanten die Fabrikbesitzer und bilden den wohlhabendsten Theil der Bevölkerung, wie dies im ganzen Kanton St. Gallen und überhaupt in allen Kantonen der Fall ist.

Am östlichen Endpunkt des züricher Sees tritt die Linth herein, welche ihm die Wasser des wallenstätter Sees zuführt. Die Linth kommt vom Tödi herunter, durchströmt das Glarner Thal, nimmt alle Gebirgsbäche aus den Nebenthälern auf und hatte zum Anfang dieses Jahrhunderts so viele Felsblöcke in ihrem Bett aufgehäuft, daß dies sich verstopfte, der wallenstätter See aus seinen Ufern trat und die flachen Gegenden von Wesen bis zum züricher See versumpften. Endlich kam es zur Abhülfe

durch Anlegung eines Kanals, der unter Leitung des Obersten Conrad Escher von Zürich entstand, dessen Familie dafür den Namen Vinth-Escher als Auszeichnung angenommen hat, weil es viele Escher giebt; wie denn überhaupt in der Schweiz die zahlreichen Mitglieder großer Familien sich oft nicht anders zu unterscheiden wissen, als durch Beifügung des Namens ihrer Frauen zu dem eigenen Namen oder durch den Namen ihres Guts, wenn sie eines besitzen.

Der Vinth-Kanal ist zwei Meilen lang und hat eine Million Schweizerfranken gekostet. Dafür ist aber nicht allein die Versumpfung gehoben und das Wechselfieber verschwunden, welches jährlich die Bevölkerung decimirte, auch die Schifffahrt ist hergestellt. Große und kleine Barken schwimmen den Kanal herauf und hinab; der Verkehr ist lebhaft; Glarus ist ein industrielles Ländchen und Alles, was nach Graubünden oder nach dem Bade Pfeffers will und von dort kommt, muß diesen Weg machen. Der größte Theil der fremden Reisenden gelangt freilich nicht hierher, und doch ist die östliche Schweiz, der wallenstättler See, Pfeffers, Glarus, Appenzell, Graubünden, mit seinen großartigen Naturreizen geschmückt.

Es giebt in der Schweiz eine allgemeine Heer-

straße für Touristen, von denen nur ein kleiner Theil sich absondert. Die Hauptmasse kommt über Basel oder Schaffhausen nach Zürich, geht über den Rigi nach Luzern, besucht das berner Oberland und sucht dann seinen Weg nach Italien oder nach Deutschland zurück auf die kürzeste Weise. Von allen diesen Reisenden kümmert sich keiner um das Volk und dessen Leben im Staate. In drei, höchstens vier Wochen haben sie die Berge und Städte durchwandert, die Jungfrau gesehen, einen Gletscher besucht, und sind mit ihrem Handbuche und dessen Beschreibungen mehr oder weniger einverstanden gewesen.

Den Rigi muß allerdings jeder Fremde besuchen, denn von ihm aus hat man den erhabensten Blick in die Gebirgswelt der Alpen; wer jedoch die Schweiz ein wenig näher kennen lernen will, der darf sich nicht auf den vierwaldstädter See und das berner Oberland beschränken. Er muß einige Wochen daran setzen, um die östliche Schweiz zu bereisen; muß in den inneren Kantonen einige Zeit verweilen und wird, von freilich oft mühsamen Wanderungen, manchen besseren Genuß heimbringen, als ihm auf der breitgetretenen Heerstraße geboten wird.

Wenn man den Rigi besuchen will, fährt man von Zürich am frühen Morgen mit dem Dampfboote

nach dem großen Kirchdorfe Horgen am See und besteigt dort den Nigiwagen, welcher die Passagiere bis nach dem Städtchen Arth am Fuße des Rigi führt. Man kann auf dem Dampfsboote sein Billet für die ganze Fahrt nehmen und bezahlt dafür einen sehr mäßigen Preis, fünf französische Franken; hier jedoch, wie überall bei dem Reisen in der Schweiz, treten die Übelstände des Fahrens in großen bedeckten Postwagen oft ärgerlich genug hervor. Man ist ins Land gekommen, um dessen schöne Natur zu beschauen, statt dessen wird man in einen Postwagen gepfercht, in welchem ein paar kleine Fensterchen rechts und links kümmerlich Luft und Licht gewähren. Wehe den Unglücklichen, die bei erstickender Hitze in die Mitte dieser Polster und Kissen eingeklemmt sitzen müssen, während die Julisonne auf der Eisenblechdecke des Wagens über ihren Köpfen brennt. Sie erhalten eine gründliche Vorstellung über die Lage der Gefangenen unter den Bleidächern Venedigs und werden von Ort zu Ort geschleppt, ohne das Geringste zu sehen und zu hören.

Die Postwagen in der Schweiz sind meist unmäßig große, schwere Gebäude mit 12 oder 15 Plätzen; zuweilen ganz bequem und stattlich eingerichtet, aber immer mit demselben Mangel behaftet, daß der größere Theil der Reisenden wenig oder

nichts vom Lande zu sehen bekommt. Wo es irgend angeht, muß man daher einen Außenplatz zu nehmen suchen, auch die Mehrbezahlung für einen Cabrioletplatz nicht scheuen, oder wenn man mit Freunden reist, lieber Privatfuhrwerk nehmen und mehr Geld aufwenden. Ist man jedoch rüstig zu Fuß, so ist und bleibt das beste Reisen in der Schweiz, d. h. in den wirklichen Gebirgs-theilen dieses Landes, das Wandern am Alpenstock, denn nur in dieser Art kann man Land und Leute kennen lernen und wird für seine müden Füße Genüsse eintauschen, die der Fahrende entbehrt. Man kann ruhen, wann und wo man will; kann an Quellen und unter schattigen Bäumen rasten, mit Muße jeden schönen Punkt betrachten, nachtlagern, wo es beliebt, und hat nicht nöthig vorüberzueilen, wo man gern verweilte, und sich fremdem Willen und aufgedrungener Eile zu fügen. Als Fußreisender kommt man auch weit billiger fort, denn man kann sich am Wege in den kleinen Gasthäusern, den Pönten oder Wirthschaften, erfrischen; auch kann man gutes Wetter besser abwarten, denn dies ist vor allen Dingen bei Bergreisen nöthig, welche, ohne vom Wetter begünstigt zu sein, zur Qual werden, so daß Jedem zu rathe ist, nie in die Berge zu gehen, wenn der Himmel voll Wolken hängt. Er verliert Zeit, Mühe und

Geld und kehrt voll Ärger zurück, denn er hat nichts gesehen und darauf kommt doch Alles an.

Von Horgem fährt der Rigiwagen auf der neuen schönen Straße über die Albiskette lange Zeit steil bergan, bis er den Scheitelpunkt erreicht hat. Man hat einen köstlichen Blick von oben. Hier auf die bunten lebensvollen Ufer des züricher Sees, dort in blaue duftige Gebirgsfernen. Der Rigi steigt in kühnen gewaltigen Massen empor. Es ist kein einzelner Berg, obwohl er so genannt wird, sondern ein mehr als sechs Meilen großes Nagelfluagebirge, das zwischen dem vierwaldstädter und zuger See sich abgelagert hat. Hinter ihm tritt der Pilatus hervor, noch kühner, höher und düsterer anzuschauen. Zur Rechten das weite fruchtbare Hügelland des Aargaus; tiefer hinein Luzern, während zu den Füßen der Wanderer der liebliche zuger See heraufglänzt, und der kleine Kanton, welcher ihm den Namen giebt. Zur Linken liegt das schwyzer Land, wo Berg sich an Berg drängt und weißschimmernde Gipfel ferne Schneegebirge verkündigen.

Zum ersten Male bekommt der Reisende hier den vollen Eindruck einer Hochgebirgslandschaft und empfindet, daß die Schweiz ihren Ruf verdient. Der Weg senkt sich jäh in das Thal der Sihl. An der bedeckten Brücke über dem Flüschen hört

Zürich auf und man betritt den Kanton Zug, den kleinsten aller Schweizerkantone, ein stilles Gemeindeleben am Eingange der Gebirge, das seit einem halben Jahrtausend fortbesteht, obwohl es mannigfach verändert wurde.

Bald ist die Hauptstadt am See erreicht, ein kleiner, freundlicher Ort in schöner Naturumgebung und mit hübschen Gartenanlagen. Dreitausend Menschen wohnen hier vereint, der ganze Kanton hat nicht mehr als 15,000, und man kann schon denken, daß es in diesem kleinen Familienstaate sehr patriarchalisch hergeht. Ganz so wie bei den Hirten am vierwaldstädter See und jenseits desselben ist es aber nicht in Zug. Die Nähe von Zürich hat doch ein wenig eingewirkt; einige Seidenindustrie und Spinnerei ist über die Albiskette gewandert und die zuger Landleute, welche schöne Weiden und gutes Vieh in reichlicher Zahl besitzen, auch Korn bauen, ein wenig Wein dazu und durch deren Thäler ein Hauch des Südens geht, denn auch die echte Kastanie gedeiht hier gut, sind nicht so fanatisch katholisch und ihren Priestern so gänzlich unterthan, wie ihre Nachbarn in Luzern und Schwyz.

In neuester Zeit hat auch Zug sich freilich dem Sonderbunde angeschlossen, denn die Familien an der Spitze der Regierung machen mit den Haupt-

lingen und römischen Priestern gern gemeinschaftliche Sache. Sie denken dabei zu ihrem Vortheile zu handeln und die Zügel der Herrschaft sich zu bewahren; indeß giebt es auch in Zug eine liberale Partei, die aufgeklärt genug ist, um zu wissen, was man bezweckt.

Daß das Volk durch seine Handels- und Verkehrsberührungen mit Zürich und Aargau milder denkt, als die herrschende Familienaristokratie, hat der Freischaarenzug von 1845 bewiesen. Die zuger Bataillone, welche den Luzernern zur Hülfe eilten, schützten manchen Gefangenen vor den brutalen Mißhandlungen der Luzerner, halfen Vielen davon und gaben Anderen Brot und Nahrungsmittel, denn die Luzerner Regierung ließ die Eingesperrten fast verhungern.

Im Kanton Zug treten uns auch zuerst die Staatseinrichtungen entgegen, welche den Hirtenkantonen eigen sind. Hier finden wir keinen großen Rath, der aus den Abgeordneten des Volkes besteht, sondern das ganze souveraine Volk (alle Bürger, welche 19 Jahre zählen) kommt zur jährlichen Versammlung der Landsgemeinde am ersten Sonntage im Mai nach Zug und hält dort seinen Maistag. Zug ist 1352 zur Eidgenossenschaft getreten, als die österreichische Partei darin, die Junker und

die Geschlechter, von dem Landvolk bezwungen wurden; aber eine städtische Aristokratie ist immer darin geblieben, und seine jetzige Verfassung ist ein Werk der neuesten Zeit, des Jahres 1798, und der Restaurationsepöche.

Darum hat es auch, trotz der Landesgemeinde, eine Art Repräsentativverfassung, die ein Zwischending von Repräsentativsystem und reiner Demokratie ist; denn der Volksgemeinde und den früheren souverainen Kantonsgemeinden sind die Hoheitsrechte entzogen und einem dreifachen Landrathe übertragen, der die Gewalt centralisirt.

Die Landesgemeinde hat bloß die regierenden Beamten zu wählen. Sie wählt den Landamman, der das Staatshaupt ist und die höchste vollziehende Gewalt ausübt; ferner den Landschreiber, welcher Minister des Innern und der Finanzen nach unseren Begriffen genannt werden würde; den Pannerherrn und Landesführich, die das Kriegswesen besorgen; endlich den Landeshauptmann und die Tagfahungs- gesandten.

Der Kanton ist in zwei Ämter getheilt. Zum inneren Amte gehört die Stadt Zug. Abwechselnd von zwei zu zwei Jahren wird der Landamman aus dem inneren oder äußeren Amte gewählt, ebenso der erste Tagfahungs- gesandte. Der Landeshaupt-

mann, der Pannerherr und der Landesfähnrich haben ihre Ämter auf Lebenszeit.

Aus den Kantonsgemeinden, welche sich jährlich am zweiten Sonntage im Mai versammeln, geht der Kantonsrath, der dreifache Landrath und der Gemeinderath hervor. Jede Gemeinde kann Gesetze vorschlagen, diese müssen jedoch vom Kantonsrath geprüft werden, ehe sie der gesetzgebenden Behörde (dem dreifachen Landrath) vorgelegt werden dürfen. Alle Gemeinden verwalten ihr Vermögen selbst, so auch alle Gemeindeangelegenheiten.

Der dreifache Landrath, welcher den großen Rath der eigentlichen Repräsentativkantone darstellt, ist die beschließende und gesetzgebende Gewalt. Er besteht aus den 54 Mitgliedern des Kantonsraths, die um das Doppelte vermehrt worden sind, also aus 162 Mitgliedern.

Der Kantonsrath vereint dagegen die obergerichtliche, vollziehende und verwaltende Gewalt. Er bereitet alle Gesetzworschläge und Verwaltungsmaßregeln vor, ernennt das Kriminalgericht, beaufsichtigt alle Verwaltungszweige, stellt die Beamten an u. s. w.

Zum Kantonsgericht, das die Civillagen entscheidet, wählt jede Gemeinde einen Richter. Präsident des Gerichts ist der Statthalter oder Stell-

vertreter des Landammans. Die Revisionsinstanz bildet der Kantonsrath.

Jede Gemeinde hat ein Gemeindegerecht, das kleine Sachen definitiv aburtheilt. Die Gemeinderäthe in jeder Gemeinde stehen dem Gemeinbewesen vor, verwalten Kirchen- und Armengut, Vormundschaften, die Polizei, auch die Sittenpolizei, denn es steht ausdrücklich in der Verfassung des Kantons, daß sie unerlaubten oder zu frühzeitigen Beischlaf u. s. w. zu bestrafen haben. Änderungen dieser Verfassung sind in legaler Weise sehr schwer gemacht, da sie nur dann erfolgen können, wenn auf Antrag von wenigstens fünf Sechstheilen des Kantonsraths die Majorität des dreifachen Landraths sich dafür erklärt.

Man sieht aus diesen Einrichtungen leicht, daß das eigentliche Volk, welches hier Souverain genannt wird, keine Souverainitätsrechte ausübt, sondern Alles bei einer gewissen Zahl wohlhabender Familien bleibt, deren Mitglieder im Landrath und Kantonsrath sitzen und die Staatsämter bekleiden. Die Besoldungen derselben sind gering oder sie werden ganz unentgeltlich geübt, daher kann der Ärmere und für sein Brot Beschäftigte sie nicht einnehmen, den Reicheren aber werden sie doch nicht selten Vortheile bringen, denn in diesen kleinen Kantonen läßt

sich durch Kauf und Verkauf von Staatsgütern, Abschließung von Verträgen u. s. w. zuweilen viel Geld verdienen. Die Rechnungsablegung ist weder streng, noch wohlgeordnet, die Bildungszustände des Volks stehen auf niedriger Stufe und von alten Zeiten her ist auch hier in Zug arge Wirthschaft von den angesehenen Familien getrieben worden, welche Salzmonopole und andere Privilegien besaßen, für österreichisches oder französisches Gold ihren Einfluß in der Eidgenossenschaft verkauften, Soldaten lieferten und die Staatsgelder für sich verwandten. Die Parteien für Frankreich und Oesterreich, welche sich die Wilden und die Harten nannten und an deren Spitze die alten Familien der Zurlauben, Barone zum Thurm und Gesellenberg und die Familie Schumacher standen, bekämpften sich auf den Tod in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Zurlauben wurden vertrieben, ihre Namen und die ihrer Anhänger an den Galgen geschlagen, ihre Güter eingezogen, die Volkspartei der Schumacher triumphirte. Nach einigen Jahren aber geschah den Siegern das Gleiche. Der Landamman Anton Schumacher, der die Gelder des Staats ebenfalls sich zugeeignet und dem Volke große Versprechungen gemacht hatte, die sich nicht erfüllten, wanderte, zu aller Schmach verdammt, in Ketten auf die sardini-

schen Galeeren. Sardinien war immer so gefällig, den politischen Verbrechern der Schweiz auf seinen Galeeren und Festungen ein sicheres Plätzchen zu gönnen.

In neuerer Zeit hat nun der Familieneinfluß in Zug eher zu als abgenommen. Manche Gemeinden haben für Schulen und Bildung des Volkes etwas gethan; daß jedoch der Einfluß derer, die in den Waldstädten ihre Vorbilder sehen, überwiegend ist, beweist die Auswanderung mancher freisinniger, wackerer Männer, namentlich des früheren Vandammans Siedler, welcher sich jetzt in Zürich niedergelassen hat. Die Familien- und Pfaffenwirtschaft vertreibt manche für Entwicklung und wahre Volksfreiheit strebende Bürger aus den ultramontanen Kantonen, und was können sie auch thun, als sich entfernen, wenn sie einsehen, daß ihre Überzeugungen sowohl an der Stumpfheit der Menge, wie an der Macht ihrer Gegner zerschellen. In diesen kleinen Staaten ist die Feindschaft der siegreichen Partei viel fürchterlicher, als in der absoluten Monarchie. Diese duldet wenigstens den Unzufriedenen, wenn er schweigt und gehorcht; hier aber ist Schweigen schon genug, um gekränkt, beleidigt, verleumdet und verfolgt zu werden. In der Republik kann auch der Mann, welcher seine Pflicht erfüllen will,

nicht schweigen. Er muß sein Recht üben, muß seine Überzeugungen aussprechen und den Kampf mitkämpfen. So wird er Gegenstand der Wuth und des Hasses seiner Gegner.

»Je länger, je mehr, sagt Meyer von Knonau, neigt sich jetzt Zug, trotz seiner Repräsentativform, zu dem System der Waldstädte und zum Alten hin, ohne gerade in die erste Reihe der Vertheidiger desselben zu treten.« Das jetzige Regiment, den Landamman Hegglin an der Spitze, hängt sich den Herren in Schwyz und den Jesuiten in Luzern an, folgt deren Fußstapfen, aber doch mit einiger Schüchternheit, denn ganz sicher ist es nicht, daß das Volk, in welchem theilweise einige aufgeklärtere, strebsamere Kräfte walten, seine Stimme nicht laut werden läßt. Indes sorgt man mit Hülfe der Mönche und Geistlichen für Wachethum an Frömmigkeit und steigenden Einfluß der Priester so viel man kann, und soll darin schöne Fortschritte machen.

Von Zug führt die Landstraße zum Rigi hart an dem lieblichen zuger See hin, der mit seinen tiefblauen Wassern in die Gebirgswelt schneidet und bei dem kleinen schwyzerischen Flecken Arth am Fuße des Rigi endet. In Arth erzählte man mir eine lustige Geschichte, welche sich vor einiger Zeit daselbst zugetragen hatte. Die dortige Kirche besaß einen

hölzernen, wurmstichigen Esel, der am Palmsonntage benützt wurde, um als Bileams Esel zu fungiren, wo er dann zur Freude aller Gläubigen stattlich auf gepugt an der Krippe stand. Am Palmsonntage vor zwei Jahren war jedoch der Esel plötzlich verschwunden. Räuberische Hände hatten ihn entführt; man wußte nicht, wohin er kam. Allein ganz Arth gerieth in Aufruhr, und durch die ganze Republik Schwyz verbreitete sich die Schreckenskunde, daß der Esel in Arth verschwunden sei. Das Ende vom Liede war nun, daß nach fruchtlosen Klagen Geistlichkeit und Gemeinde einen neuen Palmenesel anfertigen ließen, der seine Dienste auch getreulich that.

Nach einiger Zeit aber verbreitete sich das Gerücht, daß ein junger wohlhabender Bürger von Arth, welcher zugleich Hauptmann in den schwyzer Heerschaaren ist, mit einigen leichtsinnigen Freunden den alten Esel geraubt und nächtlich verbrannt habe. Man forschte weiter und die Wahrheit des Kirchensprevels kam an den Tag. In übermüthiger Weinlaune hatten die Bösewichte das Verbrechen begangen, und übel wäre es ihnen bekommen, hätten sie der ersten Wuth sich nicht durch eilige Flucht entzogen. Glücklicher Weise ist Schwyz nicht groß und hat auch keine Telegraphenlinien. Der Hauptmann

entrann nach Zürich, lebte dort ein halbes Jahr in Verbannung und brachte es endlich dahin, daß durch ein Lösegeld von 12,000 Franken an die Kirche und durch mächtige Verwendungen beim Kantonsrath und den Gewaltigen des Landes sein Prozeß niedergeschlagen und ihm Verzeihung zuerkannt wurde. Man sieht aus diesem Beispiele, wie vorsichtig man selbst mit den Eseln in Schwyz sein muß und wie theuer einer zu stehen kommt, wenn Kirche und Priester beim Verkauf theilhaftig sind.

Von Arth führt ein Fußpfad steil zum Rigi auf. Ein längerer Pfad geht über Goldau, durch das einst so fruchtbare Thal und über die ungeheuren Leichensteine, welche die Gebeine der fünfhundert Unglücklichen bedecken, die hier am 2. September 1806 von der einstürzenden Gnypenspitze des Roshberges verschüttet wurden.

Zwischen den Nagelsfluwänden des Rigi und der Nagelsflue des Roshberges liegt das lowerzer Thal und der lowerzer See, in dessen Nähe einst die Gemeinden Goldau, Busingen und Ober- und Niederröthen mit fruchtbaren Feldern und Frucht-bäumen sich ausdehnten. Felsstürze und Erdschlipfe hatten oft schon Statt gefunden, sie konnten bei dem treulosen Gestein nicht ausbleiben. Auch im Herbst des Jahres 1806 fielen nach langen Regengüssen

Blöcke ins Thal. Hirten brachten Nachricht von Spalten und Rissen, die oben im Berge entstanden seien, und warnten die Bewohner; aber an so großes Unglück, wie kommen sollte, dachte Niemand. Abends fünf Uhr löste sich die ganze eine Stunde lange Wand des Roßberges auf tausend Fuß Dicke und hundert Fuß Höhe ab, und stürzte, mit Schlamm und Wasser gemischt, auf die unglücklichen Ortschaften. Da war fast kein Entrinnen möglich, denn in wenigen Minuten war alles Leben vernichtet, und als die Donner verhallt und die dicken Staubwolken verweht waren, lag ein furchtbares schweigendes Grab vor den herbeieilenden Nachbarn.

Dies Grab ist noch zu sehen. Bis hoch an die Abhänge des Rigi liegen die ungeheuren Nagelfluëblöcke. Hügel von Schutt und mächtigen Trümmern haben sich über Goldau gelagert und bis an den lowerzer See, der zum Theil mit verschüttet wurde und dessen Fluthen, weit über die Ufer getrieben, die Zerstörungen vergrößern halfen, dehnt sich die Verwüstung aus.

Man erzählte mir, daß unter den Opfern dieses schrecklichen Tages sich auch eine englische Familie befand, welche eben von Arth aus Goldau besuchen wollte. Einer der Herren blieb ein Strecken zurück, die Übrigen gingen mit dem Führer

voraus. Plötzlich erfolgte ein entsetzliches Krachen. Der Luftdruck warf den Zurückgebliebenen zu Boden. Als er aufsprang waren seine Gefährten, seine Frau, seine Kinder auf ewig verschwunden. Er war allein übrig geblieben, auf wunderbare Weise vom Schicksale aufgespart worden. —

Der Rigi selbst ist unzählige Male beschrieben worden. Man steigt in drei bis vier Stunden hinauf, muß sich es aber nicht verdrießen lassen, seinen höchsten Gipfel, den Kulm, zu besuchen, denn nur von dort hat man die volle, wunderreiche Fernsicht im Halbkreise und kann über 17 Scen, über das reiche Hügelland der Schweiz, bis Basel und Bern, bis zum Jura und bis zu den Hochgebirgen von Wallis anschauen.

Vor allen Dingen gehört dazu heiteres Wetter, ein nebel- und wolkenloser Himmel, der die Sonne rein aufgehen läßt, sonst ist der Rigi nicht zu genießen. Ich rathe aber jedem Reisenden, lieber einen Tag hier oben zu warten, wenn Aussicht ist daß gutes Wetter kommt, als unbefriedigt von dannen zu ziehen. Da hier oben ein gutes Wirthhaus steht, wo man so trefflich zu Mittag und Abend speist, wie in Zürich oder Bern, und dabei nicht einmal höhere Preise, als die gewöhnlichen bezahlt, so ist ein kurzer Aufenthalt schon zu ertragen. Überdies befindet man

sich gewiß in zahlreicher Gesellschaft von Mitgliedern aller Nationen, die häufig mehre Tage verweilen, um einen Sonnenaufgang abzuwarten, woran sie ganz recht thun. Man findet in der ganzen Schweiz keinen Punkt wieder, der einen so großen unausslöschlichen Eindruck zurücklasse, wie dies unermessliche Panorama der Natur. Auf dem Faulhorn oder Sidelhorn in Oberbern steht man dicht vor den mächtigsten Giganten der Gebirge, sieht ihre Eiskronen und Gletscher glühen und blitzen und durchforst ihre blauen Spalten und Schluchten mit geheimnißvoller Luft und Bangen. Auf dem Rigi aber liegt die Gebirgswelt der Schweiz im ungeheuren Halbkreis aufgeschlagen vor unsern Blicken. Zahllose Berge und Felsen, zahllose Riesenhäupter in Eis und Schnee gehüllt und dazu die Pracht des Lebens, die grünen Matten, die Seen, die fernen und nahen Orte, die Städte und Dörfer, das ganze Menschenleben in entzückender Frische und unendlichem Wechsel.

Ich hatte viel Glück auf dem Rigi, denn am Abend ringten dichte Nebel um den Berg und die untergehende Sonne bildete das bekannte farbige, hufeisenförmige Rigibild, in dem sich nahe und ferne Gegenstände widerspiegeln; am Morgen aber war alles wolkenrein. Das Alpenhorn weckte die Schläfer und trotz der empfindlichen Kälte standen diese

auf der Kulmspitze und betrachteten das Alpenglühen und den Kranz der sonnenglühenden Gebirge, bis der volle Tag gekommen war.

Mit zwei werthen Freunden stieg ich dann nach Wäggis zum vierwaldstädter See hinunter, der kürzeste Weg nach Luzern, der allen Fremden zu rathen ist, denn hier giebt es der herrlichen Punkte viele: an der Staffel, am Kaltwasserbade, an des Teufels Ränzli, und selbst noch tiefer hinab, bis zum schönsten, wenigstens zum malerisch wildesten aller Schweizerseen, dem der Waldstädte. Der Rigi liegt von ihm, vom zuger und lowerger See fast eingeschlossen, und in alten Zeiten haben die drei wohl eine Fluth gebildet, aus der das seltsame Nageflue-Gebirge als Insel emporstieg.

Wenn man vom Rigi niederblickt, sieht man, wie eine tiefe Bucht des waldstädter Sees bis nach Rüschnacht vordringt, und von dort bis zum zuger See ist kaum eine Stunde. Auf dem Wege dahin liegt eine Burgruine, die man Gessler's Burg getauft hat. Hier steht auch die Tellskapelle auf dem Plage, wo der Landvoigt erschossen sein soll. Die hohle Gasse soll der jetzige Fahrweg sein, der zwischen felsigen Hügeln hinzieht. Alles das ist unerwiesen, aber seit Jahrhunderten wird es so genannt, und wahr oder nicht wahr, es lebt im Volke, das

daran glaubt und es sich niemals nehmen lassen wird.

Wäggis ist ein Pfarrdorf, das zu Luzern gehört und an so milder, geschützter Stelle liegt, daß Mandeln, Feigen und Kastanien hier blühen und gedeihen. Fruchtgärten dehnen sich weit aus. Der See ist so breit, so goldig und tief grün; dem Orte gegenüber dringt eine weite Bucht in den Schoos der Gebirge, in das Land von Unterwalden, und hohe Schneehäupter steigen dahinter auf: der Tittlis, der Uri-Rothstock, der Sattelstock und aus Oberbern die Spizen der Wetterhörner und Schredhörner, Eiger, Mönch und hohe, gigantische Felsen.

Wenn man zur rechten Zeit, um die eilfte Stunde, in Wäggis eintrifft, kann man das Dampfboot nach Luzern benutzen, das den See herunterkommt und in einer Stunde die Reisenden hinüberführt.

Die Stadt, welche so viel jetzt von sich reden macht, liegt am äußersten Westende des Sees, wo die Reuß aus diesem hervortritt, und kaum mag man irgend einen Ort finden, dessen Naturumgebung einen Vergleich mit diesem aushält. Mit einem gewissen bekömmenen Gefühl naht man sich ihr, denn welche schrecklichen Erzählungen hat man nicht von ihren Zuständen gelesen, und welcher Kontrast zwischen

diesen und der herrlichen, erhabenen Natur. Den düstern Pilatus zur Seite, den Rigi vor sich und den prachtvollen See mit seinen Felsengebirgen, seinen malerischen wilden und reizenden Gestaden eint dies Land Lieblichkeit und Fruchtbarkeit mit romantischer Höheit. Das schneidet um so tiefer ein, wenn man bedenkt, daß darin so blutig finsterner Fanatismus waltet, daß Pfaffen und deren Helfershelfer so viel Unglück und Leiden über gute und rechtschaffene Menschen hier gebracht haben.

Lucern ist eine sehr alte Stadt. Noch ist es von vielen Thürmen umgeben, welche die pittoreske Schönheit seiner Umgebungen erhöhen. Daß sie den Namen von einem Thurme im See, in welchem eine Leuchte brannte, daher Lucorna, habe, ist eine Sage, wie viele Sagen sind. Dr. Kasimir Pfyster, ein Mann, der als Gelehrter und freisinniger Bürger gleich ausgezeichnet, jetzt der Gegenstand der heftigsten Verfolgungen der herrschenden Partei ist, giebt an, daß zuerst das Benediktinerkloster auf dem Hof hier im Jahre 695 gegründet wurde, um welches nach und nach die Stadt entstand. Im Laufe der Zeiten gewannen die Bürger Rechte und Privilegien, wählten sich Schultheißen und Rath, kamen 1291 an Österreich, rissen sich aber schon 1332 los

und traten in den Bund der Waldstädte, mit denen sie gemeinsam bei Sempach kämpften.

Luzern gab sich eine demokratische Verfassung, die allen Bürgern gleiche Rechte und Ansprüche ertheilte, aber im fünfzehnten Jahrhundert nahmen die reichen Stadtgeschlechter Macht und Vorrechte an sich. Das Land sank in Dienstbarkeit; in dem Rathe konnten nur geborene Stadtkinder sitzen und endlich bildete sich eine regimentfähige Stadtknickerklasse aus, die sich so fest in sich abschloß, daß 1773 eine Regimentsverordnung erschien, nach welcher nur nach ganzlichem Aussterben eines regimentfähigen Geschlechts ein anderes altes Bürgergeschlecht an dessen Stelle treten konnte.

Die Patrizier von Luzern besaßen alle Gewalt. Sie wählten sich selbst in den großen und kleinen Rath und stellten der Gemeinde bloß die Gewählten vor. Sie waren die Richter und Beamten des Volks, das sich zwar zuweilen in Aufständen erhob, aber dafür um so mehr geknechtet wurde. Dieser Zustand dauerte bis 1797, wo die helvetische Staatsverfassung die aristokratische Regierungsform beendete. Jetzt war von allgemeinen Freiheiten, von Menschenrechten, von Gewissensfreiheit, von Pressfreiheit, von gleichmäßiger Tragung der Lasten die

Nebe. Ein neues Leben begann in Luzern. Dann kam die napoleonische Mediationsakte, welche statt der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten einen großen und kleinen Rath zurückführte, aber, obwohl die Stellen lebenslänglich waren, dem Volke doch die Wahlrechte ließ. Endlich aber warf die Restaurationsepöche von 1815 bis 1830 Alles wieder um und führte in Luzern das alte Junterregiment zurück, das drückende Übergewicht der Stadtbürger und die Herrschaft des großen Rathes.

Endlich im Jahre 1831 erfolgte, wie überall, so auch hier der Umsturz. Eine neue Verfassung mit liberalen Grundsätzen trat an deren Stelle. Sie enthielt die Souverainität des Volkes, Gewährleistung der katholischen Religion, Gleichheit aller staatsbürgerlichen Rechte, Freiheit der Presse und der Meinungsäußerungen, Sicherheit der persönlichen Freiheit, Unverletzlichkeit des Eigenthums, Schutz der Beamten gegen willkürliche Absetzungen, Verbot der Militairkapitulationen mit auswärtigen Staaten, auch Verbot von Orden, Titeln und Pensionen, Freiheit und Sorgfalt für den Volksunterricht. Die Trennung der Verwaltung und der Justiz wurde durchgeführt und die Unabhängigkeit der letzteren festgestellt. Luzern hatte damit die freieste Verfassung gewonnen, die es je gehabt, und eine

Gleichheit seiner Bürger, wie die Republik diese nur zu geben vermag.

Ein großer Rath von 100 Mitgliedern übte die souveraine Gewalt. Vier und zwanzig Wahlkreise ernannten 62 Mitglieder, 18 ernannte die Stadt und dies war der einzige ihr gebliebene Vorzug, während sie eigentlich nach der Bewohnerzahl nur 5 hätte ernennen dürfen. Durch zwanzig Mitglieder ergänzten sich die gewählten 80 (7 aus der Stadt, 7 vom Lande und 6 frei), um wo möglich die geistigen Kräfte der Versammlung zu vermehren. Die Amtszeit war auf 6 Jahr festgesetzt, von zwei zu zwei Jahren trat $\frac{1}{2}$ aus.

Die oberste Verwaltungsbehörde des Kantons bildete der kleine Rath von 15 Mitgliedern, ebenfalls auf 6 Jahre gewählt. An seiner Spitze steht ein Schultheiß und dessen Stellvertreter, ein Statthalter, beide auf ein Jahr gewählt.

Die oberste Gerichtsbehörde ist das Appellationsgericht von 13 Mitgliedern, aus allen Kantonbürgern gewählt und an seiner Spitze ein Präsidant, den der große Rath ernennt. Die fünf Ämter des Kantons haben 18 Gerichtsbezirke und in jedem ist ein Bezirksgericht für die Prozesse erster Instanz. In jeder Gemeinde ein Friedensgericht als richterliche Behörde und ein Gemeinderath

für die Verwaltung, sämmtlich frei vom Volke gewählt.

So weit war Alles gut, aber was hilft einem Lande eine gute Verfassung, wenn der Geist des Volkes dem Stück Papier nicht Leben und Seele giebt? Das Volk im Kanton Luzern war in Bildung und Erkenntniß viel zu weit zurück, um seine Freiheit zum Heile zu benutzen. Die Verfassung wurde daher ein zweischneidiges Schwert. Statt die Aufklärung zu fördern, diente sie den Aristokraten und Priestern, und beide im Bunde bearbeiteten das unwissende Landvolk, erfüllten es mit Haß gegen die Stadt und deren Vorzüge, gegen die gotteslästerlichen Radikalen, welche die heilige römische Religion vernichten wollten, gegen Alles, was einer rohen Bauerndemokratie zuwider war, bis im Jahre 1841 die freisinnige Verfassung umgestürzt wurde und Volk und Staat unter die Herrschaft der Geistlichkeit und deren Verbündeten gebracht waren.

Am 1. Mai 1841 wurde die neue Verfassung von der entschiedenen Mehrheit des Volkes im Kanton Luzern angenommen, und alle alten Schranken der Kirchengewalt damit zerbrochen. Denn die bader Konferenzartikel wurden aufgehoben; Stifter und Klöster, Güter und Schenkungen der Kirche

gewährleistet, der Verkehr mit Rom völlig frei gegeben und die Erziehung des Volkes den Priestern überantwortet. In dem Erziehungsrathe sitzen nun 4 Geistliche und 5 weltliche Mitglieder; die weltlichen werden aber von den Geistlichen ernannt und das Übergewicht der Kirche ist so durchgeführt, daß die Mitglieder des großen Rathes nach §. 92 der Verfassung einen förmlichen Kircheneid schwören müssen, die Rechte der katholischen Kirche zu ehren und zu schützen. Was man darunter verstehen kann und nach der Priesterauslegung wirklich darunter versteht, weiß die Welt. Es ist nichts weniger, als der unbedingteste Gehorsam, der unbedingteste Gewissenszwang, das gänzliche Aufgeben der Vernunft an die Lehren und Befehle der allein seligmachenden Kirche und deren Diener. Seit 1841 ist nun im Kanton Luzern in Folge der Verfassung und der Priester-, Junker- und Intriguantenwirthschaft jede freie Geistesbildung unterdrückt und in Fesseln gelegt worden. Natürlich hat daneben auch nicht die Freiheit der Presse bestehen können. Jedes freie Wort und jeder freie Mann ist Gegenstand der schändlichsten Verfolgungen geworden, denn der §. 7 der Verfassung, in welchem es heißt: Die Freiheit der Meinungsäußerung in Wort und Schrift, sowie der Presse, innerhalb der Schranken der

Wahrheit, Sittlichkeit und Religion ist gesichert, — der Richter bestraft nach den gesetzlichen Vorschriften den Mißbrauch dieser Freiheit — dieser jesuitisch gefasste Paragraph ist ganz dazu geeignet, aller Verfolgungssucht Thür und Thor zu öffnen.

So ist auch das Verbot der Militärcapitulationen aus der jetzigen Verfassung gestrichen worden. Der Stadt Luzern, dem einzigen Sammel-
punkte der Bildung im Kanton und dem Wohnplatz befähigter und freisinniger Männer, wurden ihre fünf und zwanzig Deputirten zum großen Rath genommen und ihr nur nach Maßgabe ihrer Bevölkerung 5 gelassen; endlich wurde die Verfassung nach Rom gesandt und dem Papst zur gnädigen Ansicht vorgelegt, und es ist dieser Akt schmählischer Unterwürfigkeit ebenso bezeichnend, wie die Antwort des heiligen Vaters, dem noch immer nicht genug geschehen war. In dem Briefe, welchen er aus Rom am 1. December 1841 an den luzerner Regierungsrath schrieb, heißt es: „Sehr angenehm und äußerst erfreulich kam uns dies Zeichen von Eurem, des obersten Rathes und des luzerner Volkes, aufrichtigen Gehorsam gegen die geistliche Gewalt und die Rechte der katholischen Kirche, welche Ihr in der am 1. Mai angenommenen neuen Staatsverfassung sowohl,



als in den darauf folgenden Gesetzen zu bethätigen strebt. Zwar können wir nicht Alles loben, was nach Euren Berichten in diesen Ordnungen festgesetzt ist, da wir darin Einiges angetroffen haben, was mit jener vollen und durchaus freien Gewalt, welche die Kirche zur Verwaltung ihrer geistlichen Angelegenheiten von ihrem göttlichen Stifter empfing, keinesweges sich vereinigen läßt. Aber wir leben in der Hoffnung, es werden in späteren Tagen uns noch reichliche Beweise von der frommen Gesinnung des luzerner Volkes gegen die heilige Mutterkirche und gegen diesen obersten Stuhl Petri zu Theil werden.«

Man sieht, wie unersättlich der römische Unterdrückungsgeist ist. Sogar die geringe Aufsicht des Staates über die geistlichen Güter, die geringen Beiträge für die Schulen von Klöstern und Stiftern und die Nichteinführung der beantragten allgemeinen Abgabefreiheit der Geistlichkeit erweckt die Mißbilligung des Statthalters Petri.

In Luzern mußten dagegen alle Männer von Kopf und Herz, alle Vaterlandsfreunde, sich aufs schmerzlichste empört fühlen. Das Werk großer Mühen und vieler Jahre war umgestoßen, der rohe Bauer und die ebenso rohe und unwissende Aristokratienpartei herrschten und wurden ihrerseits doch

wieder gänglich von den Priestern geleitet, welchen die Vortheile der Verfassungsrevision ganz allein zugekommen waren. Man kann sich leicht denken, wie der Verlauf sein mußte. Die hundert Großräthe bestanden zu mehr als $\frac{3}{4}$ aus Bauern in Zwillischitteln, welche durch den Einfluß der ultramontanen Pfarrer und ihrer Gehülfen gewählt waren, und deren Willen vollzogen. Die gebildeten wissenschaftlichen, tüchtigen Männer der liberalen Partei blieben dagegen zumeist ausgeschlossen. Alle Staatsämter und Volksämter, die Gemeinderäthe wie die Richterstellen wurden nach und nach mit den Anhängern der neuen Ordnung der Dinge besetzt und so war es ganz natürlich, daß Druck und Verfolgungen immer härter wurden, viele freisinnige Männer auswanderten und flohen, Andere den Muth verloren, sich unterwarfen und den Zorn der Sieger zu versöhnen suchten. Wenige blieben übrig, welche, trotz aller Noth und über sie einbrechender Gewalt, den Kampf fortsetzten, der freilich anscheinend ein ganz fruchtloser ist.

Im Übrigen war die Rückkehr zur Aristokraten- und Priestermacht in Luzern seit Jahren vorauszu- sehen, denn ihre mächtige Partei gewann im großen Rathe eine immer größere Zahl von Anhängern, vom Volke aber hatte sie die Meisten ganz und

gar durch allerlei Mittel in ihrer Hand. Seit dem Jahre 1831 begannen ihre Künste und das Geschrei: die Religion ist in Gefahr! So mochten denn die Liberalen thun, was sie wollten; sie mochten Landstraßen anlegen, die Schulen verbessern, den Wohlstand vermehren und die glücklichen Entwicklungen des Kantons in Handel und Gewerbe darlegen, die Pfarrer schrieen ihnen entgegen: die Religion ist in Gefahr! und das Volk schrie die Bannformel nach und verfluchte die Gottes- und Kirchenverächter. Die unteren Volksklassen des lugerner Volkes sind so roh und abergläubisch, wie die Hirten von Uri und Unterwalden. Der Pfarrer ist ihr Herrgott, was er sagt, wird von ihnen fest geglaubt. Diese unteren Klassen sind ganz in der Gewalt der Priester und an der Spitze dieser Partei, welche die Krautkirzler spottweise genannt wurde, stand der reichste Bauer im Lande, der bekannte Joseph Leu von Ebersohl. Er war ein Mann von vielen Anlagen, aber völlig ungebildet, voll glühendem Haß gegen alle Aufklärung, ein echter Bauer, der feinere Sitte verachtet, aber, trotz seines Hochmuthes, der demüthigste Knecht und das fanatisirteste Werkzeug der Priester. Dieser Mann, Viehhändler und im Besiz von mehr als hunderttausend Gulden, hat vornämlich die Reaktion bewirkt und

die Jesuiten nach Luzern gebracht. In seinem Gefolge zogen die Priester und die Emissaire derselben von Schwyz und Freiburg durchs Land. Er besonders verbreitete mit seinen Freunden katholische Vereine und übte durch seine rohe Beredtsamkeit und sein Ansehen einen solchen Einfluß auf das Landvolk, daß er eine Art Bauernkönig in Luzern wurde. Dennoch aber wäre es wahrscheinlich nicht möglich gewesen, die Revolution im römischen Sinne durchzuführen, wenn fremdes Geld und Verlockungen nicht dabei geholfen hätten. Die Congregation, deren Hauptsitz in Lyon gegründet ist, hat, wie mir wohlunterrichtete Männer versichert haben, große Summen geopfert, um die Umwälzung zur Reife zu bringen, und sie konnte dies um so eher, da aus der katholischen Schweiz, aus den inneren Kantonen, aus Schwyz, Freiburg, Wallis u. s. w., ihr jährlich viel Geld zufloß. Seit dem Jahre 1830 hatten römische Priester, die Mönche in den Klöstern und ein großer Theil der Pfarrer Alles gethan, um die katholischen Kantone zu fanatisiren und die freisinnigen Bewegungen, welche ihnen Unheil drohten, zu besiegen. Namentlich hatte der Abt von Einsiedeln, Celestin Müller, ein eifriger Jesuitenfreund, die katholischen Vereine zuerst ins Leben gerufen, den Handel mit geweihten Herzen und Bildern, die Marienvereine,

die Karl Borromäusvereine, den Traktatteinverkehr u. s. w. aus allen Kräften unterstützt und es wirklich so weit gebracht, daß diese Vereine, zu denen die ärmsten Hirten und Tagelöhner beitragen, sich überall verzweigen und jährlich 80 bis 100,000 Gulden in die Kasse der Congregation liefern, von wo aus das Geld überall hinwandert, wo die heilige Kirche in Gefahr ist.

Leu von Ebersohl konnte es daher möglich machen, daß sein Einfluß im Lande und im großen Rathe, wo er seit 1830 saß, ein so mächtiger wurde. Er war das Organ der Forderungen, die Erziehung in die Hände der Geistlichen zu legen, die Feinde der Religion aus der Regierung zu vertreiben, die Jesuiten einzuführen und die Revision der Verfassung zu bewerkstelligen, wofür er endlich im Februar 1840 eine Petition mit 11,793 Namen von Kantonsbürgern einreichte, welche das Schicksal des Landes entschied. Die Aristokraten schmeichelten ihm in derselben Weise, wie die Priester, und mit diesen verband sich die ultramontane Presse, deren Blätter umsonst und in Masse durch den Kanton, nebst fanatischen Flugschriften, verbreitet wurden. Die Congregation und die Klöster gaben das Geld dazu.

An diesem Allen sieht man, wie furchtbar die Macht ist, gegen welche der liberale Theil der

Schweiz seit fünfzehn Jahren kämpft. Man sieht aber auch, wie gefährlich es ist, wenn ein rohes und unwissendes Volk, das in den Händen einer Freiheit und jegliche Aufklärung hassenden Partei ist, zur politischen Gleichheit aller Rechte gelangt. Die kleine Zahl der denkenden und bildungsfähigen Männer vermag in der reinen Demokratie nichts gegen eine verbummte, abergläubische Bauernmajorität und hierin liegt das Schicksal Luzerns. Die Stadt mußte sich dem Willen des zahlreichen Landvolks unterordnen, die Kämpfer für Geistes- und Gewissensfreiheit, die unterrichteten Männer, welche ihr Vaterland auf eine höhere Stufe der Einsicht und der Entwicklung zu heben suchten, wurden mißhandelt und entfernt.

Das hätte nicht geschehen können, wäre in Zürich nicht die Septemberrevolution erfolgt. Die liberale Partei in Luzern fand in dem nahen Zürich ihren Stützpunkt, als aber dort die Bluntschli und ihr Anhang siegten, war Luzern verloren. Zürich unterlag den protestantischen Fanatikern und Reaktionären, die ebenso wie in Luzern die Stadtkunker und Römlinge, so dort die Geistlichen und die städtischen Aristokraten einen Bund geschlossen hatten. Der Unterschied war aber, daß in Zürich das Volk weiser war; daß es nicht gelang, die Verfassung

wesentlich zu ändern, und daß in fünf Jahren die Einsicht so stieg, daß die Liberalen von Neuem und besser als früher die Majorität erhielten.

Das ist der Unterschied zwischen einem protestantischen Volk in einem industriellen Kanton mit guten Schulen und vielen gebildeten Bürgern und einem streng katholischen, der nur Ackerbau und Viehzucht treibt, wo das Schulwesen vernachlässigt ist und die Priester allmächtig sind.

Die Stadt Luzern zählt manche tüchtige Männer und wählt die besten in den großen Rath, ein Zeichen, daß die Majorität der Bürgerschaft keinesweges mit dem jetzigen Zustande der Dinge zufrieden ist. Aber was soll sie machen, da höchstens zehn Groscräthe die Opposition bilden, während neunzig die blinden Werkzeuge der herrschenden Partei sind.

Ich sprach in Luzern mit einem der ehrenwertheften Männer über die Verhältnisse und drückte die Meinung aus, daß mit der Zeit doch wohl eine Änderung erfolgen könne, da die Gewalththaten und die Grausamkeiten, welche alle Welt empörten, doch auch dem luzerner Volke die Augen öffnen müßten. Er wies mit bitterem Lachen auf den Pilatus und erwiderte: „Wenn mir Jemand sagte, der harte Felsen dort sei über Nacht weich geworden, wie

Butter, ich wollte es weit eher glauben, als daß jemals das Luzerner Volk zur Erkenntniß kommen werde. Wie ist es denn auch möglich? fuhr er fort. Sie sollten einmal unseren großen Rath kennen lernen und sehen, welche rohe Unwissenheit und Geistes knechtschaft dort sitzt. Sie sollten das Volk in Entlibuch und den meisten Ämtern sehen, wie es vor seinen Priestern liegt, voller Aberglauben an Heren, Gespenster, Verzauberungen und Teufelskram steht, das unvernünftigste, sinnloseste Zeug glaubt, sobald ein Pfarrer oder Ordensmann es sagt, und wie ein Hund dem gehorcht, was er befiehlt, aus Furcht, für seinen Ungehorsam einst in der Hölle zu braten.«

»Und wo soll Besserung herkommen, da Schule und Lehre in die Hände der Geistlichkeit gelegt ist, die Presse aber in ärgeren Fesseln liegt, als unter österreichischer Censur. Wo ist Recht und Gerechtigkeit hier noch zu suchen, wo Richter und Räthe Kreaturen derselben Menschen sind, die alle das Elend geschaffen haben. Luzern war einst der fröhlichste, vielleicht der leichtsinnigste Ort in der Schweiz. Nirgend gab es so viele Gesellschaften und Feste, Bälle und Maskenbälle, Musiken und öffentliche Lustbarkeiten. Alle Fremden weilten gern bei uns, gastliche Häuser öffneten sich ihnen, wir waren als ein

heiteres, lebendiges Volk bekannt, auch fehlte es uns nicht an gebildeten Männern und Frauen. Sehen Sie jetzt die Stadt an, sie ist wie ausgestorben, todt und unheimlich. Mißtrauen liegt auf allen Gesichtern; die Furcht schließt die Lippen; die Kaffeehäuser stehen leer. In den Familien herrscht Hader. Verwandte und Freunde trennen sich, von Lust und Festen ist keine Rede mehr, denn Jedermann hält sich so still er kann, um keinen Verdacht auf sich zu ziehen, und die wenigen Männer, welche es noch wagen, muthig gegen die Tyrannei zu kämpfen, werden gemieden. Man spricht nur in vertrauten Kreisen und verflucht die Heuchler, die Intriguanten und Fanatiker, sonst schweigt man über Alles, was vorgeht. Dies Schweigen des Todes wird der Eindruck sein, den Sie von uns mit fortnehmen. Und so ist es wirklich. Das fröhliche Luzern hat sich in ein schweigendes und ödes verwandelt unter dem Fluch des religiösen Fanatismus.“ —

Ich ließ mich von einem Lohndiener umherführen und wunderte mich heimlich, wie der Mann mir nach und nach doch mit vieler Freimüthigkeit sein Herz auszuschenken begann, indem er mir den Thurm zeigte, wo Doktor Robert Steiger in Ketten gefessen hat, und das frisch vermauerte Loch in der Thurmwand, aus dem er glücklich entkam. Über diese

merkwürdige Flucht herrscht noch manches Geheimniß, das trotz aller Mühe des Verhörrichters Amman und seiner Genossen nicht aufgespürt werden konnte. Der kleine Gastwirth Groß vom rothen Thurm in Zürich, der Steiger befreite und mit Extrapost entführte, erzählte mir, daß er drei Male auf längere Zeit in Luzern war, ehe es ihm gelang, alle Vorbereitungen zu treffen. Alle Fluchtmittel, Pferde und Wagen wurden in Bereitschaft gehalten. Es kostete Geld und Versprechungen, um die Landjägerwache zu gewinnen; verschiedene Personen mußten darum wissen, dennoch blieb das gefährliche Unternehmen verschwiegen.

Dr. Steiger war ein Hauptgegenstand des Hasses der Priesterpartei. Er war immer als biederer freimüthiger Mann bekannt gewesen, als Arzt und Mensch allgemein geschätzt und geachtet. Als die Verfassung umgestürzt wurde, führte er die Redaction »des Eidgenossen,« das Organ der Liberalen, und kämpfte darin mit seinen Freunden gegen die luzerner Zeitung und die schweizerische Bundeszeitung, welche ein junger Mann herausgab, der jetzt als Schultheiß an der Spitze Luzerns steht: Konstantin Siegwart-Müller.

Dieser Mann war ein Deutscher aus dem Schwarzwalde. Sein Vater kam in die Schweiz,

legte in Entlibuch eine Glashütte an und ließ seinen Sohn bei Jesuiten erziehen. Später besuchte Konstantin Siegwart deutsche Universitäten, studirte Jura und deutsche Philosophie und kam als ein Freigeist voller Ideen über das Wesen Gottes und der Menschen zurück. Ehrgeizig und vielfach befähigt, behagte es ihm bei den Hirten in Uri nicht, wo er das Bürgerrecht gewonnen hatte, und welche von seinen Reformen nichts wissen wollten. Die Priester weckten das Mißtrauen der Gemeinde gegen ihn; um sein Vermögen wurde er betrogen. So kam er 1831 nach Luzern, trat dort mit den freisinnigsten Männern in Verbindung, zu denen damals auch Chorherren, wie Christopher Fuchs, der eigentliche Urheber der badener Conferenztartikel, und Andere gehörten, die nichts vom Papst und Rom mehr wissen wollten und sich als wilde Demagogen geberdeten, bald aber sämmtlich reuig unter die Kapuze zurücktraten. Siegwart-Müller schrieb Brochüren für die Freiheit des Volkes gegen die Leuenpartei, gegen Stadtjunker und Pfaffen, und gab sogar einen Katechismus für das Volk heraus, der diesem sein Recht lehren und bewahren helfen sollte. Dafür wurde er, als er Kantonsbürger und Großrath geworden, zum ersten Staatschreiber ernannt, und genoß das volle Vertrauen der Regierung, die

den talentvollen Mann zu ehren wußte. Leider aber täuschte man sich ganz in ihm.

Im Jahre 1839, nachdem Zürich gefallen war, machte Herr Siegwart einen plötzlichen Sprung mitten ins Lager seiner bisherigen Feinde, welche schon längst ihm die Hände entgegenstreckten. Er klagte in seiner Bundeszeitung die Liberalen der Religionsverhöhnung, der Auflösung aller sittlichen Bande, der Unterdrückung und Verachtung des Volkes an und nannte es ein Gebot der Ehre und Treue, sich auf immer von ihnen zu trennen.

So verrieth Konstantin Siegwart die Sache der Freiheit, und als echter Apostat suchte er seine Schande durch die Heftigkeit der Verfolgungen alles dessen, was er bisher vertheidigt, zu bedecken.

Dr. Steiger und seine Freunde, die liberalen Männer und die freisinnigen Blätter wurden in Prozesse verwickelt, verurtheilt, zur Flucht gezwungen oder in Gefängnisse gesteckt und hart gebüßt. Die ganze Schweiz nahm an ihren Schicksalen Theil, überall gab es verfolgte und verbannte Luzerner, welche das Mitgefühl der eidgenössischen Mitbürger aufregten. Die Presse in den liberalen Kantonen nahm sich ihrer an. Man sprach laut davon, daß man es nicht dulden dürfe, wie in Luzern die Ehrenwertheften und Besten so schmähsch misshandelt,

ihres Eigenthums beraubt, alles Recht mit Füßen getreten und das Volk von den Pfaffen vernechtet würde. Die Luzerner sammelten sich; in Aargau, Bern, Basel-Land, Solothurn vereinten sich Schaa- ren von Eidgenossen mit ihnen, welche ihnen helfen wollten, ihr Vaterland zu befreien, und unter den Augen der Regierungen, die unleugbar selbst daran, wenigstens als unthätige Zuschauer, Theil nahmen, entwickelte sich ein völlig organisirter Plan, Luzern zu erobern und die Pfaffen zu versagen.

Nach einem unbedeutenden Vorläufer im December 1844 kam es am 1. April 1845 zu dem bekannten Freischaarenzuge. Die Regierung von Luzern war darauf vorbereitet, aber voller Angst. Sie machte den General von Sonnenberg, einen Stadtsunker, der in neapolitanischen Diensten gewesen, zu ihrem Generalissimus, und dieser ganz unfähige Feldherr hatte einen entsetzlich schlechten Bertheidigungsplan entworfen. Die Freischaaren waren dagegen voller Muth und besaßen in dem berner Advokaten und Artillerie-Hauptmann Dörsenbein einen talentvollen Anführer. Trotz aller Hindernisse und mißgünstigen Zufälligkeiten, nachdem man sich einen ganzen Tag gegen die aufgebotenen Milizen und einzelnen Bauern geschlagen, welche aus ihren Häusern schossen, kamen die Colonnen vor Luzern an

und lagerten sich gegen Abend auf dem Berge an der Reuß dicht bei der Stadt.

Mein Führer zeigte mir ihre Stellung und sagte im vollen Ärger: »Wären sie nur heruntergekommen, die Sakrementer, ganz Luzern hätte mit Freuden geholfen. Wir standen Alle auf dem Sprunge, jede Hand hätte zugeschlagen, wir hätten alle die schwarzen Hallunken in den See geworfen. Aber sie lagen die ganze Nacht still bei ihren Wachtfeuern und am Morgen kamen die zuger Bataillone, die der Schultheiß Siegwart zur Hülfe gemahnt; zugleich war der Landsturm aufgestanden. Da ging die Hag los und Alles war vorbei. Gott im Himmel weiß es, warum sie wie die Pilatussteine da oben lagen.«

Was der ehrliche Mann nicht wußte, das erzählte mir später Herr Ochsenkein selbst. Die Freischaaren waren hungrig, naß und müde vor Luzern beim sinkenden Abende angekommen; dennoch wollte der Anführer den Angriff sogleich machen, aber Dr. Steiger widersetzte sich lebhaft. Die Stadt mußte bei dem Angriff durch das Kanonenfeuer leiden, mit den Feinden würden auch Freunde erschossen und verstümmelt worden sein. Die Bürgerschaft war aber größtentheils der Sache der Freiheit zugethan. Dr. Steiger hatte Verbindungen angeknüpft; es

war ihm fest versprochen worden, daß in der Nacht ein Aufstand erfolgen sollte. Er versicherte daher, daß ohne Blutvergießen und Zerstörungen die Freischaaren am Morgen in Luzern einziehen würden, und man mußte nachgeben, da der Erste unter den luzerner Flüchtlingen es verlangte. Wäre der Oberanführer seinen Überzeugungen gefolgt, so ward Luzern am Abend genommen. Die Jesuiten und ihre Anhänger in der Regierung wären gestürzt und versagt gewesen und der Freischaarenzug hätte als vollendete Thatfache so viel Lob und Ruhm geerntet, wie man später ihn angeklagt und verurtheilt hat.

Die Nacht verging aber und in Luzern erfolgte kein Aufstand; wahrscheinlich, weil Keiner ihn beginnen wollte, sondern der Eine auf den Anderen wartete. Am Morgen jedoch kamen zum großen Schrecken der Freischaaren die zuger Bataillone ganz ohne Hinderniß, obgleich 800 Züricher versprochen hatten, ihnen den Weg zu verlegen.

In Zürich giebt es nicht so thatenlustige kühne Männer, wie in Bern, die es wagen, die Befehle der Regierung zu mißachten. Man ist dort viel zu vorsichtig und bedenklich, berechnet die Folgen und liebt den Frieden. Darum war von den versprochenen 800 Spartanern auch nicht ein Einziger erschienen. Die Zuger, der Landsturm und die

luzerner Milizen fielen nun über die abgematteten Freischaaren her und wie es ihnen erging, ist bekannt genug.

Man zeigte mir die Kirche, in welcher einige Hundert mehrere Wochen lang eingesperrt lagen und halb verhungerten. Viele saßen Monate lang in den schlechtesten Gefängnissen des Zuchthauses, ehe sie losgekauft wurden; Andere in Thürmen und in Ketten; am unglücklichsten ging es den beiden Deutschen, Fein und Daffner, die, nachdem man sich müde an ihnen inquirirt und sie allen Qualen einer solchen Justiz unterworfen hatte, in Ketten nach Sardinien und endlich nach Oesterreich transportirt wurden, wo Fein von Wien aus nach Amerika geschafft worden ist. Das Schicksal dieser beiden Männer mag Anderen ein warnendes Bild sein, sich nicht in die Bürgerzwiste der Schweizer zu mischen. Der Schweizer, welche Kantonsbürger waren, nahmen sich ihre Regierungen an, um die beiden Unglücklichen bekümmerte sich Niemand. Sie blieben ganz der Gnade einer unbarmherzigen Partei überlassen. Von ihrer heimatlichen Regierung durften sie natürlich nichts erwarten und fast alle Schweizer, gegen welche ich mich beklagte, daß auch nicht ein Kanton (mit Ausnahme des kleinen Basel-Land) sich thätig für jene beiden Männer verwendet habe,

erwiederten achselzuckend, daß ja beide keine Schweizer und keine Kantonsbürger waren. Sie hatten völlig Recht. In der Schweiz gilt nur der Kantonsbürger, der Mensch nichts und der Deutsche wo möglich noch weniger. Wären Franzosen oder Engländer in Luzern gefangen worden, ihre Regierungen würden nicht geduldet haben, daß man sie in Ketten nach Sardinien und von einem Kloster und Kerker in den anderen schleppte. Aber Franzosen und Engländer sind nicht so thöricht wie die fantastischen Deutschen, welche für jeden Freiheitsstraum mitkämpfen möchten, gleichviel ob bei den Schweizern oder Irokesen; und doch sollten sie sich am meisten hüten, denn wo gäbe es einen Schutz im Unglück für sie!

Den Dr. Steiger bewahrten einige treue Freunde, wenn nicht vor der Vollstreckung des über ihn ausgesprochenen Todesurtheils, so doch sicher vor den sardinischen Galeeren. Er lebt jetzt auf zürichsem Gebiete, in der Stadt Winterthur, und ist als Arzt sehr geschätzt und beschäftigt. Ein genialer, außerordentlicher Kopf ist Dr. Steiger nie gewesen, aber die Verhältnisse haben ihn eine bemerkenswerthe Rolle spielen lassen und seine Schicksale ihm das Mitgefühl aller guten Menschen erworben. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Schweiz, daß —

während in Luzern Steigers Name ehrlos gemacht und an den Galgen geschlagen ist, seine Gattin auch kürzlich dort, glücklicher Weise ohne ihrer habhaft zu sein, zum Zuchthaus verurtheilt, sein Vermögen eingezogen und seine Habe öffentlich verkauft wurde — zwölf Stunden davon derselbe Mann, allgemein geachtet und geliebt, mit Weib und Kind glücklich lebt, ein Gegenstand zärtlicher Fürsorge und gerechter Theilnahme, die so weit geht, daß in der ganzen Schweiz man Robert Steigers Bildniß und seine Flucht findet, und wo er selbst erscheint, Jeder ihn zu sehen und ihm die Hand zu drücken eilt.

Zudringliche Besuche von Fremden und vielfache Beschäftigung haben bewirkt, daß Dr. Steiger sehr selten zu sprechen ist. Die Besorgniß, zu ersteren gezählt zu werden, hielt mich ab, den Versuch zu machen, aber ich bedaure sehr, daß ich einen Mann nicht persönlich kennen lernte, der von Allen als trefflich gerühmt wird und dessen Leiden ihn so interessant machen.

Unglücklicher als Steiger sind die Opfer der Tyrannei, welche noch jetzt in den Kerkern des Zuchthauses schmachten. Der Anwalt Schnyder ist endlich, wie die Zeitungen melden, um ein Lösegeld von 4000 Franken freigegeben worden; der unglückliche Hauptmann Corraggioni aber, der durchhaus

ein Mitschuldiger an dem Morde des Leu von Ebersohl sein soll, sitzt noch jetzt im Gefängniß, obwohl alle Welt in Luzern betheuert, daß der Mann nur seiner Freisinnigkeit wegen so grausam verfolgt werde.

In Zürich und überall in der Schweiz hörte ich versichern, daß Leu sich selbst entleibte, sein vorgeblicher Mörder, Jakob Müller, aber durch allerlei Inquisitionsmittel des Verhörrichters Amman zum Geständniß einer That gebracht worden sei, die er nie begangen habe. In Luzern war man dagegen völlig überzeugt, daß Müller aus persönlichem Haß den Mord wirklich beging, und da Männer dies sagten, welche in Folge jenes Verbrechens selbst darin verwickelt und verleumderisch der Theilnahme angeklagt wurden, so ist wohl kein Zweifel, daß dem wirklich so sei. Es wäre auch sonderbar, daß Müller sich hätte hinrichten lassen, ohne sein Geständniß zu widerrufen; denn der Grund, daß man ihn bis zum letzten Augenblicke mit Begnadigung getröstet, ist doch gar zu wenig stichhaltig.

Eben als ich in Luzern war, hatte die Regierung den Jahrestag des Mordes feierlich begangen und eine Deputation im Trauerkostüme zu dem Todtenamte nach Ebersohl geschickt. Im Grunde, meinte man aber, starb Herrn Siegwart dieser Todte

zur gelegenen Zeit. Er mochte froh sein, daß er ihn los war. Leu war ein starrsinniger ehrgeiziger Mann; sein Ansehn bei dem Landvolke überragte das des Schultheißen und aller Anderen, nur den Priestern war er unterthan und ihr demüthigster Knecht. Er war im Jahre 1803 geboren, also noch jung zu nennen und hätte seinen Herren im schwarzen Rock noch viele Dienste leisten und jeden überwachen und entfernen können, der nicht mehr nach ihrem Sinne war.

Jetzt ist Konstantin Siegwart der erste Mann und die Seele der Regierung; die Übrigen sind mehr oder minder unbedeutendere Menschen. Ich habe mich bemüht, ihn zu sehen, allein man sagte mir, daß dies nicht leicht sei. Er geht nur Abends aus und hat dann eine Landsägerwache zur Begleitung, die in einiger Entfernung folgt. Nach dem Leuenmorde haben die gottseligen Herren einige Furcht bekommen, daß ihnen ein ähnliches Schicksal begegnen könne, wie jenem, was ihnen nicht verargt werden kann. Dazu mag das böse Gewissen sie plagen; die geheime Angst, daß doch einmal ihr Reich zu Ende gehen und ein Tag der Rechenschaft erscheinen werde, was auch wohl möglich sein kann. Denn wenn es von Innen heraus nicht geschieht, so kann von Außen der Anstoß kommen, im Fall die

liberalen Kantone zu Majoritätsbeschlüssen auf der Tagsagung gelangen.

Den Verhörer Amman, welcher in Deutschland ein solches Grausen erregt und so würdig erscheint, zu Philipp des Zweiten Zeiten geboren zu sein, um die heilige Inquisition Spaniens zu leiten, habe ich mit den Empfindungen bekommener Neugierde betrachtet, die man in der Nähe furchtbarer Raubthiere empfindet.

Es ist ein abschreckend häßlicher Herr, dieser Herr Amman; eine Art Neger- oder Mulattenkopf, der unwillkürlich im Voraus und ohne sein Handwerk zu kennen, an Folter, Geißel, Ketten und unheimliche Kerker erinnern kann. Er ist aus Solothurn gebürtig und wurde gewaltthätiger Handlungen wegen dort aus dem Staatsdienste entfernt. Als die Prozesse und Verfolgungen in Luzern nach dem Freischaarenzuge einen großartigen Charakter annahmen, meldete er sich zur Beschäftigung und, als gehöre er zu den glücklicher Weise seltenen Menschen, die ein Wohlgefallen an den Qualen und Leiden derer finden, die sie zu peinigen vermögen, machte er sich bald einen berühmten Namen durch seine Wuth, Alle zu verdächtigen und Jeden einzukerkern, der irgend zum Gegenstande des Verdachtes zu machen war. Kein Mitglied der ganzen Regierung

ist so gehaßt, wie dieser Mann, von dessen brutaler Gewaltthätigkeit man die abscheulichsten Dinge erzählt und sollte je sich die Sache wenden, so hätte der Verhörrichter wohl das Ärgste zu fürchten.

Das weiß aber ohne Zweifel er sowohl wie seine Beschüzer. Zurück kann von allen diesen Männern keiner mehr, selbst wenn Neue sie fassen wollte; darum müssen sie mit den Häuptlingen der Hirtenkantone, mit den Sprösslingen der starren Familienoligarchie, mit Jesuiten und Priestern immer mehr sich in Tyrannei überbieten, den Aberglauben und die gänzliche Hingebung des Volks an römische Lehren vollenden, die Verfolgungen immer höher steigern und endlich eine Spitze erreichen, von der sie herabstürzen werden.

Neben Siegwart-Müller ist Wendelin Koss auch oft in deutschen Zeitungen genannt worden. Er ist eines Bauern Sohn, wurde Großrath, Regierungsrath, Gerichtspräsident und getreuer Gehülfe des jetzigen Regiments; so auch Wilhelm Furrer von Schongau, ein früherer Landkrämer; Ludwig Siegrist, ein Großrath und Oberrichter, der als Muster der jetzigen Richter und Großräthe in Luzern aufgestellt werden kann, da er so stark im Glauben ist, daß er einmal im großen Rathe erklärte, weder Säbel noch Gewehre seien nöthig,

sondern die allmächtige Kraft des Rosenkranzes allein werde Luzern von den Teufeln in Menschengestalt, den Radikalen, erlösen. Hierher gehört auch der Regierungsrath Alois Hutt, ein Jögling der Jesuiten in Wallis, dann Buchbinder in Luzern; ein schielender, entsetzlich dürrer und häßlicher Mann, aber das rüstigste Werkzeug der Jesuiten; endlich der Professor Euty chius Kopp von Münster, der an der Spitze des luzerner Erziehungswesens steht und trotz seiner philosophischen Professur das Volk gründlich verdummen hilft.

Von den Gliedern alter Geschlechter der Stadt, welche sich mit den Priestern verbunden haben, ist Rudolph Rüttimann, seines Namens wegen, der bekannteste; so auch Joseph Mohr und Alois zur Giltgen d'Drelli. Man darf jedoch nicht glauben, daß die ganze Aristokratie denselben Weg geht. Viele Glieder der alten berühmten Familie Amrhyn z. B. haben nichts damit zu schaffen. Der letzte Sproßling des alten Hauses der Hertenstein ist ein entschiedener Anhänger der liberalen Partei; und der gelehrteste, tüchtigste und hartnäckigste Verteidiger derselben, Dr. Kasimir Pszyffer, gehört nicht minder einem berühmten Patriziergeschlecht an.

In Doktor Kasimir Pszyffer und dem Altschult- heißen Kopp concentrirt sich gegenwärtig die letzte

Stütze der Freiheit. Kasimir Pfyffer hat die Verfassung von 1831 mit Gründen helfen und vertheidigt sich nun auf den Trümmern derselben mit unerschütterlichem Muth. Wie gern hätte man diesen Mann verurtheilt und vernichtet, allein aus aller Verfolgung ist er stets rein und unantastbar hervorgegangen. Herr Pfyffer ist noch in voller Lebenskraft; von kräftigem Körperbau und breiter Brust. In seinem klugen, ernsthaften Gesicht liegt etwas Eisernes und Starres. Jedermann kennt seine Unbeugsamkeit, aber auch seine Redlichkeit, und diese ist sein bester Schutz in so schwerer Zeit. Selbst die Menschen, welche nichts scheuen, scheuen sich doch vor einem Manne, dem keine Verleumdung heikommen kann, weil Niemand ihre gehässigen Anschuldigungen glaubt. Auch Kasimir Pfyffer wurde von Amman gefangen gesetzt, aber die allgemeine Stimme erhob sich diesmal so laut und seine Vertheidigung war so überzeugend, daß selbst solche Richter ihn nicht zu verurtheilen wagten. Ebenso redlich streitet der Altschultheiß Kopp gegen den schwarzen Strom und wagt es, ohne Menschenfurcht die Wahrheit zu sagen; aber diese würdigen Männer und einige treue Freunde können sich kaum selbst erhalten, viel weniger etwas ändern. Die Unterdrückung wächst; was sich regt, wird sogleich niedergeschlagen und

man darf nur anführen, daß dem einzigen Blatte, welches in Luzern noch ein freimüthiges Wort zu sagen wagt, dem Erzähler, jetzt eben ein zwiefacher Prozeß gemacht wird, weil es sich herausnahm, zu sagen, Luzern sei unglücklich und in seinem Inneren zerrissen, was, wie Herr Amman behauptet, als Verleumdung bestraft werden muß; ferner hat es den jetzigen Papst auf Unkosten des vorigen gerühmt, worin eine Beschimpfung des verewigten heiligen Vaters liege — so mag man erkennen, wie es in Luzern mit der Pressfreiheit steht.

Sieben Jesuiten waren nach und nach von Freiburg und Wallis eingezogen, aber diesen heiligen Männern soll es in Luzern so unheimlich zu Muthe sein, daß man mir erzählte, ein paar unter ihnen hätten kürzlich seufzend erklärt, es sei ihnen die Verufung in diese Stadt eher als ein Unglück, denn als Glück für ihren heiligen Orden und die gute Sache der Religion vorgekommen. Denn die meisten Bürger wollten nichts von ihnen wissen, viele Stadtsunker und viele Geistliche selbst seien ihnen entgegen, und wenn der Sturm in der Schweiz losbrechen, könnten leicht die Jesuiten nicht allein hier, sondern auch aus Schwyz, Freiburg und selbst aus Wallis vertrieben werden.

Die heiligen Väter haben so unrecht nicht.

Wenn es einmal an ein Austreiben der Jesuiten geht, möchte die Hege sich wohl über die ganze Schweiz ausdehnen und eine gewisse Furcht hat sich, wie es scheint, selbst der entschlossensten Schüler des heiligen Ignaz bemächtigt, denn, wie man sagt, schleppen sie heimlich viel Geld und Gut über die Alpen nach Italien, kaufen Güter an in Frankreich und Oesterreich und bereiten sich vor, schlimmsten Falls die Schweiz aufzugeben, doch nicht ihr erschlichenen, durch tausend Künste zusammengescharrtens Geld. Sie sitzen ungemein still in Luzern bis jetzt, ganz wie es ihre Sitte ist. Sie bekümmern sich scheinbar um nichts und je weniger von ihnen gesprochen wird, um so lieber ist es ihnen. Nur dann und wann halten sie Controverspredigten und sie sind gute Redner. Sie wissen die Leute herbeizulocken; die Worte fließen mild und süß über ihre Lippen. Ein Jesuit weiß stets zu lächeln, stets zu trösten, stets den Sündern zu vergeben, darum wird ihnen so gern gebeichtet. Aus dem Weichstuhle haben sie ihre Macht über Könige und Völker erhalten. Nach und nach regt sich dann der dunkle, demüthige Körper stärker. Sie bemächtigen sich der Schulen und der Erziehung der Jugend, darin liegt ein zweiter Hauptgrund ihrer Macht. Jugenderziehung, Vergiftung und Ausrottung der freien Kraft

des Geistes, Verkümmern desselben zur mechanischen Abrihtung, Erbschleichelei und Unterjochung der Menschen unter römische Glaubens Tyrannei, das ist das Ziel aller Jesuiten, mögen sie in Indien, in Afrika oder in Luzern sich einnisten.

Dass Luzern von jeher in Rom als Centralpunkt für die katholische Schweiz betrachtet wurde, beweist, daß bis zur französischen Revolution in ihr stets die Gesandten des Papstes und Spaniens residirten. Wo hätten sie auch anders wohnen können, als hier, wo rund umher die katholischen Hirtenstaaten liegen? In Luzern war der Sammelplatz ihres Lebens und Strebens. Die Stadt versorgte das Bergland, sie war der Paß nach Bern und Aargau. Ihre Junker und Kaufleute wurden früh reich und mächtig. So stiegen stolze Gebäude auf, Bildungsanstalten, Kirchen und Klöster kamen dazu. Früh, schon im 16. Jahrhundert, wurde das Jesuitencollegium errichtet, später kam ein Lyceum hinzu, auf welchem der Staat seine Bürger von Professoren in den Wissenschaften unterrichten ließ, und Luzern schuf sich einen Namen durch manchen rühmlich bekannten Mann, der sein Bürger war, wie durch seinen Antheil an den historischen Begebnissen der Schweiz.

Über Luzerns Frömmigkeit und sein Stadtsunkelium geben am besten die beiden bedeckten Brücken

Zeugniß, von welchen die eine über die Reuß, die andere über das sumpfige Seeufer führt. Die erste, die Kapellenbrücke, ist mit 77 Bildern aus dem Leben des heiligen Leodegar und des heiligen Mauritius, der Schuttpatrone der Stadt, versehen; auf der Rückseite der Holzbilder stehen dagegen Scenen aus der Schweizergeschichte, an denen Luzern Theil nahm, und darunter steht man die Namen der Familien, welche auf ihre Kosten diese Bilder malen ließen und die Brücke damit schmückten.

Ehemals lief diese ganz am Seeufer entlang und vereinte sich fast mit jener zweiten Brücke, der Hofbrücke, die zur Hofkirche und dem Kloster führt. Jetzt hat man auch diese abgelürzt, in deren bedeckten Bogen es ebenfalls von Bildern aus der biblischen Geschichte wimmelt. Es sind keine Kunstwerke, aber dennoch verweilt man bei ihnen. Der Geist, der diese Stadt beherrschte, hat diese einzigen öffentlichen Denkmäler zu Stande gebracht und man sieht es ihnen an, welchen Einfluß Pfaffen und Mönche von jeher hier geübt haben müssen.

Ein eigenthümliches Kunstdenkmal findet man nicht weit davon im Garten des Generals Pschyffer, was nicht minder Zeugniß für die Zustände Luzerns ablegt. Es ist das Denkmal für die am 10. August 1792 im Dienste Ludwigs des Sechszehnten in den

Tuilleries gefallenen Schweizergardien. In einer glatten Felswand ist ein ungeheurer sterbender Löwe gemeißelt, der auf zerbrochenen Waffen ruht. Er wurde nach der Zeichnung Thorwaldsens von dem Bildhauer Ahorn aus Konstanz gefertigt, ein sehenswerthes Kunstwerk, das seinen Eindruck nicht verfehlt. Unter dem Löwen stehen die Namen der Gefallenen und in der nebenliegenden Todtenkapelle findet man Namen und Wappen der Offiziere. Das Altartuch hat die Herzogin von Angoulême mit ihren Damen selbst gestickt, die Kosten für das Ganze sind durch freiwillige Beiträge zusammengebracht. Es wurde in der Restaurationszeit beschloffen und vollendet, denn nach dem Jahre 1830 wäre es schwerlich zu Stande gebracht worden, aber dies Denkmal erweckt eigenthümliche Gedanken über die schweizerischen Söldnerbanden, welche den französischen König so lange vertheidigten, bis sie vom Volke zerrissen wurden.

Man nennt dies Treue und weicht ihr Denkmal, Kapellen und Todtenkränze; aber was auch die Familientrauer thut, ein Nationaldenkmal kann es nicht sein, denn diese Todten starben als Knechte für Knechtschaft sechtend. Alle die schmähligen und noch nicht beendigten Soldatenvermietungen und Verkaufungen müssen jedem freiheitsliebenden Schwei-

ger einfallen, der hierher kommt. In Rom und Neapel kann alle Tage ein neues Schlachten der schweizer Miethlinge losgehen und vielleicht machen die Luzerner und Schwyzer dann eine andere Namensliste unter den Löwen.

Die Luzerner Stadtsunker haben von jeher gern Militairdienst in Frankreich und Holland gesucht und suchen ihn jetzt noch in Italien. Es ist gar zu bequem, wenig oder nichts zu lernen, dann Offizier zu heißen, zurückzukehren, um eine Pension für geleistete treue Dienste zu beziehen und nun mit aristokratischer Annahmung das Vaterland regieren helfen. Man findet in Luzern sehr viele Sproßlinge alter Häuser, welche auf diese Art und im Comtoir ihres Vaters groß und alt wurden und ohne alle Bildung den ganzen Hochmuth ihrer Vorurtheile zur Schau tragen. Solchen Leuten ist denn natürlich der jetzige Zustand der Dinge ganz genehm. Sie sind seine besten Stützen und haben in Italien gelernt, wie das Volk in Dummheit, Aberglauben und gänzlicher Abhängigkeit von der Priesterschaft erhalten wird.

Durchwandert man Luzern, so zeigt sich bald, daß eine todte Ruhe darin herrscht. Von Handel und reger Gewerbsamkeit ist wenig die Rede. Die alten Häuser mit ihren am Tage geschlossenen Jalousieen sehen oft so geheimnißvoll still aus, als

schließen die Menschen darin und fürchteten sich vor dem Sonnenlicht. Viele Kirchen, schöne Springbrunnen, manche neue große Staatsgebäude und stattliche Wohnhäuser machen Luzern zu einer hübschen Stadt. Wer historische Raritäten liebt, kann das Zeughaus besuchen; am schönsten aber ist doch die Natur hier, der reizende See und die blauen Gebirge. Der schönste Theil der Stadt ist die Uferstrecke, wo die besten Gasthäuser auch stehen, aus deren Fenstern und Balkonen man stundenlang mit Entzücken auf das edle Panorama blicken kann, das ewig neu und groß sich ausbreitet.

Man kann den Schmerz und die Hoffnungslosigkeit der unterdrückten Liberalen wohl würdigen, wenn sie über dies schöne Land ihre Augen gleiten lassen und statt der Freiheit, welche sie darin wecken wollten, nun überall das Volk in Erstarrung und fanatischer Unfreiheit erblicken.

So ist es in Luzern. Die Pfaffen und die wildesten Stadtkunzler, vereint mit einer Anzahl Intriguanten, Ehrgeizigen und Fanatikern, haben die volle Gleichheit durchgesetzt und damit der Bauernrotheit die Herrschaft gesichert. Die Stadt hat ihre letzten Vorrechte verloren, aber nicht, damit das Volk zur Freiheit sich erhebe, sondern damit es um so besser unter dem Priesterjoch sich

beuge, und der einzige Unterschied zwischen den Waldstädten und Luzern ist noch der, daß dort das Bündniß der Häuptlinge und Priester auf gar keinen Widerstand stößt, während in Luzern immer noch eine Anzahl tapferer Männer gegen die Unterdrücker streitet und in der Stadt Luzern ein Haß gegen diese herrscht, der doch einmal über lang oder kurz bei günstigen Umständen ihnen den Untergang bereiten kann.

Ich zog von manchen Seiten Erkundigungen über die jetzigen Häupter des Regiments ein, aber immer erhielt ich dieselben Antworten. Männer, welche mit Ruhe und Kenntniß die Lage des Kantons schilderten, trafen darin stets zusammen, daß die Unwissenheit des sonst gutmüthigen und redlichen Volks seit fünfzehn Jahren von jener combinirten Partei zum religiösen Fanatismus und gänzlicher Willenslosigkeit ausgebildet wurde. Und der Schultzei Siegwart? fragte ich. Es ist unmöglich, daß er und mancher der höher gebildeten Männer, die mit ihm sind, sich in denselben krassen Aberglauben einwickeln lassen, womit man einen Teu, Furrer, Hault oder ähnliche blödsinnige Bursche kirt.

Siegwart-Müller, erwiderte mein Gewährsmann, ist vom Glauben an die Wunder des Rosenkranzes, an die unbefleckte Jungfrau, an die Heiligen,

an die Unfehlbarkeit der Priester und des Papstes selbst, kurz an den ganzen Religionsfanatismus, gerade so weit entfernt, wie manche der Junker und der Priester selbst, die mit ihm gemeinsame Sache machen. Bei gar Manchem ist der ganze Kram nur ein Deckmantel, hinter dessen Falten verborgen sie im Geheimen lachen. Unter den politischen Intriguanten und Komödianten, welche Sie in der Schweiz finden, haben wir die besten Exemplare mit aufzuweisen. Herr Siegwart hat uns bis zum Jahre 1839 eine Jakobinerkomödie vorgespielt, der er ein Ende machte, als er sah, es passe besser für ihn, wenn er geschwind ein Jesuitenspektakelstück folgen lasse, dessen tragischen Umschlag er vielleicht selbst nicht ahnte. Was die nächste Posse sein wird und ob ein Trauerspiel das Ganze beschließt, weiß Niemand. Desß seien Sie aber gewiß, alle die Männer, welche hier wie grimmige Tyrannen sich geberden, sind im Grunde doch nur schlechte Schauspieler und zittern im Geheimen, ob das Publikum ihnen am Ende des Stücks Beifall klatscht, oder sie auspfeift und von der Bühne jagt. Das Gewissen pocht an ihre Rippen und es muß etwas Großes darum sein, trotz aller Gewalt. Sie wissen recht gut, wie in der Schweiz, in Deutschland, in Frankreich, in der ganzen Welt nicht die

Parteistimme, sondern die der redlichen und guten Menschen über ihr Treiben urtheilt; wie gar Manche sich schon von ihnen getrennt haben, die anfangs mit ihnen gingen im vollen Glauben, daß sie Gutes wollten, oder in Parteiempfindungen. Immer kann es nicht so bleiben, das wissen sie auch. Luzern ist nicht so abgeschlossen und klein, wie Uri; die Stimme der Vernunft dringt zu uns und einmal, wenn auch langsamer, kommt es doch wie es in Zürich kam — die Pfaffen, Junker und Intriguanten werden auch in Luzern ihr Spiel zuletzt verlieren.

III. Kapitel.

Fahrt auf dem vierwaldstätter See — Das Dampfboot — Auser-
teerte — Große Tiefe des Sees und der schweizer Seen überhaupt —
Vergleich mit den Fjorden Norwegens — Die Gärtenkantonen — Unterwal-
den — Theilung des Kantons in zwei Halbkantone — Kraftes Gemeinde-
wesen — Verfassung und Gesetze mittelst Herkommen und Gewohnheit —
Die Mündenden — Die Gerichte und Verfassungen — Die regierenden Herren
im Landrath — Politische Rechte — Die Fremden und Heimaldlosen —
Die Geistlichkeit — Die Bedröden — Die Justiz — Staatsbeinkünfte —
Kernut und Velleit der Unberechtigten — Das Dorf Stanz — Die Al-
pen — Das Gärtenrieden — Kloster Engelberg — Die Pforten.

Der Kanton Uri — Weg über die Gärten nach Altdorf — Mit-
telm Teil — Die Gärtenstadt — Ähnlichkeit der Verfassungen und Lebens-
verhältnisse der Gärten Uri und Unterwaldens — Die waldbergerbrach-
ten Urungen — Rechtsgutstände — Einfall der Gärten und Unberechtigtkeit
mit der Welt — Die Gärtenstadt und das Thal der Gärten — Zug des
General Gurnaxen über die höchsten Gebirge — Die Mündenden in Uri —
Widerwillen gegen alle Neuerungen.

Schwyz. — Umwandlung der alten Verhältnisse seit dem Jahre 1813
— Geringer Einfluß derselben auf das Volk, verhindert durch das Gärten-
wesen — Gärten der Gärten- und Kantonenmänner — Staatsbeinkünften und
Steuern — Befeldungen — Der Flecken Schwyz — Reizende Lage des Fle-
cken — Die Familienverhältnisse aus den Gärtenmännern — Die Gärten
— Ursachen der Abneigung der Gärten der Gärtenkantonen gegen die ge-
hen Kantonen — Der Einfluß von Schwyz auf Uri und Unterwalden —
Auslagen mit Hilfe Österreichs — Die Gärten, Kisten und Mündenden —
Die Gärtenmännern Gärten.

Ich fuhr den vierwaldstätter See hinab nach
Brunnen, dem Landungsplatz, von wo aus man am
nächsten nach Schwyz kommt, das eine Stunde da-
von liegt. Wenn einer der schweizer Seen Ähnlich-
keit mit den Fjorden Norwegens hat, so ist es die-
ser Zellersee, mit seinen tiefen Buchten, seinen nad-

ten, oft wildromantischen Ufern, seinen Föhren, welche die steilen Wände krönen, und seiner malerischen Einsamkeit. Der Dampfer rauscht durch die wogende Tiefe und gewiß ist es eine Wohlthat zu nennen, daß Dampfschiffe jetzt auf den Seen der Schweiz fahren. Obwohl die Preise, namentlich auf dem Baldfätter See, ziemlich hoch sind, so kann, wer will, doch den zweiten Platz nehmen, immer aber wird er billiger fortkommen, als wenn er wie früher ein Segel- oder Ruderboot oder gar Fuhrwerk mietzen wollte. Die Schifferkunst liegt in der Schweiz überhaupt noch immer in der Kindheit und ist häufig nicht ohne Gefahr. Die Fahrzeuge sind plump, von Kielbooten weiß man nichts, die Ruder werden im Kreuz, stehend gebraucht, während der Mann sie mit Armen und Brust von sich drückt, was äußerst erschöpfend sein muß; ganz entgegengesetzt also wie es die Matrosen, Fischer und Anwohner aller Meere machen. Die Boote und die schwerfälligen Schiffe führen zuweilen ein viereckiges Segel, allein auf diesen Bergseen ist es nur vorsichtig zu gebrauchen. Oft brechen Windstöße plötzlich aus Spalten und Klüften, der See rauscht auf und man muß augenblicklich sich zu bergen suchen. Wie alle Gebirgseen sind auch die der Schweiz sehr tief, weil sie die tiefsten Thäler ausfüllen. Die beiden größten:

der genfer See von 11 geographischen Quadratmeilen Flächenraum und der Bodensee von $9\frac{1}{2}$ Quadratmeilen sind zugleich die tiefsten, denn der erste hat über 1000 Fuß Tiefe, der andere soll sogar bei Lindau 2200 Fuß hinabgehen. Beide Seen, wie auch der bis 400 Fuß tiefe züricher See, und alle Seen der vorderen Schweiz liegen ungefähr 1200 Fuß über der Nordsee, der vierwaldstätter See 1350 Fuß, die Seen in Oberbern 1800 Fuß. Von da aus durch die Hochgebirge giebt es keine bedeutenden Seen mehr, bis zu den Seen am Fuße der Alpen in Italien, dem Lago Maggiore, dem Garda-, Como- und Lugano-See, welche die abfließenden Wasser sammeln. Der vierwaldstätter See ist bis 900 Fuß tief, seine Breite sehr ungleich, im Allgemeinen aber nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meile. So liegt er eingeklemmt und gewunden zwischen 6 bis 8000 Fuß hohen Felsen und je weiter das Dampfschiff hinaufzieht, je wilder und prächtiger werden seine Ufer. An den Ufern dieses schönen Sees scheidet sich auch die Gebirgsformation der Nagelfluhe und des Sandsteins vom Kalk, der an den Südufern in mächtigen Lagern austritt. Der See liegt so recht im Mittelpunkt der Schweiz und in ihrem historischen Urleben, denn rund um seine Becken ziehen sich die vier Staaten, welche die erste Eidgenossenschaft bildeten. Das

Westende besigt Luzern; blickt man rechts in die tiefe Bucht, so erkennt man den Thurm von Stanz, dem Hauptfleden in Unterwalden; verfolgt man die Krümmungen des Sees bis an seine südlichste Spitze, so liegt Uri vor uns; die linken Ufer aber, Rüşnacht und der Rigi, gehören zu Schwyz, das an den Gehängen seiner Gebirge wunderschön unter den hohen Pyramiden der schwyzer Hafen liegt.

Kein Schweizer See hat so großartige Umgebungen, eine solche Mannigfaltigkeit von Naturscenerie, einen solchen Wechsel von Licht. Schneige Häupter und Gletscher steigen in Uri auf; liebliche Matten ziehen an den Abhängen hin, das tiefe Grün der Gebirgstriften wechselt mit Wald und nacktem Gestein, mit senkrechten Felsenmauern und den freundlichsten, sonnenglänzenden, fruchtbaren Thal- und Uferrändern, die eine gütige Himmelsband reich gesegnet hat.

Das ist aber die eigenthümliche Natur der Schweiz. Dicht neben dem Eis und Schnee blühen oft die Fruchtbäume, dicht unter den ungeheuren Giganten liegen die saftigsten Matten und das fette Vieh weidet bis an die Gletscher. Norwegische Wildheit und Zerklüftung, die ungeheuren, grenzenlosen Eindrücke Scandiaviens, diese schmalen, schauerlichen Fjorde, welche wie der Björnfiord, die Arme des Sörffjords oder des

Dissjords in Spalten bringen, welche zuweilen, wie mit Rolands Schwert zerhauen, zwischen 4000 Fuß hohen, glatten eisbeackten Wänden liegen, solche Wunder einer hochgearteten Natur trifft man in der Schweiz nicht. Hier mischt sich immer eine versöhnende Milde mit dem Schrecken, aus dem Eis und Schnee gelangt man nach wenigen Stunden wieder zu Fruchtbäumen und Feldern und nach einem beschwerlichen Marsche ist man sicher, immer wieder ein Wirthshaus, und meist ein gutes, zu finden.

Wie in der Schweiz alles Bergsteigen und Klettern meist auf Stunden hinauskommt, so sind auch die kleinen Hirtenstaaten meist winzige Ländchen, von denen man in der Ferne kaum begreift, wie sie den österreichischen Herzogen widerstehen konnten. Sieht man jedoch hier in der Nähe die steilen Felswege, die engen Pässe, die schmalen Thäler und die glatten Wände, so nimmt dies so wenig Wunder, wie der hartnäckige Kampf der Unterwaldner und Schwyzer gegen die Franzosen im Jahre 1798. Ein paar hundert Büchschützen können hier gegen viele Tausende kämpfen. Der Stuger ist auf diesen steilen Fels Höhen die beste Waffe, denn schnell kann Niemand herauf; hinter den Felsen verborgen kann der Schütz bedächtig zielen und wieder laden, und man begreift es, wie bei dem Angriffe auf Stanz z. B.

ein alter Mann mit seinen beiden Schwiegersöhnen, unterstützt von ihren Weibern und Kindern, welche ihnen die Büchsen luden, über hundert Franzosen niederschoss, ehe er auf einem Seitenwege von den Feinden Gottes und der Menschen umringt wurde, welche dann freilich mit Bajonetten und Säbeln die ganze Familie in den Schoos der heiligen Jungfrau sandten. Der Stuger ist die eigentliche Waffe der Schweizer in der Schweiz, denn gegen ihre 20,000 Schützen würden in diesen Gebirgen die besten europäischen Heere nichts ausrichten. Ihre Artillerie, ihre Cavallerie und ihre Milizen werden ihnen wenig helfen. Angriffskriege kann und will die Schweiz nie unternehmen; wenn aber die 100,000 Männer der Schweiz Alle im BüchSENSchießen geübt würden, ließe sich selbst das schweizerische Vorland in seiner Berg- und Hügelnatur weit zuverlässiger verteidigen, als mit den jetzigen Einrichtungen.

Von den vier Waldstätten liegen Unterwalden und Uri jenseit des vierwaldstätter Sees im eigentlichen Hochgebirge, während Luzern und Schwyz gleichsam die Vorwächter gegen die andringende Kultur bilden und weit eher als jene von ihren protestantischen größeren Nachbarn einige Ansehung erleiden können.

Ganz Unterwalden ist 7 Stunden lang und

5 Stunden breit; dennoch ist dies schon so winzige Staatsleben nochmals getheilt, denn der Kanton zerfällt in zwei Halbkantone, in das Land Nied- und Ob dem Kernwald, und jeder hat seine Landesgemeinden, seinen Landrath und vielerlei Rätthe und Behörden. Wie seine Natur es mit sich bringt, ist Unterwalden ganz und gar ein Hirtenland, eben wie Uri und Schwyz. Käse und Butter werden reichlich gemacht und verkauft. Der Viehhandel und Bretterhandel wirft Geld ab. Die stürzenden Bergwasser setzen an 40 Sägemühlen in Bewegung und selbst eine Baumwollenspinnerei ist errichtet worden, auch einige Papiermühlen, Wachsfabriken, Schnurfabriken u. s. w. So könnte man denken, daß in dem Hirtenkanton auch die Industrie eingedrungen sei, welche die Köpfe lichtet, aber davon ist man wirklich durchaus fern. Die Industrieanstalten sind geringe Anfänge, welche einige wohlhabende Leute begonnen haben; hauptsächlich sind es die Mönche in Kloster Engelberg und aus anderen Klöstern, welche das Geld zu vergleichen hergeben und den Gewinn einstreichen.

Die Bewohner von Unterwalden sind Hirten und Ackerleute, welche in Dörfern und zerstreuten Höfen, die zu Gemeinden gesammelt sind, wohnen. Eine Stadt giebt es nicht in ihrem kleinen Lande,

das vom vierwaldstätter See hinaufsteigt und dessen Volk im oberen Theile, dem Lande ob dem Kernwalde, in den hohen Thälern meist nur Viehwirthschaft auf reichen Alpenmatten treibt und den guten Mönchen ihr Seelenheil nebst Handel und Wandel gern überläßt. Die Mönche haben Geld und Gut und sorgen ihrer Seits dafür, daß Niemand ihnen das Einkommen verkürze, sie besitzen Macht genug, um Nebenbuhler zu verfolgen und nicht aufkommen zu lassen. Mit der kleinen Zahl einflußreicher Familien stehen sie im guten Vernehmen und gegenseitiger Freundschaft, der große Haufen ist so abhängig, so demüthig, so frommgläubig, daß der Abt oder Pfarrer sagen mag, was er will, es wird als ein Gebot Gottes betrachtet.

Niedwalden hat ungefähr 5 Quadratmeilen Flächenraum, Obwalden 10 Quadratmeilen. Getrennt haben sie sich in Halbkantone im Jahre 1366 und seit dieser Zeit sind alle ihre Zustände auch so ziemlich dieselben geblieben. Was die helvetische Republik bewirkte, wurde nach deren Ende wieder vernichtet. Eben so ging es der Mediationsakte, die mit der Restauration von 1815 erlosch; die alte Verfassung triumphierte in ihrer Reinheit, den Weissagen wurden die Wahlrechte wieder genommen und nur den altansässigen Landleuten, die seit uralten Zeiten Theil

an den Gemeindegütern (dem Allmend) haben, wurden als wirklichen Landleuten die staatsbürgerlichen Rechte zuertheilt. Man kann sich aber einen Begriff machen, wie schwer es hält, in diesen Hirtenkantonen das Landrecht zu erhalten, da seit dem Jahre 1664 kein Beispiel in Niedwalden vorgekommen ist. Geschenkt erhielten es 1815 der Schultheiß von Bern, Herr von Müllinen; der Schultheiß Rüttimann von Luzern, und der Landamman Arnold von Uri.

Es würde wenig für meinen Zweck passen, wenn ich weitläufig dies mittelalterliche, verrostete Gemeindegewesen beleuchten wollte; allein dennoch ist es in seinen Grundzügen von Interesse, weil es noch heut zeigt, wie in diesen Gebirgswinkeln ein uraltes deutsches Bauernvolk sein auf germanische Rechts- und Freiheitsbegriffe begründetes Dasein durch lange Jahrhunderte festgehalten und bis diesen Augenblick behütet hat, ob auch in der ganzen übrigen Welt sonst wenig oder nichts mehr davon übrig geblieben ist.

Der Grundsatz, auf dem hier Alles beruht, ist, daß nur der in der Gemeinde zu Rechten gelangen kann, der Theil hat an den gemeinsamen Gütern, den Matten und Weiden, welche in diesem Berglande den Hauptbesitz ausmachen. Es ist in den Wald-

stätten noch so, wie es im Sachsenspiegel steht. Das Allmendrecht macht den Bürger der Gemeinde, und wer dies nicht besitzt, wer seine Kühe und Ziegen nicht auf das gemeinsame Weidegut treiben darf, der kann auch weder Wahlrechte haben, noch zu irgend einer Stelle gewählt werden.

Die Verfassungen und Gesetze der kleinen Republiken sind in uralten Zeiten entstanden und haben sich durch Herkommen und Gewohnheiten von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, ohne daß je eine geordnete Feststellung und eine Gewißheit durch gedrucktes Papier erfolgte. Es giebt keine gedruckte Verfassungs- und Gesetzschrift in Unterwalden. Das Landbuch ist allein in Abschriften und in sehr wenigen Exemplaren vorhanden. Die allermeisten Unterwaldner kennen es nicht und bekümmern sich auch nicht darum. In ihren jetzigen Zuständen aber bedürfen sie auch diese Kenntniß gar nicht, denn was jeder an Rechten besitzt, weiß er ausreichend, und an Reformen und sogenannte Fortschritte denkt hier Niemand.

Man kann sich vorstellen, daß es für diese Alpenkantone eigentlich gar keine Zeit giebt, und das 12te oder 13te Jahrhundert noch immer über ihren Alpentriften hängt, die unverändert wie die Menschen, noch jetzt dieselben Kräuter und Gräser tragen. Die

Männer von Unterwalden und Uri leben noch ganz so wie ihre Altvordern mit ihrem Vieh auf den Bergen ein Sommerleben in den Sennhütten. Von Lehre und Schule wissen sie wenig oder nichts; sie wollen auch nichts davon wissen. Sie glauben ihren Priestern und ihren Herren vom Landrath, vom Gemeinderath, vom Wochenrath und Extrarath, denen sie die Regierung gern überlassen und empfinden keine Sehnsucht, Rathsstellen oder Landammannwürden einzunehmen, die wie alle Staatsämter in den reinen Demokratien entweder gar nicht oder ganz erbärmlich bezahlt werden.

Hierin liegt ein Hauptgrund, daß in Schwyz, Uri, Unterwalden und allen den kleinen Kantonen sich eine regierende Familien- und Häuptlingskaste um so fester ausgebildet hat. Nur vermögende Leute konnten die Ämter übernehmen und da die meisten derselben lebenslänglich von der Landsgemeinde vergeben werden, so erben sie auch häufig vom Vater auf den Sohn, oder bleiben doch in einem Kreise von Familien, die, wie es nicht anders sein kann, durch Blutsverwandtschaften und Verschwägerungen einen unauflöselichen Bund bilden, der sich gegenseitig unterstützt und trägt, damit nichts am Bestehenden verändert und verrückt werde.

Die Allmenden, d. h. die Alpen, Wälder

u. s. w., sind in Unterwalden nicht wie in Uri, Eigenthum des Gesamtlandes, auch nicht wie in Schwyz, Eigenthum, das unter alle Gemeinden vertheilt ist, sondern sie gehören zum Theil einzelnen reichen Bürgern und Familien, die sie verpachten, zum Theil aber den verschiedenen Gemeinden, deren jede ihr bestimmtes Allmendgut hat. Jede Gemeinde bildet daher in Unterwalden gleichsam einen kleinen Staat mit politischem und ökonomischem Rechts- genuss für alle diejenigen, welche als die Nachkommen der Ureinwohner des Landes von jeder Gemeinde anerkannt sind. Ihre politischen Rechte bestehen in der Wahl der Richter und Räte; die ökonomischen, daß sie den Ertrag des Heues und Holzes der Alpen theilen, welche freies Eigenthum jeder Gemeinde sind. Jeder, der Antheil nehmen will, muß aber in der Gemeinde selbst wohnen. Zieht er fort, so gehen seine Rechte verloren, denn in jeder anderen Gemeinde ist er nur ein Beisasse, der weder politische noch ökonomische Rechte besitzt. So ist aller Grund und Boden in Unterwalden Familieneigenthum der verschiedenen Gemeinden, welche eifersüchtig darüber wachen, daß die Zahl der Rugnießer desselben sich nicht vermehrt. Man kann sich daher erklären, warum seit Jahrhunderten kein Beisasse zum Landesbürger gemacht ist, weil eben keine Ge-

meinde sich dazu versteht, ihn als Mitbesitzer der Allmenden aufzunehmen.

In Obwalden sind die Bewohner in 7 Pfarrgemeinden vereint, die Rilschgänge heißen, aber nur diejenigen Rilschner, welche zu den berechtigten Familien zählen, heißen Theiler, d. h. sie haben die ökonomischen und politischen Rechte der Gemeinde in Besiz. Die Allmenden gehören ihnen, deren Genuß die Theilsame genannt wird. Die Verwaltung der Güter besorgt der Theilenvoigt oder Sedelmeister.

In Nidwalden werden die Gemeinden Uertenen genannt (Genossenschaften) und deren giebt es 13. Uerti ist ein altes Wort, das Zeche oder Rechnungsantheil bedeutet. Der ökonomische Genuß der Güter heißt die Genossame, die Mitglieder nennt man Uertner, d. i. Theiler oder Genosse. Die Güter verwaltet der Genossenvoigt und wenn man hört, daß jährlich allein 8000 Klafter Holz in diesen Gemeinden verlost und vertheilt werden, so sind die Genüsse der Uertner nicht gering zu nennen.

Die Rilschner und Uertner sind also die eigentlichen Bürger des Kantons. Diejenigen unter ihnen, welche Alpen und Wälder als Privateigenthum ganz allein besizen, machen den reichen und

angesehenen Theil, die Kapitalisten, aus, und in ihren Händen und ihren Familien liegt seit alten Zeiten die Regierung des Landes. Hier kann nicht so leicht Vermögen verloren gehen, es wird vielmehr zusammengehalten und vermehrt. Die einfachen und einfachen Lebensverhältnisse, Sitte und Erziehung, wie der allgemeine ökonomische Trieb tragen dazu bei, so auch das Familienwesen, die Erbschaftsverhältnisse, welche den Töchtern gewöhnlich nichts geben, als eine Ausstattung, das Erbgut aber in der Hand eines, gewöhnlich des jüngsten Sohnes zusammenhalten. Von den Gemeindegütern kann überdies nie etwas veräußert werden.

Die Ritzner und Uertner wählen die Behörden, und da die Wahlen meist auf Lebenszeit geschehen, giebt es wenig Unruhe oder Kosten dabei. Jeder Genosse, ob Mann oder Weib, muß 25 Jahr alt sein, und eigen Feuer und Licht besitzen, weil nicht die Köpfe, sondern die Feuerstellen zum Antheil an den Allmendsertrag berechtigen. Die Mädchen und jungen Männer von 25 Jahren führen daher meist eigene Wirthschaft, wohnen in gemietheter oder eigener Wohnung, gehen als Arbeiter auf Tagelohn oder treiben ein kleines Gewerbe. Dafür geht ihnen wie den Familienvätern das Alp-Allmend- und Streugeld, Holz u. s. w. zu. Die Mädchen sind

Spinnerinnen, Näherinnen, Wäscherinnen u. s. w., immer aber wirkliche Bürgerinnen des Kantons, welche oft die ganze Woche über außer ihrer Wohnung arbeiten, jeden Sonnabend aber Feuer und Licht darin halten müssen, damit sie ihre Rechte nicht verlieren. Das heisst in Unterwalden auf der Genossame sitzen. Die alten Jungfern, welche auf diese Weise ein ziemlich sorgloses Leben führen können, heissen die Laubenmaidl, sicher eine uralte Benennung, als man die Laube noch die Wohnstube nannte oder die Wohnstube eine Laube war.

Die Vorsteher der Gemeinden in Ob- und Niederwalden sind die Landrätthe, welche jeder Riksgang und jede Uerti zu wählen hat. Jede Gemeinde hat auch ihren Richter und ihren Schreiber, ihre Waibel und sonstige Beamte. Für den Kirchenrath ist in Obwalden der Pfarrer Präsident, für Niederwalden der Kirchmeier oder Kapellenvoigt.

Alt und einfach sind alle Einrichtungen dieser stillen Gebirgsgemeinden, aber mit dem Wesen und den Anforderungen neuerer Zeiten unvereinbar. In jedem Dorfe giebt es vier oder fünf Arten verschiedener Bewohner, wie z. B. in dem Dorfe oder Flecken Stanz. Dort wohnen Dorfleute, Genossen und Beisassen und diese drei sind Landleute, d. h. sie üben politische Rechte aus. Die Dorfleute aber,

d. h. die Familien, welche schon vor dem Jahre 1641 dort ansässig und zugleich Genossen waren, d. h. Allmendrecht besaßen, wählen bei allen Wahlen mit. Die jüngeren Familien, welche erst nach 1641 ins Dorf zogen, dürfen Richter und Landrätthe nicht mit wählen, und so kommt es vor, daß in Stanz und andern Gemeinden wenige Familien oder kaum $\frac{1}{4}$ der Landleute die Rätthe und Richter wählen. Seit 1695 ist der Einkauf in die Genossenschaft gänzlich verboten worden und diejenigen Familien, welche nach 1756 sich festsetzten, haben kein weiteres Recht, als den Nachtwächter mit zu wählen und Theil an der jährlichen Dorfmahlzeit zu nehmen. Die Genossen bilden dagegen geschlossene Corporationen, Kasten, welche ihre Sitzungen halten, Strafrecht ausüben gegen die, welche gegen »ihre sogenannten« wohlhergebrachten Satzungen und Ordnungen fehlen und Niemand wird zweifeln, daß diese Bauernaristokratie der Allmendgenossen hartnäckiger, hochmüthiger und verfolgungsfüchtiger ist, daß sie strenger auf ihre wohlerworbenen Rechte hält, als irgend eine, denn sie ist im Vollbesitz und Vollgenuß langhundertjähriger Vorrechte, und wehe dem, der es wagt, daran zu rütteln.

Beisassen werden die Landleute genannt, welche nicht in der Genossenschaft sind, also auch keine Rechte

in der Gemeinde ausüben, denn die Theilnahme daran hat man ihnen entzogen. An der Landesgemeinde haben sie dagegen vollen Antheil, können auch zu allen Ämtern gewählt werden. Die Beisassen sind oft in anderen Gemeinden Genossen, aber ihre Geschäfte oder Gewerbe machen, daß sie nicht dort wohnen können, also ihrer Rechte verlustig gehen. Zum großen Theil aber sind sie die ärmere Volksklasse, die auch nicht hinauskommen kann, weil es ihr unmöglich gemacht ist, das Genossenschaftsrecht zu erwerben.

Diesenigen Schweizer aus anderen Kantonen, welche in Unterwalden vornehmlich während der Mediationsakte einwanderten, werden Fremde, auf Heimathschein sitzende Leute genannt. Das Bürgerrecht können sie, wie ich angeführt habe, nicht erwerben, mögen sie auch Jahrhunderte im Kanton wohnen. Es wird Niemandem gegeben. Ein Fremder kann natürlich auch nicht das geringste politische Recht ausüben, immer aber geht es ihnen noch besser, als den sogenannten Tolerirten, d. h. Menschen, die nicht Schweizer sind und aus Duldsignade im Lande wohnen dürfen. Die Regierung kann sie, ihre Kinder und Enkel zu jeder Zeit wegweisen, wann und wie sie will, ohne irgend einen Grund anzugeben. Ihr Handel und Gewerbe ist beschränkt,

sie leben wie die Vögel auf den Dächern und keine Zeit kann ihnen größere Sicherheit geben. Man kann nun denken, wie es in diesen Kantonen dem unglücklichen Haufen der Heimathlosen ergeht, deren die kleinen Staaten viele haben und haben müssen bei ihrer strengen Absperrung und Gemeindefouverainität. Die Heimathlosen sind Wesen außer allem Gesetz. Niemand nimmt sich ihrer an: gehezt und verfolgt von Allen, endet ihr Unglück nur mit ihrem Tode; jede Gemeinde versagt sie, mißhandelt sie, straft sie, bis Gott barmherziger ist, als die Menschen.

Man sieht wie versteint abgeschlossen und wie abhängig von Geburtsverhältnissen Alles das ist, was man hier Freiheit und Recht nennt. Alles ist Kaste und Corporation. Nicht einmal der Sohn des Landes, dem der Zufall einen Beisassen zum Vater gab, darf hoffen je ein Genosse zu werden, je ein politisches Recht auszuüben. Auch ein Einkauf in eine Gemeinde ist nicht möglich, wie vielweniger für den Fremden, der wie ein Paria von der Gnade der hohen Regierung lebt und ängstlich sorgen muß, sich keinen Feind zu machen, der ihn aus Haus und Land vertreiben kann. Wie viel weiter sind dagegen die größeren repräsentativen Kantone der Schweiz, wo wenigstens Jedermann

sich in eine Gemeinde einkaufen kann, er sei wess Stammes er will, und das Landrecht ihm dann nicht verweigert wird. Hier aber hängt Alles mit dem urgermanischen Gemeindewesen und Gemeinderrecht zusammen. Es ist Alles so dunkel, so mittelalterlich, so fest verkettet mit Besitz und Allmendegut, daß, wenn daran etwas geändert werden soll, alle Leidenenschaften in Aufruhr gesetzt werden. Aber in diesen Hirtenkantonen ist es nicht wie in Zürich oder Bern, wo die Zeit mit ihren umwälzenden Ideen eine Majorität von Unberechtigten zu Forderungen trieb und diese erfüllte. Hier hat noch Niemand einen ernstlichen Versuch gemacht, das Bestehende zu erschüttern, was auch einzelne ehrliche und unterrichtete Männer in Unterwalden, die das Volk lieben und Fortschritt wünschen, geschrieben und angeregt haben mögen. Wo sollen die Gedanken dazu in die Köpfe kommen? Unterwalden hat fünf Klöster, 156 Priester, Mönche und Nonnen, dazu wenige Schulen und diese sind obenein in den Händen der Geistlichkeit. Wer Macht und Ansehn besitzt, hat auch Grund zu wünschen, daß Alles so bleibe, wie es ist. Ein Reformator ist hier noch nie geboren worden. Die Verfassung der kleinen Staaten hat ganz den Zuschnitt, den sie haben muß, um mit den Sitten und Gewohnheiten im Einklang zu stehen,

oder vielmehr die Verfassung selbst ist ein Haufe von alten Sitten und Gewohnheiten, seit fünfhundert Jahren aufgespeichert und ohne Änderung, wenigstens ohne irgend eine bedeutsame Änderung vom Urvater auf den Urenkel vererbt, so daß die Arnolde von Melchtal und Winkelried oder der selige Niklas von der Flühe heut aus ihren Gräbern auferstehen könnten und es würde ihnen ganz heimisch bei ihren Nachkommen zu Muthe sein.

Die alten Geschlechter Unterwaldens, welche in Nidwalden vor 1563 und in Obwalden vor 1570 das Landrecht besaßen, können dies überall ausüben, wo sie sich im Kanton niederlassen, die jüngeren Geschlechter nur in der Gemeinde, wo sie das Landrecht erhalten haben.

Zur römisch-katholischen Religion bekennen sich alle, sie allein hat ihren öffentlichen Kultus und schwerlich wäre einem Protestanten zu rathen sich hier niederzulassen. Die Unterwaldner haben sich als Glaubensstreiter noch mehr hervorgethan, als ihre Nachbarn die Männer von Uri, von Schwyz und Luzern. In den Glaubenskriegen der Schweiz waren ihre Schaaren immer voran, und diese harten Bergbewohner sind kühne, tapfere Männer von der zähsten Ausdauer. In der alten Zeit brachen sie

mehr als 40 Ritterburgen, die in ihrem Lande standen, und eroberten ihre Freiheit durch die Austreibung des gewalthätigen Adels; so vertrieben sie auch die Voigte, brannten das Schloß des Junkers von Vandenberg und die Hohenburg nieder. In allen Schlachten der Eidgenossen erwarben sie Ruhm, eroberten Unterthanen und ihre Jugend focht Jahrhunderte lang in Italien, Frankreich und Deutschland; wo die Werbetrommel gerührt wurde, waren die Unterwaldner auch bereit nach Beute und Gold auszuziehen. Wie sie endlich im Jahre 1798 gegen die Franzosen kämpften, habe ich schon erwähnt. Aber alle Fehlschläge konnten ihren Glauben nicht erschüttern, und obwohl man ihnen nachrühmt, daß sie ein aufgewecktes, munteres und derb witziges Völkchen sind, dessen Thatkraft sich erst kürzlich auch durch ein großartiges Unternehmen kund gab, indem sie den Lungernsee im Jahre 1836 durch ein Aktienunternehmen tiefer legten und glücklich vollendeten, was seit 40 Jahren vergebens versucht wurde, so ist doch nichts bis jetzt im Stande gewesen Reformen in Staat und Kirche zu bewirken.

Das Volk hat dem Namen nach die Souveränität, allein wir haben schon gesehen, wie diese beschränkt ist. Sogar das Petitionsrecht ist beschränkt,

denn nur von Einzelnen dürfen (wie in der Monarchie Preußen) Petitionen eingereicht werden. Das Sammeln von Unterschriften ist streng verboten.

Der Landrath ist der eigentliche Souverain. Er besteht aus den 58 Rathsherren der Uertenen in Niedwalden, in Obwalden aus den 65 Rathsherren der Pfarngemeinden, dazu kommen in beiden Ländchen die von der Landesgemeinde gewählten Beamten: die Landammänner, Statthalter, Sedelherr, Landeshauptmann, Oberoogt, Zeugherr, Pannerherr, Bau- und Straßenherr, Landesfähnrich, Land-schreiber, Landwaibel und Standesläufer.

Natürlich kommt in diesen Ämtern und in den Rathsherrenstellen die Aristokratie zusammen.

Der einfache Landrath verstärkt sich um den Salzpreis zu bestimmen, dadurch, daß jedem Rath aus seiner Uertene oder Kirchdorf noch ein Mann beigegeben wird, zum zweifachen Landrath; und um die Ausführung der von der Landesgemeinde und Nachgemeinde erteilten Aufträge zu berathen, wiederum um je einen verständigen Mann aus jeder Uertene, was alsdann der dreifache Landrath genannt wird.

Der einfache Landrath beschließt alle Geseze, Verordnungen, Verwaltungs- und Polizei-Verordnungen; beurtheilt und bestraft alle Criminalverbre-

chen, vereint die ganze Staatsgewalt, bei der von Trennungen der Verwaltung, Justiz und Polizei nicht die Rede ist und ist somit der Träger und die Seele des Ganzen.

Die Landgemeinde, welche die Beamten erwählt und die Tagsatzungsgesandten, über Krieg und Frieden beschließt, die Landsteuern bewilligt und Militaircapitulationen erneut, hat wenig zu thun; eben so die Nachgemeinde, welche jährlich 14 Tage nach der Landesgemeinde gehalten wird, die Gesetze machen und abändern soll, aber seit 1816 nichts vorschlagen kann, als was vorher der hohen Obrigkeit zur Prüfung vorgelegt ist, die, wenn der Vorschlag nichts wider die Ehre und Glorie Gottes, wider Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes, auch nichts gegen die Landesverfassung oder geschworene Bünde und Verträge enthält, ihn vor die Nachgemeinde bringen soll.

Man sieht leicht ein, daß damit Alles, was nur einigermaßen auf Reformen zielt, nie vor die Gemeinde gelangen kann, denn jede Reform streitet wider die Landesverfassung.

Der Landrath, das heißt die Rathsherrn aus den Uertenen und die Beamten machen Alles. Sie bilden den Wochenrath, der die kleinen Rechtsfälle, Civil-, Polizei- und Criminalsachen abhandelt,

sie bilden den Extrarath, welcher in dringenden Fällen urtheilt und dann vom regierenden Landamman berufen wird; sie bilden das sogenannte Geschwornengericht, die höchste civilrichterliche Gewalt, und bilden nebst allen Landleuten, welche das dreißigste Jahr erreicht haben, das Blutgericht, vor welchem alle schwere Criminalfälle abgemacht werden.

Wie es mit der Justiz, namentlich mit der Criminaljustiz, mit dem Gefängnißwesen, mit Polizei u. s. w. in den kleinen Kantonen beschaffen ist, kann man sich vorstellen. Ich werde später einige Fälle anführen um diese Zustände näher zu beleuchten. Hier sind noch die alten Reichsgesetze, die peinliche Halsgerichtsordnung und Alles was dazu gehört in Gültigkeit. Man kennt nichts Anderes; sogar die Folter ist nicht abgeschafft, wenn sie auch nicht mehr angewendet wird, dafür aber wird entseßlich geprügelt, wenn der Delinquent nicht gestehen will, oder andere Martern, Hunger, Einsperrung in enge dunkle Gefängnisse, Bedrohung mit Marterinstrumenten u. s. w. angewendet. Zuchthäuser und Besserungsanstalten giebt es nicht. Es ist ganz gewöhnlich, daß Diebe und andere Verbrecher dazu verurtheilt werden, so und so viel Jahre ein Hals-eisen mit einer Kugel über dem Kopf zu tragen.

Damit läßt man sie wieder frei umherlaufen, zu Jedermanns Gespött und Warnung und straft sie durch des Büttels Peitsche, wenn sie das Eisen nicht umhaben oder sonst neue Streiche machen. Wehe den Unglücklichen aber, welche sich in diesen Familienstaaten mächtige Feinde erwecken, wehe den Fremden und Alleinstehenden, die nicht durch Verwandte und Freunde, durch Gemeindeverband und Geburt geschützt sind.

Von einem strengen, unparteiischen Rechtsgange kann hier keine Rede sein. Der Angeklagte bekommt selbst nicht einmal die Akten der Anklage zu seiner Verteidigung und man denke, was er überhaupt thun kann den Landrätthen gegenüber, wenn diese seinen Untergang beschlossen haben.

Wie wunderbar verworren, alt und willkürlich dies ganze Gebäude ist, geht aus allen Einrichtungen, so auch aus den Steuern hervor.

Armensteuern müssen die Verwandten der Armen bis ins vierte Glied aufbringen, erst wenn diese nichts geben können, tritt die Gemeinde ein. Kirchen- und Schulsteuern sind Gemeindesache. Zur Erhaltung des Staates dienen Steuern auf Handel und Gewerbe, die Post-, Stempel-, Zoll-, Salz-, Suss- und Wegegelder, Lotto und alle Straßgebühren, Viehsteuer, Kapitalsteuer und Grundsteuer. Da-

mit aber die Besitzer der Grundstücke sich die Abgabe möglichst erleichtern ist angeordnet, daß sie zwar die Steuern nach der Abschätzung ihres Gutwerthes entrichten, aber den Kapitalisten, welche Geld darauf geliehen haben, an den Zinsen so viel abziehen, wie auf das Kapital vom ganzen Steuerbetrage fällt. Die Kapitalisten können auch ihre Kapitalien nie kündigen, dagegen die Grundbesitzer jederzeit das Kapital. Im Übrigen beträgt die ganze Staatseinnahme nur 12 bis 14,000 Gulden und danach sind die Ausgaben auch zugeschnitten, welche wenig zu bedeuten haben.

Die Landesrechnung soll alljährlich sogleich nach Abschluß vierzehn Tage lang auf den Kanzleitisch gelegt werden zu Jedermanns Einsicht, allein dies geschieht nie. Dagegen kommt es öfter vor, daß die Sedelmeister geradezu erklären, sie würden keine Rechnung ablegen. Dies absolute Paschaverfahren hat schon in den Versammlungen der Landesgemeinde mehrmals Ärgerniß und Unzufriedenheit erzeugt, doch dabei ist es geblieben, denn wer will und kann hier etwas andrücken, wenn die 56 oder 63 Paschas in Nied- und Obwalden darüber einverstanden sind, und nicht wollen!

So ist es mit der Freiheit in diesen rein demokratischen Kantonen beschaffen. Das Volk in seiner

Erstarrung und Einfalt ist eine Null, die alten besitzenden Familien, die Herren, wie sie bezeichnend genannt werden, sind Alles. Änderungen sind unmöglich, die Häuptlinge und die Priester sorgen gemeinsam, daß Alles so bleibt wie es ist und die Hirten, das arme Volk, das hoch auf den Bergen das Wildheuen mäht, in der Herren Dienst als Tagelöhner arbeitet und so fern von aller Kultur, von allen Gedanken und Vergleichen ist, lebt sein stilles Leben weiter, meist zufrieden, genügsam, man könnte sagen glücklich in seiner Abgeschlossenheit, in seiner Dürftigkeit und seinem Aberglauben, ohne die bösen Gelüste nach gleichen Rechten und Antheil an den Almenden und sonstigen Gütern zu kennen.

Von Stanz, dem Hauptorte in Niedwalden, das ganz in einem Walde von Obstbäumen versteckt in einem schönen Thale liegt, führt der Weg durch den Kernwald hinauf nach Sarnen, dem Hauptorte oder Dorfe in Obwalden. Schöne Alpen und Weiden, freundliche Thäler, und eine erhabene Gebirgsnatur füllen diese kleinen Kantone. Wer Zeit hat in die Tiefe der kleinen versteckten Seitenthäler einzudringen, wird bei aller Unwissenheit und Aberglauben häufig einfache und unverdorrene Menschen finden. An den großen Straßen hat dagegen wie überall in den katholischen Hirtenstaaten, die Bettellei ihren Sitz

aufgeschlagen. Man wird von Krüppeln, von Kropf-
behafteten und Kindern verfolgt, die auf den Reisenden,
wie auf eine sichere Beute loschießen und so
lange ihre Gebete abfangen, bis ein Geldstück sie
beruhigt. Viele der kleinen Bettler haben gar nicht
so arme Eltern, aber sie betteln Alle ohne Ausnahme,
denn es scheint Jedem verdienstlich dem Reisenden
etwas abzunehmen und ihre Angehörigen freuen sich
des früh erwachten Erwerbstriebs und ermuntern sie
dazu. Freilich giebt es aber auch, trotz der Klöster
und Wohlthätigkeitsanstalten, zahlreiche Elende und
viele Müßiggänger, welche durch die vielen Festtage
der katholischen Kirche in katholischen Ländern über-
haupt groß gezogen werden.

liest man Dichterwerke und Beschreibungen des
Alpen- und Hirtenlebens, von den grünen Matten,
von den Hirnen und Gletschern, von dem Donner
der Wasserfälle, von dem weidenden Vieh und den
Alphornreigen der Hirten, so klingt das herrlich und
romantisch, aber wie sehr wird man enttäuscht, wenn
man diese zerlumpten, bettelnden Haufen erblickt,
den Schmutz der Sennhütten und diese rohen und
gierig blickenden Menschen, welche meist nur die ein-
zige Absicht haben: Geld aus dem Fremden heraus-
zulocken und für den geringsten Dienst, für ein Glas

Milch oder ein Stückchen Brod, oft höchst unver-
schämte Vergütungen fordern.

Hoch oben im Gebirge in einem Thale, umringt
von wilden Felsen, liegt das reiche und alte Bene-
diktinerkloster Engelberg, umgeben von dem Dorfe
gleiches Namens. Die Benediktiner erziehen die
Kinder der Herren von Unterwalden; sie treiben viel
Handel und Gewerbe und ihr Abt hat sich so ziem-
lich unabhängig erhalten von aller Beaufsichtigung
des Kirchenguts durch den Staat, dem er nur eine
jährliche festbestimmte Summe zahlt.

Früher nannten sich die Äbte: souveraine Her-
ren von Engelberg und hatten fürstliche Gewalt,
aber die alten schönen Zeiten sind vorüber. Engel-
berg hat Kaiser und hohe Herren oft in seinen
Mauern gesehen; es hat Tage der Üppigkeit und
Schweigerei gefeiert, jetzt treten die Mönche beschei-
dener, klüger auf und suchen ihr Ansehn auf listigere
Weise zu wahren. Die Pfarrer in den Gemeinden
haben geringes Gehalt, das bei den bestgestellten nicht
über 400 Gulden beträgt, aber sie wissen es doch
so einzurichten, daß die Reichskinder, reiche wie arme,
durch fromme Gaben ihnen eine stets gefüllte Kasse und
einen vollen Keller sichern; so plündern auch die Kapu-
ziner aus ihren Klöstern hervor Land und Volk durch

ihre Bettelzüge; die reicheren und mehr gebildeten Benediktiner aber wissen mit ihren Kapitalien Geld zu verdienen, verpachten Weiden und Alpen, geben Unterricht und handeln mit Tuch und Waaren aller Art durch ihre Commissionaire und Agenten.

Merkwürdig ist es, daß in Unterwalden nicht allein die Gemeinden ihre Pfarrer wählen, sondern diese auch jährlich sich stellen und von neuem sich im Amte bestätigen lassen müssen. Es ist dies freilich jetzt nur eine bloße Form, aber sie drückt das uralte Recht des Volks aus, die Geistlichen nach Belieben abzusetzen, was dem heiligen Vater in Rom eigent-lich doch sehr legerisch verdammlich erscheinen müßte, wenn er nicht wüßte, wie er mit seinen lieben Unterwaldnern daran wäre. —

Von Engelberg aus hat man die großartigste Alpennatur in der Nähe. Wer den Tittlis besteigen will, muß es von hier aus unternehmen; er findet rüstige und gewandte Führer. Über das Joch ins Genthäl hinab geht es nach Oberbern, einen wilden Paß hinauf; ein noch wilderer führt über die Surenen nach Altorf im Kanton Uri, zwischen dem Tittlis und Uri Rothstock hin über Schneefelder und hohe Alpen, an Felsenhäuptern von 9 bis 10,000 Fuß Höhe vorüber, und oben blickt man in eine hehre Gebirgswelt grauer und eiskiger Felsenhäupter, unten

in den blauen See und ins Reuß-, Madra- und Schärththal. So steigt man nach Altorf nieder, macht einen Weg von neun derben Schweizerstunden und ist im Lande des Tell, der überall dem Wanderer hier entgegentritt, in Bildern und in Sagen. Man hat den Schützen von Uri und die ganze Geschichte seines berühmten Apfelschusses abgemalt an den Wänden eines alten Thurms, hat ihn mit der Armbrust auf einen Brunnen gepflanzt, welcher der eigentliche Ort sein soll, wo er sein Ziel nahm; zeigt den Platz wo sein Haus gestanden hat, kurz man ist hier ganz und gar darauf eingerichtet, den Tell um keinen Preis herauszugeben und wird sehr ungehalten; wenn nach solchen Beweisen noch irgend ein überfluger Reisender an der Wahrheit zweifeln will.

Was diesen kleinen Kanton Uri betrifft, so ist er in seinen Grundeinrichtungen mit geringen Abänderungen, wie Unterwalden. Er ist der Zwilling Bruder seines Nachbarn. Es ist dieselbe Natur mit ihren saftigen Matten und hohen Felssthälern, ihren Gebirgseinsamkeiten und wilden Scenerieen von rauschenden Bergströmen, Quellen, Schuttfürzen, Waldleichen und Schluchten. In den Thälern wächst der Obstbaum, die Pflirsche reift und die Melone. Es weht ein Hauch von Italiens Nähe durch das Reußthal und die Gotthardstrasse herunter. An den

Gehängen und Höhen stehen die Häuser der Menschen, welche in kleinen Dörfern und Gehöften wohnen, im Sommer aber zum größten Theil auf den Alpen bei ihrem Vieh leben, und erst zur Winterzeit mit diesem in die Thäler hinabsteigen. Es ist auch dasselbe Volk, wie in Unterwalden. Dasselbe Leben, dieselben Sitten und Gebräuche, welche zu derselben Verfassung vereint sind. Nur an den Abhängen des Gottthard im Urserenthale ist die italienische Sprache eingedrungen und man findet dort Menschen mit schwarzen Augen und scharfgeschnittenen Gesichtszügen, fremdbartigen Stammes, welche jedoch das Betteln fast noch besser verstehen, als die deutschen Kinder von Uri.

In manchen Büchern sind Sitten und Leben dieser Urschweizer schon beschrieben worden, und diese sind seit uralten Zeiten dieselben. Die Hirten auf den Bergen halten ihre Ringlämpfe, ihr Steinwerfen, ihr Wettlaufen und namentlich sind Unterwaldner und Appenzeller darin vor allen geschickt und berühmt. Die körperliche Stärke und Ausdauer im Ertragen von Beschwerden wird in den Gebirgen vielfach geübt, wenn von den Alpen herab die Erträge der Wirthschaften, die großen Käse, oder ungeheure Heubündel auf den Köpfen oder in Traggeschafft werden müssen und auf schwindelnden

jähabstürzenden Felsenpfaden die schwer belasteten Männer durch Nebel, Regen und Sturm ihren Weg suchen. So ist es auch mit der Jagd, welche in diesen hohen Alpenländern größtentheils Gemisjagd ist. Anderes Wild fehlt und nur der kleine Gebirgshase findet sich ziemlich häufig. Der Steinbock ist fast ganz ausgestorben, er findet sich nur auf Museen, selten kommt noch eine dieser merkwürdigen ungeheuren Ziegen in der Schweiz vor und als das Gerücht im letzten Sommer ging, es habe sich eine in Uri gezeigt, waren alle Journale davon erfüllt und alle Jäger auf den Beinen. Anders ist es mit der Gemse. Sie ist die größte Merkwürdigkeit des Alpenlandes, denn sie ist die einzige Antilope Europas. Gemen giebt es trotz aller Verfolgungen eine große Menge in der Schweiz, aber die Thiere leben nur auf den höchsten Gebirgen stets in der Nähe des ewigen Schnees und der Gletscher, und sind ungemein schlau, scheu und schwer zu jagen. Wer dies will, muß ein lähner, unerfrodener Mann und trefflicher Schütz sein. Er muß, an Zinken und Jochen emporklimmend, keinen Schwindel kennen, muß an senkrechten Abgründen auf Felsabfängen gehen können die kaum handbreit vorspringen, muß mit seinen Steigeisen an den Fäßen über schlüpfrige Gaisfelder und durch Gletscherspalten gehen, und vor

Allem muß er eine unermüdlige Ausdauer und Geduld haben, muß Frost und Hitze, Hunger und Durst Tage und Nächte lang ertragen können, denn oft irrt ein Gemsenjäger viele Stunden in den Schnee- und Eisdüffeln der Gebirge umher und kommt zuletzt doch zurück, ohne einen Schuß gethan zu haben. Viele rüstige Männer verunglücken und jede Familie schwebt in Angst und Sorgen, wenn ihr Erhalter mit seinem Feuerrohr den Gemsen nachschleicht. Man hat Beispiele, daß Urgroßvater, Großvater, Vater und Sohn auf Gemsenjagden umkamen, aber der Enkel kann es doch nicht lassen; er kann nicht in Frieden leben, er muß hinaus zu den flüchtigen Geschöpfen der Wüste die wunderbar ihn verlocken.

Es ist bei Vielen nicht der Gewinn, denn die ganze Gemse ist jetzt kaum 10 Gulden werth, aber im Menschen liegt ein tief verborgener, geheimnißvoller Trieb, das Glück zu versuchen, zu wagen, was Keiner wagt, und diese abgehärteten Männer wagen Alles für den Ruhm, der beste Gemsejäger zu heißen und den Neid oder die Bewunderung ihrer Genossen zu erregen. Manche freilich thun es auch aus Noth oder sie machen ein förmliches Gewerbe daraus. Drei oder vier Schützen gehen immer zusammen, selten thut es ein Einzelner; denn wenn er einen Fehltritt thut, in eine Klust stürzt,

ein Glied verrenkt oder bricht, ist er verloren und muß in der Einöde umkommen.

In den östlichen Kantonen, in Appenzell, St. Gallen, auch in Glarus, ist die Gemse fast ausgerottet durch die Nachstellungen. In Uri und Unterwalden giebt es dagegen sehr viele, noch mehr in Oberbern, in Wallis und Graubünden und dort überall ist die Gemsejagd im vollen Gange, namentlich im Herbst, wenn die Gemse schwarz wird und am fettesten und stärksten ist. Im Frühjahre ist sie grau, im Sommer roth, doch zur Frühjahrs- und Sommerzeit haben die Leute auch mit ihrem Heu und Vieh zumeist zu thun; sie schonen sich und die Thiere. Im Ubrigen ist es bis auf wenige Ausnahmen aber stets die ärmere Klasse, welche Hals und Leben für eine Gemse wagt; der reiche Grundbesitzer zieht es vor, Gemsefleisch zu kaufen, wenn er es essen will und Nachts in seinem warmen sicheren Bette zu liegen, als draußen in Felsrigen und eissigen Höhlen. —

Die Herren von Uri besitzen noch mehr Macht und Vorrechte, als die Herren von Unterwalden, denn das Volk ist von ihrem Willen noch abhängiger, als dort. Vor der französischen Revolution bestand Uri aus drei Theilen, dem eigentlichen Kanton, dem Urserenthäl am Gotthard und dem Livi-

nenthal jenseit des Gotthard als Unterthanensland, was jetzt Kanton Tessin geworden ist. Urseren ist im Jahre 1803 mit Uri verschmolzen worden und hat nun so ziemlich die gleichen Rechte und Einrichtungen.

Veneidenswerth können uns diese aber nicht scheinen und als Vorbilder mögen sie keinem freien Volke dienen. Wir finden auch hier den ein-, zwei- und dreifachen Landrath; eine Landgemeinde und Nachgemeinden, welche wenig zu bedeuten haben, finden dagegen 44 Rathsherren auf Lebenszeit den Landrath bilden, der aus den 11 Genossenschaften, in die Uri getheilt ist, gewählt wird. Diese Landräthe sind die Souveraine in Uri. Sie heißen die vorsitzenden Herren, bilden die Instruktionskommission oder den sogenannten Staatsrath, der den Kern der Oligarchen enthält, regieren und herrschen nach ihrem Ermessen, sprechen Recht, machen Gesetze, üben die Polizei aus und verwalten das Land, wo nichts getrennt ist und nicht einmal feststeht, welches die Befugnisse dieser oder jener Behörde sind.

Alles heißt hier: wohlhergebrachte Übung und danach soll allein verfahren werden. Man kann sich nun vorstellen, wie solches Wesen zu wohlgeordneten Staatseinrichtungen paßt; wie in allen

Dingen die größte Willkür herrscht, wie die schlimmsten Mißbräuche obwalten, wie es mit Recht und Gerechtigkeit steht, wenn die souverainen Land- und Staatsräthe dabei theilhaftig sind und wie überhaupt hier verfahren wird, sobald es auf Änderung irgend eines noch so schreienden Übels ankommt.

Um sich einen Begriff zu machen, wie es mit der Gerechtigkeit in Uri aussieht, darf man nur die Bestimmung hören, nach welcher es heißt: Eine Sache, die vor einem Rath oder Landrath ist entschieden worden, soll nicht vor die Landgemeinde, auch nicht vor die Gerichte gebracht werden. So Einer sich gekränkt glaubt, mag er wieder vor Rath oder Landrath verkehren, der zu entscheiden hat, ob er ihn anhören wolle oder nicht. Was eine Gewalt (Behörde) beschlossen hat, dabei soll es bleiben, und keine andere Gewalt der anderen eingreifen.

Hiernach ist es in Uri nicht möglich, gegen ein Urtheil zu appelliren oder Beschwerde zu führen, als bei demselben Richter und Rath, der das Urtheil gefällt hat, von dessen Willen es abhängt, ob er den Kläger hören will oder nicht. Von einer staatlichen Organisation ist daher gar nicht die Rede; doch glücklicher Weise für die regierenden Herren sind die Einwohner in ihren Alpenthälern so stille,

an solche Zustände gewöhnte und von der übrigen Welt abgeschnittene Menschen, daß sie sich das Alles gefallen lassen. Wären sie weniger einfältig und schauten mehr um sich, selbst nur auf ihre nächsten Nachbarn in Schwyz, so würden sie eines schönen Tages ihre Oligarchen davon jagen und statt der wohlhergebrachten Übungen, zu welchen Alles gemacht wird, was den vorsigenden Herren gefällt, sich eine Verfassung geben, in der wenigstens Verwaltung und Justiz getrennt und der Landesgemeinde ihre Souverainität zurückgegeben wäre, um welche man sie schmählich nach und nach gebracht hat.

Wo soll aber Bildung und Nachdenken herkommen, um so etwas auszuführen. Auch in Uri regieren die Herren mit Hülfe der Priester und diese vermögen Alles über den unwissenden Haufen, der ihnen folgt, wie die Schafe dem Leithammel.

Durch Uri zieht die Gotthardstraße nieder, dieser wichtige Hauptpaß, welcher durch den Kanton Tessin nach Mailand und Italien führt. Viel Fuhrwerk und jährlich wohl 20,000 Reisende gehen das Reusthal hinab und hinauf über den hohen Gebirgstock, dessen bequeme Straße in den Jahren 1820 bis 1830 mit bedeutenden Kosten von Uri und Tessin erbaut wurde. Die reichen Kapitalisten in

Basel schossen das Geld vor, Uri läßt sich dagegen einen so hohen und einträglichem Zoll zahlen, daß die Summen jetzt beinahe gänzlich schon abgetragen sind.

Es ist einer der schönsten und prachtvollsten Wege in der Schweiz, dieser Weg durch das Reußthal bis zum Gotthard hinauf. Eine wild erhabene Alpennatur begleitet von der Einfassung des vierwaldstätter Sees den Wanderer. Zehntausend Fuß hohe nackte mit Gletschern und ewigem Schnee gekrönte Hörner und Felsenhäupter fassen die Straße zu beiden Seiten ein. Der prächtige Uri-Rothstock, der Blakenstock, der Spanörter-, der Susten-, der Galenstock, die Windgellen und das Schneehorn, die ungeheure weiße Pyramide des Brisenstocks und die Oberalp bilden Reihen von Giganten, welche endlich sich mit dem Wall der Gotthardgebirge verschmelzen, der Italien von Deutschland scheidet. Und zwischen ihnen liegt das Thal der brausenden Reuß, erst grün und lieblich mit Fruchtbäumen und Menschenwohnungen besetzt, dann immer wilder und schmäler, immer schauerlicher und öder. Die Straße windet sich bald rechts, bald links, über den Gebirgsstrom. Zufluchtsörter vor fallenden Lawinen sind in die Felsen gehauen; dann führt sie im Zickzack aufwärts durch die Felsenschlucht der

Schöllinen, die, zur Winterzeit von stürzenden Schneemassen oft gefüllt, gefährlich genug zu passiren ist, und endlich über die Teufelsbrücke und durch die Felsengallerie des Urnerlochs in das Urserenthal, das mit seinen grünen Matten wie eine Dase in der Wüste erscheint. Die Teufelsbrücke ist ein kühnes Werk der Menschenhand. Die wüthende Reuss stürzt in einem schönen Fall durch den mächtigen Bogen von Quadern und läßt ihren Wasserstaub weit darüber hinsiegen. Die alte Teufelsbrücke liegt mit den Resten der alten Straße viel tiefer, dicht über dem kochenden Strom und wohl mag sie manchem Pilger als ein Werk übernatürlicher Wesen erschienen sein, wenn er zitternd über den geschwärzten Bogen schritt und den Donner des Wassersturzes unter sich fühlte.

Man muß den Weg zum Gotthard entweder im offenen Wagen, zu Ross oder noch besser zu Fuß machen, wenn man diese erhabenen Naturscenen recht genießen will. In dem bedeckten engen Postfuhrwerk geht das Schönste verloren. Die Wildheit und Raaktheit dieser Felsmassen, die Enge des Thals, die mächtigen Schuttfürze und die leblose Öde erinnerten mich lebhaft an die engen düstern Felsenthäler der Herdanger Fjellen Norwegens und an den Felsenspalt Romsdalen. Aber hier ist doch ein an-

deres Kulturwesen; schöne Straßen, Brücken, Posten, menschlicher Fleiß; dort sucht der Reisende seinen Weg durch bahnlose Wildniß und Gießbäche und braucht Tage, um eine Menschenwohnung zu erreichen.

Oben im Gotthard, an der Teufelsbrücke, im Reußthale, in den Surrenen, auf der Furka der Grimsel und längs den Ufern des vierwaldstätter Sees in den schwyzer Thälern ist der Schauplatz des Kampfes gewesen, den Franzosen, Österreicher und Russen in den Jahren 1798 und 1799 in der Schweiz führten. Suwarow kam Ende September 1799 mit 30,000 Russen von Italien über den Gotthard und trieb die Franzosen vor sich her. Diese hatten die Teufelsbrücke gesprengt. Suwarow ließ den kleinen Wald im Urserenthale zum größten Theile niederhauen und machte eine neue Brücke daraus, jetzt noch wird dies von den Bewohnern bitter beklagt, denn die Bäume, welche Schutz vor den Lawinen gaben, wollen nicht wieder wachsen. Was fragt der Krieg und Suwarow danach. Er gab seine eigene Schärpe dazu her, um die Baumstämme zusammen zu binden, als Stricke mangelten, und seine Offiziere mußten dasselbe thun. So zog er die Reuß hinab, eroberte Althof und warf die Franzosen in die Surrenen. Aber die Russen waren

in dem Neusthale eingeschlossen und nur einer der kühnsten Züge konnte sie retten. Suwarows ganzes Heer ging im Schächenthale Mann für Mann über den Kinzig-Kulm einen steilen Hirtenpfad hinauf und erreichte glücklich das Muettethal in Schwyz. Hier schlug er die nachfolgenden Franzosen zurück; stieg dann über den Pragel, entkam ins Klönthal, das sich bei Glarus öffnet, und erreichte so die Vorschweiz, wo er sich mit dem geschlagenen Heere des Fürsten Korsakoff vereinigte.

Wenn man die Wege sieht, auf welchen damals ganze Heere mit Pferden und Geschützen hinüberstiegen, hält man es für unmöglich; und doch ist es geschehen. Die Kanonen wurden in Stücke gelegt, Röhre und Pavetten getragen; die Pferde an den Schwänzen festgehalten und gestützt. Freilich ging Vieles verloren. Fünfhundert Russen und manches Roß und Packstück stürzten in die Schlünde hinab; man ließ sie liegen und zog weiter.

Wo Suwarow sich seinen Weg bahnte über den Kinzig-Kulm und den erner Boden, dem hohen Weideland des erner Volks, liegen die großen Allmenden des Kantons, in welche sich die Genossen, d. h. die alten berechtigten Landleute, theilen. Was ich über die Allmenden und deren Genuß bei Unterwalden gesagt habe, gilt auch für Uri, nur gehören

die Allmenden nicht einzelnen Gemeinden, sondern dem ganzen Volk, das sie gemeinsam benützt, was ihm den echten Charakter eines Hirtenvolks aus uralter Zeit ertheilt, wo die Heerden über den Grund und Boden grasten, der dem Stamme gehörte. Einzelne Alpen und Wälder sind auch hier Eigenthum wohlhabender Familien; aber die Ansässigen haben nur Pflichten und keine Rechte, mit Ausnahme der sogenannten geschworenen Ansässigen, d. h. der Männer, welche 1798 beim Aufstande gegen die Franzosen mitkämpften, und denen man damals für ihre Person Theil an den Allmenden versprach. Dies ist ihnen gehalten worden. Sie können auch auf der jährlichen Landesgemeinde in Altorf mitstimmen, aber wählbar zu Ämtern und Würden sind sie nicht. Am übelsten von Allen geht es dagegen auch in Uri den Fremden, d. h. denen, die nach und nach aus anderen Kantonen ins Land zogen, nie Heimathsrechte gewinnen können und nur geduldet sind, so lange die vorsitzenden Herren es wollen.

Da alle Macht in dieser Aristokratie liegt und die Allmenden Volkseigenthum sind, ist es in Uri leichter, als in Unterwalden, durch Kauf Bürgerrecht zu gewinnen, was jedoch sehr selten geschieht. Zu den alterthümlichen Sitten des Landes und seiner Absperrung gehört es, daß Landestöchter, die einen

Fremden heirathen, ihr Landrecht verlieren und ihrem Manne ihr Vermögen nur zubringen dürfen, wenn ihre Verwandten es zugeben. Eine Witwe, die sich mit einem fremden Manne einläßt, verliert ihr Landrecht für alle Zeit, selbst wenn sie später einen Eingeborenen heirathet; will aber ein Landmann eine Fremde heirathen, so muß diese 300 Gulden beim Dorfgericht zahlen, sonst ist die Trauung unzulässig.

So steht es in Uri mit seinen Dorfgerichten, Bogen- und Gassengerichten und dem Hirtenleben seiner Bewohner, in welchem sich viele uralt germanische Einrichtungen noch finden. —

Wenn der Wanderer über den Rinzig-Kulm ins Muetthethal steigt oder das Dampfschiff, welches von Flüelen hinauf an der Tellokapelle und dem Gräti vorüberfährt, wo einst die drei Männer, Walter Fürst aus Uri, Arnold von Melchthal aus Unterwalden und Werner Stauffacher aus Schwyz, im Jahre 1307 den ersten Bund der Freiheit beschworen, ihn nach Brunnen führt, so steht er auf dem Grunde des dritten Urkantons, des Kantons Schwyz, der dem ganzen Lande den Namen gab und am meisten genannt wird unter jenen Dreien, weil er der größte und einflußreichste unter ihnen ist, deren Politik bestimmt und an den neuen histo-

rischen Vorgängen und Zerwürfnissen im schweizer Volke einen leitenden und bedeutsamen Antheil genommen hat.

Das ist von frühen Zeiten an der Fall gewesen, denn man darf nur eine Geschichte der Schweiz zur Hand nehmen, um zu sehen, wie oft die Häuptlinge dieser Hirten, die Redings und Abybergs, darin genannt werden und welche Thaten sie vollbrachten. Von dieser Aristokratie hört man weit mehr, als von den Landammännern und gebietenden Herren der kleinen Kantone jenseit des Sees. Schwyz ist das Vollwerk der reinen Demokratie von jeher gewesen, hat von jeher im Kampf für sein altes Wesen gestanden, von jeher das Banner der katholischen Kirche mit fanatischem Eifer getragen. Seit Jahrhunderten haben Mönche und Pfaffen hier ihren liebsten Aufenthalt gehabt, oft sind Versuche gemacht worden, die Jesuiten einzuführen, bis es endlich glückte, und als Luzern im Jahre 1831 einen freien Aufschwung nahm, zog der päpstliche Nuntius in den Flecken und machte ihn zum Mittelpunkt aller der finsternen Umtriebe der katholischen Partei, welche die Schweiz zerfleischen.

Schwyz hat 40,000 Einwohner, also 5000 mehr, als Uri und Unterwalden zusammen genommen, aber es hat auch eine weit mehr vorgeschrittene

staatliche Entwicklung, die es seinen inneren Streiten im Jahre 1833 zu danken hat, deren ich schon früher gedachte. Unter dem Einfluß der Vororte entstand die neue Verfassung, mit welcher der Versuch gemacht wurde, das alte demokratische Wesen festzuhalten, dabei aber eine Organisation zu gründen, die zu modernen Staatsbegriffen führen und so vielleicht den Übergang zu einem vollständigen Repräsentativsystem vermitteln könnte. Der Geschäftskreis der Behörden wurde fest bestimmt, ihre ineinandergreifende Organisation geordnet, die Verwaltung von der Justiz getrennt und die bisherige Lebenslanglichkeit der Ämter aufgehoben. Dagegen blieb die Versammlung aller Bürger zur souverainen Landsgemeinde bestehen, doch versammelt sich diese jetzt nur von zwei zu zwei Jahren, ein Beweis, daß man sie in den Hintergrund schieben wollte, obwohl dies ganz unverträglich mit dem Prinzip der Demokratie ist, wo Alles vor das Volk gebracht und durch das Volk entschieden werden soll.

Neben der Landes- oder Kantonsgemeinde, welche nur die Beamtenwahlen vornimmt, über Krieg und Frieden entscheidet, das Kantonbürgerrecht ertheilt u. s. w., steht ein großer Rath aus 108 Mitgliedern, welche aus den 7 Bezirken auf 6 Jahre gewählt werden und sich zwei Male in jedem Jahre

versammelt. Der große Rath bildet die gesetzgebende Macht. Die oberste Vollziehungs- und Verwaltungsbehörde ist der Kantonsrath, aus 36 Mitgliedern bestehend, welcher sich ordentlich vier Mal jährlich und so oft sonst versammelt, als Regierungskommission oder Landamman ihn einberufen.

Die Regierungskommission ist die eigentliche Landesregierung. Sie besteht aus 5 Mitgliedern, von denen 4 vom großen Rath auf vier Jahre gewählt werden, das fünfte Mitglied ist der Landamman. Der Regierungsrath vollstreckt alle Gesetze und Beschlüsse des Kantonsraths, die Urtheile der Gerichte u. s. w.

Für die höchste Justiz besteht ein Kantonsgericht, dessen 14 Mitglieder die Bezirke aus allen Kantonsbürgern wählen; neben ihm bestehen Bezirksgerichte, Friedensgerichte und Schiedsgerichte.

Jeder der sieben Bezirke verwaltet seine Angelegenheiten durch die Bezirksgemeinde, welche die Beamten wählt. Es giebt einen einfachen und einen dreifachen Bezirksrath, der die wichtigsten Geschäfte abthut. So haben auch die Gemeinden wieder in ähnlicher Weise ihre Gemeindeverfassungen und leicht sieht man ein, wie eine neue Zeit bei allen diesen Einrichtungen gewaltet hat. Sie wären gut, wenn sie weiter gebildet würden, wenn

das Volk in seinen bürgerlichen Verhältnissen den Geist ausbeutete und weiter fortschritte, dies ist aber in Schwyz nicht der Fall und hieran hat die Natur wenigstens ebenso viel Schuld, wie die Menschen.

Schwyz ist, wie Uri und Unterwalden, ein Hirtenland mit altherkömmlichen Lebensbedingungen und bürgerlichen Unterschieden. Auch in Schwyz besteht das Allmendwesen in seinem ganzen Umfange und mit strengem Ausschließen der Nichtberechtigten. Alpen, Matten, Weiden, Waldungen, Moore und Sümpfe gehören den alten Landleuten, d. h. den Nachkommen der Familien und Geschlechter, welche vor Jahrhunderten Besitzer des Landes waren. Die später Hinzukommenden wurden von dem, wie es hieß, wohlervorbenen Besitz ausgeschlossen und erhielten blos politische Rechte; die alten Landleute bildeten dagegen eine Korporation, in welche Niemand eindringen konnte. Und so ist es noch in Schwyz, trotz aller Klagen, aller Streite, selbst trotz aller Prozesse, denn nach historischem Recht und Urkunden läßt sich für die Ausgeschlossenen nichts erstreiten.

Die Genossen, das sind die Berechtigten, theilen sich in mehre Korporationen, die ihre Allmendgüter durch Beamte verwalten lassen und dazu Genossenräthe, Bannwärter u. s. w. ernennen, auch

Allmendgerichte einsetzen und somit einen Staat im Staate bilden.

Jeder kann so viel Vieh auf die Allmend treiben, als er will, und dabei kommen die reichsten am besten fort, welche wie die Abberg, Reding, Weber u. s. w. Viehhandel treiben und die Allmendweiden zum Fettmachen benutzen können. Die ärmeren Genossen klagten dagegen, verlangten Änderungen und bildeten die Partei der Klauenmänner, welche nach und nach eine politische Bedeutung erhielt; die reicheren und reichen, welche jede Neuerung verwurfsen, die Hornmänner, wollten natürlich nichts davon hören und fielen sogar in der Landsgemeinde am rothen Thurm mit Knütteln über ihre nicht zu überzeugenden Gegner her, die sie jämmerlich zerbläut nach Haus sagten.

Seit 1838 ist es zu einer Verständigung dadurch gekommen, daß zwar das unbefchränkte Benutzungsrecht nicht aufgegeben, aber eine Progressivabgabe von 10 zu 10 Kühen eingeführt wurde, durch welche die Reichen jedoch noch immer im bedeutenden Vortheil sind.

Die Ansassen und Hintersassen haben meist nur die politischen Rechte oder einige ihnen verwilligte Aufshütungen und dergleichen. Fremden wird die Niederlassung sehr erschwert und Heimathsslose

giebt es in bedeutender Zahl, deren Zustände und Verfolgungen gelegentlich empörende Scenen herbeiführen.

Wenn man alle diese Verhältnisse zusammenfaßt, sind die Zustände des Kantons Schwyz nicht schwer zu überblicken. Handel und Gewerbe giebt es hier wenig, ebenso wenig Industrie. Das ganze Staatseinkommen beträgt ungefähr 30,000 Gulden, welche durch eine Vermögenssteuer von 20 Schillingen auf 1000 Gulden, eine Kopfsteuer von 2 Bagen pro Kopf und indirekte Abgaben auf Handel, Salz, Holzausfuhr, Weineinfuhr, Colonialwaaren und Zölle zusammengebracht werden. Es ist ein Land voll Hirten und Bauern, ein kleiner Familienstaat, dessen Grund und Boden einer Anzahl altberechtigter Geschlechter gehört; eine Bauernaristokratie, an deren Spitze sich eine Elite der vermögendsten und angesehensten unter ihnen seit alten Zeiten gestellt hat, welche die Ämter und Würden bekleidet und für ihre Mähen die Herrschaft führt.

Bezahlt werden sie sehr schlecht. Der Landamman von Schwyz hat kaum 400 Gulden jährlich, andere hohe Würdenträger beziehen zehn Louisd'or; allein, wie ich schon früher erwähnt habe, es läßt sich auf indirektem Wege in diesen Familienstaaten für kluge Leute, welche an der Spitze der Geschäfte

stehen, manches schöne Geschäft machen und mir sind in Schwyz selbst mehre Namen von Männern genannt worden, die in dürftigen Verhältnissen lebten, als sie zu Staatsämtern gelangten, jetzt aber wohlhabend geworden sind, weil sie die Umstände zu benutzen verstanden.

Wenn man in Brunnen landet, liegt das Schwyzerland im schönen Amphitheater vor dem Wanderer. Fruchtbar und wohl angebaut dehnt es sich von hier bis um den Rigi nach Arth an den Rosberg hin aus und läuft über die schönen Felspyramiden des Mythen und schwyzer Haken bis an den züricher See. Es ist ganz voll Berge und Gebirge, welche bis zu einer Höhe von 7000 Fuß aufsteigen, voll kleiner Thäler und schöner Matten, ein großes Weideland, in welchem Viehwirthschaft die Hauptbeschäftigung der Bewohner sein muß. Zur Rechten öffnet sich mit einer engen romantisch wilden Schlucht das große, fünf Stunden lange Ruettathal, das über den Prigel nach Glarus führt, voll reicher Bauern und vollblütiger Leute der Allmendgenossenschaft. Der Flecken Schwyz liegt an den Bergabhängen, von Gärten umgeben, die mit Frucht- und Walnusbäumen besetzt sind. Es ist grün und sonnig an diesen Bergen und der Blick auf den waldstädter See, auf den Rigi, auf das

Thal von Arth, auf die Felsen und Menschenwohnungen, Dörfer und Matten, ein wechselnder und überaus lieblicher.

Im Flecken selbst ist nichts sonderliches zu sehen. Er enthält, was ein kleines Staatsleben nöthig hat. An dem Rathhause mit den Bildnissen der Landamänner, welche eben nicht große Kunstwerke sind, kann man sehen, daß der allergrößte Theil der höchsten Beamten seit Jahrhunderten aus den Familien der Redings und Abybergs gewählt wurde. Diese Häuptlinge und ein Duzend anderer, aus denen die Obersten und Majore, wie die Landamänner und Tagsatzungsge sandten hervorgehen, wohnen in stattlichen Landhäusern, die, mit Gärten umringt und mit Tarushecken und Gitterthoren geschlossen, sich von den übrigen bescheidenen Bürgerhäusern bedeutsam auszeichnen.

Der Handel ist Kramhandel, Heerstraßen für den Verkehr mit Deutschland gehen nicht durch Schwyz, die angelegten Chaussees aber befinden sich größtentheils in sehr schlechtem Zustande, weil nichts dafür gethan wird.

Hier haben nun die Jesuiten sich festgesetzt und seit 1837 ein großes Erziehungs haus für die Jugend des Landes gestiftet, das mit Unterstützung des Abts von Einsiedeln und der Häuptlinge auch einige

hundert Schüler besitzt, die aber jetzt sich bedeutend vermindern. Die Schwyzzer, so fromm sie sind, haben von jeher nichts von dem Orden wissen wollen, weniger wohl, weil sie ihn seiner Grundsätze wegen verabscheuen, als vielmehr weil die reichen Mönche in den vielen Klöstern die Jesuiten haßten und nicht ohne Grund eine Abnahme ihrer Einkünfte durch die schlauen und gelehrten Kämpfer Roms fürchteten. Noch im Jahre 1758 verwarf die Landgemeinde den Antrag eines Neding, der große Güter und 80,000 Gulden geben wollte, wenn den Jesuiten der Eintritt erlaubt würde. Es wurde damals unter harter Strafe verboten, je wieder einen solchen Antrag zu machen, aber die Umstände verändern Alles und die Jesuiten sind nun in Schwyz, ohne daß Einer einen Pfennig dafür zu geben nöthig hatte. Die Männer von Schwyz haben, wie es mir schien, die schwarzen Seligmacher noch immer nicht allzu gern. Ich sprach mit Einem, der sich freimüthig genug darüber erklärte. „Sie hindern uns bis jetzt nicht viel, sagte er, scheinen sich auch in nichts mischen zu wollen, wenn sie es aber thun sollten, würden wir sie eher austreiben, als die Luzerner, und wenn wir sie nicht hätten, würden wir sie schwerlich jetzt nehmen.“

So sagte auch ungefähr mein Wirth, der ein

kluger Mann war. »Es sind schlaue Leute, sagte er, und viele wahre Freunde haben sie nicht im Volk, aber sie wissen manchen in ihr Netz zu bringen, der gegen sie sein möchte. Sie strecken Geld vor, helfen da und dort, geben Hypotheken und kaufen um guten Preis mancherlei Dinge. Für ihr Pensionat brauchen sie Waaren, beschäftigen die Handwerker und Händler, auch kommen viele Fremde zu ihnen, die sie denjenigen Gastwirthen zuweisen, welche mit ihnen in Frieden leben. Und schauen Sie, Herr, fuhr der Mann lachend fort, das ist nun auch eine Ursache, weshalb ich selbst nichts gegen die Herren Patres sprechen möchte.«

So wissen die Jesuiten durch den Köder des Eigennuzes sich Freunde zu verschaffen und zu erhalten, und was ihnen bei dem Volke durch solche materielle Dinge gelingt, das macht sich bei den Häuptlingen noch besser durch die Exempel einer höheren Algebra, deren Resultate sie ihnen vor Augen legen. Was soll aus dem alten Wesen des Landes, aus Sitten, Sagen, Demuth und Unterwürfigkeit des Volkes werden, wenn die Priester dies nicht leiten und es von verdamnten legerischen Neuerungen in Kirche und Staat abhalten, die nothwendig ein und dasselbe Schicksal haben müssen,

unterzugehen, wenn es der Vernunft gelingt, das Volk zum Denken zu bewegen! —

Eine mächtige Beihülfe, die Abneigungen zwischen den Schweizern zu erhalten, ist dabei die Eifersucht und das Mißtrauen der kleineren Kantone gegen die großen, welche seit Jahrhunderten fortbestehen und jetzt mehr als je genährt werden. In den ältesten Zeiten waren diese Urschweizer der Kern und die Kraft der Eidgenossen. Ihre wilde Tapferkeit entschied die Schlachten; ihre Führer saßen im Rath voran, man rühmte das Volk, schmeichelte ihm und suchte seine Freundschaft. Das änderte sich Alles. Die Städte kamen an die Spitze, um die kleinen Hirtenstaaten kümmerte man sich nicht mehr; ihr Trog, ihre Rohheit wurden verrufen, ihre Anmaßungen lächerlich gemacht, ihre Einrichtungen verspottet und je mehr sich die großen Kantone reformirten, das Korporationswesen sich mehr auflöste und eine neue Zeit hereinbrach, um so greller zeigten sich die Unterschiede.

In Schwyz und Uri läßt man es sich aber noch jetzt nicht nehmen, daß hier allein das rechte Schweizervolk wohne. Die alten Erinnerungen leben dort am tiefsten fort, die wahre alte Schweizerfreiheit, so sagen sie, sei nur bei ihnen noch vorhanden, und mehr

als einmal habe ich bittere und heftige Beschuldigungen gegen die entarteten Leute in Zürich und Bern gehört. »Die großen Kantone, sagte mir ein Mann in Uri, denken uns unsere Freiheiten zu nehmen, die unsere Väter von Kaiser und Reich erhalten haben, aber ehe wir das dulden, muß in Uri kein Arm mehr sich rühren können!« So mißtrauisch hat man das Volk gemacht, das seinerseits wieder in der ganzen Schweiz durch seinen Hochmuth, seinen Fanatismus und seinen groben bäuerischen Übermuth und Haß gegen alles Fremde verrufen ist.

So ist es auch mit den jetzigen Sonderbündnissen und den Plänen der katholischen Partei. Das Volk ist ganz zufrieden damit, was seine Häuptlinge thun, denn hier kommt der religiöse Fanatismus und die Priesterschaft mit ins Spiel. Der Haß gegen die Evangelischen vermischt sich mit sämmtlichen Bestrebungen, das Alte gegen den Andrang der Reformen zu schützen, die kirchlichen Spaltungen bieten die Grundlage für alle politischen, und umgekehrt werden sie benutzt, um das Volk gegen diese zu stimmen.

Ich ging den Weg über die Haken ins Alpthal nach Einsiedeln mit einem verständigen Manne, der mir mancherlei erzählte von Sitten und Leben der Schwyzer und keinesweges ein Freund der

jetzigen Zustände war, denn er klagte sehr über das Zunehmen der Abgaben, über die Vermögenssteuer, von der früher Niemand etwas gewußt habe, über die großen Herren, welche Alles nach ihrem Willen thäten; aber über den Sonderbund und den Widerstand gegen die großen Kantone war er voll Freude. »Mag man gegen den Ahyberg auch mancherlei sprechen, sagte er, es ist doch ein volksthümlicher Mann, der es brav meint und unser Recht verteidigt. Im Jahre 1833 haben die großen Kantone uns überfallen und gezwungen, ihren Willen zu thun, das soll jetzt nicht wieder vorkommen. In den kleinen Kantonen war Alles vernachlässigt, wir hatten keine Soldaten und keine Waffen, da wurde es ihnen leicht, uns zu unterdrücken. Jetzt ist das vorbei. Unsere Bataillone sind so gut geübt, wie die von Zürich und Bern, unser Rüsthaus ist voll Gewehre und Pulver; die Herren haben große Summen dazu angewendet und ganz in der Stille ihre Anstalten getroffen; das macht Freude, Herr! Freilich thut man nichts für die Wege und für andere Dinge, daran kann man jedoch später denken, erst müssen wir uns sicher wissen. Und jetzt laßt sie nur kommen, wir wollen sie gut aufnehmen.«

So denkt das Volk, und ohne Zweifel würde es in Schwyz und den Urkantonen zu einem blutigen und

zweifelhaften Kriege kommen, wenn die Majorität der Tagsatzung einen Bundesbeschluß: Auflösung des Sonderbundes, Vertreibung der Jesuiten u. s. w., mit Gewalt durchsetzen wollte. — Die Gewehre, Kanonen, Kugeln und Pulverfässer in den Zeughäusern von Schwyz, Luzern, Uri u. s. w. kommen bekanntlich seit Jahren aus Oesterreich.

Die Mönche in den Klöstern und der größte Theil der Weltgeistlichen sind hier überall bestrebt, das Volk zu fanatisiren. Sie wissen wohl, daß ihr eigenes Heil davon abhängt und kämpfen pro aris et focis.

Schwyz hat 118 Pfarrer und Pfarrgehilfen sammt 204 Mönchen und Nonnen, das ist viel für den kleinen Staat. Es sind Kapuzinerklöster in Arth und Schwyz, auf dem Rigi ein Hospiz, Maria im Schnee; ein Dominikaner-Nonnenkloster in Schwyz, ein Franziskaner-Nonnenkloster im Muettathale, ein Benediktiner-Nonnenkloster im Alpthale und endlich die große Benediktiner-Abtei Einsiedeln, das reiche große Gotteshaus, zu dessen wunderthätiger Maria seit Jahrhunderten Hunderttausende jährlich wallfahrten.

Es ist ein eigenthümlicher Anblick, wenn man, aus dem Alpthale in das dürre Thal von Einsiedeln niedersteigend, die weitläufige Abtei und den

Flecken erblickt, der sie umgiebt. Die mächtigen Gebäude des Klosters in dieser Ode haben etwas Wunderbares; man begreift nicht recht, wie es möglich war, sie hier zu gründen. Aber ein Jahrtausend hat die Mittel dazu geliefert und die Schaa-
ren dieser Väter, welche von allen Seiten aus der Ferne und Nähe herbeiströmen, deren Gesänge diese Thäler und Berge füllen, die auf den Knien die Stufen zum Kloster hinaufkriechen, deren Thränen vor dem Heiligthume fließen und welche ihre letzten Pfennige zu Messen und Fürbitten in den offenen Sedel der Kirche gleiten lassen, erhalten den Glanz des Klosters Einsiedeln noch und vermehren den Reichtum der Mönche, denen das ganze Thal nebst vielem andern Gut gehört und welche durch Viehwirtschaft, Handel, Brauerei und allerlei Weltver-
kehr viel Geld gewinnen, das sie zu den großen Summen fügen, die der fromme Wahn der Men-
schen in ihre Hand legt.

In den letzten drei Jahrhunderten sind jährlich hier weit über 100,000 Menschen hergepilgert, um vor der schwarzen wunderthätigen Maria zu beten, ihre Sünden zu beichten und Vergebung zu empfangen. Vergebens hat die Stimme der Zeit und der Ungläubigkeit sich erhoben, vergebens hat man nachgewiesen, daß der schwarze Kopf der Jungfrau nichts

anderes sei, als ein ägyptisches Iisobild, welches Kaufleute vielleicht aus dem Morgenlande einst mit nach Zürich brachten. Die Schaaren der Pilger haben sich darum nicht vermindert; sie sind vielmehr seit 1840 größer als je geworden; ebenso wie in Trier der heilige Rock mehr als je die Wallfahrer herbeizog und Wunder wirkte. Was soll man von dem Rühmen über wachsende Macht und Herrlichkeit der Vernunft und Aufklärung des 19. Jahrhunderts denken, was über das Menschengeschlecht und dessen Zukunft?! Und der größte Theil dieser Wallfahrer, welche den weiten Weg in die Schweiz unter Hunger, Kummer und Entbehrungen machen, sind Deutsche! — Aber Einsiedeln verdient eine nähere Betrachtung, die ich im folgenden Kapitel geben will.

IV. Kapitel.

Der heilige Meinrad — Die Engelweihe — Wallfahrten und Wallfahrer — Rechte der Geistlichkeit in Schwyz sonst und jetzt — Handel mit Messen und Fürbitten — Das Kloster Einsiedeln und die Kirche — Die Märtyrer und Heiligen — Befreiungen durch die Franzosen — Der Flecken Einsiedeln — Handel mit Heiligenbildern und Rosenkränzen — Die Totenkapelle — Weg nach Schwyz über Reigenturm, Moorgarten und Steinen — Bettelrei — Weg durch das Muettathal über den Prigel — Der Kanton Glarus — Das Rindthal — Der Glarnerisch und seine Sagen — Das Thal der Linth — Die Fabrikarbeiter — Industrie des Protestantismus — Große Baumwollensabriten — Wandwurmkrankheiten — Das Stachelberg — Wasserfälle — Pantenbrücke — Die Sanbals und der Todt — Gebirgsparanorama — Leben der Sennen auf den Alpen — Die Alsenindustrie — Der Flecken Glarus — Alte Familien — Verfassung und Geschichte — Kämpfe und Streite der protestantischen und katholischen Bevölkerung — Leben und Sitten der Glarner — Jagd — Raubthiere — Lämmergeier.

Das Kloster Einsiedeln verdankt einem Vorfahren der Hohenzollern, welche jetzt Preussens Krone tragen, sein Entstehen. Ein Graf Meinrad von Hohenzollern, der im Jahre 805 geboren war, lebte als Einsiedler in diesen Bergen, wo eine reiche Witwe aus Altdorf ihm eine Hütte und eine Kapelle auf der Höhe des Egels bauen ließ, und die fromme Äbtissin Hildegard vom Frauenmünster zu Zürich ihm das wunderthätige Marienbild schenkte, dem Einsiedeln jetzt noch seine reichen Jahreseinnahmen verdankt. Im Jahre 863 wurde der fromme

Meinrad von zwei Landstreichern ermordet; allein die beiden Raben des Heiligen verfolgten die Übeltäter mit Geschrei, Schnäbeln und Krallen, so daß sie ergriffen und in Zürich hingerichtet wurden. Papst Benedikt der Achte versetzte den seligen Meinrad unter die Heiligen im Jahre 1041, und seit nun das Kloster im Thale hinter dem Egel entstand und der heilige Meinhard dort begraben lag, wurde nicht allein in seiner Kapelle auf dem Berge, sondern auch an seiner Ruhestätte bis auf den heutigen Tag viel Sünde durch frommes Beten abgehüßt.

Das Kloster wurde im Jahre 940 von einem anderen Einsiedler Benno erbaut, der Meinrads Nachfolger in der Kapelle war, mit mehren frommen Gefährten das Thal von Einsiedeln in Besiz nahm und die wilde allemannische Bevölkerung bekehrte, wobei er solche Leiden zu dulden hatte, daß ihm sogar die Augen ausgestochen wurden. Den Klosterbau vollendete der Dompropst Eberhard von Straßburg, Herzog von Franken, und als nun der Bau vollendet stand und der heilige Konrad, Bischof von Konstanz, ihn weihen sollte, geschah ein neues Wunder, welches der heilige Konrad selbst in Rom einige Jahre nachher dem Kaiser Otto I. und dessen Gemahlin Adelsheid vor dem Papst Leo VIII. und im Beisein vieler Bischöfe und Fürsten erzählte, was

der Papst in einer besonderen Bulle dann folgendermaßen berichtet: Im Jahre des Herrn 948 am 14. des Herbstmonats war der heilige Bischof an einen Ort seines Kirchensprengels berufen, Meinhardszell genannt, allda zur Ehre der heiligen hochverherrlichten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria eine Kapelle einzuweihen. Als er aber wie gewöhnlich um Mitternacht zum Gebet aufstand, hörte er mit den Religiosen desselben Ortes einen lieblichen Gesang erschallen, und als er genaue Nachsufungen hielt, was dies sei, fand er, daß die Engel des Himmels den Altar umringten, ihn weihten und dieselben Gesänge hielten, welche sonst die Bischöfe bei Kirchenweihen zu beobachten pflegten. Der Bischof zögerte nun bis Mittag mit der Weihe und bedachte das Wunder, als man aber zu ihm kam und in ihn drang, die Weihe vorzunehmen, erzählte er, was geschehen; allein man glaubte ihm nicht, tadelte ihn hart und wollte ihn dazu vermögen, plötzlich jedoch erscholl ein dreimaliger mächtiger Ruf: Bruder, laß ab! denn sie ist von Gott geweiht! Da zweifelte keiner mehr, daß die Kapelle himmlisch geweiht sei.

Leo VIII. erklärte nun mit Zustimmung aller anwesenden Bischöfe diese Einweihung für wahr und gültig und verbot jedem Bischofe, selbige Kapelle

(9)

von Neuem zu weihen, zugleich verließ er Allen, die den Ort bußfertig besuchen und ihre Sünden demüthig beichten würden, Vergebung und Losprechung von Strafe.

Das ist die Engelsweihe in Einsiedeln, welche jährlich am 14. des Herbstmonats gehalten wird, und zu welcher viele Tausende frommer Pilger herbeiströmen. Fällt der Tag auf einen Sonntag, so dauert die Feier 14 Tage und wird die große Engelsweihe genannt, eine Variation, die dem Klosterfeste gewiß sehr zuträglich sein muß; wie gewaltig aber das ist, was bei den Menschen gewöhnlich Glauben genannt wird, beweist, daß, obwohl von der durch die Engel geweihten Kapelle kein Stein mehr übrig ist, denn die ungläubigen Franzosen zerstörten sie 1798 bis auf den Grund, schlossen das Kloster zu und jagten die Mönche fort, doch die Engelsweihe noch immer fortdauert. Die Schwelle der neuen Kapelle wird mit derselben Inbrunst geküßt und zu der schwarzen Maria von Stein im goldbrokatenen Kleide gebetet, wie der heilige Meinhard, Benno oder Konrad es gethan. Da hilft keine Kritik, keine Vernunft und keine fortschreitende Erkenntniß. Die Menschen suchen sich ihre Götter und Jeder findet seinen Heiligen, mag er heißen, wie er will; aber man kann irre werden, daß es je besser

wird, wenn man an solchen Wallfahrtsorten die Schwärme dieser Gläubigen sieht, wie sie durch Schwyz und den Egol herauf vom züricher See laut singend herangezogen kommen, wie sie unter unabhängigen Gebeten aus den vierzehn Röhren des Brunnens trinken, der vor dem Kloster steht, dessen Wasser, wie die Mönche den armen Leuten sagen, ganz besondere göttliche Kräfte haben soll, und wie sie dann unter unzähligem Kniebeugen die Stufen emporsteigen, bis sie endlich erschöpft und doch beseligt an einem der Altäre niedersinken und vom ersten bis zum letzten die ganze Reihe durchmachen.

Wer trägt die Schuld, daß jährlich hier 150,000 Menschen, und darunter mehr als die Hälfte aus Deutschland, in dies ferne Alpythal wandern, lange Zeit ein Vagabondeneben führen und meist als Bettler zurückkehren? Müßten aufgestärkte Regierungen nicht Alles anwenden, um das Volk zur Einsicht zu bringen? Müßten sie nicht dem Drang nach Müßiggang, nach roth sinnlicher Schwärmerei, diesem Trieb der Menschen nach übernatürlicher und abergläubischer Hilfe, um in den Himmel zu gelangen, mit Kraft und Würde entgegenzutreten? Verbote helfen da freilich nichts, aber wahrhafte und von Hefeln freie Belehrung.

Man ist jedoch sehr im Irrthum in protestantischen

Vändern, wenn man glaubt, daß die Katholiken nicht zum guten Theil eben so über den Ablass und Wallfahrtskram, wie über die Mißbräuche, welche Mönche und Priester mit der Religion treiben, denken wie wir. Der aufgeklärte Theil weiß recht gut, welches fürchterliche Leid der Menschheit damit seit Jahrhunderten geschieht und nicht wenige edle und denkende Männer unter der katholischen Geistlichkeit selbst beklagen es aufs tiefste, daß der blinde Wahn der unwissenden Menge so schändlich benützt und aus Eigennutz und Priesterherrschaft verewigt wird, statt daß die Diener Gottes mit der Fackel der Menschenliebe und höchster Wahrheitskenntniß der Menschheit voranschreiten sollten.

Sie wissen aber auch recht gut, wie der große Hemmschuh alles Fortschrittes in Rom liegt, das seltsamer Weise seit Jahrtausenden die Völker tyrannisiert. Als die blutdürstige Römerherrschaft zusammenstürzte, setzte sich die Glaubens Tyrannie auf die verlassenen Stühle und hier in der Schweiz sieht man deutlich, was sie bezweckt und noch im 19. Jahrhundert vermag.

So lange die Völker sich nicht von dieser römischen Kirche frei machen, so lange jeder Priester sicher sein kann, daß, wenn er römische Grundsätze vertheidigt, er in Rom einen weitreichenden mächti-

gen Schutz in allen Nöthen findet; so lange es Klöster und Mönche giebt, Wallfahrten und Reliquienanbetungen, Wunderanpreisungen und frommen Betrug, Priester ohne Weib und Kind, die ohne Band zum Volke und zum Staate, selbst einen Staat und eine Kaste bilden, welche sich anmaßen darf, über dem Gesetze zu stehen: so lange wird die Menschheit immer auch die Unterdrückung des Geistes zu fürchten und gegen dessen grimmigsten Feind, Rom und die römischen Priester, zu kämpfen haben.

Wie sehr ist es zu bedauern, daß die vielen Versuche, um aus diesen Ketten zu entkommen, selbst in neuester Zeit auch in Deutschland abermals zu verkümmern scheinen, weil die Herren der Völker, aus Besorgniß für ihre Zukunft, lieber mit Rom gemeinsame Sache machen, als Geistes- und Gewissensfreiheit begünstigen und die Bewegung zu unterdrücken suchen, statt sich ihrer anzunehmen. Die deutschkatholischen Gemeinden wissen ein Lied davon zu singen. Aber kann man sich darüber wundern, wenn man sieht, wie die protestantischen Gemeinden und Priester, welche ihre protestantische Freiheit zu bewahren und in der Zeiterkenntniß auszubilden streben, in Symbolzwang zurückgeworfen und festgehalten, in Prozesse verstrickt, verfolgt und abgesetzt werden? Überall erblicken wir dieselben Erschei-

nungen; überall dieselben Bündnisse zwischen Priesterschaft, Autokraten und Aristokraten, und nur der einzige Unterschied ist dabei, daß die römischkatholische Hierarchie als ein ebenbürtiger, wenn nicht übermächtiger Bundesgenosse bei Unterjochung der Völker handelt, während im Protestantismus die Kirche, als Staatskirche, ein völlig dienstbares Werkzeug der Mächtigen ist und ihre meist elend bezahlten Diener wohl für das dürftige Stück Brod, nicht aber für die reichen Renten, Befigungen, Opfer, Beichtgelder und für die Macht und Herrschaft über die Gemüther der Menschen kämpfen können, welche der katholischen Kirche noch zusteht.

Darum hat die katholische Geistlichkeit mit Hülfe des Beichtstuhls, der Seelsorge und ihrer Unabhängigkeit von weltlichen Gebiethern auch eine so große politische Bedeutung und darum besonders ist die Schweiz ein so herrlicher Fleck Erde für ihre Wirksamkeit.

Hier ist das Volk der eigentliche Herrscher und wenn es gelingt, dies demüthig und dumm zu erhalten, wird die Glorie der Kirche auch darüber strahlen und alle Verlockung siegreich abwenden. Wir haben gesehen, wie gut dies meistens gelungen ist. Wie bei den stillen Hirten und Bauern die großen reichen Klöster in Frieden blühen, wie

die unruhigen Köpfe, die Feinde der heiligen Religion, verfolgt werden und büßen müssen, wie überall die mächtigen Familien sich mit den Priestern zum gegenseitigen Hülfsverband vereint haben.

In Folge dieses Schut- und Trugbündnisses steht denn auch die römische Geistlichkeit in Schwyz besser als im 14. Jahrhundert. Schon im Jahre 1370 nahm der Kanton an dem Pfaffenbrief Theil, welcher die Geistlichen in allen Dingen, ausgenommen rein geistliche, den weltlichen Gerichten unterwarf. Im Jahre 1506 wurde ein strenges Verbot erlassen, daß Klöster ferner Grundstücke kaufen oder ihnen solche geschenkt oder vermacht werden dürften. 1507 unterwarf man sie allen Steuern und wenn sie diese weigerten, sollten sie Holz, Feld, Wasser, Buhrt und Wiesen meiden. Diese Beschlüsse wurden oft erneuert und selbst in die neue Verfassung aufgenommen, wiewohl das Plazet darin ausgegeben wurde.

Jetzt hat sich das Alles geändert, denn der Buchstaben der Verfassung ist todt. Die Geistlichkeit hat das Übergewicht, das Oberaufsichtersrecht des Staates ist ein bedeutungsloses Wort und schlimmer als im 14. Jahrhundert scheint es überall mit der Aufklärung des Volkes auszusehen, denn kaum möchte damals, wie jetzt, Wallfahrt und Fußgang nach

Einsiedeln und anderen Wallfahrtsorten so groß gewesen sein; kaum möchte der heilige Roca in Trier so viele fromme Anbeter gefunden haben und schwerlich hätten die damaligen weltlichen Obrigkeiten es gestattet, daß, wie dies jetzt geschieht, das Kloster Einsiedeln förmliche Reisende hält, welche durch das Elsaß, den Schwarzwald, Baiern und die Rheingegenden auf- und abziehen und mit Messen und Bußübungen förmlich Geschäfte machen.

Von sehr glaubwürdiger Seite ist mir dies versichert worden. Man schickt diese Missionaire in guter Zahl aus, welche von Ort zu Ort wandern und die frommen Leute aufschreiben, welche nicht selbst nach Einsiedeln wallfahren, dort aber gern Messe lesen und für ihre Erlösung Gebitten thun lassen möchten. Die Reisenden sichern dies zu, lassen sich die Tare dafür bezahlen oder auch mehr und kehren mit gefüllten Beuteln heim. Wie viel das Kloster jährlich damit und von den 150,000 reichenden Pilgern verdient, bleibt natürlich verborgen, aber die Summe muß sehr bedeutend sein. Und dazu kommen die großen Güter des Klosters, seine Oerden, seine Alpen, sein Vieh- und Holzhandel, seine ganze weltliche Geschäftigkeit.

Das Kloster ist ein imposantes Gebäude, in welchem einige Regimenter Mönche Platz haben können,

indess leben doch nur 78 im Ganzen darin. Das Gymnasium, welches die Mönche halten, ist nicht sehr besucht; in ihrem Seminar erziehen sie nur ihren eigenen Bedarf, der kürzlich ernannte fünfzigste Abt, Heinrich Schmith von Glarus, hat aber so eben eine Schule eingerichtet, wo für sehr geringen Preis mehrere hundert Kinder Kost, Unterricht und Wohnung empfangen sollen, und hiermit tritt das Kloster gegen die Jesuitenanstalt zu Schwyz in den Kampf, denn der jetzige Abt ist nicht, wie sein Vorgänger, ein Freund jenes Ordens, der sich leise und still, als Nebenbuhler, eingebrängt hat.

Die Kirche in der Mitte des Klosters mit ihren beiden hohen Glockenthürmen, ihren 10 Altären und ihrer überreichen bunten Aus schmückung macht im ersten Augenblick einen überraschenden, ebenso bedeutsamen Eindruck, wie dies ganze wunderfame Bauwerk im dürr en einsamen Alpthale, 3000 Fuß über dem Meere, umringt von öden Bergen, Matten und Waldleisten. Es ist ein mächtiges Gebäude, mit dem Chor 337 Fuß lang und 116 Fuß breit, aber schön ist es, trotz seiner Säulen, Bilder, Reliquien, Gemälde und Statuen nicht. Es sieht aus, wie eine bunte Tapete, vollgeseckt von Figuren und Gruppen der Engel, Heiligen u. s. w., die mit grellen Farben in einander zu fließen scheinen. Diese

bunte Pracht und Überladung mag auf die Masse der Besucher berechnet sein, welche allgergröf- tentheils aus armem Volke und in der Überzahl aus Weibern besteht; für ein Kunst-gewöhntes Auge und einen gebildeten Geschmack wäre darin keine Erhebung zu suchen.

Erst im Jahre 1837 ist die Kirche neu herge- stellt, bemalt, vergoldet und ausgeschmückt worden und wenn man hineintritt und die Menge der Väter betrachtet, welche hier auf den Knieen liegen und deren stehende Worte verworren und schrillend von Kuppeln und Säulen wiederhollen, diese ärm- liche Menge in Kitteln, Zaden und Holzschuhen, welche zwischen den Bildern und reichem Geschnörkel wehllagt und in Zerknirschung den Boden bedeckt, begreift man in diesen grellen Kontrasten, in den Priestern mit brokatenen Messgewändern, in den Rauchsäulen von Myrrhen und Ambra, in diesem Kniebeugen und geheimnißvollen Gefängen, wie in der ganzen äußeren die Sinne veräblenden Pracht und Feierlichkeit, die Macht einer Kirche, welche seit langen Jahrhunderten damit siegreich gegen den Geist gestritten hat.

Und zu wie vielen Märtyrern und Heiligen können die Wallfahrer hier ihre Hürbitten richten! Fast jeder Altar enthält die Gebeine eines solchen.

Der heilige Meinrad, der heilige Placidus, der heilige Vitalis, die heilige Märtyrin Candida, der heilige Gregor, die Gebeine der Märtyrin Chariotosa und mancher Anderen sind hier zu finden, nebst zahllosen Statuen und Bildern berühmter Glaubensmänner. — Es ist für Alles gesorgt, sogar für einen Altar, zu dem aus Nähe und Ferne Tausende junger Paare herbeiströmen um sich trauen zu lassen, denn eine glückliche und fruchtbare Ehe ist ihr Lohn, und wer machte nicht einen weiten Weg und opferte eine reichliche Spende um seine Zukunft so zu sichern?!

Ein Wunder ist es, wie die Reliquien alle gerettet und Kirche und Kloster so gut wieder hergestellt werden konnten, nachdem die Franzosen so grausam darin gewirthschaftet hatten. Mehrere hundert französische Priester hatten sich in der Revolutionszeit hierher geflüchtet und conspirirten nach Frankreich hin. Einsiedeln war ein Hauptsitz der Emigration. Es kamen Schaaren von Flüchtlingen hierher, besonders viele Adlige und Damen, welche in dränglichen Gebeten die Hülfe der Heiligen des Klosters zur Wiederherstellung des alten Frankreichs und zum Siege gegen die entartete Nation anriefen. Daher war das Kloster auch dem ganzen Grimm der Republikaner ausgesetzt, als diese Schwyz überzogen

und nach den harten Kämpfen am rothen Thurm es in ihre Gewalt bekamen. — Die Herstellung hat gewiß viel gekostet und giebt einen Fingerzeig, wie reich die Einnahmen sein mußten, aber selten wurde auch ein Kapital besser angelegt; wie denn überhaupt Diejenigen, welche in Glaubenssachen speculiren, in unserer Zeit bessere Geschäfte machen, als die Unternehmer von Eisenbahnen oder Dampfschiffen.

Der Flecken Einsiedeln, welcher dicht ans Kloster stößt, lebt ganz und gar vom Wallfahrterwesen und theilt mit den Mönchen den Verdienst. Die meisten Hausbesitzer treiben Gastwirthschaft, Pintenwirthschaft, oder sie herbergen doch bei großem Andrang der Pilger diese in ihren Wohnungen, und es giebt Tage, wie bei der Engelweihe, wo 20 bis 30,000 Menschen und mehr hier versammelt sind. Dabei treiben sie einen wichtigen Handel mit Rosenkränzen, Marien- und Heiligenbildchen, geweihten Kreuzen, Kreuzstücken, Glöckchen, Gypsbildern, Gebetbüchern, Wallfahrt- und Pilgergesängen, Lithographien u. s. w. die am Klosterring in Reihen von Buden feilgeboten werden, was dem Kloster wieder hübsches Geld einbringt. Die Pilger wollen natürlich jeder etwas, als Andenken, mitnehmen, und der letzte Pfennig mag häufig angewendet werden, um ein paar Bildchen oder Kreuzchen zu erstehen.

Wie bedeutend dieser Handel ist, geht daraus hervor, daß sechs Buchdruckereien und Lithographiranstalten im Orte sind, von denen eine 16 Pressen, 30 Buchbindermeister und 100 Arbeiter beschäftigt, welche Heiligenbilder coloriren und Rosenkränze ketten. Lange Zeit aber haben die Einwohner von Einsiedeln trotz aller Handels- und Gewinnsvortheile doch rüthig gegen die mönchische Übermacht sich gewehrt und mit Freiheitsliebe ihre alten Rechte und ihre Selbstständigkeit vertheidigt. Der Einfluß eines bewegteren Lebens, durch die vielen Fremden hervorgerufen, und die unmittelbare Nähe des Klosters, welche Einsicht in manche Dinge verstattete, die dem ungeweihten Auge fremd blieben, machte auch, daß nicht Wenige freier über die Wunder und den ganzen Wallfahrts- und Sündenvergebungskram des Klosters dachten, als den Mönchen lieb war. Ist dies doch in Rom derselbe Fall mit Papst, Kardinälen und Klerisei, die von den Römern oft genug arg kritisiert werden. Jetzt hat sich Einsiedeln jedoch auch darin geändert. Die angesehenen Familien sind der Geistlichkeit liebste Söhne geworden und gehen mit den Herren in Schwyz überhaupt gleichen Schritt, um das Volk beim guten Alten, bei Zucht, Ordnung und Ehrfurcht zu erhalten.

Einen wunderbaren Eindruck machte es auf mich,

als ich Abends bei sinkender Sonne das Kloster verließ und den Weg über die grünen Matten nach dem nahen Friedhof und der Todtenkapelle einschlug. Die großen Heerden des Klosters weideten auf der Ebene; die Glocken läuteten durch die Abendstille und eben an den waldigen Höhen brannte die Sonne in rother Gluth auf stolze hohe Tannen. Ein Zug von Geistlichen und Schülern des Seminars und des Gymnasiums bewegte sich unter den Bäumen, sah von der Hügelspitze über das Alpthal hinaus und kehrte dann langsam zum Kloster zurück. Die schwarzen Gestalten in den langen fliegenden Gewändern, dazu das mächtige bethürmte Ordenshaus, der kleine Flecken im Thal und rund umher die einsamen stillen Berge mit ihren Schluchten und Engen, in denen die Nacht leise ihr graues Nebelhaupt emporhob, das Alles trat wie ein Bild aus alter Zeit vor mich hin. Man konnte träumen, die Zeit habe keine Macht über dies Alpenland und während sie in der übrigen Welt rastlos aus Gegenwärtigem Vergangenes bildet, sei sie hier von einem mächtigen Willen gezwungen worden, stehen zu bleiben und ihrer unersättlichen Unruhe zu entsagen.

In der Todtenkapelle umzog eine seltsame Tapete die Wände. In dichten Reihen stehen hier auf Brettergestellen viele nackte Schädel, auf deren Stirn-

knochen mit Tinte geschrieben zu lesen war, wem sie einst im Leben gehört, nebst Jahr und Tag, an welchem der Tod sie dem Staub zuführte. Manche dieser Köpfe waren menschlichen Wesen zu eigen gewesen, die erst seit einem Jahrzehnt und wenig darüber ihr irdisches Dasein verlassen hatten, so daß man künstliche Mittel angewendet haben mußte, um die Fleischtheile von ihren Köpfen zu entfernen.

Das Halbdunkel des sinkenden Tages umhüllte diese hohlen Schädel mit unheimlichen Schatten. Männer, Frauen, Greise und Kinder waren der Ruhe des Grabes entrissen und brachten die Schrecken der Vernichtung vor das Auge der Lebendigen. Ich wußte zuerst nicht recht, was diese fürchterliche Sammlung zu bedeuten habe, denn nach den aufgeschriebenen Namen gehörten die Köpfe ohne Zweifel ehemaligen Bewohnern des Fleckens an; indeß wurde es mir bald klar, daß Angst um das Heil der Heimgegangenen ihre Verwandten vermochte, die Schädel hier aufzustellen, um nicht allein selbst für die Ruhe ihrer Seelen zu beten, sondern sie auch frommen Pilgern und Wallfahrern zu Fürbitten zu empfehlen, damit sie schneller dadurch aus Hefeseuer und Verdammniß den Weg zum Himmel fänden.

Ein Büchchen, das an der Wand befestigt war und eine Anzahl kleiner bedruckter Täfelchen enthielt,

bestätigte meine Meinung. Die Pilger, welche für den Todten bitten wollen, kommen in die Kapelle, ziehen ein Täfelchen heraus, wählen sich den Kopf, der ihnen am meisten zusagt, oder dessen einstiger Besitzer ihnen vielleicht auch im Leben bekannt war, und dann erfüllen sie an dem Altare ihres Schutzpatrons im Kloster die Pflicht, welche sie sich bußfertig und zum eignen Heil auferlegt haben.

Ich konnte mich nicht enthalten einige der Täfelchen aus der Büchse zu nehmen, welche zusammen in einem Umschlage steckten, der die Aufschrift führte: »Kurzweiliges Kartenspiel zur Hülfe der armen Seelen im Fegfeuer. Zug bei Bluntschli.« Eine berühmte Firma, welche über die ganze katholische Schweiz dergleichen Hülfswerkzeuge zur Seligkeit nebst Gebetbüchern u. s. w. liefert. Scheint es doch als ob die Bluntschli ein auserwählter Stamm von Rüstzeugen sind, um bei Protestanten und Katholiken in der Schweiz den Glauben zu fördern. Wie dies durch das kurzweilige Kartenspiel geschieht, will ich an einem Paar Kärtchen näher bewahrheiten. »Heut nimm an dich die Sanftmuth, lautete die eine, das jüngste Gericht überschrieben, und sei gütig und mittheilig. Hasse die Sünde und nicht den Menschen. Streit' wider die Eigenliebe: nimm zum Streiten die Stricke Christi, wie ein Lämmlein

gebunden. Diese Gnade zu erlangen, bete 5 Vaterunser und 5 Ave Maria für die Seele, so wegen Ungeduld in dem Fegeseuer ist.“ Eine Andere, das Himmelreich bezeichnet, schreibt vor: »Heut nimm an dich des Nächsten Liebe, lieb ihn wie dich selbst, besonders den, der dir überlästig ist. Sei ganz sanftmüthig und mittheilig, barmherzig, mild und gütig; streit' wider den Neid, nimm zum Streiten den Scepter Christi. Diese Gnade zu erlangen, bete 6 Vaterunser und 6 Ave Maria für die Seele so neidisch gewesen ist.“ Eine Dritte, das letzte Gericht, hieß: »Heute bilde dir ein das Gericht Gottes, allwo du um Alles scharfe Rechnung geben mußt. Setze den Tod Christi zwischen deine Sünden und die göttliche Gerechtigkeit; siehe zu Maria. Dies zu erlangen, bete 9 Vaterunser und 9 Ave Maria für die Seele, so ihre Gedanken, Worte und Werke nicht genug erforscht hat und darum leidet.“

Solcher Anweisungen war die ganze Büchse voll, aus der die Täfelchen gezogen werden, und gewiß haben die armen Seelen der im Fegeseuer Bratenden hier viele Aussicht auf baldige Erlösung, wenn man bedenkt, daß reichlich für sie gebetet wird.

Wie sonderbar ist es, daß wenige Stunden Weges hinreichen den Wanderer aus diesem frommen

Thale zu einer Bevölkerung zu bringen, welche diese inbrünstigen Gebete, sammt Hegefeuer und Heiligen als Abgötterei, Aberglauben und Unsinn betrachtet, die Mönche und Priester verlacht und in ihrer nüchternen Verständigkeit doch kaum weniger fanatisch an ihrem wahrhaftigen Gott hängt, als jene armen Menschen, welche so gern von Hölle und Hegefeuer durch die heilige Jungfrau und durch Fürbitten und Buße erlöst sein möchten. —

Jenseits des blauen waldigen Egels und des Thals, durch welches die Sihl strömt, wo im Jahre 1493 der berühmte Wunderdoctor Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim geboren sein soll, dessen Geburtsstätte jetzt als ein Wirthshaus am Wege steht, liegt das legerische Zürich und wer nach Schwyz zurück kehrt und den wilden Weg über den Ragenstrich bei Rothenthurm vorüber wandert, wo die Volksversammlungen gehalten werden, kann seitwärts das Schlachtfeld von Moorgarten beschauen und über den Sattel auf bequemer Landstraße nach Steinen pilgern, wo ihm des Stauffachers Haus und eine Kapelle mit Darstellungen der bekannten Verschwörung gezeigt werden. — Die Gegend ist aber meist reizlos; in Rothenthurm ist nichts zu finden als schlechte Wirthshäuser und eine unverschämte Bettelei, die von Jung

und Alt nirgends so arg getrieben wird, wie hier, und überhaupt im Schwyzerlande. Es war oft lächerlich aber auch lästig genug, wie ganze Schaa- ren von Kindern aus allen Häusern mit nachteil- ten und sich den Rang streitig machten, die Ersten zu sein, welche ihr Geschrei um Almosen erheben konnten. In Einsiedeln selbst fand ich Verbote ge- gen das Betteln angeschlagen und am Rigi, wo es sonst über die Massen arg damit war, ist jetzt eben- falls eine gesegliche Gegenwirkung eingetreten, aber der Staat thut eigentlich nichts; nur einzelne Ge- meinden schaffen bessere Ordnung. In allen den kleinen katholischen Kantonen scheint jedoch, wie ich schon bemerkte, die Bettelei so tief mit den Gesamt- zuständen verwachsen zu sein, daß so lange diese ob- walten, das Betteln als nothwendige Ingredienz eben so wohl dazu gehört, wie die Familienoligar- chie, die Almenden, die Klöster, die Mönche, die alten Gesetze und Einrichtungen, die Mängel an Armenanstalten, Straf- und Besserungshäusern und eine rohe, verlassene hülflose Menge.

Wenn man von Schwyz aus durch das schöne Muettathal wandert und über den Pragelpaß steigt, gelangt man ins Klönthal und befindet sich in dem klei- nen, größtentheils protestantischen Kanton Glar- us, welcher kaum 30,000 Einwohner zählt. Aber

welch ein gewerbfleißiges Völkchen wohnt in diesen schmalen Thälern zwischen Schneegekrönten Bergen! Wie anders ist es doch hier, als in Uri oder Schwyz! Wie ist die schaffende Hand des Gewerbfleißes bis tief in den Schooß dieser Felsen gedrungen und hat mildere Sitten, ein regeres Leben, bessere auf neue Ideen über menschliche Freiheit begründete Staatseinrichtungen ins Leben gerufen.

Das Klönthal ist ein liebliches, schmales, wildes Thal, aus welchem man zum Thale der Linth, dem Hauptthale des Kantons hinabsteigt. Wenige Menschen wohnen darin; nur dann und wann erblickt man einige Hütten, einige Matten an den Abhängen und Alpenweiden, wo Hirten ihr Vieh treiben. Zwischen den Wänden des Wiggis und des Glärnisch eingeklemmt, hat es oft kaum Raum für die wohlerhaltene Fahrstraße, welche bis ans Thalende hinzieht und die Holzausfuhr erleichtert, die ein Hauptgewinn der Glarner aus dieser waldbewachsenen Felsenschlucht ist. Holzrutschen führen bis hoch hinauf. Man hört die Schläge der Art, hört das Krachen der Stämme in den Bergen, hört den Donner ihres Falls und sieht wohl zuweilen, wie ein mächtiger Stamm, der von seinen Zweigen oben befreit wurde, mit Fliegesschnelle hinunterschießt in den Holzrinnen, wo er von Arbeitern weiter ge-

wälzt und auf Wagen geschrotet wird, welche ihn in die Sägemühlen führen. Die Röntsch treibt ihre brausende Fluth durch ein tiefes Felsbett, das zuweilen vor dem Blick des Wandrers unter überragendem Gestein verschwindet; in der Mitte des Thals aber, wo dies sich ausdehnt, sammelt ein See die vom Glärnisch stürzenden Wasser und mit senkrechten 7 bis 8000 Fuß hohen Wänden von Gletschern und ewigem Schnee umhüllt, begleitet uns der prächtige Gebirgsstoc drei Stunden lang bis zum Ausgange des Felsenspalts, der sich in der Nähe der Stadt Glarus öffnet. Viele anmuthige Sagen kleben an diesen mächtigen Bergfirnen, wo Brenel's Gärthli jetzt als eine blendende Eiwüste liegt. Einst soll es eine wunderschöne duftige Alp gewesen sein, aber Geiz und Habsucht weckten den Zorn Gottes auf und mit allen seinen Heerden und seinem Gold wurde der böse Besizer unter dem Eise begraben.

Vom Ausgange des Klönthals bis zu den Ufern des wallenstätter Sees hin öffnet sich das Thal der Linth breiter und läßt Raum für einigen Fruchtbau, den gewerbsame Gemeinden treiben. Hier liegt Näfels, der Schlachtort von 1388, Mollis und Arnen. Hier wird auch noch jetzt das jährliche Dankfest für den Sieg gefeiert, welcher Glarus von der österreichischen

Herrschaft frei machte, und bis zu den Zeiten der helvetischen Republik mußten die Bürger von Wesen dabei erscheinen und knieend Abbitte leisten, daß ihre Vorfahren es damals mit dem Landesfeind gehalten und gegen ihre Mitbürger gekämpft hatten.

Je mehr man aber dem Lauf der Linth aufwärts folgt, um so enger wird das Thal. Die Gebirge treten immer dichter und höher heran; die Stadt Glarus liegt schon so sehr in ihrem Schatten, daß in den längsten Sommertagen die Sonne um fünf Uhr nicht mehr gesehen wird. Denn über ihr streckt der Glärnisch seine drohenden Riesenglieder aus und hat schon mehrmals den kleinen Ort zu verschütten versucht.

Glarus ist eine freundliche Stadt oder vielmehr ein Marktflecken, in dem viele wohlhabende Leute wohnen, die meist ihr Geld ihrer Gewerbsamkeit zu danken haben. Was können sie auch aus diesem Felsboden an Reichthümern erzielen, der wenig anderes als Erdtoffelbau zuläßt. Die Alpen freilich gehören einzelnen Familien oder Gemeinden und Stiftungen zu, aber sie sind hier nicht so bedeutend, wie in den innern Kantonen und ernähren nur einen kleinen Theil des Volks. Die Hauptsache ist die Fabrikarbeit, die Baumwollenspinnereien, die Rattun-

druckereien und Färbereien, und wunderbar ist es zu sehen, wie bis zum äußersten Ende des Thals, wo die mächtigen Gebirgsklöste des Tödi, der Visertens- und Ristenstock es schließen, große Fabrikhäuser stehen, und die weißen, bunten und rothen Zeuge auf den Trocken- und Bleichplätzen liegen.

Von dieser Arbeit leben die meisten, und ohne sie würde es übel aussehen. — „Wenn wir in Glarus nicht die Fabriken hätten,“ sagte mir ein alter Mann, mit dem ich eine Strecke wanderte, „so würden wir uns unter einander auffressen; die Glarner müßten eine Mörderbande werden, denn ich wüßte nicht, wie die Menschen hier satt werden sollten.“

Glarus ist wirklich für seine Kleinheit und seine öde Hochgebirgsnatur stark bevölkert. Das Thal der Linth, das Hauptthal, in dem sich die Bevölkerung zusammendrängt, ist dicht mit Wohnungen besetzt, und neben den großen Fabrikanstalten und hübschen Häusern des reicheren Theils, stehen die ärmlichen Hütten von Holz, auf deren Schindeldächern Reihen von schweren Steinen dicht aufgepackt sind. Denn der Föhn weht hier oft mit furchtbarer Gewalt, und alles Feuer muß ausgelöscht werden, sobald er losbricht.

Die Arbeiter in Glarus verdienen ungefähr

dasselbe wie in Zürich, doch vielleicht ist die Arbeit hier noch etwas billiger, denn reiche Fabrikanten aus Zürich, namentlich ein Oberst Kunze, der ein Duzend Fabriken besitzt und der erste Industrielle der Schweiz sein soll, hat hier die bedeutendsten Spinnereien angelegt. Die Hauptnahrung der Arbeiter besteht aus der Erdtöfel, dem Heiland der Armuth, der sie allein vor Hungertod bewahrt; aber auch der Fluch der Armuth, denn wäre sie nicht da, würde man bessere und gesündere Speise für viele tausend Menschen schaffen müssen, Brodkorn für Alle gewinnen und die Ernährung des Volks nicht auf das Schlechteste herabbringen. Die Erdtöfel in der Schweiz ist überdies meist schlammig und wässerig. Hier ist kein Sandboden, in dem sie gedeihen und ihre mehligten Bestandtheile ausbilden könnte. Aber was hilft das Alles? Sie ist doch die billigste, und darum die einzig zu beschaffende Nahrung, und so tief im Schoos der Gebirge verringern sich die Bedürfnisse noch mehr, denn die Menschen kennen sie noch weniger. Butter oder Fett zu ihrem Brod, wenn sie dies haben, zu brauchen, fällt Niemandem so leicht ein. Erdtöfeln, Suppe, Kraut und ein wenig Kaffee, dabei bleibt es. Die schweizerische Genügsamkeit ist zum Erstaunen groß und ihr Sinn zu sparen eine merkwürdige Eigenschaft des Ärmsten wie des Reichsten.

Ich sprach einen Mann der zum Heuen in die Berge ging und, wie er mir erzählte, einen Gulden damit täglich verdienen konnte. Aber er hatte sieben Stunden zu gehen und die Arbeit währt auch nur kurze Zeit; dennoch ziehen, die es können, oft das beschwerliche, harte Leben des Heuers und Hirten dem des Arbeiters in den Fabriksälen vor und dieser Sinn, der den Bergbewohner ins Freie und in die Alpen treibt, ist doch ein Glück zu nennen, denn er wird die Bevölkerung nicht ganz und gar abschwächen und strosulös werden lassen. — Groß gewachsen sind die Schweizer überhaupt selten, aber sie sind muskelfräftig, und wenn sie in der Bergluft bei ihrem Vieh leben, abgehärtet und ausdauernd. Die Fabrikleute dagegen sind oft auffallend bleich und dünn von Gliedern. Es hilft ihnen gar nichts, daß sie in den Bergen wohnen, vielmehr dienen die schnellen Bitterungswechsel, die kalten Luftströme, die Nebel und heftigen Winde, wie der scharfe Winter recht dazu ihre Gesundheit wankender zu machen. Kröpfe finden sich bei vielen, Gretins sind nicht selten und wie in der ganzen Schweiz ist der Bandwurm eine sehr gewöhnliche Krankheit.

Man hat mir erzählt, daß an manchen Orten des Landes, namentlich im Westen, der Bandwurm so häufig ist, daß es Wenige giebt, die nicht daran

leiden. Für die Unterhaltung ist der Bandwurm daher oft ein Hauptgegenstand und wie anderswo sich begegnende Freunde am Morgen fragen wie sie geschlafen, so kommt man sich mit Erkundigungen nach dem Befinden der beiderseitigen Bandwürmer entgegen. Glücklicherweise ist der Bandwurm in der Schweiz weit leichter zu vertreiben, als in Deutschland und überhaupt eine ganz andere Art als der deutsche, der eine besondere Species ausmacht. Es ist doch sonderbar, daß bei uns Alles so schwierig zu heilen ist und daß wir sogar ärgere Bandwürmer haben müssen, als andere Völker. —

Tief im Thale der Linth liegt das Schwefelbad Stachelberg, das von vielen Schweizern besucht wird, die an Gicht und Rheumatismus leiden. Von hier aus lassen sich schöne Ausflüge in die Hochgebirge machen. Eine Reihe prächtiger Wasserfälle begleiten den Wanderer das Linththal hinauf, unter denen der Diesbach einer der schönsten ist. Hinter Stachelberg stürzen drei Bäche, der Fetschenbach, Schreienbach und Lungelbach, in Staubwolken zermalmt auf den Felsboden nieder, und wer ein anstrengendes Bergsteigen nicht scheut, der besuche Pantenbruck und bringe auf dem wilden Hirtenwege bis zum Fuße des Tödi vor, wo er auf der Sandalp bei den Sennen Erfrischungen und

eines der herrlichsten, großartigsten Gebirgspanoramen findet.

Die Pantenbrücke führt über eine 140 Fuß tiefe Fessenschlucht, aus welcher die Linth im Abgrund dumpf heraufbraust. Der Sage nach ist sie von Geistern gebaut, deren Hände allein die mächtigen Felsblöcke fassen und fügen konnten. Ein reicher Hirt trieb einst hier täglich seine Heerden über ein paar Baumstämme, welche den Spalt überbrückten, und verlor dabei manches Lamm, denn die Thiere drängten sich, wenn sie hinüberschritten. Am Wege aber saß ein Greis, der vergebens den reichen Sennen Tag für Tag um eine Gabe ansprach, denn dieser war geizig und hart bis zum Übermaß. Endlich, als der Reiche einst über sein Unglück in heftige Verwünschungen und Klagen losbrach, trat der Greis heran und sagte: Was würdest du thun, wenn durch Gottes Gnade über diesen Abgrund eine Brücke entstünde? Würdest du mild werden und den Armen Gutes erzeigen? — O! gewiß, rief der Senne, wenn es möglich wäre, nie sollte ein Armer mehr unbeschenkt von mir gehen, das gelobe ich und schwöre ich. Und sieh, am nächsten Morgen stand die Brücke da, wie sie jetzt steht. Freudig trieb der Hirt seine Heerde hinüber; als er jedoch am Abend zurückkehrte,

stand wiederum der Greis vor ihm und bat um ein Almosen. Der Hirt that, als hörte er es nicht. Dasselbe geschah am zweiten und am dritten Tage. Du hast dein Gelübde vergessen, sagte der Greis jetzt und seine Hand hielt den Hirten fest. Fort, Bettler, rief dieser zornig, schwang seinen Stab und stieß den Greis von sich. Aber ehe er einen Schlag thun konnte, war die gebeugte Gestalt in Nichts zerflossen, und plötzlich brauste es in den Klüften. Felsblöcke stürzten von den Gipfeln nieder und wie der Wind dürre Blätter emporwirbelt, so faßte ein wüthender Sturm den Hirten und seine Heerde und schleuderte sie Alle in den Abgrund.

Solcher Sagen giebt es manche in der Schweiz und man sieht ihnen den Ursprung wohl an. Fast immer sind es reiche böse Sennen, die den Armen von sich weisen, und dafür vom Himmel bestraft werden, der Bergstürze und Lavinen über ihre Alpen schickt, oder sie selbst darunter begräbt. Pantenbruck ist übrigens kein besonders großartiges Geisterwerk, denn der Abgrund ist nicht gar breit, aber die Brücke von Stein in dem wilden Gebirg ist immer ein mühseliger Bau gewesen. Von hier aus führt der Weg zur Sandalp durch Schluchten und Schuttstürze, wo zuweilen ein Fuß vor den andern gesetzt werden muß, und die ungeheure Menge der umher-

liegenden Felsblöcke, wie die fähen Wände, unter denen der Pfad hinzieht, die Mahnung des Führers begreifen lassen, rasch und leise den Weg zurückzulegen, um Unglück zu vermeiden. Zu verschiedenen Malen, als ich durch diese Spalten schritt, wo oft im wunderbaren Wechsel die Schuttlürze mit einem köstlichen Teppich von Alpenrosen und einer überreichen Alpenvegetation wechseln, prasselten vor und hinter uns Steine und Geröll nieder, deren Fall die Echos weckte. Aber wie schön war es auf der Sandalp. In den sonnenhellen Himmeln stiegen die Eishörner des Tödi empor. Senkrecht abgerissene schwarze Felsmassen, ungeheure Hüte von Eis auf den furchtbaren Köpfen, funkelten im demantenen Glanze an dem reinen tiefblauen Firmament. Es ist kein einzelner Berg etwa, der hier sein stolzes Haupt erhebt, sondern ein weiter erhabener Halbkreis von Piz und gewaltigen Massen, aus denen der Tödi und seine südlichste Hauptspitze, der Piz Rosein, 12,800 Fuß hoch (höher also als Jungfrau, Mönch und Eiger) kühn emporragen. Von der untern Sandalp aus hat man das ganze Panorama vor sich und wenn es auch nicht wahr ist, was in vielen Büchern steht, daß der Anblick eben so großartig sei, wie vom Chamounithale auf den Mont blanc, so ist er doch einer der erhabensten

die ich je gesehen habe und wohl werth der Mühen, die er macht. Vom Biserten Gletscher herab kommt die Linth; wunderschöne Wasserfälle und Raasaden stürzen von der Ochsenblänke und von allen Seiten nieder. Die obere Sandalp hängt mit ihren grünen Matten und Schneestreifen, wie ein smaragdnes Band an der Felsenwüste und über ihr steigen die blauen Zinken und Zacken der Gletscher auf, welche den Tödi ganz umschlingen. Alle diese hohen Gebirgsköpfe zu seiner Rechten und Linken: der Selbsanfst, der Limmern und Ristengrat, Claribengrat und Schneeorn sind nicht unter 10,000 Fuß hoch, und doch führen über sie hin Gemsenjägerspade nach Uri und Graubünden, zu denen jedoch keinem Reisenden ohne Noth zu rathen ist, denn sie sind haldbrechend. Man hat auf dem Ristengrat das Vergnügen, eine halbe Stunde auf einem Felsattel zu reiten und nur zur höchsten Sommerzeit kann man überhaupt diesen gefährlichen Weg machen, nie aber wenn es nebelt und Föhn weht.

Der Tödi ist der gewaltige Mittelpunkt aller dieser hohen Häupter, und über die nordöstliche Schweiz steigt seine wunderföhne Krone gebietend auf. Erstiegen ist er bis jetzt nur zwei Male. Zuerst von drei Gemsejägern im Jahre 1837, dann nochmals in demselben Jahre von dem als Bergsteiger berühmten

Herrn von Dürler aus Luzern, den das Schicksal, wie aus Ironie, bald darauf auf dem winzigen Hüttliberge bei Zürich durch einen Fehltritt den Tod finden ließ. Von der Sandalp gesehen, scheint die Besteigung des Tödi gar nicht so schwierig zu sein; allein in der nächsten Nähe macht sich das ganz anders. Wo das Auge eine kurze steile Strecke zu erblicken glaubt, steht eine senkrechte Felsenwand, und wo es eine Ebene entdeckt, da liegen abschüssige glatte Schneefelder, Gletscher mit ihren Spalten und Abgründen, Blöcke und Klüfte wild durcheinander; eine schreckliche, schauerliche Wüste, auf der jeder Schritt den Tod droht.

Auf der Sandalp weiden Sennen ihre Kühe; obgleich es aber schon Juli war, lag auf der hohen Alp doch noch so viel Schnee, daß die Hirten sie nicht benutzen konnten. Die armen Leute! sie haben ein Dasein voll harter Mühen und schwerer Arbeit, und führen da oben in den finstern, schmutzigen Hütten den ganzen Sommer über keinesweges ein so poetisch träumerisches Leben, wie es meist in den Büchern steht, und wie empfindsame Damen und Dichter sich das gewöhnlich vorzaubern.

Meist haben die Sennen die Alp in Pacht und bezahlen den reichen Eigenthümern beträchtliche Summen. So ist die Sandalp für 750 Gulden jährlich

verpachtet. Es weiden 44 Kühe darauf, überdies eine Anzahl Ziegen und Schaafse, die für 15 bis 20 Schillinge jährlich von den Pächtern als Pensionaire angenommen werden. Auch die Kühe werden zum größten Theil gemiethet und der Senne, der nicht so reich ist, um eigen Vieh in gehöriger Zahl anzuschaffen, zahlt den Eigenthümern jährlich 10 bis 12 Thaler für jede Kuh und benugt dafür die Milch, bis er das Thier von der Alp ziehend wieder abgeliefert. Auf anderen Alpen, die ganzer Gemeinden Eigenthum sind, wird der Käse aus dem Ertrag der sämtlichen Milch bereitet und nach dem Antheilsrecht der Einzelnen getheilt, so daß wer vier Kühe auf die Alp bringt halb so viel empfängt, als wer acht hinausschickt. Der Senne hat seinen Theil daran oder er nimmt sich das Ganze und macht eine Speculation, indem er im Voraus mit den Eigenthümern feststellt, wie viel Geld oder wie viel Käse er geben muß.

Die 44 Kühe auf der Sandalp gaben täglich zwei Käse, jeden von 40 Pfund, so daß jede Kuh also ungefähr täglich zwei Pfund Käse lieferte. Der Centner guter Käse wird in Glarus vom Kaufmann mit 16 Gulden bezahlt; da nun die Sennen jeden Monat 20 Centner abliefern können, so beziehen sie davon 320 Gulden und haben somit die gute Hälfte

des Sommers zu thun, um die Pacht der Alp zu beschaffen.

Rechnet man nun die unendlichen Mühen, die Käse von den Bergen herunter zu tragen und Alles hinauf zu schaffen, was zur Lebenserhaltung der Hirten gehört; rechnet man die harte Arbeit der Milchwirthschaft, das Leben in diesen schrecklichen Hütten, welche oft voll Ungeziefer aller Art stecken, so daß Niemandem zu rathen ist hineinzugehen, und etwa das Heulager oder die Wolldecken zu benutzen, wenn das Wetter nicht durchaus dazu zwingt; rechnet man endlich zufällige Verluste an Vieh, denn nicht selten fallen Käse von steilen Graten und zerschmettern sich die Glieder, daß sie getödtet werden müssen, nebst Ungunst der Witterung, wodurch der Milchertrag vermindert wird: so kann man wohl denken, daß der größte Theil der Sennen aus armen Leuten besteht, die bei ihren Pachtspeculationen keine Schätze erübrigen können.

Die Zeit, wo ein Volk von Schäfern und Hirten hier wohnte, ist längst vorüber und selbst in den eigentlichen Hirtenkantonen, in Uri, Unterwalden und Schwyz, ist es nur der ärmere Theil, der zur Sommerzeit die Allmendten bewohnt. Die Wohlhabenden schicken ihre Knechte, verpachten ihre Matten und erscheinen nur selten selbst in den Sennhütten, um

einen Besuch dort zu machen. Sie werden sich hüten, diesen Schmutz zu theilen. Trog ihrer Liebe zum Alten hat die Zeit sie doch mit aristokratischer Lust zur Bequemlichkeit und Reinlichkeit berührt.

Zu verwundern ist es, daß man in der Schweiz selten oder fast nie ein Weib oder Mädchen in den Sennhütten trifft, sondern alle Geschäfte von Männern besorgt werden, während in Norwegen gerade der umgekehrte Fall eintritt. Dort sind die Männer nur geschäftig, die Producte der Milchwirthschaft und das Heu in die Thäler hinabzuschaffen, das Vieh selbst, das Melken u. s. w. geht sie nichts an, und nur Sonnabends erscheinen sie bei ihren Schäggen auf den Alpen und leisten ihnen den Sonntag über Gesellschaft. In der Schweiz dagegen steigt der Senne ins Thal hinab, wenn er bei Weibern und Mädchen sein will.

Hier ist die Käsebereitung aber, wie ich zeigte, Gegenstand wichtiger Handelspeculationen, und während Norwegen bei seiner schwachen Bevölkerung Käse einführen muß, führt die Schweiz trotz ihres eigenen großen Bedarfs beträchtlich davon aus.

In dem Flecken Glarus sammelt sich die Geschäftigkeit und der Handel des Kantons. Dort ist der Mittelpunkt des kleinen Staatslebens, die Staatsanstalten und Behörden. Manche schöne Gebäude

beweisen Ordnungssinn, Wohlstand und Lust zur Fortentwicklung. Es ist ein reges Leben und Streben in diesem kleinen Völkchen, das trotz seiner Unbedeutendheit die Achtung der Eidgenossen besitzt und diese verdient. An einem der alten Häuser am Markt ist eine fantastische Riesengestalt gemalt und mit vielen Sprüchen erklärt. Es soll das Bild eines der uralten ersten Bewohner dieses hohen Gebirgsthales vorstellen, welche in dieser Wildniß allein leben konnten, die nun durch Fleiß und Arbeit so reich und bewohnt geworden ist. An einigen anderen alten Häusern trifft man noch die Pfauensehern Oesterreichs in verblichenen Farben und ritterliche Wappen. Manche alte Geschlechter, die in Glarus Geschichte berühmt sind, leben noch hier in ihren Nachkommen, wie denn überhaupt in vielen Schweizerkantonen gewisse Familien außerordentlich ausgebreitet sind und in ihren Namen Erinnerungen forterben, welche beweisen, daß sie seit Jahrhunderten auf demselben Fleck Erde sitzen, von welchem die Strömungen der Geschichte sie nicht fortreißen oder in die Fremde führen konnten. Dies erklärt sich aus den festen Banden des Gemeindelebens, aus dessen Vorrechten und Vortheilen. Die Gemeinden verwachsen gleichsam mit dem Grund und Boden, der zu ihnen gehörte, und verwachsen noch damit.

Außer der Gemeinde war kein Heil zu erwarten; diese allein gab Schutz und Rechte; ohne Gemeindebürgerthum kein Staatsbürgerthum, und wie schwer war es, wohl schwerer noch, als jetzt, dies in einer anderen Gemeinde oder gar in einem anderen Kanton zu erlangen. Große und besondere Verdienste gehörten dazu, oder wenigstens mußte man sich durch eine bedeutende Summe einkaufen, wie man noch jetzt dies muß.

Die Verfassung des kleinen Freistaats hat sich im Laufe der Zeit mannigfach umgestaltet und ist in neuester Zeit völlig dem fortgeschrittenen Repräsentativ-System angepaßt worden.

In ältester Zeit war Glarus eine Hirtendemokratie, wie Uri und Unterwalden, aber nach und nach hatte sich, besonders durch die Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken, ein Chaos von Institutionen gebildet, welche im Jahre 1683 als Landesvertrag von den übrigen Kantonen garantirt wurden. Der siegreiche Protestantismus gewann jedoch in Glarus so das Übergewicht, daß jetzt kaum $\frac{1}{10}$ der Einwohner noch Katholiken sind. Dennoch hatte jede Glaubenspartei bis zum Jahre 1837 ihre eigene Landsgemeinde, ihren eigenen Rath, eigene Civil- und Strafgerichte; jede ihr eigenes Kriegswesen, Zeughäuser, Landeshauptmänner, Seckelmei-

sier, Klassen, kurz es war eine vollständige innere Trennung, eine Auflösung des einigen Staatsorganismus, die zu beständigem Streit und eifersüchtigem Mißtrauen führte, und obenein stand keine Einrichtung fest, es gab keine geschriebene und gedruckte Verfassung, sondern Alles hing, wie in den Hirtenkantonen, von wohlhergebrachter, langhundertjähriger Übung ab.

Im Jahre 1814, wo alle Kantone ihre Verfassung dem Vororte einreichen sollten, gab die Landesgemeinde, oder vielmehr Landammann und Räthe, einen ebenso dürftigen Abriß von ihrer Verfassung ins Archiv, wie die übrigen kleinen Gemeindefstaaten; aber es regte sich in Glarus zum Besseren und als im Jahre 1830 die Reformen in der Schweiz erfolgten, trat auch hier eine politische Partei auf, an deren Spitze der spätere Landammann Schindler stand, ein thatkräftiger, vollsthumlicher Mann, welcher gegen die bisherige Familienoligarchie und gegen die Katholiken heftig und lange mit Beistand seiner Freunde kämpfte.

Der Kampf mit den Katholiken, die nichts von ihren Rechten aufgeben wollten, wurde natürlich von den katholischen Kantonen, in denen die Priesterpartei und die Oligarchen Macht hatten, als ein Stück ihres Gesamtwohls betrachtet, darum mit

aller Heftigkeit Einsprache gethan und Streit erhoben; allein Schindler ließ sich durch keinerlei Intriguen irre machen. Seine Sache war eine allzu gerechte und die große Majorität des Volkes von Glarus, wie alle aufgeklärten Männer in der Schweiz, waren für ihn. Auch die Majorität der Tagsatzung sprach sich für Anerkennung der neuen Verfassung aus, die widerstrebenden Priester wurden zum Gehorsam gezwungen und die neue Verfassung eingeführt.

Nach derselben ist nun Glarus als ungetheiltes Ganzes eine Republik, in welcher das Volk die Souverainität besitzt und dieselbe unmittelbar durch die Landesgemeinde ausübt. Böllige Gleichheit vor dem Gesetze, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit des Handels und der Gewerbe, Freiheit der Presse, gänzliche Trennung der richterlichen von der vollziehenden Gewalt, Absehung der Beamten nur nach Urtheil und Recht, gleichmäßige Tragung der Staatslasten und erleichterte Erwerbung des Bürgerrechts für Auswärtige und Fremde sind die Grundzüge dieser Verfassung. Schulwesen, Geistlichkeit, Armenpflege und Sittenpolizei stehen unter Oberaufsicht des Staates. Militaircapitulationen sind abgeschafft; kein Mitglied einer Behörde und kein Beamter darf Orden, Titel oder Geld von einer fremden Macht, ohne Genehmigung der

Landesgemeinde (also des ganzen versammelten Volks), annehmen. Wenn ihm die Annahme aber auch gestattet würde, so bleibt es doch verboten, Orden und andere Auszeichnungen in amtlicher Stellung, bei Versammlung verfassungsmäßiger Behörden, oder im Kantonalmilitärdienst zu tragen.

Diese vernünftige Bestimmung, durch welche man die Eitelkeit und Bestechlichkeit fern zu halten sucht, findet sich in mehreren Schweizerverfassungen, und da die Schweiz selbst keinen Orden besitz, ist der Sinn des Volks auch so gegen die Orden des Auslandes eingenommen, daß ein tiefes allgemeines Mißtrauen die wenigen Schweizer trifft, welche Orden vom Auslande erhalten und angenommen haben. Ein Mann des Volks, und wer nach Popularität strebt, wird daher sich auch wohl hüten, nach Orden des Auslandes zu trachten, denn nichts kann ihm mehr schaden, als die Auszeichnung eines fremden Fürsten. Man wird stets geneigt sein, ihn eines Mangels an Liebe zum Vaterlande zu zeihen, wenn man nicht noch weiter geht und ihn als Aristokraten, als Monarchisten und als Verräther bezeichnet.

In der Verfassung von Glarus finden wir nun alle lebenslänglichen Staatsämter abgeschafft. Früher wurden manche Stellen dem Meistbietenden verkauft, jetzt gilt die absolute Majorität des Hand-

aufhebend. Das Volk ist in 17 politische Gemeinden oder Wahltagwen (Tagfahrten) getheilt, von denen jede nach ihrer Größe 1 bis 4 Mitglieder in den Rath wählt, welcher aus 35 Mitgliedern und den 10 Mitgliedern der Standescommission besteht.

Die Landesgemeinde, bei der jeder stimmfähige Landmann erscheinen soll (Stimmfähig ist jeder, der Gemeindebürger ist, das 18te Jahr erreicht hat und unbescholten an Ehren steht), wählt den Landamman und die höchsten Beamten, nimmt die Gesetze an, beschließt über Krieg und Frieden, bestimmt die Steuern und Abgaben und ist überhaupt für alles Wichtige, was geschehen soll, die höchste befähigende Instanz.

Der dreifache Landrath, aus 117 Mitgliedern bestehend, welche so hergestellt werden, daß der einfache Rath seine 35 Mitglieder durch 70 verdoppelt, welche die 17 politischen Gemeinden wählen, ist eine vorbereitende Behörde, welche alle Anträge prüft, die ans Volk gebracht werden sollen.

Der Rath führt die Landesverwaltung, ernennt die Kommissionen, welche die verschiedenen Geschäfte theilen, namentlich auch die Standescommission, die eigentliche Regierung, welche, aus 9 Mitgliedern bestehend, alle laufenden Geschäfte von geringerer Wichtigkeit besorgt.

Die Gerichte gehen aus dem Volke hervor. Jeder Landmann, der sein Activbürgerrecht ausübt, ist wählbar. Um in das Appellationsgericht oder in die Ständekommission gewählt werden zu können, soll man 25 Jahr alt oder wenigstens 3 Jahre lang Mitglied des Rathes, einer Rathskommission oder eines Untergerichts gewesen sein. In jedem Gericht soll wenigstens ein Mitglied katholischer Confession sitzen.

Es giebt ein Civilgericht, ein Kriminalgericht, ein Appellationsgericht, die höchste Instanz für Civil- und Strassachen, ein Ehegericht, ein Augenscheingerecht, das wegen unbeweglichen Guts und dessen Gerechtsame in erster Instanz spricht, auch ein Verhöramt, welches Kriminal-, Polizei- und Paternitätsfälle untersucht.

Die Gemeinden besorgen ihre Angelegenheiten selbst. Ein Gemeinderath, von ihnen gewählt, steht an ihrer Spitze. Die Kirchengemeinde wählt sich den Geistlichen, die Kirchenvorsteher und Ältesten und beaufsichtigt das Kirchenvermögen. Der Schulgemeinde steht das Recht zu, unter Oberaufsicht und Bestätigung des Staats Schulverordnungen zu entwerfen, den Schullehrer und Schulvoigt zu wählen, das Schulvermögen zu verwalten. In jeder Kirchengemeinde ist eine Gemeindebehörde, der Still-

stand, der den Ortspfarrer als Präsidenten und die Gemeinderäthe, nebst einer beliebigen Zahl von Beisitzern, zu Mitgliedern hat und welche die Aufsichtsbehörde bildet, die Sittenpolizei übt, das Armenwesen beaufsichtigt und Ordnung hält. Ein Waisenamt und ein Waisenvoigt sorgt für Witwen und Waisen und deren Vermögen, ein Polizeivorsteher für die Polizei. Alle Gemeindeämter und sämtliche Staatsämter werden von drei zu drei Jahren neu besetzt. Die Ausscheidenden sind sofort wieder wählbar. Von vier zu vier Jahren kann die Landesgemeinde durch Majorität die Revision der Verfassung beschließen, wenn diese vom dreifachen Landrath beantragt wird.

Man sieht, daß die Verfassung von Glarus ein wohldurchdachtes Werk ist, das dem Volke Rechte und Freiheiten verleiht, das Bewußtsein seiner Selbstständigkeit und Macht aufrecht erhält, seine demokratische Freiheit ganz anders schützt, wie in Uri und Unterwalden, und dabei den Staat gliedert und zur Einheit bringt. Wir finden hier eine der vollkommensten Schweizerdemokratien, die ein Geist der Aufklärung und der Humanität durchbringt, der die lokalen Absonderungen beseitigt hat und alle Freiheit begünstigt. Der Hauptfehler liegt, wie bei allen neuen Schweizerverfassungen, in der Menge der Be-

hörden, die bei einem so kleinen Gebäude um so greller hervortreten und zu den Grundlagen nicht passen. Man könnte dies gewiß sehr vereinfachen, ist aber durch das Volk selbst daran oft gehindert, das in der Menge der Behörden einen Schutz seiner Freiheit erblickt; denn wo viele Bürger in Amlern sind, gelingt es schwerer einigen Wenigen, ein Übergewicht zu erringen und hierin liegt allerdings eine große Wahrheit, welche die Schweizergeschichte selbst klar macht. Die eifersüchtige Aufmerksamkeit Vieler bewirkt, daß sich eine Kaste von Herrschenden schwer ausbildet, allein dennoch wird man nicht hindern können, daß eine gewisse Zahl von wohlhabenden Familien die Staatsämter theilt, schon weil die Besoldungen derselben so gering sind, daß die Meisten sich davon zurückziehen müssen. Familieneinfluß, Stand und Lebensstellung werden überdies in so kleinen Staaten das übrige thun, da keine große Auswahl unter den Befähigten ist.

Im Norden fließt Glarus an den wallenstätter See, in den die Linth strömt und durch den Linthkanal den Ausfluß in den züricher See bildet. Dieselbe treffliche Landstraße, welche das Linththal durchzieht, setzt sich bis zum Kanton Zürich fort und bildet mit dem See und Kanal das fördernde Mittel, der Industrie eine leichte und gute Verbindung

zu schaffen. Die Baumwollenzeuge aus dem glarner Jelsenlande finden dort ihren Weg, um über die halbe Erde zu wandern und ihre betriebsamen Fabrikanten und Kaufleute wandern mit; den Glarner findet man in Amerika und Indien. Es giebt hier viele Leute, welche weit in die Fremde gereist sind, Handelshäuser in fernen Erdtheilen besitzen, oder dort lange gearbeitet haben. An kenntnißreichen, aufgeklärten und wohlunterrichteten Männern fehlt es daher nicht, eben so wenig an spekulativen Talenten, denn die Glarner werden als die besten Kaufleute betrachtet. Das Volk ist offenen Sinnes, lebhaft und fröhlich. Sie können am besten fluchen in der ganzen Schweiz, die Glarner, und um ein Proößchen davon zu geben, erzählte man mir eine Geschichte, die sich vor einigen Jahren auf einem Schützenfeste zugetragen hat. Ein Oberst, der in der Politik Apostat geworden und von der liberalen Partei zur pfäffischen abgefallen war, hielt eine Rede, die er mit den Worten begann: Liebe Freunde und biderbe Eidgenossen, ich bin der Träumer von Solothurn — weiter konnte er nicht kommen, denn alsbald sprang ein Schützenhauptmann aus Glarus auf, der eine Cotelette, die er eben verzehren wollte, ergriff und sie dem Redner gerade auf den Mund warf, indem er ihm einen echt glarner Lieblingsfluch

zurief, der hochdeutsch ungefähr lautet: Wart' Du fauler, gemeiner, nichtswürdiger Bub, ich will Dich aufwecken!

Nun sollte man denken, eine solche Beleidigung müßte, zwischen zwei Offizieren namentlich, einen blutigen Zweikampf zur Folge haben. Aber nein, in der Schweiz ist glücklicher Weise die mörderische Selbststrafe fast gänzlich unbekannt. Der Oberst wischte sich die Bratenbrähe unter ungeheurem Gelächter ab und da seine Partei auf Schützenfesten besonders sehr in der Minorität ist, der Jägerhauptmann überdies ein Mann von tüchtigen Fäusten war, so blieb ihm nur eine Insurienklage übrig, welche er jedoch wahrscheinlich nicht angestellt hat.

Es ist auffallend, daß die Schweizer, umringt von Völkern, bei denen der Zweikampf in voller Glorie blüht, so selten oder fast nie ihre Privatzwiste mit den Waffen abmachen. In diesem Volke, wo der Geringste doch meist sehr gut mit dem Feuergewehr vertraut ist, das so berühmte Büchschützen in großer Zahl besitzt und dem es gewiß nicht an Muth fehlt, verwirft man die Selbststrafe. Aber die Schweizer haben keinen Adel und keine Soldatenlaste, welche die chevaleresken Vorurtheile nähren. Hier sieht man deutlich, woran es liegt, daß bei uns, trotz aller Vernunftpredigten, der Zweikampf

nicht weichen will. Das Feudalwesen hat ihn groß gezogen, die Monarchie hat ihn übernommen und geheiligt. Unter den trogigen Pflanzern und Ansiedlern Amerikas kommt er freilich auch noch vor und zwar oft in seiner ärgsten rohsten Gestalt, aber diese schlechte Erbschaft aus Europa wird dort als Wahnsinn vom Gesetz behandelt und rücksichtslos verdammt.

In der Schweiz tritt die kaltblätige, rechnende Verständigkeit des Volks, die Nüchternheit seiner Sinnesart und seine ganze Zusammensetzung und Geschichte dagegen auf. Die Elemente, welche sich in großen Staaten auf Zweikampf einlassen, fehlen diesen kleinen Schweizerrepubliken. Selbst die Patrizier, mit Ausnahme der Berner, waren nichts als Handelsleute und diesen sowohl wie den Hauptlingen in den Bergen, den Bankiers, den Fabrikanten und dem ganzen Mittelstande, welcher jetzt zur Herrschaft gelangt ist, fällt es nicht ein, sich zu schießen oder zu flehen.

Aber in ihren Gebirgen schweifen die Glarner viel mit dem Gewehr umher, denn die Jagd ist frei, wie überall in der Schweiz, oder sie kostet doch nur wenige Gulden für einen Jagdschein. Allein wenn auch hohe und wilde Alpen genug vorhanden sind, so fehlt es doch meist an Wild hier. Gemsen hat

es auf dem Glärnisch, am Tödi, Selsbaust und überall früher viel gegeben, die Schützen haben sie jedoch dermaßen vermindert, daß seit mehreren Jahren schon es gesetzlich verboten ist, sie zu schießen und eine etwas seltsame Verordnung nicht allein den Schützen in Strafe nimmt, sondern auch jeden der Gemsenfleisch kauft und ißt. Man will die Gemsen sich wieder vermehren lassen und dies soll auch wirklich der Fall sein, obwohl trotz aller Verbote doch sicher manche dieser scheuen Antilopen niedergeschossen und verzehrt wird. Zuweilen kommt auch im Winter ein Bär von Graubünden herüber, und man erzählte mir, wie vor einigen Jahren ein Mann, der ein Gewehr mit Schrot zur Vogelsagd geladen in der Hand trug, plötzlich dicht vor einem fürchterlichen Ungeheuer stand, das er gar nicht kannte. In seiner Angst schoß er sein Gewehr darauf ab und stürzte die Berge hinunter zu Freunden, denen er sein Abenteuer mittheilte. Man eilte hinauf und fand zum allgemeinen Erstaunen, aber auch zur allgemeinen Freude einen großen todten Bären. Die Schrotten waren ihm ins Auge gefahren und hatten sein Leben, das sonst so zäh ist, augenblicklich beendet.

Wenn man die finstern hohen Berge betrachtet, welche den wolkenthätigen See umringen, diese bis zum ewigen Schnee aufsteigende mächtige Bildniß,

welche zahllose jädige Häupter in Nähe und Ferne aufstreibt, glaubt man, daß hier noch immer manch wildes Gethier nisten müsse. Aber Alles und Jedes hat seinen Herrn. Das Leben hat sich überall eingedrängt und die räuberischen wilden Bestien, die Bären und Luchse, können kaum noch einzeln in den tiefsten Wäldern Graubündtens, oder in den unzugänglichsten Felsklüften der Hochalpen ihre Wohnungen aufschlagen. Auch die großen Lämmergeier, von deren kinderräuberischen Begierden man so viel Fabeln erzählt, kommen nur noch sehr spärlich vor. Es ist allerdings wahr, daß sie zuweilen auf kleine Kinder Jagd machen, die schutzlos auf den Alpen am Boden liegend schlafen, während ihre Mütter in der Nähe arbeiten, aber das ist sehr selten vorgekommen. Häufiger werden junge Lämmer und Ziegen ihre Beute; der häßliche starke Räuber ist jedoch glücklicher Weise so wenig zahlreich, daß sehr viele Schweizer gewiß eben so wenig jemals einen erblickten, als ich selbst ihn gesehen habe.

An den wallenflätter See kommen die wenigsten Fremden und doch ruht er erhaben und herrlich zwischen seinen senkrechten Felsenmauern. Unter allen Schweizerseen hat er den düstersten Charakter. Keine Fahrstraße geht an ihm hin. Die hohen Wände von Kalkstein fallen in äußerster Steile in seine dunklen

Wasser, und wer nicht über den See schiffen wollte, müßte auf schwindelnden Saumpfadern über das Gebirge oder einen weiten Umweg durch den Kanton St. Gallen machen, um ins Rheinthal hinabzusteigen. Der See bildet einen merkwürdigen Wasserpasß, doch dieser wird durch das Dampfschiff, welches von Wesen nach Wallenstadt führt, sehr erleichtert, denn mit seiner Hülfe ist man in einer Stunde, die im Anschauen der romantisch schönen Umgebungen schnell vergeht, jenseit angelangt, und kann auf bequemen Kunststraßen nun leicht die Reise nach Graubünden, Italien, Borarlberg oder Tyrol fortsetzen.

V. Kapitel.

Der Bodensee und seine Felsenküste — Fabriken zwischen dem
 nackten Gestein — Passstraße nach Graubünden — Römische Colonien —
 Das Rheintal — Zahlreiche Schlösser und Burgruinen — die grauen Hör-
 ner, die Kurfürsten, die Valtersletzte und die Appenzeller Gebirge — der
 Kanton St. Gallen — Einschließung der beiden kleinen Halbkantone
 Appenzell durch jenen Kanton — Merkwürdige Gegensätze in Beschäftigung,
 Leben und Sitten der Bewohner — Entstehung des jetzigen Kantons St.
 Gallen — Alte Geschichte — Verfassung von 1831 — Witz des Volks bei
 allen Gelegenheiten — Das enge und engherzige Gemeindeglied in der Schweiz
 als Hauptursache der Verknüpfung der Zustände und vorzüglichstes Hinder-
 niß einer staatlichen Einheit — Familieneinfluß und Familienverbindungen
 — Trennung der katholischen und protestantischen Bevölkerung in St. Gallen
 — Trennung nach Concessionen — Einwirkungen der Religionsverschieden-
 heit auf die Wahlen und Zusammensetzungen des großen Rathes und der
 Behörden — Kampf der radikalen und ultramontanen Parteien — Einwir-
 kungen der Priester und Mönche — Die liberalen Fabrikanten und aufstei-
 genden Katholiken — St. Gallen im Begriff dem Übergewicht der Ultra-
 montanen zu erliegen — Landammann Baumgartner — Die Industrie und
 der Handel — Großer und kleiner Rath — Protestantische und katholische
 Behörden — Justiz und Gerichte — Staatseinnahmen und Ausgaben —
 Weg durch das Toggenburg — Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes —
 Große Baumwollenindustrie, Färberei- und Musselinarbeiten — Toggen-
 burger Bauart der Häuser — Weizenbäcker und Kuranstalten — Das Ap-
 penzeller Land — Aussen-Rhoden und Innen-Rhoden —
 Merkwürdige Verschiedenheit des protestantischen Aussen-Rhoden und des
 katholischen Innen-Rhoden — Industrie und Hirtenleben — Gerissen-
 Appenzeller Tracht — Alte Geschichte — Verfassungen der Halbkantone —
 Organische Verfassungsentwicklung und Fortschritte zur neuen Zeit in Aussen-
 Rhoden — Tragen — Schulen und Kirche — Die Rhoden — Landrath und
 Hauptorte — Gemeinden, Genossenschaften und Almenden — Gemein-
 derausschüsse in Aussen-Rhoden — Familienorgane in Innen-Rhoden —
 Gerichtsverfassung im alten Lande — das Landbuch von 1585 — Unmög-
 lichkeit der Zustände in Innen-Rhoden mit den Vorkantantonen am Bodensee
 — Unmöglichkeit das Landrecht zu erwerben — Religiöse Un-
 duldsamkeit — Leben der Hirten auf den Alpen — Bettelerei — Erkrankung
 des Volks — Der Marktsiedler Appenzell — Die sogenannte Freiheit
 des Volks — Die Landgemeinde — Gerichts- und Gefängniswesen — Bei-
 strafe der Criminal-Justiz der kleinen Kantone — Brandstiftungen und Kin-

dermord — Suchthaus beim Todtengraber in Appenzell — Spiele der Hirten in Appenzell und im berner Oberlande — Verkümmern der Volksspiele in der Schweiz — Fröhllicher Sinn der Appenzeller — ihr Witz und ihre Grobheit in der ganzen Schweiz berühmt — Sprache der Hirten — Unterschiede in Aufen-Rhoden und in St. Gallen — Die Stadt St. Gallen — Industrie und Regsamkeit — Öffentliche Anstalten — Bildung und Reichthum — Reizende Umgebungen — Der Kreuzenberg — Blick auf den Bodensee und auf die Gebirge — Schöne Landstraßen — Der Rhein — Geroldsberg — Tyrol — Adärien — Der Marktsiedel Ragaz — Das Thal der Tamina — Bad Pfeffers — Der Taminaöchlund — Das Kloster.

Der wallenstätter See gehört zum größten Theil dem großen Kanton St. Gallen, einem der bemerkenswerthesten unter den Freistaaten der Schweiz. Daß St. Gallen bedeutende Fabriken besitzt, merkt man gleich hier am See, denn dicht unter den Felsen der Ufer liegen mehre große Baumwollenspinnereien, die einen eigenthümlichen Contrast zu der wilden Nacktheit des Gebirgs bilden. Industrie und Hirtenleben in der engsten Umschlingung auf kleinem Raum, das ist ein merkwürdiges Verühren, welches man in Glarus schon trifft und das hier sich fortsetzt. Die rohen Waaren müssen zu Wasser in die Fabriken geschafft, die fertigen wieder in Kähnen von dort abgeholt werden. Keine Straße führt dahin; auf dem öden Felsufer liegen die Gebäude wie Inseln in einer unermesslichen Wüste, die von der Welt abgeschnitten ist. Aber das ist nur Schein. Die Industrie öffnet sich Wege, welche von hier aus bis in die fernsten Länder reichen, und die armen Leute, tief in den Bergen, kommen um zu arbeiten

und finden wenigstens ein Stück Brod, was sie sonst nicht zu erhalten wüßten.

Hier am See liegen auch noch mehre uralt römische Colonien, denn die Römer haben lange hier geherrscht, zuerst in dieser Wildniß Ordnung geschafft und wohl verstanden, welche Wichtigkeit dieser Paß für sie hatte. Die Namen der Orte: Terzen, Quarten, Quinten deuten ihren Ursprung an. Jetzt sind es kleine stille Gemeinden, die vielen Obstbau treiben. Mais wird überall gebaut und das ganze Land bis an den Rhein, wie das schöne fruchtbare Rheinthäl selbst, das zum Bodensee hinabläuft, ist so reich und blühend, daß es zu den lieblichsten und mildesten Gegenden der Schweiz gehört.

Es ist schön das breite Thal hinauf zu wandern, wo guter Wein wächst, große Saatsfelder sich ausdehnen und überall Gärten und Gehege voll Frucht-bäume stehen, welche wohlhabende und zahlreiche Gemeinden umschließen. Eine prächtige Landstraße zieht das Rheinthäl hinab, eine andere läuft hoch an den appenzeller Bergen bis zu Wildhaus, dem Geburtsort des Reformators Zwingli, hinauf und führt dann in das schöne industrievolle Toggenburg, wo die Thur zwischen lieblichen Thälern hindieft. Der Rhein bildet die Grenze zwischen dem Kanton, dem kleinen Fürstenthume Lichtenstein und Vorarlberg, welche das

rechte Ufer bis zum Bodensee besigen. Bergketten steigen hier auf, welche 6 bis 8000 Fuß hoch, sich je näher zum Bodensee, je mehr verflachen. Zur Linken liegen die St. Galler Gebirge: die grauen Hörner, die Kurfürsten, die Balfrieskette, ein wildes Gewirre von nackten zerrissenen Häuptern, die zum Theil den wallenstättler See umkränzen, und ihnen schließen sich die appenzeller Gebirge an, deren spitzes Haupt, der hohe Säntis, zuweilen aus Wolkenkränzen scharf und glatt in den Himmel steigend, sichtbar wird. Der Rhein fließt breit durch ein flaches, sandiges Bett, aber zu seinen beiden Seiten liegen viele alte Burgruinen auf Hügeln und Felsvorsprüngen, welche die mittelalterliche Romantik der Ritterzeiten in den Reisenden aufwecken. Hier ist der rechte Boden dafür, denn hier vor Allen, im Rheinthale und durch Graubünden bis tief in den Schooß der finstern Gebirgsthäler, findet man eine zahllose Menge von Schloß- und Klosterresten. Graubünden allein hat deren Hundert und einige Sechszig aufzuweisen, die oft wunderbar kühn auf Felsenfirnen oder Klippen im Strom gebaut mit ihren hohen Thürmen, ihren Mauerkronen und zerschmetterten Bogen ein Gefühl der Genugthuung in dem Wandrer erwecken, wenn er denkt, daß die Zeiten vorüber sind, wo ein räuberischer Adel dort nistete,

und doch hängt sein Blick oft in Bewundrung und Erstaunen an diesen gewaltigen Trümmern, die ihr Fürchterliches verloren haben und nun eine malerische, poetische Zierde des Landes geworden sind.

Wenn man eine Karte der Schweiz betrachtet, sieht man sogleich, welche Wichtigkeit der Kanton St. Gallen hat, denn er ist der Grenzkanton gegen Oesterreich und mit seinem Hafenplatz Rorschach am Bodensee der wichtigste Vermittler des Schweizerhandels mit Baiern und Württemberg, die von Lindau und Friedrichshafen aus einen äußerst lebhaften Verkehr quer über den mächtigen See führen und, wie wir gesehen haben, die ganze östliche und nördliche Schweiz mit Getreide, Vieh, Butter u. s. w. versorgen. Man sieht aber auch zugleich, daß St. Gallen, seltsamer Weise, einen anderen Kanton, den kleinen Kanton Appenzell, welcher wieder in zwei Halbkantone zerfällt, ganz und gar umkreist oder einschachtelt, und so findet sich hier was sich weder in der Schweiz, noch sonst wohl irgendwo wiederholt, daß ein Staat, der im Ganzen ungefähr 160,000 Einwohner besitzt, doch groß genug ist um zwei andere einzuschließen, deren Staatsleben ganz verschieden von dem seinen und eben so verschieden unter sich ist; deren Einwohner sich durch Sitten, Gebräuche, Geseze, Religion, Thätigkeiten und Erwerb, selbst

durch Sprachidiom von einander unterscheiden, seit Jahrhunderten abgrenzen und charakteristisch trennen, ohne daß eine Ausgleichung oder Vermittlung erfolgen konnte. Wenn irgend etwas beweist, daß das Staatsleben der Schweiz nichts ist als ein enges, kleines Gemeindegelben, in dem Jeder für sich und nicht einmal derselbe Gott für Alle sorgt, so beweisen es diese Zustände, in denen man geboren sein muß, um nicht davor oft einen gewissen Schauer zu empfinden.

Der jetzige Kanton St. Gallen ist aus vielerlei Landestheilen zusammengesetzt, die früher ganz verschiedene Herren und darum ganz verschiedene Schicksale hatten. Zur Römerzeit gehörte er zu Rhätien, dann zu Allemannien, später theilten sich die Abte von St. Gallen, die Grafen von Toggenburg und Werdenberg, nebst manchen andern Baronen, darin. Die Appenzeller, des äbtliden Drucks müde, machten sich im Jahre 1400 frei; auch die Stadt St. Gallen riß sich 1452 los und trat zur Eidgenossenschaft; aber das Landvolk gehörte dem Stift und um das Toggenburg schlugen sich die Eidgenossen selbst in blutigen Fehden. Landvoigte regierten die Unterthanen der alten Orte und erst mit der französischen Revolution hörten deren Bedrückungen und die Unterthanen-Länder auf. Die helvetische Repu-

blit schuf aus dem jetzigen St. Galler Gebiet den Kanton Linth und den Kanton Säntis; die Mediationsakte zog dann die sämtlichen Lande zusammen und machte den Kanton St. Gallen daraus. Im Jahre 1814 hatten nun freilich die alten Herren und Eigenthümer nicht übel Lust die verlorenen Unterthanen wieder an sich zu nehmen; allein als die St. Galler sich zum entschlossenen Widerstande bereit zeigten, blieben sie ein selbständiger Staat und wurden von der Bundesakte als solcher anerkannt. Von 1814 bis 1831 galt die damals bestehende Verfassung, durch welche sich eine Handels- und Besitzaristokratie als Herrscher im Lande zu halten wußte, aber die Julirevolution warf sie auch hier nieder, und ein neues Staatsgrundgesetz wurde eingeführt, welches St. Gallen in die Reihe der liberalen oder radikalen Kantone stellte.

Die Grundlage dieser Verfassung war die Souverainität des Volks, gleiche Berechtigung aller Bürger, Freiheit der Presse, Öffentlichkeit, gänzliche Trennung der richterlichen Gewalt von der vollziehenden, Freiheit der Gewerbe und des Handels, gänzliche Gleichstellung der Katholiken und Protestanten, kurz alle die Bedingungen bürgerlicher Freiheit, welche in den bestorganisirten Staaten der Schweiz zu finden sind. Die Verfassung gab aber dem Volk noch eine besondere Gewährleistung der Freiheit dadurch,

daß die Anerkennung aller Gesetze über bürgerliche und peinliche Gesetzgebung und dahin einschlagende Staatsverträge, über Abgaben, Gemeindefwesen und Militairwesen, durch das Volk erfolgt. Sämmtliche vom großen Rath erlassene Gesetze können erst 45 Tage nach ihrer Bekanntmachung in Kraft treten, wenn bis dahin von Seiten des Volks kein Einspruch geschieht. Treten in einer politischen Gemeinde 50 Bürger zusammen, welche gegen das Gesetz sind, so muß eine Gemeindeversammlung gehalten werden, in der die Majorität entscheidet, ob gegen das Gesetz protestirt werden soll. Ist dies der Fall, so werden die Stimmen vom Gemeindeamman gezählt und Majorität wie Minorität dem Bezirksamman mitgetheilt, der sie dem kleinen Rath einschickt. Dies geschieht in allen Gemeinden die sich gegen ein Gesetz erheben. Beläuft sich nun die Zahl derjenigen Kantonsbürger, welche wider das Gesetz stimmen, auf eine Stimme über die Hälfte, so ist das Gesetz verworfen.

Man sieht leicht ein, daß es in den meisten Fällen schwerlich dahin kommen wird, daß die Gemeinden in Majorität ihr Verwerfungsrecht geltend machen, um so mehr, da in der Schweiz ein eigentliches politisches Leben in der Masse des Volks selbst so wenig bemerkbar ist; allein trotz dem ist dies Recht

doch ein sehr kostbares, denn in allen bedenklichen Fällen wo ein Gesetz die Freiheit bedroht oder zum Vortheil einer gewissen Klasse und zum Schaden des Ganzen durchgesetzt werden soll, ist ein Mittel da, durch welches das Volk sein Recht bewahrt und den großen Rath und kleinen Rath unter Controle hält. Andererseits aber ist dies Volksveto auch wieder äußerst gefährlich, wenn man bedenkt, welche Macht alles Gute und Zeitgemäße zu hindern damit in die Hände einer rohen, unwissenden und abhängigen Menge gelegt werden kann, die der Spielball einer ehrgeizigen Fraktion oder einer fanatischen Priesterschaft ist.

Immer von Neuem drängt sich bei Betrachtung der schweizer Kantone die Überzeugung auf, daß die Republik entweder die Form für die Urfänge eines Staatslebens oder für dessen höchste Vollendung ist. In ihr wird das höchste Maß aller sittlichen und menschlichen wahrhaften Freiheit erreicht. Aber dazu gehören Wesen, die auf einer sittlich hohen Stufe stehen; Kulturvölker die wenigstens eine Majorität von einsichtsvollen, weisen und guten Bürgern besitzen, damit Gerechtigkeit und Menschenliebe auf Erden walte. So lange dies nicht der Fall ist, wird die Republik der wahrhaften Freiheit der Völker wenig helfen. Das eigentliche Volk wird so arm, elend

und geplagt darin sein, wie in der Monarchie und vielleicht noch ärger, denn unwissend wie es ist, wird es die Beute ehrgeiziger Intriguanten, und wem Anders fallen die Vortheile seiner Freiheit zu, als der Geld und Gut besitzenden Klasse? Was wahrhaft zu loben ist, wird daher sich auf die Billigkeit des Staatshaushalts beschränken; auf den Mangel eines Adels, der mit Herrentiteln prahlt und darauf hochmüthige Ansprüche gründet; auf den Mangel einer kostspieligen Bürokratie, der geschmeidigen Dienerin des Absolutismus; endlich auf den Mangel einer Soldatenlast, die im Frieden das Mark der Völker verzehrt, und zuletzt auf den Mangel an Fürsten und fürstlichen Höfen, nebst Allem was darum und daran hängt.

Nie muß man die großen Vorzüge verkennen, welche die Schweiz damit besitzt. Die Anklage darf sich nur dagegen erheben: Warum das Volk trotz seiner Freiheit so wenig herausgebildet, so engherzig in seinen Ansichten, so wenig befähigt einen großherzigen Gedanken zu fassen, so wenig geneigt ist sich zu einem Staatsleben zu erheben? Und warum hat die freie Presse nicht die Köpfe aufzuklären vermocht? Warum ist in den meisten dieser freien Kantone so wenig für den Unterricht gethan? Warum sind gerade hier in so vielen Republiken Pfaffen und

Mönche, Junker und Aristokraten noch immer Meister, wie in Valais, in Freiburg, in den inneren Kantonen, wo das Volk zum größten Theil einen verdummten, fanatischen Haufen bildet, der die Freiheiten seiner Verfassungen nur benützt, um alle Freiheit mit Füßen zu treten?

Die Auflösung aller dieser Fragen liegt durchaus in dem engen und engherzigen Gemeindeleben und in der Kleinheit der Kantone. Ein Freistaat muß groß sein, damit keine Familienoligarchien darin entstehen können und die Bildung breite und weitverzweigte Wurzeln werfe. Diese kleinen Staaten aber sind zuweilen großen Dörfern zu vergleichen, in denen der Schulze und ein paar wohlhabende Bauern das Scepter führen und nach altherkömmlichen Dorfgebräuchen ihr Amt verwalten. Der Familieneinfluß und die Familienverbindungen bieten Hemmnisse von ganz eigenthümlicher Art und machen die Intrigue zur Herrscherin. Wäre die Schweiz ein großer einiger Staat, könnte sie Theil nehmen an der Weltgeschichte, oder wäre sie auch nur, was sie sein könnte, ein Bundesstaat; vermöchten die wohlthätigen Absichten ihrer besten Patrioten und edelsten, tüchtigsten Männer durchzubringen, so würde sie den Völkern ein großes Beispiel werden. Es fehlt hier nicht an warmen Freunden der Freiheit, sie finden sich überall,

aber das eigentliche Volk in der Schweiz, der wahrhafte Träger der Demokratie, ist nicht dazu geeignet, nicht dazu herangebildet ihre Gedanken zu verstehen.

Die St. Galler Verfassung enthält mehr, auf völlige Gleichheit abzielende Bestimmungen, welche ihr republikanisches Wesen und ihre neue Entstehung beweisen. Der Artikel 4 erkennt weder Vorrechte des Orts, noch der Geburt, noch der Familie, noch der Person oder des Vermögens an. Der Gebrauch von adeligen Titeln und Bezeichnungen in öffentlichen Akten und Verhandlungen ist daher unzulässig. Das Tragen von Orden u. s. w. in amtlicher Stellung ist ebenfalls untersagt und im Art. 20 hinzugefügt, daß, wer Titel, Orden, Befoldungen und Jahrgelalte von auswärtigen Mächten annimmt, wie alle Personen, welche in ausländischen Diensten stehen, dadurch von allen Ämtern und Stellen im Kanton ausgeschlossen sind. Alle unbescholtenen Kantonbürger üben mit Antritt des 21sten Lebensjahres ihre politischen Rechte aus. Almosenempfänger, Falschmünzler und sittenlose Bürger sind davon ausgeschlossen.

Der Kanton ist in 15 Bezirke getheilt, welche die 150 Mitglieder des großen Rathes nach Maßgabe ihrer Größe und Bevölkerung wählen. Die Hauptstadt St. Gallen mit 9500 Einwohnern wählt

15, aber drei davon müssen aus dem Kanton und einer von diesen wenigstens ein Katholik sein.

Man sieht wie die Religionsverhältnisse in die Organisation der Gesellschaft eingreifen und in der That ist die gemischte Bevölkerung des Kantons, welche zu $\frac{2}{3}$ aus Katholiken besteht, ein schwerer Übelstand für die Wohlfahrt des Staats. Denn durch die ganze Verfassung zieht sich, wie ein schwarzer Faden, die confessionelle Trennung, und statt keine Rücksicht auf die Religion der Staatsbürger zu nehmen und es dem Volke frei zu stellen, wem es sein Vertrauen bei den Wahlen schenken will, hat die Constitution genau vorgeschrieben, wie viele Mitglieder protestantischen oder katholischen Bekenntnisses in dem oder jenem Bezirke gewählt werden sollen, so daß 88 Katholiken und 62 Protestanten den großen Rath bilden.

Die Trennung nach Confessionen wird aber vollständig durch den Artikel 22 der Verfassung, welcher bestimmt, daß jede Religionspartei gesondert ihre religiösen, matrimonialen, kirchlichen und klösterlichen Verwaltungs- und Erziehungsangelegenheiten besorgt, und dieser unglückliche Paragraph ist für St. Gallen schon ein Quell unendlicher Streitigkeiten und tiefen Unfriedens geworden. Er ist der

Haken, an den sich der Ultramontanismus und die römische Propaganda hängt, welche in den letzten sechs Jahren den Kanton, der bis dahin in großer Majorität liberal war, immer weiter zurückdrängt und mit Hülfe der Priester und der reuig Bekehrten es so weit schon gebracht hat, daß der große Rath, von dem die Entscheidungen über Beschlüsse, wie in allen Repräsentativ-Kantonen der Schweiz, zumeist abhängt, schon seit längerer Zeit nichts mehr durchzusetzen vermag, sondern mit 75 gegen 75 Stimmen eine seltsame Gleichheit zeigt, die durchs Loos entschieden werden muß, welches oft genug sich für die Gegner des Fortschritts erklärt.

Gelingt es ihnen nur noch einen gläubigen Großrath zu erlangen, so steht St. Gallen in allen politischen und religiösen Fragen, welche das Gemeinwohl der Eidgenossenschaft treffen, bei der katholischen Partei, und dies würde längst der Fall sein, wenn die Stadt St. Gallen nicht wäre, und die reichen großen Fabrikanten und Kaufleute dort, wie im gewerbsamen Toggenburg und im Seebezirk. Diese mit ihrem Einfluß auf Arbeiter und Volk gleichen bis jetzt das Übergewicht der katholischen Bevölkerung, und was Priester und Priesterfreunde thun, aus, aber ganz ersichtlich wird

es nicht lange mehr dauern, bis die Priesterpartei siegt, denn immer mehr neigt sich der Kanton ihnen zu.

Man muß jedoch nicht denken, daß die Protestanten es allein sind, welche hier wie in manchen anderen Kantonen von gemischter Bevölkerung dem römischen Priestergeist widerstreben. Die aufgeklärten Katholiken thun dies mit noch größerer Entschiedenheit und, wie wir an den ganz katholischen Kantonen Solothurn und Tessin sehen, giebt es katholische Staaten in der Schweiz, deren freisinnige und einsichtsvolle Magistrate wohl erkennen, wohin der Pfaffenunfug führt, und daher ihr Volk mit aller Kraft vor dem drohenden Schicksal der Unterjochung zu bewahren streben.

In St. Gallen regte sich nach Annahme der neuen Verfassung ein eben so liberales Streben, die Kirche zu reformiren, die Klöster aufzuheben und römischen Einfluß und Priesterherrschaft zu vernichten, wie in Luzern. Ein ehrgeiziger und kühner Mann, Herr Baumgartner, den ich schon früher erwähnte, wurde die Seele aller Reformen, vertheidigte alle Beschlüsse, welche er hervorrief, öffentlich durch Wort und Schrift und wandte seine bedeutenden Talente und Kenntnisse an, um der römischen Kirche der gefährlichste Gegner und der erste Kadisak in St.

Gallen, wo möglich in der Schweiz zu sein. Seine Überredungskünste bewogen einen Theil der Mönche des reichen, großen Benediktinerklosters Pfäfers in die Aufhebung desselben zu willigen. Der Staat gab den Patres Jahrgelder und zog die Einkünfte ein, deren Verwendung für Kirche und Schule oder allgemeine Staatszwecke Gegenstand heftiger Streite geworden ist, aber der Landammann Baumgartner vertheidigte die Klösteraufhebung sammt der badner Conferenz, wie Alles und Jedes, was wider die Priester geschah, und damals jubelte die radikale Partei über den aufgeklärten Katholiken. Als aber Zürich und Luzern gefallen waren, fiel auch er von seinen bisherigen Grundsätzen ab und jetzt gäbe er viel darum, säßen in Pfäfers noch die Mönche und hätte er nie sich mit Freiheits- und Aufklärungsgedanken abgegeben.

Dieser Herr Baumgartner ist ein würdiges Seitenstück zu Siegwart Müller in Luzern und er mag das Haupt des Sonderbundes und katholischen Kriegsrathspräsidenten oft heimlich beneiden; allein in St. Gallen läßt sich eine solche Rolle niemals spielen, denn selbst wenn die liberale Partei in die Minorität kömmt, kann doch kein Luzern daraus werden. Die mächtige und reiche protestantische Bevölkerung bildet hier einen Damm, der sich nicht durch-

brechen läßt; viele verständige und tüchtige Männer wohnen im Lande, dessen Bevölkerung weder so abgeschnitten von der Welt, noch so ganz und gar von Ackerbau und Viehwirthschaft lebt, vielmehr zum guten Theil aus Fabrikarbeitern besteht. Mehr als 30,000 Menschen beschäftigt allein die Weißzeugweberei und Stiderei; die Baumwollenfabriken enthalten 90,000 Spindeln; dazu kommen große Druckereien, Schnellbleichen, Rothfärbereien, Baumwollenweberei, Wollenzeug-, Leinen- und Halbsidenfabrikation u. s. w. Viele kleine und größere wohlhabende Orte sind in allen Gegenden des Kantons und dieser selbst enthält nur in seinem kleinsten Theile Hochgebirge. Der größere Theil ist bergig ohne gebirgig zu sein, voll herrlicher Matten und schöner Thäler, die einen milden, freundlichen Naturcharakter haben. Wo aber Handel und Industrie blühen und die Protestanten einen geachteten und wohlhabenden Theil des Volks bilden, da kann so leicht der römische Priestergeist nicht seine finsternen Flügel über Alles decken und auf die Dauer nicht triumphiren. Der angesehenste und tüchtigste Mann der liberalen Partei ist der Regierungsrath Hungerbühler, und mit ihm verbinden sich viele der ersten und reichsten Männer, auch katholischen Glaubens, und kämpfen gegen die andringende schwarze Schaar und deren jetzigen Führer, Baum-

gartner, welcher Gegenstand so heftiger Vorwürfe und gerechter Entrüstung ist, wie sie in der Schweiz außer ihm nur noch Siegwart Müller treffen. „Er ist ein Mann von eiserner Stirn,“ sagte mir ein Herr, den ich besuchte, „sonst müßte er ohne zu erröthen nicht die Augen aufschlagen und Einen von uns ansehen können. Jedes Wort, was er jetzt zu Gunsten der Pfaffen spricht, ist mit seinen eigenen früheren Aussprüchen zu widerlegen, und wir lassen es nicht daran fehlen. Aber er schlägt reuig an seine Brust, seufzt über die Irrthümer seines Lebens und freut sich der Gnade des Lichts, in welchem er jetzt wandelt. Von bekehrten Sündern und vollendeten Heuchlern ist nichts zu hoffen; glücklicher Weise ist unser Volk aber nicht so dumm, wie das Luzerner. Es kann sich doch nicht darin finden, daß ein und derselbe Mann jetzt für Lüge und Sünde erklärt, was er vor wenigen Jahren als einziges Heil und unumstößliche Wahrheit bewiesen hat, und so steht es denn mit der Achtung schlecht, auf welche in Republiken Alles ankommt.“

Unter den jetzigen Umständen dürfte es aber freilich der liberalen Partei schwerlich gelingen, die Fehler der Verfassung zu verbessern und die Trennung der Confessionen aufzuheben. Die Verfassung kann revidirt werden, wenn 10,000 Kantonsbürger

es verlangen, oder von 6 zu 6 Jahren, wenn keine Revision in dieser Zeit Statt gefunden hat, oder auch, wenn der große Rath es für nothwendig erachtet, die Verfassungsreform an das Volk zu bringen. Die Majorität des Volks entscheidet auf jeden Fall, und diese Majorität wird sich jetzt, wo Alles voll Mißtrauen ist, wo Pfarrer und Priester einen so großen Einfluß auf die Mehrzahl der Katholiken ausüben, nicht für eine freisinnige, aufgeklärte Einigung aussprechen.

Es giebt in St. Gallen ein katholisches Großrathskollegium, einen katholischen Administrationsrath und einen katholischen Erziehungsrath. Von evangelischer Seite dagegen: ein evangelisches Großrathskollegium, eine Synode der Geistlichkeit, die mit gleichen Rechten wie in Zürich und Thurgau versehen ist, einen evangelischen Centralrath, einen Kirchenrath und einen Erziehungsrath. Durch diese Behörden, in deren Händen Kirche und Erziehung des Volks liegen, löst sich die Staatsoberaufsicht fast in Nichts auf und man kann denken, daß sie sich eifersüchtig und oft feindlich gegenüberstehen. Der Staat steuert jeder Confession jährlich 4000 Gulden zum Erziehungswesen bei, alles Übrige wird von den Gemeinden aufgebracht und von den confessionellen Behörden angewandt. Diese Einrich-

tungen sind ganz eigenthümlich. Sie übertragen einen großen Theil der Staatsmacht den beiden Religionsparteien, denen sie Gelegenheit bieten, mit ihren Streitigkeiten und religiösen Vorurtheilen die Einheit des Staates und dessen Fortentwicklung zu vernichten.

Zwei Mönchs- und zehn Frauenklöster bestehen noch jetzt im Kanton und sind nicht geringe Anhaltspunkte für die Bestrebungen der katholischen Partei, welche St. Gallen ganz besonders zum Gegenstand ihrer Bestrebungen gemacht hat, damit es von den liberalen Kantonen sich entschieden abwende und ganz in die Reihe der Gegner aller Reformen in der Schweiz trete. In Aargau haben sie ihr Spiel so ziemlich verloren, dafür halten sie St. Gallen um so fester und hier ist mehr für sie zu erwarten.

Die Einrichtungen der Regierungsform sind in St. Gallen fast ganz dieselben, wie in anderen großen Kantonen. Die Mitglieder des großen Rathes werden jedoch hier aus Staatsmitteln für ihre Mühwaltungen entschädigt, und dies ist ein Vorzug der Verfassung, denn sie erweitert damit den Kreis der Wählbaren und setzt Unbemittelte in den Stand, die Wahl annehmen zu können.

Die eigentliche Regierung führt ein vom großen Rath eingesetzter kleiner Rath aus sieben Mit-

gliedern. Aus diesen wählt der große Rath auch den Präsidenten derselben, den Landamman; eben so wählt der große Rath aus allen wahlfähigen Bürgern die Mitglieder des Kantongerichts, des Kriminalgerichts und des Kassationshofes und deren Präsidenten. Der große Rath ist somit, als Vertreter des souverainen Volks, der Quell aller Macht und die erste und wichtigste Behörde des Staats.

Die Mitglieder der Bezirks- und Untergerichte werden von den Bezirksgemeinden gewählt; die Friedensrichter und Gemeinderäthe wählen die Gemeinden. Die Mitglieder des großen Rathes bleiben zwei Jahre im Amte, die des kleinen Rathes vier Jahre, die Mitglieder der oberen Gerichtshöfe sechs Jahre. Die Amtsdauer des Landammans währt nur sechs Monate und für die nächsten zwei Amtsdauern ist er nicht wieder wählbar.

Auf diese Weise will die Verfassung dem übermächtigen Einfluß einzelner Männer vorbeugen, der freilich darum nicht ausbleiben wird; eigenthümlich aber ist auch die Stellung der Gerichte in St. Gallen, welche nur das Urtheil finden, dies aber nicht vollziehen, was nach dem Artikel 80 der Verfassung nur dem kleinen Rath, d. h. der Regierung zusteht. In der Urtheilsfindung sind die Gerichte vollkommen unabhängig und haben dazu für den Civilproceß

eine Unmasse alter Rechte und Rechtsvorschriften, welche seit vier Jahrhunderten aufgestapelt sind; für den Strafproceß besitzet der Kanton seit 1839 ein neues Gesetzbuch, das endlich Pranger, Brandmarlung, Schandsäule, Infamie und öffentliche Zwangsarbeiten abgeschafft und die Todesstrafe nur für den Mord beibehalten hat.

Wenn man den Kanton durchwandert, dessen größte Länge 15 Stunden bei einer Breite von 12 Stunden beträgt, erstaunt man wie gut dieser kleine Staat für treffliche Landstraßen, Brückenbauten und Ausführung anderer öffentlichen Arbeiten gesorgt hat. Da ist Keiner, der unnützerweise Unterhalt begehrt und aus den Töpfen der Staatsbürger reichlich versorgt werden müßte, darum können auch die Einkünfte des Staates zum allgemeinen Besten vortheilhaft verwandt werden, und diesen Ruhm muß man der Regierung des Kantons zusprechen. Sie sorgt mit Eifer für Erhaltung und Vermehrung des materiellen Wohls ihrer Angehörigen, sucht Handel und Gewerbe zu mehren, die Bodenkultur zu heben, den Viehstand zu verbessern und giebt darüber in ihren Amtsberichten, deren mehrere vor mir liegen, eine ausgedehnte und sorgsame Rechenschaft. Öffentlichkeit ist überhaupt ein Princip dieser Regierung, und wohl steht es ihr an, daß sie die Freiheit der

Presse nicht mit gehässigen Pressproceffen angetastet, sondern deren verfassungsmäßiges Recht stets beschützt hat.

Die Einnahmen des Staates betragen durchschnittlich 350,000 Gulden; die Ausgaben eben so viel. In den letzten Jahren haben die Einnahmen die Ausgaben bedeutend überschritten, was früher nicht der Fall war, wo fast immer ein Defizit übertragen werden mußte.

Die Einnahmen fließen aus Zehnten, Stempelsteuer, Salzregal (45,000 Gulden), Postregal (25,000 Gulden), Eingangszöllen nebst Wege- und Brückengeldern (70 bis 80,000 Gulden), Getranksabgaben (30,000 Gulden), Wirthschaftspatenten (10,000 Gulden), Vermögens- und Einkommensteuer (70,000 Gulden). Jagdpatente, Hausirpatente, Niederlassungspatente u. s. w. bringen kleine Summen ein.

Die Haupteinnahmequellen des Staates sind, wie man sieht, Post- und Salzregal, die Zölle und die Vermögens- und Einkommensteuer, welche zusammen $\frac{1}{4}$ des ganzen Betrages beschaffen. Es liegt in dem Steuerverwesen der schweizer Staaten eine große Gleichförmigkeit der Besteuerungsarten. Post- und Salzsteuer, hohe Wege- und Brückengelder, die den Handel belästigen, nebst Eingangszöllen und ei-

ner Menge Patentabgaben trifft man überall an. Diese indirekten Steuern machen allerdings eine direkte Besteuerung der Kantonsbürger meist nicht nöthig und verschonen die Besitzenden namentlich mit einer Grundsteuer, obwohl St. Gallen durch seine Vermögens- und Einkommensteuer und durch die Militairsteuer auch direkte Steuern hat, deren Zweckmäßigkeit einleuchtend ist.

Das Staatsvermögen ist gering und beläuft sich, alle Kapitalien, Fonds, Domainen, Waldungen, Steinbrüche u. s. w. zusammengerechnet, auf 1,760,000 Gulden. Die Steuern und Gefälle müssen daher fast die ganzen Einnahmen aufbringen und eine genaue Sparsamkeit ist nöthig, um mit so geringen Einkünften die Finanzen in Ordnung zu halten, wie es wirklich der Fall ist.

Die gesammten Ausgaben für die Regierung sammt allen Gehalten und Bureaukosten erfordern 64,000 Gulden. Die Rechtspflege kostet 28,000 Gulden, das Militairwesen 54,000 Gulden. Für Straßen- und Brückenbau wurden jährlich 68,000 Gulden ausgegeben, die Landes- und Grenzpolizei, Sicherheitswachen und Landjäger kosten 23,000 Gulden.

St. Gallen ist die Hauptstadt der Republik und eine der schönsten Städte der Schweiz, die kein Fremder unbefucht lassen sollte, wie man überhaupt

nicht an diesem Kanton und dem von ihm eingeschlossenen Appenzeller Lande vorübergehen muß, denn sie bieten des Eigenthümlichen gar manches.

Wenn man vom Zürcher See über Wattwil und Lichtensteig nach Herisau in Appenzell-Außer-Rhoden hinauffeigt und von dort nach St. Gallen wandert, kommt man mitten durch das schöne grüne Toggenburg, wo die üppigsten und blumenreichsten Gründe und Berge als unendlicher reizender Teppich die Erde bedecken. Und hier auf diesem reichen, mildem Boden, in diesen Thälern voll Schmelz und saftiger Frische reiht sich Gemeinde an Gemeinde, Ort an Ort, in denen ein geschäftiges Menschenleben waltet. Eine Kette von Fabriken, Bleichen, Färbereien zieht sich an den Bächen und Flüßchen hin. Schöne Landhäuser, helle, Wohlstand verkündende Wohnungen stehen am Wege, Sauberkeit und Ordnungsliebe glänzen aus den großen Fenstern und selbst die mächtigen Holzhäuser der Landleute mit ihren Vorsprüngen, ihren Gallerien, ihren zierlichen feinen Schindeldächern und dem weiß leuchtenden Unterbau geben Zeugniß, daß es den Bewohnern gut geht. Möchte man die Tausende von Arbeitern fragen, welche in den Fabriken ihr oft so lärgliches Brod gewinnen, so würde freilich manche Klage nicht ausbleiben. Aber es ist noch Niemand in der

Schweiz verhungert, sagen die Schweizer, und wer arbeiten will, findet noch immer sein Stück Brod. Es wohnt ein fleißiges unermüdlich thätiges Volk hier und selten wird ein Reisender von Bettlern belästigt werden. Sie arbeiten Alle, die Alten wie die Jungen. Sie sind sparsam, mäßig und geduldig und wenn sie nur eben ihre Suppe und ihren Kaffee erwerben, sind sie auch guten Muths, folg-sam und nehmen Welt und Leben, wie Gott diese gemacht hat.

Das Toggenburg, Appenzell und ein bedeutender Theil St. Gallens liegt 2 bis 3000 Fuß über der Meeresfläche, daher dieser üppige Grasboden, der sich besser für Viehzucht als für Kornbau eignet. Schöne Waldstreifen ziehen zwischen den Thälern hin, deren oft so zaubervolles Grün an keinem Orte der Schweiz in solcher Frische wieder gefunden wird. Der Wald ist leider aber in der ganzen Schweiz nur die Staffage der Gegenden. Er hält die steilen Bergwände besetzt, wo ihn die Menschen stehen lassen, welche allen anderen Bodenraum besser zu benutzen wußten. Daher wandert man fast nie durch den kühlen Schatten hoher Waldbäume, nie durch Wälder, auch nicht durch Gebirgswälder, wie in Deutschland und in Norwegen. Die Alpen sind fahl und öde, oder der Wald liegt doch nicht da,

wo ein Weg für den Wanderer möglich ist. Die Luft aber ist so rein und stärkend hier und die Milch des Viehs so fett und würzig, daß nach Appenzell aus nahen und fernen Landen viele Leidende kommen, um in den Mollenbädern sich Gesundheit zu holen. Die Mollenbäder und Kuranstalten sind für dies Hirtenland eine einträgliche Erwerbsquelle und hierauf verstehen sich alle Schweizer vortrefflich, unter den Schweizern aber wieder die Appenzeller ausnehmend gut, die einen weit verbreiteten Ruf haben, genaue Wirthe, gute Speculanten, witzige Köpfe und unmäßig grobe Menschen zu sein.

In der ganzen Schweiz sind aber dennoch die Appenzeller wohl gelitten wegen ihrer Einfälle und Zutraulichkeit. Sie sagen zu Jedermann Du und dies paßt zu ihrem trotzig freien Wesen, das anscheinend zuweilen einfältig ist, hinter dem sich aber oft ein arger Schalk verbirgt. Habgierig macht sie vielleicht ihre Armuth; allein sie wissen Alles zu Geld zu machen und jede Gutmüthigkeit zu benutzen. Ein Appenzeller hat zwei Magen, ist eine sprichwörtliche Redensart, die ich mehrmals gehört habe; wenn ein Appenzeller umsonst essen und trinken kann, sagte mir ein Mann aus St. Gallen, gleicht er einem Faß ohne Boden.

Die Appenzeller in Aussen-Rhoden sind damit

wohl nicht so eigentlich gemeint, wie die Bewohner des Hirtenlandes in Innen-Rhoden. Außen-Rhoden ist der protestantische Halbkanton, der sich seit 1597 von dem katholischen Innen-Rhoden nach langen Zwistigkeiten trennte und ein eigenes Staatsleben begann, das in neuester Zeit sich ausgebildet hat und viel weiter vorgeschritten ist, als der katholische Halbruder. Das ganze Ländchen besteht nur aus $7\frac{1}{2}$ Quadratmeilen Flächenraum, wovon 5 auf Außen-Rhoden kommen. Aber dies ist ungemein stark bevölkert, denn es enthält beinahe 42,000 Einwohner, während Innen-Rhoden keine 10,000 Einwohner besitzt.

Und wie groß ist der Unterschied der Lebens-thätigkeit der Bewohner. In Außen-Rhoden sind wenigstens 10,000 Menschen in den Baumwollen- und Mouffelin-Fabriken beschäftigt. Eine gleiche Zahl fast beschäftigt sich mit verschiedenartiger anderer Industrie und mit Färben, Bleichen, Drucken, Gerben u. s. w. Wenn man aus dem gewerbsfertigen Toggenburg nach Herisau, geht ändert sich wohl die Natur des Landes ein wenig, denn so grün und buchtig ist es in Außen-Rhoden nicht, wie dort, aber die Industrie bleibt dieselbe, und dieser Flecken Herisau, der mit den angrenzenden Weilern und zerstreuten Höfen gegen 8000 Einwohner zählt, ist

vollgefüllt mit Tüll- und Rattun-Fabriken, Mouffelin-, Seiden- und Baumwollenwebern und mit wohlhabenden Fabrikanten, denen die oft ungemein stattlichen Häuser gehören. Es ist auffallend mit wie vielen Bligableitern diese besetzt sind. Zwar sind die Häuser meist von Holz, mit Erkern gebaut und von oben bis unten mit kleinen zierlichen Schindeln belegt, welche häufig mit weißer Ölfarbe bestrichen sind, so daß bei entstehendem Brandunglück, welches öfter schon Herisau heimgesucht hat, die Gebäude wie eine Fackel aufstobern müssen, aber man thut doch des Guten hier zu viel, wenn man auf jede Ecke und jeden Vorsprung einen Bligableiter setzt, so daß zuweilen ein Duzend große und kleine mit ihren vergoldeten Spizen wie eine Reihe von Palisaden davon aufstarren. Ein ganzer Wald von Eisenstangen und Drähten steigt über Herisau in den Himmel auf, als Schutzbollwerk gegen dessen Feuer, und wunderbarlich genug nimmt es sich aus, alle Dächer damit gespickt zu sehen.

Herisau ist ein lebendiger und ungemein freundlicher Ort, dessen Umgegend aber keine besonderen Reize hat. Dicht dabei liegt die große Molkenei Heinrichsbad und von hier gelangt man über St. Gallen oder über Speicher nach Trogen, dem Hauptsteden oder der Hauptstadt von Appenzell Au-

gen-Rhoden. Dieser nordöstliche Theil des Landes hat jedoch weit weniger Industrie. Er ist höher und gebirgiger, treibt einigen Ackerbau und viel Viehzucht und enthält mehre Rossenbäder, welche den Gastwirthen und Badwirthen viel Geld einbringen.

In diesem Landestheile ist die Bevölkerung der Landbebauer überwiegend. Die Gebirge steigen bis 4000 Fuß auf; ein Hirtenleben beginnt auf den Alpentriften und dies setzt sich nach Appenzell Innen-Rhoden fort, wo alle Industrie aufhört und endlich die Viehwirthschaft ganz allein übrig bleibt, denn für den Ackerbau liegt der größte Theil des Landes zu hoch. Die Alpenthäler laufen hier zu dem fast 8000 Fuß hohen Gebirgskopf des Säntis hinauf, der bis auf wenige Zeit im Jahre mit Schnee bedeckt bleibt, aber die Appenzeller in ihren schwarzen Hosen, rothem Brustlätz und rothen Käppchen bilden ein eigenthümliches Naturvölkchen in diesen Bergen, wo uraltes Wesen mit allem Rost vergangener Jahrhunderte noch so fest sitzt, als gäbe es keine Kultur die alle Welt beledet; wenigstens hat ihre Zunge hier alle Kraft verloren. Ist doch erst seit dem Jahre 1808 die Kartoffel hier angepflanzt worden!

Dies Ländchen und Völkchen hat einst den gefürsteten Abt von St. Gallen als seinen Herrn geehrt, allein es fand nicht, daß, wie das alte Sprichwort

sagt, sich unter dem Krummstab gut wohnen läßt. Die Äbte drückten die freien Landleute und wollten sie ihrer Rechte berauben, doch in ihnen war das alte allemannische Blut das keine Knechtschaft und kein Unrecht dulden wollte. Im Jahre 1402 begannen sie den Krieg gegen den grausamen Abt Runo, wie gegen Österreich und machten sich frei durch die Schlachten am Stos, am Speicher und bei Wolfshalden. Seit dieser Zeit lebten sie nach uralten Einrichtungen und Gesetzen ein vereinsamtes Hirtenleben weiter, bis die Reformation in das untere Land einrang und Außen-Rhoden von Innen-Rhoden trennte. Gerade so wie in Zug bekämpften sich dann in Innen-Rhoden und Außen-Rhoden ehrgeizige und herrschsüchtige Parteien, welche Mord, Verbannung und schmählische Gewaltthaten im Gefolge hatten. Dann kam die französische Revolution, zwang Appenzell die helvetische Staatsverfassung anzunehmen und bestrafte seine Versuche davon abzufallen. Die Mediationsacte stellte die alte Verfassung her, welche 1814 keine Veränderung erlitt und in Innen-Rhoden noch immer dieselbe ist, obwohl 1828 die alte aristokratische Partei verdrängt wurde. Man änderte nur die Personen, die Grundlage blieb wie sie gewesen, daher kann es nicht fehlen, daß Innen-Rhoden noch jetzt von einem halben Duzend

Familien regiert wird, die, wie mir ein Appenzeller mit einem derben Fluch versicherte, das ganze Land in der Tasche haben.

Außen-Rhoden hat dagegen 1834 eine neue Verfassung erhalten und damit eine Bahn des Fortschritts und der Entwicklungen betreten.

Es ist aber ein ganz wunderliches altes Verfassungsgebäude in diesen kleinen Kantönchen, das wie Märchen und Sagen aus alter Zeit zu den Staatsformen der Gegenwart klingt.

Das uralte allemannische Leben blüht darin durch und will sich noch immer nicht ausscheiden lassen, obwohl so Vieles todte Form geworden ist. Das alte Appenzell ist in Rhoden getheilt, ein Name, dessen Ursprung man nicht recht zu deuten weiß. Vielleicht bedeutet es Rotte, Kriegsrotte, Geschlechter die zusammen hielten in Noth und Tod; vielleicht kommt es von roden her: Geschlechter die vereint den alten Wald ausrodeten und gemeinsam lebten und kämpften, gaben zuerst den Namen an. Die Rhoden bestehen aber noch jetzt, und die Geschlechter sind noch darin zu einer politischen und privatrechtlichen Körperschaft vereint. Jede Rhode wählt am Landgemeindefesttag ihren regierenden und ihren stilleschenden Hauptmann. Sie wählt sich 6 kleine und 8 große Räte, die ihre Obrigkeit bilden

und diese Rätthe aus allen Rhoden vereint bilden die Obrigkeit des ganzen Landes. Jede Rhodus hat ihr eigenes Vermögen, ihre Fahne, ihr Wappen, aber Allmenden besitzen die Rhoden nicht, diese gehören den verschiedenen Genossenschaften zu. In beiden Halbkantonen ist die Landesgemeinde des versammelten Volks dem Buchstaben nach der Souverain. Zur Landesgemeinde gehören alle Bürger die das 18. Jahr erreicht haben; über der Landesgemeinde aber steht ein großer Rath und ein kleiner Rath; in Außen-Rhoden überdies noch der zweifache Landrath, alle aus den obern Beamten und den Gemeindevorstehern, den Hauptleuten, zusammengesetzt. Die Übermacht des Regierens ist beim großen Rath, der in Außen-Rhoden aus den 10 Landesbeamten, den beiden Bauherren, dem Rathsschreiber und Landesschreiber und dem regierenden Hauptmann jeder Gemeinde besteht.

Der große Rath ist jedoch nicht allein die oberste Verwaltungs- und Vollziehungsbehörde, sondern auch die höchste richterliche, denn ein Obergericht giebt es nicht und dies ist der schwerste Fehler der Verfassung.

Eine Beamtenaristokratie hat sich damit um so fester ausgebildet. Diese denkt zwar zum Theil auf-

geklärt genug, fördernde Fortschritte zu wünschen und zeitgemäße Einrichtungen und Gesetze zu entwerfen, allein Mißtrauen des Volks verfolgt sie so sehr, daß die Landesgemeinde 1838 alle ihre neuen Gesetzworschläge verwarf. So ist denn das alte Landbuch von 1585 noch in Gültigkeit, obwohl es in Außen-Rhoden, wo die Industrie sich heimisch gemacht hat und mit ihr vollkommen veränderte Zustände eingetreten sind, durchaus nicht mehr passen will. Man hilft sich nun mit provisorischen Verordnungen, die vom Volke nicht anerkannt aber nichts desto weniger in Kraft sind. So herrscht ein Zustand der Willkür hier, der aber in dem kleinen katholischen Hirtenstaate Innen-Rhoden, wo die öffentliche Stimme gar keine Macht hat und das Volk arm, unwissend und von seinen Priestern und Häuptlingen weit überragt, ein stilles Pflanzenerleben führt, noch in weit höherem Grade vorhanden ist. In Innen-Rhoden ist kein zweifacher Landrath der aus Beamten, Hauptleuten und Volksabgeordneten bestehend, sich vorzüglich mit Kirchen- und Schulverwaltung, mit Vollziehung der von der Landesgemeinde oder der Tagssagung genehmigten Gesetze, mit Steuern und Abgaben und mit Bestellung der Kommission für alle Landesangelegenheiten beschäftigt. Statt dessen steht neben dem großen Rath, der aus den Landesbeamten und

sämmtlichen großen und kleinen Rätthen der einzelnen Rhoden zusammengesetzt ist und die ganze vollziehende, verwaltende und oberste richterliche Macht vereint, ein kleiner Rath oder Wochenrath, der aus sämmtlichen kleinen Rätthen der Rhoden besteht und über bürgerliche Streitigkeiten, wie über Criminal- und Polizeivergehen in erster Instanz urtheilt.

Auch in Außen-Rhoden ist der kleine Rath, nicht wie in den großen Kantonen, die eigentliche Regierung, sondern nur die richterliche Macht in zweiter Instanz, aber er zerfällt dort in zwei Abtheilungen oder zwei kleine Rätthe, je von 13 Mitgliedern die vom Volk gewählt werden, für das Land vor und hinter der Sitter.

Das kleine Flüßchen, die Sitter, theilt nämlich Außen-Rhoden in zwei Theile, welche sich vereinigt haben, aber ihre Besonderheit doch noch dadurch fund geben, daß jährlich auf jeder Seite der Sitter ein Landamman, ein Statthalter, ein Sedelmeister, ein Landeshauptmann und ein Landesfähnrich, ein Landschreiber und ein Landwaibel gewählt werden, so daß von jedem dieser Ämter zwei damit bekleidete Personen vorhanden sind, die alle zwei Jahre im Dienst wechseln, je nachdem die Landammans-

würde von der einen Seite der Sittler zur anderen Seite übergeht.

In Aussen-Rhoden haben die Rhoden selbst aufgehört und Gemeinden sind an deren Stelle getreten. Sieben bis vier und zwanzig Gemeinderäthe und der regierende Hauptmann bilden die Vorsteherchaft; Egegäumer (auch ein alter Name), aus Pfarrern und Hauptleuten bestehend, sollen für Zucht und gute Sitten sorgen, ein besonderes Ehegericht aus drei geistlichen und sechs weltlichen Mitgliedern entscheidet in Ehesachen und was damit zusammenhängt. Eine Synode vereinigt die sämtlichen Pfarrer und führt in Kirchensachen die Aufsicht; eine Schulsynode oder Conferenz giebt den Lehrern einen vereinigenden Mittelpunkt. Ein Seminar ist in Gais errichtet, 76 Primarschulen besorgen den Volksunterricht, schon seit Anfang des Jahrhunderts besteht eine Kantonschule in Trogen und eine Erziehungscommission beaufsichtigt das gesammte Unterrichtswesen.

Man erblickt in Aussen-Rhoden in allen Dingen ein sich organisch weiter entwickelndes Staatsleben, das sich auf Schule, auf Armenwesen, Hospitäler und Gefängnißwesen richtet. Es ist dies die nothwendige Folge einer höheren Kultur, aus der

auch die Verfassungsveränderungen hervorgehen mußten und welche noch zu weitem Veränderungen und Fortschritten führen wird. Gleichheit aller Rechte, Pressfreiheit, Petitionsrecht, Gewerbefreiheit, Öffentlichkeit der Verwaltung und der Gerichte sind in der Verfassung verbürgt und bilden eine Grundlage der Volksfreiheit, welche über kurz oder lang die Beamten zwingen wird, die volle Souverainität des Volks anzuerkennen.

Besonders ist es zu loben, daß die Verfassung von Außen-Rhoden die Erwerbung des Landrechtes erleichtert und allen Unterschied zwischen Landleuten und Weisassen aufgehoben hat. Alle haben gleiche Rechte, Heimathlose giebt es nicht, während in Innen-Rhoden sehr viele dieser Unglücklichen zu finden sind, weil es dort fast unmöglich ist, daß ein nicht im Kanton Geborener das Landrecht erhalten könnte. Eine Härte ist es freilich, daß in Außen-Rhoden nur Reformirte das Bürgerrecht erhalten aber man hat diese Bestimmung nur als eine Repressalie gegen Innen-Rhoden aufgestellt, wo die katholische Religion die einzig berechnigte ist und selbst die Niederlassung eines Protestanten nicht geduldet wird.

Das kleine, grüne Alpen- und Weideländchen mit seinen Rühen und jodelnden Kuhmellern enthält

einen einzigen Marktflecken, Appenzell, seine Hauptstadt, nebst wenige andern Gemeinden; denn die 10,000 Appenzeller ziehen es meist vor, wie ihre Altvordern in einzelnen Häusergruppen, Weilern und zerstreuten Höfen, an Bergrücken und Gefenken zu wohnen. Ein paar schlecht unterhaltene Landstraßen durchziehen das Gebiet, und fast augenblicklich kann man wissen, daß man es betreten hat, denn ohne Zweifel wird man bald genug von Bettlern angehalten und verfolgt werden.

So wenigstens ist es mir ergangen, und von manchem Anderen hörte ich das Gleiche versichern. In den Rolsenbädern, in Weisbad, Gonten u. s. w. kann man keinen Schritt thun, ohne von ganzen Schaaren angefallen zu werden, und wie wäre dies auch anders möglich, da hier den Armen so wenig Hülfquellen geboten sind und weder Landarmenhäuser noch andere Zufluchtsstätten sich den Schwachen, Alten und Kranken öffnen.

Dies sind die Folgen der verstreuten alten Übungen und Einrichtungen, welche auf Gemeinbewesen und Bodenvertheilung beruhen, doch zur Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger nach jetzigen Begriffen nicht passen. Außen-Rhoden hat das alte Rhodenwesen aufgehoben und seine Gemeinden besser geordnet. Es hat keine Allmenden, dafür aber besizzen die

Gemeinden Gemeinde- und Armengüter. In Innere Rhoden ist das Almendewesen in voller Kraft. Den Almendgenossen gehören die Matten und Alpen, denn nach altgermanischer Weise ist Alles in Genossenschaften vereint. Schul-, Kirchen- und Armenfondgenossen sorgen für die, welche zu ihnen gehören; was aber außer den Genossen liegt, ist unberechtigt und mag zusehen, wie es lebt und stirbt.

Ist es nicht bewundernswerth, wie in diesen kleinen Hirtenstaaten die Zeit mit allen ihren Stürmen doch gar nichts umschaffen konnte und wie die Menschen mit ihrem zähen Triebe zum Alten so starr und unwandelbar stehen, wie ihre Felsen, auch immer wieder zu den alten Sagen und Rechten ihrer Väter zurückkehren, ohne nach den Umwandlungen der Welt zu fragen, selbst wenn diese gewaltsam an ihren Thüren pocht?! Man hat gut sagen, die Errungenschaften der Vernunft seien ein gemeinsames Gut aller menschlichen Wesen. Es ist dies eine der Einbildungen der Philosophen und philanthropischen Schwärmer. Wäre die menschliche Vernunft im Stande, eine göttliche Kraft auf das ganze Geschlecht zu üben, wie anders müßte sich dann das Menschenleben gestalten! Statt dessen sehen wir, welchen

Kampf und langes menschliches Elend es kostet, um nur einen Gedanken theilweis herrschend zu machen und wie die göttliche Dummheit in den Köpfen der Menschen weit alle Vernunft und Einsicht überragt und wohl ewig überragen wird.

Der Marktflecken Appenzell dicke eben nichts Besonderes dar. Unregelmäßige, wenig belebte Gassen; Häuser, welche meist von Holz gebaut, klein und grämlich, alt und ärmlich mit ihrem schwarzbraunen Gebälk den Fremdling anstarren; ein winkliger Marktplatz mit einer mächtigen Linde, um welche die Volksversammlungen gehalten werden; endlich eine alte Kirche, dem heiligen Moriz geweiht, kein besonders merkwürdiges architektonisches Denkmal des 12. Jahrhunderts, aber neu aufgezputzt und mit Fahnen und Bannern, den Siegestrophäen der alten Appenzeller sammt neuen Altardecken und allerlei Heiligenschmuck behängt. In der Todtenkapelle daneben wiederholt sich das widerwärtige Schauspiel von Einsiedeln. Eine fürchterliche Tapete nackter Schädel umzieht die Wände und auf jedem ist der Name seines ehemaligen Eigenthümers geschrieben.

Als ich in die Kirche trat, las der Priester eine Seelenmesse für Einen, den sie kürzlich begraben hatten. Eine ganze Gemeinde saß andächtig auf

den Bänken, es war ein Kirchspiel oder eine Genossenschaft, die den Todten betrauerte. Die Frauen, alle in schwarzen Kleidern, weißen Tüchern und Schürzen, trugen auf ihren Köpfen ungeheure schwarze Hauben, mit hochaufgerichteten weißen Fledermausflügeln; ein unförmiger unschöner Kopfschmuck, der aber allgemein im Lande bei Trauerfällen getragen wird.

Das Volk in Appenzell ist fromm, demüthig und gläubig. Die Priester haben mächtigen Einfluß bei allen Familien und kaum sind es einige Jahre her, wo die Zeitungen meldeten, daß, bei einem Klosterbau im Flecken alle Appenzeller Jungfrauen zur Arbeit kamen und Steine und Kalk herbeischafften, damit sie für ihr wohlgefälliges Thun dereinst das Himmelreich erwürben. Es ist ein Kapuzinerkloster und ein Frauenkloster hier; der Handel dagegen beschränkt sich auf einigen Holzhandel. Die Industrie schweigt ganz.

Was ich früher schon von dem Gerichts- und Gefängnißwesen der kleinen Kantone gesagt habe, wiederholt sich in Appenzell durchaus, und wie könnte es auch anders sein! Wir haben gesehen, daß Verwaltung und Justiz in diesem alten Gemeindefwesen nicht getrennt sind. Der große Rath, zu dem alle

sieben Rhoden ihre Großräthe schiden, vereint die höchste richterliche Gewalt und urtheilt in Civil- und Criminalfällen, wie es das Landbuch von 1585 besagt oder alte Übungen bestimmen.

Im Rathhause zu Appenzell, einem alten Gebäude, dessen einzige Zierde eine Gallerie von Brustbildern ehemaliger Landammänner ist, befinden sich auf dem Boden mehrer enge Bohlenkäfige, so lang, daß ein Mensch kaum darin liegen kann. Das sind die Appenzeller Untersuchungsgefängnisse. Die Thüren sind mit Riegeln verschlossen und durch einen Schieber reicht man dem Eingesperrten, was er an Speise erhalten soll. Hinaus kommt er nicht, von Bewegung, Luft und Licht ist keine Rede, und wenn in der Sommerhize die Sonne auf das Rathhaus scheint, muß zwischen diesem Aufenthalt und den Bleibäthern Venedigs kein großer Unterschied obwalten; während schwer zu begreifen ist, wie zur Winterzeit sich ein unglücklicher Gefangener vor dem Erfrieren bewahrt.

„Giebt es denn noch andere Gefängnisse?“ fragte ich meinen Führer. „Ja, Herr, die Rattenkammer,“ erwiderte dieser höflich; „gewöhnlich aber gestehen die Verbrecher schon in diesen Käfigen Alles ein. Wenn jedoch ein verfluchter Bube darunter ist,

bei dem nichts hilft, so kommt er in die Rattenkammer und da gesteht er gleich.“

Ich hatte keine Lust, diese Rattenkammer zu sehen, sondern völlig genug an dieser Art von Bekennniß sichernden Gefängnissen, zu welcher man in allen den kleinen Kantonen auch Prügel im reichlichsten Maße fügt. Die Daumschrauben wendet man nicht mehr an, und das harte Fell der Hirten läßt die Erweichung ihrer Gewissen selbst unter den Ermahnungen der Knotenpeitsche zuweilen nicht zu. Das schönste Mittel, Menschen zu einem Geständniß zu bringen, die ihr ganzes Leben über auf Alpen und Bergen wohnen, sind daher jedenfalls wohl diese engen, schwülen Käfge, wo sie halb ersticken und schmoren; aber welche furchtbare Justiz ist dies, die über sogenannte freie Männer aus den stolzen demokratischen Urkantonen richtet und sie ärger behandelt, als Russen und Negerclaven!

Das Zuchthaus in Appenzell ist beim Todtergräber. Von Straf- und Besserungsanstalten ist in allen den kleinen Kantonen nicht die Rede. Wenn sie ein Urtheil auf langjährige Gefängnißstrafe gefällt haben, so suchen sie in Bern, Zürich oder St. Gallen die Aufnahme des Gefangenen in den dortigen Strafanstalten nach, schließen ein Überein-

kommen mit den Regierungen und liefern den Missethäter ab. Vergehen, wie leichter Diebstahl, Betrug oder dergleichen, werden aber häufig dadurch gebüßt, daß man dem Schuldigen eine Kette mit einer Kugel ans Bein legt oder ihm einen Eisenring mit einer Stange, an der eine Klingel hängt, um den Hals befestigt und ihn verurtheilt, diese mehre Jahre lang zu tragen. Mit diesem Schmuck entläßt man ihn, nachdem er eine gehörige Anzahl Hiebe empfangen, in seine Heimath, unter harter Bedrohung, wenn er es wagen sollte, sich Kette oder Ring abzustreifen. So geht denn ein solcher Verurtheilter in seiner Gemeinde, wo er sich erhalten, arbeiten, und für sich sorgen muß, frei umher, erduldet Hohn und Schmach und bekommt seine reichlichen Prügel, sobald er sich vergeht.

Im Zuchthause von Zürich traf ich einen Mann aus Schwyz, Namens Suter, der auf 12 Jahre dort eingesperrt war und 9 Jahre bereits bestanden hatte. Sein Vater ist ein wohlhabender Mann und seine Familie eine bekannte und angesehene. Als junger Bursche machte er einige kleine Betrügereien und wurde dafür verurtheilt, mehre Jahre lang einen eisernen Halses Schmuck mit Schnabel und Klingel zu tragen. Seine Gemeindegossen verspotteten und

verlachten ihn, er schlug sie dafür und wurde jedesmal gestraft. Nirgend konnte er sich mehr sehen lassen, überall war 'er Gegenstand des Hohns und Gelächters, das konnte er nicht mehr aushalten. Er kaufte eine Feile, zerschnitt den Ring, brach seinem Vater den Schrank auf, nahm ein paar hundert Gulden und floh damit ins Weite.

Aber man hielt ihn in Zürich fest und lieferte ihn nach Schwyz aus, wo Gericht über ihn gehalten wurde. Nur eine Stimme mehr und er wäre geköpft worden; so verurtheilte man ihn zu zwölf Jahr Zuchthaus und schickte ihn nach Zürich. Nach dem Urtheile des Direktors der Anstalt und des Pfarrers Rählin, eines der wackersten und besten Männer, die ich in der Schweiz kennen gelernt habe, ist dieser arme Suter ein guter Mensch von sanftem Charakter, anständig und fleißig, der sein trauriges Schicksal einem jugendlich leichtsinnigen Streich verdankt, welcher in anderen Ländern vielleicht gar nicht gestraft oder höchstens mit einigen Wochen Gefängniß, als Polizeivergehen, geahndet worden wäre. Doch so wie diesem Unglücklichen geht es Vielen. Wer Halsband oder Kette getragen hat, ist moralisch vernichtet; er wäscht die Schmach nicht wieder ab und wird gewöhnlich dann ein größerer Übeltäter.

Brandstiftung und Kindermord sind die beiden Capitalverbrechen, welche am häufigsten in der Schweiz vorkommen. Wenn man die Zuchthäuser durchwandert, wird man immer eine bedeutende Anzahl Gefangener dieser Art finden, die, auf eine Reihe von Jahren oder auf Zeit ihres Lebens eingesperrt, ihre Schuld hier abbüßen sollen. Brandstiftung ist gewöhnlich eine Handlung der Rache, und in der Schweiz, wo die politische Freiheit ein gewisses trotziges Selbstgefühl im Manne erzeugt, mag es sich daraus erklären, daß die Rachsucht sich so leicht dahin verirrt, durch Feuer den Gegner in Schaden und Unglück zu bringen, was um so besser angeht, da die meisten Gebäude von Holz gebaut sind.

In den kleinen Kantonen ist der Brandstifter in der Regel dem Richtschwerte verfallen, aber selbst in den größeren, wo die Gesetzgebung reformirt wurde, sind die härtesten Strafen für Brandlegung stehen geblieben und noch in diesem Jahre am 8. August wurde in Solothurn Rudolf von Rohr von Kastholz wegen Brandstiftung zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Der Große Rath verwarf die nachgesuchte Begnadigung mit 43 gegen 40 Stimmen, trotz der warmen Empfehlung und Bitte des Präsidenten, den Angeschuldigten zu begnadigen, der bis zum

letzten Augenblick seines Lebens noch auf dem Richtplatz seine Unschuld betheuerte. Aber wie Alles in der Schweiz fest am alten Herkommen klebt, und diese Großrätbe, zum größten Theil Landleute und Eigenthümer, am wenigsten geneigt sind, was den Vätern für Recht und Gerechtigkeit galt, aufzugeben, so scheint die Brandstiftung ihnen besonders ein todtwürdiges Verbrechen. Leichter noch werden sie die Kindesmörderin begnadigen, und in Wahrheit sollte dies, so lange überhaupt die Todesstrafe bei civilisirten Völkern fortbesteht, überall wenigstens da geschehen, wo es keine Findelhäuser giebt. Verführte, verlassene Mädchen, von Verzweiflung getrieben, Schande, Noth und Unglück vor Augen, müssen milde Richter finden, wenn kein Zufluchtsort für ihr Kind vorhanden war. Es ist in der ganzen Schweiz kein Findelhaus, wohl aber giebt es manche Kinder ohne legitime Väter und bei dem bestehenden Gemeindegewesen, bei der Kontrolle, die Gemeinderath, Pfarrer und Sittenpolizei über die Gemeindeglieder üben, wie bei der Hülflosigkeit und Verlassenheit derer, die kein Recht haben, Unterstützungen von der Korporation zu beanspruchen, ist es um so erklärbarer, daß Kindermord ein oft vorkommendes Verbrechen ist.

In den kleinen Kantonen macht man mit Kindesmörderinnen gewöhnlich wenig Umstände. Man verurtheilt sie zum Tode und läßt sie hinrichten, schon darum, weil man nicht weiß, was man sonst mit ihnen anfangen soll. In Appenzell erzählte man mir aber ein auffallendes Beispiel, wie die Justiz gehandhabt wird. Eine Kindesmörderin wurde im letzten Jahre nach langen Debatten, und weil die Geschichte ihrer Schuld von besonders traurigen Umständen begleitet war, von der Majorität des großen Raths nicht zum Tode, sondern zu funfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Man kündete dies der Verbrecherin an und schrieb nach St. Gallen das Gesuch, sie in das dortige Zuchthaus aufzunehmen. Die Anstalt war jedoch zu sehr gefüllt, sie verweigerte die Aufnahme und brachte damit den großen Rath von Appenzell zu einem Entschluß, der bezeichnend für die Zustände des Landes ist. Der große Rath versammelte sich nämlich von Neuem und in Erwägung der großen Kosten, welche eine funfzehnjährige Einsperrung der Landeskasse verursachen würde, in Erwägung, daß es viel Mühe mache, irgend einen Einsperrungsort für die Verbrecherin zu finden, endlich in Erwägung, daß eine Kindesmörderin überhaupt den Tod verdiene und nur ein

unzeitiges Mitleid dieser zu Theil geworden sei, stieß er das erste Urtheil um und ließ der Unglücklichen den Kopf abschlagen, wodurch sie von allen ihren Leiden und der große Rath von allen Sorgen um sie glücklich befreit wurde.

So steht es mit dem Recht und der Rechtssicherheit in diesen kleinen Kantonen und gewiß nicht mit Unrecht hört man viele Schweizer erklären, daß, wenn ihnen die Wahl gelassen würde, sie weit lieber unter dem Scepter jedes absoluten Monarchen, als in diesen sogenannten reinen Demokratien leben möchten.

Bei dem Todtengräber in Appenzell ist, wie ich sagte, das Zuchthaus der Republik, das heißt, man hat diesem Herrscher im Reich des Grabes drei Gefangene übergeben, welche er in Kost, Pflege und Aufsicht hält und dafür täglich vier Kreuzer pro Kopf empfängt. In einer Kammer neben der Wohnstube des Todtengräbers stehen zwei Betten, an deren Fuß ein paar Kindesmörderinnen festgeschlossener sind. Die Ketten sind so lang, daß die armen Geschöpfe bis in die Stube ihres Aufsehers gehen und sich dort niederlassen können. Sie beschäftigen sich mit Stricken und Nähen und verdienen so noch einige Kreuzer, die sie dem Todtengräber für ihre Erhaltung zulegen.

Die eine der Gefangenen, ein Mädchen mit einem blassen stillen Gesicht, schleppte ihre Kette schon seit acht Jahren vom Bett zum kleinen Tisch am Fenster und beschäftigt sich sehr eifrig mit Näharbeiten, denn sie muß noch für ein lebendes Kind sorgen, das Niemand auf Erden hat, als diese unglückliche Mutter. Mit kummervollem, nassem Blick nahm sie die Gabe an, die wir ihr reichten, aber ein Freudenstrahl leuchtete darin auf, als sie erzählte, daß sie in einigen Jahren frei sein würde. Die Andere war noch nicht lange hier und hatte noch viele, viele Zeit vor sich, ehe ihre Beine sie einmal in die freie Luft tragen sollten.

Der dritte Gefangene war ein alter Mann, der eine Kette am Bein und die schwere Kugel daran in seinem Arm trug, womit er aber doch Spaziergänge ins Freie machen konnte. So ist dies kleine, arme, von allem Aufschwung zu neuen besseren Einrichtungen ferne Gemeindewesen beschaffen, und was helfen da wohl Volksversammlungen unter der Linde, von allen freien Männern, die das 18. Jahr erreicht haben, zusammengesetzt? Ohne Unterricht und Belehrung, ohne Erkenntniß der Dinge, abergläubisch und intolerant, können ihre angesehenen Männer und Familien sie leicht beherrschen, eigenmächtige Gesetze und willkürliche Abänderungen machen und

jede Gedankenregung fern halten, denn das arme Volk hängt von ihnen ab und was bekümmert es sich in seinen naiven Naturzuständen um Herrschaft und Reformen?!

Schöne stolze Männergestalten findet man unter diesen Hirten selten. Es giebt in der ganzen Schweiz keinen Schlag, wie in den hardanger Gebirgen Norwegens und an den Fjorden, wo der Reisende oft überrascht wird von der edlen Gliederung des Bauers, der in seiner rothen Mütze, mit dem Messer am Gurt und in der zierlich besetzten Jacke ihm wie ein Kämpfe der Wikingerzeit entgegentritt. Aber kräftige Männer leben hier in den Bergen Appenzells, wie überhaupt in den Bergen, und viele sind berühmt wegen ihrer Körperstärke. Auf den Alpenmatten haben sich die Ringspiele der Hirten erhalten, welche außer in Appenzell nur noch in Oberbern vorkommen, Hosenlupfen, wie sie es nennen, worin die Appenzeller eine ausnehmende Gewandtheit und Kraft entwickeln und oft Spiele halten, zu denen die verschiedenen Gemeinden ihre besten Männer stellen. Aus diesen Wettkämpfen geht der ruhmvolle Sieger, der stärkste, berühmteste Ringer des Landes hervor und gegenwärtig gab es zwei oder drei, die sich den Rang streitig machten und

deren Namen mir öfter mit sichtlicher Bewunderung genannt wurden.

Kommt man auf die Alpen zu den Hirten hinauf, so sind sie gar gern bereit, ihre Spiele zu zeigen, wofür sie natürlich ein Stück Geld erwarten, das dem Sieger zufällt. Mit der einen Hand packen sie Hüfte und Hosensbund, mit der andern die Schulter des Gegners, so bemühen sich die Kämpfer, ihren Nebenbuhler aufzuheben und dergestalt auf den Boden zu werfen, daß er auf dem Rücken liegt, weil sonst der Sieg keine Gültigkeit hat. Sie entwickeln dabei oft merkwürdige Stärke und Gewandtheit und würden wahrscheinlich alle die verschiedenen Athleten, welche Europa durchziehen und Ringkämpfe veranstalten, unsanft niederlegen. Nicht selten fordern sie auch die Fremden auf, einen Gang mit ihnen zu machen, allein dazu ist nicht zu raten, selbst wenn man sich stark und beherzt genug glaubt, es mit einem der halbnackten Burschen aufzunehmen. Es gehört außer der Kraft auch Übung und Kenntniß der Griffe und Vortheile dazu. Man wird am Hosensbund gepackt, aufgehoben und über die Schulter weg zuweilen so arg niedergeworfen, daß Verrenkungen und schwere Verletzungen dadurch entstehen, was einen Appenzeller wenig kümmert, der

unter dem Gelächter seiner Gefährten dem Beschädigten vielleicht einen derben Witz als gute Lehre auf den Weg giebt. Manche junge Hirten sind so kühn und stark, daß sie auf den Alpenweiden, wo nie Hunde beim Vieh gehalten werden, wilden Stieren sich entgegenstellen und diese bei den Hörnern packen, niederwerfen und bändigen, was freilich auch zuweilen mißlingt und zum guten Theil von Kunstgriffen abhängig sein mag.

Zu ihren sonstigen Spielen gehört namentlich auch das Werfen großer Steinstücke von Centnerschwere, welche auf die Schultern gelegt werden. Der Werfer legt die Hand darunter und indem er den Körper hin und her schwingt und alle Muskeln regt, giebt er der Last einen plötzlichen heftigen Stoß mit der ganzen Muskelkraft des Arms und schnellt sie so ins Weite. Es ist zum Erstaunen, wie die schweren Steine mit ungeheurer Anstrengung und Stärke fünf, sechs Ellen weit fortgeschleudert werden, während man glauben sollte, es sei unmöglich, sie auch nur einen Schritt weit fortzubewegen.

Ein anderes beliebtes Spiel, das auch im berber Land Sitte ist und namentlich die Wanderungen der jungen Landleute von Ort zu Ort oder bei Gängen in die Städte verkürzt, besteht in einem Steinwerfen, das die Armmuskeln stärkt. Die Spie-

lenden theilen sich in zwei Parteien, jede sucht sich nach Belieben Steine oder besitzt schon solche, gewöhnlich faustgroße Kiesel aus der Nagelsflue oder aus Geschieben, die glatt und rund sind und darum gut rollen. Jede Partei wirft ihren Stein die Straße entlang und es kommt darauf an, so weit wie möglich in genauer Richtung zu werfen, denn wo er liegen bleibt, nimmt ihn ein neuer Werfer auf und schleudert den Stein wiederum vorwärts. Dies geschieht auch von der andern Partei und wer auf diese Weise das bestimmte Ziel, die Stadt oder Ortsgrenze, ein bestimmtes Haus oder was sonst ausgemacht war, zuerst erreicht, hat gewonnen und empfängt von den Besiegten den bedungenen Gewinn. So leicht und einfach dies Spiel aussieht, so schwer ist es und bedarf Berechnung und Geschicklichkeit. Die Straße krümmt sich oft, sie geht abschüssig hinunter und hinauf, ist von Felsen eingeschlossen und hat mancherlei Biegungen und Ecken. Es kommt nun darauf an, alle Vortheile zu benutzen; die Würfe so abzumessen, daß der Stein an einem Punkt niederfällt, wo der folgende Wurf mit großem Vortheil gethan werden kann, oder ihn abprallen zu lassen und so um Ecken zu werfen, kurz, es ist ein Spiel, das ausdauernde Kraft und Scharfblick erfordert. Auch eine Art Ball-

spiel haben sie in Oberbern, wo Bälle oder Holz-
kugeln durch heftige Schläge hoch in die Luft getrie-
ben und mit Schaufeln aufgefangen, zugleich aber
auch dadurch von Neuem in die Luft geschleudert
und einem andern Spieler zugeworfen werden, der
es ebenso machen, den Ball auffangen und neu auf-
schlagen muß. Es ist dies Spiel in seiner Art dem
Federballspiel ähnlich, nur sind die zierlichen Feder-
bälle nicht mit diesen plumpen Kugeln zu ver-
gleichen.

Es ist sehr zu bedauern, daß man diese treff-
lichen Volksspiele, welche die körperliche Stärke,
das Auge, die Gesundheit und selbst die geistige
Kraft des Volks mehrern können, nicht besser in der
Schweiz pflegt, vielmehr immer mehr vernachlässigt
und ganz eingehen läßt. Nur in Oberbern und
Appenzell giebt es noch Volksspiele, an denen die
Männer um Preise ringen und werfen. In den
übrigen Kantonen weiß man nichts mehr davon,
selbst nicht in Uri, Unterwalden und Schwyz, von
denen man doch nicht sagen kann, daß die Industrie
das alte fröhliche Naturleben verdrängt habe und
ein schwächliches, strophulöses Webergeschlecht nicht
mehr im Stande sei, dergleichen zu treiben.

Die Schützen- und Gesangsvereine haben fast
in allen Kantonen der Schweiz ihr Übergewicht auf

die Mittelklassen des Volks, namentlich auf die Bevölkerung der Städte und auf den wohlhabenderen Theil der Landbesitzer, ausgeübt. Die Volksspiele gehören, selbst da, wo sie noch bestehen, nur der ärmsten und rohesten Volksklasse an, den Hirten und ärmeren Landleuten. Keiner, der sich besser dünkt, wird ringen und Steine werfen wollen, aber gewiß sollte man solche Spiele zu wirklichen Volksspielen machen, die Jugend dafür erziehen, ihr Liebe dafür einpflanzen und überall Turnplätze errichten, wofür in der Schweiz lange nicht genug gethan wird.

Von der fröhlichen zum verben Scherz aufgelegten Sinnesart des appenzeller Volks habe ich schon gesprochen. In der ganzen Schweiz gelten sie als ein harmloses Naturvolk, dem man nichts übel nehmen muß, das gerade heraus sagt, was es auf der Zunge hat und das darum selbst für seine gröbsten Natürllichkeiten im Voraus absolvirt wird.

Sie haben daher das Privilegium, so grob zu sein, wie sie wollen. Die meisten Appenzeller sündigen aber auch wirklich gegen Sitte und Höflichkeit ohne Bewußtsein. Sie denken sich eben nichts dabei und versöhnen gewöhnlich einen groben oder beißen den Witz durch ein gutmüthiges Nachwort. In Außen-Rhoden freilich sind die Leute oft abgefeimter und ihre Natürllichkeit hat einen anderen Boden, als

die Naivität der Hirten in den Bergen; merkwürdig aber ist es, daß einem Stamme, dem geistige Eigenschaften, ein schnelles Auffassungsvermögen, Scharfsinn und Erfindungsgabe nicht abzusprechen sind, solch uraltes und weit hinter der Zeit stehendes Verfassungswesen anklebt, während dessen Nachbarn, die nicht so aufgeweckt scheinen, doch fortschreiten.

Vieles, was man den Appenzellern als geistige Regsamkeit anrechnet, mag allerdings auch wohl in ihrer Sprache liegen, die derb und kurz in Ausdruck ist, eine ungewohnte Betonung und manche Eigenthümlichkeiten hat, die witzig und naiv durch ihre Ungewohntheit werden. Für einen Norddeutschen ist die appenzeller Sprache durchaus unverständlich und selbst wenn man an das schweizerische Deutsch schon ziemlich gewöhnt ist, muß man sich viele Mühe geben, um den Sinn ihrer Worte zu fassen.

Als ich über die Sentiskette stieg, war es mir ganz unmöglich, den Führer zu verstehen, dem es übrigens völlig ebenso ging und welcher höchst bedenklich den Kopf schüttelte und mich bedauerlich betrachtete, als er vernahm, ich sei ein Deutscher und was ich rede, sei wirkliches Deutsch. Mein Reisegefährte, der Dr. Roth aus Zürich, mußte zu unserer allseitigen Ergözung den Übersetzer machen

und die beständigen Fragen: Was hat er gesagt? durch seine Vermittlung auflösen. Natürlich spricht hier Niemand hochdeutsch, die Volkssprache ist aber so zusammengezogen, mit so vielen rauhen Kehllauten, Abkürzungen und unbekannten Ausdrücken durchspickt, daß sie eher wie arabisch oder japanisch, als deutsch klingt. In Aussen-Rhoden ist es dagegen ganz anders. Hier verstehen die Leute hochdeutsch und ihre Sprache, durch Unterricht in den Schulen, wie durch Belehrung und Verkehr mit den Nachbarn, ist selbst viel verständlicher geworden.

Wunderbar genug bleibt es aber doch, wie diese drei sich so eng begrenzenden Staatsleben der beiden appenzeller Lande und St. Gallens so viele Besonderheiten bieten. Die Landesgemeinde und das demokratische Wesen in seiner uralten verwitterten Unvollkommenheit und das im Aufschwunge begriffene berühren sich, ohne daß die belebenden Reformen des industriellen protestantischen Halbkantons den katholischen aus seiner Erstarrung reißen könnten, und um beide schlingt sich St. Gallen, wo ein geordnetes Repräsentativsystem herrscht, das mit reicheren Mitteln und größerer Kraft seinen Staat organisiert hat.

Die Stadt St. Gallen liegt dicht an den Grenzen von Appenzell Aussen-Rhoden und ist ein unge-

mein herrlich gelegener Ort. Man sieht es an den Bauten, an den Brücken, an den großen Wasserbehältern, an dieser Menge von schönen und wohleingerichteten Gebäuden, an den Waisenhäusern, Hospitälern, Krankenhäusern, an dem großen neuen Gefängniß, an der Irrenanstalt, an Kantonschule, Gymnasium, Primärschulen; an Bibliotheken, Vereinen, Sparkassen-Gesellschaften, Lesezirkeln, daß hier der Mittelpunkt eines ausgebildeteren Staatslebens ist. Dabei ist St. Gallen auch das Centrum der Mouffelin-Fabrikation und des Handels, der eine Bank zu seiner Unterstützung besitzt, welche ausgedehnte Geschäfte macht. Was vom Bodensee heraufkommt und dorthin ausgeführt wird, muß meist über St. Gallen seinen Weg nehmen und vermehrt die Wichtigkeit des Plazes, der so viele reiche und wohlhabende Bürger zählt und dem Bleichen und Färbereien, Baumwollenzeug- und Leinensfabriken den Anstrich eines großen Fabrikortes geben.

Man begreift, daß die St. Galler Bürger einen wichtigen Einfluß bei allen Angelegenheiten haben müssen und daß die Stadt mit ihren protestantischen Fabrikherren und aufgeklärten Männern den ultramontanen Bestrebungen ein so zähes und schwer zu überwindendes Hinderniß bietet. Es giebt sehr reiche Familien hier und wenn auch den Handels-

leuten im Allgemeinen seit Karthagos Zeiten nachgesagt werden muß, daß ihr Patriotismus immer seine Widerhaken in selbstsüchtigen Zwecken hat, so ist es doch nicht weniger wahr, daß ein reger industrieller und spekulativer Handelsinn sich unmöglich mit ultrakatholischen Tendenzen vertragen kann, die das Volk träge und zum Müßiggang geneigt machen, sondern naturgemäß auf fortschreitende Bildung und reges Leben gerichtet sein muß.

Von allen den vielen schönen Punkten, welche St. Gallen umgeben, ist keiner schöner, als der Freudenberg, eine Höhe, auf deren Gipfel ein Gasthaus steht. Von dem Altane dieses Gebäudes hat man eine der reizendsten, entzückendsten Ausichten, die es geben kann. Zu unsern Füßen liegt die Stadt mit ihren Fabriken, Kirchen, Thürmen und ausgedehnten, großen Gebäuden, umgeben von dem fruchtbaren, durchschnittenen Lande, das mit Wald, grünen Feldern, Landhäusern, lieblichen Gärten und steilen Hügeln besetzt ist. Blickt man südlich und westlich in die Weite, so ziehen die Felsengipfel des appenzeller Landes und die fernen hohen Berghäupter von Glarus einen Halbkreis nackter und glänzender Felsenmauern, an denen nach und nach alles Leben zu ersterben scheint; nördlich und östlich aber schweift der Blick über das fruchtbare reiche Thur-

gau und durch zahllose, üppig grüne und waldige Thäler bis zu dem ungeheuren Wasserspiegel des Bodensees hinab. Die tief blaue, silberklare Fläche dehnt sich unermesslich in die Ferne, aber doch erkennt man jenseits das bairische und württembergische Ufer. Lindau und Friedrichshafen, das ferne Constanz und eine zahllose Menge von kleinen Städten und Gemeinden lassen sich sehen, und drüben das deutsche grüne Land mit seinen Reben und fruchtbaren Gefilden, der große meerartige See mit bligenden Wellen und fahrenden Schiffen im Sonnenglanz, die ganze nördliche Schweiz dazu und dies reizende Gewimmel von lieblichen Thälern: Alles bildet ein Panorama, dessen wundervolle großartige Schönheit einen bezaubernden Eindruck macht. Ich konnte mich lange nicht davon losreißen und bedauerte nachher, daß ich die Zeit, welche ich anwandte, um nach Böglistad zu wandern, wo die Aussicht noch schöner sein sollte, nicht auf dem Freudenberg blieb. Alle Reisende, welche nicht etwa nach Trogen wollen, mögen sich den meilenweiten Weg sparen, aber wer St. Gallen besucht, soll nicht vergessen, den Freudenberg zu besteigen; es ist der interessanteste Punkt, den er weit und breit finden kann.

Am Rhein und im Rheinthale tritt Korn und Fruchtbau ganz an die Stelle der Industrie, von der

man dort nicht mehr merkt, daß sie das Toggenburg und den Norden des Kantons belebt. Hier ist Alles katholisch, der Festtage giebt es viele und die Wirthshäuser sind voll von Leuten, die einen bedeutenden Theil des Jahres, statt zu arbeiten, zechen. Das Rheinthal hinauf führt die große Heerstraße durch Graubünden über den Splügen auf Sargans und Ragaz durch ein immer bergigeres, höheres Land. Die wilden Alpen des Prättigaus und die schneegeheiltesten Häupter der Gebirgskette, welche Rhätien von Vorarlberg scheiden, drängen sich bis an den Rhein und bilden Reihen von spitzen, zackigen Kuppen, die den Lauf des Stromes begleiten und seinem Thal feste Marksteine setzen. Am rechten Ufer thut dies die Calandakette, 9000 Fuß hohe Kalkgebirge, welche Graubünden von St. Gallen trennen, und hinter diesen ungeheuren Wällen von Stein liegt eines der merkwürdigsten Thäler und Stätten, dessen ich erwähnen muß, ehe ich von dem Kanton St. Gallen scheide.

Bei dem Marktfleden Ragaz öffnet sich ein wildes Felsenthal, oder vielmehr ein Felsenschlund, durch welchen ein brausender Gebirgsbach, die Tamina, dem nahen Rhein zustürzt. Dies Thal der Tamina liegt zwischen 1000 Fuß hohen Felsenwänden der Calanda und der grauen Hörner, und ist so eng, daß man überall die Felsen weggesprengt hat, um einen

Beg zu bilden, auf welchem ganz kleine Fuhrwerke fahren können, der aber so schön und bequem ist, daß es Vergnügen macht darin gemächlich aufzusteigen und die vielen malerisch schönen Punkte, die Felsen und Wasserfälle, den wilden Bach und die dunklen träumerischen Schluchten zu betrachten. Das Rollen des Donners in diesem Schlunde, die Gießbäche, welche bei Gewitterregen überall von den Felsen niederstürzen, wie die Eismassen, welche beim Ende des Winters krachend von den senkrechten Wänden brechen, sind Schauspiele von furchtbarer Majestät.

Niemand aber würde sich die Mühe gegeben haben, diesen Felsenschlund zu erweitern, zu ebnen und fahrbar zu machen, wenn nicht in seinem Schooße die Naturkräfte eine heiße, heisende Quelle zu Tage förderten, zu der Jahr aus Jahr ein viele Leidende kommen. Ist man eine Stunde fortgewandert, so erblickt man plötzlich dicht unter der Felsenwand über dem tobenenden Bach erbaut, ein großes massives Haus, das kaum je von einem Sonnenstrahle beschienen wird. Das ist das Bad Pfäfers, ein klosterähnliches Gebäude, dem man es ansieht, daß die Mönche der nahen alten benediktiner Abtei es aufgerichtet haben.

Die heißen Quellen, welche in dem merkwürdigen Felsengewölbe hervorbrechen, durch den die Tamina braust, sollen im Jahr 1038 von einem Jäger

des Klosters entdeckt sein und man kann wohl begreifen, wie viele Mühe es kostete zu ihnen zu gelangen, denn damals kannte man den jetzigen Eingang nicht. Man mußte an Seilen einige hundert Fuß hinunter gelassen werden, bis endlich der Abt Jodocus 1629 ein Badehaus baute, wo das jetzige steht, und das heiße Wasser der Quelle in Röhren dahin leitete.

Will man den Schlund und die Quellen besuchen, so steigt man im Badehause bis in die Souterrains hinab und gelangt dann auf eine Gallerie, die über die Tamina fort in den Schlund führt. Ein schmaler schlüpfriger Steg, an der glatten triefenden Felswand befestigt, 700 Schritt lang und 40 Fuß über dem tobenden Bache schwebend, leitet zur Quelle. Zuweilen erblickt man das Tageslicht hoch über sich in den Bergspalten, zuweilen ist man ganz von tiefer Dämmerung umgeben und folgt ungewiß dem Führer, der mit der Lampe voranschreitet. Wilde Wasser brechen aus dem Gestein, geheimnißvolle Höhlen öffnen sich, bis endlich der Behälter erreicht ist, in welchem die Quellen gesammelt werden. Es ist eines der schönsten sehenswürdigsten Naturwunder der Schweiz, dieser Schlund der Tamina mit seinen schwarzen, nassen Wänden, seinem brausenden Wasser, den zackigen, mächtigen Grotten und Gewölben und dem schwindelnden Steg, der auf Holzstützen

am Felsen hängt. Dampfwolken steigen von den heißen Quellen auf und umnebeln den düstern Raum, das Gewölbe halt wieder von dem donnernden Strom, der morsche Steg, von zwei schmalen Brettern gebildet, zittert unter unseren Füßen und mit einem freudigen Gefühl begrüßt man zurückkehrend den Tag und das helle Sonnenlicht, ganz erfüllt von den Schauern der wilden Erhabenheit dieses großartigen Schauspiels.

Die Quellen von Pfäfers sind 30 Grad R. warm, enthalten Eisen, Bitter-Thon- und Kiesel-erde und werden für Magenübel, Hautkrankheiten, Unterleibs-krankheiten, Gicht und Rheumatismus mit vielem Erfolg angewandt. Das Badehaus kann 300 Personen aufnehmen, aber selten ist es ganz besetzt, denn die meisten bleiben, seitdem das Wasser in Röhren nach Ragaz geleitet wird und dort kaum einen Grad von seiner Temperatur verloren hat, in dem großen Gast- und Badehause des Klosters, wo sie besser wohnen und leben können und die herrlichste Aussicht über das Rheinthal und das ganze Gebirge haben. Die enge Schlucht der Tamina ist doch gar zu schauerlich öde. Die Sonne kommt höchstens auf ein paar Stunden hinein, und nichts ist da vorhanden als das Badehaus und einige kleine terrassirte Spaziergänge. Es kam mir vor als müßte man in die-

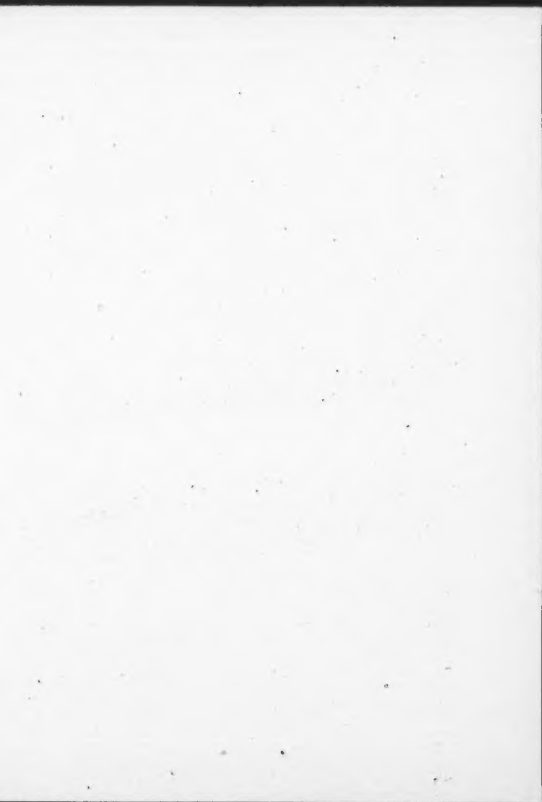
sem melanchollischen Spalt krank werden, wenn man es nicht ist, und als sei er gar nicht bestimmt ein bleibender Aufenthalt menschlicher Wesen zu sein.

Wenn man von Pfäfers nach Ragaz zurückkehrt, muß man den Weg über das Kloster wählen und die mächtigen Felsentreppen hinaufsteigen, bis zu der alten berühmten Abtei, in der jetzt keine Glocken mehr zur Hora rufen.

Pfäfers ist, wie ich schon sagte, 1838 durch die geschickten Unterhandlungen des Herrn Baumgartner in St. Gallen aufgehoben worden. Die Finanzverhältnisse des reichen Klosters standen schlecht, Betrügereien arger Art sollen stattgefunden haben; so konnte sich denn der Staat hineinmischen, dessen Commissarien es gelang, einen Theil des Capitels für die Aufhebung zu stimmen. Manche der alten geistlichen Herren mochten froh sein, aus den engen Zellen hervorgehen und ihre Pension in Ruhe und Müßiggang genießen zu können. In Ragaz umringte ein halbes Duzend in ihrer schwarzen Tracht, kleine dreieckige Hüte auf den rothen dicken Köpfen, mit stattlichen Bäuchen ausgerüstet, neugierig unseren Wagen. Sie haben nichts zu thun als spazieren zu gehen und brauchen sich nicht mehr mit Messerlesen und Singen zu plagen. Das Kloster, in dem schönen romantischen Bergthale am Fuße des Mangerthon, um-

ringt von Weinbergen und Obstgärten, wo länger als ein Jahrtausend gefürstete Äbte über ein weites Gebiet herrschten, steht nun leer, aber die stolzen, großen Gebäude sind so fest gefügt und sehen so herausfordernd ins Land, als warteten sie trotzig und nicht umsonst, daß ihre alten Herren und Eigenthümer bald zurückkehren werden.







Die
Schweiz und ihre Zustände.

Von
Theodor Wägge.

Ausgewählte Unterhaltungsschriften,
welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

- Theodor Rügge:** Skizzen aus dem Norden. 2 Bde.
Mit einer großen Reiseskizze von Norwegen. 4 $\mathfrak{f}$.
- **Schweden im Jahre 1843.** 2 Bde. 3 $\mathfrak{f}$.
- **Neue Novellen.** 1—3r Bd. 4½ $\mathfrak{f}$.
Inhalt: Die schwarze Dame. David. Solvia. Bilder
der Zeit. Der Bogt von Hiddensee. Die gute alte Zeit.
Das Pfarrhaus in Grover.
- **Neue Novellen.** 4—6r Bd. 4½ $\mathfrak{f}$.
Inhalt: Kreuz vom Borne. Zu spät. Der Weg zum
Glück. Eduard Montague. Der Freischütz von Bolau.
Abenteuer einer Nacht. Hans Reile.
- C. Herlofsohn:** Wallensteins erste Liebe. Historisch-
Romantisches Gemälde. 3 Bde. 4½ $\mathfrak{f}$.
- August Lewald:** Russische Geschichten. 2 Bde. 2 $\mathfrak{f}$.
von Münchhausen: Heinrich von Sachsen. Roman.
3 Bde. 3½ $\mathfrak{f}$.
- F. G. Kühne:** Portraits und Silhouetten. 2 Bde. 3½ $\mathfrak{f}$.
- Alexander Dourdan:** Das Palais Royal. Ein
historischer Roman. Aus dem Engl. 3 Bde. 2½ $\mathfrak{f}$.
- Theodor Mundt:** Carmela oder die Wiedertaufe. Ro-
man. 1½ $\mathfrak{f}$.
- H. A. Oppermann:** Pombal und die Jesuiten. ½ $\mathfrak{f}$.
- Günther Nicol:** Gedichte. 1 $\mathfrak{f}$.

Verlag von C. F. Ries in Hannover.

Die

Schweiz und ihre Zustände.

Reiseerinnerungen

von

Theodor Mügge.

Dritter Band.

Hannover, 1847.

Verlag von C. F. Rind.

600



Inhalt

des dritten Bandes.

I. Kapitel Seite 1

Der Kanton Graubünden — Seine Lage in den höchsten Gebirgen Europas — Seine Bevölkerung — Deutsche, Romanen und Italiener — Protestanten und Katholiken — Die Hochgebirge und Pässe — Große Zahl der Thäler — Lebensbeschäftigungen der Einwohner — Reichthum an Erzen — Viehzucht — Bauart der Häuser — Der bischöfliche Hof — Bestrebungen der Geistlichkeit — Bischof Bossi — Verfassungsmäßige Trennungen zwischen Protestanten und Katholiken — Katholisches und protestantisches Grothrathcollegium — Kirchliche Behörden — Der Erziehungsrath — Lage der Schullehrer und Pfarrer — Die souverainen Gemeinden und deren Wahl und Bestätigungsrecht — Die katholische Geistlichkeit — Geringe Bezahlung aller Beamten — Titulaturen — Veto der Gemeinden — Geschichte Graubündens — Die Verfassung von 1820 — Hochgerichte und Gerichte — Gesetze und Gerichtsstände — Großer und kleiner Rath — Schwierigkeiten bei jeder Reform — Gemeinde und Gemeindegüter — Staatseinkünfte und Ausgaben — Handel der Hauptstadt Chur — Der Dom und seine Umgebungen — Alterthümliche Häuser — Weg durch das Rheinthal — Felsberg — Reichenau — Romantische Fernsichten und Ruinen — Das domescher Thal — Burg Hohenrhätten — Thusis — Die via mala — Italienische Natur und Bevölkerung — Das Thal Schams —

VI

— Die Rofsa, Splügen und Bernhardin — Der Rheinwald — Alpenhörner — Zunahme der Gletscher — Südbahänge der Alpen — Roveredo — Das Beltin — Chiavenna — Straße ins Engadin — Der Julier- und Septimerpaß — Die Romanier im Engadin — Die Pasterkenbäcker-Kristokratie — Ihr Ehrgeiz große Häuser zu bauen — St. Moritz — Politik des Kantons — Reformbestrebungen und unbezwinglicher Particularismus.

II. Kapitel Seite 56

Der Kanton Tessin — Einziger Kanton jenseits der Alpen und mit italienischer Bevölkerung — Sein Entstehen aus erobertem Lande — Sein Verharren bei der Schweiz — Verfassung von 1629 — Revolution von 1839 — Kampf und Flucht der Kristokraten — Die radikale Regierung von 1840 — Fortgesetzter Kampf gegen die zahlreiche Geistlichkeit — Leben des Volks — Ackerbau, Weinbau und Seidenzucht — Armuth des Volks und seine jährlichen Auswanderungen — Bestreben der Priester, die Regierung zu kürzen und den Kanton mit dem ~~Sou~~ Verbunde zu vereinigen — Österreichische Hilfe — Politische Eintheilung des Kantons — Seine Verfassung — Bemühungen der Regierung, das Schulwesen zu bessern und das Volk zu bilden — Der Kanton Wallis — Seine Grenzen — Hohe Pässe — Die Simplonstrafe — Der große St. Bernhard — Das Thal der Rhone — Bevölkerung des Kantons — Naturverhältnisse — Vergleich mit den norwegischen Thälern — Unterjochung des Volks durch Jesuiten, Mönche und Kristokraten — Geschichte des Landes — Ober- und Unterwallis — Befreiung der Unterwalliser durch die französische Revolution — Das Jahr 1814 — Heftiger Streit zwischen beiden Landestheilen — Die junge Schweiz — Der Kampf im Jahre 1840 — Die Verfassung — Reaktion im Jahre 1844 — Niederlage und Austreibung der liberalen Partei — Herrschaft der Jesuiten, Priester und Junker — Leben des Volks in den zahlreichen Thälern — Trachten — Bodenverhältnisse und deren große Verschiedenheit — Weg von Oberbern über die Gemmi ins Leukerthal — Randersteg — Regenwetter und dessen Folgen — Die Gletscher und deren Wachsen — Abnahme der fruchtbaren Alpen und des Viehstandes — Abnahme des Baumwuchses — Schwandenbach — Die Pashöhe der Gemmi — Bad Leuk — Das Torrenthorn — Die Eis- und Schneewüsten der Hochgebirge — Die Lawinen — Die Grotten in Wallis — Der Aletschgletscher — Brienj — Die Schönheit des Rhonethals —

Ruinen — Siders — Politische Zustände — Stellung der Aristokratie zur Geistlichkeit — Weg von Siders nach Martigny — Der Fall der Salenche — St. Moritz — Weg von Martigny ins Chamounithal.

III. Kapitel Seite 122

Sardinische und genfer Vaspolizei — Der Kanton Genf — Savoyische und französische Herrschaft — Ursprung und Geschichte des Kantons — Die Revolution — Die neue Zeit — Die Herrschaft der Geldmänner — Einfluß der französischen Regierung — Mißtrauen derselben gegen Genf und Waadt — Die Umwälzung von 1842 — Die Verfassung — Ursachen, weshalb dieselbe nichts ändern konnte — Die Parteien — Macht des Kapitals — Die Industrie und der Handel — Die Cercles und Vereine — Societé nationale de l'instruction mutuelle — Die Arbeitervereine — Die Stadt Genf — Die Uhrmacher und Goldarbeiter — Selbstständigkeit derselben — Die altgenferischen Uhrmacher und die Bevölkerung von St. Servais — Societé fédérale de secours mutuel — Feindschaft der genfer Regierung wider das Waadtland — Die Presse — Die Führer des Volks — James Fazy — Schwierige Lage der Genfer den Kapitalisten gegenüber — Trieb der Genfer zur Industrie und zum Selberwerb — Kunstsinne und Kunstsammlungen — Geistige Bildung der Bewohner — Genf als Sammelplatz der berühmtesten Männer — Das Museum Rath und die Akademie — Ausgaben und Einnahmen des Staats — Unterstützung der Künste — Das Gefängnißwesen in der Schweiz und in Genf — Auburnsches System und Zellengefängniß — Die beiden genfer Gefängnisse — Die Zuchthäuser in Zürich, Bern, St. Gallen und Lausanne — Bemühungen des Staatsraths der Waadt um wahrhafte Besserung der Gefangenen und Abschaffung der bisher üblichen Systeme — Zustände der Sträflinge in den Zellen und Arbeitsstätten.

IV. Kapitel Seite 197

Die Dampfschiffe auf dem See — Die französischen und die deutschen Schweizer — Die Esel in Genf — Fahrt über den See — Die Ufer — Alte Städte, Schlösser und Weinberge — Evay und Montreux — Die Gasthäuser und Pensionen — Von Dugny nach Lausanne — Der Kanton Waadt — Uhrenindustrie in St. Croix — Bevölkerung — Umgestaltungen durch die Revolution — Großer Werth des Bodens — Ackerbau und

VIII

Biehucht — Gang zur Völkerei — Trogiger Sinn der Bauern — Volkscharakter — Die beiden Revolutionen von 1831 und 1845 — Die religiösen Fehden — Die Pfarrer — Die freie Kirche und die Staatskirche — Bestreben der Geistlichkeit sich von der Oberaufsicht des Staates zu befreien — Politische Gesinnungen der Pfarrer und Lehrer — Ihre feindliche Stellung zu der neuen Regierung — Die Revolution vom 14. Februar 1845 — Versammlung des Volks auf dem Montbenon — Der Präsident Druen — Verläumdungen des Staatsraths — Beigerung der Pfarrer eine Proclamation von der Kanzel zu lesen — Bestrafung einer Anzahl Geistlicher — Abtretung der Geistlichkeit in Masse von ihren Ämtern — Sieg des Staatsraths und des Volks gegen die verschworenen Pfarrer — Versuche durch fortgesetzte Verläumdungen die Regierung um Achtung und Ansehen zu bringen und das Land in Unruhe zu setzen — Die Zustiz des Kantons — Die Verfassung — Auch die Almosenempfänger haben das Activ-Bürgerrecht — Abgaben und Steuern — Die Einnahmen und Ausgaben — Das Militairwesen — Büchsenjügen und Schützenfeste in der Schweiz und im Waadtlande — Die Schulen — Fortschritte derselben — Gesicherte Lage der Lehrer — Stellung und feste Besoldung der Pfarrer — Unterstützung der Künste — Das Museum — Das bischöfliche Schloß in Lausanne — Die Kathedrale — Denkmal des unglücklichen Major Davel — Die Kaffeehäuser und Vereine der Parteien — Demokratische Gleichheit im Zusammenleben der Bürger — Die deutschen Zeitungen über die Waadt — Die Pöbelherrschaft — Pressfreiheit — Armenwesen und Hospitäler — Austheilung von Lebensmitteln und Getreide auf Kosten des Staats — Leben in der Waadt und in Lausanne — Allgemeiner Antheil an diesem Kanton.

V. Kapitel Seite 276

Von Vivis nach Freiburg — Straßenbau im Kanton Waadt — Eisenbahnprojecte — Hindernisse der Eisenbahnen in der Schweiz — Die Stadt Freiburg — Die Drahthbrücken — Kantonalverhältnisse — Gesetzustände — Einnahmen und Ausgaben — Der protestantische Bezirk Murten — Pater Sirard — Die Jesuiten und ihr Pensionat — Erziehung der Jesuitenschüler — Herrschaft des Ordens über den Kanton — Dr. Buffard — Die Orgel in Freiburg — Die Frömmigkeit — Verfall des Schulwesens und Verkümmern der Presse.

VI. Kapitel 311

Von Freiburg nach Bern — Bodenkultur — Wohlstand und Ordnungssinn der berner Bauern — Bern als Staat — Die Stadt und ihr Charakter — Der Adel, die Bürgerschaft, das Volk — Mangel an Industrie — Umgebungen — Die Terrasse am Dom — Stille des Lebens — Die nationale Partei und die Radikalen — Schultheiß Neuhaus und die Regierung — Sturz derselben durch die radikale Partei — Verfassungsreform — Die alte und die neue Verfassung — Vermehrung der Volksmacht — Reform des Finanz- und Armenwesens — Die neue Regierung — Die Advokaten — Die Geistlichkeit — Kirchen- und Schulwesen — Bildungszustände der Lehrer und des Volks — Misslungener Versuch der Geistlichkeit und der politischen Parteien, die Radikalen zu stürzen — Zukunft der neuen Regierung — Die Vermögenssteuer — Das Verfassungsfest in Interlachen — Reden und Mäx — Größe der Natur — Zustände des berner Oberlandes — Falsche Urtheile der Fremden — Zurückgezogenheit der Familienkreise — Deutsche Familien und deutsche Flüchtlinge — Die deutschen und schweizerischen Universitätsprofessoren — Trorler — Einkünfte der Professoren und Lehrer — Reichthum der Stadt Bern — Theuerung des Grund und Bodens — Große Theilung desselben und Folgen — Wirkung des Ackerbaues und der Fabrikarbeit auf das Volk — Armenunterstützungen — Die Männer der neuen Regierung — Militairwesen — Das Lager bei Thun — Finanzlage des Kantons Bern.

VII. Kapitel 370

Die Cretinanstalt auf dem Auenberge — Dr. Guggenbühl — Verschiedenartige Urtheile über diese Anstalt — Urtheil des Dr. Valentin in Bern — Mangel an Unterstützung des Unternehmens durch die Schweizer Regierungen — Verbreitung der Cretins durch die Schweiz — Verwechslung des Cretinismus mit dem Widsinn — Der Kanton Argau — Der Klosterstreit und seine Folgen — Protestanten und Katholiken — Fruchtbarkeit des Kantons — Kloster Bettingen — Kattunfabrikation — Die Fabrikarbeiter — Trefflichkeit des Schulwesens — Staatseinnahmen — Bauten — Der Dichter Ischode — Veraltetes Justizwesen — Militairwesen — Nöthige Reformen — Finanzen — Die äußeren nördlichen Kantone — Thurgau und Solothurn — Allgemeiner Blick auf diese Kantone und deren Fortschritte —

X

Der Kanton Neuenburg — Merkwürdige Stellung desselben zur Schweiz und zu seinem souverainen Fürsten — Blick auf die Geschichte des Landes — Die Verfassung — Die Parteien der Royalisten und Patrioten — Das Jahr 1831 — Fortgesetzte Unzufriedenheit — Erbitterung der Parteien — Klagen der Neuchâtelers und ihre Gründe für politische Reform — Die Stadt Neuchâtel — Die Längenthäler des Jura — Die Uhrenfabrikation — La Chaux-de-Fonds — Leben der Uhrmacher — Wachsender Wohlstand und Reichthum der Fabrikanten — Weg durch die Jurathäler nach Basel — Das Rünsterthal — Kanton Basel-Land — Keine Demokratie dieses Kantons — Liestal — Die Verfassung — Die Schulen — Die Fortentwicklungen der Bevölkerung — Kanton Basel-Stadt — Die Millionaire — Die Geld- und Handelsaristokratie — Die Bürgerschaft — Die alten Zustände — Die Universität — Vergebene Bemühungen nach politischen Reformen — Geld, Handel, Kapital — Die Erziehung der jungen Patrizier — Schluß.

I. Kapitel.

Der Kanton Graubünden — Seine Lage in den höchsten Gebirgen Europas — Seine Bevölkerung — Deutsche, Romanier und Italiener — Protestanten und Katholiken — Die Hochgebirge und Pässe — Große Zahl der Thäler — Lebensbeschäftigungen der Einwohner — Reichthum an Tieren — Viehzucht — Bauart der Häuser — Der bischöfliche Hof — Bestrebungen der Geistlichkeit — Bischof Vossli — Verschiedenartige Trennungen zwischen Protestanten und Katholiken — Katholisches und protestantisches Großrathscollégium — Kirchliche Behörden — Der Erziehungsrath — Lage der Schulkollegien und Pforten — Die souverainen Gemeinden und deren Wahl und Befähigungsdreht — Die katholische Geistlichkeit — Geringe Bezahlung aller Beamten — Titulaturen — Beiz der Gemeinden — Geschichte Graubündens — Die Versaffung von 1820 — Hochgerichte und Gerichte — Gesetze und Gerichtshofämter — Großer und kleiner Rath — Schwierigkeiten der jeder Reform — Gemeinde und Gemeindegüter — Staatseinkünfte und Ausgaben — Handel der Hauptstadt Chur — Der Dom und seine Umgebungen — Alterthümliche Häuser — Weg durch das Rheinthal — Feldberg — Reichenau — Romantische Fernsichten und Ruinen — Das domlescher Thal — Burg Hohenschellen — Tüsch — Die via mala — Italienische Natur und Bevölkerung — Das Thal Schams — Die Aossia, Splügen und Bernharden — Der Rheinwald — Alpenhöfner — Ausnahme der Gletscher — Südabhänge der Alpen — Beveredo — Das Bellin — Chiavenna — Strofe ins Engadin — Der Julier- und Septimerpass — Die Romanier im Engadin — Die Fastenbäder-Heilbrunnen — Ihr Charakter große Häuser zu bauen — St. Moriz — Politik des Kantons — Reformbestrebungen und unabweislicher Particularismus.

Eine halbe Stunde unter Ragaz führt eine Brücke über den Rhein und bildet hier die Grenze des Kantons Graubünden. Wer Zeit hat von Pfäfers einen Ausflug das Laminathal hinauf ins Kasseuser Thal zu machen, wird durch dies wild romantische Thal, in welchem ein paar stille Hirtengemeinden wohnen, bis zum Sardonagletscher gelangen und mag auf gefährlichen Jägerpfaden oder von Bättis aus bequemer über

den La Foppapass nach Graubünden niedersteigen. Die große Straße geht von Ragaz nach Chur durch das breite von fruchtbaren Geländen und weiten Obstgärten erfüllte Rheinthal, an dessen Seiten sich die Reste alter Schlösser erheben, und nichts kann lieblicher sein, als an einem sonnenvollen Morgen durch dies lebendige Gemeindenreiche Land zu fahren, das eingefasst von mächtigen Gebirgen doch überall im grünen duftigen Kleide einer gütigen Natur prangt. Es ist kein Zweifel, daß einst in alter Zeit der Rhein sich bei Ragaz dem wallenstätter See zugewendet und durch diesen See und den Zürcher eine viel kürzere Verbindung mit der Aar erhielt, als er jetzt hat, wo er im weiten Bogen erst den Bodensee durchströmt. Wann dies geschah und welches mächtige Naturereigniß seinen jetzigen Lauf bestimmte, weiß Niemand; genug er hat eigensinnig sich einen neuen viel längeren Weg ausgesucht und nur sumpfige Flächen und ein tiefes Gerinn als Spuren seines alten Bettes zurückgelassen.

Als ich das erste mal dies Thal besuchte, hatten sich die Fenster des Himmels geöffnet, der Rhein überfluthete seine Ufer, finstere Wolken hingen schwer an den Bergen und wilde Giehbäche zerrissen die Straße dermaßen, daß unser Wagen mehrmals von allen Seiten gehalten und gestützt werden mußte, um durch den aufgeworfenen Schlamm und Schutt zu kommen. Die Landquart, ein Gebirgsstrom der den Prettigau durch-

fließt, trieb Holzmassen in den Rhein, die sie von ihren Lagern fortgeschwemmt und trotz des heftig fallenden Regens waren eine Anzahl Menschen bemüht, die Blöcke aufzufischen und zu bergen.

Solche Holzjagden finden häufig in den Gebirgen statt, wenn die Bäche überlaufen, und nicht selten erleiden die Eigenthümer empfindlichen Schaden. Als ich in Weißbad im Appenzeller Lande war, brachten die Bäche eine ungeheure Masse Holz herunter, das den ganzen langen Regentag über zu meinem und vieler Leute einzig möglicher Unterhaltung von halbnackten Männern harpunirt und geborgen wurde. Nach altem Gebrauch bekommen die Berger die Hälfte davon, was aber bis Appenzell hinunterschwimmt, gehört den Fiskalern ganz, und in ähnlicher Weise mag es wohl überall damit gehalten sein.

Wie der Kanton Valais aus dem Thal der Rhone gebildet wird, dessen zahllose kleine Nebenthäler in den geheimnißvollen Schooß der höchsten Gebirge Europas bringen, so besteht Graubünden aus dem großen Thale des Rheins und den größeren und kleinen Thälern seiner vielen Nebenflüsse. Lang ausgestreckt zwischen den hohen Kalksteinketten der inneren Schweiz und den Urgebirgen, deren Knoten der Gotthard ist, zieht es von der Nähe desselben und den Quellen des mächtigen Stroms bis zu den Grenzen St. Gallens, zwanzig Meilen hinab, ein wildes Gemisch von Felsenketten

und Felsenthälern. Zwölf bis vierzehn Meilen ist es breit, oft waldbedeckt, oft kahl mit vergletscherten Eismassen überzogen und doch wieder fruchtbar, schön und weidereich. Graubünden ist einer der größten Kantone der Schweiz, denn er enthält mindestens 130 geviertete Meilen, auf welchen jedoch kaum 90,000 Menschen leben, die in mehr als 150 Thälern zerstreut sind.

Aber diese geringe Zahl gehört obenein nicht einem und demselben Stamme an. Dies hohe Bergland war seit den frühesten Tagen der Geschichte der Tummelplatz ziehender Völker, die sich feindlich hier begegnet und bekämpft. Deutsche und italienische Stämme, welche sich einst den Besitz streitig machten, leben jetzt vereint darin; doch so dunkel ist die alte Geschichte des Landes, daß der Hauptstamm der jetzigen Bewohner, der romanische, nicht weiß, wem er seinen Ursprung zu danken hat. Nach den neuesten Zählungen leben in Graubünden 36,000 Deutsche, 46,000 romanisch redende Leute und 11,000 Italiener. Alle drei Sprachen werden gesprochen, wie aber die romanische entstanden ist und woher die Romanier stammen, weiß Niemand. Man hat gesagt, es seien die Reste der sieben Römerheere, welche von den Cimbern geschlagen in die hohen Thäler der rhätischen Alpen flüchteten und sich dort mit den Ureinwohnern vermischten. Nach anderer Meinung sollen es die Nachkommen der Hetrusker sein, welche zur Zeit der

Verheerung Italiens durch die Gallier unter Brennus in diese Thäler flohen, allein kein Buch und keine Überlieferung giebt eine Kunde. Den Romaniern kann das freilich gleichgültig sein, sie bleiben darum doch das kleine stille Völkchen das in seinen Erdwinkeln keine eigene Kultur entwickeln kann. Die romanische Sprache ist kaum Schriftsprache zu nennen, denn sie besitzet ungefähr 30 Bücher, meist religiösen Inhalts, dabei theilt sie sich in zwei Haupt- und mehre Nebendialekte, das eigentliche Romanische und das Ladin, welche sehr verschieden unter sich sind. Wortarm und unausgebildet ist es keine Sprache, die auf Beachtung Anspruch machen kann, ersichtlich aber ist es eine Abart des alt Italienischen und wird darum von Italienern auch eben so leicht verstanden, wie die Romanier diese Nachbarn am besten verstehen.

Doch nicht genug, daß drei Sprachen und drei Volksstämme in Graubünden sitzen und eine lose Vereinigung zum gemeinsamen Staat geschlossen haben, auch die Religion trennt die Bewohner. Es giebt 55,000 Reformirte und gegen 35,000 Katholiken hier; was aber das Gewirr vollendet, ist, daß katholische und protestantische, romanische und deutsche Gemeinden oft ganz zerstreut durch einander und neben einander wohnen, was kaum in der Art möglich sein würde, wäre nicht in Graubünden die Selbständigkeit jeder Gemeinde dermaßen groß, daß jede eigentlich eine

kleine Republik für sich bildet. Auf diese Weise läßt sich auch allein erklären, wie Graubünden in seinem uralten Verfassungswesen noch immer beharren kann, wie es möglich ist, daß die drei Volksstämme friedlich unter einander wohnen, jede Gemeinde ganz getrennt von der anderen, tief in einsamen wilden oft 5 bis 6000 Fuß hohen Thälern vergraben, deren eisumgürtelte Scheidewände sie von den Nachbarn entfernt halten.

Das Land ist ganz gefüllt mit Gebirgen und Bergströmen, mit ungeheuren Gletschern und Schneemassen. Hohe Alpenketten trennen es von Italien und Tyrol und nur Pässe und Saumstraßen, die einen Theil des Jahres ungangbar bleiben, unterhalten die Verbindungen, welche auf viele Grenzweilen unmöglich bleibt. Eigentlich führen nur drei Straßen nach Italien: über den Lukmanier, über den Bernhardin und über den Splügen, obwohl es viele Nebenpässe und Pfade dahin, wie nach Tyrol und Boralberg, giebt.

Der Vorderrhein fließt vom Gotthard nieder durch das große Längenthal des Kantons und nimmt mehr als fünfzig Nebenflüsse und Bäche auf. Zu ihm gesellt sich der Hinterrhein, der aus verschiedenen Armen zusammenkommt, die vom Viz-Valrhein und dem Rheingletscher bis zum Septimer von den Albulaalpen herunterströmen. Die Bäche, welche von dem Lukmanier fließen und beim Kloster Dissentis in den Vorderrhein fallen, hat man Mittelrhein genannt, ein Name

den man jetzt aus den Geographien streicht und gewöhnlich nur annimmt, daß der Rhein aus zwei Hauptarmen, dem Vorder- und Hinterrhein, besteht, welche sich bei Reichenau vereinigen.

Aber nicht das ganze Graubündten gehört zum Rheingebiet. Das Engadin wird vom Inn durchströmt, der durch die Finstermünzschlucht nach Tyrol entweicht. So gehört auch das Land jenseit des Bernhardin und des Septimer zum Stromgebiet der Adda und des Ticino, wie es seiner ganzen Natur und seinen Bewohnern nach zu Italien gehört. Wirft man den Blick auf eine Landkarte, so wird man erst recht die eigenthümlichen geographischen Verhältnisse Graubündtens begreifen. Überall erblickt man Gebirge deren blaue Rämme die große Zahl der Gletscher anzeigen; überall sieht man die Streifen der zahllosen Bäche und Flüsse, welche durch den Reichtum an Schnee und Eislagern erzeugt werden, und dieser Wasserreichtum wird durch Seen vermehrt, welche einst gewiß alle Hochthäler füllten und bedeutenden Umfang hatten, während sie jetzt, nachdem die Gewässer sich Durchbrüche und Abflüsse verschafft haben, nur noch die tiefsten Stellen bedecken.

Bei der Verschiedenheit der Höhe, in welcher die zahlreichen Thäler liegen, muß auch eine große Verschiedenheit des Klimas und der Produkte in diesem Lande sein, wo fast jedes Thal seine eigenen Luftströ-

mungen und seine bestimmten Witterungswechsel hat. In den tiefen Thälern wachsen alle Getreidearten und schöne Fruchtbäume, in den höheren liegen reiche Matten und Weiden, in den höchsten trifft man eine nördliche Flora, wie sie den nördlichsten Ländern Europas nur eigen ist. Landbau und Viehzucht sind aber überall die Hauptbeschäftigungen der Bewohner, denn kein bedeutender Sammelplatz des Menschenlebens ist in diesem hohen Berglande, wo Industrie sich mit Vortheil entwickeln und eine speculative Handels- und Fabrikthätigkeit den Blick über die Kantonalgrenzen hinaus zu richten vermöchte. Das geht hier nicht so an, wie in dem gewerbreichen, heiteren Zürich und im Vorlande der Alpen; natürliche Hindernisse, wie Sinn, Sitten und Wesenheit der Bewohner stemmen sich dagegen. Ich habe oft darüber nachgedacht, warum auf einem so kleinen Raumunterschied von wenigen Stunden oder Meilen so ganz verschiedenartige Lebensverhältnisse und Neigungen der Menschen vorwalten. Offenbar knüpft sich das nicht an Zufälligkeiten, sondern den Leuten ist es anererbt und anerzogen und Generationen oder Jahrhunderte sind nöthig gewesen, um Seidenweberei, Spinnerei, Färberei u. s. w. gewissen Distrikten und deren Bewohnern einzuimpfen. Die Uhrmacherbevölkerung des Jura müßte umkommen ohne ihren erfindungsreichen Trieb, die Uhren für die halbe Welt zu machen; die Menschen in Zürich, Glarus, Aargau,

Appenzell, St. Gallen und Basel wüßten nicht was sie beginnen sollten, wenn die Fabrikarbeit und der Handel nicht wären, und selbst hier in Graubünden giebt es einen ganz eigenthümlichen Industrietrieb unter den Leuten im Engadin, dem Thale des Inn, denn dies liefert die Pasteten- und Zuderbäder für die ganze civilisirte Erde, wovon wir später noch sprechen wollen. Der übrige Theil der Graubündtner denkt weniger daran weit hinaus zu wandern, sondern treibt seine Heerden auf die Alpenmatten, jagt im Rheinwalde und in den wilden Felsketten den Bär, den Fuchs und die Gemse, bestellt in milden friedlichen Thälern sein Feld, leistet mit seinen Pferden und Ochsen auf der Splügen-, der Julier- oder Bernhardinstrasse den Fuhrleuten Dienste, hilft Reisende befördern und führt ein stilles, unangetastetes Naturleben. Dennoch aber ist in diesem so viel gemischten Völkchen ein allgemeiner Drang vorhanden durch die Welt zu irren und dem Glück nachzujagen, denn seit alten Zeiten war Graubünden der beste Werbepfad für die ausländischen Heere; graubündtensche Regimenter fochten überall und noch jetzt stammt ein großer Theil der Schweizertruppen in Rom und Neapel aus diesem Gebirgslande, wo die Menschen doch so fern vom Geräusch der Welt wohnen und die alte Hauptstadt Chur der einzige nennungswerthe Sammelplatz der Bevölkerung ist.

Daß die Viehzucht ziemlich bedeutend ist, sieht

man aus einigen dürftigen statistischen Angaben, nach welchen Graubünden 80,000 Stück Hornvieh, eine gleiche Anzahl Schaafe und eben so viel Ziegen besitzen soll. Pferdezuucht ist nur im Prettigau, die meisten müssen eingeführt werden, so auch Getreide, Wein, alle Colonialwaaren, Taback und alle Produkte der Industrie, so daß die Einfuhr jährlich wohl zwei Millionen Gulden beträgt.

Reich ist der Kanton an Erzen aller Art und sehr wahrscheinlich liegen hier noch große Metallschätze im Schooß der Berge und warten, daß man sie auffuche; allein zu solchen mühsamen Arbeiten sind die Graubündter nicht gemacht. Man erzählte mir, daß verschiedentlich schon fremde Capitalisten Bergwerke, namentlich Eisenwerke, angelegt haben, deren Reichhaltigkeit, wie die gute Beschaffenheit der Erze, bedeutenden Gewinn versprach, aber sie stießen bald auf so viele Schwierigkeiten, trafen so viele Arbeitsunlust, wurden von den Gemeinden angefeindet und fanden beim Staate und bei dessen Verfassung so wenig Schutz, daß bis jetzt nicht viel dabei herausgekommen ist und die meisten mit Verlust die Sache einstellen mußten. Blei-, Kupfer- und Eisentiefe finden sich fast überall im Kanton, auch Silber kommt häufig vor, sogar Gold soll am Rothhorn und im Engadin sich zeigen. Dazu Galmei, Arsenik, Schwefel, Wismuth, Kobalt, so daß es scheint, als könne einmal in veränderter Zeit hier

ein Volk von Vergleuten an allen Orten seine Gruben und Essen einrichten.

Für jetzt geschieht jedoch wenig; die Leute haben nichts mit der Unterwelt zu thun. Ihre Armuth, ihr Mißtrauen und ihre Beschränktheit, ihr ganzes Versenktsein im uralten und einfachen Leben der Hirten und Ackerbauer, ihr Verharren bei den Sitten und Sagen der Vorfahren, ihr buntes nationelles Gemisch und ihre Abgeschlossenheit von der Welt, hindern sie an einer regeren Entwicklung.

Die Hauptstadt Chur liegt gerade an der scharfen Krümmung des Rheinhals, wo der Strom in seinem S. W. Lauf sich gen Norden wendet. Man fährt von Ragaz in drei Stunden hierher auf einer schönen Straße, zwischen Fruchtgärten und hohen festen Häusern von Stein, denn aus diesem Material baut hier der Landmann seine Wohnungen. Die tiefen gewölbten Thorwege, aus denen eine Art Auffahrt oder Treppe von Holz sofort in den Scheunenraum führt, unter welchem die Ställe sich befinden, und die kleinen Fenster in den dicken Mauern geben diesen Häusern etwas Düsteres und Gefängnißartiges. Aber eng sind die Fenster der Schweizerhäuser fast immer, dabei die Gemächer außerordentlich niedrig, auch wenn sie von Holz sind und am Zürchersee stehen, weil man zur Winterzeit die Wärme darin besser zusammenhalten will.

— Chur liegt von vielen Landhäusern und verein-

zelten Menschenwohnungen umringt, an der Verglehnung und bietet aus der Ferne mit seinem Bischofliche und bethürmten Kirchen einen schöneren Anblick als in der Nähe, denn die Stadt ist sehr alt und winklich, die Straßen eng und schlecht gepflastert. Die alten Häuser stehen oft geschwärzt und düster mit blinden kleinen Fenstern und geschwörkelten Eisenkreuzen in öden stillen Reihen, wie Mumien, in deren versteintem Antlitz man ängstlich nach Kunde über die Zeit forscht, wo sie jung und lebendig waren.

In der Abenddämmerung ging ich auf die Höhe hinter dem bischöflichen Hof, dem höchsten Theile der Stadt und blickte in das Thal der Messur, die bei Chur in den Rhein fällt, und in das weite offene Rheinthal. Es war eine anmuthige malerische Fernsicht. Waldige Berge hoben ihre stolzen Häupter rings umher im lezten rothen Glanze, Wein umgrünte ihren Fuß und unten lag die Stadt in bläulichem Dufte und weicher Abendstille, mit ihren Giebeln, ihren Thürmen und Dom und Bischofspalast, der die lezten Blitze der Sonne auffing.

Die alterthümlichen hohen Gebäude, welche den Dom umringen und den bischöflichen Hof, bilden einen Stadtkern für sich, der durch ein altes Thor abgeschlossen von dem übrigen anzeigt, daß hier die geistliche Macht sich einst sonderte von weltlichen Gerechten. Von jeher sind sie jedoch nicht eben die Träger des

Lichtes der Aufklärung gewesen und haben in neuer Zeit vielfach Männern zum Aufenthalt gebient, von denen man sagen kann, daß ihr ganzes Streben dahin ging, die alte Finsterniß zurückzuführen.

Graubünden mit seiner gemischten Bevölkerung von Protestanten und Katholiken mußte dem Streben der römischen Kirche einen vorzüglichen Punkt zu Versuchen bieten, ihre Herrschaft zu erweitern. Seit uralten Zeiten aber war die Macht des Staates über die Kirche hier festgestellt. Das Bisthum Chur war ein Kantonalbisthum, unter Schutz und Oberaufsicht des Gotteshausbundes, eine Aufsicht, welche in neuer Zeit dem ganzen Staate übertragen ward; denn das Domkapitel darf ohne Vorwissen und Rath desselben zu keiner Bischofswahl schreiten, solche nur mit Einwilligung des Staates vollziehen, nur einen Inländer wählen der dem Staate angenehm ist, auch sind Bischof und Kapitel verpflichtet dem Staate Rechenschaft über die Verwaltung des Hochstifts abzulegen und ist ihnen nicht gestattet in irgend einer Art über dessen Güter zu verfügen.

Durch diese Rechte glaubte man sich gegen die Eingriffe der Geistlichkeit gesichert, allein seit dem Jahre 1821 bestrebten sich die Ultramontanen, die Kirche der Aufsicht des Staates zu entziehen und aus dem Kantonalbisthum ein echt römisches zu machen.

Der Bischof Karl Rudolf gab sich dazu her, den Plan des päpstlichen Nuntius in Luzern, der alle

römischen Intriguen leitete, zu fördern, St. Gallen mit Chur zu verbinden, was durch eine Bulle des Papstes Bestätigung erhielt, in welcher er über das Bisthum Chur kraft seiner höchsten Kirchenmacht verfügte.

Wäre Graubündten zum größten Theil von Katholiken bewohnt gewesen, so hätten die Priester wahrscheinlich die Gemüther hinreichend bearbeitet, um ihre Sache zum Siege zu bringen, so aber fanden sie entschiedenen Widerstand und selbst unter aufgeklärten Katholiken Gegner, welche die alten Rechte des Volkes vertheidigten.

Der große Rath verwarf das Doppelbisthum und die Bulle des Papstes, erklärte daß der Staat Graubündten Souverain sei, nichts von seinen Souverainitätsrechten aufgeben werde und ließ den zum Vicar ernannten Herrn Bossi außer Betracht. So schwebte die Sache bis zum Jahre 1833, wo der Bischof starb und man trotz aller Bestrebungen so wenig befehlte war, daß sofort eine Commission zur Verwaltung der Kirchengüter ernannt wurde.

Als Antwort darauf machte der päpstliche Nuntius dem großen Rathe die Anzeige, daß der Papst, als Haupt der Kirche und von seiner apostolischen Machtvollkommenheit Gebrauch machend, den Kapitelsvicar Bossi zum Bischof von Chur und St. Gallen ernannt habe. Das Domkapitel erkannte diese Ernennung an und der Bischof, der in Einsiedeln vom Nuntius

die Weihen empfangen hatte, zog in seinen Palast ein. So kam es denn darauf an, entweder den Staat der Kirchenmacht zu unterwerfen oder energisch die Anmaßung zurückzuweisen und glücklicher Weise waren die Graubündtner fest und stark genug, das Letzte zu wählen. Der Bischof wurde mit Gewalt aus seinem Palast gewiesen, seine reichen Einkünfte wurden eingezogen, die Güter des Bisthums verwaltete der Staat und erst als 1836 das Doppelbisthum aufgehoben wurde, ward Herr Bossi angenommen und als Bischof von Chur bestätigt.

So kämpfte Graubündten muthvoll und glücklich gegen die römische Hierarchie und hat, nachdem Bossi gestorben ist und bei der Majorität seiner protestantischen Bevölkerung, nicht mehr so viel von römischen Intriguen zu fürchten. Die angesehensten Männer des Landes sind ganz gegen den Ultramontanismus und dies, wie auch die selbständige Gemeindeverfassung, trägt viel dazu bei, fanatische Bemühungen, welche übrigens arg genug auch hier sein sollen, nicht überwältigend werden zu lassen.

Wie in St. Gallen und anderen Kantonen, deren Bürger verschiedenen Religionsbekenntnissen anhängen, besteht auch in Graubündten ein evangelisches und ein katholisches Großrathescollegium. Das evangelische führt die Oberaufsicht in allen kirchlichen Verhältnissen und erläßt alle Gesezentwürfe, die, wie sämtliche Staats-

gesetze, den Gemeinden zur Genehmigung vorgelegt werden müssen. Neben diesem Großrathscollegium steht die evangelische Synode, aus sämtlichen Geistlichen und drei weltlichen Beisitzern zusammengesetzt. Diese ist befugt Anträge auf rein kirchliche Erlasse zu machen, dem evangelischen Theile des kleinen Rathes steht dagegen die Regelung der Kirchenordnungen der Gemeinden zu, endlich giebt es noch einen evangelischen Kirchenrath, der unter Aufsicht der Regierung die Vollziehung der bestätigten Gesetze leitet.

Das katholische Großrathscollegium und die katholische Geistlichkeit, den Bischof an der Spitze, leiten das katholische Kirchenwesen, aber es zeugt von gemeinsamem fortstrebendem Geist, daß trotz aller Umtriebe des Bischofs Vessi und seiner Anhänger, in den letzten Jahren das Erziehungswesen im Kanton manche wirksame Fortschritte gemacht hat, zu denen sich Protestanten und Katholiken vereinigt haben. Seit 1843 besteht ein Erziehungsrath aus 9 Mitgliedern (6 Evangelische und 3 Katholiken), welcher die Kanton- und Primarschulen beaufsichtigt und wohlthätig einwirkt. Der große Rath führt die Oberaufsicht und wenn nicht mehr geschehen ist, als bisher geschah, um die Schulen zu verbessern, so liegt die Hauptursache an dem Widerstand der souverainen Gemeinden, die sich weigern Schulen einzurichten und zu verbessern, wie auch an Natur, Leben und Sitten der Einwohner, welche meistens

ihre Kinder kaum sechs Monate im Jahr in die Schule schicken, die meiste Zeit aber sie wild aufwachsen lassen und zu ihren Arbeiten auf Feld und Alpen benutzen.

Den Schullehrern geht es daher auch höchst jämmerlich. Wenige besitzen ein Einkommen von mehr als 100 Gulden, viele wohl kaum die Hälfte, wofür sie aber noch die Würde eines Gemeindefchreibers bekleiden müssen, denn ohne dies Nebenamt würden sie kaum das Leben fristen können.

Ganz ähnlich sieht es mit den evangelischen Pfarrern aus, die wie die Schulmeister von der Gemeinde abhängen und jährlich von diesen ihren Vredherrs im Amte bestätigt werden müssen. Gefällt der Majorität der Gemeinde ihr Pfarrer nicht mehr, so kann er ohne Angabe der Gründe sofort entlassen werden. Der Geistliche hat daher die Aufgabe, sich mit seiner Gemeinde immer gut zu stellen. Er ist von ihr von Jahr zu Jahr gemiethtet und dies freie Übereinkommen hat Ähnlichkeit mit den in Amerika bestehenden Verhältnissen und enthält offenbar viel Gutes, indem es den Gemeinden das Recht sichert, einen Geistlichen, der gegen ihre Überzeugungen streitet, oder sonst sich ihnen verhasst macht, zu entfernen und einen Andern zu wählen, der ihren Wünschen besser entspricht.

Die Schattenseite einer solchen Gemeindeherrlichkeit ist freilich nicht zu verkennen, und nach unsern Begriffen von der Staatsdienerschaft der Geistlichen erscheint ein

contractliches Verhältniß des Predigers zur Gemeinde gewiß im schlimmen Lichte. In Wahrheit jedoch ist es ein ganz naturgemäßes und völlig gerechtfertigtes, auch trägt es vielleicht mehr zur Erhaltung christlicher Liebe und Einigkeit, wie zum Heile der christlichen Lehre überhaupt bei, als wenn den Gemeinden Prediger bestellt werden, die von jenen gar nicht abhängen, und mögen sie noch so wenig Liebe und Achtung erwerben, doch Zeit ihres Lebens im Amte festzigen. In Graubünden ist die volle Wahlfreiheit der Gemeinden historisch begründet; daß sie jedoch nicht gemißbraucht wird, geht schon daraus hervor, daß trotz derselben man nicht leicht einem Prediger kündigt. Im Übrigen aber sind die Geistlichen doch keineswegs zu beneiden, denn sehr viele haben kaum ein Jahreseinkommen von 200 Thaler und über 400 bis 500 Thaler bringen es nur ein Paar.

Die katholische Geistlichkeit steht dagegen in allen Dingen fester und besser. Ihre Absetzung und Bestrafung hängt von den Kirchenoberen ab, die Gemeinden haben keine Stimme und die Bischöfe sind zu allen Zeiten bedacht gewesen, ihr Immunitätsrecht gegen den Staat zu behaupten. Dieser thut daher auch nichts, als daß er, wenn ein Geistlicher sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig macht, den Bischof auffordert, den Schuldigen vor sein Gericht zu ziehen und wenn man zu zögern scheint, die Drohung nachschickt, daß bei längerem Schweigen er selbst die Gesetze aufrecht er-

halten werde. Dies Mittel hat bisher noch immer ge-
fruchtet, um die Sünder unter der Kapuze zur Strafe,
d. h. zur Versegung oder Einsperrung in ein Kloster
zu bringen.

Die beiden Religionsparteien wohnen übrigen-
s äußerlich so ziemlich im Frieden beisammen. Gegen die
um sich greifende Proselytenmacherei hat der große Rath
1843 ein scharfes Gesetz erlassen; gemischte Ehen, welche
einzusegnen sich die katholischen Pfarrer beharrlich wei-
gern, werden von den evangelischen Geistlichen voll-
zogen, und wie es scheint, sind die Graubündler in den
höheren Ständen sehr wenig geneigt, dem römischen
Priestergeist nachzugeben, um sich von ihm beherrschen
zu lassen. Einige Männer aus angesehenen Patrizier-
Familien, mit denen ich bekannt wurde, äußerten sich
darüber in kühner Weise, wie denn überhaupt hier
unter dem gebildeten Theile mehr richtige und freisinnige
Anschauung der Verhältnisse zu finden ist, als man in
diesem entfernten Gebirgslande vermuthen möchte.

Die Beamten des Staates, selbst die höchsten, sind
sehr schlecht bezahlt. Ihr Gehalt beträgt meist nur
ein paar hundert Gulden, daher kann man sich nicht
wundern, daß nur eine geringe Zahl von wohlhabenden
Familien die Stellen besetzt, welche zwar alle nur auf
ein oder zwei Jahre vergeben werden, aber gewöhnlich
bei ihren Inhabern verbleiben. Das alte Patriziat
erhält sich somit meist in den Staatsstellen, doch ist es

nicht von allzugroßem Einfluß, weil die Verfassung und das Zerfallen der Staatseinheit in so viele souveraine Gemeinden, deren Majoritätswillen den Ausschlag giebt, eine aristokratische Übermacht hindert.

Jede Gemeinde hat ihren Landamman, ihre Präsidenten und Rätbe und in keinem Kantone giebt es so viele titulirte Herrn, wie hier. Soll nun ein Gesetz, das im großen Ratbe angenommen wurde, Gesetzeskraft erhalten, so muß es allen Gemeinden im Lande zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Die Majorität jeder Gemeinde zählt für eine Stimme. Die Majorität der gesammelten Stimmen entscheidet.

Bekanntlich haben sich seit alten Zeiten die Bewohner Graubündtens in drei Bünde zusammen gethan, als sie sich von dem grausamen und übermächtigen Adel befreiten. Die frühesten Bewohner des Landes mögen wohl jene etruskischen Stämme gewesen sein, welche durch Tiberius und Drusus im Jahre 18 unserer Zeitrechnung dem Römerreiche nach hartem Kampfe unterworfen wurden. Im 5. Jahrhundert war Rhätien Eigenthum der Ostgothen, später gehörte es den Longobarden, dann den fränkischen Königen, welche zu ihren Beigten die Grafen von Chur einsetzten.

Der letzte dieser Grafen, Tello, stiftete den Bischofsitz im Jahre 784 und nahm ihn selbst ein. Seit dieser Zeit gab Karl der Große das ganze Rhätien an die Bischöfe und diese behielten das höchste Ansehn, auch

als im Anfang des 13. Jahrhunderts das Land an das deutsche Reich kam. Ein mächtiger, grausamer Adel hatte sich überall ausgebreitet und ihm gehörten die vielen Schlösser, deren Ruinen jetzt durch ganz Graubünden zu sehen sind.

Gegen diese Bedrücker trat 1396 der Bischof von Chur, Johann von Werdenberg, mit den Gemeinden des Hintertheins zusammen und stiftete den Gotteshausbund, den ältesten der drei Bünde.

Im Jahre 1424 folgten die Gemeinden vom Vorderthein diesem Beispiel und vereinten sich zum grauen Bunde unter dem alten Ahornbaum beim Dorfe Truns, endlich 1436 machten es die Gemeinden des Prättigau bis zur Messur ihnen nach und bildeten den Zehn-gerichtsbund.

Diese drei Bünde, nachdem sie den schwarzen Bund des Adels 1451 besiegt und die Raubnester zerstört hatten, vereinten sich 1471 zum ewigen Bunde und seit dieser Zeit verlor das Land den alten Namen Rhätien und hieß Graubünden.

Beim Ablauf des Jahrhunderts schlossen sich die Bünde der Eidgenossenschaft an, kämpften 1499 mit ihnen im Schwabenkriege, eroberten 1512 das Veltlin, Gläven und Bormio an den Abhängen der Alpen gegen Italien, machten es zu ihrem Unterthanenland und beherrschten es eben so willkürlich und zur Bereicherung ihres Patriziats, wie dies die anderen Eidgenossen mit

ihren Unterthanenländern thaten, bis es 1797 verloren ging. Die Franzosen schlugen das Veltlin zur cisalpinischen Republik und confiscirten das ganze Vermögen der graubündtner Patrizier; aber auch im Jahre 1814 konnte Graubünden das Land nicht zurückerhalten, denn Oesterreich weigerte sich, es herauszugeben. Es blieb Theil des lombardisch-venetianischen Königreichs, doch erhielt Graubünden zur Entschädigung vier Millionen Lire, was den Verlust natürlich bei weitem nicht ersetzte.

Im Jahre 1803 bestätigte die Mediationsakte den Kanton in seinem jetzigen Umfange, aber Frieden und Einigkeit konnte sie nicht herstellen. Seit Jahrhunderten hatte sich nichts in Bündten geändert. Die drei Bünde mit ihren Bundeestagen von Landrichtern, Landammannern und Bundespräsidenten waren ein so loses Gewebe, daß von staatlicher Einheit keine Rede darin war. Diese ging in der Zersplitterung der einzelnen Hochgerichte ganz verloren. Jedes Gericht, oft jede Gemeinde, bildete eine besondere Souveränität, so konnte nichts Gemeinsames geschehen. Die französische Partei, an deren Spitze die Familie Salis stand, und die österreichische, unter den Planta, Bavier und Tschärner, befehdelten sich das ganze 17. Jahrhundert über und führten die ärgsten Gewaltthaten herbei. Die Mediationsakte bahnte zuerst die Annäherung zu einer bessern staatlichen Ordnung. Sie schuf einen großen Rath von

63 Mitgliedern, schuf einen kleinen Rath aus den alten Bundeshauptern, centralisirte die Gewalten, ließ einen Staatskörper entstehen, setzte ein Appellationsgericht ein und ein Kantonsgericht, an welches jeder Fremde gewiesen wurde, und beschränkte dadurch die Macht der Gemeinden und der Hochgerichte.

Damals bekam der Kanton auch zuerst eine geregelte Postverwaltung, einen Gesundheitsrath, eine Militaircommission, Kantonschule und Schulrath.

Im Jahre 1806 wurden die ersten Münzen geprägt, kurz das ganze uralte und rohe Gemeindegewesen empfing einen Entwicklungstrieb zur staatlichen Ausbildung. Als aber im Jahre 1814 die Reaction erfolgte, blieb sie auch hier nicht aus. Eine österreichische Partei stieß die Mediationsakte um und stellte die alte Föderativverfassung wieder her; dagegen erhob sich jedoch die Partei der Patrioten, welcher es im Jahre 1820 gelang, eine neue Verfassung ins Leben zu rufen, die unverändert noch jetzt besteht, da die Veränderungen von 1830 in Graubünden nichts bewirkten.

In dieser Verfassung stehen charakteristisch die Rechte der 26 Hochgerichte und Gerichte voran, denen bezeugt wird, daß sie ihr Polizei-, Justiz- und Gemeindegewesen zu verwalten haben. Sie ernennen frei aus allen Bürgern ihres Gerichts- oder Hochgerichtsbanns die Mitglieder des großen Rathes, und haben das Recht, die ihnen vorgelegten bürgerlichen Gesetze, Staatsverträge

und Bündnisse zu berathen und solche anzunehmen oder zu verwerfen.

Jedes Hochgericht hat seine Verfassung, die, wenn $\frac{2}{3}$ seiner Bürger für Abänderung stimmen, verändert werden kann, doch darf nichts geschehen, was wider Verfassung und Geseze des Kantons wäre.

So können auch die einzelnen Gerichte in jedem Hochgericht sich unter einer gemeinsamen Obrigkeit vereinigen, wenn in jedem einzelnen Gericht die gesetzmäßige Mehrheit dafür stimmt. Ein Hochgericht aber darf sich nicht wieder in einzelne politische oder Justizbezirke zerstückeln.

Alle Staatlasten werden auf die Hochgerichte nach Maßgabe ihrer Stimmberechtigung zur Wahl eines oder mehrerer Abgeordneten zum großen Rath vertheilt. Die weitere Vertheilung bleibt ihnen überlassen.

Man sieht aus diesen Grundzügen, daß in Graubünden die Souverainität des Volks am weitesten in der ganzen Schweiz ausgebehnt ist. Justiz, Polizei und Verwaltung ist den Gemeinden eigen, welche, zu Gerichten und Hochgerichten verbunden, über Leben und Tod sprechen, und von denen es gänzlich abhängt, ob sie eine Appellation an den Appellhof des Staates zulassen wollen, oder nicht. Bedenkt man, daß hier überall Bauern zu Gericht sitzen, daß kein neues Gesetzbuch vorhanden ist, sondern die Carolina gilt, neben der sehr viele Gewohnheitsrechte fortbestehen, so ist dies

uralte germanische Gerichtswesen allerdings für unsere Zeit nicht in dieser Form mehr passend. Indes soll es sehr selten vorkommen, daß man bei schweren Criminalfällen die Appellation den Verurtheilten verweigert und nach und nach wird man sie gesetzlich machen können, wie denn überhaupt seit Jahren eine Reformpartei sich bestrebt, die Gesetzgebung zeitgemäß umzuwandeln, was wenigstens zum Theil gelungen ist.

So bestehen jetzt noch 18 verschiedene Erbrechte in Graubünden, die jedoch zu einem gemeinsamen verschmolzen sind, das glücklich genug war, der Majorität des Volks zu gefallen und im Jahre 1850 ins Leben treten soll. Soll aber in diesem Kanton, der in so manchen Dingen noch in der Kindheit eines staatlichen Lebens liegt, eine gemeinsame höhere Entwicklung zur Einheit, zur Rechtssicherheit, zu den Institutionen der neuen Zeit stattfinden, so muß die uralte Gemeindefouverainität gebrochen werden, deren engherziges Mißtrauen jeden Fortschritt unendlich über und oft ganz unmöglich macht.

Der große Rath aus 65 Mitgliedern, die ein Jahr im Amte bleiben und sofort wieder wählbar sind, bildet in Verwaltungs- und Landespolizeiangelegenheiten die erste Behörde. Er beräth alle Gesetze, Verträge und Bündnisse, wählt die Beamten, wacht über die Finanzen, bestimmt die Ausgaben und versammelt sich regelmäßig alle Jahr ein Mal. Für die wichtigen Geschäfte bestellt

der große Rath eine Standeskommission aus 9 Mitgliedern (3 aus jedem Bund), welche sich nebst den Bundesstatthaltern so oft versammelt, als es der kleine Rath für nöthig hält.

Dieser kleine Rath von drei Mitgliedern (einer aus jedem Bund) bildet die vollziehende Gewalt. Er wird aus allen Bürgern der Bünde frei vom großen Rath auf ein Jahr gewählt, leitet alle Geschäfte, beaufsichtigt die Criminaljustiz und macht die eigentliche Regierung aus.

Das Appellationsgericht für Civilstreitigkeiten besteht aus neun Mitgliedern. In allen Streitsachen, deren Gegenstand einen Werth von wenigstens 1000 Gulden Bundeswährung hat, kann an dies Gericht appellirt werden.

Das Kantonsgericht ist eigentlich nur für Staatsverbrechen und Aufruhr competent, aber diese ganzen Justizeinrichtungen sind durchaus mangelhaft, weil überall die Justizgewalt, welche beim Staate sein soll, bei den Hochgerichten und Gerichten ist, deren politische und richterliche Natur in uralten Anfängen des Gemeindeflebens wurzelt, das zugleich Staatsleben war, und so Jahrhunderte überdauert hat, obwohl die Zeiten, die Erfahrungen und Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft sich wesentlich verändert haben.

Zu diesem Stehenbleiben in der altgermanischen Gemeindefreiheit paßt aber Alles hier und macht Grau-

bündten eben so merkwürdig. Mit 17 Jahren ist der Bürger politisch mündig und übt seine Rechte aus, mit dem zwanzigsten Jahre kann er zu allen Ämtern gewählt werden. Die Hochgerichte, die Gerichte, die Bünde haben verschiedene Verfassungen mit ganz abweichenden Gesetzen und Freiheiten. So unterscheiden sich auch oft die einzelnen Gemeinden wieder. Jede hat ihre Besonderheiten, jede bildet einen kleinen Staat im Staate, jede kann, wie ich anführte, auch ihre Verfassung verändern und kaum hat man es dahin gebracht, daß die Kantonalgesetze nicht dadurch benachtheiligt werden sollen.

Wäre Graubündten nicht ein so wildes einsames Gebirgsland, diese starre Erhaltung altgermanischer Demokratie würde unmöglich so viele Jahrhunderte überdauert haben. In den Einsamkeiten der Natur aber sind die Menschen so unbeweglich, wie ihre Alpen und Gletscher. Sie können und wollen sich nicht von den Sagen ihrer Väter trennen, das bewegliche Leben der Welt und was diese Fortschritt nennt, liegt ihnen fern und fraglich bleibt es für die Meisten, ob sie glücklicher wären, wenn sie ihre Hochgerichts- und Gemeinderichte aufgäben, die mit allen ihren Einrichtungen so fest in ihnen verwachsen sind. Sie fühlen die Mängel nicht, welche ihnen ankleben, sehnen sich nicht nach besseren Gesetzen, nach guten Schulen und Unterricht, nach einem Staatsleben, welches zum gemeinsamen Wohl das ganze

Volk vereinte. Ihrem Naturleben und eng begrenzten Gemeindegliedern ist es ganz einerlei, daß der große Rath keine Öffentlichkeit hat, oder daß in ihrer Verfassung kein Wort von Pressfreiheit, Petitionsrecht, Associationsrecht, Sicherheit der Person und des Eigenthums u. s. w. steht. Sie brauchen dergleichen nicht. Wer liest und denkt viel in diesem Lande? Wer hat in den Gebirgs-einsamkeiten mit der Presse und dem Petitionswesen etwas zu schaffen? Und jedes Gericht hat ja seine besondere Verfassung; kein Gesetz kann gegeben werden ohne die Majorität der Gemeinden; Niemand kann ihre Freiheiten antasten, ohne daß sie selbst diese verändern. Dabei sind Abgaben und Steuern sehr gering, und so kümmern sich diese Romanier, Italier und Deutsche, die bunt durcheinander hier, als Protestanten und Katholiken, wohnen, um nichts, als wie sie am besten durchs Leben kommen und ihre Matten und Felder, ihre Arbeit, ihren Handel, oder den Ertrag ihrer Aecker verwerthen.

Und selten ist hier ein Mann, der nicht Grundeigentümer wäre; ein Stückchen des mütterlichen Bodens besitzt jeder, denn das Grundeigenthum ist außerordentlich getheilt. Dazu kommen die Gemeindegüter, an denen einzelne Gemeinden so reich sind, daß alle ihre Bürger sich bequem erhalten können. Wer nichts hat, bekommt Gemeindegut auf Lebenszeit zur Benützung und ich habe schon die Gemeinde Maierfeld

als Beispiel angeführt, wo alle Abgaben aus dem Gemeindegut bestritten werden und doch noch so viel bleibt, daß sämtliche ärmern Gemeindeglieder Feld und Matten zu Genüge besitzen. In diesen Gemeindegütern liegt ein uralter communistischer Gedanke. Sie gehören Allen, aber man benutz sie, um den Ärmern damit zu helfen und eine Ausgleichung zwischen den Besizenden und denen, die nichts haben, zu veranstalten. Bei uns verpachtet man solche Acker und Wiesenstücke an den Meistbietenden und läßt das Geld der Kämmererklasse zufließen; in dem schweizerischen geschlossenen Gemeindegewesen, wo kein Fremder eindringen kann, stellt man das Unterstützungsrecht der gebornen Gemeindeglieder an die Spitze und giebt ihnen aus dem gemeinsamen Gut ihren Lebensunterhalt.

Der Staat Graubündten bedarf jährlich zu seiner Erhaltung 2 bis 300,000 Gulden. Der theure Straßenbau in diesem Hochgebirge und die Erhaltung der Poststraßen, welche häufig argen Verwüstungen durch Naturereignisse ausgesetzt sind, macht, daß Graubündten noch einige Schulden hat, welche es jedoch nach und nach tilgt und bald damit fertig sein wird. Jährlich werden 30,000 Gulden für Anlegung neuer Straßen verwendet, was ein rühmendes Zeugniß für die Regierungseinsicht ablegt, zugleich aber auch eine gut berechnete staatsökonomische Maßregel ist, denn aus den Straßenzöllen und Transitzöllen fließt der größte Theil

der Staatseinnahmen. So liefert auch das Salzregal beträchtliche Einkünfte. Dennoch aber ist das Salz in Graubünden billiger, als in den Nachbarkantonen und viel billiger, als in Tyrol und Vorarlberg, obgleich es von dorthier kommt, denn Graubünden hat mit Österreich Vertrag über bedeutende jährliche Salzlieferungen zu billigen Preisen abgeschlossen. Da nun die österreichische Regierung ihre eigenen Untertanen zwingt, ihr das Salz zu einem viel höheren Preise abzukaufen, als wofür sie es den fremden Graubündtenern läßt, so entsteht ein ausgebehnter Schmuggelhandel. Die armen Tyroler kommen über die hohen Alpen, auf den furchtbarsten halbsbrechendsten Gensjägerpfaden und tragen die österreichischen Salzsäcke mit Gefahr ihres Lebens wieder in ihr Land zurück. Ist es nicht eine seltsame Staatsweisheit, welche die eigenen Untertanen zwingt, das Landesprodukt bei den Fremden zu holen, und einen schrecklichen Verfolgungskrieg über den Wolken gegen arme Menschen führt, denen sie ein nothwendiges Lebensbedürfnis absichtlich verteuert?!

Reiche Leute giebt es in Graubünden sehr wenige. Die alte Aristokratie der vielen Freiherrn und Ritter, welche sonst das Patriziat bildete, ist größtentheils verarmt, ehue Güterbesitz und nährt sich von Handel oder von einem dürftigen Ämtchen. Seit das Veltlin verloren gegangen ist, das Eldorado der alten Geschlechter,

sind diese immer tiefer heruntergekommen und besitzen größtentheils nichts mehr, als ihre Namen und Ahnentafeln, welche unter den jetzigen Verhältnissen keinen Werth haben.

Die alte Stadt Chur ist in vieler Beziehung ein Bild des Landes. Eine schweigsam düstre Stille lagert sich auf ihr. Das Leben, welches sie berührt, ist ein vorüberstreichendes. Die Reihen der Frachtwagen, welche vom Splügen und Bernhardin herabkommen und das Rheinthal hinunter zum Bodensee fahren, machen nur einen kurzen Halt hier und ziehen weiter, so auch die Posten und Reisenden. Chur besitzt nichts, was zum Aufenthalt bewegen könnte; Holzhandel ist das einzige, was die Geschäftsleute treiben und daran wird zuweilen auch von auswärtigen Speculanten viel Geld verdient, welche in die Gebirgsthäler reisen und von den Gemeinden Wäldungen und ungeheure Vorräthe zu Spottpreisen ankaufen. So hatten Franzosen, wie man mir erzählte, im Engadin einmal 100,000 Klafter Holz, zu 10 Schillingen die Klafter, gekauft, wofür sie allein 30,000 bis 40,000 Gulden Ausfuhrzoll an den Staat geben mußten, dennoch aber ein beneidenswerthes Geschäft machten.

Der Dom von Chur, welcher die eine Seite des bischöflichen Hofes einnimmt, ist ein alterthümliches Gebäude, dessen Borthor aus dem 8. Jahrhundert stammen mag, wenn es auch nicht wahr ist, daß Bischof Tello den ganzen Kirchenbau bewerkstelligte.

Das gedrückte, von Jahrhunderten geschwärzte Portal im Halbrundbogensyl leitet in das große Schiff und wunderbar war der Eindruck, den diese düstern Massen, diese Seitenkapellen, die Grabgewölbe von Säulen getragen, die bunten goldbligenden Altäre und der uralte Hochaltar mit seinen Gemälden und strahlenden Geräthen im Abenddunkel übten. An den hohen Fenstern hing noch ein goldner Sonnenschimmer, der über die alten Grabmäler und Wappenschilder verlöschend irrte. Einsame Peter lagen vor den Altären; ihre Gestalten waren in Nacht und Dunkel gehüllt, nur das leise Gemurmel ihrer Stimmen rauschte gespenstisch an den schwarzen Säulen hin und verlor sich in dem lang gehaltenen Messgesang eines Priesters, der in einer Seitenkapelle von Zeit zu Zeit sich hören ließ.

Als ich hinaustrat, leuchtete der Mond auf das katholische Seminar, das an der Berglehne über dem Dom liegt, und beglänzte sanft das hohe geheimnißvolle Haus, in welchem gelehrt wird, wie man die Menschen von der lündigen Vernunft befreie und die heilige katholische Kirche vor ihr errette. Durch den weiten Hof aber schwirrten Fledermäuse in ungeheurer Zahl um die verwitterten Gestalten der Heiligen am Portale und um alle die alten Pfeiler und Ecken. Sie flatterten scheu und lautlos in Schaaren auch durch die Straßen, um die schwarzen verfallenen Häuser wie Geister ihrer alten Bewohner, die von der Stätte nicht

lassen können, wo sie lebten und litten. Und einzelne dieser Häuser in ihrer schweren finstern Trauer, ihre Giebel im Lichte der Nacht strahlend, ihr mächtiges Gestein, angehaucht von einem matten Schimmer, der ihren alten Schmuck, die geschnorkelten Thüren, die rostigen Eisenblumen ihrer Beschläge, ihre zersprungenen Fensterreihen und ihr ergrautes Quadergefüge umbämmerte, konnten die Fantasie aufregen. In meinem Leben war mir kaum jemals so mittelalterlich romantisch zu Muthe, als in dem alten Chur unter diesen Schwärmen von Nachtgevägel. In der ganzen Schweiz giebt es keine Stadt, die so schöne, alte verfallene und gespenstische Häuser hätte.

Am andern Morgen fuhr ich das Rheinthal hinauf nach dem Splügen und auch hier, wie überall in der Schweiz, ist den Reisenden einzuschärfen, entweder zu Fuß oder mit Privatsfuhrwerk ihre Ausflüge zu machen, wenn sie von der Natur des Landes etwas sehen wollen. Sind drei oder vier Gefährten zusammen, so können sie in Chur einen leichten Wagen zur Fahrt in das Engadin, oder zur Via Mala, oder das Rheinthal hinauf und bis nach Chiavenna oder Roveredo auf der italienischen Seite miethen, ohne daß es ihnen viel theurer kommt, als was die Post kostet. Aber man muß sich hüten geprellt zu werden, oder Pferde und Fuhrwerk zu erhalten, mit denen man liegen bleibt, denn was abgetriebene und kraftlose Gäule betrifft, so

sind diese hier zu Haus, an unverschämte Forderungen für Fuhrwerk muß man sich dabei gewöhnen. Wenn die Leute sehen, daß man entschlossen ist, sich nicht übertheuern zu lassen, und namentlich wenn man kein Engländer ist, die einmal den traurigen Vorzug haben, überall behandelt zu werden, als besteshe ein Recht, ihnen mehr abzunehmen, als Anderen, so lassen sie gewöhnlich bedeutend von ihrem Begehren ab. Die Gasthauspreise sind in Graubünden dieselben, wie in Bern oder Zürich. Die Gastwirths halten überall denselben Tarif, darum erinnere ich Reisende noch einmal daran, stets das beste Hotel zu wählen, was in Chur z. B. der Steinbock ist, wo ein deutscher Wirth die Kreide rechtchaffen zu führen weiß, wo man aber wenigstens erträglich wohnt und lebt.

Eine Stunde von Chur liegt dicht unter einer jähen Gebirgswand und am Rhein die unglückliche Gemeinde Felsberg, deren drohendes Schicksal, verschüttet und vernichtet zu werden, wie Goldau, eine so allgemeine Theilnahme in Deutschland erregt hat. Einzelne ungeheure Felsblöcke sind von Zeit zu Zeit heruntergekommen, ohne jedoch bis jetzt Schaden anzurichten; manche andere sieht man oben gleichsam auf der Kippe liegen und den Augenblick ihres Sturzes erwarten. Das Bedenklichste jedoch von Allem bleiben die breiten Spalten und Risse in der Bergwand, welche man von unten deutlich bemerkt, namentlich eine unge-

heute Kluft gerade über Felsberg, das unfehlbar zerschmettert werden muß, wenn die überhängende Spitze sich löst. Und dies Ereigniß wird stattfinden über lang oder kurz, denn die Wasser, welche in die klaffen- den Spalten fließen, sichern den Boden durch, machen ihn weich und lose und bewirken zuletzt nothwendig den Zusammensturz der Masse.

Man erwartet diesen Tag des Schreckens eigentlich schon seit Jahren und manche Einwohner haben sich Hütten und Zelte auf dem nahen Hügel am Rhein gebaut, die meisten wohnen aber noch in ihren Häusern, aus denen sie fliehend hervorstürzen, sobald ein Gepolter in den Bergen entsteht, und Steine herunterfallen. In welcher beständigen Angst müssen diese armen Leute leben, mit welchen Sorgen müssen sie jeden Abend sich niederlegen, denn wer kann wissen, ob der nächste Morgen nicht ihr gemeinsames Felsengrab bescheint?!

Man hat mancherlei Versuche gemacht, den Ort aufzugeben und ein neues Felsberg zu gründen; doch religiöser Fanatismus hat dies bis jetzt vereitelt. Felsberg gegenüber, auf der rechten Rheinseite, liegt das Dorf Ems, einer reichen katholischen Gemeinde gehörig, welche sehr ausgedehnte Gemeindegüter besitzt, von denen ein Theil den armen protestantischen Felsbergern vollkommen genügt. Durch die Gaben des Mittheils, namentlich aus Deutschland und mit Hülfe des Staates und eigener Mittel mit Geld ausgerüstet, haben die

Felsberger ihre reiche Nachbarn, ihnen so viel Grund und Boden abzulassen, um sich auf dem rechten Rheinufer ansiedeln zu können. Aber alle Unterhandlungen und Vorstellungen blieben fruchtlos, weil man den Protestanten nicht helfen, sie nicht in nächster Nähe haben wollte. Es ist traurig, zu sagen, daß die Priester einer Religion, welche sich für die heiligste und erste erachtet, ihren ganzen Einfluß gegen ein Werk der Liebe und des Erbarmens geltend machen, statt im Namen Gottes des Allerbarmers unglücklichen Nachbarn und Landsleuten in Lebensgefahr beizustehen. Die armen Felsberger müssen nun auf dem linken Ufer bleiben und dicht am Rhein ihr neues Dorf bauen, wo sie zwar vor dem Bergsturz sicher sind, aber dafür den Strom und dessen Verheerungen und Überschwemmungen jährlich zu fürchten haben. Der Staat hat zwar Regulirungen des Rheinbettes vornehmen lassen; Fangdämme und Buhnenwerke sind angelegt worden, die Arbeiten sollen jedoch fehlerhaft gemacht sein und wenig Aussicht auf Besserung verheißen. Helfen kann erzd. Felsbergern nicht, denn Niemand kann eine Gemeinde zwingen, Grund- und Boden zu verkaufen, wenn sie nicht will. Die allgemeine Stimme spricht sich freilich heftig genug gegen die katholischen Emser aus, allein was fruchten alle Schmähungen. Die Sache bleibt wie sie ist, die emser souveraine Gemeinde will nicht, und hier hat der Staat so wenig Eigenthum, wie es große Grundherren giebt.

Das Rheinthal ist fruchtbar und bis Reichenau breit genug, um Feldbau aller Art zu treiben. Von Chur aus laufen die Bergketten, wie zwei ungeheure bewaldete Wälle zu beiden Seiten des Thals in gerader Linie fort, bei diesem Städtchen aber, wo der Hinterrhein als ein starker wildfluthender Strom sich mit dem Vorderrhein vereint, führt die Straße über eine bedeckte Brücke und wendet sich dann zur Linken in das Thal des Hinterrheins zu dem Splügenpaß und gen Italien, während das Vorderrheinthal immer enger zusammen tritt und nur eine schmale Straße übrig läßt, die nach Kloster Dissentis in das Land des grauen Bundes, über den Lufmanierpaß nach Tessin und zu den höchsten Gemeinden am Gotthardt führt.

In Reichenau hat die Familie der Freiherren von Planta ein Schloß, bedeutende Besitzungen und Wälder, deren Holz die Sägemühlen am Rhein verarbeiten; auch einen schönen Garten, der von Chur aus häufig besucht wird. Im Schlosse war am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Erziehungsanstalt, in welcher der jetzige König der Franzosen, Ludwig Philipp, unter dem Namen Challes Unterricht in Mathematik, Geschichte und französischer Sprache ertheilte, bis er entdeckt ward und weiter fliehen mußte.

Das Thal des Hinterrheins ist voll romantischer Fernsichten, voll lieblicher und erhabener Stellen. Bald drängt es sich eng zusammen und auf den hohen Köpfen

der Gebirge zeigen sich lange glänzende Schneegürtel, bald dehnt es sich wieder aus und zu beiden Seiten des Stroms steigen auf den Uferfelsen und Vorsprüngen die zerborstenen Thürme und Mauern zahlreicher Ritterschlösser auf. Romantisch im wilden Strom liegt Schloß Reakta auf einem hohen Felsenlager und dichter noch wie am deutschen Rhein folgen sich hier die Ruinen, welche zum Erstaunen des Wandrers bis in die entlegensten und höchsten Thäler sich fortsetzen. So liegt die Ruine Padna hoch an der Straße über den Julier, so stand Burg Gardovall im Engadin, so die Värenburg und Färdün am Rheinwalde und wunderbar steigt die alte Feste Hohenrhätien dicht an dem fürchterlichen Spalt empor, welcher die Via Mala heißt, durch welchen der Rhein sich Bahn gebrochen hat.

Hier ist das Land der Sagen und Märchen, das Land, in dem einst viel Entsetzliches geschehen ist, denn die Herren dieser zahlreichen Burgen hausten oft ärger als Teufel mit den armen Leuten, die ihr Eigenthum waren. Ist doch der Aufruhr, der Rhätien frei machte, aus den Grausamkeiten dieser Ungeheuer hervorgegangen. Im Thale Schams stieß der Bauer Johannes Chaldar, dem der Herr von Färdün in den Brei spuckte und ihm das Gericht zu essen befahl, den Elenöven so lange mit dem Kopf in den Napf, bis der Freiherr todt lag. Dann rief er das Volk auf, stürmte die Värenburg und das Thal war frei.

Romantisch lautet die alte Sage von Hohenrhätien, wo ein grausamer Castellan wohnte. Der Felsen ist wohl an tausend Fuß hoch und nur von einer Seite ersteigbar, an allen andern hängt die Klippe jääh über dem tiefen Abgrund. Die Bauern umringten die Burg, und als nun alle Vorräthe verzehrt, als die Knechte und Gehülfen des Burgherrn erschlagen und entflohen waren, sattelte er sein Roß, legte sein Eisenkleid an, band ein schönes Weib, die mit ihm gelebt und ihn zu allem Bösen verleitet, an den Schweif des Streithengstes, und während die Ärte der wüthenden Pandleute an das Schloßthor donnerten, bis es zusammenstürzte, warf er Feuer in sein eigen Haus und sprang dann mit Roß und Weib von der höchsten Spitze der Klippe in den schwarzen Schlund des Rheins.

Am Eingange dieses Schlundes liegt der Fleden Tufis, der von den Tuskern erbaut sein soll, und weit umher öffnet sich ein fruchtbares Gelände, begrenzt von hohen, schneereichen Gebirgen, welche hier auf Weingärten, lange Reihen von Obstbäumen und echten Kastanien niederschauen, die den großen wohlhabenden Gemeinden des domlescher Thals, durch welches der Hinterrhein strömt, gehören. Es ist interessant, zu sehen, wie hier die Natur Italiens mit der Bevölkerung aus italienischem Stamme zugleich auftritt. Die Menschen mit ihren braunen Gesichtern, vom schwarzen Haar

beschattet, mit dunkeln Augen und scharf geschnittenen Nasen, sehen in ihren spizigen Hüten und Schoosjacken ganz anders aus, als ihre Landsleute, im vorderen Rheinthal; hier hört man auch nur italienisch sprechen und romanisch, aber in Tufis selbst reden die Leute deutsch und es ist auffallend, wie hier so wohl als in dem ganzen Kanton Graubündten ein so gutes Hochdeutsch von Jedermann gesprochen wird, daß man Anfangs meint sie müßten es in Deutschland gelernt haben, denn ihre Nachbarn in den kleinen Kantonen, und in St. Gallen, Appenzell und selbst in Zürich stehen ihnen darin weit nach. Sie lernen es aber in den Schulen und sind wohl um so mehr bedacht darauf es richtig und gut zu reden, weil romanisch und italienisch nebenbei gesprochen werden.

Tufis bot uns den Anblick eines fast ganz durch Feuersbrunst zerstörten Orts. Der furchtbare Brand hatte im letzten Jahre stattgefunden, wo große Dürre herrschte und obenein am Sonntage viele Bewohner aufs Land zu Kirchmeß und Besuch abwesend waren. Von dem ganzen Flecken waren nur wenig Häuser stehen geblieben, jetzt baut man ihn wieder auf, aber überall lagen Trümmer und geschwärzte Ruinen, um welche halb verbrannte Bäume ihr dürres Geäst schlangen.

Das Wirthshaus in Tufis hielt der Herr Landamman, ein freundlicher kleiner Mann, dessen Eigen-

thum glücklich verschont geblieben war. In allen anderen Kantonen ist der Landamman das Staatshaupt, in Graubünden aber hat jeder Gemeindevorstand diesen gewichtigen Titel, welcher nicht mehr bedeutet als Bürgermeister oder Dorfschulze. Der Bundeslandamman steht dagegen an der Spitze der Regierung und man muß allerdings den Unterschied wohl merken, der zwischen seiner Präsidentschaft und der einer großen Zahl der gewöhnlichen Landammänner besteht, die eben nichts weiter sind als Bauern, aber immer mit ihren Titeln angeredet werden, wie es hier Sitte ist, und neben sich einen ganzen Schweif von Gemeinderäthen, Landrichtern u. s. w. haben.

Der Herr Landamman von Tufis besaß wenigstens einen vortrefflichen Veltliner Wein und seine junge hübsche Frau eine wohlversorgte Küche. In Tufis hält die Post, deren Passagiere sich hier mit einem reichlichen Mahl stärken können, wenn sie vom Splügen herunter durch die Schlucht der Via Mala einen schlimmen Weg zurückgelegt haben; es kommen auch viele Reisende, welche diesen berühmten Engpaß sehen wollen und in der That lohnt es der Mühe, einen Ausflug dahin zu machen.

Dicht bei Tufis unter dem steilen Felsen, auf dem das zerstörte Hohenrhätien liegt, öffnet sich der Spalt, aus dem der Rhein ins domleschger Thal tritt, und von hoher malerischer Schönheit ist der Blick den man

von der steinernen Brücke, welche über die Nolla geschlagen ist, in dies reizende weit ausgebehnte Thal thut. In die hellen Fluthen des Rheins wälzt die Nolla ihre dunklen Wellen; sie kommt aus Schiefergebirgen, die ihr Wasser ganz schwarz gefärbt haben und es bedarf lange Zeit ehe es mit dem Rheine sich vermischt. Von der rechten Seite strömt die Albula mit ihren Nebenarmen von den schneereichen Gebirgen des Engadin herunter und rund umher liegt das Land, wie ein großer schöner Garten, voll saftiger Frische und vieler Menschenwohnungen.

Dies schöne Panorama verschwindet sobald man die Nolla-Brücke im Rücken hat. Die Schlucht des Rheins nimmt den Wanderer auf, der nach wenigen hundert Schritten von tausend Fuß hohen glatten Felsenwänden eingeschlossen ist und bald bleibt kein Raum mehr als der finstere Spalt, in dessen Tiefe der Strom braust, und die Heerstraße, welche an den Rand desselben und den abgesprengten Felsenmauern hinzieht. Zuweilen scheint es, als habe Rolands Schwert diese Schlucht gehauen, so glatt und scharf steigen die Wände empor und bilden oben zerrissene Spizen und Ruppen von seltsamen Formen. Zuweilen sind sie von begrünten Abhängen getrennt, auf denen Bäume und Sträucher ihre zahllosen Wurzeln um moosiges Getrümmer schlingen; meist aber sieht das Auge nichts als die kahlen senkrechten Klippen, deren zerbrochene ungeheure Lager

keinen Lebensathem für einen Halm oder eine Alpenblume besitzen. Mehrere Male führt der Weg durch lange Gallerien, welche durch den Felsen gesprengt wurden, weil die Massen zu hoch und gewaltig bis an den Abgrund traten, um ganz fortgeschafft zu werden und drei mal wendet sich die Straße vom rechten zum linken Ufer und kehrt zu jenem zurück. Brücken von kühnem Bogenbau führen über den Spalt der an einigen Stellen bis 400 Fuß tief ist; kaum kann man in dieser gewaltigen Kluft den Rhein erkennen, der seine blauen und schäumenden Wellen seit Jahrtausenden gegen die granitnen Rippen des Abgrunds donnern läßt.

Dieser Spalt nun heißt die Via Mala und schon seit dem 15. Jahrhundert ging eine Saumstraße hier durch, welche jedoch zu den gefährlichsten gehörte und zur Winterzeit gar nicht zu betreten war. Im 18. Jahrhundert wurde viel daran gebessert, gesprengt und Brücken über den Schlund gebaut, allein erst in den Jahren 1818 bis 1825, wo die österreichische Regierung im Verein mit Graubündten die Splügenstraße herstellte, wie sie jetzt ist, fahrbar zu aller Zeit für die schwersten Lastfuhrwerke, wurde auch die Via Mala breiter gemacht und mit großen Kosten in ihren jetzigen Stand gesetzt. Die Sprengarbeiten waren besonders wichtig und kosteten eine Menge Menschenleben, denn mehr als 400 Arbeiter, größtentheils Italiener, sollen

im Laufe des Baues dabei verunglückt sein, vornehmlich weil sie zu unvorsichtig mit dem Bohren und Laden der Minen umgingen.

Die *Via Mala* ist eine merkwürdige, oft Erstaunen und Bewunderung hervorrufende Schlucht, allein so großartig und schauerlich wie ihre Beschreibung in den meisten Reisebüchern lautet, hat sie mir nicht scheinen wollen. Sie hat viel Ähnliches mit dem Höllengap im Schwarzwalde, nur daß die Felsen hier noch höher und der Schlund des Rheins viel tiefer ist. Die schöne breite und sanft ansteigende Straße mildert die wilde Scenerie der Schlucht und vielleicht that dies auch der wolkenlos heitere Tag, der mich begleitete und mit hellem Sonnenglanz den Spalt und die Felsen überzog.

Am großartigsten ist der 400 Fuß tiefe senkrechte Abgrund, in welchem der Rhein an der zweiten Brücke über ausgerissene Felsenlager tobt. Der Donner des Stroms, die feuchten Schauer seiner zerschmetterten Wasser, welche aus der Tiefe aufwirbeln, dazu der enge Spalt zwischen senkrechten wolkennahen Felsenwänden und rund umher alles so wild verödet und einsam, das setzt ein eigenthümliches Bild zusammen.

Nach zwei Stunden öffnet sich der Schlund und das Thal von Schams breitet sich grün und schön dahinter aus. Wäre die *Via Mala* nicht, so würde Schams ein Seebecken bilden, was es auch sicher früher

gewesen ist, wie überhaupt ganz Graubünden aus Seen bestanden haben muß. Von Schams aus giebt es einen ganz ähnlichen engen wilden, aber kürzeren Schlund, als die Via Mala, die Roffla genannt, welche das Thal Schams mit dem Rheinwaldthal verbindet. Auch hier hat der Strom sich den Weg gebahnt und das Seebecken dahinter in ein weidereiches Thal verwandelt; so kann man in der ganzen Schweiz und in allen Gebirgsländern die Reihen der Kesseltäler verfolgen, wie sie nach und nach zu den Tiefländern niedersteigen und ein altes Seebecken sich an das andere hängt.

Wenn man am Rande dieser furchtbaren Abgründe steht und zagend in die Tiefe blickt, kann man kaum denken, daß es möglich sei, diese ungeheuren Spalten könnten sich je mit Wasser füllen. Und doch ist dies öfter hier vorgekommen; Wassersnoth ist eine Hauptnoth in allen Gebirgsländern, vorzüglich aber in Graubünden, wo die Gebirgsbäche oft furchtbare Verheerungen anrichten. Im Jahre 1834 am 27. August wurde die neue Splügenstraße und das ganze Rheinthal auf schreckliche Weise von Wasserfluthen heimgesucht. Viele Menschen und Thiere ertranken, der 400 Fuß tiefe Schlund des Rheins in der Via Mala füllte sich bis oben an und an tiefern Stellen trat der Strom über die Straße fort bis hoch an die Felsen. Das ganze Rheinthal lag unter Wasser, und dieser einzige

Tag brachte Graubündten einen Schaden von zwei Millionen Schweizerfranken. Für Herstellung der Splügenstraße waren allein 400,000 Franken erforderlich. Glücklicher Weise ist solch entsetzliches Unglück selten, doch kommen zuweilen Jahre in denen Reichen arger Verheerungen sich folgen.

Das Dorf Splügen liegt im Rheinwaldthale zwischen den Bergketten die der Rheinwald bedeckt und auf denen es oft neun Monate Winter bleibt. Das Dorf von einigen hundert Menschen deutschen Stammes bewohnt, ist ein wohlhabender Ort mit großen hübschen Gebäuden und einem guten Wirthshause. Hier stoßen die Straßen zusammen, welche über den Splügen und über den Bernhardin führen, das bringt lebhaften Verkehr mit sich und die Leute verdienen mit Verspann und Handel ins österreichische Italien Geld genug.

Es ist ein wildes schmales Thal, das hohe Rheinwaldthal, das von den Gletscherkämmen der Adula herunter fünf Stunden weit bis an die Rossflapforte des Rheins zieht. Der Rheinwald mit seinen Wildnissen, in denen braune und graue Bären ziemlich häufig haufen, macht den Charakter dieser Hochalpen, welche die Quellen des Rheins umgeben, noch äusserer. Weidreiche Gehänge ziehen zur Thalsohle nieder, über ihnen liegt zertrümmert und zerklüftet ein unermessliches

Meer von Geröllen, Steinen und dürren Schaafweiden, wo Bergamascher Hirten ihre Heerden um das Moschel-, Giffer- und Reinwaldhorn bis zu den Eisgewölben weiden lassen, aus denen der Rhein als schäumender Gletscherstrom hervorbricht.

Auch hier, wie überall in der Schweiz, klagen die Menschen, daß die Gletscher zunehmen. Alte Sagen haben sich erhalten, daß einst reiche Dörfer und große schöne Alpen dort oben waren, wo nun Gletscher liegen. Man findet mächtige Baumstämme an Orten, wo jetzt kein Strauch mehr grünt und unter dem Eise hervorbringen die Ströme zuweilen Gerippe und Waffen oder Ackergeräth und andere Dinge, die von einer früheren Kultur Zeugniß geben.

Vom Dorfe Splügen gebraucht man bis zur Pashöhe zwei Stunden, bis auf den Bernhardin fünf Stunden; von dort aus senkt sich der Kanton Graubünden nach Italien nieder bis in die Nähe des Comersees. Südliches Leben und südliche Luft wehen den Wanderer an. Die Moesa strömt vom Hochgebirge herab und an ihrem Ufer liegt der Flecken Roveredo, wohlhabend durch Seidenzucht und Handel, den die Heerstraße begünstigt, welche nach Tessin und weiter nach Italien hinabführt.

Auf der Höhe des Splügenspasses hört dagegen das graubündtische Gebiet auf. Eine Viertelstunde

davon liegt das österreichische Mauth- und Pashaus und Niemand wird hier weiter gelassen, der nicht die Visa österreichischer Gesandten vorzeigen kann.

Die Splügenstraße ist aber viel wichtiger für den Handel, als die Straße über den Bernhardin. Lange Waarenzüge und Reihen von Saumrossen gehen in jeder Woche über den Berg hin und her und wohl mögen die Herren von Chur mit düsternen Blicken, wenn Einer von ihnen an der alten Warte auf der Pashöhe steht, hinabschauen in die grünen fruchtbaren Thäler, welche einst von ihren Unterthanen bewohnt wurden, denn hier liegt das reiche Veltlin, Gläven (Chiavenna) und Borms (Bormio), die bis zur französischen Revolution ihr wohlverworbenes Eigenthum waren.

Die österreichische Herrschaft ist gewiß keine so harte, wie die der Patrizier Graubündtens, aber dennoch möchten die Leute lieber zu dem schweizerischen Freistaat gehören. Die Zeiten sind vorüber, wo einst hier die Protestanten mit Feuer und Schwert ausgerottet wurden, wo die Mantis und die Salis sich mit Mord und Blut verfolgten und vaterlandverrätherisch Franzosen, Spanier und Österreicher herbeiriefen, ihre ehrsüchtigen Pläne zu unterstützen. Graubündtens Geschichte ist eine schreckliche Lehre für die Völker in Republiken, wie nöthig es ist große Familien und deren Parteien niederzuhalten und, wie in Bern, so hat es sich auch hier bewährt, welche Folgen es für die Schweiz

hatte, daß sogenannte freie Staaten Unterthanenländer besaßen, wo Junker und Beigte die Zwingherren waren, bis gerechter Aufruhr sie verjagte.

Wären die Beltliner freie Leute gewesen, so würden sie es noch sein und zu Graubündten gehören. Jetzt läßt sie Oesterreich nicht wieder los und weiß das schöne Land wohl zu schätzen und zu nugen, denn ihm gehören damit die Pässe, und wer will es hindern, bei irgend einer Kriegsgefahr ein Heer durch Graubündten an den Bodensee zu bringen und die ganze innere Schweiz zu besetzen?!

Von Chiavenna führt eine gute Straße hinauf ins Engadin, das Thal des Inn, von dem ich schon erwähnte, daß er durch den Finstermünzpaß nach Tyrol abfließt. Die Straßen über den Septimer und Julier leiten aus dem Engadin nach Chur hinunter, aber dies Engadin selbst ist ein so interessantes Land, daß man eine der anziehendsten Gebirgsreisen macht, wenn man von den Quellen des Rheins über den Splügen nach Chiavenna und von dort hinauf in jenes höchste Gebirgsthäl Graubündtens wandert, von wo man leicht wieder nach Chur zurückkommen kann.

Das Engadin oder das Thal des Inn ist ein großes Längenthal zwischen den engadiner Alpen und denen der Bernina. Es ist von allen Seiten durch ungeheure vergletscherte und mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgshöfde eingeschlossen, welche Italien, das Thal von Ober-

halbstein, Davos, den Prättigau und Tyrol von ihm trennen.

Abgeschnitten von der ganzen Welt durch diese mächtigen Fels- und Eismälle liegt das Engadin 6000 Fuß über dem Meere, als ein grünes Hirtenthal mit vielen Nebenthälern, wo 10,000 Menschen auf ungefähr 22 Quadratmeilen wohnen.

Unermessliche Bergwälder von Nadelholz halten die Gebirgsseiten besetzt, und in ihnen lebt viel wildes Gethier, Bären und Luchse; auf den Alpen Gemsen, Minken (Murmeltiere) und selbst Steinböcke. Gletscher und ungeheure nackte Felsmassen wechseln mit herrlichen Matten, auf der Thalsohle aber gedeihen Gersten und Roggen, Erdtöfeln und Rüben. Der Obstbau hat ganz aufgehört und zuweilen erfriert Alles, denn der Winter kommt schnell und die Kälte steigt bis 24 Grad und darüber.

In dies hohe einsame Gebirgsthäl kommt so leicht kein Fremder aus bloßer Neugier, dennoch aber ist es in jedem Sommer besucht genug und in den letzten Jahren gab es mehr Gäste als je, denn bei dem Dorfe St. Moriz in Ober-Engadin ist ein berühmter Sauerbrunnen und zu den kalten Bädern im See eilen Viele, die an Lähmungen und Rückenmarkübeln leiden. Es kommt oft vor, daß hier im August schon Alles bereist ist und das Thal voll frischen Schnees liegt, doch die Häuser sind groß und fest gebaut und nur die

übermäßig kleinen Fenster zeigen, daß man die Winterkälte fürchtet.

Eine ganz nordische Flora findet man auf den Alpen, dabei ist die Luft so leicht und trocken, daß Fische und Fleisch Monate lang bewahrt werden können, ohne zu faulen; aber fast noch merkwürdiger als die Natur dieses Hochthals ist der Menschenschlag darin, ein kräftiges, gewandtes Volk romanischen Stammes, das aus den Nachkommen der alten Euganier entsprungen sein soll, die im 6. Jahrhundert einwanderten. Sie sprechen das Ladin und leben zum großen Theil ein Hirten- und Jägerleben, aber viele von ihnen haben den Trieb der Wandervögel. Sie ziehen durch alle Welt, lehren aber nicht alle Heiden, sondern backen für Gläubige und Ungläubige Pasteten und Kuchen, denn eben aus diesem wolkennahen Thale kommen alle die Schweizerconditoren, welche man in sämmtlichen größern Städten Europas und selbst jenseits des Oceans findet. Wie diese eigenthümliche Industrie hier zuerst geweckt wurde, ist nicht nachzuweisen, aber sie ist seit Jahrhunderten den Engadinern eigen und hat ihnen viel Geld schon eingebracht. Ihre vermögenden Männer haben fast sämmtlich den Pasteten zu danken, was sie besitzen, doch merkwürdig genug ist es, daß sie immer wieder in ihr fernes Thal zurückkehren und gewöhnlich dort den Abend ihres Lebens zubringen, wenn sie anderwärts auch noch so reich und angesehen geworden sind.

Es ist der größte Stolz eines engadiner Pastelliers, in dem Thale seiner Heimath sich ein prächtiges Haus bauen zu lassen, groß genug, um einen Fürsten mit seinem Gefolge aufzunehmen. Sie wenden unglaublich große Summen, 100,000 Gulden und mehr, daran, Alles recht mächtig und stattlich darzustellen, kaufen die theuersten Gegenstände des Luxus darin auf und kommen dann aus der Fremde, oft viele hundert Meilen weit, von Zeit zu Zeit mit ihren Familien auf einige Monate hieher, um bewundert und beneidet bei ihren armen Nachbarn zu wohnen.

Um dies zu können, sind gewöhnlich zwei, drei und mehr Familien zu Compagniegeschäften vereint, die in verschiedenen Städten ihre Bäckereien errichten und großen Gewinn davon haben müssen, denn sie werden Alle reich. Aber sie sind auch äußerst betriebsam, betriebsamer selbst als die Franzosen,* sonst wäre es nicht zu erklären, warum alle anderen Nationen diesen Leuten aus dem fernen Erdwinkel eine so eintägliche Industrie überlassen und ihnen erlauben, das Geld aus so vielen Ländern dorthin zu schleppen, um ihre Maulwurfsbaugen zwischen den unermesslichen Domen und Palästen einer wundervollen Natur aufzurichten.

Der Engadiner siedelt sich mit seinem emsigen Fleiß und seiner Kunst in Neapel und in Petersburg, in London, Paris, Wien, Berlin und Newyork an, aber

mag er noch so reich sein, er bleibt der Pastetenbäcker aus Engadin, ein mäßiger, thätiger, sparsamer, vom Morgen bis zur Nacht fleißiger Mann, der mit der weißen Schürze hinter seinem Kuchentisch steht und seine Gäste mit größter Höflichkeit bedient. Seine einzige Sehnsucht und das Ziel aller seiner Wünsche ist, so weit zu kommen, sich da oben am See von St. Moritz oder sonst wo ein Haus bauen zu lassen, das wo möglich noch größer und schöner ist, als alle, die dort schon stehen, dann hinzureisen, es zu besuchen, ein paar Wochen darin zu wohnen und es endlich zuzuschließen, um vielleicht nie wiederzukommen.

Es ist unglaublich, wie viele schöne große Häuser man hier findet, und die meisten stehen wirklich ganz leer, denn ihre Besitzer befinden sich weit fort in den Hauptstädten der Erde hinter ihren Pastentischen, von denen sie sich wohl in zehn Jahren nicht trennen.

Faßt man zusammen, was ich in kurzen Andeutungen über diesen interessanten Kanton gesagt habe, dessen Natur und dessen Bewohner so viele anziehende Verschiedenheiten bieten, dessen Gebirge und Thäler so voll von großen und erhabenen Wundern der Schöpfung sind und dessen Volksstämme ein so merkwürdiges, träumerisch einsames und uraltes Gemeindeleben fortführen, so sieht man wohl, wie reich der Stoff hier ist, um ein umfassendes Charakterbild zu liefern. Graubünden ist wenig bekannt und die Schweizer selbst wissen nicht

viel davon; es ist ihnen eine beinahe eben so fremde Welt, wie der Kanton Tessin, denn viele Verbindungen giebt es nicht, Handel und Verkehr sind gering und dies Hirtenland in seiner Abgeschlossenheit tief in den Bergen, wo der allergrößte Theil seiner Bewohner in völliger Vereinsamung lebt und stirbt, ist gar nicht geeignet, sich bei den Wirren der Schweiz viel geltend zu machen.

Auf der Tagsatzung haben die Gesandten Graubündens bisher immer die liberalen Richtungen unterstützt, denn der große Rath hat in seiner Majorität sich für Instruktionen entschieden, die den Ansichten der nationalen Fortschritte im Allgemeinen beitreten. Das Übergewicht der Protestanten und der Bewohner deutschen Stammes, welche jedoch nicht alle Evangelisch sind, verbunden mit den aufgeklärten Männern katholischer Confession, haben dem römischen Priester einfluß entgegengewirkt, aber ein radikaler Kanton im Sinne von Zürich, Bern, Waadt und Aargau ist Graubünden keinesweges. Seine Demokratie ist so schwer wie möglich; seine inneren Trennungen in so viele kleine Republiken hängen an jeden Schritt ein ungeheures Gewicht; was hat es nicht Alles noch zu thun, um nur aus der Gemeindegewalt und aus diesem Wust von Besonderheiten herauszukommen, seine Gesetzgebung zu erleichtern und seiner staatlichen Repräsentation das Übergewicht zu verschaffen. Darüber können leicht Jahr-

hundertet noch vergehen, ehe dies stille Vergnügen das Bedürfnis empfindet, seine Gesellschaftsverhältnisse anders zu ordnen, und ohne dies Bedürfnis, ohne die Erkenntnis und den Drang nach wohlthätigen Reformen, ist es gewis nicht gerathen, gewaltsam ihm seine alten Rechte zu nehmen. Darum steht Graubünden auch jetzt noch den Kämpfen der Schweiz ziemlich fern und fremd. Seine gebildete Jugend allein fühlt den Vaterlandstrieb zur Schweiz und hat Lust und Eifer für die gemeinsame Sache, sonst aber ist der Particularismus nirgend so groß, wie hier und da nicht nur die Kantonsouverainität, sondern auch die Gemeindensouverainität jeder Änderung entgegensteht, ist Graubünden ein Landestheil, der am schwersten zu einer Staatseinheit der Schweiz bestimmen würde.

III. Kapitel.

Der Kanton Tessin — Einiger Kanton jenseits der Alpen und mit italienischer Bevölkerung — Sein Entstehen aus erobertem Lande — Sein Verbleiben bei der Schweiz — Verfassung von 1829 — Revolution von 1839 — Kampf und Klucht der Krisistokrat — Die radikale Regierung von 1840 — Fortgesetzter Kampf gegen die zahlreiche Geistlichkeit — Leben des Volks — Ackerbau, Weinbau und Seidenzucht — Vermuth des Volks und seine jährlichen Auswanderungen — Bestreben der Priester, die Regierung zu führen und den Kanton mit dem Sonderbunde zu vereinigen — Österreichische Hilfe — Politische Eintheilung des Kantons — Seine Verfassung — Vermögens der Regierung, das Schulwesen zu bessern und das Volk zu bilden — Der Kanton Wallis — Seine Grenzen — Hohe Pässe — Die Simplonstrasse — Der große St. Bernhard — Das Thal der Rhone — Bevölkerung des Kantons — Naturverhältnisse — Vergleich mit den norwegischen Thälern — Unternehmung des Volks durch Jesuiten, Mönche und Krisistokraten — Geschichte des Landes — Ober- und Unterwallis — Befreiung der Unterwalliser durch die französische Revolution — Das Jahr 1814 — Beständiger Streit zwischen beiden Landestheilen — Die junge Schweiz — Der Kampf im Jahre 1840 — Die Verfassung — Reaction im Jahre 1844 — Niederlage und Austreibung der liberalen Partei — Herrschaft der Jesuiten, Priester und Junker — Leben des Volks in den zahlreichen Thälern — Erachten — Bodenverhältnisse und deren große Verschiedenheit — Weg von Oberbern über die Gemmi ins Leukenthal — Randersteg — Regenwetter und dessen Folgen — Die Gletscher und deren Wachsen — Abnahme der fruchtbaren Auen und des Viehstandes — Abnahme des Baumwuchses — Schwerebach — Die Pashöhe der Gemmi — Das Lauf — Das Torenthorn — Die Vis- und Schuerrösten der Hochgebirge — Die Lärchen — Die Grotte in Wallis — Der Aletschgletscher — Weiss — Schöndent des Rhodethals — Ruinen — Silber — Politische Zustände — Stellung der Krisistokratie zur Geistlichkeit — Weg von Sion nach Martigny — Der Thal der Salence — St. Moritz — Weg von Martigny ins Chamounthal.

Wenn man den Bernhardin überstiegen hat, erreicht man in vier Stunden Noveredo und befindet sich eine Stunde später auf dem Gebiete des Kantons Tessin, des einzigen Kantons der Schweiz, welcher jenseits der Hauptkette der Alpen liegt, naturgemäss also zu Italien

gehört und dessen Bewohner demnach auch von italienischem Stamme sind und sämmtlich italienisch reden.

Dieser Kanton, wie alle Landstriche im Süden der Alpen, ist auch nur durch Eroberung an die Schweiz gekommen, als in der Helbenzeit der kleinen Hirtenkantone in den Kriegen mit Mailand Uri und Unterwalden sich hier Unterthanen verschafften. Früh den Römern und Galliern unterworfen, gehörten die tessinischen Thäler im 14. Jahrhundert den Viscontis, denen sie Uri und Unterwalden im Jahre 1402 abnahmen. Nach langem Kriege blieben sie bei diesen, welche sie fast 300 Jahre besaßen und größtentheils ziemlich mild beherrschten. Daher blieb auch im Jahre 1798 das Land nach seiner eigenen Wahl, als die französische Revolution es frei machte, bei der Schweiz, erhielt durch die Mediationsakte 1803 den Namen Kanton Tessin und entging dem Schicksale, ein Departement des Königreichs Italien zu werden, durch den Sturz Napoleons, der schon die Einverleibung beschlossen hatte. Auch im Jahre 1814 wurde es als Schweizerkanton anerkannt, von den sich bekämpfenden Parteien durch eidgenössische Waffen befreit und in den folgenden friedlicheren Zeiten der öffentliche Geist so weit entwickelt, daß im Jahre 1829 die Verfassung geändert und freisinnigere Bestimmungen, durch welche das Volk mehr Rechte gewann, eingeführt werden konnten. Im Jahre 1839 aber versuchte die aristokratische Partei, unterstützt von den

Priestern, diese Verfassung umzustossen, die liberalen Mitglieder des grossen Rathes zu fangen, zu verbannen oder ermorden zu lassen. Die Freiheit der Presse wurde aufgehoben, die liberalen Vereine zersprengt; allein die Revolution mißglückte. Der Oberst Luvinii stellte sich an die Spitze des Volks und verzagte die Aufrührer, welche nach Mailand und Piemont flohen. Von hier aus machten sie im Jahre 1840 einen Freischaarenzug, der von den Pfarrern unterstützt wurde, welche von allen Kanzeln den Bürgerkrieg predigten. Ein Streithaube drang gegen Locarno, Hauptstadt und Regierungssitz des Kantons, vor, doch schnell sammelte sich die liberale Partei und nach einem kurzen Kampfe wurden die Empörer geschlagen, der gefangene Advokat Rossi erschossen und eine strenge Untersuchung gegen die Betheiligten eingeleitet. Dennoch wurde schon nach einigen Monaten vielen Flüchtigen die Rückkehr erlaubt, nur die Häupter der Partei blieben verbannt und sind noch jetzt in der Fremde, aber keinesweges hat Tessin es gemacht wie Luzern. Die radikale Regierung hat Milde ausgeübt, so viel sie konnte, keine Verfolgungen und Erpressungen, keine ungerechte Urtheile und willkürliche Einkerkierungen sind ihr vorzuwerfen, dagegen hat sie seit dem Jahre 1840 nach allen Kräften versucht, die Volksfreiheit zu schirmen und zu mehren, Aufklärung durch Anlegung von Schulen und Seminarien zu verbreiten, mittelst der Presse das Volk zu belehren und

anzuregen, besonders aber auch die Anmaßungen der Geistlichkeit niederzuhalten, der die Regierung, welche ihr den Schulunterricht entzog und das Volk heraufzubilden wollte, ein Greuel war. Wie es eigentlich in den Thälern Tessins steht, ob die radikale Regierung sich auf die Dauer halten kann, ob es ihr möglich sein wird, den Einfluß der Pfarrer zu überwältigen, ob das Volk bildungsfähig genug ist, seine Leiter und Führer zu unterstützen und die Verfinsterung von sich abzuwehren, weiß Niemand in der Schweiz. Man fürchtet sehr, daß die ultramontanen Bestrebungen allzu mächtig und zu wohl unterstützt sein möchten, um nicht endlich dennoch zu siegen, und jedenfalls wird gewiß nichts unterlassen, was irgend das Volk in den Hütten bewegen kann, seine Stimme und die ihm verfassungsmäßig verliehenen Rechte zu benutzen, um die verhaßte Regierung zu stürzen.

Die Priester, Mönche und Nonnen sind dafür un-
ausgesetzt thätig und daß es ihnen noch nicht gelungen
ist, offenen Aufruhr anzufachen, beweist wenigstens, daß
in einem bedeutenden Theile der Bewohner doch schon
gesunder Sinn und Nachdenken genug vorhanden sein
muß. Zwei Drittheile der 110,000 Einwohner, welche
auf ungefähr 54 Quadratmeilen wohnen, gehören zum
Sprengel des Bischofs von Como, ein Drittel zum
Erzbisthum Mailand. Beide Bischöfe haben ihre Vi-
care und Kanzler im Kanton, dazu kommen die aposto-

lischen Commissarien und Notare des Payses, 230 Pfarrer, 420 Vicare und Kapellane, endlich zwölf Mönche und neun Frauenklöster, so daß an 1000 Priester und Geistliche hier leben.

Ganz natürlich haben die Geistlichen und Aristokraten an den benachbarten Regierungen des österreichischen Italiens und Sardinien's mächtige Bundesgenossen, denn beiden absoluten Monarchen kann es nicht gleichgültig sein, wenn dicht an ihren Landen, in denen so oft schon Aufstandsversuche gemacht wurden und wo die unruhigen unterdrückten Parteien des jungen Italiens, der Carbonari und anderer politischer Verbrüderungen im Stillen fortleben, die Republik Tessin ihre Bürger, die auch alle Italiener sind, mit Freiheitsgedanken erfüllt und zur Aufklärung führt.

Es hilft da kein Schreien und Spotten gegen das verhaßte Wort Aufklärung, dies bleibt wie es ist, eine Geißel aller Knechtschaft; aber verargen kann man es weder den römischen Priestern, noch den absoluten Herrschern und den Aristokraten, daß sie mit aller Macht es auszuretten streben, und so lange Einfalt und Unwissenheit vorwalten, wird es ihnen auch gelingen, wenigstens Zeit zu gewinnen für die Fortdauer ihrer Reiche.

Tessin ist ein Gebirgsland; nur im Süden, am Lago Maggiore und dem Luganosee verflachen sich die Berge zu Hügeln, indeß tragen doch nur der Gottbard

und wenige andere Vergkluppen ewigen Schnee. So sind auch die Gletscher unbedeutend gegen die auf der Nordseite der Alpen; überall fast ist eine milde Natur vorwaltend, welche auch auf die Menschen insofern zurückwirkt, daß nicht ausschließlich ein Hirtenvolk hier wohnt, sondern in den südlichen Thälern und Hügelfetten die Wälder von echten Kastanien, ein ausgedehnter Weinbau, die Zucht der Seidenraupe auf Maulbeerpflanzungen, die Zucht der Granaten, Mandeln, Zitronen und Orangen einen bedeutenden Theil der Bevölkerung zu mannigfacher Lebensbeschäftigung treiben und sie über ein Volk von Viehtreibern stellen.

Nur im nördlichsten und höchsten Theile des Landes ist die Viehwirthschaft Hauptsache, denn hier sind die Felsen nackt; Nadelholz- oder Fichtenbaumwälder hatten die Bergwände besetzt. Ungefähr 60,000 Stück Rindvieh, 70,000 Ziegen und 25,000 Schafe weiden in dem Kanton, aber das Vieh ist bei Weitem nicht so schön, stark und milchgebend, wie in der deutschen Schweiz.

Bemerkt habe ich schon früher, daß die Alpen sich sehr steil und schnell nach Italien in die lombardische Ebene senken, daher ist auch der Lauf der Gewässer ein sehr rascher und die Verwüstungen bei anhaltenden Regengüssen oft noch weit entseßlicher, als auf der Nordseite.

Von der Mitte des Kantons ab bis an die Seen

hinunter, ist der Boden vortreflich. Dort eben wird Seidenzucht vorherrschend getrieben und jährlich 40,000 Pfund Seide gewonnen, die den Bewohnern eine Million Lire (der Lire $6\frac{1}{2}$ Silber Groschen preussisch) an Gewinn abwerfen.

Trog aller dieser mannigfachen Vorzüge ist Tessin doch kein reicher Kanton. Ein großer Theil des Volks ist sehr arm und sehr unwissend, und jedenfalls ist es ein schlimmes Zeichen, daß jährlich wohl mehr als 10,000 Menschen, ein Zehntheil der ganzen Bevölkerung, auswandert, um in den großen Städten Italiens Brod und Arbeit zu finden. Die Kaminfeger, Lastträger, Kasanienbrater, Kellner, Käsehändler und wandernden Glaser, welche man in Italien antrifft, sind zum guten Theil Bürger der Republik Tessin, die eben nichts besseres anzufangen wissen, um sich am Leben zu erhalten.

Wenn aber die freie Verfassung eine so mächtige Bevölkerung wie diese nicht zu ernähren versteht, so müssen ihr tiefe Übel ankleben, welche theilweis wohl darin sußen, daß eine so zahlreiche Geistlichkeit vorhanden ist, nebst ein und zwanzig Klöstern, denen viel Grund und Boden gehört und deren Bewohner es verstehen, Abgaben und Spenden einzustreichen. Dazu kommen die vielen Festtage der Kirche, ein Übel, woran alle katholischen Länder mehr oder weniger leiden, endlich auch

die Trägheit der Bewohner, welche damit zusammenhängt und in ganz Italien vorherrscht. Von dem emsigen Fleiß, der Sparsamkeit und den häuslichen Tugenden, welche die Schweizer im Norden der Alpen auszeichnen, ist hier eine eben so merkwürdige Abnahme im Volke zu spüren, wie von der musterhaften Ordnung und dem Reinlichkeitsinn, der so wohlthuend, selbst in ärmlichen Wohnungen, namentlich aber in Gasthäusern den Fremden entgegentritt. Der Schmutz Italiens und die sorglose Unreinlichkeit seiner Bewohner beginnt schon an den Südhängen der Alpen, das Ungeziefer, welches so manchem Reisenden Italien verhaßt macht, stellt sich als Plage ein, auch giftiges Gewürm, Scorpione und Schlangen finden sich häufig; billiger leben und reisen kann man aber freilich, wenn man sich vor spitzbüßischen Gastwirthen zu hüten weiß und zu handeln versteht, was in Italien durchaus nöthig ist.

Natürlich giebt es hier, wie überall in der Welt, viele wackere und ehrenwerthe Leute voll Fleiß und Redlichkeit und was Höflichkeit und Feinheit im geselligen Umgang betrifft, so gehört nicht viel dazu, die deutschen Schweizer ausfinden zu lassen. — Weinhandel und Seidenhandel, Färberei und Seidenspinnerei beschäftigen viele Familien. Dazu kommt Fabrikation von grober Leinwand und Halbtuchen. Handel mit Töpfergeschirr, Kastanien, Käse, auch Transit- und Expeditionshandel über

den Gotthard, der aber bedeutend abgenommen hat, seit die Splügenstraße und die über das Stülffer Joch immer mehr in Ansehn kommen.

Eine eigentliche Aristokratie giebt es in Tessin nicht. Die Leute, welche an der Spitze der Regierungen standen, waren, seit das Land einen eigenen Kanton bildete, Kaufleute, Ärzte, Advocaten u. s. w., die Elite eines Bürgerthums, das sich wohlhabend zu machen gewußt hatte. Aus diesen hervor bildete sich, gerade wie in andern Kantonen, eine herrschende Clique, welche die Rechte ihrer Mitbürger zu schmälern und ihre eigene Gewalt zu verfestigen suchte, dabei aber die ärgste Willkür nicht scheute, die tüchtigsten Männer verfolgte und sich eben so verhaßt wie lächerlich machte. So wurde z. B. einmal eine Commission von sieben Geistlichen eingesetzt um das Kriegswesen des Kantons zu untersuchen und eine andere Commission von sieben Ärzten begutachtete den Brückenbau. Die Gelder des Staats wurden gewissenlos verschleudert. Niemand sah daher eine Verleumdung darin, als der Herausgeber des Republikaners, Herr Francini, den Präsidenten des großen Rathes einen einfältigen Pöffenreißer ~~hieß~~ ^{nannte}, den großen Rath selbst aber mit einem Carnevalsauzuge verglich, in welchem Narren und liederliche Bursche ihr Wesen trieben. Dieser Artikel gab Anlaß zum Aufstande des Volks. Die Regierung, übermüthig gemacht durch den Sieg der Reaction in Zürich, nahm eine Reihe Verhaftungen vor,

aber am 4ten December 1839 stürmte das Volk das Zeughaus von Bellinzona, Lugano erhob sich und 4000 Bewaffnete unter Anführung von Franscini und Lurini rückten in Lucarno ein, wo die Regierung auseinander stäubte.

Seit dieser Zeit ist nun Tessin liberal oder radikal, aber wie ich schon bemerkte, es ist zweifelhaft, ob es so bleiben wird. Die Mängel und Gebrechen sind bedeutend, das Volk hinter der Verfassung zurück und die Gegner derselben zahlreich und mächtig. Bei jedem Schritte haben die Tessiner überdies Oesterreich zu fürchten, dessen gefährliche Nachbarschaft unverkennbar der reaktionairen Partei gute Dienste leistet und den Umtrieben der Priester sicher nicht fremd ist. Welchen doch so eben die Zeitungen, daß österreichische Regimenter sich den Grenzen des Kantons nähern und hält man damit zusammen, wie von Mailand aus die Zeughäuser von Luzern, Schwyz und Uri mit Waffen und Munition versehen werden und welchen Einfluß überhaupt die Politik des Fürsten Metternich auf die Schweiz äußert, so kann man wohl die Befürchtungen der liberalen Partei theilen, daß es darauf abgesehen sei, in Tessin die Regierung zu stürzen und den Kanton dann ebenfalls in den Sonderbund der katholischen Kantone zu drängen.

Nichts ist den Sonderbündlern und ihren Freunden verdrießlicher, als daß bisjezt zwei katholische Kantone,

Tessin und Solothurn, auf Seite der Radikalen stehen, oder wie sie sagen, mit den Feinden der heiligen Religion gemeinschaftliche Sache machen. In dem kleinen Solothurn wollen alle Intriguen und Verlockungen bis jetzt nicht glücken; Tessin aber giebt bessere Hoffnungen und ist überdies viel wichtiger, denn wenn es zum Sonderbunde gehört, besitzt dieser die Gotthardstraße und die unmittelbare Verbindung mit Mailand; darum wird gewiß alles Mögliche gethan um eine Umwälzung zu Stande zu bringen, die mit Hülfe eines unwissenden, von Priestern bevormundeten, Volks in derselben Weise erfolgen kann, wie sie in Luzern erfolgt ist.

Dem entgegen hat die jetzige Regierung tüchtige und energische Männer aufzuweisen und jedenfalls ist die liberale Partei in den drei Hauptstädten, Bellinzona, Lugano und Locarno, wie in manchen größeren Orten und Gemeinden im Übergewicht. Es fragt sich nun, ob diese Macht und Ansehen genug besitzen, die Anstrengungen ihrer Gegner zu vereiteln.

Verfassungsmäßig ist der Kanton in 8 Distrikte getheilt, welche 38 Kreise enthalten. Alle Bürger von 25 Jahren üben die politischen Rechte aus; alle sind Soldaten der Miliz. Sämmtliche Vorrechte der Geburt, des Standes u. s. w. sind abgeschafft; die Freiheit der Presse, Freiheit der Person und des Eigenthums vor Willkür, Petitionsrecht u. s. w. sind garantirt. Ein

großer Rath von 114 Mitgliedern repräsentirt die Volksouverainität und die gesetzgebende Gewalt; ein Staatsrath von neun Mitgliedern (darunter ein Geistlicher) bildet die vollziehende und administrative Behörde. In jedem Distrikt ist ein Gericht erster Instanz aus 5 Mitgliedern bestehend. Der oberste Gerichtshof wird durch das Appellationsgericht gebildet, welches 13 Mitglieder zählt, darunter wenigstens sieben Juristen von Fach. In jedem Kreise ist ein Friedensrichter; jede Gemeinde hat einen Gemeinderath. An der Spitze der Regierung steht ein Landammann, dessen Würde unter den Mitgliedern des Staatsraths monatlich wechselt. Die Amtsdauer ist meist auf vier Jahre festgesetzt.

Man sieht, daß diese Verfassung eine freisinnige und den besten der Schweiz zuzuzählen ist, es kommt aber hier wie überall darauf an, daß das Volk sie lebendig macht und einsichtig genug ist, sie auch zu seinem Heile zu gebrauchen, was nur der Fall sein kann, wenn es gelingt durch gute Schulen und Tüchtigkeit der Presse es zur Bildung und zum vollen Verständniß seiner materiellen Zustände zu führen, um eine gesellschaftliche Ausgleichung zu Stande zu bringen. —

Der dritte Kanton, welcher die Grenzen gegen Italien bildet, ist Wallis, doch ist er kein Nachbar Tessins, denn zwischen beiden drängt sich das piemontesische Gebiet und die Hochkette der Alpen, auf deren

Kämmen die Scheidelinie hinläuft. Wallis überschreitet nirgend den südlichen Rand der Alpen, es bleibt im Norden derselben und bildet das große Thal zwischen den Kalksteinfetten des berner Oberlandes und den wälscher Alpen. Durch dies große Thal fließt die Rhone aus dem Rhonegletscher in der Nähe des Gotthards hervor und durchströmt ganz Wallis, bis sie in den Genfer See sich ergießt.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß Wallis zu den höchsten Gebirgsländern der Erde gehört, denn nirgend kann man anders hinein als über Hochpässen, mit Ausnahme des unteren Laufs der Rhone, wo der Strom die Grenze gegen die Waadt bildet.

Wenn man vom Gotthard das untere Thal durchwandert und über die Furka steigt, erreicht man die Quellen der Rhone. Unter dem blauen, zerklüfteten Rhonegletscher brechen zwei starke Wasserarme hervor, welche brausend durch das enge Thal stürzen und nach Oberwallis hinabfließen. Eine Straße führt am rechten Ufer hin, ich habe jedoch diesen Weg nicht genommen, denn ich stieg die Mayenwand hinauf auf die Grimsel, durchwanderte das berner Oberland, den Brennpunkt hoher Naturschönheiten, wie alle Fremden dies thun, stieg dann über die Gemmi nach Wallis hinunter und gelangte durch das Leuker Thal an die schöne Kunststraße, welche von Martigny über Sitten, Siders und Brieg führend, den

Simplon überschreitet und nach Domo d'Ossola zum Lago Maggiore hinabführt.

Bekanntlich hat Napoleon diese Straße gebaut und 18 Millionen Franken darauf verwandt, um seinen Heeren einen fahrbaren, guten Übergang über die Alpen zu sichern, denn außer der Simplonstrasse findet man nur noch die Straße über den großen St. Bernhard, welche von Martigny nach Aosta führt und einige noch gefährlichere Nebenpässe. Über den St. Bernhard sind römische Legionen gezogen; hier führten die deutschen Kaiser oft ihre eisernen Geschwader in die Ebenen Italiens hinab, auch Napoleon stieg mit seinen Franzosen hinüber um bei Marengo zu siegen. Er hatte die Schwierigkeiten eines solchen Zuges empfunden, darum legte er die Simplonstrasse an, deren Ausführung von den geschicktesten Ingenieuren anfangs für unmöglich gehalten wurde, bis der Kaiser selbst die Gedanken dazu lieferte. Jede Stunde dieser Straße kostete fast $1\frac{1}{2}$ Million Franken. Es mußten 611 Brücken gebaut werden, 7 Gallerien und zwanzig Zufluchtsörter; sechs Jahre lang arbeiteten 20 bis 30,000 Menschen daran.

Was das Genie des außerordentlichen Mannes entstehen ließ, zerfällt aber leider jetzt immer mehr, denn überall hörte ich laute Klagen über den schlechten Zustand des Passet. Die jetzige Regierung des Kanton Valais thut so wenig wie möglich für Straßenbau über-

haupt, am wenigsten aber für dies gigantische Werk, das jährlich einen Aufwand von mindestens 60 bis 80,000 Franken erfordert, wenn der Schaden, den Lawinen, Bergwasser und Schuttfürze anrichten, gehörig ausgebessert werden soll. Zwar lassen sich die Herren in Wallis einen sehr hohen Strassenzoll bezahlen, aber wahrscheinlich ist er zu hoch für die jetzigen Verhältnisse, denn früher war die Simplonstrasse der einzige fahrbare Weg über die Alpen, jetzt sind mehre, bequeme und billigere entstanden und so nimmt der Verkehr dort immer mehr ab, der Transit durch den Kanton schrumpft zusammen, Sardinien aber unterstützt die Strasse nicht, weil es seinen eigenen Pässen die Vortheile zuzuwenden sucht; unfehlbar wird sie daher immer mehr verfallen, wenn nicht wichtige Ereignisse sie etwa in bessere Hände bringen.

Das große Thal der Rhone, das mit seinen vielen Nebenthälern den Kanton bildet, ist 40 Stunden lang und bis 16 Stunden breit, es ist das größte Längenthal der Schweiz. Auf beinahe 100 Quadratmeilen wohnen in Wallis 75,000 Menschen, also eine schwache Bevölkerung, indeß darf man nicht vergessen, daß $\frac{1}{4}$ des ganzen Landes aus nackten, öden Felsen, Schnee- und Eisfeldern besteht und ganz unbewohnbar ist.

Wenn man das Rhonethal hinabpilgert, bietet es in seinem oberen Theil meist einen öden, kalten Anblick. Die Thalsohle verengt sich oft, ungeheure Felsenmassen drängen sich wie Querwälle hinein, durch welche

der Strom in wildstühenden Armen hinabschießt. Man sieht es seinem breiten Bett und den steinig und sumpfigen Ufern an, daß er oft furchtbare Verheerungen anrichtet. Und wie könnte dies auch anders sein. Von beiden Seiten von den höchsten Gebirgen Europas eingedämmt, ist der Raum im Thale meist kaum eine Stunde breit, höchstens zwei Stunden. Jeder heftige Regen schickt von diesen schneebedeckten Ketten und Gipfeln mächtige Wassermassen in das Rhonebett; aus den vielen Seitenthälern brechen die Vergströme hervor, welche oft mit fürchterlicher Schnelle wachsen und die schrecklichsten Zerstörungen bewirken. So kommt es denn, daß der Fleiß der Menschen hier oft in wenigen Stunden auf Jahre vernichtet wird und an manchen Stellen den Elementen ganz unterliegt. Die Thalsohle wie die Nordseite des Gebirges erscheint daher meist sehr öde und unbewohnt und häufig erinnerte sie mich in ihrer nackten Wildheit, die Seiten mit düstrem Tannenwald bedeckt, aus denen die Felsenkuppen hervorsprangen, an die großen norwegischen Thäler, an Guldbranddalen oder an das Thal des Olommen, nur daß hier doch bei aller Wildheit der Alpen eine mildere Natur sich zeigt. Denn an der Südseite liegen auf den Abhängen viele große Gemeinden mit schönen Fruchtsfeldern, Weisen und Gärten. Der Wein zieht an den Hügeln herunter und faßt die Landstraße ein, wo die duftigen Blätter der Wallnuß- und Kastanienbäume dem Wandrer

Schatten geben. Da stehen Kirchen und Klöster, da liegen auf der Thalsohle selbst Schlösser und Landtage und Städte, und wo wir düstre Schluchten sich öffnen sehen, aus denen ferne Gletscher und Eisfelder hervorschauen, sagt uns häufig der Führer, daß dort in den Quertälern guter Wein wächst und wohlhabende Hirten und Bauern wohnen.

In Norwegen wächst in den Hochgebirgsthälern nur die kühne Bergtanne und nirgend steht ein Dorf, viel weniger eine Stadt; nirgend ist ein Haus von Stein zu finden, aber glücklicher Weise auch kein Kloster und kein Junkerhof. Hier in Wallis haben die alten, adligen Herren dagegen noch viele große Besitzungen und die Priester ihr eigentliches Eldorado, denn kein Land der Schweiz ist ihnen so ganz unterworfen wie dies und keinen Volksstamm haben sie so verknechtet, wie den Walliser, der so treffliche Eigenschaften und natürliche Anlagen besessen hat.

Nichts kann lehrreicher sein, aber auch nichts trauriger, als die Geschichte dieses Landes, das einen schrecklichen Beweis für die Wahrheit der Anklage liefert, daß religiöser Fanatismus und Pfaffentruz alle geistigen Kräfte eines Volks nach und nach zu tödten vermögen, und es ihm geht wie dem edlen Baum, der, mit giftiger Lauge bespritzt, in faule Trümmer zerfällt, aus denen Giftpilze aufsprießen. Ein freiheitsliebendes, glückliches und mit geistiger Kraft ausgerüstetes Volk ward hier von Bischöfen, Pfarrern, Jesuiten, Kapuzinern und

Junkern so lange bearbeitet, bis es erstickt zu ihren Füßen lag. „Eine tiefe Nacht,“ sagt ein neuer Schriftsteller, „liegt auf dem Thale der Rhone, von dem jeder Schimmer von Kultur und Aufklärung jetzt entfernt und das ganze frühere geistige Leben des Volks unterdrückt worden ist. In Jesuitenschulen werden die Jugend und die Magistrate erzogen, Niemand darf außer Landes gehen, um zu studiren oder seine Kinder auf fremde Schulen senden. Von jung auf wird Generation nach Generation zum blinden Gehorsam gegen die Geistlichkeit und deren Befehle gewöhnt.“

In größeren Staaten würde eine solche Verknechtung des Volkes nie möglich sein, und wie arg auch die Priestermacht in Spanien, Italien und anderen Ländern noch immer gefühlt wird, sie hat der Aufklärung des Jahrhunderts doch zum Theil weichen müssen. Selbst in Rom kann der Papst den Geist nicht so unterjochen, wie die römischen Priester in Mailand, Luzern und Freiburg es gethan haben. Das ist der Fluch dieser kleinen Republiken in der tiefen Abgeschlossenheit der Gebirgswinkel Europas, fern von Industrie und belebenden Kräften, daß ihre rohen Hirten und Ackerbauer der Zeit nicht folgen konnten und überall in ihren Entwicklungen stehen geblieben sind. Ist das eine Freiheit zu nennen, die, aller Kultur entbehrend, armen und unwissenden Bauern anklebt, deren verdumpftes Gehirn gedankenlos und abergläubisch den Pfaffen und

Junkern sich überliefert und zu fanatischen Werkzeugen dieser gebietenden Herren sich herabwürdigen läßt?! In absoluten Staaten weiß der Monarch sein Ansehn zu bewahren, und wenn er sich mit Adel und Priestern verbündet, hat er doch immer noch vielfache Rücksichten auf alle Volksklassen zu nehmen, auch sich selbst zu bewahren, seine Regierung, seine Beamten, seinen Staatsorganismus, und er wird sich sehr hüten einen Priesterstaat aufwachsen zu lassen. In Oesterreich wurde der edle Kaiser Joseph in sein vorzeitiges Grab gelegt, aber viele seiner Einrichtungen blieben und die Priesterschaft muß sich dort jetzt in manchen Dingen fügen, gegen welche sie in der Schweiz ein Zetergeschrei erhebt. In Oesterreich, selbst im lombardischen Königreiche, kann kein Priester eine Schule errichten oder an einer Anstalt lehren, der nicht als Lehrer geprüft wurde; in Wallis sind die Schulen alle ohne Ausnahme in den Händen der Jesuiten und Kapuziner, und erst vor ein paar Jahren hatte der Chorherr von Nivaz die Unverschämtheit zu sagen: Nur der Clerus könne und dürfe den Unterricht der Jugend leiten, jede Einmischung des Staates, jede Oberaufsicht, Rechenschaftsforderung oder Vorschrift sei ein Frevel gegen die Rechte der Kirche und darum gegen Gott und dessen Gebote.

Die alte Geschichte des Landes Wallis beweist, daß in früherer Zeit das Volk von ganz anderer Kraft beseelt war. Deutsche Stämme hatten es inne, die von den

Römern besiegt wurden, deren große Heerstraße über den St. Bernhard an den lemanischen See führte. Die Städte in Wallis waren römische Lager. Im 5ten Jahrhundert eroberten es die Burgunder, dann kam es an die Franken, endlich im 11ten Jahrhundert an das römische Reich und während dieser Zeit und später bildete sich Adels- und Bischofsmacht aus. Die Grafen von Savoyen kämpften darum; Freiherren, Barone, namentlich die mächtige Familie Raron bedrückten das Land, bis gegen den Landeshauptmann von Raron der Sturm des Volkes losbrach. Seine feste Burg bei Siders und alle seine Schlösser wurden 1419 niedergebrannt und nach blutigem Kampfe, selbst gegen Bern und die Eidgenossen, ward 1420 die Freiheit erobert. Im Jahre 1474 schloß Wallis einen ewigen Bund mit Bern, 1474 eroberte es mit Berns Hülfe das Unterwallis, d. h. das Rhonethal von Sitten ab bis zum lemanischen See, und bis zur französischen Revolution blieb dies ein Unterthanenland, das von Oberwallis beherrscht wurde. Die Franzosen drangen 1798 in Oberwallis ein, Unterwallis schloß sich den Befreiern jubelnd an. Die Oberwalliser, von ihren Priestern begeistert und von dem Adel angeführt, kämpften mehr als einmal, unterstützt von den Österreichern, mit Heldenthum gegen die Neufranken, aber es ging ihnen wie den Männern von Uri, Unterwalden und Schwyz. Sie wurden besiegt, 800 lagen erschlagen und die Feinde wüthend über ihre Verlüste und

die grausame Behandlung ihrer Verwundeten und Gefangenen, übten ein fürchterliches Vergeltungsrecht.

Es ist bemerkenswerth, daß trotz allen Umwälzungen, welche die französische Revolution in der Schweiz hervorbrachte, doch gerade da, wo es am blutigsten herging, sie am wenigsten dauerhafte Folgen bewirkte, weil Priester und Jesuiten sie besiegten. Die Schüler des heiligen Ignaz kamen schon im Jahre 1592 nach Wallis und begannen den Kampf gegen den Protestantismus, der in das Land gedrungen und dem viele angesehenen Männer angingen. Endlich im Jahre 1626 wurden sämtliche Protestanten durch Beschluß der Landesgemeinden vertrieben. Die Jesuiten wurden vom Landrath anerkannt, kein Protestant wurde mehr geduldet und seit dieser Zeit sank die Bildung Schritt für Schritt.

Oberwallis sprach von je an deutsch; die Sprache von Unterwallis ist ein Gemisch von fränkischen, lateinischen, burgundischen und deutschen Worten. In den Städten aber bildete sich die französische Sprache aus und erlangte in neuerer Zeit ein solches Übergewicht, daß die höhere Klasse in Oberwallis nun ebenfalls französisch spricht und Viele kein Deutsch mehr verstehen, obwohl das Volk in den Thälern von Siders hinaus bis zu den Rhonequellen nur Deutsch redet, und zwar ein sehr alterthümliches und nach den verschiedenen Thälern so vielfach abweichendes, daß Sprachforscher hier die anziehendsten Studien machen können.

Das französische Unterwallis beugte sich mit geheimem und wachsendem Groll unter die Herrschaft seiner Überwinder. Man theilte Wallis in das Land nied und ob der Morge. Nied der Morge, Unterwallis, wurde von Landvoigten und Beamten regiert, ob der Morge, Oberwallis, zerfiel in 7 Zehnten mit völlig demokratisch freien Gemeinden, welche durch Zehntenrath und Zehntengericht ihre politische Verbindung empfangen. An der Spitze des ganzen Landes stand der Landrath, gebildet aus den Boten der sieben Zehnten und dem Bischof von Sitten, der die Stimme eines Zehnten hatte. Aber der geistliche Oberhäupter ging allen anderen Landeshäuptern voran, besaß Münzrecht und Begnadigungsrecht und übte die meiste Gewalt im Lande. Steuern bezahlte das Volk gar nicht. Zölle vom Transit, Eingangsgebühren und die Einkünfte von Unterwallis erhielten den Staat.

In diese Zustände drang die französische Revolution, welche Niederwallis frei machte und ihm Rechtsgleichheit gewährte. Beide Theile vereinten sich zum gemeinsamen Staat, aber die Oberwalliser meinten es nie aufrichtig. Sie konnten es nicht verschmerzen, daß Unterwallis ihr beherrschtes Land gewesen sei, und unglücklicher Weise gestattete Napoleon, der 1802 eine eigene Republik aus dem Kanton gebildet, 1810 aber es als Departement des Simplon zu Frankreich geschlagen hatte, die Rückberufung der vertriebenen Jesuiten, welche sich sehr still verhielten, so lange die Kai-

serherrschaft bestand, mit der Reaktion 1814 aber um so verderblicher sich erhoben.

Das französische Unterwallis hatte in jener Zeit sich geistig mehr geregt als Oberwallis. Viele Unterwalliser fochten in französischen Kriegsdiensten, hatten die Welt gesehen und kennen gelernt und sich den neuen Ideen lebhaft angeschlossen. Jetzt bestrebte sich die Junkerkaste der Oberwalliser, verbunden mit Jesuiten und Priestern, die alte Demuth und Unterjochung herzustellen. Die Parteien rüsteten sich, Oberwallis forderte seine alten Unterthanen zurück und ohne die Vermittlung der fremden Mächte wäre es zum offenen Kampfe gekommen. Der Congress in Wien befahl nun zwar, daß Unterwallis frei und gleich sein sollte, aber er stellte doch kein wahres Gleichheitsverhältniß her. Er theilte das Land in 13 Zehnten, von denen 6 auf Unterwallis, 7 auf Oberwallis kamen, und verordnete, daß jeder Zehnten vier Stimmen auf dem Landtage haben sollte. Der Bischof von Sitten erhielt ebenfalls 4 Stimmen und somit waren die Oberwalliser im entscheidenden Vortheil, was gar nicht zu der Volksmasse stimmte, die in Oberwallis 32,000, in Unterwallis dagegen 43,000 Köpfe betrug. So wurde auch der Staatsrath, der eine überwiegende Macht besaß, aus 3 Oberwallisern und nur 2 Unterwallisern gebildet. Die Erziehung wurde den Collegien Brieg, Sitten und St. Moriz überwiesen, von denen zwei von Jesuiten und das letzte

von anderen Mönchen besetzt wird, es konnte daher an wachsenden Reibungen, Vorwürfen und allgemeiner Unzufriedenheit nicht fehlen.

Jesuiten, Junker und Priester suchten das Land in die religiösen Wirren der Schweiz hineinzuziehen, namentlich zum Anschluß an den Sarnerbund zu bewegen; ihnen entgegen aber bildete sich in Unterwallis ein Bund freisinniger Männer, zu dem sich vorzugsweise die Jugend aus den Städten schlug und welcher daher den Namen »die junge Schweiz« empfing. Seine Gegner scharten sich ebenfalls zu einem Bunde »die alte Schweiz« zusammen, aber alle Intriguen und Vorkehrungen hinderten nicht, daß 1839 eine Petition an den Landrath gelangte, in welcher Unterwallis oder die junge Schweiz eine Verfassungsrevision forderten. Jetzt predigten die Priester von allen Kanzeln gegen die Volksverführer, als deren Haupt der Dr. Barmann, ein junger talentvoller Advokat aus Martigny, angesehen wurde. Die Pressfreiheit, so riefen sie, liefere die heilige katholische Religion in die Hände der Verderber und die geforderte Unterdrückung der vier Stimmen des Bischofs sei ein Verrath an Recht und Ehre.

Die Tagssagung suchte den Streit der erbitterten Parteien zu vermitteln, welche mit der Hand am Schwert sich gegenüber standen, aber wie in der ganzen übrigen Schweiz, so brachte auch die schmählische Reaktion in Zürich der liberalen Partei in Wallis Verderben. Die

schon gefassten Beschlüsse der Tagsatzung, welche Nidervallis Recht gaben, wurden aufgehoben und widerrufen, neue Commissionen eingesetzt und dazu Männer gewählt, welche entschiedene Gegner der Freiheit waren, so daß der damals noch liberale Herr Baumgartner von St. Gallen in seinem Journal die Tagsatzung des gewissenlosesten Trevels an Vernunft und Freiheit beschuldigte und sie eine aristokratische Frage nannte, zu welcher sie sich durch Bluntschli und dessen Genossen herabwürdigen ließe.

Als die Unterwalliser sahen, daß sie nichts mehr zu hoffen hatten, griffen sie zu den Waffen, besiegten am 22. Mai 1840 die Oberwalliser, welche ihre eigenen Anführer ermordeten und setzten dann die neue Verfassung ein, welche mit vieler Mäßigung nichts bezweckte, als Gleichheit der beiden Landestheile, dabei aber den Priestern und Jesuiten zu wehe ging, ihre Immunitätsrechte angriff und die Leitung des Unterrechts ihnen zu entziehen suchte. Ein Gesetz darüber und eines, welches die Geistlichkeit zur Besteuerung ihrer Güter heranzog, forderte die Priester zum Kampf auf Tod und Leben heraus. Pfarrer, Mönche und Jesuiten durchzogen das Land und ließen das ihnen ergebene Volk schwören zur Vertheidigung der heiligen katholischen Religion sich in Masse zu erheben, sobald seine geistlichen Hirten es beehrten. Ein Reaktionscomité leitete die Bewegung von Sitten aus, dessen

Bischof selbst ein Jesuitenschüler war. Geld lieferte die Congregation in Lyon und welcher Zusammenhang mit den römischen Umtrieben in der katholischen Schweiz hier überhaupt obwaltete, bewies, daß plötzlich der Staatschreiber Meyer aus Luzern in Wallis erschien, derselbe, den ich schon früher geschildert habe, und welcher sich später rühmte, daß er zumeist zu dem verrätherischen Überfall beigetragen, durch welchen die liberale Partei besiegt und zersprengt wurde. Denn nachdem man die Jungschweizer mit allen möglichen Verleumdungen gebrandmarkt und von den Kanzeln herunter geächtet, nachdem man Meuchelmörder gegen sie ausgesandt und Gewaltthaten gegen ihre Familien geübt hatte, sammelte sich der Landsturm von Oberwallis unter Anführung eines gewissen Wilhelm von Rälbermatten, welcher früher Offizier unter den Schweizertruppen Karls X. gewesen war. Die allzuleichtgläubigen Anführer der Unterwalliser ließen sich mit Friedensversicherungen täuschen; plötzlich aber, am 4. Mai 1843, fiel diese Nobelgarde über sie her, ermordete Alles, was in ihre Hände gerieth, jagte den Rest aus dem Lande, confiscirte ihr Vermögen und warf die Verfassung um.

Seit dieser Zeit sind Junker und Priester wieder die unbestrittenen Meister in Wallis. Das ganze Volk ist in ihren Händen und schwerlich wird es so bald daraus entkommen, denn nicht allein schützt die Verfas-

sung ihre Macht, der erstarrte Sinn des Volks thut dies noch weit mehr. Von Volksunterricht ist nicht die Rede und in den Collegien wird die Jugend für Jesuiten- und Priesterverehrung abgerichtet. Dort wird ihr nur gelehrt, was sie wissen soll, um brauchbare Werkzeuge der Priesterherrschaft abzugeben, mit der die Aristokratie eng verbunden ist, denn manche Glieder derselben haben die Chorberrnstellen inne und ihre Vortheile gehen gemeinsam, obwohl die Geistlichkeit am meisten dabei gewonnen hat. Gerechtigkeit, Freiheit und Kultur sind verloren gegangen bei der Verfassung vom 14. September 1844, sagt Kasimir Pfiffer in einer Schrift über diese Ereignisse, nur die Kirche hat gewonnen und die Priester sind Herren und Gebieter des Volks von Wallis geworden.

Diese Verfassung läßt wirklich nirgend einen Funken wahrer Freiheit gedeihen, weil das Volk gänzlich unfrei ist. Sie ist im Namen des Allmächtigen gegeben, aber wie wird dieser Name gehöhnt! Protestanten werden nicht geduldet, die katholische Religion allein darf ausgeübt werden; wenn Keger sterben, soll man sie außerhalb der Kirchhöfe einscharren. Es ist wunderbar genug, daß in der Schweiz, die zum größten Theile protestantische Bewohner hat, solche Gesetze vorkommen können. Dabei wollen die Schweizer ein Volk sein und schwärmen für ein gemeinsames Vaterland, während Haß und Verachtung, entsprungen aus der gräulichsten Unduldsam-

keit und Rohheit, die kleinen Staaten in manchen Beziehungen schärfer von einander trennen und sie den Nachbarn und Fremden verschließen wie China. In den ganz protestantischen Kantonen haben die Katholiken doch allen Schutz, auch Wahlrechte, und Niemand wird sie ausstoßen, weil sie katholischen Glaubens sind, aber in der katholischen Priesterlehre ist Unbulsamkeit, Verfolgungs- und Befehungswuth der Grundpfeiler des Baues, und wenn die Protestanten es anders machen, geschieht es ihrer Meinung nach nicht aus größerer Liebe, Einsicht und Milde, sondern weil sie demüthig sich vor dem wahren Glauben beugen.

Die Eintheilung in Zehnten ist in der neuen Verfassung des Kanton Wallis beibehalten worden. Jeder Zehnten schickt auf 1000 Seelen einen Abgeordneten in den großen Rath, die Geistlichkeit zwei Repräsentanten. Der große Rath erwählt den Staatsrath aus allen Bürgern, auch die Mitglieder des Oberappellhofes und des Centraltribunals. Der Staatsrath hat das größte Übergewicht. Er kann verhaften lassen, absetzen und suspendiren. Im Jahre 1844 wurden alle liberalen Großräthe abgesetzt und durften nicht wieder gewählt werden. Der große Rath soll die gesetzgebende Gewalt sein, aber das Referendum ist beim Volke, daher ganz in den Händen der Priester und gute Gesetze werden damit zur Unmöglichkeit. Die neuen Gesetzbücher sind abgeschafft, die Trennung der Gewalten aufgehoben, die Immunitäts-

rechte, d. h. die Steuerfreiheit der Geistlichkeit, im weitesten Sinne anerkannt, denn kein Geistlicher zahlt einen Pfennig, obwohl der Bischof allein 13,000 Gulden Jahreseinkünfte besitzt.

An der Spitze jedes Zehnten steht ein Zehntenrath, der mit dem Staatsrathe in Verbindung steht. Jede Gemeinde hat einen Richter erster Instanz, der Kastellan (châtelain) genannt wird; jeder Zehnten hat einen Appellhof und ein Criminal- und Correctionsgericht. Der Oberappellhof ist die höchste Instanz für alle Prozesse; das Centraltribunal richtet nur über Preß- und politische Vergehen. Aus dieser ganzen Verfassung sieht man, daß Alles aus ihr gemacht werden kann, daß aber ein unwissendes und rohes Volk, gerade wie in Luzern, sie nur zu gebrauchen wissen wird, um die Befehle seiner Beichtväter und Pfarrer zu erfüllen, welche diese gutmüthigen Bergbewohner seit Jahrhunderten um Geschichte und Zukunft betrogen haben.

Und doch ist Wallis in früherer Zeit so oft rühmlich genannt worden, als bewohnt von einem verständigen, aufgeweckten, muthigen und freiheitsstolzen Volke; doch hat es auch in jüngster Zeit manche Männer erzeugt, welche die Schmach ihres Vaterlandes tief empfanden, nach Besserung und Erhebung strebten, dafür aber jetzt vertrieben von der mütterlichen Erde als Flüchtlinge und Verbannte in der Fremde umherirren. Das Thal der Rhone, welches jährlich von so vielen

Reisenden durchzogen und durchwandert wird, scheint auch kaum ein Ort zu sein, wo die Menschen ganz unwissend und roh bleiben könnten. Martigny, Sitten, Siders, Brieg sind Städte, in welchen doch ein höheres Gemeindegelben sich gestalten kann und wirklich sind auch diese Sammelpläze des Menschenlebens, namentlich Martigny und Sitten, die Träger der Bewegung gewesen. Aber Handel und Gewerbe sind in Wallis doch immer auf der untersten Stufe geblieben. Die reichen alten Familien auf ihren großen Landsitzen haben stets ein gewisses Übergewicht behauptet und in den vielen unbefuchten oft fast unbekannten Seitenthälern und einsamen Gebirgsschluchten drang die Zeit niemals befruchtend und beleuchtend ein.

In wohl hundert und mehr größeren und kleineren Thälern leben in diesem Kanton die Menschen zerstreut und kümmern sich Jahr aus Jahr ein wenig oder gar nicht um ihren gemeinsamen politischen Zusammenhang. Was haben arme Hirten, Grasmäher oder Gensensjäger nach einer Verfassung und verfassungsmäßigen Rechten zu fragen? Wenn man sie in Frieden läßt, kümmert die Welt sie nicht, von der sie selten oder nie etwas erfahren. Es giebt verborgene Thäler am Mont-Rosa, am Matterhorn und in der Hochalpenkette, deren Bewohner fast nie ins Rhonethal hinabstiegen, wohin nie ein Fremder gelangt und deren Trachten und Gestalten, wie aus einer unbekannten Welt stammend, angestaunt

werden, wenn einmal Einer oder der Andere in Sitten oder Martigny erscheint.

In einigen Thälern haben die Weiber ganz dieselbe Tracht, wie die Männer, so daß die Geschlechter schwer zu unterscheiden sind; in anderen steckt die ganze Bevölkerung in einer Art faltiger unförmlicher Sack, die am Halse zugezogen werden; von dieser Gattung sah ich selbst ein paar Exemplare. Wieder Andere sehen in ihren Schoosjacken und breitgekrämpften spitzigen Strohhüten den Italienern ähnlich, während ihre Nachbarn in dicken Frieswämfern oder in braunen Callicohenden einen ganz verschiedenen Anblick gewähren.

Und so ist es auch mit der Natur beschaffen, deren ungemeine Verschiedenheit in Erstaunen setzt. Hier gedeihen in südlichen Thälern Citronen und Mandeln, hier reift süßer schöner Wein, Muskateller, welcher dem feinsten spanischen nichts nachgiebt, dort kann Hafer und Gerste kaum fortkommen und an anderen Stellen bleibt jede Frucht aus. Nur Matten und Weiden läßt der spät schmelzende Schnee begrünen und weist die Bewohner allein auf Ziegen-, Schaf- und Rinderzucht. So wird auch in dem einen Thale schon im Mai geerntet und bei den Nachbarn im October. Es kommt Alles darauf an, wie hoch das Thal liegt, welche Sonne es hat, wie geschützt es vor rauhen Winden ist und welchen Natureinwirkungen seine Abhänge ausgesetzt sind. Über ihnen thronen dann die

hohen nackten Alpenstöcke mit ungeheuren Schnee- und Eisköpfen, zwischen denen schimmernde Firnen meilenweit sich in Wüsten ausdehnen, wo jedes Leben stirbt. Käme ich noch einmal in die Schweiz, ich würde vorzugsweise Graubünden und Wallis bereisen. Damit hätte man hinlänglich wenigstens einen vollen Sommer zu thun und wenn es glücken sollte, müßte es ein langer, heiterer und warmer Sommer sein. Davon sind zwar alle Reisen in der Schweiz abhängig, doch vor allen in diesen Hochgebirgen, wo kein Fortkommen möglich ist, wenn der Südwestwind seine Regen und Nebel darüber ausschüttet. Die Wahrheit meiner Worte habe ich hinlänglich selbst empfunden als ich von Oberbern über die Gemmi nach Wallis ging. Ich hatte in Vern eine ganze Woche lang auf besseres Wetter gewartet und entschloß mich endlich auf gut Glück einen zweifelhaften Tag zu benutzen, um mit der Post nach Thun zu fahren und von dort nach Fruttigen zu wandern. Bald aber folgte ein Regenschauer dem anderen und von dem schönen Thal der Kander sah ich so gut wie gar nichts, denn es lag unter den dichtesten Nebel- und Wasserseleiern. Von Fruttigen bis zum Wirthshause auf dem Kandersteeg, zwei starke Schweizerstunden bergauf, ging ich unter dicht herabströmendem Regen, gegen den kein Schirmen half. Die Bergwasser stürzten herab, überschwemmten und zerrissen die Straße, und zuweilen bis ans Knie in der Fluth mußten die breiten Pöche

durchwatet werden. Endlich war ich im Wirthshause, triefend vor Kälte; doch hier saß ich zwei Tage lang fest. Das Wetter hielt an, es war nicht vor- nicht rückwärts zu kommen. Das ganze Thal stand in Wasser, tiefe Löcher waren aufgewühlt und die Blöcke in der kleinen Kirche neben dem Hause schidte vom Morgen bis Abend ihren wimmernden Hülsruf durch das Thal, die Bewohner herbeizuladen, um die Bergströme zu dämmen, welche ihre Ufer durchbrochen hatten und Schutt und Gerölle über die Matten wälzten.

Das war eine lange mühselige und doch vergebliche Arbeit, der ich unter dem Vordach sitzend zuschauen konnte, während aus Süden sich immer neue düstere Wellengebilde über das Doldehorn und dem Fissst wälzten, ungeheure Wasserfälle von den Felsengipfeln stürzten, welche sich mit dichtigem Schnee bedeckten, und der Muttergletscher in seiner schmutzigen Bläue dann und wann aus den Nebeln hervortrat.

Zwei Tage in gänzlicher Einsamkeit zuzubringen, ohne einen Fuß aus dem schlechten Wirthshause setzen zu können, wo man überdies so theuer lebt und artig geprellt wird, wie irgendwo im Lande, ist eine harte Geduldsprobe. Gern hätte ich mich davon gemacht und wäre mitten im Regen die Gemmi hinaufgestiegen, aber der alte schlaue Wirth im Randersteeg wollte mir weder Pferd noch Führer geben.

Es ist unmöglich sagte er, Ihr müßt Unglück haben,

Mann, denn oben liegt Alles voll Schnee. Kein Pferd kann da jetzt hinauf und kein Führer ist bei solchem Wetter zu finden, mögt Ihr bieten was Ihr wollt.

Die Wahrheit war, daß er mich nicht so schnell aus seinen Händen lassen wollte, denn als am zweiten Tage ein Hirt aus dem Gasterthale heruntergesprungen kam, der die Bewohner warnte und ihnen meldete, der See dort oben sei bis zum Überlaufen voll und werde herunterbrechen, wenn es noch einen Tag beim Regnen bleibe, war der alte Mann eben so besorgt mich fortzuschaffen, wie er sich bisher meiner Abreise widersetzte. In einer halben Stunde hatte ich einen Führer, der mein Gepäck mit einem Riemen um seine Stirn schnallte und raschen Schrittes ging es mitten im fallenden Regen die Bergwand hinauf, begleitet von fliehenden Thalbewohnern, welche Kinder und Betten aus ihren überschwemmten Wohnungen in die Scnnhütten auf den Alpen trugen.

Das Randerthal blieb vor Untergange bewahrt, denn der Regen hörte eine Stunde später auf und der See im Gasterthale brach nicht herunter, aber die ältesten Leute erinnerten sich doch solcher Verheerungen nicht und ganz Oberbern hatte argen Schaden gelitten, wovon die Zeitungen trübe Nachrichten genug brachten. Schön ist es, wie in der Schweiz bei solchen Gelegenheiten das Mitgefühl sich zeigt; wie Nachbarn und Freunde zur Hülfe herbeikommen, wie Sammlungen

veranſtaltet werden und die thätigſte Theilnahme in Nähe und Ferne ſich regt. Felsbergs entgegenſetztes Beiſpiel iſt ein ziemlich vereinsamtes; aber Waſſernoth iſt ein Ubel das die meiſten Schweizer aus Erfahrung kennen und was ſie daher auch zumeiſt mild und wohlthätig macht. Als ich im Rheinthale war, machte der hochgeſchwollene Strom eben eine mächtige Anſtrengung, den achtunddreißigſten deutſchen Bundesſtaat, das Fürſtenthum Lichtenſtein, mit Mann und Maus zu verſchlingen. Er wühlte ſich ins Land, bildete einen neuen Arm und würde ſeine Verheerungen wer weiß zu welchem Äußerſten getrieben haben, wären die Schweizer aus ihren geſicherten Gemeinden nicht über den Strom gekommen, um den Unterthanen des deutſchen Herzogs kräftig und wacker zu helfen.

Zum Reiſegeſährten im Randerthale hatte ich einen Prediger gehabt, einen freundlichen unterrichteten Herrn, der mir trotz Regen und Wind von dem Leben ſeiner Gemeinde Mehres mittheilte und von der Natur der Gebirge Vieles erzählte, die er rund umher genau kannte. Was Alle die hier wohnen verſichern, beſtätigt auch er, daß nämlich die Gletscher und Eiſmaſſen der Alpen im fortgeſetzten Zunehmen ſind, der Weidereichthum dagegen im gleichen Maße geringer wird und manche Thäler, welche im vorigen Jahrhundert noch zahlreichen Heerden Nahrung gaben, jezt kaum für einige Stücke Vieh hinreichen.

So erzählte er mir, daß im Gasterthale, wo vor einem Jahrhundert 5 bis 600 Kühe sömmeren und vor fünfzig Jahren wenigstens noch die Hälfte davon zur Weide gingen, jetzt kaum 70 ihr Futter finden. Ganz ähnlich sieht es in andern Thälern aus und gleiche Klagen hörte ich von Hirten an der Funke und in Graubündten. Die Eis- und Schneemassen nehmen zu, die Gletscher dringen tiefer in die Thäler und füllen diese mehr und mehr aus. Die Wärme nimmt ab, der Boden versumpft und verdirbt, aber was ist die Ursache? Steigen die Alpen von unterirdischem Feuer getrieben langsam höher auf, was bei den Kalksteingebirgen wohl denkbar wäre, oder liegt die Veränderung des Klimas mehr in zufälligen Ereignissen, welche vorübergehender Natur sind? So viel ist gewiß, daß an vielen Orten, wo sonst Bäume wuchsen, jetzt keine mehr fortkommen, und selbst wo jetzt ewiges Eis liegt, die Wurzeln mächtiger Stämme tief im Grunde ruhen. Auch das ist merkwürdig, daß in manchen Thälern zwar noch hohe Nadelholzbäume die Seitenwände besetzen, allein sie sterben nach und nach ab und keine Nübe ist im Stande einen jungen Nachwuchs aufzuziehen. So steht im Urferen Thale noch eine kleine Zahl Bergtannen die Suwarow übrig gelassen hat, doch sie vermehren sich nicht, und wenn man von der Wengernalp am Fuße der Jungfrau nach Grindelwald hinuntersteigt erblickt man zur Linken eine Menge absterbender Fichten, deren

schwarzes Gezweig fast eben so gespenstisch ausieht, wie die Fichten am Altenfjord in Norwegen, jenseit des Polarkreises. Auch an der Wengernalp hat man sich Jahre lang vergebens bemüht den Baumwuchs zu fördern. Er kommt nicht mehr dort fort; erst drei oder vierhundert Fuß tiefer sprießt der Wald fröhlicher auf und man sieht es ihm an, daß er Lebenstriebe in sich trägt.

Von Randersteeg über die Gemmi nach Leukerbad in Wallis sind sieben harte Stunden, aber der Weg ist durchaus gefahrlos und wenigstens auf der Verner Seite nicht allzu beschwerlich. Durch das Gasternthal geht ~~Man~~ ein Paß über den vergletscherten Röttschenberg ins Röttschenthal hinunter; der ist jedoch weit wilder und unwegsammer, obgleich man in neuester Zeit Pläne gemacht hat ihn zu einer fahrbaren Straße umzuschaffen. Der Gemmipaß ist nur für Saumrosse geeignet, welche oft genug mühsam über die Felsenstufen und Steinklager emporklettern müssen. Es sind durchgängig elende Pferde hier und in Wallis ist das oft noch ärger; die sogenannten Maulthiere auf denen man von Martigny über den Col de Balme oder die Tete noire nach Chamouny reitet, sind höchst unsichere, alte und schlechternährte Thiere. Wie vermist man hier das muthige kluge und unermüdlche norwegische und schwedische Pferd, aber was würde diese starke Berggrasse helfen, wenn man sie in die Hände gewinn gieriger Wirthse

und Bauern gäbe, welche den Thieren so wenig wie möglich an Nahrung reichen und so viele Arbeit wie möglich aufbürden. In Norwegen ist es oft eine Lust zu sehen, wie die muthigen schönen Thiere auf den Bergweiden umherschweifen und nie habe ich eine Furcht empfunden, wenn ich auf ihrem Rücken dicht an den fürchterlichsten Abgründen hinstreifte. Auf den steifen alten stolpernden Thieren in der Schweiz ist dagegen Niemand seines Lebens sicher. Der Wirth auf dem Randersteeg ist übrigens berüchtigt wegen seiner elenden Gänge und der Prellereien, die er damit treibt; wenn aber in Bern einmal eine Regierung kommt die durchgreifende Ordnung zu schaffen versteht, wird sie sich auch der Reisenden annehmen müssen, und den unverschämten Gastwirthen durch eine feste billige Tare das Handwerk legen. Darin aber sind sich alle Schweizerregierungen gleich. Je mehr Geld den Fremden abgenommen werden kann, um so besser. Sie gönnen das den Landesbewohnern von ganzem Herzen, sorgen aber nicht einmal dafür, daß wenigstens für den übermäßig hohen Preis der Transportmittel auch sichere und gute Pferde geliefert werden.

Fast auf der Pashöhe der Gemmi, 6000 Fuß über dem Meere, liegt in einer Schlucht, die wild in einen kleinen schwarzen See niedersteigt, das Wirthshaus Schwarzbach, in dessen öder Verlassenheit Werner sein bekanntes Trauerspiel: Der vierundzwanzigste Februar,

spielen läßt. Bis vor wenigen Jahren soll das alte verfallene Haus wirklich wie eine Mörderhöhle ausgesehen haben, jetzt ist es neu aufgebaut, aber zur Winterzeit ziehen die Menschen ins Leuker Thal hinunter, denn wer wollte hier wohnen in einer Eis- und Schneewüste, die grausig sich um diesen nackten düstern Spalt schlingt. Die Regierung von Wallis erhebt in Schwarzenbach ein Wegegeld. Jeder Wanderer muß einen Bogen zahlen, Saumpferde das Doppelte, wofür? möchte schwer zu enträthseln sein, wenn es nicht für die Kosten ist, welche die im Jahre 1737 angelegte Straße gemacht hat. Zur Erhaltung derselben wird nichts gethan, man **U** Mühe nur die Wegspur nicht zu verlieren und kann mit aller Bequemlichkeit den Hals brechen. Aber schön war es doch, als oben auf der Passhöhe mehr als 7000 Fuß über dem Meere, plötzlich der dichte Nebel zerriß und die Sonne mit siegender Gewalt die mächtigen Alpenstöcke in ihren Schneemänteln und die unheimliche schwarze Fluth des Daubensees beglänzte, an dessen linkem Ufer man vorüberzieht. Dieser merkwürdige See liegt auf der Höhe der Gemmi, ist eine halbe Stunde lang und fast eben so breit und nimmt mehrere kleine Bäche auf, die von den Gletschern herunter kommen. Aber er hat keinen sichtbaren Abfluß. Spalten müssen das Wasser in die Tiefe der Felsen leiten und weit davon vielleicht speist es die Quellen tieferer Thäler, denn unmöglich kann durch

Verdunstung allein das Gleichgewicht erhalten werden. Kein lebendiges Geschöpf trägt diese eisige Fluth. Rings umher liegen nackte Felslager, deren tiefe Rinnen und Aushöhlungen Agassiz Meinung bedeutend unterstützen, nach welcher diese ganzen Hochgebirge einst von Gletschermassen bedeckt waren, welche Jahrtausende lang ihre schmelzenden Wasser über jene Kalklagerungen abfließen ließen und sie nach und nach so glatt schliffen und einkerbten, wie man sie jetzt findet.

Windstöße flogen mit Hefigkeit über diese narbigen Rippen der Erde hin und beugten die kleinen zitternden Halme und Blümchen, welche die Schöpferkraft des welterhaltenden Triebes auch hier in den äußersten Grenzen seines Reichs verkündigten. Denn über ihnen zur Linken streckte der prachtvolle Altda sein riesiges Haupt 11,500 Fuß hoch in das röthliche Abendlicht und neben ihm glänzte das fast eben so hohe Rinderhorn, während von der anderen Seite das Schneehorn und die Eismassen des Lammerngletschers eine großartige Einfassung der Gemmi bilden.

Überraschend ist es dabei, wenn man plötzlich um einen Spalt biegend, das Leukerthal vor sich sieht und nun an einer fast senkrechten Felswand 3000 Fuß tief in Zickzack jäh niedersteigt. Leider erhält man die Brustwehren gegen den Abgrund schlecht in Ordnung und vorsichtig muß jeder die Augen auf den Weg richten, wenn er nicht gefährlich fallen und sich beschädigen

will. Das ist aber überall so auf den hohen Gebirgspässen. Die Leute sprengen Felsen ab, machen Durchbrüche und Gallerien, aber die scharfen Trümmer bleiben am Boden liegen und Niemand denkt daran, etwas fortzuräumen und zu ebnen, man hält das nicht für nöthig und scheut die Kosten. Die Pferde und Maulthiere stolpern darüber fort, die Bergbewohner mit ihren großen Nagelschuhen kommen auch hinüber, und für Bequemlichkeitsansprüche hat man keinen Sinn; es genügt, wenn überhaupt nur ein Weg vorhanden ist.

Mit einem Gefühl der Freude blickt man in das grüne Thal von Leuf hinunter, das ganz von hohen Felswänden eingeschlossen wird, in deren Kesseln am Thalende das Leufbad liegt. Stattliche hohe Gebäude erheben sich dort und mitten aus den wilden Felsen und Gletschern ist man wie mit einem Zauberstrich in die Nähe einer Civilisation gerückt, welche sich durch eine Reihe von Gasthäusern ankündigt, die das Bad umringen, während die 300 oder 400 eigentlichen Einwohner in ärmlichen schmutzigen Holzhütten wohnen.

Leuf ist ein merkwürdiges Bad. Mitten im wilden Gebirg, umringt von Gletschern, springen die Quellen bis 40 Grad heiß aus dem Felsen empor und sind mit ihrem Gehalt von Bittersalz, Magnesia, Eisenoxyd, Kochsalz, Gyps und kohlensaurem Gas ungemein heilsam für Röhungen, Gicht, Rheumatismus, Haut- und

Knochenkrankheiten. Es kommen jährlich einige Tausend Kranke her, und nicht nur aus der Schweiz, sondern mehr noch aus Frankreich, wo Leuk einen großen Ruf hat. Ein Theil der feinen Welt von Paris erholt sich hier häufig einige Wochen von den Winteranstrengungen auf Bällen und Festen, daher war es kein Wunder, ein paar der reichsten Banquiers, darunter einen Rothschild, eine Anzahl Grafen und Barone und Damen aus der Creme der Gesellschaft anzutreffen. Das Bad von Leuk ist in vielen Dingen interessant. Morgens baden Herren und Damen gemeinsam in dem großen Bassin des Badehauses, und da man mehre Stunden in dem warmen Wasser bleibt, darin frühstückt, sich im Kält, mit Blumen bekränzt, sogar kleine Arbeiten macht, indem man sich auf die umherschwimmenden Tischchen stützt, so ist das Badehaus ein Sammelplatz für die Gesellschaft und deren Geselligkeit. Es sieht ganz allerliebste aus, wenn die Damen in ihren weiten Bademänteln wie Nixen durch das Bassin rudern, oder die kleinen Brettchen, schwimmenden Gärten gleich, mit allerlei Blumen bepflanzen, um sie den Herren ihrer Bekanntschaft als Avisoschiffe entgegenzuschicken. Manche geheime Zeichen- und Blumensprache mag hier getrieben werden. Ich war zwei Tage in Leuk und badete mit; man wird schnell bekannt, macht gemeinsame Partien zu dem schönen Wasserfall der Dala oder weiter hinauf zum Dala-Gletscher und zum Torrenthorn, wo einer der großartig-

sten Fernblide über das ganze Hochgebirge die Mühen reich belohnt. Niemand, der nach Leuk kommt und vom Wetter begünstigt wird, darf versäumen, das Torrenthorn zu besteigen. Die ungeheure Eis- und Gletscherwelt, welche er von hier aus überblickt, findet er nirgend wieder. Die ganze Masse der berner Gebirge, die Jungfrau, die düsteren Giganten neben ihr und das zackige Finsteraarhorn ragen aus einer Fülle von Nebenhüblern siegreich hervor und von ihren Gipfeln niederziehen unermessliche Schnee- und Eispysramiden hinunter bis an das Thal der Rhone. Man steht hier die Rehrseite der Gebirge, welche man bei den Wanderungen durch Ober- vor sich hat, dazu aber die eisigen Kronen und Massen und Hörner, welche auf einer Breite von 10 bis 12 Stunden eine Gletscherwüste bilden, in der nur die flüchtige Gemse lebt, und welche kein Sterblicher durchwandern kann.

Dieser fürchterlichen Welt gegenüber breitet sich eine andere ihr ähnliche und vielleicht noch größere aus. Auf Gletschern und ungeheuren Hörnern hastet auch hier der Blick, der über das Thal von Wallis hinfliegt. Die Doppelspitze des Mont Rosa funkelt im Glanze der Sonne und hüllt sich dann und wann in lang flatternde duftige Schleier, die seine Nachbarn, der Mont Cervin und das Matterhorn, ihm zuschicken. 12 bis 14,000 Fuß hohe Gebirge breiten sich im ungeheuren Halbkreis aus und schimmern noch in weitester Ferne mit blauen

Eisfächerstreifen, die in den Wollen zu hängen scheinen, zu uns herüber. Eine lautlose Stille herrscht hier. Kein Schrei, kein Vogel, keine Bewegung, nur das Brausen des Windes, der über diese erstarrte Schöpfung streift, und mit seinen kalten Zähnen packt und von dem Grat hinunterschleudern möchte. Und rings umher nichts als diese Giganten, welche um ihre stolzen Stirnen die nassen dunklen Wollentücher schlagen, um sie mit Gedankenschnelle wieder abzureißen und blendend drohend uns näher zu treten. Das ist das Spiel dieser großen und eintönigen Natur, an der man sich leichter satt sieht, als man glaubt. Denn nichts wankt und weicht hier, nichts verändert sich; sie stehen von Jahrtausend zu Jahrtausend, bis der Tag kommt, wo sie niederstürzen, und wären die Wollenbilder nicht, flatterten nicht die lustigen Schleier auf und nieder, schimmerte von unten nicht das Grün des Lebens, glänzte die Fluth der Rhone nicht dort, und rauschten nicht die stürzenden Wasser: das durstige müde Auge würde von dieser Wüste noch schneller gesättigt sein.

Zuweilen stäubt oben an den Gipfeln der Schnee auf und in langen Streifen sieht man den weißen Schutt niedersahren, eingehüllt in einem Wirbel von Staub. Das ist eine Sommerlavine, deren unzählige oft in einem Tage von allen Hörnern des Gebirgs fallen, wenn nach bösem Wetter die Sonne wieder scheint. Ein dumpfes Krachen folgt ihnen sowohl wie

den Steinfürzen, sonst aber ist es meist, als werde eine Handvoll Schnee in die Luft gewirbelt und gefährlich sind die Sommerlavinien nicht, sie kommen nur in den höchsten Gebirgen vor, bleiben in den Klüften und Spalten derselben liegen und erreichen niemals bewohnte Orte.

In der Nähe von Leuf kann man dies Schauspiel gar oft haben, zur Winterzeit und beim Nahen des Frühjahrs aber muß man sich in Acht nehmen, einer Lavine in den Weg zu gerathen. Leuf selbst ist verschiedentlich arg von ihnen heimgesucht worden und trotz der Erdwälle und Mauern, welche man jetzt zu seinem Schutz aufgeführt hat, kommt es zuweilen vor, daß die fallenden Schneemassen über die hohen Wehren bis in den Ort dringen. Im Jahre 1719 verschüttete eine Lavine das ganze Bad und tödtete 56 Menschen. Im Jahre 1758 geschah noch größeres Unglück, und fast in jedem Jahre kam wenigstens einiger Schaden vor, bis man im Jahre 1831 einen starken schiefelaufenden Wall angelegt hat, der die Lavinien aufhalten und ihren Fall gegen die Dalaschlucht leiten soll, was auch größtentheils erreicht wird.

Es ist unglaublich, wie in manchen Jahren die Gebirgskantone und ganz besonders Graubünden und Wallis von Lavinien leiden, wenn ein schneereicher Winter ist. Die Winterlavinien, welche fallen, wenn der Frost den Schnee lose erhält, heißen Staublavinien,

weil ihr Kern, der gewöhnlich aus Eisstücken und Fels-trümmern zusammengeballt ist, von einer ungeheuren Wolke losen Schnees umflattert wird. Ein Wirbelwind, dem nichts widerstehen kann, begleitet diese mächtigen Schneebälle, welche unter entsetzlichem Krachen in die Thäler stürzen und oft Hunderte von Menschenleben in einer Minute vernichtet haben. Schlaglavinen nennt man die Frühjahrlavinen, welche fallen, wenn Regenwetter eintritt, Föhn weht und der Schnee ins Schmelzen kommt.

Wenn man in den hohen Alpenthälern reist, trifft man oft mitten im Sommer ungeheure Lavinengeste, welche die Straße sperren und über die Bäche und Gräben von Eis bilden. Ich habe mehrmals Mühe gehabt, über solche zu Eis gewordene, verschmolzene Schneeberge fortzukommen, die im Fallen nicht nur Häuser und fruchtbares Erdreich, sondern oft ganze Wälder mit sich fortreißen und vernichten, zuweilen sie aber auch fortschieben und auf eine ganz andere Stelle ruhig hinsetzen.

So wurde im Jahre 1749 das ganze Dorf Rueraß im taveltscher Thale in Graubündten so sanft fortgeschoben, daß viele der schlafenden Bewohner gar nicht davon erwachten und erst nach Stunden merkten, daß sie verschüttet waren. Von 100 Menschen wurden 60 glücklich herausgegraben, und dies geschieht nicht selten, wenn die Verschütteten im losen Schnee einer Lavine

liegen. Werden sie vom Kern getroffen, so ist Zerschmetterung und Erstickung ihr Loos; und letztere findet immer statt, wenn das Herausgraben nicht schnell genug geschehen kann. Von eigener Hülfe ist dabei selten die Rede, denn fast immer ist der Schnee der Lavine durch den Fall so festgeschlagen, daß weder Menschen noch Thiere sich bewegen können. Mein Führer durch das Röttschenthal, ein kräftiger Mann, erzählte mir, daß er als junger Bursch auch einmal am Röttschenberge von einer Lavine getroffen worden sei, die er kommen sah; der er aber nicht mehr ausweichen konnte. Er warf sich nieder und klammerte sich an einem Stein fest, um dem Orkane zu entgehen, welcher der Lavine voranschreitet, Menschen und Vieh in die Luft wirbelt und über Schluchten und Spalten trägt, ehe er die Opfer dem nachfolgenden Schneefarge zum Begräbniß überliefert. Eine ungeheure Schneemasse stürzte über ihn hin, aber er behielt einigen Raum zur Bewegung und merkte, daß der Schnee nicht zu dicht war.

So wartete er denn geduldig auf Erlösung und hörte auch nach einigen Stunden die Schaufeln seiner Nachbarn über sich. Alle seine Bemühungen aber, sich bemerklich zu machen, und die äußerste Anstrengung seiner Stimme nützten ihm nichts. Dagegen hörte er jedes Wort der Arbeitenden und eine ungeheure Angst ergriff ihn, sie möchten ihre Mühe für fruchtlos halten und nach Haus zurückkehren, was die meisten auch wirk-

lich thun wollten. Nur der Beharrlichkeit einiger der Männer verdankte er seine Rettung aus dem schrecklichen Grabe das schon so vielen Tausenden von Wesen, die wie er vielleicht noch lebten und auf Erlösung hofften, sich nicht wieder geöffnet hat.

Es ist seltsam und doppelt furchtbar, daß die Verschütteten so genau jeden Laut hören können, während kein noch so lautes Geschrei von ihnen zu Tage dringt. Wer hat einen Begriff von der Todesangst, mit der sie ringen, und von der Verzweiflung, die sie ergreift, wenn nicht bei ihnen vielleicht die Suchenden ihre Anstrengungen einstellen, weil sie erschöpft oder hoffnungslos sind! Man hat Beispiele, daß Haushaltungen und 9 Tage unter dem Schnee lagen, während die Bewohner sich von den geringen Vorräthen der Hütte und der Milch einer Ziege erhielten und endlich doch glücklich ausgegraben wurden. Im Ganzen aber sind dieser Fälle doch nur wenige. Die meisten Verunglückten kommen um; ersticken augenblicklich oder doch nach kurzer Zeit, oder werden so tief begraben, mit fortgerissen und in Abgründe geworfen, daß es unmöglich ist, sie wiederzufinden.

In der einen Nacht vom 12. auf den 13. December 1808 fiel eine so große Zahl Lawinen in der Schweiz, daß mehrer hundert Menschen umkamen und der Schaden an Wäldern, Wiesen, Gärten und Häusern zwei Millionen Franken betrug. Es geht kein Jahr hin, wo

nicht Lavinen Unglück anrichten und Menschenleben zerstören, seltsamer Weise aber bauen die Leute ihre Häuser doch da wieder auf, wo die weggerissenen standen, und erwarten ihr Schicksal mit Ergebenheit, einem Hoffnungstern vertrauend, der tief in der Brust jedes Sterblichen leuchtet.

Es giebt viele Stellen, wo in jedem Jahr Lavinen fallen, die gewisse Bahnen verfolgen, welche man Lavinenzüge nennt. Je mehr die Wälder an den Bergwänden gelichtet und gefällt werden, um so häufiger werden auch die Lavinen, denn Wald ist das beste Schutzmittel gegen sie. Ein merkwürdiges Beispiel, wie ein Wald durch eine Lavine von einer Thalseite auf die andere geschoben wurde, trug sich im Jahre 1806 zu, wo im Calancathale ein mächtiges Waldstück über ein Dorf fortgehoben, durch die Luft getragen und am entgegengesetzten Bergrande hingestellt wurde. Dem Dorfe geschah dabei wenig Schaden, auf dem Pfarrhause aber stand am anderen Tage eine mächtige Tanne, als sei sie dort gewachsen.

Auf den Straßen über die Hochgebirge bringt man an gefährlichen Orten Gallerien, Schirmdächer und an der Wegseite in Felsen gehauene Zufluchtsörter oder von starkem Mauerwerk erbaute Gewölbe an. Man thut aber am besten, zur Winterzeit solche Straßen nicht ohne äußerste Noth zu bereisen. Die Straße über den Gotthard, namentlich in den Schöllenen, die Splä-

genstraße, der Bernhardin und das Stifflerjoch sind besonders berüchtigt. Bekannt ist genugsam, wie in den Hospizen auf den hohen Pässen die Mönche mit ihren klugen, schönen Hunden täglich ausziehen, wenn Lavinen fallen, um Verunglückte aufzusuchen und ihnen beizustehen. Bei bösem Wetter schickt man die Hunde auch allein. Eine starke Leine ist um ihren Hals gebunden und ein Fläschchen Wein am Halsbande befestigt. So ziehen die Helfer in der Noth aus und mancher arme erstarrte Wanderer, mancher Verschüttete hat den edlen menschenliebenden Thieren seine Rettung zu danken.

Die von Lavinen oft bedrohten Wohnungen und Gemeinden sichert man mit einem starken Erdbämme, der aus zwei Seiten besteht, welche in einen spitzen Winkel zusammenlaufen. Die Spitze ist gerade auf die Stelle gerichtet, wo Lavinen zu fallen pflegen, der Wall so hoch, wie die dahinter liegenden Häuser. An solcher Spitze spalten sich die Lavinen und werden seitwärts abgelenkt. Aber die Dämme kosten Geld und Mühe, darum findet man sie nicht häufig und doch ist es das einzige Mittel, um ruhig schlafen zu können.

In Leuk bleiben zur Winterzeit nur die Einwohner der Hütten im Bade. Die Hotels werden zugeschlossen, die Wirthe, welche sie gemiethet haben, wandern zu ihren Familien nach Sitten oder Brieg und erst, wenn das Frühjahr kommt, kehrt das Leben hier zurück.

Das Bad gehört verschiedenen abligen Familien,

welche gute Einkünfte daraus ziehen und das Fremdenführen und Pferde- und Maulthierevermietthen muß auch den ärmeren Leuten reichliche Vortheile bringen. Es geht nach der Reihe hier, eine Art Aufseher wacht über die Ordnung, ihm wird das Geld auch gezahlt, von ihm empfängt man dagegen die geforderien Leute und Thiere. Diese Ordnung hat mir besser gefallen, als der Accord, den man jenseit der Gemmi mit den Gastwirthten schließen muß. Mit großer Eifersucht aber bewahren beide Theile ihre sogenannten Rechte, zum Schaden des Fremden, der häufig um billigen Preis Thiere und Menschen miethen könnte, welche Reisende über den Paß brachten und leer zurückkehren. Das darf er jedoch nicht. Jedermann ist gezwungen, entweder im Randersteeg den Bernern oder in Leuf den Wallisern den Tribut zu bezahlen, d. h. neue Führer zu nehmen und den vollen Preis dafür zu entrichten. Der Geldbeutel des Fremden wird überall zum allgemeinen Besten ausgequetscht, wo es nur angeht.

Das leuker Thal oder das Thal der Dala ist schmal und tief, doch liegen mehre schöne Kirchdörfer auf den Abhängen zu beiden Seiten. Überaus reizend zwischen den saftigsten Matten und hoch an der Bergwand liegt Albinen; über ihm ragen blaue Alpengipfel empor. Es geht ein Felterweg aus dem Dalathale an den steilen Felsen aufwärts, der haldbrechend aussieht, aber von den Badegästen in Leuf häufig benutzt wird. Von

Felsenabsatz zu Absatz hängen aus Astwerk geflochtene Leitern, auf diesen schwankenden Staffeln steigt man auf die Höhe der Bergwand. So ängstlich es aussieht, einen Menschen hier zwischen Himmel und Abgrund schweben zu sehen, so ist es doch nicht gefährlich, wenn man sich nur festhält. Die Eingeborenen klettern mit schweren Lasten auf den Köpfen mit Leichtigkeit hinauf und herunter. Ein Lederrücken um die Stirn hält die Bürde, so haben sie beide Hände frei und selten ist ein Unglücksfall zu beklagen.

Dafür ist in Wallis auch der Kropf zu Haus und noch immer sind hier die meisten Eretinen, obwohl diese scheußliche Krankheit in neuester Zeit überall bedeutend abgenommen hat. An Kröpfen leiden vornehmlich die Weiber, besonders wenn sie älter werden, und oft sieht man unter ihren Halstüchern die häßlichen Wülste hervortreten, welche zuweilen von wahrhaft unerhörter und unglaublicher Ausdehnung sind. Daß man früher den Kropf in Wallis als eine Art Nationalschönheit betrachtete und die Damen ganz stolz darauf waren, wenn ein tüchtiger Beutel ihnen am Halse hing, habe ich schon angeführt, jetzt hat sich dies jedoch bedeutend geändert; der Kropf ist meist in die Hütte des Armen zurückgedrängt. Nicht so gut geht es mit den Eretins, denn der Eretinismus kommt in allen Ständen vor und läßt sich weder durch Geld und Gut, noch durch Sorgfalt und Pflege von den Reichen zurückweisen. Zuweilen

werden die ersten Familien damit heimgesucht, denn der Cretinismus entsteht nicht allein in Folge der feuchten, ungesunden Luft in den tiefen Gebirgsthälern, oder aus der Armuth oder dem Schmutz der Hütten, er muß auch manche andere Ursachen haben, vielleicht sogar ist er erblich. Auch durch Versehen der Mütter während der Schwangerschaft, durch Zeugungen im Rausch u. s. w. sollen Cretins zum Leben gelangen; die Hauptsache aber bleibt immerhin wohl die ungesunde Lage tiefer Gebirgsthäler und das ganze Lebensverhältniß ihrer Bewohner, durch welche die Kinder mit organischen Fehlern schon auf die Welt kommen und namentlich Kopf- und Schädelbildung unentwickelt bleiben.

Manche Schweizer, welche alles national haben wollen, machen auch aus dem Cretinismus eine Nationalkrankheit, er kommt jedoch in allen Gebirgsländern vor und ist wohl eigentlich nichts weiter, als eine besondere Art der Blödsinnigkeit, von Stropheln herrührend, deren besammerungswürdige Opfer, wenn auch glücklicher Weise nicht in so großer Zahl, man in allen Ländern findet. Die Ärzte in der Schweiz haben darüber ganz verschiedene Ansichten und ich selbst habe an den Herren Voigt, Trorler, Guggenbühler und anderen gesehen, wie abweichend die Meinungen sind.

Mögen aber auch die Ursachen sein, welche sie wollen, die fürchterliche Krankheit äußert sich mit dem

Blödsinn so ziemlich übereinstimmend und wie bei diesem giebt es sehr verschiedene Grade.

In Wallis habe ich mehrere dieser armen Unglücklichen gefunden, welche den traurigsten Anblick gewährten. Ein ungeheurer ediger Kopf sitzt gewöhnlich auf dem Leib eines Kindes, denn die meisten werden nicht über drei Fuß hoch. Oft sind Kröpfe von entsetzlicher Größe die fürchterliche Beigabe dieser Krankheit. Die Sprache des Cretins ist ein unverständliches Gebrumm und widerliches Geheul; ihre Beine sind krumm und schwach; mit weiten Mäulern, niederen Stirnen, plattgedrückten Nasen, schrecklichen Vorfällen und Brüchen sitzen sie ganze Tage lang auf einer Stelle, grinsen den Vorübergehenden an, oder stoßen ein zorniges Geschrei aus und sind das entsetzlichste Bild der Entartung des höchsten Wesens der Schöpfung.

Es ist ein Glück, daß ihre Zahl bedeutend abgenommen hat. Dr. Guggenbühler, dessen Cretinanstalt auf dem Abendberge bei Interlachen ich besuchte und später näher erwähnen werde, erzählte mir, daß die Franzosen im Jahre 1799 bei den Aufständen in Wallis, Graubünden u. s. w., wenn sie die geschlagenen und fliehenden Bauern verfolgten und in verlassene Dörfer und Häuser drangen, die zurückgelassenen Cretins ohne Erbarmen niederstachen oder sie sammt den Hütten verbrannten. Hierdurch sind sehr viele umgekommen, zur Abnahme der Krankheit hat aber wohl das

Beste die fortschreitende Civilisation beigetragen: die Pflanzung der Wälder, die größere Reinlichkeit in vielen Familien, die Verbesserung des Trinkwassers, Austrocknung von Sümpfen und stehenden Lachen, sammt manchen Vorsichtsmaßregeln, zu denen z. B. gehört, daß man schwangere Frauen aus den engen Thälern auf die Alpen bringt, wo sehr selten oder fast nie ein Erztöchter geboren wird.

Es ist seltsam, daß unter einem so rüstigen Bergvolk, wie die Walliser sind, Wesen sich befinden, welche gleichsam den Krankheitsstoff für ihren ganzen Stamm zu tragen haben. Die Walliser sind starke kräftige Leute, von höherem Körperwuchs als gewöhnlich die Schweizer ihn besigen. Ernsthaft und verschlossen sehn die meisten aus und auf manche Fragen, die ihre politischen Zustände betrafen, erhielt ich keine Antwort. In den unteren Klassen wissen sie nichts davon, denn dort ist der Priester der Allwissende, in den oberen aber ist man klug genug sich in den Mantel des Schweigens zu hüllen, wenn man nicht zur herrschenden Partei gehört.

In Leuk hatte ich mehrmals Gelegenheit mit einigen anwesenden Wallisern über die Verhältnisse des Kantons zu sprechen und fand sie sämmtlich sehr geneigt die radikalen Stände zu verklagen, namentlich Bern und dessen neue Verfassung zu beschützen, in Betreff der Dinge im eigenen Hause machten sie verlegene Gesichter: Als ich die Revolution von 1844 berührte und einige

Bemerkungen zu Gunsten der verrathenen Unterwalliser machte, blickten sich die Herren lächelnd an und betrachteten mich mit sichtlichem Mißtrauen. Dies möchte ihnen aber auch nicht zu verdenken sein, denn wie ich einige Tage später in Siders sah, hat es Gefahren, hier seine Meinung irgend freimüthig zu äußern. Es steht damit in Wallis wo möglich noch schlimmer, als in Luzern.

Ich machte einen Ausflug zum Aletschgletscher, wo man das einsame Leben in diesen Hirtenthälern, wohin selten Fremde kommen, kennen lernen kann und eine großartige Wildheit und Größe der Hochgebirge zu bewundern hat. Gasthäuser giebt es hier nicht, man muß zum Herrn Pfarrer seine Zuflucht nehmen, der Speise, Trank und Lager gewährt. Aber es ist hier doch nicht, wie in Norwegen, wo der Pfarrer oder Landrichter den Fremden herzlich willkommen heißt und es als eine schwere Kränkung erachten würde, wollte man ihm Zahlung dafür anbieten. Die Pfarrer in den walliser Thälern weisen den um Gastfreundschaft Bittenden an ihre Haushälterinnen, welche später den Preis bestimmen, der dafür gezahlt werden muß, und den geistlichen Herrn die Sorge abnehmen, selbst etwas zu fordern. In den Gebirgen des Oberwallis am Aletschgletscher, den Bischerhörnern und bis zur Grimsel hin, werden ausgezeichnete Bergkristalle gefunden, die in Nestern beisamenhängen, in deren Auffindung manche Walliser außer-

ordentlich kundig sind. Ein guter Fund giebt reichen Verdienst. Schöne Stücke werden mit hundert Franken und mehr bezahlt, einzelne Seltenheiten haben dem glücklichen Finder wohl schon tausend Franken eingetragen. An der Mayenwand traf ich ein paar Walliser, die so eben dem Grimselwirth einige herrliche Krystalle verkauft hatten und vergnügt mit 150 Franken nach Haus gingen, dabei aber versicherten, daß der Wirth jedenfalls 500 Franken dafür lösen würde, wenn er sie an Fremde verkaufte. Und der Grimselwirth ist ein kluger Mann, der seinen Vorthcil versteht.

Am Aletschgletscher hinab, längs des Ufers der wilden Massa, die unter den Eisbogen des Gletschers hervorströmt, gelangt man nach dem Flecken Brieg, in dem nichts zu sehen ist, außer der Jesuitenschule, das erste Werk dieses Ordens zur geistigen Verkrüppelung der Walliser. Es führt eine Brücke über die Rhone; die Simplonstrasse läuft von hier steil aufwärts zur Pashöhe. In acht Stunden hat man die Gränzen Italiens erreicht; in sechs Stunden ist man Rhoneabwärts in Siders, wo ich die Post abwartete, um nach Martigny hinunter zu fahren.

Wenn die glühende Augusthize nicht oft das Reisen zur fürchterlichen Qual gemacht hätte, wären meine Ausflüge in Wallis die schönsten gewesen, denn ein klarer, blauer Himmel begünstigte sie. Das Rhonethal



mit seinen vielen malerischen Ruinen alter Schlösser, mit seinen Neben, seinen grünen, lieblichen Geländen an der Südseite und den finstern Wald- und Felsenketten der dem Norden zugekehrten Bergwand, war gar prächtig anzuschauen. Bei Siders liegen eine Menge Burgen; die alte Beste Geronde und ein hoher, düsterer Thurm daneben; das zerstörte Schloß Siders und die schönen Ruinen des Schlosses Perigord. Große Güter der Familie Courten, die sich noch jetzt Grafen nennen, liegen in der Nähe, und mehrere dieser Rittersitze sehen sehr stattlich aus und scheinen bedeutenden Umfang zu haben. Bei Siders wird auch ein guter Malvasirwein gebaut, aber die Gegend ist ungesund durch die Sümpfe der Rhone und nirgend soll der Cretinismus so häufig sein, wie gerade hier.

Beim Umherwandern durch den Flecken, in welchen die Schneegipfel und Gletscher aus dem val d'Annivier, das ihm gegenüber sich öffnet, hineinschauen, fand ich ein Plakat am Stadthause angeschlagen, dessen Inhalt einen Blick in die jetzigen politischen Zustände des Kantons gestattete.

Es war am 6ten Juni 1846 erlassen, also noch ganz neu und bot für politische Untersuchungen, Prozesse und Strafen einen weiten Spielraum. Nachdem es im Eingange erklärte, daß strenge Maßregeln gegen die Unruhestifter ergriffen werden sollten, welche

noch immer verbrecherische Absichten gegen die Ruhe des Staats hegten, fuhr es fort:

sont déclaré crimes or delits de politique: les discours, les machinations secrètes et les entreprises compromettent la sureté exterieure et interieure de l'état. Les delits politiques et ceux se rattachant à la politique qui sont d'un modique interet et dans lequel le plaignant ou le denonciateur est directement interessé ne seront poursuivi que sur l'avenu de frais de procedure ou sur le cautionnement fourni par le plaignant ou le denonciateur.

Dies würdige Aktenstück des Senats eines sogenannten freien Volkes, welches sogar politische Gespräche verbietet, mit dem vieldeutigen Zusage, wenn sie die Sicherheit des Staates nach innen oder außen gefährden und nebenher zu Angebereien aller Art ermuntert, war unterzeichnet von dem Präsidenten des Staaterathes, von Kälbermatten, dem Präsidenten des Großrathes, von Courten und den Staatssecreteuren von Berra und von Rosen.

Man sieht wohl auch hieran wie es in Wallis mit der Freiheit steht und kann sich erklären, daß Jedermann vorsichtig ist und schweigt, was gewiß alle Diejenigen zumeist nöthig haben, denen man aufslauert, um sie bei erster Gelegenheit anzufassen. Ein Spionirsystem geht durch den ganzen Kanton, wo irgend ein Verdächtiger

lebt. Die Pfarrer, Mönche und Jesuiten halten eine strenge Controle und wer nicht regelmässig zur Messe und zur Beichte kommt, wer irgend widerspenstig sich zeigt und nicht in Demuth die Befehle der Priester verehrt, mag sich hüten, daß er nicht irgend einen Anlaß giebt ihn vor das Centraltribunal zu ziehen.

Denkt man sich den Einfluß und die Macht der herrschenden Partei, die den großen Rath und den Staatsrath besetzt, der Alles vermag, so muß man daran zweifeln, daß Wallis ohne eine europäische Völkerbewegung, welche auch die ganze Schweiz durchschüttelt, zu einer Änderung seines Schicksals gelangen kann. Wo soll die Herausbildung und Belehrung des Volks herkommen, da man jeden Lichtstrahl abschneidet und nichts so sehr verflucht wie die Vernunft? Aber die Publicisten der Schweiz, welche beweisen, daß in Wallis Niemand gewonnen hat als die Priester, haben vollkommen recht, denn selbst die Junker sind ganz und gar in ihren Händen und eben sowohl ihre dienenden und demüthigen Werkzeuge, wie die armen Hirten der Gebirge. Denn nur so lange, wie die Herren den Willen ihrer geistlichen Beherrscher befolgen, werden sie von diesen auf ihren Sigen geduldet; wollten sie irgend selbständig sich gebärden, so würde das Volk eben so gut gegen sie aufgehetzt und noch weit leichter, wie gegen die liberalen, fanatisirt werden, denn in der Brust des Bauers

lebt immer ein geheimer Haß wider den Adel und seinen Anhang.

Freilich kann das nicht so leicht geschehen, denn diese Aristokratie wird ja gänzlich von Priestern und Jesuiten erzeugt, und beide Theile haben zu viele gegenseitige Interessen zu bewahren um nicht einzusehen, daß der Eine nur durch den Anderen fortbestehen könne. Man schreit über die Vöbelherrschaft in den radikalen Kantonen, aber ist denn die Priester- und Aristokratenherrschaft nicht eine weit schrecklichere, als die des wildesten Pöbels sein könnte? Der Pöbel kann im fanatischen Taumel morden und brennen, aber er wird nie systematisch sein Vaterland verdummen und verderben; er wird vielmehr bald zur bessern Erkenntniß kommen und der Stimme der Geseze und der Vernunft Gehör schenken. In der Schweiz aber ist die sogenannte Vöbelherrschaft nichts, als mehr oder minder die wahre Herrschaft des Volks, durch welches die Privilegien und die Privilegirten beseitigt wurden, und sind denn nicht die Zustände von Aargau, Zürich, Bern und Waadt so weit erhaben über die Zustände Luzerns, der Sirkantone und Valais, daß man ohne die blindeste Parteilichkeit nicht umhin kann, jene zu preisen, diese aber im Namen der Civilisation zu beklagen? Was hat demnach die Vöbelherrschaft in der Schweiz und was haben Aristokraten und Priester dem Lande für Vortheile gebracht?!

Aber höflich sind diese Priester gegen den Fremden. Ich bin in Wallis mehrmals mit Pfarrern und Mönchen zusammen getroffen, und immer sehr freundlich behandelt worden, obwohl sie wußten, daß ich ein Keger sei. Der Fremde, der dieses Land bereist und sein Geld verzehrt, ist auch in Wallis ein gern gesehener Gast. Auf den Wegen beim Begegnen grüßt alle Welt den schwarzen Rock des Geistlichen aufs Ehrerbietigste, der Reisende jedoch, welcher dazu nicht willens ist, kann sicher sein, daß jeder geistliche Herr ihn zwingt, wenigstens zu danken, denn schon die Klugheit gebietet dem Pfarrer an seinen Hut zu greifen und dem Volk zu zeigen, daß Niemand ohne Gruß bei ihm vorüber darf.

Ich werde immer des herrlichen Morgens gedenken, an dem ich von Sitten nach Martigny mit einem Kapuziner Pater Superior fuhr, welcher von einer weiten Wanderung in sein Kloster zurückkehrte und mit vieler Freundlichkeit mir von der Frömmigkeit des Volkes, seiner Liebe zur Religion und seinem Sinn zum Wohltun erzählte. Wahrscheinlich hatte der gute Pater dies so eben an sich selbst erfahren und irgend eine fromme Seele bewegt, den besten Theil ihrer irdischen Habe der Kirche zu vermachen, denn Erbschleicherei treiben sie Alle, obwohl die Jesuiten darin unerreichbare Vorbilder bleiben. — Über die wundervolle Schönheit des Rhonethals in blauem Duft und Sonnenschein und den Rückblick auf diese unermessliche Fülle von Gebirgsgipfeln, welche über

und hinter einander sich aufstürzten, vergaß ich den Kapuziner und sein Geschwäg, aus dem doch nur hervorging was ich schon wußte, daß nämlich auch in Unterwallis das Volk aus französischem Stamme den Priestern fast im gleichen Maße wie in Oberwallis anhängt und eben deswegen die liberale Partei, nur von den Städten unterstützt, sich nicht halten konnte und auf Wiederkehr nicht zu hoffen hat.

Warum sind die Menschen in dieser erhabenen Natur nicht so stolz und kühn wie ihre Berge, die in himmelhohen Reihen mit ihren umgletscherten Häuptern einen Wall gegen Italiens verführerische Küste bilden. Auf den Bergen wohnt die Freiheit! haben die Dichter gesungen, aber die Felsenthäler der Schweiz, diese verdumpfen, rohen, abergläubischen Hirten und Bauern, strafen sie Lügen. — Kaum kann man sich etwas Schöneres denken als diese glänzenden Gebirge von Wallis, deren Anblick bei jeder Biegung der Straße wechselt, und mit den zahllosen Hörnern und Spizen der berner Alpen und der Hauptalpenkette den ganzen Horizont erfüllt. Lange Zeit steht der Aletsch in der Mitte des Panoramas. Zu beiden Seiten blickt man auf Zacken und Spizen die in der Morgensonne röthlich glühen. Die Dents de Morcles und die Diablerets, sammt einer Reihe schneeiger Gipfel zur Linken, fassen das Thal ein, wo der Weinbau immer mehr Raum und Fülle gewinnt, und so gelangt man endlich nach Martigny, einer freundlichen

kleinen Stadt, die von hohen Felsen eingefast ist, an denen der Strom sich wendet und einen nordwestlichen Lauf nimmt.

Ich machte einen Ausflug von hier aus nach St. Moriz, um den Wasserfall Vissevahe zu sehen, der in allen Büchern, als einer der schönsten und grössten in der Schweiz, verzeichnet steht. Dem ist jedoch nicht so. Es ist ein schöner Fall der Sallench, die aus einem Loch in der Felsenwand dicht an der Strasse herunterstürzt und ihre Wassernebel hoch aufstäuben läßt, aber mit dem Handeckfall in Oberbern, den die Aar bildet und welcher überhaupt der schönste Fall ist, den ich in der Schweiz gesehen habe, kann sich der Fall der Sallench so wenig vergleichen, wie mit vielen anderen, die man in hohen Gebirgsthälern oft sehen kann. Gewöhnlich sagt man, daß die Schweiz arm an Wasserfällen sei, und freilich ist sie nicht mit Norwegen darin zu vergleichen, allein sie hat doch mehr als man vermuthet; nur muß man sie aufsuchen und nicht etwa den Fall des Staubbachs, oder des Gießbachs und Reichenbachs für die schönsten halten, weil sie die zu- meist genannten sind.

So wenig ich Reisenden rathen kann, sich des Falls der Sallench wegen viel Mühe zu geben, so wenig giebt ihm auch St. Moriz Belohnung, obwohl der Weg dahin an den Engen des Stroms, zwischen dem Dent de Ribi und dem Dent de Morcles hin und bei dem alten

Felsenschlöße Ger vorüber, sehr interessante Punkte bietet. Die kleine Stadt liegt am Ausgange dieser Engen, wo der Strom wenig Raum zu beiden Seiten übrig läßt; so bildet die Brücke hier einen natürlichen Paß, der Wallis gegen Waadt abschließt.

Martigny ist der lebendigste Ort im Kanton, denn von hier laufen drei Wege aus, auf denen jährlich viele Reisende hin und her ziehen. Die große Heerstraße durchs Rhonethal führt über den Simplon; die Straßen Süden am Ufer der Dranse leitet auf den großen St. Bernhard, westlich aber führen zwei Pässe über den Col de Balme und über die Tête noire in das berühmte savoyische Thal von Chamouni am Fuße des Mont Blanc.

Die erste dieser beiden Paßstraßen war auch mein Weg und wenn ich über die Naturschönheiten der Schweiz und Chamounis schreiben wollte, würde ich lange und glänzende Schilderungen dieser beschwerlichen und romantischen Hochgebirge zu machen haben. Aber Chamouni, das mer de glace, die Eiegewölbe des Avenir und der Montanvert sind durch zahllose Beschreibungen bekannt genug. Ich will dem Reisenden den einzigen guten Rath geben, das Chamounithal niemals anders zu besuchen, als wenn das Wetter vollkommen günstig ist, denn nur dann kann er erwarten für seine bedeutenden Kosten und Mühen auch belohnt zu werden. Kommt man von Martigny, so nehme man ein

Maulthier oder Pferd, und finde sich darein, einen Napoleon dafür zu zahlen, denn der Weg ist ungemein steil und schwierig und wer nicht ein guter Fußgänger und an hartes Steigen gewöhnt ist, wird die neun gewaltigen Schweizerstunden kaum in einem Tage machen können.

III. Kapitel.

Sardinische und genfer Pappolizei — Der Kanton Genf — Savoyische und französische Herrschaft — Ursprung und Geschichte des Kantons — Die Revolution — Die neue Zeit — Die Herrschaft der Geldmänner — Einfluß der französischen Regierung — Mißtrauen derselben gegen Genf und Waadt — Die Ummwälzung von 1842 — Die Verfassung — Ursachen, weshalb dieselbe nicht ändern konnte — Die Parteien — Macht des Kapitals — Die Industrie und der Handel — Die Cercles und Vereine — Societé nationale de l'instruction mutuelle — Die Arbeitervereine — Die Stadt Genf — Die Uhrmacher und Goldarbeiter — Selbstständigkeit derselben — Die allgenferischen Uhrmacher und die Verdüsterung von St. Gervais — Societé fédérale de secours mutuel — Feindschaft der genfer Regierung wider das Waadtland — Die Presse — Die Führer des Volks — James Fazy — Schwierige Lage der Genfer den Kapitalisten gegenüber — Trieb der Genfer zur Industrie und zum Gelderwerb — Kunstsinu und Kunstsammlungen — Geistige Bildung der Bewohner — Genf als Sammelplatz der berühmtesten Männer — Das Museum Rath und die Akademie — Ausgaben und Einnahmen des Staats — Unterstützung der Künste — Das Gefängnißwesen in der Schweiz und in Genf — Auburn'sches System und Zellengefängniß — Die beiden genfer Gefängnißhäuser — Die Zuchthäuser in Zürich, Bern, St. Gallen und Lausanne — Bemühungen des Staatsraths der Waadt um wahrhafte Besserung der Gefangenen und Abschaffung der bisher üblichen Systeme — Auslände der Sträflinge in den Zellen und Arbeitsfälen.

Man durchzieht in einem weiten Bozen das savoyische Bergland, wenn man aus dem Thale von Chamouni über Sallenche und Cluses, längs den Ufern des wilden Gletscherstromes Arve, nach Genf fährt.

In Sardinien herrscht eine strenge Passordnung und wer von Genf nach Chamouni reist, muß mit einem wohlvisirten Passe versehen sein, wenn er nicht an der Grenze zurückgewiesen werden will. Dies Visum macht aber bedeutende Mühe und Aufenthalt, denn

man kann es nur in Lausanne beim dortigen sardinischen Konsul haben; wer daher diese Stadt nicht berührt, muß seinen Paß von Genf oder Bern dorthin schicken, fünf oder sechs Franken bezahlen und so lange warten, bis er ihn wieder erhält.

Das schreckt freilich wohl nicht Viele von dem Besuche Chamouni's ab, aber die sardinische Regierung sollte billige Rücksichten nehmen und wenigstens veranstalten, daß in Bern und Genf die Pässe unterzeichnet würden, wenn sie doch einmal diese besichtigen und besteuern lassen will, was, wie ich hörte, zum Vortheile der schlecht besoldeten Grenzbeamten und des Konsuls geschieht, die den Gewinn davon ziehen.

Ich zog es vor, meinen Paß nicht visiren zu lassen, den ich sonst von Bern nach Lausanne senden mußte. Man sagte mir, daß, wenn ich von Martigny ins Chamouni ginge, kein Mensch nach einem Paß frage, da auf dem Col de Balme kein Zollhaus stehe. Und so war es auch wirklich. Die Paßbesichtigung und Unterschreibung ist nichts als eine Geldschneiderei und was hat auch die sardinische Regierung sonst Grund, zu fordern, daß die Besucher des Chamounithales mit Pässen versehen sind, die ihre Beamten in Lausanne unterzeichnet haben?

Aber das Beispiel der sardinischen Regierung ist ein onstedendes, denn auch in Genf kann Niemand hinein, der nicht einen Paß in der Tasche hat. Der

Fremde komme mit dem Dampfschiff oder mit der Post, sogleich wird ihm der Paß abgefordert und er erhält dafür eine Aufenthaltskarte, welche er bei der Abreise wieder gegen den Paß umtauscht. Das ist in der Schweiz, wo sonst Niemand nach einem solchen Papier fragt, eine auffallende Erscheinung, die einerseits von der mißtrauischen und furchtsamen Regierung zum besseren eigenen Schutze eingeführt wurde, andererseits bei der Lage Genfs an der französischen Grenze und bei dem Zufließen vieler Fremden und Arbeiter in die industrielle Stadt eine gewisse Nothwendigkeit sein mag; endlich aber auch wohl zum Heile der Gastwirths und Kaufleute dienen soll, welche vor Abenteurern und Glückrittern dadurch ein wenig mehr gesichert werden.

Der kleine Kanton Genf füllt den äußersten südwestlichen Winkel der Schweiz aus, und liegt eingeklemmt zwischen Frankreich und Sardinien, so daß es nur mit einer schmalen Spitze an die Waadt grenzt. Der See füllt den übrigen Grenzraum gegen Norden und seine Bogen sind die besten Vermittler der Verbindungen des Freistaats mit den Nachbarkantonen. Gerade da, wo der Halbmond des Sees sich schließt und die Rhone daraus hervortritt, liegt die Stadt Genf, welche von den 58 bis 59,000 Einwohnern des Kantons die volle Hälfte zählt und der Sammelplatz und Mittelpunkt alles Lebens und aller Thätigkeit desselben ist.

Ein Blick auf die Lage Genfs zeigt deutlich genug, warum Savoyen lange die Herrschaft führte, später Frankreich Genf zu seinem Reiche fügte. Die beiden mächtigen Nachbarn sahen die Stadt mit ihrem Gebiete als naturgemäß zu ihnen gehörig an und fühlten die Wichtigkeit des Besizes eines so regsamem, günstig gelegenen, den Zugang zum Iemanischen See beherrschenden Plazes.

In älterer Zeit war Genf gewiß ein fester Plaz und noch jetzt ist es eine Festung mit Bastionen, Brücken, Gräben und Außenwerken, die mit bedeutenden Kosten erhalten werden; aber eine ernstliche Belagerung würde es schwerlich ertragen können, es sei denn, daß die Begeisterung der Einwohner die Schwäche der Vertheidigungsmittel ersetzt und ein Saragossa daraus machte.

Eine Festung in einem so durchschnittenen Boden, wie der in den Umgebungen von Genf, bietet dem Feinde viele Hülfsmittel. Oftmals schon hat die Disposition darum den Vorschlag gemacht, die Befestigungswerke ganz aufzugeben, was bei der bisherigen Regierung wohl auf dieselben Hindernisse stößt, wie bei dem alten züricher Rath und Bürgerschaft. Man hat damit ein Mittel gegen das Landvolk, Bollwerke gegen Unruhen überhaupt, endlich ist Genf immer ein Grenzpunkt und kann mit seinen Bastionen wohl einem Handstreich widerstehen und sich vertheidigen, bis ihm von seinen Eidgenossen Hülfe zukommt.

Die Genfer haben Muth und republikanischen Eifer. Nichts fürchten sie mehr, als die Eroberungslust der Franzosen und nichts jagt ihnen größeren Schrecken ein, als der Gedanke, von diesen übermächtigen Nachbarn wiederum einmal in die Tasche gesteckt und als Departement des glorreichen Frankreichs der großen Nation als Geschenk überreicht zu werden. Bei allen Gelegenheiten daher, wo dunkle Wolken am politischen Himmel aufziehen, zeigen die Genfer aufopfernden Vaterlands- und Unabhängigkeitsinn, der sich am stärksten offenbarte, als wegen des Aufenthalts des Prinzen Louis Napoleon in der Schweiz Frankreich ein Heer an der schweizer Grenze sammelte. Damals eilten alle Genfer mit Schaufeln und Hacken auf die Wälle, um an deren Verstärkung zu arbeiten. Aller Zwist war vergessen, die Begeisterung ergriff alle Klassen, sogar die Damen mischten sich hinein, und wären die Franzosen wirklich gekommen, sie hätten einen heißen Empfang gefunden.

Trotz dieser von der ganzen Schweiz anerkannten patriotischen Regung der Genfer hört man doch allgemein den Vorwurf, daß Genf seit langer Zeit schon keiner schweizerischen, sondern einer französischen Politik huldige und den Plänen des Königs der Franzosen diene, wenn es in den jetzigen Unruhen der schweizerischen Parteien sich den liberalen Kantonen nicht anschließe.

Um dies zu verstehen, muß man Genf, seine Re-

gierung, seine Industrie, seine ganze Bevölkerung, deren Zusammensetzung, sammt der Geschichte und Verfassung des Kantons kennen und ich will wenigstens versuchen, in einer kurzen Darstellung einen allgemeinen Überblick zu geben.

Genf soll zuerst ein Waffenplatz der Römer gewesen sein, bis es die Burgunder eroberten, mit deren Reich es an Deutschland kam. Seit dem 4. Jahrhundert war es dabei ein Bischofsitz und wie in anderen Städten wußte der Bischof von Genf den größten Theil der Hoheitsrechte an sich zu bringen. Seit dem 13. Jahrhundert waren daher unaufhörliche Fehden zwischen den Bischöfen, den Grafen von Genf und den Bürgern, bei denen die letzteren nach und nach manche Rechte wiedergewannen. Statt der Grafen von Genf erhielten die Genfer jedoch bald andere mächtigere Herren in den Grafen von Savoyen, denen das Land rund um den lemanischen See zugehörte und welche die gräflichen Rechte von dem letzten Grafen von Genf an sich kauften, um ihre eigenen ehrgeizigen Ansprüche damit zu vervollständigen. Das Haus Savoyen schlichtete nun auch den Streit mit den Bischöfen, indem es immer ein Mitglied der gräflichen Familie auf den bischöflichen Stuhl zu setzen wußte; so wurden die Bürger jetzt von Bischof und Grafen gemeinsam bedrängt und fanden nur durch Bündnisse mit Bern und Aargau Hülfe vor ganzlichem Untergange.

Inzwischen stiegen Druck, Verfolgungen und Widerwille immer höher, bis endlich ein Eselschwanz die Ursache der Genfer Freiheit ward. Ein paar junge Bürger hieben nämlich dem Esel des Großrichters Grossi den Schwanz ab, ließen ihn durch die Straßen tragen und ausrufen: Wer kauft das beste Stück von dem großen Thiere! was Grossi auf sich bezog. Strafen und Verbannungen erfolgten, darauf Krieg Savoyens mit Bern und Freiburg, der sich, weil ein 1550 geschlossener Vertrag nichts fruchtete, im Jahre 1556 erneute, wo durch einen plötzlichen Einfall der Berner das ganze Savoyen gehörige Waadtland verloren ging. Der Bischof von Genf entfloß nach Gen und Genf machte sich von dieser Zeit an frei.

Alle diese Ereignisse wurden nicht wenig von den Reformationsstreitigkeiten gefördert. In Genf und im Waadtlande fiel das Volk der neuen Lehre zu, welche die Bischöfe und der Herzog von Savoyen aufs grausamste verfolgte. Bern erfaß darin die rechte Zeit zu fassen und das Waadtland ohne Widerstand der protestantischen gequälten Bewohner zu erobern. Auch Freiburg und Valais eilten am allgemeinen Raube Theil zu nehmen um auch ein paar Untertanensländer zu gewinnen, was ihnen vortrefflich gelang. Die Herzoge von Savoyen verloren fast das ganze Land am Iemanischen See und Genf war so glücklich als selbständiger Staat aus diesen Wirren hervorzugehen.

Seit dieser Zeit ging es den Genfern wie allen anderen schweizer Republiken. Es bildete sich eine harte und herrschsüchtige Aristokratie aus, die, auf eine gewisse Anzahl Familien beschränkt, sich um jeden Preis in Besitz der Macht zu erhalten wußte, nichts änderte und nichts besserte und durch Gewalt und Blut alle Regungen des Volks unterdrückte.

Schon im Jahre 1707 war aber das Mißvergnügen so groß, daß die Genfer Aristokratie Zürich und Bern zur Hülfe rufen mußte, mit deren Hülfe dann die Führer des Volks aufgehängt, todtgeschossen und verbannt wurden.

Der Rath der Fünfundzwanzig war unumschränkter Herr der Genfer und bis zur französischen Revolution gab es immer Gelegenheit genug, das Freiheitsgefühl und die Erbitterung der Bürger an den Gewaltthaten jenes Rathes zu schärfen. Frankreich, Bern, Zürich und Freiburg mußten verschiedentlich Truppen einrücken lassen, um die verhaßte Familienaristokratie zu schützen. Mehrmals kam es auch zu Verträgen zwischen Rath und Bürgerschaft, allein sie wurden nicht gehalten. Im Jahre 1782 ward sogar die Regierung gesprengt und vertrieben, doch Frankreich, Savoyen und Bern führten sie wieder zurück und jetzt erging ein schreckliches Strafgericht über die liberale Partei. Fast alle Rechte der Bürgerschaft gingen verloren, harte Verfolgungen trafen Jeden der bei den Unruhen

betheiligt war und wenn die genfer Rathsherren die Schriften ihres berühmten Landsmanns J. J. Rousseau von Henkershand schon früher verbrennen ließen, so verboten sie jetzt alle Bücher und Zeitungen, welche die Ereignisse besprachen, und hielten durch eine Garnison von 1200 Mann die Bürgerschaft in Furcht.

Diese Zustände konnten natürlich nicht länger dauern, als es möglich war mit Hülfe fremder Macht sie aufrecht zu erhalten. Die französische Revolution stürzte sie über den Haufen und Niemand wird sich wundern, daß in Genf die ausbrechende Volkswuth mit aller Raserei der Rache und der Wiedervergeltung sich auf die verhaßten Aristokraten warf. Zwei Jahre lang saß in Genf ein Revolutionstribunal, aber schon im Jahre 1796 kehrten Ordnung und Sicherheit zurück. Die Verfassung von 1782 wurde wieder eingesetzt, welche gleiche Rechte und Freiheiten für alle Bürger ohne Unterschied anerkannte, Handel und Industrie blühten auf, doch schon 1798 ward die Stadt und ihr Gebiet dem französischen Reiche einverleibt und blieb als Departement Lemau bis zum Jahre 1814 bei demselben. Mit der Restauration ward Genf, wie Neuenburg und Wallis, ein Schweizerkanton und seine Verfassung erhielt damit ein aristokratisches Übergewicht zurück, das der Familienherrschaft günstig war.

Ein Rath von 250, der dem Rath der 200 in der früheren Aristokratie nachgebildet war, wurde der eigent-

liche Souverain. Ein Staatsrath von 28 Mitgliedern, die Copie der alten 25, stand an der Spitze der Regierung. Zwei Syndici bildeten die Spitze desselben.

Von dem conseil general, der Gesammtbürgerschaft, dem eigentlichen Souverain in jeder Demokratie, war keine Rede. Nur wer 63 Genfer Gulden Steuern zahlte, konnte den Repräsentantenrath mitwählen und dieser hatte seinerseits nichts zu thun, als den Staatsrath, die hohen Verwaltungs- und Richterstellen durch Wahl zu besetzen. Jährlich sollten von den 250 Repräsentanten 30 austreten, aber die Wahlen waren so künstlich verwickelt und ersetzten sich durch Selbstergänzung und Stellvertreter, daß kaum sieben jährliche Wahlen stattfanden und das Wahlinteresse ganz ausstarb.

Nach der Julirevolution herrschte auch in Genf viel Gährung, so daß die Gebieter der Stadt einige Concessionen machen mußten. Der Wahlcensus wurde auf 7 Gulden festgesetzt, der Staatsrath sollte alle 8 Jahre erneut werden und von jetzt ab wurden wirklich jährlich 30 Repräsentanten gewählt. Diese kleinen Verbesserungen fruchteten wenig; das Übergewicht des Staatsraths blieb und er hütete sich die langen Amtsdauern abzuschaffen, welche seine Macht sicherten.

Aber die Schweizer wissen überall recht wohl, daß nur bei kurzer Wahlzeit und massenhafter Erneuerung der Beamten das Volk Souverain sein kann.

Die Regierung von Genf bestand aus der reichen und gebildeten Bourgeoisie; von dem alten genferisch-savoyischen Adel war wenig mehr übrig. Die reichen Bankiers, Fabrikanten und Kaufleute führten das Heft; es war eine Wirthschaft der Geldmänner und seit dem Jahre 1830 war diese mit Frankreich und Paris in immer engere Verbindungen gekommen und rankte sich wie eine Schlingpflanze um den Thron der Julirevolution. In Frankreich gab es Gelegenheit große Kapitale mit ungeheurem Nutzen anzulegen, ein ausgedehntes Börsenspiel zu treiben, Aktiengesellschaften zu begründen, Lieferungsgeschäfte zu übernehmen, was viele der achtzig Millionäre von Genf bewog Comtoirs und Hotels in der französischen Hauptstadt zu halten. Sie wurden an den Hof gezogen, kamen mit Ministern und Prinzen in Verührung, fanden Mittel und Wege ihren regen Speculatioestrieb zu entwickeln und da sie zu gleicher Zeit durch ihre Besitzungen und Geschäfte französische Bürger waren, brachten sie ihre Söhne und Vettern in den Staatsdienst, in die Marine, ins Heer oder in einträgliche Verwaltungsämter und verheiratheten ihre Töchter mit Generalen und Pairs. In Genf Republikaner, in Paris geschmeidige Anhänger der Monarchie, konnten diese Herren schwerlich die Volksfreiheit besonders lieben.

Das wachsende Mißvergnügen der Volkspartei mußte ihnen sehr unwillkommen sein und wohl mehr

noch als sie war der König Ludwig Philipp besorgt darüber. Eine Republik dicht an den Grenzen Frankreichs löste ihm gerechte Besorgniß ein, sobald dort wirklich eine Volksherrschaft sich entwickelte, die den Franzosen ein verlockendes Beispiel lieferte. Das immer unruhige Lyon mit seinen zahlreichen Arbeitern, deren Aufstände und communistische Schilderhebungen unvergessen waren, lag in Genfs Nähe und diese Genfer, französisch sprechend und durch so viele Beziehungen mit Frankreich verknüpft, konnten leicht, wenn sie sich frei machten, eine Rückwirkung auf Frankreich äußern, welche der Dynastie Gefahr drohte.

Aus diesen Gründen hat die Staatsklugheit Ludwig Philipps nichts gespart um den schweizer Radikalen überhaupt entgegenzuwirken, namentlich aber ist der Blick des vorsichtigen Monarchen auf die französische Schweiz, auf Genf und Waadt, unausgesetzt gerichtet geblieben und alle Vorgänge in diesen kleinen Republiken sind in Paris als wichtige Ereignisse betrachtet, ja zuweilen so zürnend aufgenommen worden, daß man Soldaten an den Grenzen zusammenzog und drohende Worte fallen ließ, man würde der Anarchie ein Ende zu machen wissen. Indes ist es bisher bei der Drohung geblieben und sehr wahrscheinlich wird sie auch nie zur That werden, denn man weiß in Paris sehr wohl, was es heißt, mit den absoluten Großmächten des Nordens gemeinsame Sache machen. Ein

solches Unternehmen, eine Besetzung der Schweiz, um die Interessen der Aristokraten und Jesuiten zu schützen, würde in Frankreich selbst eine gefährliche Aufregung erzeugen; Genf und die Waadt aber erobern und zu französischen Departements machen zu wollen, könnte nur durch einen allgemeinen Krieg geschehen, der ganz Europa in Flammen setzte. Endlich sind auch die Schweizer selbst der französischen Herrschaft so abgeneigt und so entschlossen ihre Selbstständigkeit mit Blut und Leben zu vertheidigen, die Waadtländer namentlich so beherzte Männer und gute Soldaten, und das Nationalgefühl aller Schweizer ohne Ausnahme so erregt von dem Gedanken einer Theilung und Zerstückelung, daß ich nicht zweifle es würden Wenige nur sein, die nicht allen Streit darüber vergäßen und freudig ihren bedrohten Brüdern beisprängen.

Wenn man daher in den Tuileries seit langer Zeit mit Unmuth auf die schweizerischen Volksbewegungen geblickt und den Genfer Herren jeden möglichen Beistand geleistet hat, so hörte man dennoch erst ganz kürzlich Herrn Guizot und den König selbst den Schweizern versichern, daß Frankreich der Schweiz bester und aufrichtigster Freund sei und bleiben würde. An die Wahrheit dieser Behauptungen kann man nicht gut zweifeln, denn die Dynastie Orleans muß erkennen, daß eine radikale einige und freie Schweiz ihr weit weniger gefährlich ist, als eine von religiös fanatischen

Magistraten und Priestern beherrschte, deren Einfluß das Land von Frankreich entfremden, im Fall eines Krieges den Österreichern und deren Verbündeten Thür und Thor öffnen und mächtige Hülfsmittel gewähren wird.

Den Genfer Geldaristokraten kann man aber bei allen ihren Bestrebungen, das Volk in Zucht zu halten, doch keinesweges manche gerechte Lobsprüche versagen. Sie hoben den Handel, die Gewerbe und die Industrie so viel sie konnten, denn sie waren selbst dabei am meisten theiligt. Kein Standesunterschied und keine Privilegien verkümmerten die Gesetzgebung, die freie Presse wurde nie bedrückt oder gemahregelt, kein Fremdenhaß, keine Verfolgungen von Flüchtlingen waren zu beklagen und statt der Rohheit, welche so oft in der deutschen Schweiz verstimmt und abschreckt, wurzelten hier aus alter Zeit feine und liebenswürdige Sitten und eine geistige Regsamkeit, durch welche Genf sich stets auszeichnete. Wie viele berühmte und wissenschaftlich hochgestellte Männer hat diese Stadt nicht selbst hervorgebracht!

Bis zum Jahre 1841 hielt sich die alte Regierungsweise, dann kam es am 3. März zu einer Association, um in der Stadt Genf eine neue Municipalverfassung herbeizuführen. An die Spitze des Volks trat der Oberst Milliet de Constant, ein als Schriftsteller und Artillerieoffizier ausgezeichneter Bürger. Bald war die Bewegung allgemein und führte zu einer Volks-

versammlung am 18. October und in Folge derselben zu einer Adresse an den Staatsrath vom 8. November, in welcher um gänzliche Verfassungsreform gebeten wurde. Der Staatsrath verwarf diese und zog 1000 Mann Milizen in die Stadt, allein diese lösten sich auf und gingen am 22. November freiwillig nach Haus.

Nun gaben die Herren nach, ein Verfassungsrath trat zusammen, eine neue Constitution wurde entworfen und am 7. Juni 1842 angenommen. Die Hauptbestimmungen derselben waren Souverainität des Volks und Wahlrechte für alle Genfer von 21 Jahren, mit Ausschluß der Bescholtenen, der Falsiten und Almosenempfänger; nebst Pressfreiheit, Associationsrechte und sämtliche übrige staatsbürgerliche Freiheiten, wie in den besten Schweizerverfassungen. Auf je 333 Einwohner wurde ein Mitglied in den großen Rath gewählt, der Kanton in 10 Arrondissements getheilt, der Staatsrath aus 13 Mitgliedern zusammengesetzt, welche der große Rath auf ein Jahr aus seiner Mitte ernennt. An der Spitze stehen stets zwei Syndici die mit ihren Vorgängern im Amte den Vorsitz im Staatsrath führen und das Collegium der Syndici, den Ausschuß des Staatsraths, bilden.

Dazu wurden hier zuerst in der Schweiz Geschworenengerichte eingeführt, die Öffentlichkeit aller Gerichte gesichert und zur Erleichterung des Handels der französische Geldfuß nach Franken und Sous festgesetzt.

Jede Gemeinde empfing ihren Gemeinderath, welcher frei von allen Mitgliedern der Gemeinde gewählt wurde. Der Gemeinderath der Stadt Genf bestand aus 41 Mitgliedern. Lehrfreiheit war von alter Zeit verbürgt, die Kirche und die Geistlichkeit vereinte und leitete das Consistorium. — Es ist auffallend, daß sich nun bei einer so freien und vielfach trefflichen Verfassung doch im Grunde nichts änderte, sondern die Herrschaft in den Händen der Geldaristokratie blieb, allein die Ursachen sind nicht schwer zu erklären.

Die Reichen hatten nämlich alle Mittel in Händen, ihre Mitbürger zum größten Theil von ihrem Willen abhängig zu machen. Ihnen gehörte das Land, denn überall war das Besizthum ihnen hypothekarisch verschuldet; in allen Geschäften steckten ihre Kapitale und in dieser Stadt, wo die Betriebsamkeit so groß ist und der größte Theil ihrer Bewohner von Industrie und Handel lebt, war es so schwer nicht, die Wahlen ganz auf diejenigen zu lenken, welche man haben wollte. Dazu kam, daß die Zahl der Mitglieder des großen Rathes so bedeutend war, daß man fast gezwungen wurde Männer zu wählen, deren Gesinnung den Wählern häufig nicht zusagte; allein es waren keine andere vorhanden, welche befähigt schienen solche Ämter zu verwaltten.

So hatte denn Genf im Jahre 1842 wohl eine freie Verfassung erhalten, aber seine Regierung und

seine Politik war dieselbe geblieben. In Luzern ward ein abergläubisches und unwissendes Volk mit Hülfe einer freien Verfassung in die Hände seiner Beherrscher geliefert; in Genf unterwarf das Volk eine strebsame und aufgeklärte Bevölkerung, die mit Groll sich darin fügte, weil sie wohl wußte, was sie that. Das Volk war unzufrieden, was wollte es aber machen? Es hatte die Wahlen in der Hand und wählte doch nicht anders. Genf gab ein lehrreiches Beispiel, wie tief eingreifend bei aller Gleichheit die große Ungleichheit des Vermögens der Bürger auf die Zustände kleiner Republiken einwirkt. Während die Genfer aus allen Kräften wünschten, daß ihr Kanton auf der Tagsagung sich zu den radikalen Kantonen hielte, blieben die Genfer Gesandten die entschiedensten Gegner des Radikalismus und stimmten stets mit deren Widersachern, und während das Volk in Genf die Regierung und den großen Rath aufs heftigste um seine Grundsätze verdamnte, saß dieser fest vertrauend auf seine Macht und ließ die Schreier schreien, so viel sie wollten.

Aber auch in Genf hat die Geldaristokratie sich mit der Geistlichkeit verbunden und fast sämtliche Pfarrer sind ihre Werkzeuge. Sie ging denselben Weg, wie die Baseler, allein diese haben eine bessere Stütze an der Stadtbürgerschaft. In Genf überragt die Industrie bei weitem den Handel. Jeder junge Mann sucht so bald wie möglich selbstständig zu werden und selbst die

Frauen emancipiren sich, lernen Uhrmacherei, malen auf Porzellan und Glas, treiben Musik, geben Unterricht und leben auf eigene Rechnung und Gefahr. Eine solche Bevölkerung, in welcher jeder Mann von 21 Jahren alle Activrechte besitzt, ist bei weitem schwerer zu beherrschen, als die abhängigen Bandmacher und Arbeiter der Baseler Fabrikanten und Kaufleute, welche an der Spitze des Staats ein ganz anderes Gewicht durch ihre Polizei und Beamten, durch Herkommen, Gesetze, Privilegien und Gewohnheiten ausüben, wobei ihnen die deutsche Schwerfälligkeit, welche man so oft Gehorsam oder Treue nennt, sehr zu statten kommt. In den Genfern steckt der lebendige und heftige Sinn ihrer Nationalität. Es ist ein freieres kühneres Wesen in ihnen, verbunden mit dem Trieb der eifrigsten Geschäftigkeit. Aber nicht wie die Arbeiter in Basel arbeiten sie mit dem Blick auf den mächtigen Brodherrn und dessen Gunst, sondern mit der Absicht selbst reich und angesehen zu werden, wenn es irgend geht, dazu mit einem Gefühl der Gleichheit und mit einem angeborenen Speculationstrieb.

Bei einem solchen Volke war Vorstreckung von Geld, Aussicht auf gewinnreiche Arbeit und Unterstützung, um ein selbstständiges Geschäft zu beginnen, gewiß eines der gefährlichsten aber vielleicht das einzige Mittel um es abhängig zu machen. So wurden auch die Pfarrer crebert.

Ein genfer Pfarrer hat 100 Louisd'or Gehalt, est

bei getheilter Gemeinde nur 50, und das ist natürlich sehr wenig und reicht nicht hin, um in dem theuren Genf nur einigermaßen anständig zu leben. Von dem ärmeren Theile der Bevölkerung hat der Geistliche nichts zu erwarten, aber ganz anders fällt sein Loos, wenn er ein Werkzeug der Geldaristokratie wird. Er wird dann unterstützt, Pensionaire und gut bezahlte Lehrstunden werden ihm zugewiesen, Nebenämter erhöhen seine Einkünfte und eine reiche Heirath verbündet ihn zuletzt wohl mit der mächtigen Partei, deren Interessen die seinen sind.

Ganz dasselbe geschieht in Basel, wo die frommen Pastoren und Universitätsprofessoren zu öftern auch mit der Hand einer reichen Kaufmannstochter belohnt werden; allein dort können die pietistischen Lehren mit weit besserem Erfolg auf das niedere Volk wirken als in Genf, denn das deutsche Gemüth ist viel empfänglicher dafür und das Volk bildet eine weit mehr dafür eingeschulte Masse.

Ich kam mit dem Gedanken nach Genf, daß hier in der Stadt Calvins ein mystischer Hauch noch immer in den Herzen der Menschen aus jener alten düsteren Zeit fanatischen Glaubenseifers übrig geblieben sei, allein ich ward sehr bald davon enttäuscht.

Das Volk mit seiner industriellen Nüchternheit will nicht das Geringste davon wissen und die sich fromm stellen, thun es, wie mir von allen Seiten versichert

wurde, aus Heuchelei, weil sie Vortheile davon ziehen, den reichen Herren zu gefallen, von denen sie abhängig sind. So ist es auch mit dem Methodistenwesen das von den Engländern hieher verpflanzt wurde. Es kommt nicht fort, wie vieles Geld man auch darauf verwendet hat. Die sich zu den Methodisten halten, thun es aus Speculation, denn nicht allein sie selbst empfangen reiche Unterstützungen, auch ihren Kindern kommt das Heil zu statten. Sie werden nach England geschickt, dort erzogen und weiter versorgt. Die Masse des Volks ist viel zu thätig und zu lebendigen Geistes, um in das Ackerthum zu fallen, von der reichen Einwohnerchaft sind dagegen sehr viele ganz fromm und von den achtzig Millionairen sollen kaum ein Paar sein, die nicht der streng religiösen Richtung anhängen.

Es ist daher wohl zu glauben, daß auch diese genfer Geldaristokratie die Religion mit der Politik verschmilzt und sich daraus ein System gemacht hat das Volk zu beherrschen, wie dies in Basel und an gar manchen anderen Orten der Fall ist. Wenigstens ist es auffallend, daß die Frömmster alle so entschiedene Gegner der Volksfreiheit und des Fortschrittes sind, daß es ein Wunder genannt werden muß, wenn ein solcher streng christlicher Mann im Staate sich als aufgeklärt erweist. Wer aber unfrei in Glaubenssachen ist, kann noch viel weniger frei als Bürger sein, denn eben die bürgerliche Freiheit ist die Grundlage aller menschlichen Freiheit auf Erden.

Die genfer Geldaristokratie besitzt jedoch einen Trieb der ihr höher steht als Alles; den Trieb Geld zu verdienen und dieser ist ihre Richtschnur. Die frommen Herren leben mit ihren Familien sehr einsam, denn die meisten von ihnen besuchen weder Theater noch Concerte, noch geben sie sich irgend einer anderen sündigen Lust hin. Aber sie machen ununterbrochene Geschäfte, wissen ihre Kapitale aufs vortheilhafteste umzuwenden und häufen Schätze an, während die Wenigsten sie genießen. Niemand, selbst nicht der Reichste, bewohnt hier mehr als ein Stockwerk in seinem Hause. Der übrige Raum wird vermiethet. Sie leben einfach in ihren Familienkreisen, leben ohne glänzende Feste und Gesellschaften bei puritanischer Nüchternheit, fleiß und unerquidlich, und der fast einzige Genuß dieser Herren besteht darin, daß sie Abends in ihre Cercles gehen, das heißt in geschlossene Gesellschaften oder Klubs, welche in Genf eine eigenthümliche Rolle spielen und für das Leben und Bestehen des Staats, der Regierenden, der Industrie u. s. w. von großer Wichtigkeit sind.

Jeder Genfer, er sei wer er wolle, hat seinen Cercle, wo er seine Abende verlebt und mit gleichgesinnten Verwandten und Freunden zusammentrifft. Hier wird Alles besprochen und Alles verabredet. Geschäfte, Verbindungen, Spekulationen, Politif, Vorgänge des Tages u. s. w. Das freie Associationsrecht hat

diese Kreise, wie eine Menge von Vereinen hervorgerufen und diese haben den verschiedenen Parteien zum Mittelpunkt gedient. Aus ihnen sind die Volksbewegungen, so auch die jetzige Revolution hervorgegangen.

In den Cercles der Aristokratie wurde eben so gemeinsam an Aufrechthaltung des Bestehenden gearbeitet, wie in den Cercles der Bourgeoisie und noch mehr in denen der Arbeiter, wo der Umsturz der Regierung Gegenstand der Thätigkeit war.

Wenn die reiche Bourgeoisie zum größten Theil jeder Bewegung abhold war und mit Hülfe ihres Geldes eine beherrschende Spitze bildete, so war dagegen der größte Theil der Mittelklasse des genfer Volks von entschieden liberaler und radikaler Gesinnung. Der freundlichen Güte eines sehr unterrichteten und liebenswürdigen Mannes, des Professor Gallere, verdanke ich es, einen Abend in den Kreis eines dieser Volksklubs eingeführt zu sein, der einer der größten und bedeutendsten in Genf ist und den Namen Société nationale de l'instruction mutuelle führt.

Er könnte ein Muster für unsere neu entstandenen Handwerkervereine bilden, vor denen er freilich den Vorzug besitzt, nicht von der Polizei streng überwacht und nach Vorschriften geregelt zu werden, welche die Aufrechthaltung der Ordnung in absoluten Staaten bedingt. Hier in der Republik blieb die Bewegung ungehemmt, denn trotz der Herrschaft der Geldmänner konnte diese

in keiner Weise gewaltthätig verfahren. Das Associationsrecht war verbürgt, und wenn nicht aus Rechtsgefühl, so doch aus Furcht und Schwäche oder Klugheit ließ die Regierung diese Societäten ungestört ihr Wesen treiben, zufrieden damit, daß in den Wahlen, im großen Rath und im Staatrath eine bedeutende Majorität ihr Ansehn und ihre Stellung schützte.

Der Nationalverein für gegenseitigen Unterricht zählt eine große Zahl von Mitgliedern, meist junge Leute, Handwerker, Uhrmacher und Gehülfen in allerlei Geschäften, aber auch manche angesehene und wohlhabende Bürger der Mittellasse, welche sich an die Spitze gestellt haben. Ein geräumiger Saal ist für wissenschaftliche Vorträge bestimmt, ein anderer enthält die Bibliothek und dient als Lesezimmer, die Nebenräume bilden die Restauration und nehmen die Gesellschaft auf, welche sich Abends hier vereint, um gemeinsam zu rauchen, zu sprechen und ein Glas Wein zu trinken der in Genf so gut und so billig ist, da nicht allein die nächste Nähe ein brauchbares Gewächs liefert, sondern auch das weinreiche Waadtland dicht an der Grenze liegt.

Ich brachte hier einen Abend im Kreise von verständigen, höflichen und freundlichen Bürgern zu, welche freisinnig und einsichtig über ihre Zustände urtheilten, und obwohl sie ohne Rückhalt sich ausdrückten, doch keineswegs in rohen Reden sich darüber äußerten. Die

jungen Arbeiter, welche hier Belehrung und Unterhaltung fanden, saßen vertraulich um ihre Tische, spielten Domino und vergnügten sich Jeder in seiner Weise. Auf die höflichste und bescheidenste Weise wurde ich auch von ihnen empfangen, über meine Reise befragt, eingeladen ein Glas Wein anzunehmen; doch in der ungewohnten Art ihres Gesprächs merkte man wohl das Gefühl der Gleichheit, das so wohlthuend für den ist, welcher darin einen Aufschwung des Arbeiterstandes erblickt und mit Genugthuung sieht, wie das Bestreben in so vielen Herzen erweckt ist, die Vorurtheile der Gesellschaft wie die Zufälligkeiten der Geburt und der Erziehung auszugleichen, nützliche Kenntnisse und Bildung zu erwerben und gleichweit von Anmaßung oder Demuth das Bewußtsein ihrer Menschenrechte zu beweisen.

In anderen Arbeiterclubs sollen, wie man mir sagte, die demokratischen Gedanken sich freilich viel bestimmter und heftiger ausdrücken, communistische Ideen verbreitet sein und sehr viele Anhänger finden. Da nun in Genf 8 bis 1000 Arbeiter, auch aus anderen Schweizerkantonen nebst vielen Deutschen, beschäftigt sind, die meisten Schweizer aber in Folge der Gegenseitigkeit in Genf Wählerrechte ausüben können und in der Miliz dienen, so bilden die Arbeiter eine Macht, von der die reichen Bewohner wohl Besorgnisse haben konnten.

Genf liegt zu beiden Seiten an der aus dem See

strömenden Rhone und ist in seinem Innern sehr hügelig und alt. Der Molasseboden, auf dem es ruht, hat das Material zu gewaltigen, vier und fünf Stockwerke hohen Steinhäusern gegeben. Oft sind diese Häuser sehr tief und führen mit ihren dunkeln Durchgängen von Hof zu Hof und von Straße zu Straße. Die düsteren Treppen, die kleinen Höfe, wo man den Himmel nur durch ein vierediges Loch sieht, das von schmutzigen feuchten Mauern unendlich hoch eingesaßt ist, zwischen denen eine stete Dämmerung herrscht, wo weder Luft noch Sonne und Mond hinein kann und doch Reihen von niedrigen Fenstern und widrige Gerüche anzeigen, daß viele Menschen hier wohnen und leben: das Alles bildet einen grellen Contrast zu dem prächtigen Anblick, den die Reihen von schönen Gebäuden am Hafen und an den Quais, die großen aufs Herrlichste ausgeschmückten zahlreichen Gasthäuser und die pallastartigen Bauten mit ihren glänzenden Handelsgewölben bieten.

Hier am Hafen liegt das schöne neue Genf, hier findet man Alles in Fülle, was zum bequemen und prächtigen Leben gehört. Man hat den großen reizvollen See vor sich, den breiten Strom, die schönen Brücken, welche hinüber führen, ein fruchtbares, rebengrünes Land rund umher, Felsen und Gebirge in der Ferne, sogar den Montblanc mit schneebedecktem Gipfel und dazu das lebendige Gewühl an den Ufern, Handel

und Gewerbe in reichen Magazinen, Kaffeehäuser, auf deren platten Dächern oder mit Orangenbäumen und Blumen besetzten Vorplätzen man entzückt das Panorama betrachtet, kurz, es fehlt hier nichts, was Auge und Sinne fesseln kann. Eine prächtige neue Straße zieht zum Theater hin und oben auf den Wällen giebt es herrliche Spaziergänge, wo man die Umgegend überschaut und weite Blicke durch diese lieblichen Berge und Thäler thut.

Diese Spaziergänge sind jedoch Alles, was die Genfer besitzen, denn in der ganzen Umgegend giebt es kein Wäldchen oder irgend einen Punkt, wohin sie ins Freie sich begeben könnten. Der ganze Grund und Boden des Kantons ist in den Händen von Privatbesitzern, und kein Fuß breit ist da, der nicht seinen besondern Herrn hätte.

Die Reichen haben Landsitze mit Parkanlagen und Gärten, wo ihre Familien den Sommer über wohnen, wohin sie selbst wenigstens des Sonnabends sich begeben und bis Montag bleiben. Für den Armen bleibt nichts übrig, als die staubigen Landstraßen, darum sind die Genfer streng auf ihre Stadt gewiesen, und wenn sie Landpartieen machen wollen, fahren sie mit dem Dampfboot ins nahe Baadtland, wo mehr Raum dafür ist.

„Wir haben allerdings volle Jagdfreiheit,“ sagte mir ein Genfer Herr lachend, als ich nach dem Jagd-

recht fragte, „aber so lange Hasen und Hühner nicht auf den Landstraßen lagern, ist von Jagd keine Rede, denn wo soll ein Jäger jagen, da jeder Grassstreif Privateigenthum ist, was natürlich Niemand betreten darf.“

Die industrielle Bevölkerung hat überhaupt keine Zeit zu jagen, sie jagt allein nach Verdienst und Brod, aber die Industrie in Genf ist von der Art, daß sie den fleißigen Arbeiter reichlich ernährt, ihm einen Grad von größerer oder geringerer Künstlerschaft verleiht, ihn zum Nachdenken auffordert und seinen Stolz erweckt. Die Genfer machen vornehmlich Uhren und feine Goldarbeiten, und von hier aus zieht sich diese eigenthümliche Industrie über das rechte Rhoneufer in die Waadt, durch den waadtländischen Antheil des Jura und durch Neuchâtel in den bernischen Theil jenes Gebirgs auf eine Strecke von zwanzig Meilen. Uhrmacher und Goldarbeiter sind aber ganz andere Leute, wie Baumwollensweber und Rothfärber, welche kaum sich über den Ackerbauer erheben und in ihren Ansprüchen, Denkvermögen und Kenntnissen meist unter diesem stehen. In der theuren Stadt Genf, wo jedes helle Fenster hoch vermiethet wird, wo die Wohnungen höher im Preise stehen, als in Berlin, und der Lebensunterhalt keine geringen Ausgaben erfordert, muß auch der Arbeiter mehr verdienen, und diese Künstler in Gold und Uhren machen Ansprüche, sich reichlich erhalten zu können. Mehr als

6000 Menschen sind mit jenen beiden Industriezweigen beschäftigt und nicht wenige von ihnen verdienen 30 bis 40 Franken und mehr die Woche, wenn sie die feineren Theile der Uhren u. s. w. verfertigen. Man würde jedoch sehr irren, wenn man glaubte, große Werkstätten hier anzutreffen, in denen zahlreiche Arbeiter gemeinsam beschäftigt wären. Eine Uhr muß durch sehr viele Hände gehen; jeder ihrer einzelnen Theile erfordert eine besondere Geschicklichkeit und dafür geübte Leute, welche nie etwas Anderes schaffen, als eben das Eine, das sie von jung auf lernen. So bilden sich ganz verschiedenartige Werkstätten, in denen bald nur ein Arbeiter mit seiner Familie thätig ist, bald mehrere sich vereinen, die entweder gemeinsame Sache machen, oder für ihren Pflug und für Werkzeugbenutzung u. s. w. dem Eigenthümer der Wohnung eine Abgabe entrichten, dagegen aber selbstständig vom Fabrikanten beschäftigt sind und so viel für sich verdienen, als sie vermögen.

Es giebt nun Werkstätten und Arbeiter, durch welche die verschiedenen Räder der Uhren gemacht werden, andere verfertigen die Federn, wieder andere die Schrauben oder Spindeln oder die verschiedenen feinen Theile, die Cylinder, Anker und Ketten. Viele arbeiten die Gehäuse von Gold oder Silber im Rohen, eine andere Klasse polirt, guillochirt und gravirt, wieder Andere beschäftigen sich mit der Verfertigung der Zifferblätter, Uhrschlüssel, Kapselfeln, Zeiger u. s. w., mit Emailiren und Malen, Einsetzen

der feinen Steine, in welchen die Zapfen der Cylinder und Räder laufen, kurz jede Uhr erfordert an achtzig Arbeiter, ehe das Werk zusammengesetzt werden kann.

Der Uhrenfabrikant, d. h. der reiche Uhrenhändler, welcher ein Lager hält und sein Fabrikat im Wege des Handels durch die Welt verbreitet, beschäftigt alle diese einzelnen Arbeiter und Werkstätten, die ihm Stückweis liefern und nach bestimmten Sägen bei untadelhafter Arbeit bezahlt werden. Er selbst hat aber in seinem Hause nur ein paar Leute, welche die fertigen Werke zusammensetzen, nachdem jeder einzelne Theil repassirt worden ist. Es giebt in Genf Uhrenniederlagen, wo man 10,000 fertige Uhren finden kann, und da hier nur die feineren und feinsten gemacht werden, steckt ein mächtiges Kapital in solchen Vorräthen. Will man die Uhrenfabrikation kennen lernen, so muß man von Werkstatt zu Werkstatt gehen, und sieht doch eigentlich wenig, denn man findet die Leute immer nur mit einem bestimmten Theil des Werks beschäftigt. Ich habe in Genf eine solche Wanderung nicht gemacht, wohl aber in La Chaux de fond und dabei manchen interessanten Blick in diese so merkwürdig zusammengesetzte Industrie gethan. Im Allgemeinen ist es jedoch ermüdend. Man thut besser, in ein großes Uhrenlager zu gehen, dort die Zusammensetzung und den Gang der Geschäfte zu betrachten und den Reichtum wie die Kunst zu bewundern, welche oft in Erstaunen setzt.

Diese Industrie ist aber für die Arbeiter doppelt vortheilhaft, weil auch ihre Kinder früh damit beschäftigt werden und Frauen und Mädchen Geld verdienen können. Kinder von 10 Jahren erwerben schon 5 bis 6 Franken wöchentlich und steigen nach kurzer Zeit wohl bis auf 10 Franken und mehr; Frauen und Mädchen malen oft in Emaille oder graviren, und so kann eine Familie durch alle ihre Mitglieder zum Erwerb beitragen. Dies Bewußtsein, sein Brod erwerben zu können, und der Trieb, Geld zu gewinnen so viel man kann, giebt frühe Selbstständigkeit und trägt dazu bei, daß Jeder sich gern so bald als möglich emanzipirt. Das große Übel der Uhrmacherei liegt aber in der sitzenden Lebensweise der Leute und in der fürchterlichen Anstrengung der Augen, die darüber auch häufig früh zu Grunde gehen und den Arbeiter in eine hülflose Zukunft stürzen. Denn die Allermeisten erwerben doch nicht viel mehr, als sie brauchen. Sie wollen und können nicht so schlecht leben, wie der Weber, zu einem eigenen Geschäft bringen sie es nicht, so ist denn ihr Ende Dürftigkeit und Armuth. Gar selten sieht man auch eine recht kräftige Gestalt. Die meisten sind klein, schmal und bleich, aus Mangel an Bewegung in freier Luft und wegen der gebückten Stellung des Körpers bei der Arbeit, welche die Brust zusammendrückt.

Die reichen Uhrenhändler haben natürlich den besten Gewinn und dieser muß sehr ansehnlich sein, denn

die Uhren in Genf sind viel theurer, als in der übrigen Schweiz, aber auch sauberer und feiner gearbeitet. Ein Fremder muß sich wohl hüten zu kaufen, ohne von einem genfer Freunde dabei unterstützt zu sein. Die Engländer, welche gewöhnlich von Genf Uhren mitnehmen, haben die Händler und Fabrikanten an Preise gewöhnt, welche gewöhnlich höher sind, als wenn man zu Haus eine Genfer Uhr kauft, die von der Leipziger Messe gekommen von ganz gleicher Güte ist.

Nach Frankreich gingen Uhren und Goldsachen bis vor einigen Jahren nur durch Schmuggelverkehr, da unerhörte Zölle darauf lasteten, allein dieser Verkehr war so wohl organisirt, daß man in Genf Uhren aller Art mit dem Beding kaufte, sie in Paris bei Ablieferung zu bezahlen. Die französischen Grenzbeamten übten die größte Wachsamkeit und Strenge, dennoch gelang es ihnen höchst selten, einen Fang zu thun, denn Uhren und feine Goldsachen waren zu leicht zu verbergen. Man erzählte mir in Genf eine lustige Anekdote, nach welcher ein Chef des französischen Steuerwesens einmal selbst nach Genf kam, mehrere Uhren kaufte, von dem Fabrikanten aber Garantie forderte, daß er sie richtig und sicher nach Paris schaffe. Der Fabrikant nahm dies unbedenklich an und stellte dem fremden Herrn einen Schein aus, mittelst dessen derselbe sein Geld bei einem großen pariser Banquierhause zurückerlangen sollte, wenn die Uhren nicht spätestens drei Tage

nach seiner Rückkehr ihm überliefert würden. Wahrscheinlich, fügte der Verkäufer beruhigend hinzu, würden sie mit ihm zugleich eintreffen.

Der Steuereinsammler reiste ab und setzte die Thätigkeit der ganzen Douane in Bewegung, um die Schmuggler diesmal zu ertappen. Doch alle Mühe blieb vergebens. Unmuthig kam der hohe Beamte nach Paris, voller Begier, zu erfahren, wie und wo er die Uhren erhalten werde. Am nächsten Morgen fand er sie auf seinem Tische, und endlich ergab eine scharfe Untersuchung, daß sein eigener Bedienter diesmal der Schmuggler gewesen und die Uhren in des Herrn Steuereinsammlers Koffern die Reise gemacht hatten.

Nach solchen Beispielen hielt man es für rathlich, den Zoll auf Uhren und Goldsachen herabzusetzen, und hat gewiß sehr wohl daran gethan, denn der Schmuggel ist dadurch bedeutend vermindert worden und die Zollkasse hat gewonnen, ohne der französischen Industrie Schaden zu thun. Diese ist so blühend wie früher, obwohl die genfer Uhren- und Goldschmuckfabrikation auch im fortgesetzten Wachsen ist. Durchschnittlich werden jährlich 90 bis 100,000 Uhren jetzt in Genf gemacht und mehr als 60 Werkstätten von Goldschmieden beschäftigen eine bedeutende Zahl geschickter Arbeiter, denn seine Goldketten und zierliche Bijouterien kann man nirgend so schön und so wohlfeil kaufen wie hier.

Außer diesen Haupt-Industriezweigen giebt es in

Genf auch noch große Fabriken, wo die Werkzeuge für Uhrmacher, feine Stahlarbeiten, Messer, mechanische und optische Instrumente von vorzüglicher Güte gefertigt werden.

Dringt man aus dem schönen Stadttheile am See und am Flusse in die inneren Quartiere, so findet man bald, daß in den engen Straßen und hohen düstern Häusern eine vielfache Gewerthätigkeit sich eingenistet hat. Handwerker aller Art bewohnen die kleinen Höfe, man trifft ganze Reihen von Kramläden nebeneinander, und an der Berglehne, wo es zum oberen Stadttheile hinaufgeht, wohnen die alten, stillen, nachdenkenden Genfer Uhrmacher, deren Väter und Großväter meist den Jean Jaques Rousseau zuerst lasen und bewunderten, dessen Lehren noch immer tief in den Herzen dieser Bevölkerung haften.

Es soll der allerehrenwertheste Theil der Genfer sein, wie mir mehrfach und mit einem Ausdruck der Bewunderung versichert wurde. Männer von strenger Rechtchaffenheit, von unverdorbenen einfachen Sitten, die eine schwärmerische Begeisterung für die Tugend im Herzen tragen, daran glauben und auf deren endlichen Sieg vertrauen, wohnen hier bescheiden in Arbeit und Mühen. Sie sind die Befenner des *contrat social* und feiern noch immer die französische Revolution und die Verkündigung der unveräußerlichen Menschenrechte wie einen schönen Frühlingstraum, den der Himmel auf die

verlassene Erde niederschickte. Diese alten genfer Uhrmacher haben etwas Rührendes in ihrer treuen Anhänglichkeit an die Lehren ihres Messias der Freiheit, und tragen in Gestalten und Blicken die Würde und Milde waderer, auf ihr Leben und dessen Wahrheit stolzer Männer. Sie sind der Rest eines Geschlechtes, das so edle und hochgeartete Charaktere erzeugt hat, wie sie die Revolution der Geschichte überlieferte, jetzt leben sie vereinsamt hier am Berge und haben nichts zu thun mit dem jungen communistischen Auswuchs, der drüben in dem Quartiere St. Gervais sein Lager aufgeschlagen hat.

St. Gervais ist der Stadttheil auf dem rechten Rhonenufer und das Hauptquartier der Arbeiter von Genf, die hier in Masse beisammen wohnen. Es ist die Residenz des Volks und darum auch der Centralpunkt des Volksverkehrs und der Unruhen.

Wenn in Genf Volksversammlungen, Forderungen an die Regierung und endlich Aufstände erfolgen, so übernimmt das Quartier St. Gervais im Kleinen dieselbe Rolle dabei, wie die Vorstadt St. Antoine zu ihrer Zeit in Paris. Die Arbeiter haben hier ihre Cercles, ihre Vereine, ihre gegenseitigen Verbindungen, sie halten und lesen Journale und Flugschriften, haben ihre denkenden Köpfe und Redner, und seit vielen Jahren schon sind sie mit den Ideen vertraut, die als Chartismus, Sozialismus, Communismus, wie in so manchen ver-

schiedenartig benannten Systemen auf das eine Ziel hinauslaufen, die menschliche Gesellschaft in ihren Grundlagen zu ändern, und nicht blos eine politische Gleichheit, sondern auch eine andere Vertheilung der Eigenthumsrechte Aller an den Gütern dieser Erde zu bewirken.

In Genf haben diese Gedanken bei der vorhandenen Arbeitermasse allerdings etwas Gefahrdrohendes, allein auch hier liegen sie in den meisten Köpfen doch noch ganz roh und werden sobald nicht durchgeführt werden. Gerade in Genf, wo das Kapital eine so große Rolle spielt, wo das Geld Alles in Bewegung setzt und die Reichen mit ihren Schätzen die ganze Industrie in Händen haben, könnte eine soziale Revolution nur mit Raub und Plünderung beginnen und mit allgemeinem Verderben enden. Die genfer Bürger werden sich aber wohl hüten, diesen zerstörenden Umwälzungen beizustimmen, welche weder in Genf noch irgendwo in der Welt beglückend erfolgen könnten, als durch eine im Laufe der Zeiten Schritt für Schritt zu machende Revolution, die in den Köpfen und Herzen der Menschen zuvörderst ganz andere Begriffe über Recht und Besitz hervorbrächte und sie mit den Gefühlen ihrer allgemeinen Verbrüderung und Verechtigung geboren werden ließe.

Die Arbeiter in St. Gervais sind jedoch nichtdestoweniger seit langer Zeit die Stützpunkte für die liberale Partei gewesen; sie haben nicht allein mehre

verunglückte, mit ihrem Blut bezahlte Versuche gemacht, die Regierung umzustossen, sondern auch endlich den Sieg errungen und diejenigen Männer an die Spitze des Staates gebracht, welche verfolgt zu ihnen flohen und offen ihre Anführer wurden, obwohl sie schon längst durch die Vereine und Societäten im Stillen mit ihnen bekannt waren.

Der Hauptverein in Genf, von welchem die Regierung das Meiste zu fürchten hatte, und welcher auch bei der letzten Revolution die Sache entschied, ist die *société fédérale de secours mutuel*. Zu diesem großen gegenseitigen Hülfverein gehörten mehrte tausend Genfer, viele Arbeiter, aber auch viele Bürger und die angesehensten Männer der radikalen Partei. Er war ein Mittelpunkt der unzufriedenen Bevölkerung der Stadt und hatte kurze Zeit, bevor ich nach Genf kam, der Regierung Anlaß zu den größten Besorgnissen gegeben, weil er sein Jahresfest feierte, zu welchem mehrte hundert Waadtländer aus Lausanne und den waadtländischen Städten mit ihren Fahnen und Rednern gekommen waren; und vor den Waadtländern hatten die genfer Geldmänner schon lange die größte Furcht.

Das Beispiel der Waadtländer war aber auch ein höchst bedrohliches. In Lausanne hatte das Volk am 14. Februar 1845 eine der genfer ähnliche Regierung gestürzt und seit dieser Zeit Männer an die Spitze gebracht, deren demokratische Grundsätze und glücklicher

Kampf gegen Familienaristokratie und Priesterhochmuth die frommen genfer Herren aufs äußerste erbitterte. Diese Erbitterung war so heftig, daß alle Klugheit verloren ging, denn nicht allein in dem Regierungsblatte der Genfer wurden das Waadtland und seine Führer mit hämischen und spöttischen Angriffen oft bedacht, auch in Zürich auf der Tagsagung beleidigte der Abgesandte Genfs, Herr Demole, die waadtländische Gesandtschaft und den ganzen Stand aufs gröblichste mit unerträglichem Hochmuth.

Ich will eine Stelle der Rede jenes Herrn Demole hierhersetzen, weil sie einen hübschen Beweis liefert, wie feindlich Genf seinen demokratischen Nachbar betrachtete und mit welchen Artigkeiten sich die Gesandten auf der Tagsagung aufzuwarten pflegen:

Quand on voit un état, sagte Herr Demole, indem er von Waadt sprach, qui est né d'hier, qui ne doit son existence qu'à l'étrenger, et dont les représentants devraient se trouver trop heureux de pouvoir sieger ici à la place de leur anciens maitres; quand un pareil état veut apprendre ce qu'est la liberté à un autre qui depuis long temps est libre et indépendant: nous n'avons rien à lui repondre si ce n'est que quand il sera un meilleur usage de sa liberté et qu'il aura repris en Suisse un rang honorable, peut-être daignerons nous l'écouter et lui donner quelque utile avis. —

Diese unbesonnene Beleidigung eines bei weitem mächtigeren Nachbars, mit dessen Institutionen und Fortschritten die Masse des Volks in Genf völlig harmonirte, warf einen Feuerbrand in die Waadt, wo die Gemüther sich so erhitzten, daß man laut und heftig eine nachdrückliche Genugthuung forderte. Auch in Genf regte sich der allgemeine Unwille; in den Vereinen führte man die heftigste Sprache gegen eine Regierung, deren unschweizerisches Wesen und freiheitsfeindliches Bestreben man nach allen Seiten beleuchtete. Auf der Tagsagung stimmte Genf stets gegen die radikalen Kantone, seine französische Politik mußte es dahin leiten, allen Volksentwicklungen entgegen zu sein, und dazu kam die Frömmerei der Reichen, die Absonderung und Trennung derselben von den übrigen Klassen der Bevölkerung, eine Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten, welche in Genf ganz besonders tief empfunden wurde. In der Republik müssen republikanische Sitten und ein öffentliches gemeinsames Leben die Bürger mit ihrer selbstgewählten Obrigkeit verbinden. Will diese einen Nimbus um sich werfen, will sie vornehm sich in ihren Kreisen absperrern, so setzt sie Grenzen und Unterschiede fest, welche nicht für eine Demokratie passen.

Die Regenten von Genf kamen mit dem Volk nie in Gemeinschaft; ihre Kreise, ihre Vergnügungsorte waren ganz abgetrennt, ihr ganzes Wesen, ihre Erzie-

hung, ihre Lebensanschauungen wurden durch Reichthum, Aufenthalt in Paris und Verbindungen mit vornehmen Leuten mehr für die Monarchie, als für die Republik geeignet. Die ganz natürliche Folge mußte daher sein, daß, obwohl sie durch den Einfluß ihres Geldes die Majorität in den Räthen besaßen und Genf nach ihrem Willen lenkten, der Unmuth des Volkes sich mit jedem Anlaß höher steigern mußte, und als nun die *société fédérale de secours mutuel* ihr großes Fest feierte und ein paar Hundert Waadtländer dabei erschienen, denen man sich zu zeigen bemühte, daß das genfer Volk ganz anders dachte, als seine Regierer, war die herrschende Partei voller Angst, daß der Sturm losbrechen würde und hatte schon damals alle Mittel in Bereitschaft, um sich ihres Lebens zu wehren so gut es gehen mochte.

Man hat mir mehrere komische Geschichten erzählt, wie groß die Besorgniß der Staatsräthe war, welche ihre Wachen in Bereitschaft hielten und von Viertelstunde zu Viertelstunde durch ihre Spione unterrichtet wurden, wie es beim Feste stand. Die Waadtländer, unter denen sich viele angesehene Männer befanden, hielten patriotische und heiße Reden genug, in denen die Freiheit gepriesen wurde, und ebenso begeistert antworteten die Genfer, doch Alles lief friedlich ab; die Gäste wurden mit Musik aufs Dampfschiff begleitet und fuhren mit ihren Fahnen nach Haus; aber

die moralische Wirkung ihres Erscheinens und dieses Volksfestes ließen sie zurück. Seit diesem Tage nahm die Aufregung zu; man wußte, welche Freunde man in Lausanne hatte, dazu kam Berns Beispiel, die wachsenden Parteileidenschaften in der ganzen Schweiz und die Presse, welche in Genf selbst mit aller Hefigkeit den Kampf unterhielt.

Vier oder fünf Journale erscheinen in Genf, von denen der *Federal* das Regierungsblatt ist, das von der herrschenden Partei unterstützt und aufrecht erhalten wird; die *Revue de Geneve* bildet dagegen die Spitze der Opposition und befindet sich in den Händen eines Mannes, der in Folge der neuesten Revolution an die Spitze des Staates gekommen ist und allgemeines Interesse erregt. Sie ist das Eigenthum des Herrn James Fazy.

Man muß nicht denken, daß die Banquierwirthschaft in Genf von allen angesehenen Familien und deren Mitgliedern gebilligt wurde. Es gab nicht Wenige, die ihre Gegner blieben, und ganz besonders waren darunter die Fazy wohlbekannt. James Fazy und sein Verwandter Fazy Pasteur, ein Mann, der in allen Revolutionen und Bewegungen der Genfer seit 1814 durch Freimüthigkeit und Vertheidigung der Volksinteressen, wie als geistvoller Schriftsteller, sich auszeichnete, hatten mit Milliet de Constant und einigen anderen liberalen Männern seit Jahren im großen Rathe die Opposition

geleitet. James Fazy war der aristokratischen Partei besonders furchtbar durch seine literarische Thätigkeit und seine Popularität beim Volk, das seine entschiedene Gesinnung, seine einnehmende Gestalt und seine Talente als Redner hochschätzte.

Als Chef der radikalen Partei in Genf in der ganzen Schweiz betrachtet, ist sein Name in allen Streiten genannt worden und für die Ausbreitung seiner Ansichten, die er in den von ihm begründeten Journalen vertrat, hat er, wie Druey in Lausanne, den größten Theil seines Vermögens geopfert. Auf eifrigste wirkte er nicht allein der herrschenden Partei in Genf entgegen, er war auch für die Umgestaltung des unförmigen Staatskörpers der Schweiz bemüht und hat viel über die Mittel und Wege geschrieben, um einen Bundesstaat aus dem Staatenbund zu machen, ein System dafür aufgestellt und mit manchem anderen patriotisch tüchtigen Manne das Schicksal getheilt, nichts dafür erwirken zu können.

Ein Empfehlungsschreiben des Präsidenten Druey an Herrn James Fazy verschaffte mir die Ehre der Bekanntschaft desselben, deren ich mich mit Vergnügen erinnere. Herr Fazy hat seine Bildung in Paris empfangen und einen großen Theil seines Lebens in der Hauptstadt Frankreichs zugebracht. Seine Sitten, höfliche Formen und das Gepräge eines Mannes von Welt zeichnen ihn ebensosehr aus, wie eine stattliche

hohe Gestalt und ein offenes Wesen, das den republikanischen Grundlagen seines Charakters entspricht. Ein solcher Journalist, der zugleich Großrath ist, durch seine Familie Bedeutung in der Aristokratie hat, durch seine Gesinnung, seinen Umgang und durch sein Journal aber mit dem Volke in den arbeitenden Klassen in vielfache Berührung kommt, erhält dadurch zugleich die Bedeutung eines Staatsmannes, der, wie es geschehen ist, sich nächstens einmal an die Spitze der Geschäfte ver setzt sieht.

Herr Fazy war daher auch stets Gegenstand des Hasses der Aristokraten, die ihn auf alle Weise verfolgten, sogar einmal Wechsel, welche er in Paris ausgestellt hatte, aufkauften, um ihn ins Schuldgefängniß zu bringen, ihn als Falliten unfähig zu machen, seine Aktivbürgerrechte auszuüben und ihn aus dem großen Rathe zu stoßen. Dieser Plan mißlang, allein es fehlte nicht an erbitterter Feindschaft, welche endlich dahin führte, daß Fazy sich vor einigen Monaten seiner Arretirung nur dadurch entzog, daß er mit einigen Genossen nach St. Gervais zu seinen Freunden jenseit der Brücke, den Arbeitern, floh, und nun der Kampf begann, in welchem das Volk Sieger blieb und die Regierung gestürzt wurde. Hätte es unterlegen und wäre James Fazy in die Hände der triumphirenden Aristokraten gefallen, so ist kein Zweifel, daß er als Empörer erschossen, oder wenigstens auf lange Zeit in

einer der einsamen Zellen des pensylvanischen Gefängnisses gut verwahrt worden wäre, das er mir damals als einen Aufenthalt des Schreckens und der Rache mit allem Abscheu schilderte.

Die genfer Herren würden es um kein Haar breit anders gemacht haben, wie die siegenden Parteien in Luzern, Wallis und Freiburg. Sie hätten verurtheilt und eingesperrt, was von den Radikalen zu fassen war und Kriegsgerichte oder Commissionen ernannt, wenn sie fürchten mußten, daß das Geschworenengericht gegen ihren Willen urtheilen könnte. Die Radikalen haben dagegen ihren Sieg auch hier in keiner Weise gemißbraucht. Sie haben die Männer, welche mit Kartätschen ihre Mitbürger niederschießen ließen, vor kein Blutgericht gestellt, sondern ihnen nur aufgelegt, einen Theil des Schadens, den ihre Kanonenkugeln an den Gebäuden verübten, zu ersetzen, sonst aber sich bemüht, dem Volke in versöhnenden und friedlichen Wegen zum Recht zu helfen.

Damit sind sie noch beschäftigt, aber James Fazy hat bei Aufstellung der neuen Verfassung durch den Verfassungsroath gefährliche Klippen zu durchschiffen, um nicht entweder den Arbeitern die Herrschaft zu überliefern, oder von Neuem den reichen Geldmännern das Heft zu überlassen. Er hat mit Vorurtheilen aller Art zu kämpfen, namentlich auch mit religiösen, denn

ein Theil des genfer Landvolks, die Gemeinden, welche Savoyen abgetreten hat, ist katholisch. Eine volle Freiheit und volle Gleichheit, Ideen, welche aus den nordamerikanischen Republiken herüber verpflanzt werden sollen, oder in den republikanisch-sozialen Systemen der neuesten Zeit ausgesprochen wurden, finden heftigen Widerstand, selbst bei den meisten Radikalen, und alle diese kleinen Staaten der Schweiz, Genf nicht ausgenommen, haben so viel Herkömmliches und historisch tief Begründetes zu überwinden, daß kein schneller Schritt ohne gewaltsame Erschütterungen geschehen kann.

Vor allen Dingen müssen die Genfer bedenken, daß die Reichen die Mittel zu ihrer Industrie hergeben. Überall sind die Bürger ihre Schuldner, alle Landgüter sind ihnen verpfändet, ohne ihre Kapitale könnte kein Handel und Verkehr betrieben werden, der doch alle diese Arbeiter und Kleinbürger ernährt. Wenn die Geldmänner ihre großen Vermögen herausziehen und, wie sie gedroht haben, Genf verlassen und sich nach Frankreich wenden wollen, im Fall man sie und ihre Schätze den Händen des Volks überliefert, d. h. wenn sie die Herrschaft verlieren, so würde die Republik in eine sehr üble Lage gerathen. So leicht werden die reichen Leute freilich nicht fortziehen, aber ihre Drohungen sind schon ein gewichtiges Einschüchterungs-

mittel und ihre Macht, gegründet auf die eigenthümlichen Verhältnisse dieser industriellen Bevölkerung, ist nicht so leicht zu brechen.

Wenn Genf zu einer dauernden und wahren Freiheit gelangen soll, gehört dazu eine weise und vorsichtige Leitung, die von einem aufgeklärten Volke geschützt wird. Die Geldaristokratie wird kein Mittel unversucht lassen, aus ihrer Niederlage hervorzugehen, und ihr Einfluß ist ein so gewaltiger, daß keine geschriebene Verfassung dagegen schützen kann, wenn der Geist des Volkes nicht kräftig dagegen sich erhebt. Das kann nur durch Erziehung geschehen, durch gute Schulen, bis jetzt jedoch ist das Schulwesen in Genf sehr vernachlässigt. Es bestehen nur Privatschulen, vor kurzem hat der Staat die erste Primarschule eingerichtet, für die höhere Bildung sorgt noch immer das von Calvin gestiftete College.

Ich habe mit Herrn James Fazy und anderen Genfern mehrmals über die Zustände des Landes gesprochen und überall dieselben Urtheile und denselben heftigen Widerwillen gegen die herrschenden Familien gefunden, welche in so auffallendem Zerkwürfniß mit der öffentlichen Meinung damals die Regierung leiteten. Sonderbarer Weise versicherte man immer dabei, die Regierung sei mild, vorsichtig, fern von Verfolgungssucht; es sei fast nichts von ihr zu merken, sie hüte sich, zu beleidigen oder herauszufordern; auch hätten

die reichen Leute wenig directen materiellen Gewinn davon, obwohl es wahr sei, daß auch der Allerreichste gern ein Amt bekleide und einige hundert oder tausend Franken mitnehme, denn Geldverdienen sei eine tief eingewurzelte Leidenschaft jedes Genfers. Was die Genfer zumeist gegen die Regierung ausbrachte, war, daß es den Reichen überhaupt gelang, durch ihre Geldmacht die Herrschaft in Besitz zu nehmen, und daß sie diese, wie ich schon erwähnte, der französischen freiheitsfeindlichen Politik unterwarfen.

Der National Sinn der Genfer empörte sich gegen diese Abhängigkeit; es regte ihr Blut auf, wenn sie sehen mußten, welche schmachliche Rolle Genf auf den Tagelagungen spielte.

„Glauben Sie nur nicht,“ sagte Herr James Fazy einmal zu mir, „daß diese Regierung aus angestammter Milde so nachsichtig ist. Sie würde uns vernichten, wenn sie könnte, aber sie weiß sehr wohl, daß sie verloren ist, weil sie es wagt, den Tyrannen spielen zu wollen. Die Herren begnügen sich damit, uns nach Außen herabzuwürdigen, im Inneren schützt uns die allgemeine Unzufriedenheit und das Geschwornengericht, so daß sie weder Pressprozesse noch Verfolgungen beginnen, ja nicht einmal² zu wagen haben, Cautionen von den Journalen zu fordern. Sie haben das Übergewicht im großen Rathe, wo ich und ungefähr vierzig Männer die Opposition bilden, im Volke aber wächst die Ver-

achtung in solchem Maße, daß es nicht lange mehr dauern kann. Geben Sie Acht, bei dem ersten Anlaß wird Genf eine Revolution machen.“

So sagte James Fazy damals, und er sprach mit dem Ton der Wahrheit und der Überzeugung. Der große schöne Mann mit bligenden Augen, in voller Lebenskraft, geistig gewandt und beredt, dabei allen Klassen des Volks als treuer Verfechter der Freiheit wohl bekannt, hatte das Ansehen eines Volkstribunen bei ausbrechendem Sturme. Als ich aber seine Worte einem anderen Freunde mittheilte, war dieser sehr ungläubig, und indem er mir genau erklärte, wie abhängig ein großer Theil der Bevölkerung von dem Gelde der Reichen sei, fügte er hinzu: „James Fazy ist ein Mann der Illusionen. Sein lebendiger Geist und seine feurige Fantasie regen sich zu Hoffnungen auf, die schwerlich in Erfüllung gehen. Die Regierung ist wachamer und geschützter, als man glaubt. Sie hat sich nicht allein hinter einer Menge Beamten verschamzt, welche von ihr abhängen, denn es ist ein gerechter Vorwurf, daß sie 150 Beamten besoldet, wo 25 ausreichen würden, sie hat auch ein paar Hundert Soldaten und Offiziere in ihrem Solde, auf welche sie sich verlassen kann, endlich aber eine Polizei, die, so still sie ist, doch recht gut weiß, was vorgeht. Ohne ernsthaften Kampf und Blutvergießen wird die Regierung nicht fallen. Wenn sie siegen sollte, wird eine Zeit der

Reaktionen über uns kommen, wenn sie besiegt wird, werden wir den Parteileibenschaften überliefert werden und endlich doch wieder der Banquierwirthschaft in die Hände gerathen, denn ohne große Kapitale und Geldmänner kann Genf nicht bestehen, es müßte denn seine ganze Natur ändern.“

Was James Fazy damals zu mir sprach, ist seitdem wahr geworden, ob die Prophezeiungen seines Freundes sich ganz erfüllen, muß die Zukunft lehren. Aber wahr bleibt es, es ist unmöglich, in Genf ohne das Geld der Kapitalisten den Flor dieser großen Werkstatt einer mächtigen Industrie aufrecht zu erhalten, und kann man erwarten, daß der Einfluß des Geldes, dieses gewaltigen Hebels, sich dem Volkswillen dauerhaft unterordnen wird? Will man glauben, daß diese Reichen ihre Überzeugungen ändern werden, oder daß sie, verdrängt aus dem großen Rathe und Staatsrathe, sich dem Willen ihrer Mitbürger, die zum guten Theil ihre Arbeiter sind, geduldig unterwerfen?! Es wird in Genf noch gar manche Kämpfe kosten, ehe eine wahrhafte Vermittlung so verschiedener Elemente erfolgt und hierauf deutet auch die ganze Geschichte der Stadt, welche von je an einen Kampf gegen die reichen Familien abspiegelt.

In Genf arbeitet und handelt Alles, was arbeiten kann, und Geld ist das große Lösungswort, aber es ist doch auch ein künstlerischer Geist thätig und nicht allein

in Uhren und Schmucksachen, denn man findet ihn auch in den vielen Malern, welche hier leben, von denen mehre, wie Calame und Diday, einen hohen künstlerischen Ruf haben. Ebenso bekannt ist es, wie die Wissenschaften, namentlich die Naturwissenschaften, in Genf gepflegt wurden. Die Saussure, Vater und Sohn, Decandolle und eine Reihe von glänzenden und berühmten Namen bezeugt, daß die Genfer, denen man nachsagt, sie betrachten ihre Stadt als eine Hauptstadt der Welt und seien ungemein stolz auf deren Ehre und Ruf, einen gewissen Grund haben, es zu sein. Genf hat so viele berühmte Bürger erzeugt, daß wenige Städte mit ihm sich darin messen können und wollte man auch die Gelehrten, Künstler und Staatsmänner, wie Neckcr, Sismondi und Andere, vergessen, so würde Rousseau allein schon hinreichen, den Namen Genfs für immer zu erhalten. Der Sohn des armen genfer Uhrmachers, der die Welt in Bewegung setzte, dessen Schriften bald vom Henker verbrannt, bald vergöttert wurden, steht jetzt in Bronze gegossen von Pradier (auch ein genfer Künstler von Ruf) auf der Rousseauinsel in der Rhone und blickt mit seinem scharfen klugen Gesicht auf die Stadt, welche ihn einst ausgestoßen, und auf den See, an dessen reizenden Gestaden so viele ausgezeichnete Menschen schon gelebt und aus dem Getümmel der Welt sich in den Frieden einer edlen und großen Natur gereicht haben.

Hier in der Nähe liegt Coppet, wo einst der berühmte Theologe Pierre Bayle, später Nodder und seine geistreiche Tochter, Frau von Stael-Holstein, wohnten. Auf der anderen Seite, nur $1\frac{1}{2}$ Stunde von Genf, liegt Ferney, Voltaires berühmter Landsitz, der bei Frankreich geblieben ist, und an beiden Orten haben die geistvollsten und bekanntesten Männer und Frauen ihrer Zeit einen längeren oder kürzeren Aufenthalt genommen. Überhaupt ist Genf seit Jahrhunderten und bis auf unsere Tage eine Art geistiger Stapelplatz gewesen. Die Ufer dieses Sees lockten immer berühmte Fremde an, sich hier niederzulassen und die gastlichen Mauern Genfs nahmen viele davon auf und bewogen sie zum Bleiben. Dichter, Maler, Gelehrte, Forscher in allen Zweigen des Wissens, Staatsmänner und Verfolgte fanden Stellen hier, wo sie gern verweilten, und darin eben besteht der Ruhm und die Größe dieser kleinen Republik, daß sie alle diese geistigen Notabilitäten in sich aufnahm.

Ein Museum, welches der General Rath und dessen Familie gestiftet und das von ihm den Namen trägt, enthält treffliche Gemälde von Calame, Diday und mehre ältere und neue Werke, Statuen und andere Kunstwerke. Dazu kommen die Sammlungen der Akademien und die Gemäldesammlungen reicher Bürger, wie die des bekannten Herrn Eynard, nebst manchen Anderen, so daß kein Ort in der Schweiz so viel Kunstschätze besitzt, wie Genf. Bibliotheken, Lesegesellschaft

ten, zahlreiche und schöne Caffeehäuser mit vielen Journalen, ein geselliges und gastliches Leben in den Klubs; Bälle, Concerte und ein Kreis fein gebildeter und unterrichteter Männer machen Genf zu einem einladenden Aufenthalt für Fremde während der Winterzeit.

Man kann hier vortreflich leben, wenn man Geld dazu hat, oder wenn man Geschicklichkeit genug besitzt Geld zu verdienen; für die Armen ist dagegen zum Theil gut, zum Theil sehr schlecht gesorgt, je nachdem die Gemeinden ihnen wenige oder reiche Unterstützung verabreichen. Ein öffentlicher Fond ist nicht vorhanden, jede Kirchengemeinde sorgt für sich und um den Fremden, der in Unglück, Elend und Krankheit geräth, bekümmert sich Niemand; er muß bei seinen Landsleuten Hülfe suchen. Daher bestehen hier auch deutsche, französische und englische Unterstützungsvereine, die sich der Bedrängten annehmen und für sie sammeln. Alles das liegt in dem Wesen und den Einrichtungen der schweizer Gemeinden, die immer nur für den sorgen, der zu ihnen gehört und Hospitäler, Hülfs- und Versorgungsanstalten nur für ihre Bürger errichten; obwohl es an vielen Orten damit doch besser ist, als hier. Die Stadt Genf hat ihr eigenes, bedeutendes Vermögen und besorgt dessen Verwaltung; damit aber hat es eigene Verwandtniß. Als die Franzosen die Republik eroberten und verspeisten, wurde das städtische Vermögen einer Gesellschaft von angesehenen Bürgern übergeben, um

es als Privateigenthum vor der Einziehung durch den Feind zu retten. Damals bewegte sich Alles im Dunkeln, somit ging das sehr wohl an und Niemand erfuhr etwas davon. Später aber drehte man die Sache so, daß das Vermögen den Kindern und Nachkommen derer zugesprochen wurde, welche damals Bürger waren, wodurch die jung hinzukommenden Bürger völlig ausgeschlossen wurden. Die Verwaltung geschieht daher im Interesse der älteren Bürgerschaft. Der Staat zieht jährlich einen Theil der Zinsen, 30,000 Franken, das Übrige soll für Kirchen und Schulen verwandt werden, was von dem Ermessen der Verwaltung abhängt.

Da nun für das Bürgerrecht 400 Franken gezahlt werden muß, der Nichtbürger aber besser fortkommt als der Bürger, so ziehen es die meisten vor kein Bürgerrecht zu nehmen. Der größte Theil der Einnahmen des Staats fließt aus indirekten Steuern. Die Besizer zahlen Grund- und Vermögenssteuer, die jedoch nur $\frac{1}{2}$ p. mille beträgt; die Handel- und Gewerbetreibenden eine sehr mäßige Gewerbesteuer, welche 12 Franken nicht übersteigt; die Fremden endlich geben eine Fемdensteuer von 8 Franken. Man ersieht daraus, daß die Abgaben in Genf gering sind.

Nach dem Budget von 1845 kostet der Staatsrath 33,000 Franken, der große Rath 8000 Franken; die ganze Regierung mit allen Gehalten, Pensionen und Ausgaben 105,000 Franken; der protestantische Kultus

66,000 Franken, der katholische Kultus 42,000 Franken, die Justiz 72,000 Franken, das Militairwesen 86,000 Franken, dazu kommt jedoch die besoldete Truppe, einige hundert Mann Gendarmerie und Artillerie, welche die Regierung zu ihrer Sicherheit hielt und welche allein jährlich 135,000 Franken erfordert; ferner noch 98,000 Franken, die für Befestigungsarbeiten, Munition und Artilleriebeschaffung u. s. w. ausgegeben wurden, so daß der ganze Militairetat sich auf 320,000 Franken erhebt.

Da die Einnahmen des Staats nach diesem Budget 1,344,000 Franken betragen, so wurde fast der vierte Theil auf das Militair verwandt, was mit Recht von der Opposition als zuviel erachtet wurde.

Die Einnahmen fließen aus 22 verschiedenen Taxen und Steuern. Die Stempelsteuern, welche ungemein hoch bei allen Verkäufen und bei Erbschaften sind, brachten nebst dem Stempelpapier, dem Journalstempel, Spielfarten und der Jagd- und Fischereierlaubnis, 430,000 Franken, also ein volles Drittheil des ganzen Staatseinkommens. Die Douanen gaben 93,000 Franken, die Post 143,000 Fr., die Salzsteuer 126,000 Fr., die Thorsperre 22,000 Fr., die Abgabe für die Stadtwache (Taxe des Gardes) 125,000 Fr., die Grund- und Vermögensteuer 133,000 Fr. und hierzu kommen Abgaben auf Wagen, Dienerschaft, Billards, Gewinn am Schießpulververkauf, Pacht und Miethzins, Einnahme für die

Aufenthaltsorten der Fremden, welche allein 48,000 Franken einbrachte, Polizeistrafen, Versteigerungen u. s. w., durch welche das Budget vervollständigt wird.

Anerkennungswerth ist es, daß die Regierung für die Akademie jährlich an 50,000 Franken verwendet; daß sie die Schule der schönen Künste, die Industrieschule, die verschiedenen Gesellschaften für Künste und Wissenschaften, das Observatorium und die Turnanstalten unterstützt. Vorgeworfen aber wird ihr mit Recht, daß sie das Schulwesen dafür vernachlässigt hat.

Man sieht aus diesem Budget, aus der Art der Besteuerung, aus den hohen Stempelsteuern, Post- und Salzsteuer, Thorsperre u. s. w., daß das Besteuerungswesen unter einer radikalen Regierung wohl mancherlei Reformen empfangen wird.

Anziehend war für mich der Besuch der Gefängnisse, dieser traurigen Aufenthaltsorte unglücklicher Menschen, deren Vergehen gegen die Gesellschaft unsere Zeit nicht allein zu strafen, sondern die Verirrten auch zu bessern beabsichtigt und deswegen verschiedene Systeme aufgestellt hat, bei denen man oft über den Zweck die Mittel zu wenig beachtet. Denn man heiligt das Grausamste und Unmenschlichste und treibt ein furchtbares Spiel mit der Natur des Menschen, wenn man ihn zu jahrelanger Vereinsamung oder zu einem Schweigen verdammt, durch welches man gleichsam die Zunge im Munde festnäht. Es ist bekannt, wie viele beredte und gelehrte

Vertheidiger diese Systeme preisen, wie manchen Fanatikern darin nie genug geschehen kann und wie es vielen nicht einmal genügt, daß die Verurtheilten in Zellen einsam sitzen, wo ihnen selbst der Anblick des Himmels durch gerippte oder mattgeschliffene Fensterscheiben entzogen wird; denn so weit geht die grausame Lust an Befehrung der Sünder, daß die Ärgsten öfter schon Vorschläge gemacht haben, den Eingesperrten die Ohren zu verkleben, ihnen eiserne Masken über die Köpfe zu ziehen und todtwürdigen Verbrechern, statt sie hinzurichten, die Augen auszustechen, damit in dem trostlosen Schweigen der Zelle die Seelen der des Gesichts und Gehörs Beraubten durch Reue und Buße sich reinigen und retten.

Eben so bekannt ist dagegen, was von Menschenfreunden gegen diese grausamen Besserungssysteme gesagt worden ist, deren Schrecken so leicht fühlende Herzen hinreißen, sie mit den schwärzesten Farben zu schildern und ein Grab des Entsetzens aus diesen Kerkern zu machen, in welchen lebendig todtte, von der Welt vergessene Wesen verlernen, daß sie zur Menschheit gehören.

Wenn man sich denkt, daß ein Gefangener eine lange Reihe von Jahren, oder auch nur mehrere Jahre in gänzlicher Vereinsamung leben soll, so können seine Leiden nicht gräßlich genug dargestellt werden. Glücklicher Weise aber ist es nicht ganz so arg, auch in Amerika kommt man mehr und mehr von der äußersten

Strenge zurück. In England kann die einsame Haft nie über ein Jahr hinaus dauern und wird nur an Verbrechern vollzogen, welche auf eine Reihe von Jahren oder auf Lebenszeit deportirt werden sollen. In Preußen aber, wo man so eben pensylvanische Gefängnisse errichtet, wird man ohne Zweifel auch zu anderen Grundsätzen kommen und kann unmöglich die langwierigen Freiheitsstrafen unseres jetzigen Gesetzbuches auf einsame Zellenhaft anwenden.

In der Schweiz waren die Gefängnisse bis auf die neueste Zeit in den traurigsten Zuständen und sind es zum Theil auch noch, allein seit dem Jahre 1830 haben manche Kantone und darunter die aufgeklärtesten und größten, viel für die Straf- und Besserungsanstalten gethan, während die kleinen und katholischen Kantone in Zuständen geblieben sind, wie ich sie schilderte. Auch hierin bietet die Schweiz ganz ungemeine Gegensätze. Denn während in Zürich, St. Gallen, Bern, Lausanne und Genf sich wohleingerichtete Gefängnisse und Zuchthäuser befinden, in welchen Prügelstrafen gänzlich abgeschafft sind, steht das Gefängnißwesen ihrer nächsten Nachbarn noch auf der tiefsten Stufe; Prügel und Peitsche bilden die Zuchtmittel und die schmutzigen Stodhäuser sind so mittelalterlich, wie die ganze Gesetzgebung.

Wir dürfen uns in Deutschland eben auch nicht über allzugroße Fortschritte im Straf- und Besserungs-

wesen freuen, denn selbst in dem, seine Fortschritte so oft rühmenden, Preußen spielt noch immer der Stod eine Hauptrolle und kein Gerichtstag vergeht, an welchem die Criminaljustiz nicht Prügelstrafen in Fülle distirte. Die Hauptkantone der Schweiz sind daher weiter als wir; ihre Gesetzbücher huldigen aufgeklärteren Grundsätzen, als die unseren und mit allen ihren Mängeln wird es ihnen leichter fertig zu werden, da aus dem souverainen Volk und dessen Repräsentanten schneller Abhülfe kommen kann, als in einem großen monarchischen Staate, wo jedes Gesetz die Prüfung von Kommissionen, gesetzgebenden Ministerien, Staatsrätthen, Ministern, Staatsministerien und Kabinetten zu durchlaufen hat, ehe es nach Jahren vielleicht ins Leben tritt um dann als unbrauchbar verworfen zu werden, weil es Grundsätzen huldigt, die mit zeitgemäßen Reformen nicht zu vereinbaren sind.

In der Schweiz haben sich zwei Systeme im Gefängnißwesen geltend gemacht, die überhaupt sehr am meisten angewandt werden: das Auburnsche System, oder das System des Schweigens bei gemeinsamer Arbeit, und das System gänzlicher Einsamkeit, das pennsylvanische System.

Das Auburnsche System wird in Zürich, Bern, Lausanne und am vollständigsten in dem neuen Zuchthause zu St. Gallen angewandt, wo die Gefangenen nächtlich in gesonderten Zellen schlafen und ihr gänzli-

des Schweigen mit größter Strenge durchgeführt wird. In Zürich, Bern und Lausanne hindert die Anlage und Bauart der Häuser die vollständige Absonderung, namentlich in Bern, wo viele Gefangene in Sälen gemeinsam schlafen, da nur 200 Zellen vorhanden sind. Ich habe alle diese Gefängnisse besucht und es thut mir leid, meinen Raum so beschränkt zu sehen, daß ich nicht näher hier darauf eingehen kann. Überall werden die Gefangenen mit Spinnen und Weben, mit Kleider- und Schuhwerkverfertigung und mit Nähen und Strohflechten beschäftigt, überall auch hat man die beherzigungswerthe Einrichtung getroffen, ihnen, wenn sie sich gut aufführen, einen gewissen Theil ihres Verdienstes zu überlassen, der für sie gespart wird und beim Austritt aus dem Gefängniß ihnen das Mittel giebt, nicht sofort wieder von Noth und Elend zu Verbrechen getrieben zu werden, was bei uns leider fast immer der Fall ist, weil in unseren Strafanstalten der Gefangene nur für die Casse der Anstalt arbeitet und wenn er entlassen wird, ganz hülflos in die Welt sich gestoßen sieht, wo man ihm zumuthet sich ehrlich und redlich zu ernähren.

Die Direktoren der Zuchthäuser sind, wie alle Beamte der Schweiz, durch Wahl aus den sich dazu meldenden Bürgern hervorgegangen und oft mag die Klage gerechtfertigt sein, daß völlig ungeeignete Personen zu diesem wichtigen Amte gelangen, wohin nur Männer

rassen, welche Herzen voll hoher Menschenliebe, neben einem festen Charakter, einen unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn, Scharfblick, Menschenkenntniß und eine wahrhafte Neigung zu ihren schwierigen Beruf mitbringen. Ich habe in dem Zuchthause zu Zürich den ehemaligen Direktor dieser Anstalt, Hottinger, gefunden, angeklagt die Gefangenen mit fürchterlicher Grausamkeit behandelt und auf Kosten ihrer Erhaltung und Verpflegung die Casse bestohlen und betrogen zu haben. Einen unglücklichen Gefangenen ließ der unmenschliche Direktor verhungern und erst in Folge dieser Unthat, welche zufällig die Öffentlichkeit erreichte, kam es zu einer Untersuchung seiner langen Amtsführung und zur Enthüllung seiner Verbrechen. Die Regierung hatte sich bis dahin wenig um das Zuchthaus gekümmert, dessen Direktor eine so unbeschränkte Gewalt ausübte, daß keiner der Mißhandelten gegen ihn zu klagen wagte. Jetzt ist Hottinger, der aus Habsucht zum Dieb und Mörder wurde und ein hübsches Vermögen gesammelt hatte, mit dem er sich ein Landgut zu kaufen dachte, vor einigen Monaten zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt und hat die furchtbare Schmach zu ertragen, im grauen Leinwandkittel am Webstuhl zwischen denselben Menschen zu arbeiten, die er so oft als Direktor mißhandeln und hungern ließ.

Der jetzige Direktor der Strafanstalt in Zürich, Herr Schweizer, ist, wenn ich nicht irre, Buchbinder gewesen,

ehe er zu seinem Amte kam, aber es ist ein sehr strebsamer und wohlunterrichteter Mann, der sich die größte Mühe giebt die Anstalt zu vervollkommen, die Mängel derselben aufzusuchen und zu verbessern, und dessen Eifer und Pflichtstrenge mit einem menschenfreundlichen Herzen gepaart sind. Seit Hottingers Grausamkeiten entdeckt wurden, die einen Schrei des Abscheus und Entsetzens in der ganzen Schweiz hervorbrachten, hat dies die gute Folge gehabt, daß überall die Theilnahme für das Loos der Strafgefangenen wuchs und die Regierungen eine aufksamere Überwachung von Seiten des Staates anordneten, obwohl in Zürich und Bern noch gar Vieles im Gefängniß- und Strafwesen zu verbessern bleibt.

In Bern ist ein ehemaliger Pfortenbäcker, Namens Neukomm, Direktor der Strafanstalt, der mir von glaubwürdiger Seite als ein durchaus nicht an seine Stelle passender Mann geschildert wurde, welcher den guten Posten, der 2400 Franken Gehalt bei freier Wohnung u. s. w. einträgt, nur dem Parteiwesen zu danken habe. Im Übrigen ist auch die berner Strafanstalt ausgezeichnet durch große Reinlichkeit, und, menschlicher als in Zürich, tragen die Schwerverurtheilten dort keine Ketten, sondern nur einen Eisenring. Es ist in diesen Strafanstalten noch zu viel von den alten Einrichtungen übrig geblieben, auch hindert die Gesetzgebung zuweilen an Reformen. Die alten Schellenwerke der Schweiz,

wo die Verbrecher in Ketten saßen, haben sich mit den neuen Zucht- und Strafanstalten verbunden. In Zürich kommen sogar alle zu Gefängnißstrafe Verurtheilte nebst Untersuchungs- und Polizeigefangenen ins Zuchthaus, so daß leichte und schwere Verbrecher, Diebe, Mörder, Brandstifter und solche Personen, die vielleicht wegen Schlägerei oder ganz gewöhnlicher Vergehen verurtheilt wurden, zusammen arbeiten müssen, nur daß die Schellenwerksträflinge in Zürich Ketten, in Bern Eisenringe tragen.

Das läßt sich in großen Strafanstalten, wo gemeinsam gearbeitet werden soll, kaum vermeiden, und wenn die Sache recht angefaßt würde, könnte es sogar zum Guten ausschlagen, wenn man verwilderte Gemüther, Menschen, die schwer gefehlt haben, mit besser gearteten und schuldloseren zusammenbrächte, denn es früge sich, ob nicht bei richtiger Leitung das Gute eine überwältigende Einwirkung auf das Böse üben würde. Aber es ist hier noch manches Andere zu bessern, wie z. B. in Zürich, wo das Gesetz die Zuchthausstrafe häufig dadurch schärft, daß der Gefangene so und so viel mal im Jahre auf einen oder mehrere Tage bei Wasser und Brod in ein dunkles Gefängniß gesperrt werden soll, und mag er sich nun auch noch so fleißig und ordentlich betragen, er wird doch in die dunkle Strafzelle gebracht und das Urtheil an ihm vollzogen, gerade wie man früher auch bei uns die Gefangenen zum Willkommen

und Abschied und in bestimmten Zeiträumen peitschte, was man in Zürich in Brod, Wasser und Finsterniß übersezt hat.

In Bern werden die Sträflinge theilweis auch für Feldarbeiten und Bauten vermietet, in Zürich zu öffentlichen Arbeiten verwandt und nur in St. Gallen hat man nicht allein für eine vollkommne Durchführung des Auburnschen Systems gesorgt, sondern der Anstalt auch zwei Geistliche und einen Lehrer gegeben, welche die 80 bis 100 Sträflinge häufig besuchen, trösten, ermahnen und unterrichten sollen. Endlich besteht hier allein ein Schutzverein für entlassene Gefangene, der in allen Bezirken des Kantons Mitglieder besitzt, welche die Verpflichtung haben, die in Freiheit Gesezten auf drei Jahre bei rechtschaffenen Leuten unterzubringen, wo sie ihre Schützlinge beaufsichtigen und zum Guten anhalten. Ohne solche Vereine wird kein System gute Früchte tragen; denn nur, wenn Menschenfreunde sich der Verlassenen und Entehrten annehmen, sie aufrichten, ihnen Unterkommen verschaffen und ihnen ermahnend und schützend zur Seite stehen, kann man hoffen, daß der größte Theil sich wirklich bessert und dem Elende oder der Versuchung nicht von neuem unterliegt.

Die Geseze der meisten Schweizer Kantone sind, eben weil sie größtentheils aus alten Zeiten stammen, außerordentlich streng. Geringfügiger Feld- und Hausdiebstahl, der nach unserm Recht eine Einsperrung von

4 bis 6 Wochen nach sich ziehen würde, wird mit Zuchthaus bis zu zwei Jahren bestraft, und die aus dem Volk gewählten Richter zeigen gegen die Angeschuldigten, wenn nicht besondere Umstände obwalten, weit weniger Milde, als die Mitglieder der gelehrten Richterkasse unserer Monarchien, welche bei weitem objectiver die Gegenstände beurtheilen, weil sie durchaus nicht dabei betheiligt sind. Der Richter in der Schweiz fühlt sich als Eigenthümer, als Bürger und ist obenein vielleicht in manchen Vorurtheilen befangen, die ihn zur Strenge neigen. Hierin liegt gewiß eine Erklärung, warum die Gesetzgebung der Schweizer in den meisten Kantonen so harte Strafen festhält und nicht leicht zu Reformen gelangt, weil die Majorität diese alten Gesetze noch für vollkommen gerechtfertigt betrachtet.

Ernährt werden die Gefangenen in den Zuchthäusern weit besser als bei uns. Sie erhalten gewöhnlich Morgens, Mittags und Abends eine warme Suppe, ein bis zwei Male Fleisch in der Woche, hinreichendes Gemüse und gutes Brod, in Bern sogar Sonntags einen halben Schoppen Wein. Wie kläglich werden dagegen bei uns die Gefangenen ernährt, wo nie von Fleisch die Rede ist, die größte und magerste Kost die meisten in fortgesetztem Hunger hält und Marasmus die vorherrschende Krankheit der Strafanstalten bildet.

Gens allein hat ein Gefängniß nach pensylvanischem System eingerichtet, das hier durch den Einfluß

der Methodisten ausgeführt wurde, dem Staat eine halbe Million Franken kostet und Jahresausgaben von 30 bis 40,000 Franken nöthig macht. Dies Zellengefängniß ist ganz nach den amerikanischen Mustern erbaut. Es heißt l'evêché, weil es an der Stelle errichtet ist, wo einst der bischöfliche Pallast stand, und besteht aus zwei Flügeln, in deren Mitte die Kirche und das Gefängniß für Kinder sich befindet. Das Volk haßt dies Zellengefängniß in so hohem Grade, daß mir mehrmals versichert wurde, sobald es einmal Meister der Regierung sei, werde es keinen Stein auf dem andern lassen, was allerdings bis jetzt nicht geschehen ist. Aber es ist kein Wunder, wenn dies Gefängniß gehaßt wird, denn es wird dem Volke zumeist bekannt, da es alle Gefangene ohne Unterschied aufnimmt, die auf weniger als ein Jahr verurtheilt werden. Man ist in Genf so menschlich gewesen einen Unterschied in der Zeit der Einsperrung bei der Anwendung dieses Gefängnisses zu machen, aber man verurtheilt ohne Sonderung alle diejenigen, welche irgend eines Vergehens wegen zu ein paar Wochen oder Monaten Gefängniß kommen, diese Haß in einsamen Zellen zu überstehen, und bereitet ihnen dadurch große Leiden. Machte man von diesem Gefängnisse eine richtige Anwendung, so würde man die einsamen Zellen nicht nur zur Untersuchungshaft verwenden können, wie es wirklich geschieht, sondern man würde auch schwere Ver-

brecher auf eine Zeit lang dort einsperren, bis sie durch Einsamkeit, Arbeit, Ermahnung und richtige Behandlung den Grund zu einer Besserung legten, welche, sobald ihre Führung und ihre gefaßten Vorsätze es erlaubten, nach Einsicht der Vorstände des Gefängnisses, gemeinsame Arbeit zulässig machte. So wie man jetzt dies Gefängniß verwendet, ist es nur eine Qual für die unschuldigste Klasse der Gefangenen, und man kann es den armen Leuten, die hier eines geringen Vergehens wegen eingesperrt sind, nicht verargen, wenn sie die Zellen verfluchen und hassen.

Im Übrigen werden die Gefangenen gut behandelt und dies ist überhaupt ein großer Vorzug der Zellengefängnisse. Die grausamen Strafen fallen darin fort. Prügel namentlich werden sie überall überflüssig machen. Man nimmt den Gefangenen die Arbeit, wenn sie unfolgsam sind und gegen die Hausordnung fehlen, was gewiß schon sehr hart ist, denn es ist ihre einzige Unterhaltung und deren Entziehung wird von den meisten sehr gefürchtet. Bei öfteren Fehlern nimmt man ihnen die Matrage, den Schnupftaback, giebt ihnen Wasser und Brod oder im äußersten Falle sperrt man sie in eine dunkle tiefe Kellerzelle ohne Bett und warme Nahrung. Drei Tage ist die härteste Strafe dieser Art, allein sie kommt, wie mir der Direktor sagte, sehr selten in Anwendung, denn die Widerspännigen werden gewöhnlich durch Arbeitsentziehung und Verlust der kleinen Vergünstigungen,

namentlich des Schnupstabacks, folgsam und fleißig. Jedes Gefängniß wird täglich wohl 15 bis 20 Mal besucht. Der Direktor, die Aufseher, der Pfarrer kommen, und zwar zu den Protestanten ein protestantischer Pfarrer, zu den Katholiken ein katholischer Geistlicher. Das Gefängniß zu besuchen ist jedem Fremden auf Eintrittskarte erlaubt, die Zellen betreten darf jedoch Niemand, allein an jeder Thür ist ein Schieber, unter dem ein feines Drahtgitter liegt, durch welches man das Innere übersehen kann, während es dem Gefangenen unmöglich ist zu hören oder zu sehen, daß Jemand sich in seiner Nähe befindet. Auf den Korridoren liegen dicke Strohmatten, welche jedes Geräusch der Gehenden abhalten, kein lautes Wort darf gesprochen werden und dies Schweigen des Todes, diese tiefe, fürchterliche Ruhe ist besonders beängstigend.

Man gebraucht die Vorsicht den männlichen Theil der Besucher nur die männlichen Gefangenen, den Damen nur die gefangenen Frauen zu zeigen, weil man zuweisen sonst zu sehr ungeeigneten Anblicken kommen könnte. Im Grunde sollte man der bloßen Neugier gar keine Concessionen machen, sollte die Gefangenen ganz damit verschonen und nur denjenigen den Eintritt verstaten, die einen wissenschaftlichen Zweck dabei verfolgen. In jeder Zelle befindet sich ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett mit Matratze und Decke und ein Gefäß für die nöthigen Bedürfnisse. Man gestattet den

Gefangenen Schreibzeug und giebt ihnen eine Bibel und Erbauungsschrift, denn man verfolgt hauptsächlich, wie überall, so auch hier, den Grundsatz sie durch das Christenthum zu bessern, und sucht das Gute auf einer religiösen Grundlage zu befestigen. Gewiß ist dies ein wohlzubeachtender Weg, aber er sollte nicht der einzige sein, darum scheint mir der Plan, welchen die Regierung in Waadt jetzt hegt, ein ebenso verständiger, wie menschenfreundlicher und wohlthätiger. Man geht dort damit um, den Gefangenen nicht allein die Bibel, sondern auch andere belehrende und gemeinnützige Schriften zu gestatten, dem Handwerker Bücher und Schriften über sein Handwerk, dem Ackerbauer Bücher über den Ackerbau u. s. w. zu reichen, dabei ihnen zu ihrer Erholung und Ermunterung Geschichtsbücher, Erdbeschreibungen und wohlthätig anregende, das Gute fördernde Schriften in die Hände zu geben, welche geeignet sind, das Nachdenken zu erwecken und die geistigen Kräfte zu Entschlüssen zu ermuntern.

Wir haben gesehen, sagte mir einer der Staatsräthe in Lausanne, daß das bloße Lesen der Bibel und die Ermahnungen der Prediger wenig fruchten. Die Menschen ermüden daran und müssen sich langweilen, wenn sie immer nur christliche Moral erhalten. So fruchten auch die jetzigen Systeme nichts. Unter der einsamen Haft stirbt der Mensch ab, seine Kräfte schwinden, er wird zur Maschine und verfällt in Schwermuth,

Wahnsinn oder Stumpfsinn; das Auburnsche System dagegen macht ihn zum Heuchler, erfüllt ihn mit Wuth und Arglist und ist noch weit fürchterlicher in seinen Folgen, als das strenge Zellsystem. Wir wollen daher die Gefangenen nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten, vornehmlich aber mit Landbau, beschäftigen, ihre Menschenwürde in jeder Weise aufrecht erhalten, sie belehren, so viel nur möglich, ihren Eifer durch Anerkennung und durch Belohnungen fördern und ihre Strafen durch Beschämungen verdoppeln; dabei sie in Klassen theilen und durch Versetzung von der einen in die andere ihnen Aussicht auf Ablürzung ihrer Haft und auf gänzliche Befreiung gewähren; endlich dafür sorgen, daß sie kleine Summen sparen und beim Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft Freunde finden, welche sich ihrer annehmen und sie davor zu bewahren suchen, sich von neuem zu Verbrechern zu machen.

Diese edle Absicht hörte ich mit Freude. Sie ist so menschlich und richtig, daß man nur wünschen kann, die Regierung des Waadtlandes beeile sich, sie ins Leben treten zu lassen und zeigte der Welt, daß die Herrschaft des Volks, welche so oft geschmäht wird, am besten im Stande ist, die tiefsten Wunden der menschlichen Gesellschaft zu heilen.

Was gegen das Auburnsche System gesagt wird, habe ich vollkommen bestätigt gefunden. Es ist ein schreckliches, unmenschliches System, weit grausamer als

das pensylvanische, weit unnatürlicher als dies, denn es verdammt den Menschen stumm neben seinem Mitmenschen zu sitzen, verdammt ihn zu einem ewigen Schweigen, zu einem steten Heucheln, zu einer fortgesetzten List und Verschlagenheit, um den Aufseher zu täuschen, zu einem Gewebe von Lüge und Bosheit, zu einem beständigen schrecklichen Zwang, gegen den sich Alles im Menschen sträubt und dessen Folgen eine wahre Besserung unmöglich machen. Man denke sich das Gräßliche, den ganzen Tag über keinen Laut von sich zu geben, nicht allein bei der Arbeit, sondern auch in den Feierstunden, bei den Spaziergängen, wo die Gefangenen auf kleinen Räumen im Kreise umhergetrieben werden; wie Pferde in der Mühle, muß jeder zwei Schritte von dem Anderen bleiben und ein Aufseher beobachtet genau, daß Niemand sich etwas zusüßere. Des Mittags in ihren Zellen eingeschlossen, des Nachts ebenfalls, oder wenn sie gemeinsam schlafen, immer einen Aufseher neben sich, der unerbittlich Jeden einer strengen Strafe überliefert, der es wagt den Befehl zu übertreten, welcher seine Zunge stumm und ihn zu einer schweigenden Maschine macht, ist das Loos dieser Unglücklichen eines der schrecklichsten, was gedacht werden kann.

Man muß in Gefängnissen nach Auburn'schem Systeme gewesen sein, um das Furchtbare desselben zu begreifen. Kaum weiß man dann, wer mehr zu beklagen

ist, die Gefangenen oder die Aufseher. Denn welches Leben führen diese! In den Arbeitsälen stehen sie auf einer Art Lehrstuhl oder Kanzel und vom Morgen bis zum Abend überwachen sie die Lippen und Hände der zum Schweigen und Arbeiten verdamnten, herabgewürdigten athmenden und lebenden Maschinen. Man sieht in solchem Saale zwanzig oder dreißig menschliche Wesen, die Automaten gleichen. Die Weberseiffe rasseln, die Räder lärmen, oder sie schneiden, schustern, schmieden und hämmern, aber kein menschlicher Laut wird gehört. Die blassen Gesichter, denen die Gefängnißluft meist eine Leberfarbe aufgedrückt hat, sehen wie erstarrt, oft aber düster und tückisch aus, und während ihre lauernden Blicke umherfliegen, verräth doch keine Bewegung, daß ihre Seelen von einem Eindruck ergriffen würden, dem die Organe folgten, denn der Aufseher steht dort, der jeden Blick, jedes Lächeln, jeden Wink überwacht und sofort auf dem Papier vermerkt, das vor ihm liegt.

In Genf ist das zweite Gefängniß, wohin alle männlichen Gefangenen gebracht werden, welche länger als auf ein Jahr verurtheilt sind, nach Auburn'schem System eingerichtet und ausgezeichnet gut, ebenfalls mit zwei Flügeln gebaut. Der Direktor kann aus seinem Geschäftslokale durch verborgene Öffnungen in die Arbeitsräume blicken; Hörtröhen geben ihm von jedem Laut Nachricht, welcher dort gesprochen wird. Er selbst

war jedoch ein entschiedener Gegner des Auburnschen Systems, das er ein System zur Vollendung der Demoralisation nannte. Wenn Sie wüßten, sagte er, wie wenig Besserung dadurch erzielt wird und welche Erfahrungen ich hier täglich mache, wie List und Bosheit stets geschäftig sind, die Wachsamkeit der Aufseher zu betrügen, und welche Heuchelei dabei angewandt wird: Sie würden mir beistimmen, daß nichts Besseres geschehen könne, als überall das Zellengefängniß einzuführen. Darin stimmte ich dem Herrn Direktor freilich nicht bei, denn auch das Zellengefängniß mit seiner Vereinsamung ist entwürdigend für die Menschheit und eine der fürchterlichsten Grausamkeiten, die der frommelnde Wahn unserer Zeit erfunden hat, um menschliche Wesen zu quälen. Nur wenn die einsame Zellenhaft auf kurze Zeit angewandt wird, um schwere Verbrecher damit schärfer zu strafen und der Reue zugänglicher zu machen, kann man sie vertheidigen, aber auch dann nur, wenn man den Gefangenen nicht allen Trost des Lebens entzieht und in der Grausamkeit nicht so weit geht, ihnen die ganze Außenwelt und selbst das Himmelslicht abzuschneiden.

Hier in Genf haben die Zellenfenster wenigstens eine Scheibe, durch welche der Gefangene den Himmel und sein Licht sehen kann, auch steht in jeder Zelle ein Stock, mit welchem nach Belieben das ganze Fenster zu öffnen ist. So ist es auch in Lausanne, wo die Ge-

fangenen, welche von 3 bis zu 10 Monat Gefängniß verurtheilt worden, ebenfalls in Zellen sitzen, wozu man durch Annahme der Meinung bewogen wird, daß es die Ehre eines Gefangenen weniger verlege, während seiner Haft allein zu sein, als gemeinsam mit schweren Verbrechern zu arbeiten. Die auf längere Zeit Verurtheilten arbeiten nach Auburns System gemeinsam und werden Nachts in Zellen eingeschlossen, welche die Arbeitsfäße umringen.

Ernährt werden sie Alle sehr gut. Jeder Gefangene erhält in Genf täglich 22 Unzen Brod, Morgens und Mittags jedesmal $1\frac{1}{2}$ Quart Gemüse, Abends Suppe, Erdtoffeln, Rüben u. s. w. Dazu zweimal wöchentlich Fleisch und in Lausanne sogar einen Morgen um den anderen Kaffee. Licht ist bis neun Uhr Abends gestattet. In Genf und Lausanne überläßt man den Gefangenen einen Theil des Arbeitsvertrages. Im Zellengefängniß zu Genf erhält der Gefangene, wenn er zum ersten Male dort ist, die Hälfte gutgeschrieben, Rückfällige nur $\frac{1}{2}$. Im Gefängnisse nach Auburnschem System bestehen vier Klassen, die entweder zur Strafe gar nichts, oder $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ und die Hälfte ihrer Verdienste empfangen, je nachdem man mit ihnen zufrieden ist und sie hinauf- oder heruntersetzt. In Lausanne gehört den Gefangenen $\frac{1}{3}$ der Arbeit, mit welcher sie monatlich 3 bis 5 Franken erwerben können. Rückfällige bekommen nur $\frac{1}{3}$ oder noch weniger.

Auch der Direktor der Strafanstalt zu Lausanne erklärte sich entschieden gegen das Auburnsche, aber auch gegen das Pensylvanische System. Bei beiden, sagte er mir, ist eine Abnahme der geistigen Fähigkeiten sehr wohl wahrzunehmen, ganz besonders aber bei den nach Auburn behandelten Gefangenen, wo gewöhnlich schon nach 3 Monaten ein Hinschwinden der geistigen Kräfte, ein Versunkensein in sich, Gedächtnißschwäche und ein maschinenartiger Zustand eintritt. Ich besuchte die Zellen der Gefangenen und fand, daß die meisten sich eine Art Kalender gemacht hatten, um den Tag, Datum und Monat nicht zu vergessen. Der Direktor theilte mir mit, daß zuerst sich bei den Meisten das Gedächtniß für die Dauer ihres Aufenthalts im Gefängnisse verliere, bis nach und nach eine völlige Gleichgültigkeit für Zeit, Ort und Vorgänge sie überwältige. Dies fand ich auch bestätigt, als ich in die Zelle eines jungen Mannes trat, der wegen körperlicher Verletzung eines Gegners bei Gelegenheit eines Streits auf neun Monate hier eingesperrt war. Ich fragte ihn, wie lange er hier sei, und sein blaßes Gesicht röthete sich mit einem Ausdruck ängstlicher Spannung, als er den Direktor bittend anblickte und mit leiser Stimme sagte: „Ich habe es vergessen, ein Gefangener vergißt das schnell hier. Wie lange ist es, ich weiß es nicht mehr?“ Er war vier Monate in der Zelle und sie mußten ihm zur Ewigkeit geworden sein. Sein unbeschreiblich trauriger Blick hef-

tete sich auf den Direktor, als dieser mir mittheilte, er habe noch fünf Monate hier zu verweilen. Schweigend griff er zu seiner Arbeit und wendete sich ab. Dieser arme junge Mann saß vier Monate erst in der einsamen Haft und die Zeit hatte für ihn kein Maß mehr, sein Gedächtniß hatte in der Eintönigkeit seiner Tage die Erinnerung daran verloren und doch konnte er den Himmel sehen, sogar die Bäume und die fernen Berge; er konnte täglich zwei Male eine halbe Stunde spazieren gehen und man nahm es hier nicht so genau mit dem Erblicken anderer Gefangenen. Nun denke man sich die Leiden und das schreckliche Schicksal eines Unglücklichen, der vier Jahre in einer Zelle steckt, die wie die Zellen des berliner Gefängnisses matt geschliffene Scheiben hat, wo alle List und Kunst angewandt ist, daß kein Ton zu seinem Ohr bringt, kein Unglücksgefährte ihn sieht oder hört, wo eine ewige todte Stille ihn umgiebt, die nur durch Gebete, Ermahnung und Predigten unterbrochen wird.

Und dennoch wollte ich für mein Theil weit lieber in einer solchen Zelle sitzen, als nach Auburns System zum Schweigen verdammt unter menschlichen Parven. In seiner Zelle kann der Gefangene doch seine Stimme brauchen, er kann sich bewegen, rasten, gehen; er ist nicht der unerträglichen Pein einer steten Aufsicht unterworfen, die jeden Blick bewacht. Ich kann es recht wohl begreifen, daß in Lausanne sich jetzt eine Frau

befindet, die zu fünf Jahr Gefängniß verurtheilt ist, aber um Gottes Willen gebeten hat, sie einsam einzusperren, und sich weigerte, in Gemeinschaft zu arbeiten, bis man ihren Willen erfüllte. Man muß endlich dahin kommen, jene beiden schrecklichen Systeme zu vernichten. In Lausanne wird man es thun und ein menschliches, würdiges Straf- und Besserungsverfahren beginnen. Man kann dort auch nur sehr schwer noch Aufseher und Aufseherinnen bekommen und gewiß, es ist zu bewundern, daß sich redliche und gute Menschen überhaupt zu einem Dienste hergeben, der zu den fürchterlichsten gehört, die ich kenne.

IV. Kapitel.

Die Dampfschiffe auf dem See — Die französischen und die deutschen Schweizer — Die Esel in Genf — Fahrt über den See — Die Ufer — Alte Städte, Schlösser und Weinberge — Neuchâtel und Montreux — Die Gasthäuser und Pensionen — Von Cuchy nach Lausanne — Der Kanton Waadt — Uhrenindustrie in St. Croix — Bevölkerung — Umgestaltungen durch die Revolution — Großer Werth des Bodens — Ackerbau und Viehzucht — Gang zur Besserei — Trotziger Sinn der Bauern — Volkscharakter — Die beiden Revolutionen von 1831 und 1845 — Die religiösen Fehden — Die Pfarrer — Die freie Kirche und die Staatskirche — Bestreben der Geistlichkeit sich von der Obergewalt des Staates zu befreien — Politische Gesinnungen der Pfarrer und Lehrer — Ihre feindliche Stellung zu der neuen Regierung — Die Revolution vom 11. Februar 1845 — Versammlung des Volks auf dem Montbenon — Der Präsident Druet — Veräumdungen des Staatsraths — Weigerung der Pfarrer eine Proclamation von der Kanzel zu lesen — Bestrafung einer Anzahl Geistlicher — Abtretung der Geistlichkeit in Masse von ihren Ämtern — Sieg des Staatsraths und des Volks gegen die verschworenen Pfarrer — Versuche durch fortgesetzte Veräumdungen die Regierung um Achtung und Ansehen zu bringen und das Land in Unruhe zu setzen — Die Justiz des Kantons — Die Verfassung — Auch die Almosenempfänger haben das Active-Bürgerrecht — Abgaben und Steuern — Die Einnahmen und Ausgaben — Das Militairwesen — Schusswaffen und Schussfeste in der Schweiz und im Waadtlande — Die Säulen — Fortschritt derselben — Geschätzte Lage der Lehrer — Stellung und feste Besoldung der Pfarrer — Unterstützung der Künste — Das Museum — Das bischöfliche Schloß in Lausanne — Die Kathedrale — Denkmal des unglücklichen Kaiser Darel — Die Kaffeehäuser und Vereine der Parteien — Demokratische Gleichheit im Zusammenleben der Bürger — Die deutschen Zeitungen über die Waadt — Die Pöbelherrschaft — Pressefreiheit — Armenwesen und Hospitäler — Auftheilung von Lebensmitteln und Getreide auf Kosten des Staates — Leben in der Waadt und in Lausanne — Allgemeiner Antheil an diesem Kanton.

Über den genfer See gehen regelmäßig zu verschiedenen Tageszeiten Dampfschiffe, welche Genf mit allen Städten am nördlichen Ufer, so weit dies zum Waadtlande gehört, in Verbindung setzen; das südliche

saroyische Ufer und was zu Wallis gehört, wird dagegen nicht von ihnen berührt.

Die Dampfschiffe auf dem See sind groß und fahren schnell, auch billig, wenn man sich bequemt den zweiten Platz zu nehmen, was hier Jedermann thut und den Engländern fast allein den ersten theuern Platz überläßt, wo nicht geraucht werden darf und alle Einrichtungen sehr elegant sind. Die Schweizer aber rauchen Alle eben so stark, wie die Deutschen; selten ist Einer der nicht die Zigarre für unentbehrlich hielt, darum ist der Tabackverbrauch auch so groß in der Schweiz und gerade hier nach dem französischen Theile kommt eine bedeutende Quantität Tabackfabrikate aus Baden, denn die französischen Schweizer rauchen fast noch stärker, als ihre deutschen Eidgenossen.

Auf dem Dampfboote waren daher auch mehrere deutsche Handlungereisende, die, wie sie sagten: in Zigarren machten, dabei aber lebhaft klagten, daß der Absatz sich bedeutend verringere, weil die Schweizer anfangen selbst Zigarren zu fabriziren, namentlich zu Granson in Waadt, wo eine Zigarrenfabrik und mehrere Geschäfte mache. So viel ist gewiß, daß wer gern Zigarren raucht, sehr wohl thut, wenn er seinen Vorrath aus Deutschland mitbringt, denn in der Schweiz sind gute Zigarren außerordentlich theuer und obenein selten zu haben. Tabackshandel ist aber das Hauptgeschäft, welches von Deutschland aus an den Ufern des

semanischen Meer getrieben wird, in allen anderen Fabrik- und Manufakturwaaren sind die Franzosen überwiegend und nur in einigen Härteartikeln, gewissen Leinen- und Wollenstoffen und Leder kann Deutschland concurriren.

Trog des argen Regenwetters, das meinen Aufenthalt in Genf fast beständig begleitete, schied ich ungern von der lebensvollen, thätigen und prächtigen Stadt, die des Schönen so vieles besitzt und wo ich manchen wackeren Mann kennen gelernt hatte. Es ist doch ein großer Unterschied im Charakter der deutschen und französischen Schweizer. Die freundliche Höflichkeit ihres Benehmens macht einen vortheilhafteren Eindruck und statt des Mißtrauens und der Kälte, welche so häufig in der deutschen Schweiz dem Fremden eine übele Meinung beibringt, findet man hier eine Offenheit und ein Entgegenkommen, das aus dem leichtern Blut und der größeren Gewandtheit entspringt, aber viel wohlthuernder ist, als jene schwere Abgeschlossenheit.

Auch in Genf und Lausanne zieht sich das Familienleben in seine engen Kreise zurück und das Leben der Klubs und Caffeehäuser tritt in den Vordergrund, aber es ist doch anders als in Bern und Zürich. Der französische Schweizer mag, was Bildung und Wissen betrifft, in allen Klassen nicht über dem deutschen stehen, der bei näherer Bekanntschaft wohl seinen tüchtigen

Kern offenbart, allein die Form der Gesellschaft und Geselligkeit hat in der französischen Schweiz einen weiten Vorsprung. Die Menschen sprechen hier auch weit lieber, als in der deutschen Schweiz. Man kann sicher sein, bald Bekanntschaften zu machen, angetreten und befragt zu werden und Alles geschieht in höflicher Weise, die, ohne zudringlich zu sein, ein Gespräch ausspinnt.

Die Gasthöfe in Genf sind zum Theil sehr elegant und trefflich und haben die reizendste Aussicht auf See und Hafen, dabei sind sie nicht theurer, als in anderen großen schweizer Städten. Zum Heil der Gastwirths, aber zum Schaden der Reisenden, sind sie fast immer überfüllt und hierzu trägt nicht wenig dazu bei, daß es schwer ist von Genf fortzukommen, wenn man etwa nach Frankreich will und die Post nach Lyon zu benutzen denkt. Diese Post stellt keine Beiwagen, die Plätze sind daher oft auf acht bis vierzehn Tage hinaus vergeben und dem Fremden bleibt nichts übrig als zu warten oder einen anderen Weg zu wählen, wenn er dies kann.

Die größte Qual in Genf verursachten mir die Esel, für welche die Genfer, seit ein Eselschwanz ihnen die Freiheit verschaffte, eine besondere Zärtlichkeit zu haben scheinen. Unzählige dieser langohrigen Geschöpfe, vor kleine Karren gespannt, bringen täglich aus den Pandgemeinden Milch, Gemüse und allerlei Lebensbedürfnisse in die Stadt, wo des Morgens Straßen und

Plätze mit ihnen angefüllt sind. Diese Esel, von denen zuweilen Dugende an den Halteplätzen beisammen stehen, haben die abscheuliche Sitte jeden ankommenden oder vorbeiwandernden Gefährten mit einem Tutti zu begrüßen, von dem man toll werden könnte. Den ganzen Vormittag über hallt dies Eselgeschrei durch alle Theile von Genf und kaum ist es zu begreifen, wie die Genfer mit ihren Kunstempfindungen und Neigungen dies zu ertragen vermögen. Wir hören es nicht mehr, sagte man mir lachend, denn wir sind daran gewöhnt, und wenn Sie ein paar Monate hier wären, würde Ihnen etwas fehlen, wenn eines Morgens sich die Esel nicht hören ließen. Das mag wahr sein, indes scheint die Gewöhnung an diese Concerte doch einige Mühe gemacht zu haben, denn man erzählte mir, daß auf Beschwerde vieler Bewohner die Esel mehrmals verboten worden seien. Allein die Landleute lehrten sich nicht daran, sie weigerten sich und drohten mit Gewalt, so daß man nachgeben mußte und die Esel in ihren Rechten ungekränkt verblieben.

Weniger oder minder ist dies in allen Städten der französischen Schweiz der Fall. Überall trifft man die Esel wieder und es sind große starke Thiere mit schlanken Beinen und beschlagenen Hufen, welche ganz stattlich aussehen.

Das Dampfschiff führt von Genf in zwei Stunden nach Lausanne, oder vielmehr nach Duchy, dem

Hafenplatz, von wo aus man im Omnibus eine halbe Stunde bergan fährt, denn Lausanne, die Hauptstadt des Waadtlandes, liegt auf der Höhe des Bergzuges, der von unten auf mit Reben bepflanzt ist und gegen den Süden gewendet die Sonne ihre volle Macht auf das Gewächs üben läßt.

Eine Fahrt über die ganze Länge dieses herrlichen Sees zu machen, gehört zu den reizendsten Genüssen der Reise. Der lemanische See ist der größte in der Schweiz, 16 bis 17 Stunden lang und bis 3 Stunden breit. Obwohl er bogenförmig sich krümmt, erscheint er doch meerartig unabsehbar und da er bis 1000 Fuß tief ist, haben seine sturmbelegten Wasser die Macht und Größe der Meereswogen. Je weiter man von Genf sich entfernt, um so schöner werden die Ufer, welche nach und nach anwachsen und an der sardinischen Seite einen wilden Gebirgscharakter annehmen. Zur Linken liegt die Waadt mit zahllosen bewohnten Orten, alle von dem Grün der Rebe umschlungen, die an den Höhen des Jorat emporklettert. Hier fährt das Schiff an Coppet vorüber, wo Necker und seine Tochter wohnten, dann an dem alten Nyon, zu deutsch Neuch, in dessen gothischem Schlosse einst Carl von Bonstetten die Salis, Matthysen, Johannes Müller und viele andere ausgezeichnete Männer um sich versammelte. Eine halbe Stunde später erreicht man die kleine Stadt Rolle, welche ganz von Weinbergen umringt ist, die

den feurigen la Côte liefern. Auf einer kleinen Insel am Hafen steht das Monument eines berühmten edlen Bürgers, des Generals La Harpe, Erziehers des Kaisers Alexander; und alle diese Städte, wie auch Morges (das deutsche Morfen), steigen mit ihren alten bethürmten Schössern wie aus den Wellen des Sees empor und lehnen sich an die grünen dufftigen Wände des Bergzuges, der sich hinter ihnen erhebt. So folgen sich Dufcy, Lutry, Cully und das herrliche Vevey, (zu deutsch Vivis), Montreux in seiner tiefen Bucht, wo Feigen, Granaten und Lorbeer im Freien wachsen, das alte Schloß Chillon, dessen unterirdische Hallen und Gefängnisse Byron besungen hat, endlich Villeneuve in der Nähe der Rhonemündungen und letzter Punkt der Dampfsschiffahrt.

Wenn nun das Auge mit Lust und Freude auf diesen blühenden, ganz von Wein- und Fruchtbäumen, von Städten und großen Gemeinden, von Schlössern und Landhäusern dicht besetzten Ufer weilt, so schweift es mit nicht weniger Entzücken über die wilden hohen Gebirge des savoyischen Ufers, die in der östlichen Hälfte des Sees hart an das große prachtvolle Wasserbecken treten. Die Eis- und Schnee-Hörner des Dent de Midi steigen hier hoch in die Wolken und kaum erinnere ich mich je schönere Färbungen von Wasser, Lust, Wolken und blauem Gebirgsdunst gesehen zu haben, als eines Abends in Vevey, wo die Sonne rothglühend in

die Wogen des Sees sank und eine prachtvolle Vollmondnacht ihr folgte. Hier die endlosen Nebelwände und eine milde Natur voll Blüthen und Saft, dort die nackten kahlen spigen Felsen in ihren Eis- und Schneekronen und zwischen beiden der glänzende See mit seinen mächtigen Segelschiffen, seinen Barken, Gondeln und Dampfern, das Alles giebt Bilder voll Wechsel, Schönheit und Pracht, die sich tief empfinden lassen. Nach Vevey muß man gehen und wenigstens einige Tage dort bleiben, wenn man die Reize dieses herrlichen Sees ganz kennen lernen will. Hier und auch in Montreux wimmelte es von Engländern, aber in Vevey steht eines der besten und größten Gasthäuser in der Schweiz, das Hotel der drei Kronen. Von hier aus kann man leicht Ausflüge nach allen Richtungen machen, und wenn man länger bleiben will, mag man sich wochenweis in Pension geben, wo man pro Tag fünf Franken für Wohnung und Speisung bezahlt, was verhältnißmäßig sehr billig ist. Überall in der Schweiz, auch im berner Oberlande, in Interlachen u. s. w. sind die Pensionen üblich, wo selbst den Engländern nicht mehr angerechnet wird, als jener allgemein gültige Preis.

Lausanne ist die Hauptstadt des Kantons Waadt, der den ganzen weiten nördlichen Uferbogen des Lemnischen Sees umzieht und über den Jorat hinaus in den Jura hinein, bis an den See von Neuchâtel sich erstreckt.

Es ist ein reich gesegnetes Land, dies grüne und rebenvolle Land der Waadt; fruchtbar an allen Bodenerzeugnissen, angebaut und ohne große Mühe den Fleiß lohnend, denn nur in einem Winkel, wo Wallis und Freiburg mit seinem Gebiet zusammenstoßen, giebt es hohes Gebirgsland: das Osdenhorn, die Diablerets und der Dent de Morcles tragen Eishauben und ewigen Schnee.

Wenn man von Duchy nach Lausanne herauffährt, kann man die Natur dieses Winterkantons auf viele Weisen überblicken. Es ist ein großer blühender Garten, wo Terrasse über Terrasse liegt. Frucht- und Weingärten dehnen sich auf viele Stunden aus und diese glücklichen Gestade gleichen einem unermesslichen heiteren Landschaftsbilde, zu welchem Maler ihre Pinsel in die schönsten Farben tauchten, um Sehnsucht und Verlangen in der Brust des Beschauers aufzuwecken.

Ja gewiß, dies Land am See hat etwas Arkadisches, nur sind die Waadtländer eben keine sanfte träumerische Hirten und Schäfer; und geht man tiefer in den Kanton hinein, so weicht der Weinbau dem Ackerbau; auf Wiesen und Matten, an Bergen und Gehängen weiden große Heerden; oder auch die Fruchtbarkeit des Bodens verliert sich in den öden, dürren Thälern des Jura und versinkt in den sumpfigen Umgebungen des Neuchâtelers Sees. Im Ganzen aber ist die Waadt sehr fruchtbar; Weinbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäfti-

gungen ihrer Bewohner, schöne Waldungen geben ihr Holzreichthum und auf diesem vielfach getheilten Boden leben auf ungefähr 56 Quadratmeilen nahe an 200,000 Menschen, unter denen es sehr wenige Reiche, aber eben so wenige Bettler giebt.

Das ist vielleicht das Beste, was man von der Waadt sagen kann. Es ist ein Land voll Bauern, denn die in den Städten wohnen, sind größtentheils auch weiter nichts als Ackerleute, Viehzüchter und Winzer. Die Industrie ist nicht groß im Lande, sie beschränkt sich auf einige Baumwollen- und Tabakfabrikation, aber im Jura werden viele Uhren gemacht und diese Uhrenfabrikation hat in neuer Zeit sehr bedeutend zugenommen, wie denn überhaupt die Bewohner des Juragebirges vom Himmel als Uhrmacher des Menschengeschlechts bestimmt zu sein scheinen. St. Croir ist der Mittelpunkt dieser Industrie geworden, welche sich ganz besonders mit der Anfertigung von Spieluhren, Dosen mit Spielwerken, Kästchen mit dergleichen u. s. w. beschäftigt. Fast sämtliche Fabrikate dieser Art kommen aus dem waadtländischen Jura, und daß es den Leuten hier nicht an Spekulationstrieb fehlt, wurde mir durch die Mittheilung eines Freundes bestätigt, der mir unter Anderem erzählte, daß die Fabrikanten aus St. Croir ihre Spieldosen jetzt bis nach China senden und sehr gute Geschäfte machen. Vor ein paar

Jahren reiste Einer zuerst hin und legte den dicken Herren in Canton seine Uhren und Dosen in Gold, Silber, Horn und Schildpatt vor, welche alle mögliche schöne Opernarien von Auber, Mozart, Bellini und Rossini spielten. Die kunstverständigen Chinesen fanden die Sachen an sich ganz allerliebste, aber sie konnten sich nur mit Widerwillen entschließen sie zu kaufen, weil die abscheuliche Musik ihre Ohren zu sehr beleidigte. Auf's tieffste beklagten sie es jedoch, daß diese rothhaarigen Barbaren nichts von den herrlichen Melodien verständen, welche die Bewohner des himmlischen Reichs in Entzücken setzten. Das war genug für die schlauen Leute aus Si. Krak. Sie ließen sich mit Vergnügen die quäkigen Gesänge der Chinesen vortragen, setzten sie auf Noten, schickten diese in den Jura und schon nach einem Jahre kam eine Ladung Spieluhren in Canton an, die mit großem Gewinn verkauft wurde.

Nach der Zählung vom Jahre 1837 hatte die Waadt 183,582 Einwohner, jetzt möchte diese Zahl wohl um 10,000 gestiegen sein. Der Jura und seine Fortsetzung der Jorat, ein Berggründen welcher am lemanischen See hinzieht und sich an die Alpen lehnt, deren schneeige Spizen die südöstliche Ecke des Kantons füllen, macht diesen zum größten Theil bergig. Es ist Rhône- und Rheingebiet, von Thälern und Schluchten durchschnitten, aber bis auf

wenige Ausnahmen ist die Luft hier warm und gesund, so daß im Jahre 1837 nur 152 Cretins gezählt wurden.

In keinem Kanton sind seit der Revolution von 1798 die Standesunterschiede so ausgerottet und der Einfluß des Adels so verloren gegangen, wie hier. Freilich ist man dazu nicht ohne große Opfer gekommen, denn die Waadt hat keinesweges, wie Frankreich, die Privilegien und alten Lasten mit einem Schläge fortgeschafft. Die Feudalrechte, die Frohnden und Zehnten wurden losgekauft und abgelöst und bis zum Jahre 1835 bezahlte der Kanton dafür im Ganzen 7½ Millionen schweizer Franken (3 Millionen preussische Thaler). Das konnte nur geschehen bei wachsendem Wohlstand, der in allen Klassen sichtbar war, und ist als ein glückliches Ergebniß der freien Bewegung, des steigenden Gemeingeistes und der reiferen Erkenntniß eines lebhaften, seines Rechts sich bewußt werdenden Volkes zu betrachten. In keinem Kanton sind auch die Zustände so umgewandelt. Gesetzgebung und Verwaltung nach den Begriffen einer reinen Demokratie so von Grund aus verändert und neu geschaffen worden, wie hier, und wenn man bedenkt, daß dies Land kaum seit einem halben Jahrhundert zur Selbständigkeit gelangt ist, daß die Berner und vor ihnen die Herzoge von Savoyen es durch Satrapen regieren ließen, durch ihre Voigte und Beamten, welche es oft genug bedrückten

und ausfogen, so muß man erstaunen, welchen Aufschwung es genommen hat.

Hier stehen keine Holzhäuser, keine elende Hütten, überall erblickt man feuerfeste Gebäude von Marmor und Sandstein, deren Werth schon im Jahre 1811 auf 27 Millionen angenommen wurde, jetzt aber wohl das Vierfache beträgt. So ist auch der Werth des Bodens außerordentlich groß wegen des vielen trefflichen Weinlandes, von dem der Morgen oft mit 6000 bis 20,000 Franken bezahlt wird. Auf 18,000 Morgen Land wird Wein gebaut und gewiß könnte man diesen noch sehr verbessern. Der ganze Kanton hat einen Flächenraum von 423,951 Morgen, darunter 148,715 Morgen Ackerland, 117,933 Morgen Wiesen und Matten, 117,005 Morgen Wald, 25,161 Morgen Weiden und 2158 Morgen Gärten. Der Werth des Ganzen wurde 1834 auf 111,368,680 Franken geschätzt. Man sieht hieran, daß Ackerbau und Viehzucht hauptsächlich die Bewohner beschäftigen muß und in der That hat fast kein Kanton bedeutendere Heerden aufzuweisen, die auf 70,000 Stück Hornvieh, 22,500 Pferde, 64,000 Schafe, 18,000 Ziegen und 20,000 Schweine angegeben werden. Auf den Alpen sömmern 35,000 Kühe und der vortreffliche Käse der Waadt ist einer der vorzüglichsten Handelsartikel.

Dieser Käse, der Wein, von dem jährlich durchschnitt-

lich 20,000 Fuder abgesetzt werden nebst feinen Liquoren, welche man vortrefflich zu bereiten versteht und jährlich wohl 40,000 Pot fabricirt, bilden die Hauptindustrie dieser aderbautreibenden Bevölkerung, der man nicht ohne Grund den Vorwurf macht, daß eben ihr reiches Land ihren Hang zum Müßiggang vermehrt und sie verbunden mit der Lebendigkeit ihres Charakters zum Wohlleben und zur Böllerei treibt. Wo so viele Leute selbst Wein gewinnen, wo der Rebensaft so billig ist und man so zahlreiche Wein- und Wirthshäuser findet, kann es kaum befremden, daß Lust zum Trinken in den Leuten ist; zudem steht das Volk der Waadt eben jetzt auf einer gefährlichen Stufe der Entwicklung, denn es ist rasch zu einer vollen Freiheit gekommen und hat noch nicht Durchbildung genug, um diese stets mit Weisheit und mit Anwendung auf sich selbst veredelnd zu gebrauchen. Von den 319 Gemeinden der Waadt sind 111 bekannt durch die Böllerei ihrer Bewohner; in 80 anderen sieht es nicht viel besser aus; mehr als die Hälfte des Landes ist also eines Lasters angeklagt, das üble Wirkungen für das bürgerliche Leben haben muß. Allein die Sucht zum Trinken nimmt ab, wie man mir sagte, je mehr das Selbstbewußtsein steigt, und steigende Bildung, Unterricht und freie Entwicklung sind jedenfalls die besten Mittel zur Bekämpfung der sinnlichen rohen Neigungen. In der deutschen Schweiz ist der Bauer und Arbeiter meist viel zu

sparsam und zum Theil viel zu dürftig, um seine schwer erworbenen Kreuzer zu verprassen, hier in dem üppigeren Lande hat das Volk weit leichteren Sinn und mag gern zusammen in der Schenke jubeln. Es nimmt sich dieselben Freiheiten, wie in anderen Kantonen die Herren in den Städten, das ist der Unterschied, und vielleicht liegt es mit in ihrem Trotz, Niemandem nachzustehen und selbst Herren zu sein, daß sie so gern das Wirthshaus besuchen. Im Übrigen ist es in der Waadt so, wie überall in der Schweiz. Jeder hat seinen Cercle und die Caffeehäuser. Das häusliche Leben ist dagegen sehr still, Gesellschaften werden nicht gegeben und für den Fremden ist es schwer, in Familientreise zu dringen.

Zwischen dem Bauer und Stadtbewohner zeigt sich in der Waadt eine eifersüchtige, reizbare Trennung, die aus der alten Ungleichheit übrig geblieben ist und fortbesteht, weil der Bauer weiß, daß er den Stadtbewohnern jetzt ganz gleich an Rechten ist, der Zahl nach aber sie bei weitem überwiegt, darum auch durch die Majorität seiner Vertreter in allen Landesfragen die Macht in seinen Händen hat und doch immer besorgt, die Städte mit ihrem Dünkel des Besserseins könnten sich anmaßen ihn geringer zu achten.

Das ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Waadt und den übrigen radikalen Kantonen der Schweiz: Zürich, Aargau u. s. w. Dort hat das Landvolk fast

dieselben Freiheitsrechte, aber es benützt sie nicht. Die Fabrikbevölkerungen sind zu abhängig und der Landmann hat eine angeborene Ehrfurcht vor den reichen Leuten in den Städten, die es immer noch die Herren nennt. Im Waadtlande giebt es aber weder Herren noch Reiche, jeder ist dort Herr, und dies Gefühl der Gleichheit durchbringt alle Klassen. Es giebt zwanzig Städte in der Waadt, mehr also als in irgend einem anderen Kanton, aber es sind keine Fabriken darin. Der Ackerbau, die gleiche Beschäftigung bringt die Menschen sich näher, und die gleicheren Bildungsstufen, die gleicheren Vermögensverhältnisse, gleichere Genüsse und Freuden machen die Unterschiede nicht so merklich und lassen nicht eine Klasse von Protectoren zu, welche die Mittel in Händen haben, sich zu einer Geld- und Besitzaristokratie auszubilden, um die Gesellschaft zu beherrschen.

Bern, das auch ein ganz ackerbauender Staat ist, steht in vieler Beziehung der Waadt am nächsten und wird, wenn auch erst nach manchen Kämpfen, einen ähnlichen Weg gehen. Aber in Bern ist im Innern doch viel größere Verschiedenheit, weil es aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, aus Landschaften mit besonderen Rechten, sogar mit verschiedener Sprache, Religion, Gesetzen, Sitten, deren Verschmelzung und Einigung erst herbeigeführt werden muß. Endlich ist in Bern auch eine weit größere Vermögensverschiedenheit.

Es ist ein alter Adel noch dort, der großend auf seinen Gütern sitzt, die Stadt Bern selbst ist noch zu überwinden, eine Bauernaristokratie, welche auf Geld und Grund und Boden pocht, steht im Wege, eine Gesetzgebung, die mächtiger Reformen bedarf, während die Waadt das Alles überwunden hat und zu einer Einheit und gemeinsamen Förderungen in allen Dingen gelangt ist.

Die Waadt hat in zwei Revolutionen ihre jetzige Freiheit erworben. Sie war im Jahre 1815 als Kanton anerkannt worden und befand sich bis 1830 unter der Obhut und Leitung einer Aristokratie wohlhabender und angesehener Bürger der Städte, die den großen Rath besetzten, mit ihren Verwandten und Anhängern sich in die Stellen und Ämter theilten und wie in anderen Kantonen friedlich darin schalteten und walteten, weil das Volk an Herrschaft gewöhnt war und sich nicht um seine Rechte kümmerte. Im Jahre 1830 fand aber am 18. December eine nachwirkende Bewegung Statt, durch welche der große Rath gezwungen ward, eine constituirende Versammlung zu berufen, welche von mehr als 6000 Bürger verlangt wurde. In diese constituirende Versammlung kamen befähigte Köpfe; junge Rechtsgelehrte traten als Advokaten des Volks auf, Journale entstanden, welche in die Masse zu bringen versuchten, und von dieser Zeit an kamen die Bewohner des Waadtlandes in Bewegung. Am 20. Juni 1831 wurde die

neue Constitution angenommen, welche die Grundsätze der repräsentativen Demokratie durchführte, die auch in anderen Kantonen sich damals von ungehörigen Beimischungen reinigte. In der Waadt kam man zu direkten Wahlen nach der Bevölkerungszahl, so daß auf 1000 Einwohner ein Großrath gewählt wurde und jeder Bruchtheil über 500 für voll zählte.

Die Folge dieser neuen Verfassung war aber ein fortgesetzt heftiger Kampf der radikalen Partei mit dem schwankenden und nach und nach immer mehr der demokratischen Entwicklung des Volks abgeneigten justo milieu, das im großen Rath und im Staatsrath eine zähe Majorität behauptete. Die Freunde des Volks wirkten durch die Presse und durch Vereine; sie stützten sich dabei ganz besonders auf die eigentliche Masse der Bevölkerung, welche sie über ihre Rechte aufzuklären suchten, während der Bourgeois-Liberalismus vornehmlich in den Städten an dem reicheren Theil der Handelsleute und Gewerbetreibenden, der Eigenthümer und der ganzen Zahl der Priester im Lande, sammt Lehrern, Doctoren und Professoren der Schulen, Collegen und Akademie eifrige Verbündete besaß.

Als Seele der ganzen Bewegung dieser Zeit trat ein Mann auf, den ich schon früher genannt habe: Herr Heinrich Druey, ein junger Rechtsgelehrter, der sein ganzes Vermögen opferte, um ein Journal zu gründen

und aufrecht zu erhalten, welches die Grundsätze einer wahrhaften Demokratie vertheidigte. Druey kam aus Deutschland zurück, wo er in Göttingen studirt hatte und warf sich in den Kämpfen seines Vaterlandes als Parteiführer auf, wozu er Geist, Kenntnisse, Redner- und Schriftstellertalent mitbrachte. Bald war er Mitglied des großen Raths, dann mit seinem Freunde Blancheney Mitglied des Staatsrathes, wo er auch öfter ganz allein die Opposition bildete, und durch sein überragendes Wissen, wie durch eine unermüdlige Arbeitskraft sich selbst den Gegnern unentbehrlich machte. Oftmals hätte man den unbequemen Mann gern beseitigt, allein mit seinem Organisationstalent nahm er den größten Theil der Regierungsarbeiten auf seine Schultern und Niemand war da, der ihn ersetzen konnte noch mochte.

In der Zeit der dreißiger Jahre wurde im Kanton Waadt eine außerordentliche Menge von speziellen Gesetzen erlassen, welche sich über die wichtigsten Zweige der Staatseinrichtungen erstreckten. Die ganze Verwaltung wurde Reformen unterworfen, das Gefängniß und Armenwesen, die Schule und die Kirche kamen an die Reihe, letztere gab ganz besonders Anlaß zu einer regen Betheiligung der öffentlichen Meinung und einem Kampfe zwischen der orthodoxen Priesterpartei, den Methodisten und der jung aufstrebenden Richtung, welche Freiheit im Staat, wie volle Gewissens- und Lehr-

freiheit in Auslegung der Bibel wollte, dagegen aber darauf bestand, daß die Kirche, sofern sie Staatskirche sei, d. h. sofern ihre Diener vom Staate angestellt und besoldet würden, auch dem Staate untergeordnet bleibe.

Ich habe schon früher diese religiösen Kämpfe, das Eindringen der Methodisten in die Waadt, den Krieg des Volks gegen die Rommiers, ihre Verjagung und ihr Treiben erwähnt, will jedoch hier noch mit einigen Worten auf die kirchlichen Wirren des Kantons zurückkommen, weil diese tief mit seinen gegenwärtigen Verhältnissen verwickelt sind. Viel ist darüber geschrieben und gesprochen worden, und eine ganze Literatur steht dem Forscher zu Gebot, aber es ist nicht leicht, sich eine klare Übersicht zu verschaffen, wenn man nicht die Geschichte und die politischen Entwicklungen des Landes kennt und zur Hülfe nimmt.

Die Staatskirche der Waadt ist dem weltlichen Regiment seit der Zeit der Einführung des Protestantismus streng untergeordnet worden. Als die Berner das Land 1536 eroberten, kamen sie als Beschützer des lang unterdrückten Protestantismus, der nun durch Farel, Biret, Beza und andere Lehrer schnell verbreitet wurde. Bald aber fühlten die Eroberer, daß es Zeit sei, sich der Reformatoren, die sie geschirmt, zu entledigen und sie thaten dies durch brutale Gewalt und schrieben den Waadtländern die helvetische Confession als Glaubensformel vor, welche so streng aufrecht erhalten wurde, daß man

selbst die weltlichen Beamten darauf vereidete. Im Jahre 1559 legte der größte Theil der waadtländischen Geistlichkeit seine Stellen nieder, weil er den Befehlen der berner Regierung nicht gehorchen wollte. Im Jahre 1845 erlebte die Waadt ein ganz ähnliches Schauspiel, aber wie ganz verschieden waren die Ursachen. Während der Jahrhunderte der berner Herrschaft über die Waadt bis zum Jahre 1805, wo das Land zuerst als ein selbstständiger Staat austrat, blieb der Zustand der Kirche derselbe, in jenem Jahre aber bewirkte die politische Freiheit auch eine freiere Bewegung in Glaubenssachen, denn den Predigern wurde nur vorgeschrieben, nichts zu lehren, was gegen das helvetische Bekenntniß verstieße.

In Folge dieser Freiheit lehrten viele Pfarrer, wie sie ihren Überzeugungen nach die heilige Schrift auslegten, bis im Jahre 1815 mit der Reaktion in politischen Zuständen auch die Lust zu neuem Religionszwange kam. Viele Geistliche und Candidaten wandten sich den methodistischen Lehren zu, Andere, welche Gegner der Volkessfreiheit waren, glaubten am besten diese zu unterdrücken, wenn sie den Pietismus zur Hülfe riefen; so entspann sich ein Kampf, an dem das Volk erbitterten Antheil nahm und von der liberalen oder radikalen Partei aus allen Kräften unterstützt wurde, denn diese merkten wohl, wohin Frömmeler, Priester und Aristokraten wollten.

Als im Jahre 1830 die Revolution gemacht war, sah die Partei der Methodisten und Strenggläubigen ein, daß sie den Boden unter den Füßen verlor, sie gab sich daher alle Mühe, zu bewirken, daß in der Verfassung eine freie Kirche anerkannt werde, d. h. daß der Staat die Priester zwar besolde, dagegen den Gemeinden die Wahl ihrer Glaubenslehrer frei überlasse und ohne Rücksicht jeden christlichen Cultus gleichstelle. Hierbei erhielten sie eifrige Verbündete an den damaligen äußersten Radikalen. Heinrich Druey erklärte sich dafür, es wurde viel geschrieben und gestritten, aber das Volk hatte so große Furcht vor den Methodisten, und wie diese bei allgemeiner Freiheit sich der Kanzeln und Lehrstühle bemächtigen könnten, daß die freie Kirche verworfen wurde. Es blieb bei der Staatskirche, für deren Erhaltung sich 20,000 Bürger aussprachen.

Die Constitution von 1831 erhielt darauf in ihrem 9. Paragraphen die Bestimmung: „Die evangelisch-reformirte Nationalkirche ist anerkannt und vollständig gewährleistet. Die Diener dieser Kirche sind nach den Gesetzen und kirchlichen Vorschriften des Kantons geweiht und allein berufen, in den durch das Gesetz errichteten Kirchen den Gottesdienst zu halten. Das Gesetz wird die Verhältnisse des Staats zur Kirche feststellen.“

Dieser Paragraph ist auch in die Verfassung von

1845 übergegangen und Niemand wird behaupten können, daß der Staat nicht damit das volle Recht habe, die Nationalkirche als Staatskirche aufrecht zu erhalten.

Neben der Staatskirche aber gestattete das Gesetz vollkommene Freiheit des Gottesdienstes. Gewissensfreiheit ward im weitesten Maße eingeführt und weder bei Schließung einer Ehe noch bei der Taufe eines Kindes bedurften die Separatisten der Staatskirche. Diese selbst erhielt ihre Stellung zum Staate durch ein neues Gesetz vom 14. December 1839, in welchem ihr eine Synode bewilligt wurde, die jedoch eine bloß begutachtende Behörde dessen ist, was der Staatsrath ihr vorlegt, von diesem berufen wird, wenn er es für nöthig erachtet, und durch keine Concession eine von der staatlichen Obergewalt unabhängigere Stellung empfing.

Ganz dieselbe Stellung hat die Kirche in Bern, es liegt daher in einer gewissen Nothwendigkeit, daß die Priester in jenem Kanton sowohl, wie in Waadt Feinde und Gegner der demokratischen Regierungen sind, denn eben von diesen dürfen sie am wenigsten hoffen, die Kirche je als unabhängig anerkannt und vom Staate losgetrennt zu sehen. In der Monarchie steht zwischen Kirche und Volk noch der Souverain und seine Regierung, welche die Priester gelegentlich gegen das Volk schützt und die Kirche gegen Angriffe vertheidigt, aber

auch das Volk seiner eigenen Hoheit wegen vor Priester- und Kirchenübermacht behütet, sobald diese einen Staat im Staate bilden wollen.

In der Republik ist das Volk souverain; dies allein bestimmt, wie die Kirche sich zum Staat verhalten soll.

Ist es möglich, daß eine mächtige und einflussreiche Priesterschaft diesen Souverain sich unterwirft, so wird sie ihn beherrschen und es hängt von ihrer Schlaueit und Stärke wie von der Dauer ihrer Mittel ab, wie lange ihr dies gelingt. So sehen wir die römische Kirche mit staatskluger Consequenz seit einem Jahrtausend den Kampf gegen Völker und Fürsten führen und ihre furchtbare Macht bis jetzt noch immer aufrecht erhalten. Luzern, Ballis, Freiburg und die kleinen Republiken am vierwaldstätter See bezeugen, was sie vermag, wo es ihr gelingt, das souveraine Volk zu unterjochen, und wohin wir auch sonst blicken mögen, selbst in den absoluten Monarchien ist ihre Macht über die Menschen doch immer groß genug, um diese in Glaubensfesseln zu halten und den weltlichen Fürsten ein Bundesgenosse zu sein, den man nachsichtig behandeln muß, damit er nicht ein gefährlicher Feind werde.

Im Protestantismus haben dagegen die Fürsten kluger Weise sich selbst zu Päpsten gemacht und sehen in den Predigern nur ihre Beamten, deren Verhalten und Lehren sie regeln und deren Dienste sie für ihre Zwecke benutzen. Abhängigkeit und Unterordnung unter

dem Willen des Staates, oder was so oft dasselbe ist, der Fürsten, ist das bescheidene Loos der protestantischen Kirche; doch das Wesen protestantischer Ertrungenschaft, das Forschen nach Wahrheit und die Freiheit des Denkens konnte nicht in Banden gelegt werden. Die Vernunft ging mit dem Protestantismus zusammen, die Wissenschaft machte sich zur Führerin und Lehrerin und ihre Spitze, die Philosophie, kämpft seit einem Jahrhundert für die Freiheit des Menschengeschlechts.

In der Schweiz war die protestantische Kirche meist zu einer größeren Selbstständigkeit gelangt, aber sie war auch hier lange Zeit der Bundesgenosse der herrschenden Geschlechter. Die Pfarrer gingen aus den Söhnen der Patrizier und der Stadtbürger hervor, sie gehörten durch Geburt und gemeinsame Vortheile zu den Herren und halfen diesen, das Volk in Abhängigkeit zu erhalten. In den neuesten Bewegungen verloren sie viel von dem alten Ansehn. Die Schulen wurden ihnen genommen, ihr politischer Einfluß schwand mehr oder minder ganz, ihr Einkommen fiel mit dem Aufhören der Zehnten und der Stolgebühren, der Staat besoldete sie fest und mäßig, und je mehr das Volk zur wirklichen Herrschaft gelangte, je mehr durch Unterricht und Erfahrungen sein Blick sich erweiterte, um so mehr verlor die Kirche an Ansehn oder vielmehr die Pfarrer an Macht über ihre Gemeinden, was sie als Erlöschen der alten Zucht und Gottesfurcht anklagten.

Es hat an den protestantischen Pfarrern nicht gelegen, wenn ihre Kirche nicht auf katholischem Standpunkte steht und einen Staat im Staate bildet, nach welchem ihr Streben und ihr Seufzen zielt, ja eben jetzt bewirkt dies ehrgeizige Verlangen, daß Puseyisten, Pietisten und ein großer Theil dieser Jeter schreienden Zionswächter dem Papstthum das Wort reden, oder öffentlich zu ihm abfallen. Aber es ist merkwürdig, wie Jesuiten, römische Priester, Pietisten und Methodististen eben so wohl die Freiheit der Kirche begehren, wie Philosophen, Atheisten und Radikale dies thun. Jene thun es in der Hoffnung, daß, wenn der Staat die Kirche aufgiebt, es ihnen gelingen werde, die Menschheit zum alten Glauben und zur alten Demuth unter Papst und Priesterschaft zurückzubringen; diese, weil sie die Freiheit des Glaubens als jedes Menschen heiliges Recht erachten, und gewiß ist es auch so, nur gehört dazu ein Grad der Bildung der Masse, die im Stande ist, sich selbst zu helfen. Mit der Freiheit der Kirche muß der Kampf in Glaubenssachen meist enden; diese Freiheit herbeizuführen, ist Aufgabe und Pflicht des freien protestantischen Staates, der seine Bürger dazu erziehen und bilden muß.

In der Waadt hatten nun die Pfarrer, wie überall, das Bestreben, sich unabhängiger zu machen; allein so lange sie mit den Männern in Frieden und Freundschaft lebten, welche das Heft der Regierung

von 1830 bis 1845 in Händen hielten, trösteten sie sich und ließen geschehen, was nicht zu ändern war.

Die Regierung der Waadt von 1814 war den Methodisten durchaus feindlich gesinnt, die Regierung von 1830 begünstigte sie. Ein großer Theil der Geistlichkeit gehörte selbst zu den Familien der herrschenden Partei, d. h. zu der angesehenen und wohlhabenden Stadtbürgerschaft, und nahm Theil am Regieren, denn manche Pfarrer saßen im großen Rath und einer ihrer eifrigsten und fähigsten Glieder, der Professor Monnard, war mehr als einmal Präsident jener Repräsentanten des souverainen Volks.

Als im Jahre 1839 das Gesetz über die Organisation der Kirche erfolgte, sprach sich die Geistlichkeit zwar zum großen Theil gegen die neue Kirchenverfassung aus und that mit ihren Freunden Alles, um durch zahlreiche Petitionen die Neuerung zu hintertreiben; als aber trotz ihrer Mühe sich die Majorität des Volks für Abschaffung der helvetischen Confession erklärte, fand sie sich in das Unvermeidliche, denn nur wenige legten ihre Stellen nieder. Was ihr bewilligt wurde in der ungenügenden Synode, konnte ihre Lust nach Unabhängigkeit freilich nicht stillen, denn nicht allein sah sie, wie in dem nahen Wallis und Freiburg die katholische Geistlichkeit unbeschränkt herrschte, auch in Genf und Zürich war größere Macht bei den Priestern, welche dort ein Consistorium, in Zürich eine Synode bilden, in welcher

sich die ganze Geistlichkeit des Kantons vereint. Ein Antistes steht an ihrer Spitze, sie versammelt sich jährlich zu festgesetzter Zeit und sonst so oft es ihr nöthig erscheint und beräth als oberste kirchliche Behörde durchaus selbstständig über Lehre, Liturgie, Katechismus und alle rein kirchlichen Gegenstände. Ihre Beschlüsse kann weder großer Rath noch Regierung verändern oder verbessern, die weltliche Macht kann allein die Bestätigung verweigern; somit ist diese Synode der Priester, die gar keine Laien in sich aufnimmt, in allen Kirchendingen allerdings eine Macht, die für das neue Zürich mit seiner Volksherrschaft eine Abnormität genannt werden muß, aber von den Priestern natürlich sehr gepriesen und als Vorbild aufgestellt wird.

Die waadtländische Geistlichkeit mußte mit neidischem Verlangen danach hinstreben, um so mehr, da sie nicht einmal einen Kirchenrath besaß, der etwa wie in Zürich zu zwei Dritttheilen seiner Mitglieder von der Synode ernannt wurde. Das Gesetz von 1839 verordnete allein eine Kirchencommission von zwei Geistlichen und zwei Weltlichen, die der Staatsrath wählt und von einem seiner Mitglieder präsidiren läßt, welche also gar keinen Einfluß gewinnen konnte; allein der größte Theil der Pfarrer wurde vom Volke geliebt und geehrt, und einer derer, die 1839 aus dem Amte traten, Herr Vinet, erklärte, daß das Volk der Waadt, ohne katholisch zu sein, dem Pfarrer mit ehrfurchtvollem

Gehorsam anhänge und an ihn mehr glaube, als an das Wort, das er zu verkündigen berufen sei.

Dies Bekenntniß giebt eine Aufklärung über den Zustand der religiösen Verhältnisse in der Waadt. Das Volk war kein sehr gläubiges und frommes, aber es ehrte die Pfarrer, was freilich diesen nicht genug schien, da sie ganz richtig voraussetzten, daß ohne den blinden Glauben eine rein persönliche Anhänglichkeit ihre Macht doch zweifelhaft mache und der Obergewalt der Regierung eine sehr gefährliche Stärke verleihe.

Die Geistlichen hatten sich aber über Eingriffe der Regierung durchaus nicht zu beklagen; es steht vielmehr fest, daß trotz seiner gesetzlichen Macht der Staatsrath nur dem Namen nach die geistlichen Angelegenheiten leitete, welche in Wahrheit ganz von der geistlichen Corporation abhingen. Viele Geistliche wollten jedoch weiter und griffen bekehrungesüchtig zu Mitteln, welche in einem großen Theil des Volks das Mißtrauen und die Furcht vor den alten Umtrieben und der Wiederkehr der Zeiten der Romiers verstärken mußten. Sie hielten Betstunden, die bekannten Oratoires, Conventikel, zu denen die Strenggläubigen sich vereinten. Fromme Vereine wurden gestiftet, Traktätlein über das Land verbreitet und während die Masse des Volks durch dies Treiben immer mehr beunruhigt war, sah es, daß viele Mitglieder der höheren Klassen sich den Lehren der Pfarrer zuneigten. Hierdurch wurde die

religiöse Bewegung auch politisch. Die Opposition der Radikalen war mit dem Volk wider die frommen Bestrebungen; die Regierenden hingen mit der Geistlichkeit zusammen, so warf man beide in einen Topf und was mit den politischen Handlungen des großen Raths und Staatsraths unzufrieden machte, wurde mit auf Rechnung der Geistlichkeit gestellt.

In der Waadt war aber, wie in anderen großen protestantischen Kantonen, der Radikalismus im fortgeschrittenen Wachsen, und ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, daß das eigentliche Volk hier mit Lebendigkeit die Lehren seiner Freiheit und Gleichheitsrechte ergriff, welche ihm in Volksversammlungen und durch die Presse dargelegt wurden. Mit Unmuth hatte es zusehen müssen, wie in dem nahen Wallis im Frühjahr 1844 die liberale Partei zerfallen und vertrieben wurde, wie die Regierung nichts für die Verfolgten that, und bei dem kriegerischen Sinne des muthigen Volks in der Waadt, das in den Flüchtlingen Freunde und Unterdrückte erblickte, die von Jesuiten und Junkern gemordet wurden, war es ihm um so schmerzlicher, wenn es denken mußte, die eigene Regierung billige im Geheimen die Vorgänge und theile die Grundsätze der siegenden Partei.

Man muß die Zustände der ganzen Schweiz erwägen, um zu einem Urtheile zu kommen. Überall der heftigste Parteienkampf, überall die Religion hineinge-

zogen, und siegreich gegen die Neuerer und Aufklärer sowohl in Wallis und Luzern, wie in Zürich. Das machte das Volk fürchtend und im hohen Grade besorgt vor Reaktionen, vor Priester- und Aristokratenmacht und geheimen Plänen zu seiner Unterjochung. Zürich und Luzern wirkten durch ihre Reaktion auch auf die Waadt. Man sah in Zürich den protestantischen Pietismus aufwuchern und wußte, daß die Geistlichkeit das Volk zur Septemberrevolution und zum Sturz der liberalen Regierung getrieben hatte. Von Luzern erschollen durch die ganze Schweiz die entsetzlichsten Anklagen über Verfolgung der Edelsten und Besten durch wüthende Mönche und Fanatiker, und als nun die Jesuitenberufung dazu kam, war die Waadt von Schrecken und Zorn ergriffen. Das ganze Volk forderte laut und so zu sagen einstimmig, daß der große Rath den Gesandten der Waadt bei der Tagsagung den Auftrag ertheile, mit den übrigen radikalen Kantonen für Austreibung der Jesuiten zu stimmen. Mehr als 32,000 Bürger drangen hierauf, die Stimmung war erbitterter als je; in den Volksversammlungen wurden die Leiter und Führer der frommen Vereine mit den Jesuiten verglichen und das Volk klatschte Beifall, dennoch aber verwarf der große Rath in unbegreiflicher Verblendung die Petition, und gab damit das Signal zu der Revolution vom 14. und 15. Februar 1845.

Vorbereitet war diese gewiß und als ein zufälliges

Ereigniß ist sie nicht zu betrachten. Man sah, welchen Einfluß auf die herrschende Partei die Priester übten und fürchtete ähnliche Folgen, wie in Zürich, obwohl dort das Landvolk wirklich steril gläubig war, in der Waadt dagegen trotz aller Mühen die Dratoires höchstens von 2000 Personen besucht wurden. Am 29. December 1844 stifteten 400 Männer in Lausanne die association politique zum Sturz der Regierung. An der Spitze dieser Association standen die Chefs der radikalen Partei: Druey, Delarageaz, der junge Advokat Eytel und Andere. Diese Association leitete die Unzufriedenheit zur That, und da der Staaterath nicht den Muth hatte, das Äußerste zu wagen, da er sich von den einberufenen Bataillonen verlassen sah, dankte er ab und überließ der Revolution den leichten Sieg.

Die Herren Druey und Blanchency waren die einzigen Mitglieder des Staateraths, welche sich weigerten, ihr Amt niederzulegen, die übrigen alle, die Herren: Dapples, Boissot, Murat, Jaquet, Frossard, de Mieuville und Ruchet dankten ab. Jene beiden Herren stellten sich nun offen an die Spitze des Volks, erzählten diesem aufrichtig, was sich im Staaterath zugetragen, forderten es auf, eine provisorische Regierung einzusetzen, nahmen darin selbst Platz und lösten durch den Souverain, das Volk, den großen Rath auf, indem sie neue Wahlen anordneten.

Auf dem schönen Plage Montbenon, dicht bei Lau-

sanne, wurde die Volksversammlung bei Schnee und bösem Wetter gehalten. Viele tausend Menschen waren aus dem Kanton in die Stadt gekommen, denn die Aufregung war groß, aber es geschah nicht die geringste Unordnung. Man zeigte mir die alte Linde, wo der Staatsrath Druey drei Stunden lang auf einer Leiter stand, welche man an den Stamm gelehnt hatte und von ihr herunter zum Volke sprach, das ihm von diesem Tage an mit allgemeiner Liebe und Ergebenheit anhing.

Die Volksversammlung am 15. Februar unter Leitung eines höchst entschiedenen und volksthümlichen Mannes, des Grothraths Delarageaz, faßte nun eine Reihe energischer Beschlüsse, welche alle Behörden und Beamten als provisorisch erklärten, und Absezung gegen Jeden aussprachen, der nicht binnen fünf Tagen seine Beistimmung zu den Beschlüssen des Volks einsandte. Zu gleicher Zeit wurden die neuen Wahlen ausgeschrieben, der neue große Rath trat in den ersten Tagen des März zusammen, wählte einen neuen Staatsrath, der die Regierung übernahm, und somit war diese Revolution rasch, ohne Blutvergießen, ohne Kränkungen und Unbill, wie ohne alle störenden Folgen beendet. Die Herren Druey und Blancheney traten, der erste als Präsident, der andere als Vicepräsident, an die Spitze des Staatsraths; der große Rath zählte eine Majorität liberaler Mitglieder, welche

die neue Constitution und eine Reihe neuer zweckmäßiger Gesetze und Verordnungen des Staaterraths guthießen, dem sie überall beistimmten, und so wäre Alles vor-
trefflich gegangen, wenn die Pfarrer und ihre Conventikel nicht gewesen wären.

Die Revolution hatte den Bruch, welcher zwischen Kirche und Staat schon lange bestand, offenkundig gemacht, denn jetzt kam zu dem Verlangen der Geistlichkeit nach einer freien Kirche der persönliche Haß und die Abneigung vieler Einzelner gegen die Chefs der radicalen Partei. Der Unmuth mancher Pfarrer machte sich auch sofort bei der von ihnen geforderten Erklärung deutlich, durch welche sie sich mit den Beschlüssen der provisorischen Regierung und des souverainen Volks einverstanden zeigen sollten. Viele antworteten ausweichend und der neue Staaterrath begnügte sich damit, aber zwei, die gar nicht geantwortet hatten, und einer, der geradezu die Revolution als ein großes Unglück erachtete, wurden abgesetzt, sammt vielen weltlichen Beamten, um ein schreckendes Beispiel zu geben. Dies fruchtete jedoch nichts; die Separatisten und ihre Freunde machten es um so erbitterter. Verläumdungen wurden über die neuen Staaterräthe und ihre Anhänger verbreitet und namentlich war der Präsident Drucey Gegenstand der heftigsten Anschuldigungen. Man nannte ihn einen Communisten, weil er von der Organisation der Arbeit gesprochen, und suchte das Volk auf jede Weise

gegen die neue Regierung mißtrauisch zu machen, wozu der Communismus jedenfalls das beste Mittel bot, denn vor den Communisten und deren Lehren von der Gütertheilung u. s. w. empfanden die Wadtländer noch tiefern Abscheu, wie vor den Methodisten.

Während dies geschah und gleich nach der Revolution machte sich der Volksunwille gegen die Bethäuser Luft. In Lausanne wurde das Bethaus der Brüder von Plymouth zerstört, in mehreren Distrikten kam Ähnliches vor. Der Staatsrath ließ die Separatisten freundlich ersuchen, von ihren Versammlungen abzustehen, welche die öffentliche Ordnung störten, da es unmöglich sei, sie gegen den Volksunwillen zu schützen. Die Bürger wurden von Gewaltthaten gegen diese Fanatiker, wie es im Rescript heißt, abgemahnt; die Ruhestörer wurden bestraft.

So gingen die ersten Monate hin. Beim großen Rath petitionirten 207 Geistliche (von der Gesamtzahl von 250), daß die neue Verfassung Freiheit der Kirche aussprechen möge, allein das Mißtrauen gegen sie war zu groß, und sie bekräftigten es durch ihr Verhalten gegen die Regierung und durch ihre Forderungen, die nicht im Geiste protestantischer Freiheit waren. Endlich aber kam es zum offenen Widerstande gegen den Willen des Staatsraths, zu einem Kampfe auf Leben und Tod, in dem es sich zeigen mußte, wer Sieger blieb.

Die fortgesetzten Bezüchtigungen der Regierung, daß sie communistischen Ideen huldige, waren nicht ohne Wirkung geblieben. Das Volk war unruhig und leichtgläubig, der Staatsrath glaubte daher nichts Besseres thun zu können, als wenn er einige deutsche Flüchtlinge und Handwerker, die einen Communistenverein in Lausanne bildeten, über die Gränzen jagte und mit diesem Factum sich weiß wüsche.

So geschah es denn auch und nun erließ der Staatsrath am 29. Juli eine Proclamation, in welcher er die Abstimmung über Annahme oder Verwerfung der neuen Verfassung durch das Volk auf den 10. August festsetzte, dabei aber zu gleicher Zeit sich gegen die wider ihn verbreiteten Verläumdungen vertheidigte und dem Volke mittheilte, daß die deutschen Handwerker sich in Untersuchung befänden, der Herausgeber eines deutschen Journals, welches gegen die Grundsätze der Religion, Moral und gesellschaftlichen Ordnung geschrieben, aus dem Kanton gesagt worden sei. Diese Proclamation sollte in jeder Gemeinde am 3. August von den Kanzeln durch den Pfarrer abgelesen werden, allein eine bedeutende Zahl derselben weigerte sich. Sie, die zumeist die neue Regierung haßten, die ohne Zweifel auch zumeist beigetragen, die Richtung der Machthaber als irreligiös, communistisch, despotisch und zerstörend zu bezeichnen, sie sollten jetzt kurz vor den Wahlen ein Aktenstück öffentlich vorlesen, worin diese Regierung das Volk warnte, Verläum-

dungen keinen Glauben beizumessen, und es in einer Art frommen Kirchentones bat, zum Heile des Vaterlandes und in Gegenwart Gottes, der Herzen und Nieren prüfe, die Wahrheit zu suchen und der Welt zu zeigen, daß es Lügen verachte und der Freiheit würdig sei.

Die Priester hofften mit ihren Freunden noch immer auf Verwerfung der neuen Verfassung, auf Rückkehr der alten Ordnung, und wie mit dem Druck der Widerstand wächst, so hofften sie, aufgeregter und inniger als je, auf eine freie Kirche, die sie als ein Recht forderten und sich dafür fanatisirten.

Die Weigerung der vierzig Pfarrer, welche die Proclamation nicht verkündeten, suchte ihre Rechtfertigung in dem Artikel 12. des Gesetzes über Bekanntmachung von Gesetzen und Verordnungen vom 23. Mai 1832, der also lautet: „Der Staaterath kann von den Kanzeln Beschlüsse veröffentlichen lassen, welche sich auf die Religion oder religiöse Feierlichkeiten beziehen.“ — Die Proclamation, sagten sie nun, steht mit der Religion in gar keiner Verbindung, es ist ein rein politisches Aktenstück, das wir zu verkündigen gesetzlich nicht verbunden sind.

Diesem Akte des Ungehorsams folgte eine Anklage. Der Staaterath rechtfertigte sich durch ein Circulair an alle Präfecten und Municipalitäten. Er zeigte, daß, abgesehen davon, daß jene Proclamation gegen die deutschen communistischen Vereine gerichtet sei und mit

der Religion allerdings zusammenhänge, der Staat den Pfarrern niemals die von ihnen beliebte Auslegung des §. 12 des Gesetzes vom 23. Mai 1832 gestatten werde. Jener Gesetzparagraph beziehe sich auf Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse, keineswegs aber auf Proclamationen, welche zu allen Zeiten und unter allen Regierungen von den Kanzeln abgelesen worden seien, was ein Recht des Staatsrath bilde, das auf altes Herkommen beruhe und nie aufgegeben werden könne.

Der geistlichen Aufsichtsbehörde (*commission ecclésiastique*) wurde die Untersuchung übertragen und diese sprach ihr Bedauern über den Ungehorsam aus, fand aber in ihrer Majorität keinen Grund zu einer gesetzlichen Strafbarkeit. Der Staatsrath wandte sich hierauf an die vier geistlichen Klassen, die geistlichen Behörden in den vier Distrikten, welche über Disciplinarvergehen der Geistlichen in erster Instanz urtheilen; diese Klassen sprachen jedoch ihre Amtsbrüder vollkommen frei, ein Sieg, welcher den Muth der Geistlichkeit und ihrer Freunde nicht wenig stärkte. Der Staatsrath gerieth in eine sehr gefährliche Lage. Der größte Theil des Volks war auf seiner Seite und forderte laut die Bestrafung der Widerspänstigen, ließ er diese frei ausgehen, so erkannte er ihr Recht und ihre Macht an. In einer Demokratie ist die Unterwerfung der Regierung unter den Willen einer feindlichen Partei der Anfang ihrer Auflösung.

Der Staatorath, als oberste Instanz der Disciplinarvergehen der Geistlichen, war nun freilich Kläger und Richter zugleich. Am 3. October sprach er in Erwägung der Umstände ein mildes Urtheil. Er setzte seinen Pfarrer ab, verurtheilte aber einen Geistlichen zur Suspendirung vom Amte auf ein Jahr, einen auf drei Monat und 38 auf einen Monat.

Es gelästete dem Staatorathe, wie man sieht, nicht nach einem unversöhnlichem Kampfe mit der Geistlichkeit, welche, wie er sehr wohl wußte, sein zornigster Gegner war; er wollte und mußte jedoch sein oberstes Ansehn bewahren. Die Geistlichen aber trieben es zur letzten Entscheidung. Beide Parteien fanden Freunde und Gegner, doch mit dem Staatorath war der große Rath und die Majorität des Volks, die seinen Aussprüchen lebhaft beitraten.

Die Pfarrer hätten wissen können was sie auf Spiel setzen, selbst wenn jener Paragraph des Gesetzes ihnen Recht gab. Sie hatten oft genug Proclamationen ohne Weigerung von der Kanzel veröffentlicht, der neuen Regierung widersetzten sie sich und diese war eine volksthümliche, vom Volke erwählte und geehrte. Sie brachten sich mit dieser offenen Feindschaft um ihr persönliches Ansehn, um die Ehrfurcht, welche man ihnen zollte und gaben dem Mißtrauen weitem Raum, das sie als Feinde der Volksfreiheit ausrief und als Jesuiten und Aristokratenfreunde behandelte, denn von man-

der Kanzel war die Revolution und die Männer derselben heftig angeklagt worden.

Aber trotz aller dieser Zeichen traten am 11. November 150 Geistliche, Pfarrer und Vicare auf dem Stadthause zu Lausanne zu einer Verathung zusammen. Ein großer Theil des Stadtrathes, ein Theil der Bürger, die Studenten der Theologie mit ihren Professoren und viele Leute aus dem vornehmeren Theil der Bevölkerung waren ihre Stützen. Mit Singen und Beten begannen sie ihre Sitzung; eine erbitterte Stimmung beherrschte fast Alle. Die Kirche, so riefen die meisten, sei auf der Stufe ihrer tiefsten Erniedrigung. Ihre Strafe wollten die Verurtheilten gern erdulden, aber daß der große Rath und der Staatsrath die Geistlichen, weil sie besoldet würden, als Lohnbedienten erachte, daß die Diener Christi zu willenlosen Werkzeugen der Staatsgewalt herabgewürdigt würden, das sei unerträgliche Tyrannei, der man sich nicht länger preisgeben dürfe.

Die wenigen Stimmen, welche zum Frieden riefen, wie der ehrwürdige Pfarrer Chavannes, ein achtzigjähriger Greis, verhallten, den meisten gefiel die Kühnheit des Pfarrer Kennard viel besser, der zu einer entscheidenden That rief, welche allein die Kirche retten könne. So erfolgte eine Adresse an den Staatsrath und ein Aufruf an das Volk, beide von 153 Geistlichen und Vicaren unterzeichnet. Vor dem Volke vertheidigten die

Pfarrer sich und die suspendirten Geistlichen, dem Staatsrathe warfen sie vor, daß er statt nach dem Gesetz, nach Willkür den Staat regiere, daß die Pfarrer nicht mehr die Wohlthat der Gesetze genöffen, daß aber die Unterzeichneten sich zu Werkzeugen dieser Anmaßung (Proclamationen abzulesen) weder machen dürften noch wollten. In Folge dessen und weil den Geistlichen der Staatskirche die Vorträge in den Oratorien verboten sind, erklärten nun die 183, am 15. December, ihre Ämter in die Hände des Staatsraths niederlegen zu wollen, sie erklärten ferner: daß kein Interesse der Politik und persönliche Zwecke sie dabei leite und nur dann wollen sie ihr Amt wieder ausüben, wenn sie durch hinlängliche Garantie vor Mafregeln sicher gestellt sind, wie die, durch welche der Staatsrath sich setzt an den Rechten und Freiheiten der Nationalkirche und des christlichen Predigtamts widerrechtlich vergriffen habe.

Das hieß dem Staatsrath die Pistole auf die Brust setzen und die freie Kirche fordern. Es war unmöglich, daß man glauben konnte, er werde nachgeben, sich auf Unterhandlungen einlassen und einen Selbstmord begehen, denn er verlor damit die Achtung des Volks und sein Sturz war gewiß. Diesen mochten die Pfarrer aus der Verlegenheit und Verwirrung, welche ihr Rücktritt in Masse bewirkte, aus der Bestürzung und dem Unmuth des Volks, wie aus der Thätigkeit ihrer Anhänger beabsichtigt haben, aber sie täuschten

sich. Der Staatsrath hatte sich nichts vorzuwerfen, er war völlig verfassungsmäßig verfahren und das Volk war in großer Majorität gegen eine freie Kirche, in der die Pfarrer die Meister spielen wollten. Die Sache der Regierung war daher Sache des Volks; der Staatsrath konnte in einer Proclamation an das Volk die ganze Schuld des gewagten und ungerechtfertigten Schrittes der Geistlichkeit auf diese werfen, er konnte leicht zeigen, daß der Hochmuth der Geistlichen, ihre Lust zur Ungebundenheit sich selbst als die freie Kirche setze, welche sie forderte, daß er aber im Verein mit dem großen Rath energische Mittel ergreifen werde, um die verfassungsmäßige Vereinigung zwischen Kirche und Staat aufrecht zu erhalten.

Diese Proclamation beruhigte das Volk ganz und bald zeigte es sich, daß der Kühne Schritt der Geistlichkeit völlig fehlgeschlug und seine Spitze gegen sie lehre. Das Volk wandte sich nach dem ersten Schrecken mit Erbitterung von ihr ab, viele die in politischer Ansicht Gegner des Staatsraths waren, traten in dieser Sache auf seine Seite, denn die Herrschaft der Geistlichkeit und die Frömmerei war den meisten zuwider; von den 10,000 Bürgern, welche gegen die neue Verfassung gestimmt hatten, gesellte sich gewiß mehr als die Hälfte zu den 18,000, welche die Majorität der Regierung bildeten.

Die Pfarrer erlangten daher wenige Anerkennung

für die großen Opfer, welche sie ihrer Sache brachten. Die meisten von ihnen waren arm und sahen nach Niederlegung ihres Amtes sich mit ihren oft zahlreichen Familien der Dürftigkeit und dem Mangel überantwortet. Man würde Unrecht thun ihren ernstesten Schritten nur Fanatismus und Priesterhochmuth unterzulegen. Viele handelten nach ihren Überzeugungen, die von Jugend auf durch Erziehung und Lehre in ihnen befestigt waren und zu läugnen ist es nicht, daß in der gänzlichen Abhängigkeit der Kirche vom Staat, in der Art wie dieser die Pfarrer ernennet und den Gemeinden gar kein Wahlrecht läßt, somit das Volk in Kirchensachen überhaupt ohne alle Stimme ist, eine Beschränkung liegt, welche eben so wenig zur wahren Freiheit und zum Fortschritt der Zeit paßt, wie ein Priesterregiment, das da meint, ihm gebühre es, das göttliche Geheimniß allein auszulegen und zu bestimmen, wie es geoffenbart werden solle. Die Kirche liegt in der Gemeinde; diese hat ihren Geistlichen zu wählen und von ihm zu verlangen, daß er mit ihren Anschauungen von der Gottheit sich vereinige. Damit fällt freilich jede Nationalkirche und jedes feste Dogma. Der Staat wird dann nicht mehr die Diener des göttlichen Wortes bezahlen, sondern jede Kirchengesellschaft sorgt für den, der in ihrem Dienste ihr Lehrer und Prediger ist. Allein in der Waadt war eine freie Kirche dieser Art nicht durchzuführen, denn das Volk stand nicht auf dem Standpunkt

einer solchen Freiheit, es wollte und will das Bestehen der Staatskirche.

Ich habe mit einigen der einflussreichsten Männer und mit Herrn Druey selbst über diese strenge Aufrechthaltung der Staatskirche gesprochen, und glaube daß unter veränderten Umständen eine freie Kirche eher Verteidiger als Gegner in ihnen finden würde. Alle sagten mir, daß sie nur den Willen der großen Majorität des Volks vollzögen und dabei ihre Pflicht erfüllten, wenn sie die Verfassung aufrecht erhielten, was allerdings ihr Verfahren vollkommen rechtfertigt. Es ist ein Unglück, daß die Pfarrer meist auch politische Gegner der radikalen Partei sind, daß sie Familien angehören und Verbindungen haben, welche der jetzigen Ordnung der Dinge feindlich entgegen streben, und daß sie durch ihre corporativen Beschlüsse eben nur die Absicht erwiesen, sich selbst die Macht zu verleihen, welche sie dem Staatsrath nehmen wollten, so daß sie in Berathungen über eine Kirchenverfassung nicht dem Volke und den Gemeinden, wohl aber sich selbst das Kirchenregiment einzig und allein mit großer Unduldsamkeit und Herrschsucht zusprachen. Wo eine protestantische Geistlichkeit das will, steht sie auf katholischem Boden; sie bildet eine Kaste und bedarf nur noch eines Papstes, um die Völker zu knechten, aber glücklicher Weise ist ein solcher Zustand im Protestantismus unmöglich und darum Priesterkaste und Priesterherrschaft ein Unsin.

Der Staatrath versuhr nun mit Kraft und Festigkeit gegen die Pfarrer. Der große Rath gab ihm dictatorische Gewalt dafür zu sorgen, daß dem Staat und der Nationalkirche kein Unheil erwachse. Ein Circulair wurde erlassen, welches die Geistlichen aufforderte sich bis zum 1. December zu erklären, ob sie ihren Schritt zurückthun wollten? Hierauf traten 41 Geistliche wieder in die Nationalkirche ein; 80 gaben keine Antwort, 34 vertheidigten sich in Zuschriften an den Staatrath, meist mit vieler Heftigkeit, 11, welche als die Anstifter der ganzen Demonstration betrachtet wurden, hatte man gar nicht befragt; ihre Entfernung vom Amte war vom Staatsrathe im Voraus beschlossen worden. Alle diese Widerstrebenden wurden nun sofort von der Liste der Geistlichen gestrichen, alle Amtshandlungen ihnen verboten, dabei aber wiederholt erklärt, daß, wenn sie zurücktreten wollten, der Staatrath bereit sei ihnen die Hand zu bieten. Die Wenigsten haben dies jedoch gethan. Viele privatisiren noch jetzt, Andere haben Gewerbe ergriffen, Einige sind ins Ausland gewandert und fanden dort Anstellungen; den meisten geht es dürftig, denn wenn sie auch vom Auslande, namentlich aus Deutschland und vorzugsweise aus Preußen, Trostworte und Geld empfangen, was im Jahre 1846 140,000 Franken betrug, so möchte dies doch nicht auf die Dauer der Fall sein.

Die Dratoires bleiben auch nach diesen Vorgängen

frei, aber in Lausanne fielen ärgerliche Ausstritte vor. Die abgesetzten frommen Pfarrer hielten dort Betstunde dicht bei den Kirchen, in den lebendigsten Straßen und beleidigten durch die geoffentliche Schaustellung ihrer Versammlungen das Volk, das sich dadurch verhöhnt glaubte. Junge Leute sagten die fromme Schaar, welche zum guten Theil aus entschiedenen Gegnern der Verfassung bestand, unter Ergößen und Jubel mit den Wasserstrahlen einer Feuersprünge auseinander, was man dem Staatsrath zum gewaltigen Verbrechen machte, um so mehr da er, statt die Freiheit mit Hülfe der bewaffneten Macht aufrecht zu erhalten, die Dratoires in Lausanne vorläufig verbot, eine Maßregel, die auch an einigen anderen Orten geschehen mußte. In einer Republik, wo das Volk herrscht, ist es nicht immer leicht dem erklärten Volkswillen mit bewaffneter Macht entgegenzutreten, obenein hier, wo man die Ausstritte gleichsam herausgefordert hatte und durch Journale, Schriften, Schmähungen und Parteiuntriebe das Volk und die Regierung täglich beleidigte.

Der Staatsrath hatte übrigens alle Hände voll zu thun, um den Gottesdienst in Gang zu halten, denn 81 Geistliche hatten sich in die Geschäfte von 160 zu theilen. Aber Alles ging gut. Im Laufe des Jahres 1846 stieg die Zahl der Pfarrer wieder auf 100 und der Kanton Waadt wird den Vorthail haben, daß er in Zukunft überhaupt zwanzig Prediger weniger

besoldet, denn die Sprengel haben eine neue Vertheilung empfangen, durch welche eine Verminderung der Geistlichkeit möglich wird.

Als ich Lausanne besuchte, war dieser lange Streit endlich so weit entschieden, daß der Staatsrath vollkommen Sieger genannt werden konnte, da das Volk die Sache als eine geordnete und abgethane betrachtete. Die neue Verfassung war vor allen Gefahren gesichert und auf dem Montbenon war das Jahresfest ihrer Annahme, als Volksfest, jubelnd gefeiert worden. Damals wiederhallten alle Zeitungen von diesem Feste, über welches die besiegte Partei die schmähllichsten Verläumdungen verbreitete, deren Unwürdigkeit empören und den größten Unwillen wider die Urheber hervorrufen mußte. Französische und deutsche Zeitungen enthielten Artikel, welche dies Fest als einen Schauplatz der wildesten Vöbelorgien darstellten, in denen sich die ganze Vöbelherrschaft der Waadt widerspiegeln sollte. Der Präsident Druey und der Staatsrath sollten das tollste Zeug gesprochen haben und endlich völlig betrunken nach Haus geführt oder getragen worden sein, kurz es war nichts gespart um Staat, Volk und Volksführer lächerlich und verächtlich zu machen.

Diese schmählischen Artikel liefen durch alle Zeitungen, aber es war kein wahres Wort darin, was mir nicht allein in Lausanne versichert wurde, sondern was

ich auch von ganz parteilosen Fremden hörte, welche beim Feste gewesen und entzückt von dessen Feier, wie von der Fröhlichkeit, dem Ernst und der Würde desselben waren. Man wußte recht gut, wo man den Urheber dieser Lügen zu suchen hatte und bezeichnete einen Professor der Akademie als denselben, wie denn überhaupt gerade die Akademie, der Lehrstand und die Jugend, welche in den oberen Schulen erzogen wird, fast sämmtlich zu den Feinden der Regierung und zu den eifrigsten Vertheidigern der Pfarrer gehört.

Man sollte denken, daß eben die Jugend hier, wie überall, den demokratischen Grundsätzen der Verfassung anhängen müßte, dies ist jedoch in Lausanne nicht der Fall. Die meisten jungen Leute, welche die Akademie besuchen, aus der die Priester, die Richter und Beamten wie überhaupt die Männer von höherer wissenschaftlicher Bildung vornehmlich hervorgehen, gehören Familien an, welche der jetzigen Ordnung der Dinge feindlich sind. Es ist die alte städtische Aristokratie, welche darüber zürnt, daß der Bauer ihnen völlig gleichgestellt ist und mit Hülfe der Radikalen die alte Ehrfurcht vor den wohlhabenden Stadtleuten ganz und gar verloren hat. Die Professoren und Lehrer bestärkten diesen Groll und nährten ihn in ihren Schülern, die eine Art *jeunesse d'oré* bildeten und nicht ermangelten bei allen Gelegenheiten den Staatsräthen mit jugendlicher Unbesonnenheit zu zeigen, wie sehr sie diese

misachteten, wobei die jungen Theologen die ärgsten waren.

Die Akademie, von manchen Lehrern und Schülern verlassen, schien nahe daran sich aufzulösen, was übrigenfalls kein allzu großer Schaden gewesen wäre und Gelegenheit geboten hätte, sie besser zu organisiren und Unterricht und Bildung gründlicher zu machen. Das sah die Regierung ein, daß es nicht so bleiben könne, daß mit einem Lehrerstande, in dessen Händen die Erziehung der Jugend lag, der aber systematisch dafür sorgte seinen Schülern Regierung und Verfassung verhasst zu machen, nicht auszukommen sei. Sämmtlichen Lehrern ohne Ausnahme hatte der Staatsrath daher die Stellen gekündigt und ging damit um eine Purification eintreten zu lassen, die auch wirklich erfolgt ist und eine Anzahl der wildesten Eiferer und entschiedensten Feinde des jetzigen Staats vom Amte entfernt hat. Ein solcher Schritt ist jedenfalls ein äußerster und in manchem Betracht sehr hart, selbst ungerecht zu nennen, wenn er Lehrer, die seit vielen Jahren angestellt waren, ihrer politischen Meinungen wegen, hüllos und ohne Pension verabschiedet. In monarchischen Staaten kommt das freilich alle Tage vor und glücklich können sich diejenigen preisen, welche blos abgesetzt, nicht aber noch sonst in Untersuchungen und Prozesse verwickelt werden. In Luzern, Wallis, Schwyz u. s. w. macht man eben so wenig mit freisinnigen Lehrern

Umstände, wovon mancher zu erzählen weiß; über die Absegunen in Waadt dagegen hat man ein entfegliches Geschrei erhoben, in welches die zumeist einstimmen, die sich nicht bedenken ganz andere Tyrannerei auszuüben, und obenein stand dem Staatsrath in der Waadt ein gewisses Recht zur Seite, denn er konnte, wenn er wollte, gesegmähig die Stellen kündigen. Doch zögerte er lange damit und bestrebte sich zu versöhnen, zu beruhigen und die Lehrer von feindlichen politischen Gesinnungen abzuwenden.

Das System der Verläumdungen gegen das Volk und den Staatsrath ging aber über alle Länder. Die feindliche Partei, die Professoren und Pfarrer, hatten zahlreiche Verbindungen, kein Wunder daher, daß alle Welt glaubte in der Waadt sei eine Art Räuberbande zur Regierung gelangt, bei der kein anständiger Mensch seines Lebens und Eigenthums sicher sei. Im Jahre 1845 wirkten diese Lügen so arg, daß das Land von sehr wenigen Fremden besucht wurde und doch sind die Fremden ein bedeutender Quell des Erwerbs für die Waadtländer. Die zahlreichen Gasthäuser in den Städten, die vielen Pensionen, die Landhäuser, welche theuer vermiethet werden, Alles bezeugt wie viel man von den Reisenden erwartet, von denen auch viele andere Bürger Gewinn ziehen. Ganz besonders blieben die Engländer aus, denn bekanntlich hatte sich die englische Regierung auf Veranlassung ihres Gesandten in

der Schweiz, Herrn Morries, der selbst ein sehr frommer Mann ist, scharf über die Entlassung der Prediger erklärt, wobei die Schuld eigentlich auf den waadtländischen Staatsrath fiel, der ganz ohne Noth der englischen Regierung eine Vertheidigung seiner Schritte überreicht hatte. Das Wegbleiben der Engländer machte viele Leute unzufrieden, dabei verbreitete man Gerüchte von der wachsenden Geldnoth, von Defizits in den Staatseinnahmen, von neuen Anleihen und Schulden, von den Verschwendungen des Staatsraths, und scheute sich nicht auch das Privatleben der verhassten Chefs der Radikalen anzutasten und die verläumderischsten skandalösesten Geschichten zu veröffentlichen.

Als das Alles nichts half, sprengte man Gerüchte über einen nahen Staatsbankerot aus, machte die Kapitalisten bange vor der Vöbelherrschaft und da besonders viele Berner bedeutende Hypotheken im Waadtlande haben, wo Grund und Boden eben so hoch verschuldet ist, wie in Zürich und in anderen Kantonen, so nützte dies so viel, daß große Geldsummen gekündigt wurden und Geldnoth wie Verlegenheit wuchsen. Es hat gewiß nicht an dieser Partei der Unzufriedenen gelegen, wenn nicht wirklich tieferes Elend über ihr Vaterland gekommen ist, denn ihr Haß kennt, wie aller Parteihass, keine Grenzen.

Alein schon im Jahre 1846 war Vieles besser geworden, die Fremden kehrten zurück, denn Niemand

wurde belästigt und Jedermann fand Ordnung und Ruhe statt der wilden Verwirrung und Vöbelgewalt. Die Regierung befestigte sich, sie vervollständigte die Gesetzgebung, führte Geschwornengerichte ein und organisirte das neue Gerichtswesen, nach welchem in der Waadt, wie in Amerika, nur eine Instanz besteht und neben dieser ein Cassationshof. Diese Einrichtungen sind in der Schweiz neu und eigenthümlich, so daß ich mir erlauben darf dabei einen Augenblick zu verweilen.

Die Waadt ist politisch in neunzehn Distrikte getheilt und jeder Distrikt hat sein Distrikts-Gericht. Dies zerfällt aber in fünf Abtheilungen, nämlich in ein Ober-Civilgericht, ein Unter-Civilgericht, in ein Criminalgericht, in ein Zuchtgericht und in ein Polizeigericht. Alle diese Gerichte urtheilen ohne weitere Berufung über die vor ihr Forum gehörigen Sachen und zwar das Obergericht in allen Streitfällen, wo der Werth des streitigen, beweglichen oder unbeweglichen Gutes 800 Franken übersteigt; die Untergerichte entscheiden in Sachen von 100 bis 800 Franken. Sämmtliche Bagatellprozesse vom geringsten Werth bis 100 Franken gehören vor die Friedensgerichte.

Zum Richter bei allen Gerichten ohne Ausnahme kann jeder Waadtländer gewählt werden, der sein Bürgerrecht ausübt, fünfundzwanzig Jahr alt ist und je nach der Art des Amtes: im Kanton, im Distrikt oder im Kreise wohnt.

An der Spitze des ganzen Gerichtswesens steht das Cantonalgericht, welches die Obergewalt führt und den Cassationshof bildet. Seine neun Mitglieder werden auf vier Jahre vom großen Rath aus sämtlichen Bürgern des Kantons gewählt.

Jedes Distriktsgericht besteht aus fünf Mitgliedern, die aus den Bewohnern des Distrikts vom vereinten Staatsrath und Cantonalgericht auf vier Jahr gewählt sind. Advokaten, Notare und Staatsprokuratoren sind überall ausgeschlossen. Zu größerer Sicherheit der Rechtssuchenden befinden sich bei jedem Ober-Gericht zwei Richter aus den angrenzenden Distrikten.

Die Criminalgerichte bestehen aus den Präsidenten des Distriktsgerichts, wo die Klage anhängig ist und den Vorsitzern der vier benachbarten Distriktsgerichte. Einen davon kann der Angeschuldigte, einen der Staatsanwalt zurückweisen. Neben diesen Richtern steht eine Jury von zwölf Geschworenen, aus drei Distrikten gewählt. Dies Geschwornengericht urtheilt über alle Fälle, welche über die Competenz des Zuchtgerichts gehen.

Die Zuchtgerichte (Tribunaux correctionnels) ihrerseits bestehen ebenfalls aus dem Präsidenten des Distriktsgerichts, wo der Prozeß vorgeht, zwei Richtern desselben Gerichtshofes und zwei Richtern der angrenzenden Distrikte, von denen einen der Angeklagte, einen

der Staatsanwalt wählt. Es entscheidet über alle Fälle, welche über die Competenz der Polizeigerichte gehen und höchstens vier Jahre Freiheitsverlust oder 3000 Franken Strafe nach sich ziehen. Aber auch diese Zuchtgerichte richten durch eine Jury von neun Geschworenen, welche aus dem Distrikt gewählt werden.

Die Polizeigerichte bestehen aus dem Präsidenten des Distriktsgerichts und zwei Richtern, welche ohne Jury über alle Vergehen urtheilen, welche höchstens mit 100tägigem Gefängniß oder einer Strafe bis 400 Franken geahndet werden.

Friedensgerichte endlich bestehen in jedem der 60 Kreise und die Friedensrichter mit ihren vier Beisitzern sind sehr wichtige Personen. Vor sie muß jeder Prozeß zuerst gebracht werden, ehe er an die Gerichte kommt; sie suchen die Streite gütlich zu vermitteln, führen in Strassachen alle Voruntersuchungen über die freiwillige Gerichtsbarkeit, bilden das Vormundschaftsgericht, stellen Documente und Atteste aus, schließen und registriren die Civilehen, untersuchen die Paternitätsfälle, halten die Ordnung aufrecht, besichtigen die Gefängnisse und wachen über Ernährung und Sicherheit der Gefangenen, kurz die Friedensrichter haben viele und wichtige Geschäfte und müssen eifrige und tüchtige Beamten sein. Sie werden vom Staatsrath und dem Kantongericht auf vier Jahre gewählt.

Man sieht aus dieser Organisation des Gerichtswesens, daß das Waadtland einen ganz andern Weg betreten hat, als die übrigen Kantone der Schweiz. Überall ist hier nur eine Instanz und daneben Cassation. Es hat sich die Überzeugung festgesetzt, daß mehr Instanzen, von denen die eine der andern oft direkt widerspricht, die dritte aber vielleicht wiederum die erste einsetzt, die Rechtssicherheit nicht vermehren, den Richtern aber beim Volk großen Schaden thun; denn was ist Wahrheit, wenn der eine Richter das Urtheil des andern zerreißt und ein völlig entgegengesetztes als das richtige herstellt, das vom Dritten wieder als Irrthum zu Grabe geläutet wird? Die Einführung des neuen Verfahrens hat in der Waadt bewiesen, daß die eine Instanz gewiß nicht größere Irrthümer erzeugt, als zwei Instanzen. Das Volk ist damit sehr zufrieden, denn das neue Verfahren macht den Rechtsgang kurz und läßt keine Ungewißheit und Appellationsucht aufkommen. Ist der Thatbestand gehörig festgestellt, so ist eine Instanz, deren Urtheil cassirt werden kann, wenn sich Mängel darin finden, auch völlig genügend, zumal in einem Lande mit so einfachen Verhältnissen.

Eigenthümlich ist es auch, daß, anders als in allen andern Kantonen, der Staatsrath die meisten Richterstellen besetzt und die Richter aus dem Volke wählt, während das Volk selbst kein Wahlrecht hat. In Luzern, in Valais und den ärgsten Jesuitenkantonen wählt das

Volk, aber was hilft das, wenn es die wählt, welche Priester und Mönche ihm vorschreiben. In der Waadt thut es die Regierung, der große Rath und das Kantongericht, allein das Volk hat mehr Sicherheit als irgendwo, denn wir sehen es in allen Strassachen die über 100 Tage Gefängniß nach sich ziehen, von einer Jury geschützt, welche es aus seiner Mitte ernennt. In jeder Gemeinde wird ein Geschworener auf 100 Köpfe auf ein Jahr gewählt, so hat es das Volk in seiner Macht sich Männer auszusuchen zu deren Einsehn und Rechtsgefühl es Vertrauen besigt. Hier ist kein Unterschied zwischen arm und reich; kein Grundbesitz und keine Steuer bestimmen das Recht Geschworener zu sein, jeder unbescholtene Mann ist dazu berufen, wenn seine Mitbürger ihn wählen, und dies sowohl wie die Einrichtung, aus drei Distrikten die Geschworenen und die Richter zu berufen, um ein möglichst gerechtes Urtheil zu fällen, sind Vorzüge, die man hochschätzen und anerkennen muß.

Die demokratischen Grundgedanken dieser Gerichtsorganisation finden sich aber überall in dem Streben dieses Kantons und bewahrheiten sich in seiner neuen Verfassung vom 10. August 1845. Die Verfassung hat Gleichheit aller Staatsbürger in jeder Beziehung gewährleistet und ist die freiste Verfassung, welche überhaupt in der Schweiz besteht.

In ihrem ersten Artikel erklärt sie den Kanton als

eine République démocratique und das Volk als Souverain. Alle sind gleich vor dem Gesetz, Alle Soldat. Die individuelle Freiheit ist garantirt, nur das Gesetz bestimmt Verfolgung und Verhaftung. Haus und Eigenthum sind unverleglich; die Presse ist frei, das Petitionsrecht gewährleistet, das Unterrichtswesen ohne Einschränkung.

Das größte Aufsehn hat es in der Schweiz gemacht, daß diese neue Verfassung auch den Almosenempfängern das active Bürgerrecht zusprach, was nirgend sonst der Fall ist. Man fand es jedoch in Lausanne ungerecht, daß ein Mann, der, sonst unbescholten, durch Armuth gezwungen sei, die Unterstützung seiner Mitbürger nachzusuchen, deshalb sein Bürgerrecht verlieren solle. Um dessentwegen hat man davon abgestanden und einen Schritt gethan, der in der Schweiz sehr getadelt wird; allgemein ward mir in Lausanne jedoch versichert, daß man keine Nachtheile von einem Akt demokratischer Gerechtigkeit empfinde, welcher zur wahren Gleichheit der Staatsbürger nöthig sei. Jeder Bürger von 21 Jahren übt seine Bürgerrechte aus. Nur bescholtene Leute, betrügerische Bankerottierer und solche, denen das Strafgesetzbuch ihr Aktivbürgerrecht abgesprochen, sind ausgeschlossen.

Eine gesetzgebende, eine vollziehende und eine richterliche Klasse von Beamten erhält die öffentliche Ordnung im Namen des Volks.

Der gesetzgebende Körper ist der große Rath, vom Volke nach Maßgabe der Bevölkerung (auf 1000 Einwohner ein Großrath) auf vier Jahre unter allen Bürgern gewählt, die das fünfundzwanzigste Jahr erreicht haben. Jedes Mitglied des großen Rathes erhält während der Versammlung für jeden Tag eine Entschädigung von 30 Bagen, nebst einer Reiseentschädigung von 10 Bagen für die Wegstunde.

Hierdurch wird es möglich gemacht, daß das Volk zu seinen Vertretern Männer aus dem Volk wählen kann, damit die Vertretung nicht einer geldbesitzenden Klasse zufalle, und wie man sich denken kann, hat diese Bestimmung sowohl, wie die Bürgerrechte der Almosenempfänger und manche andere, bei den Gegnern der Demokratie wenig Beifall gefunden.

Der große Rath hat dieselben Rechte und Pflichten, wie in anderen radikalen Kantonen der Schweiz; aber er kann verlangen, daß der Staatsrath ihm Gesetze und Verordnungen, welche er wünscht, vorlege. Im Fall dies binnen Jahresfrist nicht geschieht, kann er selbst eine Kommission dazu ernennen und damit ist eine wichtige Erweiterung seiner Macht begründet.

Die vollziehende Gewalt bildet ein Staatsrath von neun Mitgliedern, gewählt vom großen Rath, dem die Staatsräthe auch fortgesetzt angehören und seinen Sitzungen beiwohnen ohne jedoch mitzustimmen.

Ihre Amtsdauer ist auf vier Jahre bestimmt. Der Staatsrath wählt seinen Präsidenten auf ein Jahr, derselbe ist nicht sofort wieder wählbar. Dieser Staatsrath leitet die ganze Verwaltung und legt dem großen Rath jährliche Rechenschaft ab. Er ist für seine Handlungen verantwortlich, beruft den großen Rath zu außerordentlichen Sitzungen, sobald es ihm nöthig scheint, muß ihn aber berufen, sobald 30 Mitglieder desselben es verlangen. Der Staatsrath überwacht alle Staatsanstalten, kann die Verwaltungsbeamten suspendiren, hat die bewaffnete Macht und die Beamten zur Ausführung der Gesetze unter seinem Befehl und hält die Ordnung mit ihrer Hülfe aufrecht. Der Staatsrath hat, wie man sieht, mit Bezug auf die Ernennung richterlicher Beamten hier mehr Macht als irgendwo in der Schweiz, wenigstens ist sie offener ausgesprochen, aber eine noch größere liegt in den demokratischen Grundsätzen der Verfassung, in der Gleichheit des Volks und in dem Einfluß den die öffentliche Meinung hier nothwendig üben muß.

Wie die richterliche Gewalt beschaffen ist, habe ich angeführt. Die Gemeinden sollen, wie die Verfassung sagt, so viel innere Freiheit wie möglich besitzen, jedoch Ziel und Zweck des Staates nicht stören, dem sie untergeordnet sind. Jede Gemeinde hat nach ihrer Größe entweder einen allgemeinen Rath oder einen Gemeinderath von 25 bis 100 und mehr Mitgliedern, ferner eine

Bürgermeisterei, bestehend aus einem Präsidenten und einer Anzahl Rätbe (syndic et officiers municipaux), die von der Generalversammlung der Gemeinden oder von den Gemeinderäthen auf vier Jahre gewählt werden. Sie handhaben die Polizei, verwalten die Gemeindegüter und die Armenkasse und halten die Gesetze in Kraft.

Es bleibt mir nun noch übrig einen Blick auf die Abgaben und Steuern zu thun, welche in diesem in vielen Dingen wohlgeordneten Staate nicht eben ganz unbedeutend sind.

Die Staatslasten werden in der Waadt durch verschiedene Arten von Steuern aufgebracht, an deren Spitze die Grund- und Vermögensteuer steht. Es wird hier vom beweglichen Gut $2\frac{1}{2}$ Franken vom Tausend, vom unbeweglichen 1 Frank gezahlt. Im Jahre 1845 trug diese Steuer 392,420 Franken ein. Eine zweite sehr hohe Steuer (droit de mutation) die zu vielen Klagen veranlaßt, erfolgt aus den Verkäufen und Veräußerungen des Grundbesitzes. Der Staat zieht davon 4 p. c. und erhielt im Jahre 1845 damit 255,366 Franken: ein Beweis, daß das Grundeigenthum rasch von Hand zu Hand geht. Aus der Stempelsteuer zog er 56,295 Franken. Aus den Zöllen auf Kaufmannswaaren 162,754 Franken. Aus dem Zoll auf Getränke im Kleinhandel 103,886 Franken. Die Posten, welche eine Haupteinnahme für den vielbereisten

Kanton bilden, warfen 136,333 Franken ab, und aus dem Salzverkauf den auch hier, wie überall in der Schweiz, die Regierung als Regal inne hat, empfing er 236,945 Franken (die eigenen Salinen trugen überdies noch 31,389 Franken).

Die Summen, aus indirekten Steuern und Einnahmen gezogen, sind, wie man sieht, bedeutend und hierzu kommen Patentabgaben von 4 bis 12 Franken, Abgaben auf Jagd- und Fischereischeine, Verkauf von Schießpulver; Luxussteuern auf Pferde, Wagen und Billards, Hundesteuer und Fremdensteuer. Endlich nahm der Staat aus seinen Forsten für Holzverkauf 50,779 Franken ein und überdies brachten seine Domainen 9894 Franken, so daß die Totalsumme des Budgets eine Nettocinnahme von 1,569,305 Franken betrug. Bedeutend mehr also, als in anderen Kantonen von gleicher Größe.

Dennoch aber wurden die Ausgaben im Jahre 1845 nicht gedeckt, denn diese betrugen 1,737,558 Franken, es mußten daher die Ersparnisse von 1844, 150,535 Franken, zur Deckung verwendet und noch 70,904 Franken auf den vorhandenen Staatsfond übertragen werden. Die vermehrten Ausgaben waren ohne Zweifel eine Folge der Revolution und dies Deficit gab Anlaß zu den Gerüchten über neue Anleihen, Verschwendungen und Staatsbankerot, woran natürlich nicht zu denken ist. Die Waadt ist ein von Natur reiches Land,

dem es an Hilfsquellen nicht fehlt und welches ohne Staatsschulden ist. Eine der größten Sorgen der Regierung muß es aber sein, die Ausgaben zu beschränken, die Regierung billig zu machen, was von einer durch Revolution entstandenen zumeist verlangt wird, und hierzu wird es ohne Zweifel bald kommen. Der Voranschlag für das Jahr 1847 zeigt statt Deficits schon einen Überschuß, trotzdem daß die fortgesetzten Umgestaltungen und neue Organisation der Verwaltung, Justiz und sämtlicher Staatszweige, wie die Bestrebungen der gegnerischen Partei viel Geld gekostet haben.

Im Jahre 1845 erforderten die Regierungskosten 152,662 Franken. Die Justiz und Polizei 189,150 Franken. Geistlichkeit und Kirchen 231,973 Franken. Die Schulen und die Akademie 212,284 Franken. Zur Unterstützung der schönen Künste verwandte der Staat überdies 64,186 Franken, so daß er mehr als den sechsten Theil seiner ganzen Einnahmen dem Unterricht zuwandte. — In Preußen wird für allen und jeden Unterricht von den Universitäten bis zu den Primärschulen und mit Einschluß aller Ausgaben für die Geistlichkeit, nicht der vierundzwanzigste Theil der Staatseinnahmen verwandt.

Das Militairwesen in der Baadt kostete im Jahre 1845 496,430 Franken (während für das Jahr 1847 die Kosten nur auf 280,300 Franken angeschlagen sind). Für öffentliche Arbeiten, namentlich für Chaussees, auf

welche die Waadt schon mehr als 4 Millionen Franken verwendet hat, wurden 331,449 Franken verausgabt. Man mag aus diesen Hauptzahlen ersehen wie bedeutend die Ausgaben sind und wie sie verwendet werden.

Die Kosten für das Militair würden übrigens in diesem Kanton noch bedeutender sein, wenn nicht jeder Soldat verpflichtet wäre sich auf seine Kosten vorschristsmäßig zu bewaffnen und zu bekleiden, was für Viele gewiß eine harte Aufgabe ist, allein das Gesetz hat es vorgeschrieben und man ist daran gewöhnt. Dafür hat jeder Mann sein Gewehr und seine Waffen im Hause, sie sind sein Eigenthum und diese 30,000 Waadtländer gehören zu den besten und tüchtigsten Soldaten der Schweiz. Jeder ist vom sechzehnten bis zum vierzigsten Jahre dienstpflchtig. Mit dem zwanzigsten Jahre tritt er in die Infanterie d'élite, wo er acht Jahre bleibt, dann in die Reserve. Dabei aber ist er vor allen Dingen Bürger und nur Soldat und militairischen Befehlen unterworfen, wenn sein Bataillon zum Dienst einberufen wird. Jetzt liefert die Regierung die kleinen Montirungsstücke, die Waffen und Anzüge nach festgesetztem Preise und dies, wie die Fällung der Zeughäuser und die große Sorgfalt, welche man auf das gesammte Kriegswesen wendete, haben die bedeutenden Ausgaben vom Jahre 1845 bewirkt.

Die französischen Schweizer sollen nicht so gute Büchschützen sein, wie die deutschen; ihr unruhige-

res Blut paßt vielleicht weniger für eine Waffe die besondere Kaltblütigkeit, eine nie zitternde Hand und ein unbewegliches Auge erfordert. Die Schützenfeste, Kantonal-schießen, Freischießen u. s. w. sind daher in der westlichen Schweiz auch weit weniger bekannt und beliebt, als in den deutschen Kantonen, obwohl auch hier das Scheibenschießen von vielen Leuten fleißig betrieben wird. Aber in der deutschen Schweiz sind die Schützenfeste wahrhafte Volksfeste, die echten Feste für die Masse der Bürger und sie verbinden mit dem Vergnügen, welches sie gewähren, einen politischen Charakter, wie ich dies schon erwähnte, denn zu ihnen kommen aus verschiedenen Kantonen Männer zusammen und tauschen Meinungen und Gesinnungen aus. Ganz besonders ist dies bei den eidgenössischen Freischießen der Fall, welche von zwei zu zwei Jahren stattfinden und jedesmal die ganze Schweiz in Bewegung setzen; aber auch die Kantonal-schießen fördern die Macht der öffentlichen Meinung und geben in Reden und Toasten Gelegenheit zu patriotischen Ergüssen und zur Stärkung freisinniger Grundsätze. Eben bei diesen Schützenfesten sieht man auch, wie die Masse des Volks der Bewegung und dem Streben nach schweizerischer Einigkeit zugethan ist. Die große Majorität gehört immer den Patrioten und seit in neuester Zeit die betrübenden religiösen Zwiste eine solche Macht erhielten und solchen Haß verbreiteten, sind Luzern, Schwyz und die inneren

Kantone fast ganz von den Schützenfesten verbannt, nicht weil sie geradezu thätlich dort beleidigt würden, aber weil sie zu viel unangenehme Dinge voll Spott und Hohn hören müssen.

Aus diesem Grunde bleiben auch um so mehr Diejenigen fort, welche die Leiter und Lenker der ultramontanen und aristokratischen Parteien sind; und weil nun die Schützenfeste Feste der radikalen Majorität sind, werden sie auch häufig als solche nicht wenig angefeindet.

Es sind jedoch Feste voll Fröhlichkeit und gar nicht mit unseren beliebten deutschen Schützenplätzen oder Schützengilden zu vergleichen; denn hier ist von keiner Korporation die Rede, von keinem Aufzuge mit Trommeln und Fahnen, die irgend ein Prinz dem wohlwollenden Bürgerschützencorps verehrte, sondern jeder nimmt Theil der eben Lust hat, der einen Stuger, Kugeln und Pulver besitzt nebst einer Anzahl Bagen in der Tasche um Schießzettel zu kaufen, denn das Schießen ist hier eine Art Lotto, jeder Schuß muß bezahlt werden, dafür aber gewinnt auch jede das Schwarze treffende Kugel.

Die Schweizer treiben damit eine Speculation. Geübte Schützen thun sich zusammen, kaufen Marken und bilden Gesellschaften, welche ihr Glück versuchen; auf der anderen Seite werden so und so viel tausend Gulden zusammengebracht nebst Preisen für die besten

Schützen und man findet auf den Ankündigungen und Einladungen zu Kantonal-schießen, welche durch die ganze Schweiz verbreitet werden, Summen von 30,000, 40,000 Franken und mehr vermerkt, welche zu gewinnen sind. Je höher und zahlreicher die Gewinne, um so mehr Schützen finden sich ein. Jeder kauft eine Anzahl Marken, oft eine sehr bedeutende Zahl, je nachdem seine Begierde groß ist zu schießen und zu siegen, oder je nachdem das Glück ihn begünstigt oder ihm den Rücken kehrt. Dafür nehmen die Schützengesellschaften der Orte, welche das Schießen ausgeschrieben haben, auch viel Geld ein und machen wohl zuweilen bedeutenden Gewinn. Berühmte Schützen schießen auf ihre eigene Rechnung und Gefahr und kommen dabei gut fort, denn natürlich bezahlen die, welche die wenigste Übung haben, meist umsonst; ihre Kugeln fehlen das Schwarze, was allein Gewinn verleiht. Aber man muß in der That eine sichere Hand und ein gutes Auge haben um hier zu treffen. Die Standbüchsen oder Stuger sind ungemein schwer und schießen großes Blei. Weniger als zwölf Kugeln aufs Pfund Blei darf kein Stuger schießen, denn je größer die Kugel um so mehr Sicherheit des Treffens. Eine ganze Reihe großer weißer Scheiben, zwanzig, dreißig und mehr sind neben einander aufgestellt, man nennt sie die Stichscheiben, in ihrer Mitte stehen die farbigen Kantonal-scheiben, wo jeder Treffer hoch bezahlt wird, auch die

Marken weit mehr gelten, und hundert Ellen von ihnen unter der Schießhütte haben die Schützen ihren Stand und schießen aus freier Hand ununterbrochen auf ihre Zielpunkte, die sich drehen, sobald das Schwarze getroffen wird.

Das ist ein lustiges, fortwährendes Gefnall vom Morgen bis Abend, zwei, drei und mehrere Tage lang, je nachdem das Schießen bedeutend ist. Tausende von Zuschauern finden sich ein. Man ruft und schreit den guten Schützen Beifall, bewundert ihre Kunst, ihre oft merkwürdige Sicherheit, jubelt und lacht, schmaust und zecht, kurz es ist ein wahres Volksfest. Die Schützen aus Glarus, aus Appenzell und den inneren Kantonen sollen die besten sein, indeß giebt es auch viele treffliche Büschenschützen in Zürich, Bern und anderen Kantonen und wohl auch in der Waadt, nur daß das Volk hier weniger allgemeinen Antheil nimmt. Dagegen sollen die Waadtländer die besten Feldsolbaten sein, muthige und gehorsame Männer, welche eine treffliche Infanterie bilden, die sich auch bei den Übungen der Schweizertruppen stets durch ihre Fertigkeit in aller Abrichtung ausgezeichnet hat.

Wenn das Militairwesen gut eingerichtet ist, so hat auch der Staat umsichtig für das Schulwesen gesorgt. Das Gesetz vom 10. December 1833 macht sämtliche Kinder vom siebten bis zum sechzehnten Jahre schulpflichtig. Es giebt überall Primairschulen, Mittel-

schulen in den Städten, Colleges in den größten und überdies die Akademie in Lausanne und ein Seminar. Die Gemeinden zahlen jedem Schullehrer wenigstens 320 Franken, jedem Unterlehrer und jeder Unterlehrerin wenigstens 200 Franken. Jeder Lehrer muß ein Examen vor der Schulcommission ablegen. Sind die Gemeinden wohlhabend, so fließt das Geld für den Unterricht aus der Gemeindefasse, sind die Gemeindegelder nicht hinreichend, so geben die vermögenden Eltern für ihre Kinder ein Schulgeld. In jeder Gemeinde ist eine Schulkommission von 3 bis 7 Mitgliedern. Nach dem Gesetz von 24. Januar 1834 ist der Pfarrer Mitglied der Kommission, aber seine Stimme gilt nicht mehr, als die jedes anderen Mitgliedes. Es gab 1837 schon 586 Schulen die von 30,626 Kindern besucht wurden. In dem *compte rendu* des Staatsraths für 1845 werden 725 Schulen angegeben, welche 33,857 Schüler hatten. Der Staat gab 1845 zu den Primairschulen 40,000 Franken. Zu den Normalschulen 20,000 Franken. Die Colleges und Mittelschulen kosteten ihn 38,266 Franken (er giebt jeder 2400 Franken, das Übrige trägt die Gemeinde), das Gymnasium erfordert 25,318 Franken. Die Akademie 43,214 Franken. Die Kantonalsbibliothek 9167 Franken. Pensionen wurden an 18,000 Franken gezahlt und dazu kamen Ausgaben für das Blindeninstitut und andere allgemein nützliche Anstalten. Kein Lehrer an einem College hat

unter 1000 Franken Gehalt, das an der Akademie bis zum Doppelten Betrag aufsteigt. Das Loos der Lehrer ist daher in der Waadt, wenn kein glänzendes, doch ein völlig gesichertes und steht mit dem höchsten gleich, denn selbst die Staatsräthe und der Präsident des Staatsraths sind nicht höher besoldet. 2000 Schweizer Franken, ungefähr 800 Thaler preussisch, ist überhaupt in der Schweiz der höchste Beamtengehalt, womit das Volk die, welche ihm dienen, entschädigt.

So ist es auch mit den Pfarrern. Der Staat besoldet sie mit einem festen Einkommen. Anfänglich beträgt dies 1000 Schweizer Franken (400 Thaler), von sechs zu sechs Jahren steigt dies jedoch um 160 Franken und endet mit der höchsten Besoldung von 2000 Franken. Da die Geistlichen Haus und Garten haben und es ihnen frei steht Pensionaire zu nehmen und Erziehungsanstalten anzulegen, die in der Schweiz noch immer eine wichtige und allgemeine Erwerbsquelle ausmachen, so ist hinlänglich und gut für die Geistlichkeit gesorgt, die zu keinen begründeten Beschwerden über ihr materielles Wohl Anlaß hat.

In den Mittelschulen und Colleges wird auch deutsche Sprache gelehrt, indeß ist die Kenntniß des Deutschen nicht eben sehr groß im Kanton Waadt, obwohl hier viele Deutsche leben und namentlich deutsche Handwerker in bedeutender Zahl vorhanden sind. Unter den Lehrgegenständen der höheren und Mittelschulen

findet man aber auch neben Physik, Mechanik, Chemie, Technologie, Zeichnen und Musik, — politische Ökonomie und l'instruction civique aufgeführt. Der junge Bürger soll schon in der Schule mit seinen Bürgerpflichten und Rechten bekannt gemacht werden, er soll vorbereitet sein, wenn er sein öffentliches Leben beginnt, soll früh eine Meinung sich erwerben, und das ist recht und gut gethan und einer Republik würdig, ihn als Bürger auch auszubilden. Um so mehr aber muß der Staat darauf bedacht sein, die Erziehung und Belehrung der Jugend in den öffentlichen Unterrichtsanstalten Männern anzuvertrauen, welche ihr Amt nicht dazu benutzen, die jungen Bürger mit Haß und Abneigung wider die Verfassung und die Regierung zu erfüllen, welche durch die Wahl der Majorität zur Leitung der Geschäfte bestimmt ist. Niemand kann es dem Staaterath verdenken, wenn er Lehrer entfernt, welche mit den widerspänstigen Priestern und der unzufriedenen Partei eng zusammen hängen und so offen seine Feinde sind, wie es hier der Fall ist, und nur das ist zu wünschen, daß ungerechte und harte Absegunen vermieden und Ansprüche auf Pensionen berücksichtigt werden, wenn diese nach Recht und Gesetz ertheilt werden müssen.

Bis jetzt wird weder für den Besuch der Akademie noch des Gymnasiums irgend ein Honorar verlangt. Der Unterricht erfolgt auf Staatskosten, allein man hat die Ungerechtigkeit eingesehen, welche darin liegt, daß der

Staat bedeutende Summen der Gesamteinnahmen für die Kinder einer gewissen wohlhabenden Klasse seiner Bürger verwendet, welche allein Akademie und Gymnasium besuchen können, was der großen Masse der Landbewohner nicht möglich ist, und wird daher in diesen Anstalten den Unterricht künftig bezahlen lassen, damit man um so besser das Volksschulwesen unterstützen kann.

Auch für die Künste hat der Staat hier manches gethan. Er hält eine Zeichenschule, unterstützt junge Künstler und besitzt ein Museum in Lausanne, das von seinem Gründer das Museum Arlaud heißt. Eine Anzahl Gemälde, unter denen zwei der schönsten Landschaften von Diday und Calame, bilden eine Gallerie, welche jährlich durch die auf Kosten des Staats angekauften Bilder von jungen heimischen Künstlern und durch die Geschenke reicher Bürger vermehrt wird. Im Museum Arlaud befinden sich auch die naturwissenschaftlichen Sammlungen, unter denen die Mineraliensammlung sich auszeichnet, und sichtbar ist das Streben überall vorherrschend, nach Kräften Kunst und Wissenschaft zu schützen und zu unterstützen.

Vortrefflich sind die Landstraßen, welche seit 1830 oft mit großem Kostenaufwande gebaut wurden, wie denn überhaupt diese kleinen Regierungen der Schweiz mit dem rühmlichsten Eifer Bauwerke aufführen, welche den größten Staaten Ehre machen würden. Lausanne selbst bietet davon mehr als ein Beispiel dar. Die

Stadt ist alt, hat enge winkliche Gassen und wird durch eine tiefe Doppelschlucht getrennt, die mit unsäglichlicher Mühe nach und nach theilweis ausgefüllt worden ist. Über den tieffsten Theil dieser Schlucht hat man eine prachtvolle Brücke, auf doppelten Bogen ruhend, vor einigen Jahren ausgeführt, die zu den schönsten Bauwerken gehört. Das alte bischöfliche Schloß auf dem höchsten Punkte der Stadt ist jetzt der Sitz der Regierung. Hier oben liegt auch die Kathedrale, die größte Kirche der Schweiz, und in ihrer Nähe die Akademie. Weit über See und Gebirge schweift der Blick auf ein unvergleichlich schönes Panorama, aber wie reich ist Lausanne nicht überhaupt an solchen Punkten. Man muß auf den Signalberg dicht bei der Stadt steigen, wenn man ganz erfüllt von der Schönheit dieser wundervollen Natur sein will, welche immer neue Reize enthüllt, die zu bewundern man nie satt werden kann.

Die Kathedrale ist groß, aber schmucklos und kalt. Grau angestrichen, ohne Altäre, ohne Bilderschmuck, ohne Malerei der Fenster hat sie die gespenstische Nüchternheit, welche der Protestantismus dem alten Tempel aufbrachte, seit er die Priester in brokatenen Messgewändern sammt Heiligen und Gottesmüttern daraus vertrieb. An einer Seitenwand hat man dem unglücklichen, edlen Major Davel, den die berner Herren im Jahre 1723 enthaupten ließen, eine Marmortafel errichtet. Davel glühte dafür, sein Vaterland zu befreien,

aber dies verstand ihn nicht. Voll heiger Angst sorgte jeder für sein eigenes Haupt und suchte es durch dienstfertigen Eifer bei den gestrengen berner Herren zu sichern, so mußte der verrathene Mann untergehen. Dem muthigen Davel weinte manch' Auge nach. Ich habe die Rede vor mir, welche der ehrwürdige Priester Saussure auf Davel's Scaffot bei dem blanken Schwerte des Nachrichters hielt, in welcher er es wagte, einen Vorberfranz der Vaterlandsliebe um die dem Tode geweihte Stirn des Opfers der Tyrannei zu legen, doch erst die neue Zeit konnte mit diesem Marmorstein sein Andenken preisen. Die Denkmäler einiger Herzöge und das des Papstes Pius des Fünften sind in der Kirche aufgerichtet, deren Schiff mit 200 Säulen von 100 Fuß Höhe geschmückt, einen ganz anderen Eindruck machen würde, wenn man es kunstfönnig verschönte.

Aber weder dieser Tempel, noch die prächtige, große Markthalle, noch was sonst an Bauwerken vorhanden, ist doch mit der Natur zu vergleichen, welche die erhabenste und herrlichste Einfassung Lausanne's bildet. Rund umher liegen Weingärten und Landhäuser, welche bis Orchy hinab und an den Seeufem hingleichen. Der weiträufige Anbau der Stadt erstreckt sich durch diese Gärtenreihen, in denen ein großer Theil der wohlhabenden Einwohner seine Landsitze hat, so daß es schwer wird, in so großem Reviere sich zurecht zu finden und

Leute aufzusuchen, welche man sehen und sprechen möchte. Es ist daher gut, daß in Lausanne so viele Gesellschaften und Kaffeehäuser bestehen, wo man ziemlich sicher sein kann, Abends seine Freunde und Bekannte zu finden.

Es ist hier wie in Zürich, die Demokratie hat auch die äußere demokratische Form der Gemeinsamkeit angenommen und die, welche regieren, sondern sich in keiner Weise vom Volke ab, sondern treffen mit ihm in Kaffeehäusern und an öffentlichen Orten ohne Zwang zusammen. Im Kaffee Morel fand ich jeden Abend die Staatsräthe und höchsten Beamten der Republik, welche dort ihr Glas Wein tranken, ihre Zigarre rauchten und eine Partie Domino oder Karten spielten, umringt von ihren Mitbürgern, die ganz daran gewöhnt sind, keinen Unterschied zu machen.

In einem nicht weit davon entfernten Kaffee der Post gegenüber versammelt sich die aristokratische Partei, und so hat Jeder seinen Kreis in welchem er mit politisch gleichgesinnten Freunden zusammentrifft und die Sache der Partei fördern hilft, zu der er gehört. In Lausanne selbst zählt die jetzige Regierung viele Gegner, denn ein Theil der Stadtbürger kann es ihr nicht verzeihen, daß das Landvolk so frei und gleich und dadurch so anmaßend geworden ist. Sie wissen wohl, daß dies Volk die eigentliche Stütze des Staatsraths bildet, wie überhaupt die unteren Klassen seine

Anordnungen und die Folgen der Revolution zumeist gut heißen, darum muß man sich nicht wundern, wenn so viele vom Haß dictirte und von Verläumdungen strogende Berichte über die Zustände der Waadt auch durch deutsche Blätter verbreitet werden.

Der Präsident Druey wie mehre Staatsräthe, welche sich über dies Verfahren beklagten, in welchem namentlich die Augsburger allgemeine Zeitung und die Kölnische Zeitung voranstehen, deren Correspondenten durchaus den Gegnern der jetzigen Zustände angehören, bemerkten ganz richtig, daß der Grund vornehmlich in der Thatsache liege, daß diejenigen, welche Artikel für das Ausland schreiben, Lehrer und Geistliche oder Männer aus den Reihen der besiegten Partei seien, welche ihrem Zorn Lust zu machen wünschen. Sie hatten nichts dagegen, daß man sie verläumde, denn Verläumdungen sind immer das letzte Mittel der Schwäche und ohnmächtigen Wuth, aber sie fanden es mit Recht unbillig, daß ihre Reklamationen unberücksichtigt blieben und die Augsburger allgemeine Zeitung diese ohne weiteres in den Papierkorb warf.

Ein solches Verfahren that mir um so mehr leid, weil wirklich die Regierung des Waadtlandes nicht allein aus talentvollen und tüchtigen Männern besteht, welche mit ungewöhnlicher Kraft und ausdauernder Thätigkeit das Waadtland zu einer wahrhaften Demokratie umgeschaffen haben, sondern weil sie auch mit wissenschaft-

licher Bildung ausgerüstet, Deutschland und die Meinung der Deutschen mehr schätzen als die meisten deutschen Schweizer dies thun. — Ich habe von dem Präsidenten Druey schon mehrmals gesprochen, der die Seele dieser neuen waadtländischen Bewegung ist, und dessen unermüdlicher geistiger Regsamkeit sein Vaterland so Vieles dankt.

Leider war Herr Druey noch nicht von Zürich zurückgekehrt, so daß ich nicht die Ehre hatte, ihn in Lausanne nochmals zu sehen; aber auch die Mitglieder des Staatsraths und großen Rathes, welche ich kennen lernte, die Herren Briatte, Delarageaz, Bienet, Fornerod und mehrere Andere, welche durch ihre freundliche Theilnahme und Belehrungen mich zum Dank verpflichteten, waren so unterrichtete und für das Wohl ihres Vaterlandes eifrig thätige Männer, daß leicht durch sie die argen Anschuldigungen zu widerlegen waren, nach welchen der Pöbel zur Herrschaft in der Waadt gelangt sei.

Man kann sich solche Pöbelherrschaft schon gefallen lassen, durch welche Reformen, wie die in der Waadt erfolgten, bewerkstelligt werden. Den besten Beweis jedoch, daß man die Freiheit der Meinungen achtet und unverfolgt läßt, beweist die Presse. Der Federal, das Blatt der unterliegenden Partei, hört nicht auf, die Regierung aufs heftigste anzugreifen, und aus den Vereinen ihrer Gegner strömt eine Fluth von Schriften aller Art hervor, die das Ansehn der Volksmänner

untergraben sollen. Dazu streben die Priester nach einer freien Kirche, deren Gründung ihnen unverwehrt bleibt, die Vereine wirken auf die Wahlen und suchen durch Geld und Ansehn ihrer Mitglieder an Ausdehnung zu gewinnen; die Regierung hindert das Alles nicht durch Gewaltstreiche. Sie vertheidigt sich durch ihre Organe, durch den Nouvelliste Vaudois, zumeist wohl aber durch ihre Handlungen, die als offene Thatfachen vor aller Welt Augen liegen. Die Presse ist in der Waadt völlig frei, doch stellen die Journale Cautions, bezahlen Stempel und sind nach dem Pressgesetz verantwortlich. Pressprozeße kommen jedoch selten vor.

Für die Armen ist durch Wohlthätigkeitsanstalten vielfach gesorgt. Es giebt ungefähr 80 Armen- und Krankenhäuser. Das Kantonhospital ist mit einem reichen Fond ausgerüstet und für 120 Kranke bestimmt. Jeder kann dort aufgenommen werden, wenn er 7 Bagen täglich bezahlt. Im Ganzen rechnet man 20,000 Personen, die Unterstützung empfangen und welche jährlich 350,000 Franken beziehen, aber diese Bedürftigen sind keineswegs Bettler; sie kommen nur nicht mit dem aus, was sie für sich und ihre Familien erwerben, und nehmen daher die Unterstützung ihrer wohlhabenderen Mitbürger in Anspruch, welche ihnen aus dem Gemeindevermögen beisteht.

Eine Hauptaufgabe aller Schweizer Regierungen ist es, für die nöthigen Lebensmittel ihrer Bewohner

zu sorgen, weil man überall nicht so viel Getraide gewinnt, als verbraucht wird. Die Vertheilung der angekauften Vorräthe zu billigen Preisen oder ganz unentgeltlich ist eine der schwierigsten Aufgaben und verursacht in Zeiten der Theuerung große Kosten. Das Volk verlangt aber diese Sorgfalt in der Schweiz mehr von seinen Regierungen als in Monarchien, wo es den Magistraten der Städte überlassen bleibt, für ihre Gemeinden zu sorgen. Hier tritt der Staat unmittelbar bei allen Übeln ein, Jeder fordert von ihm die nöthige Hülfe, und nichts kann eine Regierung leichter stürzen, als ein Mangel an Vorsicht, ihre Bürger zu ernähren, die alle Wähler sind und die Souverainität ausüben.

Das Leben in der Waadt ist ein vorherrschend dem Bau des Bodens, der Weingärten und der Viehzucht gewidmetes. Allzureich ist Keiner, aber auch nicht allzuarm. Der viel getheilte Boden macht, daß die meisten wenigstens etwas davon besitzen. Die meisten Armen sind in den Städten, wo immer sich die Armuth einzunisten pflegt, allein trotz der vielen Fremden, welche die Waadt bereisen, was die Bettler anzuloden pflegt, habe ich keine Bettelci bemerkt, was jedenfalls ein gutes Zeichen ist.

In Lausanne, das ungefähr 16,000 Einwohner zählt, sammelt sich das Leben des Kantons. Neuerdings hat man eine Bank hier angelegt zur Unterstützung des Handels und Verkehrs, welche gute

Dienste leistet, im Allgemeinen aber ist Lausanne kein Handelsplatz und kann keiner sein, denn die Quellen fehlen dazu. Die Schaaren der ab- und zuziehenden Fremden bilden seine besten Einnahmen, indeß ist in Lausanne selbst nicht viel zu sehen, die Stadt mit ihren hügelichen Straßen und winkligen Plätzen ist nicht schön und wer nicht Grund zu längerem Verweilen hat, eilt schnell von ihr an die schönen Seeufer, wo er lieber in dem reizenden Vevey oder Montreux ausruht.

Die Zustände der Waadt, diese Kämpfe einer freisinnigen und aufgeklärten Regierung gegen Priester und Aristokraten, die Durchbildung der Staatsformen zu einer wahrhaften Demokratie, und der Umschwung des Volks aus gleichgültiger Abhängigkeit zu einer lebendigen Theilnahme und zum Zustande vollkommener gesetzlicher Gleichheit muß die Blicke der Welt auf diesen kleinen so weit und kühn fortgeschrittenen Staat ziehen. Ansechtungen wird er noch durch seine Priester und Priesterfreunde zu bestehen haben, allein zum Siege und zur Herrschaft werden diese nicht mehr gelangen, ihr Ansehn ist zu tief erschüttert worden.

V. Kapitel.

Von Birs nach Freiburg — Straßenbau im Kanton Waadt — Eisenbahnprojecte — Hindernisse der Eisenbahnen in der Schweiz — Die Stadt Freiburg — Die Drahtbrücken — Kantonalverhältnisse — Gefekusstände — Einnahmen und Ausgaben — Der protestantische Bezirk Murten — Vater Girard — Die Jesuiten und ihr Pensionat — Erziehung der Jesuitenschüler — Herrschaft des Cidens über den Kanton — Dr. Vissard — Die Regel in Freiburg — Die Freimigkeit — Verfall des Schulwesens und Verkümmern der Presse.

Von Birs in den Kanton Freiburg und zur Hauptstadt desselben führt eine prächtige Straße, die zu den schönsten, aber auch zu den kostspieligsten in der Waadt gehört, denn im Zickzack, breit und bequem, läuft sie den Jorat hinauf durch das theure Weinland, welches der Staat den Eigenthümern so hoch bezahlen mußte, daß mit Überwindung der Schwierigkeiten, der Brückenbauten u. s. w. eine halbe Million Franken verausgabt wurden, um zwei Wegstunden fertig zu bringen. Die Waadt hat zehn Straßen vom ersten, 18 vom zweiten Rang angelegt, welche zusammen über hundert Schweizerstunden lang sind. Das ist außerordentlich viel für einen so kleinen Staat, wo der Straßenbau überdies mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und die Bergwasser jährlich so arge Verwüstungen anrichten. Aber alle größeren Kantone, wo eine freiere Bewegung Statt findet, haben für den Straßenbau Außerordentliches

gethan, theils weil sie aus den Zöllen hohe Einkünfte ziehen, theils wohl wissend, wie sehr dadurch der innere Verkehr erleichtert wird und welche Vortheile sie ihren Bürgern zuwenden. So sind denn auch die Städte in der Waadt und die zwischenliegenden großen Gemeinden alle durch feste schöne Straßen verbunden, denen aber, wie überall in der Schweiz, fast immer ein Baumschmuck fehlt und Seitenwege, welche man des theuren Bodens wegen fortläßt. Der Straßenbau wird eifrig fortgesetzt und man hat recht, ihn so viel als möglich auszubilden, denn mit den Eisenbahnen wird hier nie viel auszurichten sein. Über die Alpen läßt sich keine Eisenstraße legen, aber auch in dem hügelvollen Vorlande stößt ein solches Unternehmen auf so kostspielige Schwierigkeiten, daß an Gewinn kaum zu denken ist. Die Schweiz ist zu klein und die Leute darin reisen selbst zu wenig. Man muß bei Eisenbahnen zumeist auf Waarentransport und Fremde rechnen. Einen großen Theil, vielleicht den größten, im Jahre ist aber das Land leer von Reisenden und die Waarentransporte hören auf, der Sommer soll daher für Erhaltung des Unternehmens während des Winters mit sorgen und das bleibt eine zweifelshafte Aufgabe.

Trotz dessen hat es in der Schweiz nicht an Eisenbahnprojecten gefehlt. Durch Graubünden, das Rheinthäl hinab bis zum Bodensee ist eine in Aussicht

gestellt, die, was nach Mailand und Italien will oder von dort herkommt, aufnehmen soll; allein es dürfte schwer sein, das Geld dazu aufzubringen, besonders jetzt, wo die Eisenbahnen im Credit gesunken sind. Von Genf nach der Waadt und nach Frankreich hinüber war eine andere angekündigt, die aus Geldmangel schon aufgegeben worden ist. Mehrere kleinere hat man in verschiedenen Kantonen beabsichtigt, vorläufig jedoch dürfte wohl keine andere zu Stande kommen, als die Bahn von Zürich nach Basel, welche den besuchten Badeort Baden berührt und überhaupt die beste Aussicht auf Erfolg für sich hat. An dieser Eisenbahn hat man jedoch wiederum sehen können, was es heißt, die souveraine Kantöschchenpolitik unter einen Hut zu bringen und zu einem vaterländischen Werke zu vereinen. Jeder ist hier eifersüchtig auf den Andern; Jeder möchte für sich das Fett von der Suppe schöpfen, seinen Nachbar übervorthailen, und keine Gemeinde ist so klein, die nicht großmächtige Ansprüche erhöhe und sich weigerte, das Geringste zu thun, wenn ihre oft ins Abenteuerliche streifenden Forderungen nicht erfüllt werden. Von Zürich sollte die Eisenbahn dem alten Handelszuge über den Hauenstein folgen, einer Einsattlung des Jura zwischen den Kantonen Solothurn und Baselpand, aber dieser letzte Kanton machte die unerfüllbarsten Begehren, zu denen es auch gehörte, daß die Bahn an der Grenze seines Gebiets enden und die Verbindung

mit Basel durch Fuhrwerk hergestellt werden müsse. Da alle Unterhandlungen nichts halfen, hat man sich entschlossen, den ganzen Plan abzuändern und will nun durch das Aargau auf die rechte Rheinseite nach Baden hinübergehen, um Basel erreichen zu können, wozu die Regierung des deutschen Großherzogthums, ihren Vortheil besser erkennend, als die Patrioten in Basel-Land, bereitwillig die Hand geboten hat.

So geht es bei allen gemeinsamen Unternehmungen in der Schweiz. Wie manche der größeren Kantone auch vom besten Willen befeelt sind, immer wird sich der eine oder andere finden, der es hindert, der sich verlegt glaubt, der seine Vortheile gefährdet findet, und bei den kleinen Gebieten dieser Republiken läßt sich nichts Bedeutsames ausführen, wenn der Nachbar nicht einstimmt.

Auch in der Waadt haben Eisenbahnen keinen Boden, auf dem sie mit Vortheil angelegt werden könnten. Überall fast sind Hügel, die kostspielige Durchstiche und Bauten erfordern, der Grund ist theuer und das innere Land wird zu wenig von Fremden besucht.

Was will der Reisende bei diesen Ackerleuten? höchstens, daß eine kleine Zahl von Lausanne nach Yverdon, dem deutschen Iserten, geht, um mit dem Dampfschiffe den Neuchâtelles See hinabzuschiffen. Iserten selbst, die kleine Stadt, hat nichts Anziehendes; ihre berühmte Zeit ist vorüber, denn der Mann, welcher sie

ibr gab, Heinrich Pestalozzi, der große Menschenfreund, ruht im Grabe. Das Schloß und die Erziehungsanstalt, wo Pestalozzi von 1805 bis 1825 die Kinder der Armuth erzog und zu denkenden Menschen heranzubilden suchte, ist das einzige interessante Denkmal.

Der große Weg der Fremden, welche ins Waadtland kommen, führt von Genf oder Freiburg nach Lausanne an den Lemmanischen See und dessen reizende Gestade, und diese Straßen, deren es mehrere über Moudon und Payeren (dem deutschen Milde und Peterlingen), über Carouge oder über Vivis giebt, sind von Posten und Wagen reichlich befahren. Hat man die Höhen des Jorat erreicht, so ist man bald an der freiburgischen Grenze, aber bei jeder Wendung der Straße sieht man auf den See zurück, auf Vivis, auf die unendlichen Weingebirge, auf waldige Schluchten und Berge und auf die savoyischen Gebirge, welche jenseit in langen finstern Finien lagern, die von den schneeigen Hörnern des Dent de midi überragt werden.

Eines der herrlichsten und großartigsten Panoramen liegt hier noch einmal vor dem Auge des Reisenden aufgeschlagen; er nimmt mit dem vollen Eindrucke Abschied von diesem edlen Bilde, das schwer in der Welt wieder zu finden ist und sicher noch lange vor ihm schwebt, wenn sein Wagen, zwischen den Wänden der Nagelslue und ihren Schuttgeröllen schwankeud, ihn in den Kanton Freiburg führt.

Die Straße über St. Denis und Bulle nach Freiburg läuft durch die grünen freundlichen Thäler eines Hügellandes, dem zur Rechten eine Bergkette mit düstern Häuptern 5 bis 6000 Fuß hoch hinzieht, welche den Süden des Kantons besetzt hält, durch welchen die Saane sich Weg bahnt. Die kleinen Städte mit ihren bethürmten Schlössern, Ruinen auf den Berghöhen und alterthümliche Gebäude, in denen einst die Edlen des Landes hausten, geben manchen malerischen und romantischen Auszug. Hier liegt das alte Schloß Greyerz, der Sitz des alten Grafengeschlechts, jetzt wie die kleine Stadt daneben Gruyeres genannt, deren Bewohner den besten Käse in der Schweiz fabriziren. Überall wird französisch gesprochen und wahrscheinlich macht es die ansteckende Nähe der Waadt, daß dieser Theil des Kantons gar nicht zufrieden mit den Jesuiten und ihren Freunden in der Hauptstadt ist. Mehr wie einmal hat er schon versucht, eine Umwälzung der Verhältnisse herbeizuführen, deren letzte erst vor wenigen Monaten abermals mißglückte.

Merkwürdig genug sind auch in diesem Kanton die Bewohner in den deutschen Bezirken die besten Stützen der Priesterherrschaft. Ihre Gläubigkeit und ihr Eifer für die bedrohte Kirche sind ohne Grenzen und eben so wie in Wallis ward mit Hülfe der deutschen Bevölkerung und deren Bataillone die letzte freilich übel be-

gonnene Revolution der französischen Bezirke und des protestantischen Kreises Murten schnell unterdrückt.

Die kleine Stadt Bulle, deutsch Boll, ist der Sammelplatz des Lebens für diese zur Ackerbau und Viehzucht treibenden Thäler. Hierher bringen die Leute aus dem Saanethale, aus Greyerz und den Bergen ihre Käse, ihr Vieh und die Bretter und Balken ihrer Wälder zu Markt. Bulle war daher auch der Sitz der Bewegung gegen die Regierung; hier wurden Volksversammlungen gehalten, die Hauptstadt bedroht und der Amtmann festgenommen, wofür jetzt ein hartes Strafgericht über die Stadt losgebrochen ist.

Mit der Post erreicht man in drei Stunden Freiburg im Üechtlande, wie es zum Unterschiede von anderen Städten dieses Namens und aus alter Reichszeit genannt wird, und befindet sich nun im Mittelpunkt des Kantons, der einer der Hauptstützpunkte der Jesuiten geworden ist, welche er im Jahre 1818 berief und die von hier aus ihre Zeit so wohl zu benutzen verstanden.

Es ist ein seltsamer alter Ort, dies Freiburg, das zum Theil an dem Rande einer 150 Fuß tiefen senkrechten Kluft hängt, durch welche die Saane hinfließt, zum Theil in dieser Kluft selbst steht, so daß die Leute aus der oberen Stadt weit über die Schornsteine der Menschen da unten fort auf die Hügel und Felsen der Umgebungen schauen, auf denen die alten Wachtthürme

der Freiburger stehen. In der unteren Stadt, d. h. in der Kluft, wo es ungesund ist und Kröpfe und Eretins häufig vorkommen, wohnt die arme Bevölkerung, welche noch jetzt deutsch spricht und ihren Ursprung nicht verleugnet; in der oberen Stadt, die gegen den Hügel aufzieht, wo das Lyceum und das große Jesuitenhaus stehen, wo gesunde Luft weht, wohnen die reicheren Leute, welche von Deutschen und deutschem Wesen nichts wissen wollen, und nahe am Dom giebt es eine Straße, in der vorzugsweise die jetzigen Beherrscher Freiburgs, die Weß, Fournier und die übrigen Bundesgenossen der frommen Väter ihr Quartier haben.

Über die Kluft von einem Rande zum anderen führen an verschiedenen Stellen zwei Drahtbrücken. Die größte derselben, 360 Schritt lang, wurde 1834 vollendet. Sie ist auf Aktien gebaut, kostet an 300,000 Schweizerfranken und bringt dem französischen Ingenieur Chaley, der sie herstellte, noch immer ein reiches Einkommen, denn seltsamer Weise gehört der Ertrag contractlich ihm und nicht den Aktionairen, welche bezahlen müssen, wie jeder Andere, wenn sie hinüber wollen. Eine zweite Drahtbrücke, 220 Schritt lang, führt eine Strecke davon über den Schlund und vermittelt die Verbindung beider Seiten der Saane. Es ist merkwürdig zu sehen, wie die ungeheuren Verankerungen der großen Brücke, über welche Alles muß, was von Bern kommt, tief in den Grund der nahen

Häuser und jenseits in die Felsen gesenkt sind. Wenn die schweren Fracht- und Postwagen darüber hinfahren und die mächtigen Drahtseile elastisch schwanken und schaukeln, kann man erschrecken über den Gedanken, daß sie plötzlich reißen und der seltsame kühne Bau die Verwagenden, welche sich ihm anvertrauten, in den Abgrund begraben möchte. Aber diese Brücken stehen fest und sicher. Im Gasthose zum zähringer Hof, der dicht daneben liegt und von dessen schönem Altane man den Anblick des ganzen Schlundes hat, kann man Stunden lang in diesen schmalen, düstern Abgrund blicken, auf die Straßen, Klöster und armen Häuser in der Tiefe, auf die gelbstuhende Saane, auf die wunderbaren schwebenden Brücken und auf die alten Wartthürme oben auf den Kalksteinwänden. Ein wechselnd wildes und romantisches Bild von eigenthümlicher Färbung, in welchem alte und neue Zeit sich wunderbar vermischen, liegt hier vor dem Beschauer.

Daß das Alte aber trotz der Drahtbrücken überall das Übergewicht hat, wird man bald gewahr beim Betrachten der Stadt und der Verhältnisse. „Sehen Sie unsere Stadt an,“ sagte mir ein freiburger Herr, an den ich empfohlen war, als ich mit ihm auf einer Höhe stand, „alle die großen Gebäude, deren Zinnen und Thürme sich über unsere Dächer erheben, sind Klöster und fromme Stiftungen. Wir sind von jeher davon erdrückt und arm gemacht worden, und noch jetzt

finden Sie nicht weniger als neun Mönchs- und ein Nonnenkloster hier, was bei einer Bevölkerung von kaum 9000 Einwohnern einen Maßstab für unsere Existenz abgibt. Wir könnten ein reicher Kanton sein; Freiburg könnte Industrie und Handel treiben, aber das Pfaffenwesen hat uns heruntergebracht, es hat Sinn und Charakter des Volks verderbt. Die vielen Festtage und Bettage haben Trunk und Arbeitsscheu groß gezogen, darum ist der Arbeitslohn hier auch höher, als in den größten Städten. Unsere Handwerker lassen sich mehr bezahlen, wie in Paris, und selbst die Lebensmittel sind theuer, weil der Boden nicht fleißig bebaut wird und keine Concurrenz des Fleisches Statt findet.“ Von meinem Gewährsmann erfuhr ich dabei, daß der Boden sehr getheilt sei. Meist sind die Güter klein, von 10 bis 50 Morgen, und nur nach Bern hin, in den deutschen Distrikten, kommen Besitzungen von 2 bis 300 Juchart vor. Viele Güter, und zwar die besten, sind aber in den letzten Jahren von fleißigen berner Landwirthen angekauft worden und ein Glück wäre es zu nennen, wenn nach und nach immer mehr jener emsigen protestantischen Bauern nach Freiburg übersiedelten, wo die Jesuiten und ihre Gehülfen sie freilich mit feindlichen Blicken betrachten. Der Grundbesitz ist jedoch schwer hypothekarisch verschuldet und wenn schlechte Zeiten kommen, werden viele Eigenthümer sich nicht länger halten können. Der beste Boden liegt in den

französischen Distrikten, wo man den Zuchart mit 2000 Franken bezahlt. Die Matten bei Bulle liefern das schönste Heu, dort wird das trefflichste Vieh gezogen und Pferde selbst nach Frankreich verkauft. Der Kanton ist von der Natur nicht allzu reich bedacht; er hat kein Weinland, aber viele Distrikte sind wohlhabend, wohlhabender als diese alte, finstere Stadt voll Kirchen und Klöster, die ihr das Mark ausgefogen haben. »Dort auf dem Markt,« fuhr dann mein Begleiter fort, »sehen Sie das alte verwitterte Rathhaus und neben ihm die Reste der uralten Linde, welche man einst im Jahre 1480 zum Andenken an die Freiheitschlacht bei Murten gepflanzt hat. Im Jahre 1818, dem Jahre, wo es den Jesuiten gelang, sich bei uns festzusetzen, brannte ein Blitz sie hohl und der Sturm brach ihre stolze Krone ab. Es war ein Zeichen des Himmels, das uns sagen sollte, was wollt ihr jetzt noch mit einem der Freiheit geweihten Baume?! Seit dieser Zeit steht der Stamm halb verdorrt und den Tod im Herzen, ein Bild dieser Stadt. Dort aber auf der Höhe prangt dafür das große Haus der Jesuiten wie eine Königsburg über dem vernichteten Freiburg, und dieser Palast steht an seinem richtigen Plage, denn die darin wohnen, beherrschen wirklich das Land und sind die Herren der Herren, welchen sie erlauben, in ihrem Namen die Verwaltung auszuüben.«

So urtheilen die unterdrückten Liberalen über die

sezigigen Zustände ihres Vaterlandes und die Bitterkeit, mit welcher ich mehrere der angesehensten Männer über die Jesuiten und ihren Anhang, der den Kanton regiert, sprechen hörte, wird von einem großen Theile der städtischen Bevölkerung getheilt, denn die Majorität des Stadtraths von Freiburg ist liberal und würde mit Vergnügen die frommen Väter und ihre ganze Sippenschaft von dannen jagen, allein es ist hier gerade so, wie in Luzern. Der größte Theil des großen Rathes und fast der ganze Staatsrath, der von jenem gewählt wird und die eigentliche Regierung bildet, sind die vertrauten Freunde und Gehülfen der Jesuiten. Das Landvolk, gänzlich vernachlässigt in Schulunterricht und Bildung, ist in den Händen der Pfarrer, die ihrerseits wieder vollkommen abhängig von den Mönchen und Jesuiten sind, welche kein Mittel scheuen, um widerspänstige Priester und Laien zu züchtigen.

Ausführlich wurde mir mitgetheilt, mit welcher Vorsicht dabei die Jesuiten handeln, wie sie nie in den Vordergrund treten, nie sich selbst thätig zeigen, sondern immer ihre Werkzeuge haben, welche für sie die Arbeit verrichten und den Haß der Beschädigten und Verfolgten in Empfang nehmen. Erbschleicherei ist auch in Freiburg die einträglichste Hauptbeschäftigung der schlauen mächtigen Ordensleute. Für diesen Zweck arbeiten sie mit unermüdlichem Eifer in Gesellschaft ihrer Bundesgenossen, der Ligurianer, welche immer als

Avantgarde sich da zuerst zeigen, wo das Jesuitencorps einzurücken denkt. Mit Hülfe der Ligurianer bearbeiten sie besonders die Weiber, die sie durch den Beichtstuhl und schwärmerische religiöse Empfinderei in ihre Netze zu ziehen wissen. Wo irgend eine alte, reiche Jungfer ist, kann man sicher sein, daß die Jesuiten auch Jagd auf sie machen, ihrer Schwäche schmeicheln, ihre Sünden süß und leicht vergeben, und mit Beistand ihrer Genossen in kurzer Robe, von denen es in Freiburg eine bedeutende Zahl giebt, es dahin zu wenden wissen, daß die alte Dame oder der reiche Hagestolz sich bewogen fühlt, seine Verwandten zu enterben und den ehrwürdigen Vätern entweder einen bedeutenden Theil oder wo möglich sein ganzes irdisches Hab und Gut zu vermachen, und das Alles *ad maiorem dei gloriam!* — Durch solche Künste und Ränke dieser habgierigen Priester wird Unfriede und Haß in viele Familien gebracht. Der Sohn wird gegen den Vater, der Vater gegen seine Kinder, die Frau gegen den Mann aufgerufen. Man schärft es ihnen ein, die sündigen, der heiligen römischen Kirche feindlichen, verbrecherischen Grundsätze aus den Herzen ihrer nächsten und liebsten Verwandten zu reißen; man malt ihnen die Höllenstrafen vor, ängstigt ihre Gewissen, verbietet ihnen den Umgang mit langjährigen Freunden und Vertrauten, sucht Geheimnisse zu erlauschen, sich in die verborgensten Falten der Herzen zu schleichen, und irgend eine Stelle

zu erspähen, an welcher der Widerhaken einer fesselnden Geisteskette ins Fleisch geschlagen werden kann. Wo irgend ein Mann es wagt frei zu bleiben oder sich gar als offener Gegner der Jesuiten zeigt, kann er sicher sein verfolgt und verläumdert, umstrickt, in Prozesse gerissen und mit den verschiedensten Mitteln geplagt zu werden, bis er sich unterwirft und in die liebenden Arme der Gesellschaft Jesu eilt, die für alle reuigen Sünder Erbarmen hat.

Auf ähnliche Weise sind auch die Pfarrer im Canton bis auf wenige Ausnahmen den Jesuiten dienstbar geworden und bilden nun ihre beste Stütze. Wo irgend einer ihnen zu widerstreben wagte, fand man bald ein paar Bauern die ihn anklagten, er sei nicht fromm genug, oder er habe eine hübsche Haushälterin u. s. w. Dann kam er zu Untersuchungen, zu Verfolgungen und Absetzung, wenn Überredungen nichts fruchten wollten, worin die Jesuiten von je an Meister waren. Der Bischof ist ihr Freund und läßt sich von ihnen leiten, er straft daher die Widerspänstigen; den Folgsamen aber wurde Alles gestattet, was ihr Herz begehrte. Es wurde ihnen nur gerathen alles öffentliche Ärgerniß zu meiden und da auch die Pfarrer Menschen und arme Sünder sind, so zogen sie es bald vor, unverfolgt ein Leben in Freude und Ruhe zu führen, als von Spionen umgeben sich plagen und kasteien zu lassen, und Alle befinden sich wohl dabei.

Es ist in Freiburg ganz derselbe Gang der Dinge erfolgt, wie in den anderen katholischen Kantonen, namentlich in Valais und Luzern. Eine politische Partei hat sich zur Beherrschung des Landes mit den Priestern verbunden, welche mit Hülfe der Religion das Volk völlig in ihren Händen haben, das sie fanatisch verdummen und um Freiheit und Fortentwicklung gewissenlos betrügen. Die Jesuiten sind hier übrigens alte Bekannte, denn schon im Jahre 1581 fanden sie sich ein und machten mit dem Patriziat immer gemeinsame Sache. Als aber Papst Clemens der Vierzehnte den Orden aufhob, zog die patrizische Regierung in Freiburg die Jesuitengüter ein und entledigte sich der mächtigen Nebenbuhler. Das Patriziat selbst fiel durch die französische Revolution und wachte wieder auf mit der Reaction von 1815. Jetzt brauchte es eine Stütze gegen den andringenden Volksgeist und wen hätte es besser dazu verwenden können als die alten Bundesgenossen, welche so viele getreue Dienste zur Unterdrückung der Lebenskeime geleistet hatten. So erfolgte deren Wiederberufung im Jahre 1818. Die Jesuiten zogen von neuem ein, obgleich in der Stadt Freiburg sich die Stimmen freisinniger Männer, namentlich die berechtete Stimme des Advokaten Vanderset, gegen sie erhob, der jetzt als Greis noch im Staatsrath sitzt und dort die einzige Stütze der unterdrückten Freiheit ist. — Leise und still setzten die Jesuiten sich fest, bis

sie Boden gewonnen hatten, dann gründeten sie im Jahre 1823 ihr großes Pensionat und nun thront das mächtige Haus über der Stadt auf der Berghöhe; der ganze Kanton liegt zu den Füßen der frommen Väter und sie schreiben ihren Geschöpfen, dem großen Rath und dem Staatsrath, vor, wie regiert werden soll.

Im Jahre 1830 machte der Kanton eine Art Revolution. Die Bauern rückten in die Stadt, der Staatsrath mußte nachgeben und es kam zu einer neuen Verfassung. Diese aber half den Jesuiten zur Befestigung ihrer Macht, denn ihr Einfluß auf das Landvolk konnte um so besser benutzt werden. Die alte Aristokratie, welche stolz genug dachte, wohl der Gefährte, nie aber der abhängige Diener der Priester zu sein, wurde mehr und mehr verdrängt und statt ihrer trat eine wohlhabende Klasse von Bürgern und Advokaten auf, welche in Demuth die Befehle ihrer Meister empfing und deren religiöser Fanatismus, ihrem Ehrgeiz untergeordnet, ganz dazu paßte, die traurige Rolle zu spielen, welche sie jetzt einnimmt. Die Gebrüder Weck, früher, ich glaube, Bierbrauer, und der Advokat Fournier sind nun die ersten Männer der Republik, die Beherrscher des Staatsraths und die geschmeidigsten Werkzeuge der Priester. Alle drei sind Renegaten, denn sie gehörten früher zur liberalen Partei. Jetzt dürfen sie, wie mir versichert wurde, nicht das Geringste thun, ohne vorher den Willen des Pater Provinzial Noo

eingeholt zu haben, welcher der eigentliche Regent des Kantons Freiburg ist. Vater Noo ist aus Unterwalden gebürtig; er ist die Seele der Jesuitenbewegung in der Schweiz, ein Mann von großer Klugheit, Vorsicht und Willenskraft, der die Zwecke des Ordens consequent zu verfolgen weiß.

Die Verfassung des Kantons vom 24. Januar 1831 hat der Stadt Freiburg alle Mittel genommen ein Ansehn auf das Land zu üben. Die Presse ist frei, doch wer wagt es, hier die Wahrheit zu sagen, wo es so leicht ist einen freisinnigen Schriftsteller verurtheilen zu lassen?! So ist auch das Petitionsrecht verbürgt, aber die Regierung hindert alle Volksversammlungen die ihr nicht gefallen und läßt die Männer einsperren, welche es wagen, mißliebige Petitionen zu beantragen. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Freiburger Verfassung, daß, entgegengesetzt den Verfassungen fast sämmtlicher übrigen Kantone, die Richter auf Lebenszeit gewählt werden. Jeder Kantonsbürger, der die erforderlichen Eigenschaften besitzt um Großrath zu werden, d. h. jeder der 25 Jahr alt, dabei kein Diensthote ist oder Almosen empfängt, ist auch zum Richter beim Appellationsgericht auf Lebenszeit wählbar. Die Bezirksrichter wählt der Staatsrath ohne sie absetzen zu können, man kann sich also denken, daß, wenn der Staatsrath unter der Jesuitenherrschaft steht und das Volk bei allen Wahlen thut, was die Pfarrer ihm hei-

hen, eine Auswahl von Richtern zusammenkommt, wie sie die herrschende Partei und die Jesuiten nöthig haben.

Die Gesetzzustände dieses Kantons sind dabei alt und verworren. Von dem neuen Civilgesetz sind seit 1834 nur einzelne Theile erschienen, das übrige ist ein Wust alter Rechte, die bis zum Jahre 1249 hinaufreichen und bis zum Jahre 1600 unter dem Titel »Municipal-Ordnung« gesammelt worden sind. In Kriminalfällen gilt die Karolina und die Bürgermeister-Ordnung vom Jahre 1611. Wie viel Gelegenheit ist nicht vorhanden, um mit solchen Hülfsmitteln jeden zu verderben, der dem Verderben geweiht sein soll!

Die Folter ist zwar durch den §. 10 der neuen Verfassung abgeschafft, aber es giebt andere Mittel genug, welche an deren Stelle treten. Loskauf der Zehnten und Feudalrechte ist gewährleistet, nur fehlt das Geld meist dazu; die französische Sprache ist Sprache der Regierung, doch sollen, der deutschen Landestheile wegen, alle Beschlüsse und Verordnungen des Staatsraths in deutscher und französischer Sprache erscheinen.

Der ganze Kanton zerfällt in 13 Bezirke, deren Abgeordnete den großen Rath bilden. Tausend Seelen wählen einen Abgeordneten. In Urversammlungen werden die Wahlmänner ernannt, jede Bevölkerung von 100 Seelen kann eine Urversammlung halten und auch hierdurch wächst der Einfluß der Pfarrer, denen es um

so leichter wird, ihre erwählte Schaar in alle Ämter und in den großen Rath zu bringen. Dieser versammelt sich jährlich zwei Male, seine Mitglieder erhalten Diäten, die Wahl gilt auf neun Jahre. Der große Rath wählt den Staatsrath von 13 Mitgliedern auf 8 Jahre. Der Staatsrath führt die Regierung, er ernannt für jeden Bezirk einen Oberamtmann und dessen Stellvertreter und soll dem großen Rath jährlich Rechnung ablegen. Daran lehrt man sich aber nicht, und so groß ist die Gleichgültigkeit des Volks und die Nichtachtung der Verfassung bei der herrschenden Partei, daß seit vier Jahren kein Rechenschaftsbericht erschien.

Die jährlichen Einnahmen des Kantons betragen ungefähr 400,000 schweizer Franken, welche ganz aus indirekten Steuern gezogen werden. Die Salzsteuer, Abgaben vom eingeführten Wein ($\frac{1}{2}$ Bagen pro Maß), die Post, Einkommen von liegenden Gründen, Holzverkauf, Patentsteuer u. s. w. bringen den Betrag auf. Der größte Theil der Ausgaben ist in den letzten Jahren auf das Militair, auf Füllung der Zeughäuser und dergleichen verwendet worden, alles Andere hat darunter gelitten und namentlich ist der Straßenbau sehr vernachlässigt worden, worüber man allgemein klagte. Vermögenssteuer giebt es nicht. Es würde ganz gegen den Willen des Landes sein, sagte man mir, denn Niemand will von einer direkten Steuer etwas hören, und

die politische Partei, in deren Händen die Regierung ist, hütet sich irgend einen Vorschlag zu machen, der dem Landvolke mißfallen könnte. Uebrigens sind sie selbst und ihre Bundesgenossen, die Geistlichen in den Klöstern und die Jesuiten, wesentlich dabei betheiligt, daß keine Vermögenssteuer eingeführt wird; so läßt man Alles wie es ist und rührt so wenig wie möglich an dem herkömmlichen Alten.

Eine eigenthümliche Stellung im Kanton Freiburg nimmt der protestantische Bezirk Murten ein, der am Murtner See belegen ist und einen fruchtbar reichen Landstrich, von den Jurahügeln durchzogen, bildet. Auf einem derselben liegt die alte Stadt Murten, unter deren Mauern Karl der Kühne im Jahre 1476 von den Eidgenossen besiegt wurde. Damals nahmen die Berner Murten in Besiz und verwalteten Stadt und Landbezirk mit Freiburg gemeinschaftlich bis zur französischen Revolution, die es an Freiburg brachte. Als im Jahre 1815 die Angelegenheiten geschlichtet wurden, hatte Murten die Wahl, ob es zu Bern zurückkehren oder bei Freiburg bleiben wolle. Es zog das letztere vor, denn es fürchtete die wiederkehrende Herrschaft der bernischen Junker; jetzt würde es viel darum geben, wenn es dem großen protestantischen Kanton zugehörte und der Jesuitenwirthschaft in Freiburg entrinne könnte. Die freundliche, schön gelegene Stadt am See mit ihren starken Mauern und zahlreichen Walthürmen treibt

lebhaften Transitthandel und besigt, wie der ganze Bezirk, fleißige, regsame Bürger. Hier sind die Güter am Besten bestellt, der Ackerbau gedeiht und der Wohlstand wächst, denn es giebt hier nicht so viele Festtage und Betttage wie bei den Katholiken. Die Verfassung verleiht dem Bezirk Murten das Recht, daß aus der Staatskasse der zehnte Theil dessen, was für den katholischen Gottesdienst und für Erziehung der Jugend verwandt wird, in Murten für den evangelisch-reformirten Gottesdienst und für Erziehung der protestantischen Jugend verwandt werden soll, allein gehalten wird davon wenig, und da keine Rechenschaft abgelegt wird, giebt es auch keine Controle. Überhaupt ist das Schulwesen in Freiburg gänzlich in Verfall gekommen, und was in Murten mehr dafür geschieht, muß aus den Gemeindefassen bestritten werden. Der Jesuitenpartei ist nicht damit gedient, daß das Volk Bildung und Unterricht erhalte, denn wo sollte es dann mit der unbedingten Unterwerfung unter Pfarrer und Mönche hinaus?! — Deshalb strebt diese Partei alle Anstalten zu unterdrücken, aus denen Volksbelehrung hervorgehen könne, und wo irgend ein Versuch gemacht wird Schulen anzulegen, kann man sicher sein, daß auch Verfolgungen darüber eintreten.

Ich besuchte in Freiburg den in der ganzen Schweiz bekannten und allgemein verehrten Pater Girard, einen Franziskaner, welcher sein ganzes Leben über für die

Erziehung des Volks sich bemüht, viele Bücher geschrieben und viele Verfolgungen dafür von der finstern Priesterpartei erlitten hat. Man hat ihn gezwungen, seine, nach dem Systeme des gegenseitigen Unterrichts gegründete Lehranstalt aufzugeben, weil sie der Religion schade. Aus Luzern, wo er Philosophie lehrte, wurde er vertrieben, jetzt lebt er im Franziskanerkloster zu Freiburg als Gelehrter und giebt den Kindern einiger Familien Unterricht in der Literatur.

Als ich in die Zelle des ehrwürdigen Greises trat, war er beschäftigt, zwei junge Leute, die Söhne eines wallachischen Großen, zu unterrichten. Mit liebenswürdiger Freundlichkeit ersuchte er mich, ihn am Abend wieder aufzusuchen, wo ich Gelegenheit hatte, in langer anregender Unterhaltung die Geistesfrische und die edle aufgeklärte Gesinnung dieses trefflichen Mannes kennen zu lernen. Er erzählte mir einen Theil seiner irdischen Wirksamkeit und seiner Bemühungen und äußerte sich mit versöhnender Milde über die Verfolgungen, welche er erfahren und über die Gegner, welche noch jetzt ihn anfeinden. Die hohe Gestalt im weißen dichten Haarschmuck, welcher das kluge, freundliche Gesicht und die Denkerstirn umgab, machte diesen priesterlichen Greis zu einer schönen Erscheinung. In seinen blauen, hellen Augen schimmerte die Menschenliebe und als wir über die Systeme sprachen, welche das Elend der arbeitenden und armen Klassen mildern und endlich aufheben sollen, be-

lebten diese Augen sich glänzend und seine Worte brückten Wünsche aus, die aus einem Herzen kamen das kein Schnee des Alters erkalten konnte. In dieser kleinen, armen Zelle, in dieser schwarzen, einfachen Hülle, in der Verborgenheit dieses Klosters lebt ein tugendhafter Priester, der das Wohl der Menschheit und seiner Mitbürger gern fördern möchte, der viel dafür strebte und lehrte, dem es aber unmöglich gemacht wird zu thun wie ihm der Geist gebent, weil seine Obern ihm sagen: Schweig und stirb, denn Deine Lehren bringen die heilige Kirche in Gefahr! Als ich von dem Vater Girard Abschied nahm, drückte er meine Hand. »Sie werden mich schwerlich wiederschen, sagte er, denn sollten Sie auch einmal nach Jahren hieher zurückkehren, so wird mein Lebenslauf, der achtzig Jahre überdauert hat, auf Erden wohl beendet sein. Sie sind noch jung und können viel erleben, halten Sie fest daran, daß das Gute und Rechte nie untergeht.«

Guter Vater Girard! es mag so sein, aber man könnte oft daran zweifeln. Als ich im Freien war, stand der Mond über dem Palast der Jesuiten und beglänzte hell das mächtige Gebäude. Wie lange wird es stehen, ehe es untergeht? Wie lange haben diese Klöster alle hier schon gestanden und sie stehen noch! — Ich hatte denselben Tag das Innere des Jesuitenhauses und ihre große Erziehungs-Anstalt gesehen, wo jeder Fremde mit Höflichkeit empfangen und umhergeführt

wird, d. h. man zeigt ihm die Schlaf-, Lehr- und Betställe. Aber dem Unterricht beizuwohnen, wird so leicht Niemandem gestattet und bekanntlich haben sie sich stets aufs Entschiedenste geweigert, der Schulcommission die geringste Auskunft über ihren Lehr- und Erziehungsplan zu geben.

Wie die Erziehung hier gehandhabt wird, ist übrigens aus den Einrichtungen leicht zu ermesen. Das große Haus ist auf Aktien gebaut und der Plan so eingerichtet, daß, wenn die Erbauungssumme abbezahlt ist, die Überschüsse frommen Stiftungen zufallen sollen. Dies ist eine der gewöhnlichen Schlaupheiten der Jesuiten, die immer einen Köder in Bereitschaft haben, die Sinne zu blenden und dem Lobredner ihrer Uneigennützigkeit das Loben zu erleichtern. Sie haben bis jetzt auch wirklich 25,000 Gulden abbezahlt und bringen es wohl mit der Zeit dahin, ihre Zusicherungen entweder ganz zu erfüllen, wenn ihre Zwecke dies wünschenswerth machen, oder doch der Menge einzubilden, daß es geschehen sei und geschieht.

Der Prospect des Jesuiten-Pensionats deutet die Grundsätze an, welche man in diesem Hause befolgt. Es werden Kinder von 7 bis 15 Jahren, katholischer Confession, aufgenommen, gegen Zahlung von 750 französischen Franken für das Schuljahr vom 10ten October bis zum 15ten August. Die Zeit zwischen diesen beiden Anfangs- und Endpunkten wird zu Reisen der Zöglinge

unter Leitung ihrer Lehrer benutzt, oder die Rückbleibenden begeben sich nach der kleinen Stadt Estavayer am Neuchâtelter See, wo die Jesuiten ein Filial für die jüngsten ihrer Schüler besigen, und dort, wie sie sagen, genießen die jungen Leute die Landluft und bringen die Ferien mit Spielen und Vergnügungen zu. Jeder Schüler wird zuvörderst aber erst auf 3 Monate zur Probe angenommen. Schlägt er nicht ein, d. h. finden die Jesuiten, daß ein harter, widerspännstiger Kern darin ist, ein Wesen das ihnen einst Sorge und Schaden bringen könnte, oder paßt er sonst nicht für ihre Erziehung, so müssen die Eltern ihn zurücknehmen.

Jeder Schüler wählt sich sofort seinen Beichtvater, der nun unausgesetzt bemüht ist die junge Seele zu bearbeiten und diese ganz ergeben und unterwürfig gehorsam zu machen. Man hat in diesem Hause Betställe für den Sommer und für den Winter, wo die Zöglinge dreimal des Tages und sonst so oft es ihnen zusagt, geistliche Übungen halten. Immer werden ihre kleinen Fehler und Sünden hier abgebüßt, denn ihr Beichtvater und Vertrauter, dem sie nichts verhehlen dürfen, keine Regung ihres Geistes, keinen Gedanken, am wenigsten einen Zweifel im Glauben oder an der göttlichen Macht der heiligen Kirche und der Gesellschaft Jesu (das größte Verbrechen das sie begehen können), legt ihnen Gebete und Bußen auf, bis die wahre Zerknirschung sie ganz erfüllt. So wird die menschliche Frei-

heit im Kinde methodisch ertödtet, der Geist abgestumpft und zur lenkbaren, gehorsamen Maschine gemacht, die keine Bewegung mehr hat, als die, welche ihr zuertheilt worden ist; und so wachsen diese Kinder zu Jünglingen auf, ihr Blick verdüstert und beschränkt, ihr Auffassungsvermögen zerbrochen, verknechtet und voll Abhängigkeit, voll Scheu gegen Vernunft und Kritik, voll Aberglauben und Vorurtheile, die ihnen mit dem Glauben an der untrüglichen Wahrheit der Jesuitenlehren und der Unfehlbarkeit der heiligen Kirche, der unbedingte Unterwürfigkeit gezieme, wenn nicht ewiges Verderben sie treffen solle, wie ein Brandmark in Herz und Kopf gebrückt werden. Das Schlimmste aber ist, daß sie auch voll Unwissenheit bleiben, denn wie sollte sonst die Hingebung erhalten werden?! Es wird hier zwar griechisch und lateinisch, Rhetorik, Geschichte und selbst Philosophie gelehrt, aber wie wird das Alles gelehrt?! Die Geschichte wird verfälscht und jesuitisch zugeschnitten. Alle Vorträge richten sich dahin, den Glauben zu verherrlichen; vom Alterthum und seiner Größe bekommen die Zöglinge die abgeschmacktesten Begriffe, und wie die Reformation und die neue Zeit fortkommen, welcher Haß und welche Abneigung gegen die Bewegungen und Erstrebungen der Gegenwart ihnen eingeimpft werden, bedarf keiner weiteren Rede. So ist es auch mit den alten Sprachen; sie werden so mangelhaft gelehrt, daß jeder Tertianer von einem unserer

Gymnasien besser unterrichtet ist. Die Philosophie endlich ist natürlich nichts als ein wenig Logik und Metaphysik unter Verbrämung mittelalterlicher, scholastischer Schulweisheit; denn wie sollten Jesuiten auch anderes Philosophie lehren können, die ihr fürchterlichster Feind geworden ist.

Der Glaube an die Gelehrsamkeit der Jesuiten ist überhaupt einer, den unsere Zeit ins Fabelreich zu ban-
nen hat. Im Mittelalter gehörten ihnen allerdings mehre ausgezeichnete Gelehrte an und sie mochten an der Spitze der Wissenschaften sich befinden. Das hat sich jedoch Alles verändert. Unter den zahlreichen berühmten Gelehrten der Gegenwart treffen wir keinen Jesuiten an, und es kann keinen geben, denn die Wissenschaft ist ihnen nicht Zweck, sondern Mittel die Geister zu verfinstern und unter den Glauben zu beugen. Unfrei wie sie sind, muß die Freiheit der Forschung ihnen ewig fern bleiben und seit die Philosophie durch protestantische Geisteskraft das Reich der Gedanken so mächtig erweiterte und die Köpfe lichtete, ist es aus mit der Jesuiten-Gelehrsamkeit, deren Kunst allein darin besteht, Thatfachen geschickt zu verdrehen und nicht mit Beweisen und scharfsinnigen Schlüssen Wahrheit zu fördern, sondern mit systematischer Glaubenshyran,ci den Geist der Völker zu entarten und durch Erziehung in diesem Sinne es der Jugend unmöglich zu machen, einen kühnen, freien Ausflug zu nehmen.

Einer der trefflichsten Männer in Freiburg, der geschickteste Advokat des Kantons und Professor der Rechte am Lyceum, Herr Dr. Buffard, erzählte mir, wie vernichtend diese Erziehung auf die meisten Jünglinge eingewirkt hat, wenn sie endlich daraus entlassen werden. Der größte Theil erholt sich nie davon, die, welchen es gelingt sich wieder frei zu machen, haben jahrelang damit zu thun, ehe sie einsehn, daß sie betrogen wurden, was denn nicht selten freilich sie zum tiefsten Abscheu gegen die frommen Väter treibt und den Extremen zuwirft. Herr Buffard, den die Jesuiten für seine Bemühungen, den Jünglingen, welche das Lyceum besuchen die Augen zu öffnen, seit Jahren bitter verfolgt und gehaßt haben, blieb einer der Wenigen, die sie durch nichts zu beugen vermochten. Die frommen Väter ermangelten nicht ihn ihren Schülern als einen gottlosen, verderbten Mann, den Feind der Kirche und der heiligen Religion darzustellen und bei vielen fruchteten diese Lehren mehr wie zu gut. Dr. Buffard hat in Folge der jüngsten Revolution flüchten müssen und befindet sich, wie man hört, im Waadtlande, bei seinem Freunde dem Präsidenten Druey, der die Auslieferung des verfolgten Mannes verweigert. Buffard ist bekannt in der ganzen Schweiz als die Stütze der liberalen, unterdrückten Partei in Freiburg. Sein Einfluß in der Stadt und auf den liberal gesinnten Stadtrath war den Jesuiten und ihren Freunden längst ein

Dorn, den man ausreißen mochte, so schnell es ginge, den man aber nie fassen konnte, denn der ruhige, kluge Advokat blieb stets in den Schranken der Gesetze. Kurz vorher ehe ich nach Freiburg kam, hatte Dr. Buffard im großen Rath, dessen Mitglied er war, eine Rede voll Feuer, Kraft und Wahrheit gegen die Theilnahme Freiburgs an dem Sonderbund gehalten und die herrschende Partei damit entschlossen angegriffen. Das protestantische Murten hatte zu gleicher Zeit eine Petition an die Tagsagung nach Zürich durch eine Gesandtschaft überbringen lassen, welche gegen das Vorhaben des großen Raths in Freiburg protestirte, da Murten in den Fall kommen könne, für den Sonderbund und gegen alle Beschlüsse der Tagsagung und der protestantischen Kantone, wider seine Freunde und Brüder zu streiten. Es war Alles vergebens geblieben. Dr. Buffards Rede fruchtete so wenig, wie Murten's Protest. Im großen Rathe zu Freiburg stimmten ungefähr 40 Mitglieder gegen den Sonderbundsanschluß, die übrigen Alle dafür; aber Aufregung und Feindschaft wuchsen, die Pfarrer und Mönche bearbeiteten das Volk und die Liberalen wurden mehr als je gehaßt; Buffard sogar von Fanatikern mit Tod bedroht.

Dennoch glaube ich nicht, daß dieser vorsichtige Mann sich in den letzterfolgten, unglücklichen Aufstand eingelassen hat. Er selbst schilderte mir die Lage des Kantons als hoffnungslos, die radikale Partei als un-

einig und ohne Vertrauen, Murten für sich stehend, das Landvolk in den Händen der Priester, die Stadt Freiburg als ohnmächtig, den Einfluß der herrschenden Partei überwiegend und damals wenigstens nannte er es eine Thorheit irgend etwas zu wagen, wenn man nicht volle Sicherheit des Gelingens habe, denn wie in Luzern wartete man hier nur auf die Gelegenheit einen Schlag zu thun der die Liberalen vernichten könnte. Der angesehene begüterte Bürger, welcher so eingeweicht in alle Absichten seiner Gegner war, wird sich wohl gehütet haben, diesen Schlag auf sein zumeist bedrohtes Haupt zu ziehen, aber Dr. Bussard ist der Schwäger Casimir Pfyffers in Luzern, er war der gehäßteste Feind der Jesuiten, und vielleicht hat er um den Aufstand gewußt, dem er alles Glück wünschen mußte, vielleicht sich darüber geäußert. Gewiß war es, man wollte ihn verderben und sicher zu seinem Glück ergriff er zeitig die Flucht, denn er vor Allen würde jetzt die überfüllten Kerker in Freiburg und die Justiz der Gerichtshöfe kennen lernen, über deren Zusammensetzung und lebenslängliche Dauer der Richterämter er vergebens oft schon seine berebte Stimme erhoben hat.

Daß bei den Jesuiten im Pensionat die Söhne und Angehörigen der jetzigen Regierer Freiburgs erzogen werden, versteht sich von selbst, indeß trifft man doch verhältnißmäßig wenige Schweizer dort. Die meisten Schüler sind Franzosen, aber auch viele Deutsche, beson-

ders aus der preussischen Rheinprovinz, aus dem frommen Koblenz, aus Bonn und Köln.

Die Zöglinge sind in drei Abtheilungen getheilt, welche unter einander gar keine Berührung haben. Eben so abgeschnitten ist ihr Verkehr mit der Außenwelt. Monatllich nur einmal dürfen diejenigen in die Stadt hinunter, deren Eltern oder nahe Verwandte dort wohnen. Besuche können nur selten und dann allein im Sprechsaale in Gegenwart der Aufseher angenommen werden. Weiter gelangt Niemand. Die Schüler sind gänzlich den Jesuiten überantwortet, die keine Rücksicht dulden und ihre Pläne verfolgen. Nie darf ein Schüler ohne Aufsicht sein, ihr Beichtvater und Vertrauter ist stets in ihrer Nähe und überdies ein System gegenseitiger Spionage und Überwachung wie ein Netz ausgespannt, so daß nichts den guten Vätern entgehen und verborgen bleiben kann. Die Abtheilungen schlafen zusammen in großen Schlafsälen, wo mehr als hundert Betten in jedem stehen. Ob dies der Gesundheit zuträglich sein kann, dürfte eine von Ärzten zu beantwortende Frage bilden. Jedes Bett steht in einem besonderen Verschlag, der oben mit einem Netz vergittert und mit einer Thür versehen ist, die von Innen zwar geöffnet werden, aber nicht wieder ins Schloß springen kann. Jeder Schüler wird in den kleinen Käfig, der seinen Namen trägt, allabendlich eingesperrt, und an der Spitze jeder Reihe schläft ein Lehrer, welcher am Morgen, wenn er die Thüren öffnet, sofort wissen kann, wer

etwa des Nachts aufgestanden ist. So beobachten, überwachen, sondern und sichten die Jesuiten bei Tag und Nacht ihre Schüler, immer aber nur zur Erreichung ihrer Zwecke. Eine Uniform von blauem Tuch mit Sammtkragen, schwarzer Weste und schwarzen Beinkleidern, zeichnen die jungen Leute an Sonn- und Festtagen, bei Aufzügen und beim Exerciren aus, wo sie Compagnien bilden, denen Musik vorausgeht. So läßt man sie auch Komödien aufführen, natürlich nur solche, welche die Erziehung unterstützen; Musikunterricht, Zeichnen, Malen, Fechten und Reiten muß aber anderswo bezahlt werden; Tanzunterricht giebt es nicht.

Die Bürger von Freiburg sind mit dem Pensionat gar nicht zufrieden, die Jesuiten nehmen ihnen den Gewinn davon fort. Sie lassen Tuche und Leinenzeug, alle anderen Stoffe und was sie sonst bedürfen, selbst kommen, halten ihre eigenen Arbeiter und geben den Handwerkern in der Stadt wenig zu verdienen, weil diese zum guten Theil sich nicht unterwürfig genug zeigen. Nur wer ganz folgsam sich demüthigt, wird mit Arbeit und Unterstützung belohnt, wodurch man ein Mittel hat die Treue zu belohnen; aber was ich gehört und gesehen habe überzeugte mich, daß in Freiburg doch sehr wenige sein würden, die nicht gern die Jesuiten zum Tempel hinauswürfen, wenn sie eben nicht durch ein undurchdringlich raffiniertes Gewebe sich zu sichern verstanden hätten.

Ein gewisser Herr Savary, Kassirer der Stadt,

soll zuerst das vornehmste Rüstzeug des Ordens geworden sein, und die Frömmerei in Schwung gebracht haben. Durch ihn wurden der Congregation bedeutende Summen zugewendet, katholische Vereine entstanden und das Geldsammeln für geheime Zwecke ging durch alle Gemeinden, sammt geweihten Herzen, Marienbildern und Traktätleinverkehr.

Zu sehen ist in Freiburg nur noch die berühmte Orgel in der Nicolaiskirche, eine der schönsten Kirchen in der Schweiz. Diese Orgel mit 7800 Pfeifen, von Alois Moser erbaut, ist ein mächtiges Werk, an dem man sehen und hören kann, wie weit es die Kunst gebracht hat, um Donner und Wehklagen, Lust und Schmerz der Menschenstimme, mit einem Blasebalg voll Wind nachzuahmen. Ich habe sie verschiedentlich gehört und immer kam es mir vor, als wäre in ihre ungeheuren Pfeifen ein Heer von Geistern und Dämonen gebannt, die von allen Qualen und Hoffnungen getrieben um Erlösung flehten. Es soll entsetzliche Anstrengung kosten, die 64 Register dieser Orgel zu regieren, welche übrigens von einem ausgezeichneten Organisten gespielt wird. Mittags und Abends wird eine Vorstellung darauf gegeben, denn so muß man dies Spielen nennen, wozu man in allen Gasthöfen die Fremden einladet. Die Wirths notiren dafür einige Franken und liefern ihrerseits wieder der Kirche einen bestimmten Tribut.

Da der größte Theil derer, welche durch Freiburg

reisen und die Orgel hören wollen, Engländer sind, so versäumt der Organist nicht, nachdem er eine Fuge gespielt und alle Pfeifen in Bewegung gesetzt hat, plötzlich auch das britische Volkslied: God save our gracious Queen anzustimmen, sammt vielen kunstvollen Variationen, was im Abenddunkel, wenn dies die hohen düstern Gewölbe der Kirche einhüllt, einen wunderlichen, störenden Eindruck macht. Überhaupt ist es doch seltsam, wie auch in diesem frommen Lande Alles für Geld gebudelt wird. Täglich kommen ganze Scharen Keger in die Kirche, betrachten und betasten die Altäre, treten auf die Stufen und mustern die dort aufgestellten heiligen Gegenstände, unschweifen und beäugen die Betenden, deren immer nicht wenige ihre Andacht hier verrichten, während ein ganzer Schwarm Neugieriger sie umgiebt, welche sprechend, lachend und unruhig das Orgelspiel erwarten und die Kirchenstühle mit profaner Gleichgültigkeit in Besitz nehmen. Von allen diesen Störungen werden die Andächtigen nicht berührt. Das sieht wie Toleranz aus, aber es ist nur Gewohnheit, welche von Geldgewinn getragen wird, der den Hintergrund bildet. Es giebt in Freiburg 17 Klöster, 5 Klerisei und ein Chorherrnstift, 200 Mönche und eine noch größere Zahl Nonnen, 300 Weltgeistliche, dazu eine Menge geistlicher Bruderschaften und endlich die Jesuiten; wo soll da Toleranz herkommen! Und alle diese Klöster und Stifter sammt ihren Insassen muß das an sich nicht reiche Land erhalten; wie soll es zu Kräften und Ent-

widelungen gelangen?! Die beiden großen Mittel zur Volksaufklärung sind so gut als vernichtet. Das Schulwesen liegt ganz in den Händen der Klöster, der Geistlichen und Jesuiten, der Erziehungsrath ist auf Null herabgesunken, die Industrieschule in der Stadt und ein paar Sekundarschulen im Lande verkümmern unter den Angriffen. So ist es auch mit der Presse. Es kann kein Journal hier bestehen, das freisinnig und unabhängig die Wahrheit sagte. Es wird verfolgt, verläumdete, die Redakteure bedrängt und Pfarrer, Mönche und Jesuiten verbieten Jedem bei harter Buße, ein solches verkehrtes Blatt zu lesen. Dadurch wird es unmöglich, daß in Freiburg eine Zeitung sich halten kann; sie findet keine Unterstützung. In der Stadt Freiburg gab es, als ich dort war, noch ein gut eingerichtetes Gesellschaftshaus, wo schweizer, deutsche und französische Zeitungen gehalten wurden und welches den Sammelplatz der liberalen Partei bildete, bei den letzten Verfolgungen wird es aber auch wohl den Todesstoß erhalten haben. Dr. Buffard, der Staatsrath Landerset und einige andere Männer von Bildung haben dies Institut gegründet, das der Jesuitenpartei schlecht behagte, denn wenn es möglich wäre Freiburg so abzusperren, daß nichts von Außen hereinkönnte, nichts gelesen und nichts gedacht würde was sie nicht vorschreibe, würde sie erst ihr Werk für vollendet halten.

VI. Kapitel.

Von Freiburg nach Bern — Bodenkultur — Wohlstand und Ordnungssinn der berner Bauern — Bern als Staat — die Stadt und ihr Charakter — der Adel, die Bürgerschaft, das Volk — Mangel an Industrie — Umgebungen — die Terrasse am Dom — Stille des Lebens — Die nationale Partei und die Radikalen — Schultheiß Neuhaus und die Regierung — Sturz derselben durch die radikale Partei — Verfassungsreform — die alte und die neue Verfassung — Vermehrung der Volksmacht — Reform des Finanz- und Armenwesens — Die neue Regierung — Die Advoaten — Die Gelehrten — Kirchen- und Schulwesen — Bildungszustände der Lehrer und des Volk — Mithlungener Versuch der Geistlichkeit und der politischen Parteien, die Radikalen zu stützen — Zukunft der neuen Regierung — Die Vermögenssteuer — Das Verfassungsfeind in Interlachen — Aeten und Volk — Größe der Natur — Zustände des berner Oberlandes — Falsche Uebersicht der Fremden — Zurückgezogenheit der Familienkreise — Deutsche Familien und deutsche Nischlinge — Die deutschen und schweizerischen Universitätsprofessoren — Trotzer — Einkünfte der Professoren und Lehrer — Reichthum der Stadt Bern — Theuerung des Grund und Bodens — große Theilung desselben und Folgen — Wirkung des Ackerbaues und der Fabrikarbeit auf das Volk — Armenunterstützungen — Die Männer der neuen Regierung — Robheit der radikalen Jugend — Militairwesen — das Lager bei Thun — Finanzlage des Kantons Bern

Von Freiburg nach Bern führt der Weg durch ein reiches, fruchtbares und schönes Land, das einen hohen Grad des fleißigsten Anbaues zeigt, sobald man den großen protestantischen Kanton betreten hat, dessen einsige Bewohner für die ersten Meister in der Bodenkultur unter den Schweizern gelten. Es that mir leid, keine der ländlichen Wirthschaften der berner Bauern näher kennen zu lernen, doch schon von Außen zeichnen sich diese oft durch einen überall sichtbaren wohlthätigen

Ordnungsgeist, wie durch eine Sauberkeit aus, die man vergebens anderswo sucht. Die Hofstellen selbst sind ungemein reinlich gehalten. Da ist nichts von den Dün-gerbergen und Jauchegruben zu sehen, welche im Zürcher Lande vor allen Thüren liegen und die Seh- und Geruchsorgane aufs empfindlichste beleidigen. Die großen Häuser mit ihrem Vorbau, ihren Gallerien und blanken Fensterreihen, sind so einladend und von Wohlstand zeugend, wie die grünen Vorplätze und die dichten, schönen Wirthschaftsgebäude. Der Sinn für Ordnung und für ein eifriges Vervollkommen des Ackerbaues durch Benugung aller praktischen Erfahrungen und Erfindungen, ist den Bernern eigen und wird ihnen von allen Schweizern zuerkannt. Sie sind die besten Landwirth, Naturanlagen und Entwicklungen haben sie dazu gemacht und darum wohl hat dieser größte Kanton der Schweiz auch nie die Nothwendigkeit gefühlt, sich auf Industrie zu werfen, welche er willig seinen Nachbarn in Zürich und Aargau überließ. Auch aus Berns Geschichte läßt sich das erklären. Die Züricher Patrizier bestanden von früh an selbst zum guten Theil aus Kaufleuten und Fabrikanten, die berner herrschenden Geschlechter waren Junker, welche bedeutendes Grundeigenthum besaßen und den Ackerbau bevorzugten. So lebten sie Jahrhunderte durch; die industriellen Neigungen keimten nicht auf und fanden keinen Boden. Die Schwere und Unbeweglichkeit des Ackerbaues haftete

als Erbschaft dem Lande und dem Sinne der Bewohner an, selbst als die Junkerherrschaft ein Ende nahm. Der Stand der Aderbauer, auf breiter Basis ruhend, blieb der erste, er hatte keinen Verus sich auf Industrie zu werfen, keine Anlagen, um mit den dazu erzogenen gewerbleißigen Zürichern in die Schranken zu treten, oder dem jung aufstrebenden Aargau nachzuweilen, das in seinen neuen Verhältnissen beweglicher und angeregter sich eine neue Existenz suchte.

Bern selbst, die alte Stadt an der Aar, welche in ihrem tiefen Bett im Halbbogen um diesen mächtigen Sitz der Spitze schweizerischen Patriziats ~~raucht~~, ist als ein Bild jener Schwere des ganzen Kantons zu betrachten. Die Häuser, erbaut aus den Quadern des schönen Molassefandsteins, vom tiefen Fundament bis zum Giebel, Steintreppen überall und gewaltige Bogengänge, Lauben genannt, die den burgundischen Ursprung anzeigen, sehen wie Reihen von festen Burgen aus, deren mächtige Strebepfeiler, grau vor Alter und unbeleckt von modernen Färbungen und neuem Aufputz, tief im Felsengrunde wurzeln. Die große, schöne Gerechtigkeitsstraße und ihre Fortsetzungen, welche die Stadt der Länge nach durchschneiden, bilden mit ihren Parallelstraßen den Kern Berns und geben ihm seinen Charakter. Man kann die Erweiterungen der Stadt verfolgen an den stehengebliebenen Thoren, welche sonst die Marksteine bildeten, jetzt aber nur Durchlässe

zu Quartieren sind, in denen man die Häuser der jungen und jüngsten Zeit nach unserm Geschmack findet. Aber das alte Bern, der Quaderbau, mit seiner Mächtigkeit und Schwere, ist überwiegend, und da die schweizer Städte, mit Ausnahme Zürichs, sich überhaupt nur sehr langsam vergrößern, und, was man hier gebaut, Jahrhunderte überdauert, so ist der ernste, eigenthümliche Charakter dieser Stadt ein unverwüsthcher, diese Häuser und Hallen von Stein ein Zeugniß für den Geist derer, die sie gründeten und deren Enkel und Ur-enkel sie immer wieder in derselben Art aufrichten, wenn eins davon ins Wanken geräth.

Und so ist es auch mit den alten Sitten und Sagen. Die Bürger von Bern können noch immer die Zeit nicht vergessen, wo sie unter Leitung ihrer Junkerschaft, die freilich in allen Dingen sich selbst als den Staat betrachtete, viele Vorrechte übten und Theil nahmen an der Herrschaft. Die allgemeine Gleichheit und was sie Annäherung der Landsassen und Bauern, Eingriffe in ihre wohlverworbenen Rechte und Privilegien nennen, will ihnen nicht in die Köpfe. Es ist damit eben so wie mit dem Zopfbürgerthume in Zürich, nur daß die Berner viel zäher sind und durch ihr bedeutendes Vermögen und ihr bis jetzt erhaltenes Junkt- und Korporationswesen ihre Sache besser unterstützen können. Alles was ich von dem Gesellschaftswesen, den Kränzchen, den Jährlingen u. s. w. gesagt habe, findet auf Bern

im reichsten Maße seine Anwendung. Es giebt hier elf Gesellschaften oder Zünfte und zu einer derselben gehört jeder Bürger. Man kann sich gar keinen ansässigen Mann denken, der nicht in einer Korporation seinen Stützpunkt fände, als beruhte noch nach altgermanischem Wesen der Schutz des Einzelnen nicht auf dem allgemeinen Schutz des Staats und der Gesetze, sondern auf der Genossenschaft, die mit vereinter Kraft jedes ihrer Glieder beschirmt. Jede Gesellschaft hat ein Gesellschaftshaus, eine Gesellschaftskasse, Gesellschaftsvermögen; so finden sich verbundene Familien, mit Familienlisten, Gütern und Verträgen, und so thut sich der Adel zusammen, die Kaufleute, die Metzger, die Schneider *ic.*, indeß theilen nicht alle Glieder einer Gesellschaft gerade dieselbe Beschäftigung. Man kann sich vorschlagen lassen, wo man will, und wenn man angenommen wird, sich einkaufen, was bei den reicheren Gesellschaften bedeutende Summen kostet. Nur der Adel bildet einen ausschließlich aus Adeligen zusammengesetzten Verein, der sich streng für sich hält, was er um so leichter kann, da die alten reichen berner Familien überhaupt mit Niemanden in Verbindung treten, sondern in größter Zurückgezogenheit meist auf ihren Landgütern und Landhäusern wohnen, wo sie großend dem Gang der Dinge zuschauen und an Nichts Theil nehmen. Merkwürdiger Weise ist dieser alte Adel, der einst so übermüthig und weltlich gesinnt war, jetzt in

seinem Einsiedlerleben zum Theil sehr fromm geworden, denn manche Mitglieder der bekanntesten Familien: der Erbach, Wattenwyl, Hallwyl u. s. w., sind abgefallen von dem Glauben, für welchen ihre Väter so oft gestritten, und zur katholischen Kirche übergetreten. Es ist dies ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit und wohl nicht ohne innere Verbindung mit den Umtrieben der ultramontanen Partei, die in so enger Wechselwirkung mit allen politischen Intriguen und Stürmen dieses Landes steht. Kaum sollte man freilich denken, daß sie glauben könnten, mit solcher Hülfe noch einmal in Bern zum Herrschen zu gelangen, aber die Verblendung des Ehrgeizes und gekränkter Hochmuth kennen keinen Maßstab der Einsicht, keine Zeit und keine Lehre der Geschichte; wohl möglich daher, daß manche dieser Sprößlinge ehemaliger Herren meinen, es werde ihnen gelingen, in Verbindung mit der katholischen Partei und mit Hülfe der Umtriebe derselben im Jura aufs neue das feig verlassene Kapitol zu besteigen. Diese Hallwyl, Wattenwyl, Erbach, Bonstetten, Steiger, Fischer und andere Geschlechter, welche vor dem Lichte der jungen Zeit entflohen und es nicht sehen mögen, werden jedoch schwerlich je das Ziel ihrer geheimen Wünsche erreichen; haben doch schon die meisten der gemäßigten Aristokraten, die Tscharner, Tavel, Jenner, die Gebrüder Verber u. s. w. der rascheren Strömung weichen müssen oder sind davon mit fortgerissen worden. Ich habe von der

Geschichte Berns schon früher das Nöthige erwähnt, von der Verbindung jener Männer mit der gemäßigten Demokratie gesprochen, welche in dem Kanton seit dem Umschwung der Dinge, vom Jahre 1831 an, zur Gewalt gelangte und ein büreaukratisches Übergewicht ausbildete, das sein Ansehn bis zum Jahre 1846 zu behaupten wußte, dann aber plötzlich zusammenbrach.

Bern folgte von 1831 an bis zu jener Zeit diesem Systeme, welches von intelligenten Männern gehandhabt, bei den Vorgängen in Luzern, Zürich, Aargau u. s. w. wichtige Dienste leistete und in dem Getümmel reactionärer Versuche und Handstreichs einen festen Willen zeigte, der großes Unglück von der Schweiz abwendete. Der Schultheiß Neuhaus war damals der Held der freisinnigen Partei, allein als der Radikalismus in Zürich, in der Waadt und in anderen Kantonen siegte, ging dieser Glorienschein für Neuhaus und seine Freunde verloren, die eben als Büreaukraten es nicht verstanden Republikaner und Radikale zu sein, als echte Berner sich vom Volke absonderten und eine Kluft zwischen Regierenden und Regierten offen ließen, wie dies von jeher die Regenten Berns gethan.

Bern ist in keiner Art das fröhliche Zürich. Wenige Kaffeehäuser, sehr wenige öffentliche Vergnügungsorte giebt es hier, unter denen die sogenannte Enge an der Aar das beste oder so zu sagen das einzige ist. Bern kann auch seine Lage gar nicht mit Zürichs rei-

zenden Umgebungen vergleichen. Die Terrasse am Dom mit dem Blick auf den tief unten liegenden Stadttheil, auf den rauschenden Strom, auf Wiesen, Felder und Berge und, wenn der Himmel heiter und die Luft klar ist, auf die gigantischen Gebirgsstöcke des Oberlandes, welche in ihren schimmernden Kleidern glühend im Abendlichte und majestätisch zum Firmamente aufsteigen, verdient zwar den Ruf, den sie jetzt besitzt, allein sie ist nicht genug unterstützt von Anderem. Und wie still ist dies Leben in Bern verglichen mit dem, was Zürich bietet. Kramverkehr in den zahlreichen Läden unter den Hallen der Hauptstraßen giebt es zwar genug, ja ich glaube, diese Gewölbe sind fast zu zahlreich für die nöthige Stadt- und Landversorgung, aber eigentlicher Handel und Industrie ist dafür um so weniger zu finden. In Zürich führen Reihen von schwerbeladenen Frachtwagen täglich die Güterballen ein und aus, welche aus fernen Ländern kommen oder dahin gehen, in Bern merkt man nichts davon und kann nichts merken. Die Posten bringen zwar viele Reisende hieher, aber die Stadt ist nur ein Durchgangspunkt für den Besuch des Oberlandes oder zur Weiterreise an den Lemmanischen See und nach Genf. In Bern hält sich schwerlich Jemand länger auf, als einen oder zwei Tage, er müßte denn besondere Interessen haben, denn was die Neugier gewöhnlich zu sehen wünscht, kann während dessen vollständig genossen werden. Der Dom, eine Nachahmung

des Dome zu Freiburg am Schwarzwalde, ist ein großes, doch wenig zu beachtendes Gebäude, die Museen der Republik bieten keine übermäßigen Schätze, die Bären im Stadtgraben sind eine Curiosität, die Natur endlich ist so verlockend nicht und das Leben der Berner ist es noch viel weniger.

In Zürich kommen in den Kaffeehäusern und Vergnügungsorten die Bürger mit den Regierungsräthen und Bürgermeistern alle Tage zusammen, in der Waadt ist dasselbe der Fall. Die leitenden Behörden dieser großen radikalen Kantone vergessen ihren Ursprung nicht, sie erinnern sich, daß sie selbst Bürger sind und halten sich darum nicht in den Nimbus einer Hoheit, die für Patrizier und Aristokraten wohl passend war, doch nicht für die Magistrate einer Demokratie. In Bern dagegen hatten die Nachfolger der alten Junker die Absonderungssucht von diesen geerbt. Nie mischten sie sich unter das Volk, nie erschienen sie an einem öffentlichen Orte, noch viel weniger etwa in einem Kaffee- oder Bierhause. Das berner stille, schwere Leben, wo überhaupt jeder sich in seinem Hause hält oder doch nur seinen bestimmten Gesellschaftskreis aufsucht, wo man es Studenten und jungen Radikalen überläßt, die Kaffees zu besuchen, während der sich vornehmer dünkende reiche Bürger sie vermeidet: dies steife, formenvolle Leben prägte sich auch bei den Männern aus, welche bis 1846 die Regierung bildeten. Neuhaus

zeigte sich höchst selten öffentlich und er so wenig wie seine vornehmsten Gehälfen, die Regierungsräthe Fetscherin und Weber, traten je als Bürger dem Bürger nahe, sondern wahrten stets ihre obrigkeitliche Bedeutung. Nichts wurde Neuhaus in Bern so übel genommen, als daß er an seiner Thür eine Klingel mit einem Schilde befestigt hatte, auf welchem die Worte standen: ici on sonne et attend. Ein Schultheiß von Bern des vorigen Jahrhunderts mochte wohl den gehorchenden Bürgern seine Thür so absperren und die Gehör Wünschen den warten lassen. Der Schultheiß Neuhaus, in einer Zeit, wo im Kanton und in der Stadt sich viel Zündstoff angehäuft hatte, durfte viel weniger also den Regenten spielen.

Aber diese ganze Regierung hatte sich überlebt und war von den raschen Fortentwicklungen des schweizerischen Radikalismus weit überragt, ohne daß man es einsehen wollte. Die Verfassung von 1831 sollte alle sechs Jahre revidirt werden, man hatte jedoch bis zum Jahre 1846 nie eine ernstliche Absicht dafür ausgesprochen, denn die Verfassung war größtentheils gut, sie genügte dem Volke und hemmte dessen Bewegungen nicht, so lange freisinnige Magistrate sie auslegten und keinen Hemmschuh daraus machen wollten; als aber nach und nach der büreaukratische Geist der berner Regierung mit dem aufschießenden Radikalismus zerfiel, traten Zerwürfnisse ein, welche sich stets schärfer zu-

spigten, je mehr die Regierung, statt einzulenken und zu versöhnen, ihren Willen mittelst Verfolgungen und Strafen durchzusetzen suchte. Nach dem Freischaarenzuge 1845 stieg die Feindschaft der Volkspartei und der Regierung aufs höchste, denn unkluger Weise fing man jetzt Untersuchungen und Prozesse gegen die Freischärtler an, nachdem man lange vorher der Entwicklung des Sturmes ruhig zugeschaut hatte, und beleidigte dadurch das berner Volk aufs empfindlichste, das mit Schmerz und Nachelust an Luzern und an die dort gefallenen oder gefangenen Brüder und Freunde dachte.

Die Regierung wollte ihre Kraft und Macht beweisen, aber sie höhlt den Boden unter ihren Füßen aus und vergaß, daß sie allein durch das Vertrauen ihrer Mitbürger bestehen konnte. Pressprozesse wurden angestellt, freisinnige Männer verurtheilt und eingesperrt und selbst an Glaubensprozessen fehlte es nicht, denn die Richtung mehrerer Regierungsmitglieder war eine streng christliche. Herr von Tavel war als Pietist bekannt, und der gelehrte Regierungsrath Zetzscherin, welcher dem Erziehungsdepartement vorstand, ließ Weiber einsperren und strafen, die ihm als Wirtschafter angezeigt waren, bewirkte die Absetzung und Vertreibung des Professors Wilhelm Snell, wegen Böllerei, eigentlich aber wegen seiner unchristlichen Grundsätze, und ließ den beliebten Redakteur eines satyrischen Tageblattes, des Guckkastens, den Herrn Jenny Sohn,

wegen Gotteslästerungen verfolgen und strafen, anderer ähnlichen Fälle nicht zu gedenken. Außer Neuhaus und Jettcherin war aber der Polizeidirektor Weber vornehmlich Gegenstand des Mißvergnügens durch seine Härte gegen die Presse. Er ward als der talentvollste in diesem Aleeblatt betrachtet; ihm besonders gab man Schuld, daß er durch seinen Einfluß auf Neuhaus diesen zu strengen Maßregeln gegen die radikale Partei antrieb. Wie weit dagegen der Haß der Gegner ging, beweist, daß man ganz ungeschont diesen Herrn eines schweren Verbrechens anklagte. Er sollte seine Frau, die durch Verwechslung der Arzneiflasche mit einer Glasche Jod einen zufälligen Tod fand, absichtlich vergiftet haben, und da er durch jenes Ereigniß in den Besitz eines großen Vermögens gelangt war, fand die Anschuldigung um so bereitwilligere Verbreiter.

Dies sowohl, wie eine Scene, welche eben Statt fand, als ich Bern besuchte, mag zur Charakteristik der dortigen Zustände dienen. Die Regierung war damals noch an der Spitze der Republik, obwohl die neue Verfassung schon angenommen war. Ihre Mitglieder verwalteten die Ämter fort, bis zur Ernennung ihrer Nachfolger durch den großen Rath, welcher so eben gewählt wurde. Herr Weber war also noch Polizeidirektor, als er eines Tages mit seinem persönlichen Gegner, dem Präsidenten des Verfassungsraths und jetzigen Präsidenten der Republik Bern, Herrn Alexander Fink, auf

der Straße zusammentraf. Weber, ein großer, starker Mann, rannte seinen schwächeren Feind auf die Seite, der nach einem kurzen Wortwechsel ihn Gistmischer genannt haben soll, worauf der Polizeidirektor, den ein paar Landjäger begleiteten, mit seinem Stock Funk zu Boden schlug und am Kopf so arg verletzte, daß ein Hirnschädelbruch befürchtet wurde.

Wenige Stunden später übernahm ein Freund des Herrn Funk, der Hauptmann und Gastwirth zum Bären, Herr Karlen, die Nemesis. Auf offener Straße fiel er den zurückkehrenden Polizeidirektor an, warf ihn nieder, entwand ihm den Stock und prügelte ihn mit Hülfe seines Bruders furchtbar durch, während die Landjäger und herbeieilenden Bürger lange Zeit ruhige Zuschauer blieben.

Ganz Bern war in Aufregung über diese schmachlichen Auftritte, aber ich muß gestehen, daß man dem Polizeidirektor die empfangenen Prügel durchaus gönnte und wenig Sinn dafür hatte, wie gewaltthätig und alle öffentliche Sicherheit, alle Würde und alles Recht verlegend diese rohe Wiedervergeltung war. Der Polizeidirektor wurde suspendirt und zur Untersuchung gezogen; daß der Bärenwirth bestraft worden sei, habe ich nicht gehört; allein man kann denken, in welcher Achtung eine Regierung stand, wo dergleichen gegen sie geschehen konnte, und wie weit es mit ihr gekommen war, wenn eines ihrer ersten Mitglieder, das vor allen

die Geseze aufrecht erhalten sollte, auf offener Strasse ein Attentat verübte.

Doch lange vorher, ehe dies geschah, war die Regierung schon gefallen. In Bern selbst hatte sich im Gasthose zum Bären ein Klub radikaler Männer gebildet, welcher der Bärenklub genannt wurde und unablässig zum Sturz der bestehenden Gewalten wirkte. Von hier aus verbreiteten sich über das ganze Land Volksvereine, welche den radikalen Leitern zu Stützpunkten und zur Verbreitung ihrer Ideen dienten, dazu stifteten die Schwieger söhne des abgesetzten Professors Snell, die Advokaten Strümpfli und Nigeli, eine neue Zeitung als Organ der Partei, welche besonders im berner Oberlande die entschiedenste Unterstützung fand, so daß man endlich im Frühjahr 1846 so weit war, den Schlag auszuführen.

Im großen Rath wurde auf Verfassungsrevision angetragen, doch hier waren die Anhänger der Regierung noch immer in der Majorität. Die Partei der Gebrüder Schnell von Burgdorf, jene Partei der Bogenmänner oder einer Bauernaristokratie, welche zuerst die Verfassung von 1831 erobert, dann aber im weiteren Kampf mit der nationalen Partei den Kürzeren gezogen hatte, wurde von einem talentvollen Manne, dem Advokaten Blösch, Neffe der Schnell, jetzt geführt und erkannte zu deutlich, was sie von den Radikalen zu hoffen hatte, um nicht lieber für das Bestehende zu

streiten. Nach langen, zweifelhaften Verhandlungen wurde von dem Großrath Fischer der Vorschlag gemacht, der große Rath möge sich incompetent erklären und die Frage, ob eine Verfassungsrevision vorzunehmen sei, ans Volk bringen. Dies wurde am 1. Febr. 1846 angenommen und damit war der Sieg der Radikalen entschieden, denn der Majorität des Volkes waren sie gewiß. Ein Verfassungsrath wurde eingesetzt, der eine revidirte Verfassung zu Stande brachte, die Ende Juli mit großer Majorität angenommen wurde, obwohl sie mehr den entschiedensten Radikalen im Verfassungsrathe, eigentlich nicht genug that.

Diese neue Verfassung von 1846 ist aber ein wohl zu lobendes Werk, das in seinen bestimmten kurzen Paragraphen, die eine energische Redaktion ausdrücken, ersichtlich auf die Schultern der alten Verfassung gestiegen und wesentliche Mängel derselben zum Besten und zur größeren Sicherheit der Volksfreiheit aufgehoben hat. Die alte Verfassung ließ auf je 100 Seelen einen Wahlmann kommen und setzte den großen Rath aus 240 Mitgliedern zusammen, so daß 200 vom Volk gewählt, die fehlenden 40 aber vom großen Rath ergänzt wurden. Die neue Verfassung bestimmt dagegen, daß je 2000 stimmbfähige Bürger einen Großrath ernennen, wobei jede Bruchzahl über 1000 für voll gilt. Das System indirekter Wahlen wurde daher vollkommen beseitigt. So ist auch das Lebensalter zur Aus-

übung aller bürgerlichen Rechte von 23 Jahr auf 20 Jahr und die Wahlfähigkeit zu allen Ämtern in der Republik von 29 Jahr auf 25 Jahr herabgesetzt. Von 10 zu 10 Jahren soll eine Volkszählung Statt finden.

Da in kurzen Amtsdauern der Beamten die beste Sicherheit der Volksfreiheit in Republiken liegt, soll der große Rath, statt wie bisher in sechs Jahren, alle vier Jahre erneuert werden. So sind auch die Mitglieder des Obergerichts, welche der große Rath wählt, jetzt nur auf 8 Jahre angestellt; nach der alten Verfassung waren sie 15 Jahre im Amte. Der Regierungsrath zählte in der alten Verfassung 16 Mitglieder ohne den Schultheiß, jetzt nur 9 Mitglieder, aus denen der große Rath den Präsidenten auf ein Jahr wählt. Mit der Erneuerung des großen Rathes muß auch der Regierungsrath erneuert werden.

Eine besondere Vermehrung der Volksmacht ist aber auch dadurch in die Verfassung gekommen, daß, wenn die Majorität des Volkes in den politischen Versammlungen die Auflösung und Erneuerung des großen Rathes verlangt, diese erfolgen muß. Sobald 8000 Bürger es fordern, muß eine Abstimmung veranstaltet werden. Eben so wichtig ist die Bestimmung, daß alle Gesetze und Verordnungen, ehe sie zur Verathung gelangen, zeitig genug dem Volke bekannt gemacht werden sollen — mit dies sich darüber äußern möge. Man hat in dem Volke kein Veto gegeben, wie in

St. Gallen, aber das wirksame Mittel der Öffentlichkeit, damit gegen Gesetze u. s. w. protestirt und petitionirt werden, oder die Presse sich des Stoffes bemächtigen kann.

Solche Rechte, auf ein Stück Papier geschrieben, helfen nun freilich nichts, wenn der Geist sie nicht lebendig macht und hier in der Schweiz, in Bern zumal, wo die alten Sagen noch so große Macht und Stärke haben, das Naturleben des Volks dem Neuen und Fremden so entschieden entgegenstrebt und jedem Landestheile, jeder Gemeinde ihre Besonderheit tief eingeimpft ist, wird es lange dauern, ehe diese neue Verfassung und was sie bezweckt, in Saft und Blut eines gemeinsamen Staatslebens übergeht.

Vor Allem waren es aber die Reformen des Armen- und Finanzwesens, was dem jungen Bern am Herzen lag und in der neuen Verfassung ausgeführt werden sollte; allein dies hat nur zum Theil und nicht ohne lebhaften Widerspruch geschehen können und doch hängt daran der ganze Erfolg einer Umwandlung, durch welche Bern aus den alten historischen, tiefverwachsenen Grundlagen des germanischen Gemeinbewesens auf den freieren Standpunkt eines Staates gehoben werden kann, der nach den Einrichtungen einer neuen Zeit construirt ist. Eben dies giebt Bern und dem Versuche der jungen Reformpartei ein so allgemeines Interesse. Zuerst in der deutschen Schweiz will

man hier das naturwüchsigc Fundament zerstören, auf welchem das ganze schweizerische Leben bis jetzt beruht und nimmt einen kühnen Anflug, den Todespfeil auf hemmende, trennende Partikularitäten zu schleudern.

Der Paragraph 85 der neuen Verfassung, welcher von einer billigen Vertheilung der öffentlichen Lasten und einer Ausgleichung zwischen den jetzt bestehenden Verhältnissen in den verschiedenen Landestheilen handelt, ist der wichtigste von allen. Anfänglich wollte man das gesammte Armengut dem Staate überweisen, der dafür die Pflicht auf sich nehmen sollte, überall das Armenwesen zu handhaben, allein ein solcher revolutionärer Vorschlag war nicht durchzusetzen. Es giebt Städte und Gemeinden im berner Lande, welche Armengüter und Bürgergüter von Millionen an Werth besitzen, wie z. B. die Stadt Thun; andere haben wenig oder gar nichts, wie die Gemeinden im Emmenthal, und diese müssen harte Steuern für Beschaffung ihrer Gemeindebedürfnisse aufbringen, zu welchen in reichen Gemeinden auch wohl theilweise die Zinsen des eigentlichen Armengutes bisher mit verwandt wurden. Alle Gemeinden, welche bei dem Gesetzworschlage verlieren mußten, erhoben daher heftigen Widerspruch und die Majorität des Verfassungsraths erklärte sich dagegen. Der Schlag auf das selbständige Gemeindeleben, welcher von Bern aus geschah, wurde aber in der ganzen Schweiz empfunden. Man war in Zürich, wo ich mich damals

befand, darüber sehr erschrocken, nannte es unflug, unausführbar, und prophezeite der berner Verfassung nichts Gutes; so fest sitzt das Alte. Aber man hatte Recht, das Volk hätte es nicht geduldet, denn das Volk in der Schweiz, Bern keineswegs ausgenommen, hängt am Gemeindeleben viel fester, wie am Leben des Staates.

Man begnügte sich nun in Bern damit, nachdem man die Armengüter gewährleistet, eine Staatscontrole anzuordnen, damit jene Güter auch zum Besitzen der Armen verwendet und diese nicht von der Mitbenutzung der Gemeindegüter verdrängt würden. Wo der Ertrag der Armengüter und sonstiger vorhandener Mittel nicht hinreichen sollte die Armen zu unterstützen, verpflichtet sich der Staat, das Fehlende durch Zuschüsse beizusteuern, welche mindestens die Hälfte, höchstens $\frac{3}{4}$ der fehlenden Summe betragen dürfen. Hierdurch ward dem Staate eine bedeutende Last aufgebürdet, welche sämtliche Staatsbürger decken helfen müssen, allein es blieb dies der einzige Ausweg, wenn man wirklich einen Schritt vorwärts zu einer neuen Organisation thun wollte.

Ebenso bedeutsam ist der zweite Abschnitt desselben Paragraphen, welcher sämtliche Zehnten, Bodenzinse, Erbschüze und andere Feudallasten, sammt allen durch frühere Umwandlung davon herrührende Leistungen, aufhebt und den Pflichtigen vorschreibt, dafür die

Hälfte der im Gesetze vom 20. December 1845 bestimmten Ablösungspreise zu zahlen. Der Staat übernimmt es dagegen, die andere Hälfte den Privatbesitzern von Gefällen jener Art zu entrichten und zahlt überdies denen, die früher schon zu höherem Betrag die Feudallasten von ihren Gütern loskauften, einen bedeutenden Theil, bis zur Hälfte der Loskaufsumme, zurück.

Ganz natürlich fand diese Bestimmung bei der Masse der kleinen Landbesitzer lebhaften Beifall, der Staat jedoch bekam damit abermals mehr Millionen zu bezahlen, indeß hat Bern nicht allein keine Schulden, sondern ein baares Vermögen von zwanzig Millionen Franken, das den Staatsschatz bildet, der in früherer Zeit gesammelt wurde und nun zum Theil dazu dienen soll, die Feudallasten radikal zu beseitigen, was jedenfalls eine sehr preiswürdige und löbliche Verwendung ist.

Da das berner Oberland, die festeste Stütze der radikalen Partei, zumeist verschuldet ist und man fürchten mußte, daß die reichen Patrizier und viele wohlhabende Bürger, die dem Umschwung der Dinge keineswegs geneigt sind, ihre Kapitale kündigen und Unruhen bewirken könnten, so ward die Stiftung einer Hypotheken- und Schuldentilgungskasse zugleich angeordnet, aus welcher im Voraus dem Oberlande nach Bedürfnis ein Kapital von fünf Millionen Schweizerfrank

len zur Disposition gestellt ward, die gegen 5 Procent Zinsen, von denen $1\frac{1}{2}$ Procent zur Tilgung des Kapitals zu verwenden sind, ihm auf 30 Jahre gewährt leistet wurden.

Diese Maßregel war mit Klugheit darauf berechnet, das Volk fester an die Verfassung zu schließen, dagegen blieb die wundeste Stelle, welche Bern besitz, weit offen stehen, denn der katholische, französisch redende Jura wurde von diesen Veränderungen und von Allem ausgeschlossen, was eine stärkere Zusammenziehung des Staatslebens bedingte. Die Verfassung sicherte ihm seine besondere Gesetzgebung und Verwaltung, sein bisheriges Armenwesen und sein Grundsteuersystem zu, doch soll die Grundsteuer mit den Abgaben ähnlicher Art im übrigen Lande in ein richtiges Verhältniß gesetzt werden, wobei die Bewohner des Jura nur gewinnen können. So lange aber der Jura ausgeschlossen bleibt von den Reformen des Kantons, ist auch von keiner Gesamtvereinigung die Rede, die überhaupt durch diesen Distrikt ungemein erschwert wird, der vom römischen ultramontanen Geist durchzogen, von Priestern und Advokaten aufgehezt, in Sprache, Sitte, Religion, Lebens- und Denkweise wesentlich verschieden von dem übrigen Bern ist, dem es seit Jahren viel zu schaffen macht. Zürich und Waadt, wo nur Protestanten wohnen und in dem einen nur deutsch, in dem anderen nur französisch gesprochen wird, können sich

viel leichter bewegen, als die Berner; dagegen ist in Bern die eigentliche Volkskraft viel größer, der Volkswille sich viel bewußter, die ackerbautreibende Bevölkerung ersichtlich unabhängiger und energischer, als die Weber, Färber und Seidenwirker in Zürich, auch trostiger und unlenksamer, als die Weinbauer am lemanischen See.

Die Reformpartei in Bern hat diesen starren und selbständigen Sinn des Volkes benutzt, um es, zum Theil mit Hülfe der weit verzweigten Vereine, ihren Entwürfen geneigt zu machen. Es schmeichelte dem Bauer, daß die Herren aus der Stadt sich mit ihm verbanden, daß sie den berner Bürgern den letzten Schimmer eines Vorzuges nehmen konnten, und bei der schweren Verschuldung ihrer Habe hofften manche einflußreiche Männer im Oberlande (wahrscheinlich auch nicht umsonst) eine Hülfe in ihrer Noth, wenn sie ihre Freunde, die Radikalen, ans Ruder brächten.

Dies ist nun wirklich geschehen, die Herren Stämpfli, Ochsenbein, Funk, Im Obersteig, Schneider u. s. w. bilden die Regierung und der Sieg war so vollständig, daß der größte Theil der Mitglieder des vorigen Regiments nicht einmal wieder in den großen Rath gewählt wurde, selbst Neuhaus nicht, der so lange der erste Mann der Republik gewesen, in Wahrheit, bei allen seinen Sünden, doch so Manches für Erhaltung der bedrängten Freiheit gethan und mit energischer

Willenskraft gegen die Reaktion von Innen und Außen festgestanden hatte. Aber in Republiken kennt man am wenigsten die Dankbarkeit. Ich hörte jetzt nur tadelnde wegwerfende Urtheile über den Mann, welchen man einst nicht genug preisen konnte, und wenn es auch wahr bleibt, daß er den Volkswillen des fortschreitenden Berns nicht verstand und darum sein Führer nicht länger zu sein vermochte, hätte Bern ihn doch nicht so vergessen dürfen, wie es geschah. Ich habe es sehr bedauert, den ausgezeichneten Mann nicht kennen zu lernen; der nun, nachdem er vom Amtessessel gestiegen, sich in die Schreibstube eines Fabrikgeschäftes zurückgezogen hat, das er in Biel, wenn ich nicht irre, anlegte. Neuhaus ist der Sohn eines Offiziers und einer Französin. Er besitzt eine streng ernste, aber Vertrauen und Achtung erweckende Persönlichkeit und alle Eigenschaften eines Parteihauptes: Ruhe, Überlegung, Vorsicht, Muth und eine unerschütterliche Willenskraft. Daß er ohne Vermögen geblieben, ist ein schönes Zeugniß seiner Rechtschaffenheit und moralischen Würde, denn in dem Staatsdienste dieser Republiken lassen sich keine Schätze erwerben. Bern bezahlt zwar seine Beamten noch am höchsten von allen, denn ein Regierungsrath empfängt 3000 Schweizerfranken, der Schultheiß 4000, allein zurücklegen kann Niemand dabei und Pensionen giebt es hier nicht. So muß Jeder darauf gefaßt sein, als Bürger wieder sein Brod zu erwerben,

wie er kann, sobald seine Mitbürger ihn seines Amtes entheben, und Neuhaus thut dies jetzt, indem er Kaufmann wird, was er früher war.

Seine Nachfolger sind größtentheils Advokaten, wie denn überhaupt dieser Stand bei den Umwälzungen und Parteien in der Schweiz die wichtigste Rolle spielt. Die Herren Stämpfli, Ochsenbein, nebst mehreren anderen der bedeutendsten Mitglieder der neuen Regierung, sind Anwälte oder Richter. Der Führer des Jura ist der Advokat Stodmar, der Führer der burgsdorfer Partei der Advokat Blösch. Durch Rechtskenntniß, Ehrgeiz, Talent und Geschick sind freilich die Advokaten überall zumißt berufen, an die Spitze der Volksbewegungen zu treten, aber es ist nicht gut, wenn sie das Übergewicht gewinnen.

Die neue Regierung in Bern hat nun in der Verfassung dem Volke eine Art Programm übergeben von dem, was hauptsächlich noth thut, denn in den Schlußbestimmungen werden nicht weniger wie 16 Gesetzbücher und Gesetze aufgezählt, die unverzüglich zu revidiren oder neu zu verfassen sind, um den Staat zu versüngen. Dazu kommt, daß der §. 63 für alle Kriminal-, politische und Preßvergehen Geschwornengerichte verheißt, deren Organisation auch schleunig betrieben werden soll und hier zuerst in der deutschen Schweiz das Institut der Volksgeschwornen einführen wird. Der Hauptvorwurf für die alte Regierung war, daß



sie so wenig neugestaltet und das Meiste beim Alten gelassen hat, jetzt kommen die Radikalen und alle Welt ist begierig, welche Kraft und Organisationstalente sie mitbringen.

Und vor ihnen liegt eine schwere Zukunft, wenn sie nur theilweise erfüllen wollen, was sie versprochen. Sie haben die Partei der alten Aristokratie, die wenigstens im Besiz großer Mittel ist, gegen sich; ebenso das Stadtbürgerthum mit seinen Genossenschaften und zähen Vorurtheilen, sammt allen Anhängern der verdrängten gemäßigten Liberalen oder Nationalen. Dazu kommt die katholische Jurapartei und die Partei von Burghörsing, die alte kantonale, welche einen neuen Anlauf genommen hat. Die jetzige Regierung stützt sich dagegen auf die Masse des Volks, sie muß die Erfahrung machen, ob sie dies darf, an Probrsteinen der Anhänglichkeit wird es nicht fehlen.

Wir sehen jetzt schon einen Versuch, den die Geistlichkeit nicht ohne Zuthun und Verständigung mit den politischen Gegnern der Regierung gemacht hat, um das Vertrauen des Volks zu erschüttern und seine Günstlinge zu stürzen. Die Berufung des Professors Zeller von Tübingen, eines Freundes von Feuerbach, war ein treffliches Mittel, dasselbe Geschrei zu erheben, wie 1839 in Zürich und das Volk mit demselben Grauen gegen Gotteslästerer und Religionsfeinde zu erfüllen, welches dort den Aufstand gegen die Regierung

hervorrief. Die Pfarrer in Bern sind bis auf wenige Ausnahmen Gegner der jetzigen Regierung, kaum ein halbes Duzend sollen ihr zugethan sein, auch der als Völkesschriftsteller rühmlich bekannte Pfarrer Vigius in Lützelstue, Jeremias Gotthilf, wie er sich nennt, ist ein eifriger Anhänger des Alten. Die Pfarrer sind in Bern ganz gut gestellt. Sie sind in 7 Klassen getheilt, deren jüngste und zahlreichste 1000 Schweizerfranken Gehalt (400 Thaler Preussisch) nebst Garten, Haus, etwas Acker u. s. w. empfängt. Unsere Pfarrer haben jetzt erst als Minimum 400 Thaler durch Unterstützung des Staats bekommen, aber der größte Theil muß dies Geld mühsam von der Gemeinde, aus den Stolzgebühren, aus Naturallieferungen, aus Ackerwirthschaft u. s. w. heraus schlagen, während die Berner es baar gezahlt erhalten. Die Stolzgebühren bieten ihnen nur noch einige Nebeneinkünfte für Taufscheine, Confirmationsscheine u. s. w. Jede der übrigen 6 Klassen bezieht je 200 Franken mehr, so daß die letzte mit 2200 Fr. besoldet ist. Die neue Regierung hat Änderungen zugesagt, Gesetze über Organisation des Kirchen- und Schulwesens in Aussicht gestellt, allein die Geistlichkeit fühlt auch hier eine instinktartige Abneigung gegen den Radikalismus. Sie sehnt sich, wie überall, danach, eine freiere Stellung im Staate einzunehmen und möchte wenigstens, wie in Zürich, einen Körper bilden, der eine unabhängige Synode als Mittelpunkt und einen

Antistes als Kirchenhaupt besigt. Die berner Kirchenverfassung unterwirft die Geistlichkeit streng der weltlichen Macht und die neuen Ideen des Radikalismus können zwar dahin führen, eine Staatskirche gänzlich abzuschaffen, aber nimmermehr werden sie eine Kirchenmacht, als Staat im Staate, dulden wollen.

Die Schullehrer sind dagegen weit mehr für den Fortschritt gestimmt. Sie werden von den Gemeinden besoldet und hängen als Communaldiener mit diesen zusammen. Der Staat zahlt jedem jährlich einen Zuschuß von 150 Franken und verausgabt dafür beinahe 200,000 Franken. Es sah in diesem großen Kanton bis auf die neueste Zeit sehr übel mit Schule und Unterricht aus, denn erst das Schulgesetz von 1834 riß Bern aus der Verwilderung, an welche die Wirthschaft des Patriziats nie die Hand gelegt hatte, weil es ihm ganz recht war, daß das Volk in seiner Unwissenheit blieb. Von 70,000 Schulkindern genossen kaum 20,000, wie Jeremias Gotthelf sagt, damals einen dürftigen Unterricht, und so beschaffen war es in der ganzen Schweiz, wo, wie der Seminardirektor Scherr berichtet, 1834 noch ältere Schullehrer geprüft wurden, die im Examen behaupteten, die drei ersten Eidgenossen hätten Kaspar, Melcher und Balthasar geheißen, und Goliath sei in der Schlacht bei Sempach ums Leben gekommen.

So stand es mit Unterricht und Bildung des Volks in der Schweiz, als man es politisch frei und

mündig sprach, und diese Zustände, obwohl sie jetzt ganz anders geworden und in den großen protestantischen Kantonen mit unablässigem Eifer verbessert worden sind, haben doch noch so viele dunkle Stellen zurückgelassen und stehen in manchen Kantonen noch so auf dem alten Fleck, daß man die meisten der abschreckenden Verhältnisse der Schweiz nur aus der Noth und Unwissenheit des Volks erklären kann.

Der Versuch der berner Geistlichkeit, das Volk in Bewegung zu setzen wegen Verurtheilung eines deutschen Professors und Gottesleugners, ist nun freilich mißglückt, obwohl, was orthodoxe Gläubigkeit betrifft, die Berner gewiß auf ziemlich gleicher Stufe stehen, wie die Leute in Zürich oder in anderen Kantonen. Hat doch die radikale berner Regierung erst vor einigen Wochen einen in Bern erschienenen Auszug aus Feuerbachs Schriften durch Henkershand verbrennen lassen! Die Lichtstrahlen der Aufklärung in Glaubenssachen sind hier dünn auf die Köpfe gefallen, denn kein Zweifel ist bis jetzt darin erwacht, kein Kampf hat Statt gefunden; der Glaube der Väter ist stets unbeschadet und unangefochten auf die Enkel vererbt, und ehrerbietig hat man die Lehren der Pfarrer als unantastbare Wahrheiten aufgenommen. Die Macht der Geistlichkeit über das Volk ist jedoch durch die politischen Veränderungen und Bewegungen bedeutend geschwächt worden. Die feste Besoldung der Pfarrer, die Aufhebung der

Stolgebühren, die veränderte Stellung des Geistlichen zur Gemeinde und sein verringerter Einfluß auf Gemeindegewesen und Schule haben im Verein mit dem verbesserten Schulunterricht dafür gewirkt. Dazu kommen die Schullehrer selbst, deren Einfluß auf Kosten der Geistlichkeit steigt, die politischen Vereine endlich, welche mit dem Hauptvereine in Bern in Verbindung stehen, kurz, es ist nicht gelungen, mit Hülfe des religiösen Fanatismus die radikale Regierung zu Grabe zu tragen.

Eine viel ernstere Prüfung steht dieser aber bevor, sobald sie ihre staatlichen Reformen in Ausführung setzt. Es ist ein bedeutendes jährliches Defizit jetzt zwischen Einnahmen und Ausgaben vorhanden, das gedeckt werden muß. Der Staat hat sich durch die neue Verfassung große Lasten aufgebürdet, welche nur durch Vermehrung der Steuern möglich gemacht werden können und hierzu soll die Einführung einer Vermögenssteuer dienen. Vermehrung der Steuern und Lasten ist indeß immer ein gefährliches Mittel, um nach einer gelungenen Umwälzung dem Volke zu beweisen, es habe für seine Wohlfahrt gesorgt, denn das Volk hält allzuleicht die billigste Regierung für die beste; in einer Republik aber, wie hier in Bern, wo Alles vom guten Willen des Volkes abhängt, wo das Alte so fest steht und man gar nicht daran gewöhnt ist, die Abgaben erhöht zu sehen, ist es doppelt zweifelhaft, ob das

Einschcn der Majorität so groß ist, daß sie willig sich dem Unvermeidlichen fügt. Es wird nicht an Vorstellungen und Einflüsterungen fehlen, nicht an Versuchen, die mit zornigen Worten auf das Unheil weisen, was durch Neuerer und Ehrgeizige über das berner Volk gebracht worden sei. Man wird diesem vorhalten, wohin man es führe, wird ihm sagen, daß für die projectirte Staatseinheit und Ausgleiclung der Lasten, für die Einführung einer modernen Gleichmacherei aller Staatsbürger, für lustige Ideen ehrgeiziger Fanatiker die alten Rechte und Güter verloren gehen und eine Überhäufung mit Abgaben die Folge sein werde. Wer den Beutel ziehen muß, macht selten ein fröhliches Gesicht dazu und sehr sollte es mich wundern, ob diese egoistischen Schweizer, diese sparsamen, genaurechnenden Leute für ein neues Staatsleben frohen Muthes nicht allein ihr altes opfern, sondern noch obenein ihr Geld dazu geben werden. Von dieser Frage hängt aber die ganze Existenz der jungen berner Regierung ab, welche ohne Zweifel jeden Halt verloren hat, sobald das Volk nicht zu Opfern bereit ist und anerkennt: wir wollen und müssen opfern, wenn wir aus diesem Zauberkreise unseres bisherigen gesonderten Gemeinde- und provinziellen Lebens treten und zu einem wahrhaften Staatsleben gelangen wollen.

Es wird dabei darauf ankommen, mit welcher

überzeugenden Kraft die Regierung verfährt, und welcher Geist auf ihren vornehmsten Mitgliedern ruht. Ich befand mich am 9ten August eben in Interlachen, als dort das Constitutionsfest gefeiert wurde, zu welchem die berner Reformmänner mit ihrem Anhange aus der Stadt erschienen und sich mit ihren Freunden im Oberlande vereinigten. Ein schönes Volksfest gestaltete sich vor dem alten Kloster, begünstigt von einem sonnenvollen heiteren Tage. Man aß und trank im Freien, umringt von mehren tausend Menschen und die Rednertribüne wurde nicht leer, auf welcher nach und nach alle Männer, welche am Verfassungswerk geholfen hatten und hier gegenwärtig waren, sich hören ließen und ihre Ansichten von der Vergangenheit, ihre Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft aussprachen.

Einen Volksredner von hinreißender Macht habe ich nicht darunter bemerkt, den Norddeutschen stört überhaupt der schweizer Dialekt meist zu sehr, um Rednergaben zu bewundern, aber es gab doch einige Männer, welche mit Kraft und schmuckloser Wahrheit dem versammelten Volke vortrugen, was sie mit der Verfassungsreform beabsichtigten, die Fehler der alten Verfassung klar hervorhoben, die Vortheile der neuen zeigten, der Regierung aber, die nun kommen würde, in dürrster Weise im Voraus erklärten, man werde sie gerade so von sich abthun, wie ihre Vorgänger, wenn

sie nicht den ernstlichsten Willen mitbrächten, für das wahre Glück und die wahre Freiheit des berner Volks eifrig thätig zu sein.

Ein Großrath aus dem Oberlande, ein sechs Fuß hoher Mann mit einer Stentorstimme, zeichnete sich dabei besonders aus. »Wir haben eine Umwälzung vollbracht,« sagte er, »wie andere sich ihrer nicht rühmen können. Kein Tropfen Blut ist bei uns geflossen, nirgend ist eine Gewaltthat verübt worden, Niemand hat sich über Unrecht zu beklagen. Das Volk hat entschieden und nach des Volkes Willen ist eine neue Verfassung entworfen worden, die von einer Majorität von 40,000 Bürgern anerkannt worden ist. Was in ruhiger, gesetzmäßiger Weise von uns erworben ward, soll uns Niemand nehmen. Wir sind jetzt frei von einer Regierung, die uns nicht leiten, sondern beherrschen wollte; wir werden andere Männer einsetzen, allein damit wir auch Sicherheit haben, daß diese es nicht so machen, wie jene, haben wir fortgesetzte Wachsamkeit nöthig. Wir haben ihnen eine hübsche Anzahl neuer Gesetze aufgegeben, durch welche unsere Freiheit sich verfestigen soll und ihnen die Zeit bestimmt, in der sie uns ihre Arbeiten vorlegen müssen. Thun sie das nicht, zeigen sie sich lässig, anmaßend, übermüthig, dann fort mit ihnen, sie sind nicht mehr werth als ihre Vorgänger. Wir haben jetzt gesehen, was der Wille des Volks vermag, das ist eine Lehre, die wir

nicht vergessen werden und welche auch die nicht vergessen sollen, denen das Volk sein Vertrauen schenkt, das ihr Herr und Souverain ist, dem sie Rechenschaft zu geben haben.“

Die Herren Stämpfli, Dörsenbein, Funk und alle anderen Führer der siegreichen Partei waren zugegen und ließen sich auf der Rednerbühne meist vernehmen. Beifallgeklatsch und Bravorufen begleiteten ihre Reden, das Volk in Jacke und Mütze, Weiber und Kinder standen umher, ebenso neugierig und verwundert wie die Fremden aus allen Theilen Europas, denn Interlachen ist ja der Sammelplatz der Reisenden im Oberlande, namentlich der Engländer. Es ging hier ländlich zu und einfach, sehr demokratisch zwanglos. Die Kanonen, welche die Berner mitgebracht hatten, donnerten den ganzen Tag, bei jedem Toast, und deren gab es zahllose. Daß die Schweizer aber stets Schweizer bleiben und bei den ernsthaftesten Dingen, selbst wenn sie an Herstellung eines Staats nach modernen Ideen denken, das Mittelalter im Sinne haben und wenigstens gern mit mittelalterlichen Puppen spielen mögen, bewiesen die radikalen Männer aus Bern auch hier, denn sie hatten ein paar Eidgenossen aus alter Zeit metamorphosirt, d. h. ein paar Männer in Pump- hosen und Barets gesteckt, ihre Gesichter geschminkt und mit langen Bärten bellestert, ihnen Hellebarden und Streitärte in die Hände gegeben und so standen diese

Repräsentanten der widerben Eidgenossenschaft und der gestrengen Republik Bern bei den Fahnen und Wappenzeichen an der Tribüne und hörten die Reden der jungen Revolutionaire, welche alles Alte über den Haufen werfen wollten, griesgrämlich mit an.

Solche Fastnachtspräge stecken in Leuten, die doch eigentlich nicht die geringste Anlage zur Romantik haben. Als es Abend wurde und Tafel wie Reden beendet waren, hatten sie auf dem Kirchboden einen Ball veranstaltet, was allerdings echt revolutionair war. Man mußte dunkle Treppen hinaufsteigen, ein Eintrittsgeld von mehreren Bagen erlegen, eine Speculation, meist auf die Neugier berechnet, und sah dafür beim Scheine einiger düster lehlenden Talglichte einen wüsten Haufen halb und ganz betrunkenen Männer und Dirnen sich im Kreise drehen, wozu einige Dorfmusikanten barbarische Musik machten. Tabacksrauch und Spiritusdunst schnürten die Kehlen zu.

Ich eilte ins Freie, wo es so schön und wunderbar herrlich war: das weite Thal im Dämmer Schatten von Nacht und Sternenschein, die Berge wie ungeheure schwarze Mauern in endlose Ferne schwindend, Lichtschein überall aus den vielen Gasthäusern und Landhäusern glänzend, welche über das Thal zerstreut sind, und unter den alten Wallnussbäumen, deren breites Geäst der Nachtwind kühl nach dem überheißigen Tag bewegte, zahllose Menschengruppen, bunt und wechselnd; Landmädchen

in der schönen Tracht der Oberbernerinnen, Herren und Damen aus fremden Länden, junge Revolutionaire aus Bern und die markigen Gestalten der Gebirgsleute. Weiter aufwärts im Thale blickten aus dem Spalt der Berge, welcher nach Lauterbrunn führt, zwischen bleichen Wolfenkränzen die Silberhörner der Jungfrau hervor. Welche Größe der Natur, welche Stille und Erhabenheit, und hier das unruhige Treiben ihrer Kinder, von denen die allermeisten doch so tief verwachsen mit dem einfachsten Naturleben sind, daß es fast frevelhaft scheint, sie davon loszureißen und in ein Welt- und Staatsgetriebe zu stürzen, von dem sie nichts verstehen.

In Interlachen freilich und überall, wo der große Zug der Fremden Heerstraßen gebildet und Colonien eingerichtet hat, ist dies ursprüngliche Leben entwichen und hat dem Raffinement einer Kultur Platz gemacht, die so weit geht, daß die Bauermädchen englisch und französisch sprechen und ihre Vortheile meisterhaft verstehen. Geld verdienen will hier Jeder, sei es, wodurch es sei, und manche werden wohlhabend und reich damit, Andere stürzen sich in Genüsse und Schulden, viele verderben an Seele und Leib und das Volk sucht begierig alle Nebenpfade, um denen nachzuahmen, die ihm voranstehen. Verschuldete Landbesitzer und Großräthe giebt es hier mehr als in anderen Theilen des Kantons, aber auch sehr reiche Leute, das Volk in den

Seitenthälern lebt dagegen in der Stille von seinen Alpen und seinen Heerden und je weniger es mit den Fremden in Berührung kommt, je mehr tritt sein Naturcharakter hervor, seine Einfachheit, sein Hingewiesensein auf ein abgeschlossenes Naturleben, das in der Schweiz doch immer das wahre Volksleben bleiben muß.

Das Oberland beschreiben, hieße einen Tropfen ins Meer gießen, es sind zahllose Bücher darüber vorhanden. Man muß es sehen und muß es durchwandern, von der Grimsel und dem Rhonegletscher bis ins Thal von Interlachen. Überall ist es groß und herrlich; am schönsten auf der Wengernalp dicht unter der Jungfrau. Dies nahe Berühren reizender grüner Matten und Thäler mit den höchsten wildesten Gebirgen voll Schnee und Eis findet man nirgend so, wie in der Schweiz, und Oberbern ist die Krone dieses wunderbaren Schauplages, es ist sein Mittelpunkt. Wie schade, daß die Menschen dieser erhabenen Natur nicht gleichen, daß ihre Sitteneinfalt durch ihre Armuth verloren ging, welche der Habsucht nicht widerstehen konnte. Die Schwärme der Reisenden sind jedoch mehr anzuklagen, als sie, denn was sie sind, haben jene hervorgerufen.

Man schildert die Zustände der Bewohner dieses Landes aber oft weit schlimmer, als wahr ist. Ich erinnere mich, einen preussischen Kammergerichts-Assessor angetroffen zu haben, der ganz entsetzt war über einen

Vorfall, der ihm begegnete. Er hatte ein Pferd gemietht, für welches der Vermiether nachher, wegen Verzögerungen auf dem Wege, eine höhere Summe begehrte, als bedungen war. Der Assessor weigerte sich, zu zahlen, der Mann drohte mit einer Klage und richtig erschien schon nach einer Stunde ein Bote des Bezirksrichters im Gasthause, der den Reisenden vor Gericht forderte.

„Denken Sie sich nun mein Erstaunen,“ sagte der Assessor. „Ich glaubte einen gebildeten Mann zu finden, dem ich den Fall gehörig vortragen konnte, aber wen fand ich in dem Herrn Bezirksrichter? Einen alten Bauer! Einen ganz ungebildeten Menschen, der nicht einmal hochdeutsch sprechen konnte.“

„Sie wurden also verurtheilt und mußten zahlen?“ erwiderte ich.

„Nein,“ sagte er, „das nicht. Der alte Bauer fragte den Führer, ob er das Pferd mir zu dem Preise vermiethet habe, den ich angab. Als er dies nicht leugnen konnte, wies er ihn ab und gab mir Recht.“

„Nun, was wollen Sie denn also?“ rief ich erstaunt. „Sie konnten kein besseres Urtheil vom Kammergericht in Berlin erhalten.“

„Das Urtheil, nun ja, ich habe nichts dagegen,“ erwiderte er, „aber bedenken Sie doch, was sind das für barbarische Zustände! Ein Mensch in der Jade ist Bezirksrichter. Ich glaubte Gelegenheit zu haben, einen

rechtsverständigen Mann kennen zu lernen und finde einen Bauer, mit dem sich kein Wort sprechen läßt.“

So machen es die Fremden. Sie kommen hierher und wenn sie es nicht finden, wie in der lieben Heimath, schreien sie über Barbarei und machen sich lustig. Als ob unsere Zustände nicht des Barbarischen und Betrübenden, wenn auch in anderer Art, genug aufzuweisen hätten, was Stoff zu harten Urtheilen gäbe.

Man kann in der Schweiz Manches beklagen, aber das Volk hat denn doch ganz andere Freiheiten und Rechte, als bei uns und in allen monarchischen Staaten. In jedem Bauer steckt das Gefühl eines freien Mannes, das mit dem Wachsthum der Bildung sich auch aus dem rohen Zustande weiter hervorheben wird, wie dies jetzt der Fall ist. Bern vor allem, dieser mächtigste und größte, dabei deutsche Kanton muß, wenn es ihm gelingt, die alten verrosteten Bänder seines bisherigen Staatslebens abzuschütteln und durch neue bessere zu ersetzen, einen großen Einfluß auf die deutsche Schweiz und auf Deutschland selbst ausüben, ebenso wie die Waadt für die französische Schweiz und für Frankreich dies thut. Ein neues Leben entwickelt sich hier, ein Heraustreten aus dem tausendjährigen zähen Ritt der Geschichte, aber nur so kann die Schweiz überhaupt zu ihrer ersehnten Umgestaltung kommen; die, welche mit neun Fingern das Alte festhalten und

den zehnten nach der schweizerischen Einheit ausstrecken, wissen selbst nicht, was sie wollen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind in Bern so schlecht wie sie nur sein können. Die alten patrizischen Familien leben abgeschieden und nur die in Bern residirenden Gesandten der fremden Mächte kommen mit einigen in Berührung. So leben auch alle die bürgerlichen Kreise in Sonderung und Stille. Jeder sitzt in seinem Hause und keines öffnet sich dem Fremden, ja nicht einmal schweizerischen Landeuleuten. Man hat eine eingewurzelte Scheu vor Allem, was ungewohnt und neu die hergebrachte Ruhe des Familienkreises stören könnte. Es ist die ausgebildete Kleinstädtereier und die berner Damen würdige Vertreterinnen derselben, sie sind noch viel steifer und zurückhaltender, als anderswo in diesem Lande. Von Musik, Literatur, froher Unterhaltung, heiteren Kreisen und deren Gedankenaustrausch, von Salongespräch und dem bunten Wechsel eines leichten Weltlebens weiß man hier nichts. Die Schwere des Staatslebens spiegelt sich in jedem Einzelnen wieder, darum gefällt sich auch so leicht Niemand hier, denn es ist zum Entsetzen langweilig, wenn man nicht an Politik Theil nimmt und dafür sind die meisten dieser kleinlichen Schweizerverhältnisse doch auch nicht angethan. Man muß durchaus ein Schweizer sein, um nicht den Geschmack daran zu verlieren und

wer gezwungen ist, hier zu leben, kann gewiß nichts Besseres thun, als sobald wie möglich ein Weib zu nehmen, um wenigstens in seiner Familie den Frieden eines häuslichen Glücks zu finden.

Nur wenige Schweizer machen von dieser Zurückgezogenheit ihres Familienlebens eine Ausnahme, darum sind die deutschen Familien wahre Oasen in der Wüste für den Reisenden. Auch in Bern giebt es viele Deutsche und hier an diesem Gränzpunkte der deutschen Junge, wo das Französische hereindringt und beide Nationalitäten wie beide Sprachen sich zu mischen beginnen, obwohl das Deutsche stets das Heimische, das Französische das Fremde bleibt, wäre es um so erfreulicher, wenn die Deutschen das deutsche Element noch mehr zu stärken vermöchten. Mißtrauen und Fremdenhaß stehen jedoch vielfach dem entgegen und haben auch in Bern tiefe Wurzeln geschlagen, obwohl in neuester Zeit es damit nicht mehr so schlimm sein soll, wie früher. Viele deutsche Flüchtlinge haben sich hieher gewandt und sind den Austreibungen glücklich entgangen. Manche sind Lehrer an den öffentlichen Schulen oder an der 1834 gestifteten Universität, wo die tüchtigsten und befähigtesten Männer zu ihnen gehören. Die Professoren Voigt, Valentin und Denzme tragen in der medizinischen Wissenschaft rühmlichst bekannte Namen, unter den Schweizern sind der Philosoph Trorler und der Historiker Henne wohl zumeist genannt, und na-

mentlich ist der Erste durch seine Schriften wie durch seine Theilnahme an den politischen Bewegungen seines Vaterlandes, mit denen sich seine Lebensschicksale verknüpfen, eine interessante Persönlichkeit. Troxler ist in Luzern geboren, lebte dort als Arzt, nachdem er in Deutschland seine Studien gemacht, mußte aber bald den Kanton verlassen, da er die bestehenden Verhältnisse angriff und die Verfolgung der herrschenden Aristokratenpartei auf sich lud. Als er zurückkehren durfte und in Luzern Philosophie und Geschichte lehrte, war er eine der besten Stützen der Reformpartei und unermüdetlich um durch Flugschriften und Petitionen die Rechte des Volks zu unterstützen. Er blieb einer der entschiedensten Anhänger einer Umwandlung der Schweizer Bundesakte von 1814, damit aus dem Staatenbund ein Bundesstaat werde, damit ein einiges Vaterland dem Volke die Segnungen desselben zuwende. Sein lebhafter und streitlustiger Sinn erleichterte aber die Verfolgungen, welche ihm dafür zu Theil wurden. Er mußte abermals seine Heimath verlassen, angeklagt und abgesetzt wegen seiner Schriften und seines Einflusses auf die Jugend. Nun lebte er von 1822 bis 1830 in Aarau, ward hierauf als Professor der Philosophie nach Basel berufen und verwaltete dort eben das Rektoramt, als der Bürgerkrieg gegen Basel-Landschaft losbrach. Seine Theilnahme für diese brachte den Haß zum Ausbruch, den ein Theil der reichen Stadtbürger

gegen seine Lehren und Ansichten hegte. Der Pöbel stürmte sein Haus, Trorler mußte fliehen, ward aber 1834 als Professor der Philosophie nach Bern berufen, wo er seit dieser Zeit lebt und lehrt.

Hier ist er jedoch mit der jungen radikalen Partei nicht im Einverständniß. Seine Philosophie, auf Schellings Lehren begründet, voll mystischer Anschauungen, die den Mangel an philosophischer Klarheit und Bestimmtheit durch poetisches Gefühlleben zu ersetzen suchen, kann eben so wenig sich mit dem stürmischen Wesen dieser Radikalen vereinbaren, wie deren Achtung und Anerkennung erringen. Die junge Zeit eilt weit über Trorlers Ansichten hinaus und wie es immer geschieht, die Partei sieht auf ihn zurück, als auf einen Aufgegebenen den sie vergißt, wenn nicht verschmäht. Es ist jedoch immer ein trübes Schauspiel dies Verlassen und Verwerfen von Männern, welche einst Liebe und Ehrerbietung genossen, und für ihre Sache ihr Leben lang gekämpft und gelitten haben. Mag es sein, daß sie hinter dem Verlangen einer siegenden Partei zurückblieben; Geringschätzung deutet auf Überstürzung und beweist nur, wie leidenschaftlich die Menge handelt und wie leicht hier Jeden dasselbe Schicksal treffen kann.

Die Professoren der Universität beziehen in Bern ein höheres Gehalt, als in Zürich. Sie sind mit 2 bis 3000 schw. Franken besoldet; Professor Voigt empfängt

sogar 4000 Franken und in so weit die Gelehrten der medizinischen Fakultät angehören, bringt ihre Praxis ihnen überdies bedeutende Nebeneinkünfte. Auch am Gymnasium und der höheren städtischen Schule sind viele deutsche Lehrer angestellt, welche 1600 bis 2400 schw. Franken beziehen. Man bezahlt die Lehrer so, daß jede Stunde, welche sie wöchentlich ertheilen, mit 100 Franken angesetzt wird, bei 20 wöchentlichen Lehrstunden also ein Gehalt von 2000 Franken erfolgt. Das ist mehr als irgend ein Kanton giebt. Die Landschullehrer sind dagegen noch immer meist schlecht gestellt und schlecht unterrichtet. Man hat Musterschulen angelegt, aber Herr von Fellenberg, der Besizer des berühmten Erziehungsinstituts in Hofwyl bei Bern, unterrichtete auf seine Kosten 100 Lehrer jährlich 3 Monate lang, ohne bedeutende Veränderungen bewirken zu können. Merkwürdig genug ist es, daß in der Schweiz, wo so berühmte Institute für Erziehung seit langen Jahren bestehen, wo Männer, wie Fellenberg, Pestalozzi und manche Andere, dem Erziehungswesen einen so großen Ruf verschafften, wo die Lehrer aller Völker hinwanderten um zu lernen, und wohin noch jetzt, aus so vielen Ländern — wenn auch im verminderten Maße — Eltern ihre Kinder senden, der Volksunterricht so häufig noch auf tiefer Stufe steht, und bis zum Jahre 1830 überall aufs Höchste vernachlässigt war. Aber die Schweiz hegt mit vielen andern Widersprüchen auch

diesen. Genf und die Waadt liefern die Gouvernanten und Bienen für halb Europa, damit die Kinder der vornehmen Leute in Deutschland, England und Rußland, frühzeitig französisch plappern lernen. So schickt das Jesuiteninstitut in Freiburg auch viele seiner Zöglinge als Erzieher in die katholischen Familien Deutschlands, Polens und Frankreichs und unglaublich groß sind noch immer die verschiedenen Pensionsanstalten in den Schweizerstädten, wo man namentlich auf junge Engländer speculirt, welche jedoch immer mehr ausbleiben. Die Zeit der Erziehungsinstitute der Schweiz für die Kinder reicher Fremden scheint vorüber, auch das Fellenberg'sche Institut macht jetzt nach dem Tode des alten Fellenberg schlechte Geschäfte, der übrigens ein guter Speculant war und großes Vermögen erworben hat. Jetzt giebt man sich daran das Volk zu erziehen, und das wird mehr Segen für die Schweiz bringen, als bisher ihr die Institute brachten.

Vern, sowohl der Staat, wie die Stadt ist reich zu nennen, beide haben nicht nöthig zu kлянfern. Das Vermögen der Stadt wird auf 50 Millionen Franken gerechnet, darum ist es sehr kostspielig, hier Bürger zu werden, was nicht weniger als 3000 Franken kostet. Jeder Bürger bezieht dafür jährlich gewöhnlich 100 Franken an Zinsen aus dem Bürgervermögen, dazu Holz für seine Wirthschaft und ganz vortrefflich ist für die alten, ärmeren Bürger durch ein prächtiges Bür-

gerhospital gesorgt, in welchem sie, wenn sie es vorziehen sollten, sich dahin zu begeben, den Abend ihres irdischen Daseins bei guter Pflege gemächlich leben können. Die Wohlthätigkeitsanstalten und Stiftungen, wo täglich auch eine Anzahl armer Handwerker gespeist und beherbergt werden, wie das große Krankenhaus und was dazu gehört, sind vorzüglich eingerichtet, und obwohl der Staat das Vermögen des letzteren neuerdings beschnitten hat, besitzt es doch noch die nöthigen Mittel um reichlich für sein Bestehen zu sorgen. Solche Anstalten sind Zeugnisse des Gemeinfinns und wurzeln tief in den ursprünglichen Verhältnissen des Gemeindegewesens, das überall in den schweizer Städten für das Wohl der Gemeindegemeinschaften sorgte, selten aber auch für Andere etwas that.

Der Grund und Boden ist auch in Bern sehr getheilt, größere Güter giebt es wenige, nur wenige, die mehr als 100 Morgen hätten; dabei ist der Preis hoch, denn gutes Land wird mit 1000 Franken der Morgen und wohl noch theurer bezahlt. Durch die neue Verfassung kommt nun eben die Klasse der kleinen Bodenbesitzer mehr zur vollen Kenntniß ihrer Rechte, die Masse des Volks zur Herrschaft und die reine Demokratie wird Staatsprincip. Dies ist bei der großen Theilung des Bodens auch die natürliche Basis der schweizer Republiken, welche darin ganz den Ländern und Staaten entgegenstehen, die man uns gewöhnlich

als Vorbild aufführt. England bildet zur Schweiz den schroffsten Gegensatz. Nicht mehr als 37,000 Grundbesitzern gehört der ganze Grund und Boden der drei Königreiche. Die reichen Herren verpachten ihre Ländereien und Äcker einem Generalpächter, dieser verpachtet wieder die einzelnen Theile an Unterpächter, welche Stücke davon nochmals an Unterpächter abtreten, die mit ihren Familien kaum das Leben haben. Der Lord zieht vom Generalpächter 30 oder 40,000 Pfund, die er in London oder Italien verschweigt; der Generalpächter bringt durch Theilung 10 oder 20,000 Pfund mehr heraus und steckt sie in die Tasche, die zweiten Pächter machen auch noch Vortheile, so viel sie können, das arme Volk aber, die eigentlichen Ackerbauer, darben und verhungern, arbeiten für den Pachtzins und werden gepfändet und zur Verzeßung gebracht, wenn sie nicht zahlen können. Das ist das Loos dieses glücklichen, freien Volkes, bei welchem eine Erbweisheit ohne Gleichen sich zeigen soll, dieses Volkes, das zum Theil in Lumpen und ohne Unterricht von Almosen lebt, welche durch kaum mehr erschwingliche Armentaren aufgebracht werden, dieses Volkes, von dem selbst die preussische Allg. Zeitung jüngst sagte, daß religiöse Bigotterie und Intoleranz im Wachsen begriffen sei und wo neulich erst eine Versammlung von Bürgervorstehern das Reisen am Sonntag als ein Religionsärgerniß untersagte.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß je größer die

Theilung des Bodens, je größer die Klasse der kleinen freien Eigenthümer ist, nicht allein der Wohlstand des Landes durch Fleiß und Sorgsamkeit der Bebauung sich vermehrt, sondern auch die Freiheit des Volkes weit mehr gesichert wird, welche niemals gedeihen und eine wahre Freiheit da sein kann, wo das Land einer Anzahl großer Grundherren gehört, die über Pächter und abhängige Leute das ganze Gewicht ihres Reichthums und ihrer Macht ausüben.

In Frankreich hat die Revolution die Zahl der kleinen freien Grundbesitzer ansehnlich vergrößert, und Garantie für die Volksfreiheit geschaffen, ohne doch damit durchdringen zu können. Der Wahlsensus, welcher das Volk von der Klasse der Wähler und diese wieder von den Wählbaren scheidet, macht die zumeist Besigenden zu Herren des Staats und schließt das Volk von Rechten aus, welche allein in die Hände der höchst Besteuerten gelegt werden. Das Andringen zur Fortschaffung dieser Vorrechte tritt aber in Frankreich von Jahr zu Jahr mehr hervor, und wie schwer es auch sein mag, die Gleichheit aller politischen Rechte mit der Monarchie vereinbar zu denken, so wird das Streben danach immer stärker sich zeigen, je weiter Bildung und Nachdenken die Bewohner eines Landes durchdringt, dessen Boden vielen Eigenthümern zugehört, die sich bewußt werden, daß auf ihnen die Kraft des Ganzen beruht. So ist es auch in Deutschland, wo

bis jetzt die zahlreichen großen Ritterfide eine so mächtige Ausdehnung haben. Preußen allein besitzt deren 12,352, von denen viele mehre Tausend und nicht wenige 10,000 bis 40,000 Morgen und darüber Bodenfläche enthalten. Beinahe die Hälfte des ganzen Grund und Bodens kommt auf diese Güter, welche erschwerlich den Nationalreichtum beeinträchtigen, weil sie nicht gehörig bearbeitet und verwerthet werden können, dabei auch verursachen, daß 500 Quadratmeilen nutzbarer Boden bis jetzt als Heide und Moor wüst liegt. In Folge dieser Verhältnisse wird bei uns eine breite Klasse von Tagelöhnern und abhängigen Leuten erzogen, die eine moderne Art von Heloten bilden, welche nie aus ihren elenden Verhältnissen hervorgehen, kaum ihr Leben dürftig fristen können, wenn sie alt und schwach werden, aber den Gemeinden zur Last fallen, nicht den Rittergutsbesitzern. In der Theorie hat man unzählige Male bewiesen, wie nöthig es sei, den Stand freier Bauern und kleiner Bodenbesitzer zu vermehren, die Praxis ist dahinter zurückgeblieben, und wie es scheint, wird nur die Nothwendigkeit beide vereinbaren können.

Betrachtet man dagegen die Schweiz, so finden wir dort den Grundbesitz nicht allein in der ganzen Masse des Volks vertheilt, sondern auch überall das Verlangen geweckt, irgend ein Stückchen davon zu besitzen. Der Bodenbesitz giebt kein politisches Recht hier, denn jeder Bürger hat dies und übt es aus, auch ohne

einen Acker sein zu nennen. Er ist Wähler und wählbar, aber wie von selbst macht es sich, daß das Land den meisten auch zugehört, die es bewohnen. Hierdurch wird eine natürliche Gleichheit angebahnt, zu der auch die Gemeinde- und Armengüter beitragen, welche allen Gemeindemitgliedern oder dem armen Theil besonders zu gut kommen. Bodenverhältnisse, Gemeinde- und Staatsleben verschlingen sich mit vielen Fäden und bringen Zustände und Anforderungen hervor, welche wir nicht kennen. Bei den Schweizern, d. h. in den besser geordneten Republiken, ist es daher auch ganz in der Ordnung, daß das Volk verlangt, die Regierung müsse nicht allein jederzeit für die nöthigen Lebensmittel sorgen, sondern auch diese billig beschaffen oder ganz unentgeltlich vertheilen. Alle schweizer Regierungen müssen jährliche Einkäufe machen an Getreide, Mehl, Erdtöpfeln, Mais und Hülsenfrüchten, mit denen sie bei eintretender Noth das Volk versorgen, und regelmäßig werden solche Vorräthe den Gemeinden nach Bedürfnis zugetheilt, welche ihre dürftigen Mitglieder anzugeben haben. Bei uns überläßt man die Armenunterstützung den Gemeinden ganz und gar, der Staat kümmert sich wenig darum, höchstens daß er, wenn Theuerung und Noth zu arg werden, zu allgemeinen Maßregeln schreitet, oder bei Überschwemmungen und großen Unglücksfällen Geld hergiebt. In der Schweiz ist man dagegen gewohnt, daß der Staat

aus den Mitteln aller Steuerpflichtigen für das Brod des Dürftigen sorgt, und hierdurch erhält selbst der Begriff vom Eigenthum eine andere Bedeutung, denn keine schweizer Regierung wird anstehen, zur Zeit der Noth überall die vorhandenen Vorräthe zu mustern und denen, welche zu viel haben befehlen, ihren Überfluß gegen Vergütung abzugeben, damit es dem Volke zu Gute komme. Kornwucher durch Aufspeicherung von Vorräthen, welche so lange lagern sollen bis die steigende Noth die möglichst höchsten Preise erpreßt, ist daher hier nicht statthast und würde nicht vorkommen können, selbst wenn die Schweiz nicht jährlich vom Auslande kaufen müßte, weil der Grundsatz feststeht, vor allen Dingen müsse das Volk Nahrung haben.

Wie vorherrschender Ackerbau oder Fabrikarbeit auf die Lage der Bevölkerung einwirkt, zeigen die Kantone Bern und Zürich. In dem letztern, wo eine zahlreiche Fabrikbevölkerung wohnt, ist die Zahl der Unterstützung Bedürftigen größer als in Bern, obwohl dies fast doppelt so viel Bewohner hat. Man rechnet, daß im Kanton Bern 40 bis 50,000 Menschen unterstützt werden müssen, unter acht bis zehn also Einer die Milde seiner Mitbürger zu seiner Erhaltung bedarf. In Zürich dagegen meldeten sich bei der letzten Fruchtaustheilung 18,491 Haushaltungen, welche 81,715 Dürftige enthielten, von denen 53,739 unterstützt wurden. Es war mithin fast unter vier Einwohnern Einer

der Gaben empfing, und unter dreien Einer, welcher sie beansprucht hatte.

Die junge Regierung von Bern hat nun die Aufgabe zu erfüllen, diesen Staat von Ackerbauern auf eine höhere Stufe der Gesittung zu führen, mit den neuen Institutionen und vermehrten Volksrechten aber auch das Volk materiell glücklicher zu machen; denn alle Freiheiten helfen wenig, wenn nicht, wie einst der gute König Heinrich der Vierte sagte, jeder Hausvater Sonntags sein Huhn in den Topf stecken, wenn nicht jeder Mensch überhaupt sich satt essen kann.

Bei den Schweizern ist das immer schwierig genug, wenn man denkt, daß sie jährlich für 12 Millionen Thaler Getreide kaufen müssen, für ein Land das seine Einwohner nicht ernähren kann, und wie abhängig bleiben sie dafür obenein ihren Nachbarn! Man darf sich nicht wundern, daß sie so manches thun, was sie sonst nicht thun würden. Haben sie doch sogar eben jetzt einen verfolgten deutschen Flüchtling, Heintzen, austreiben müssen, der von Kanton zu Kanton, wie ein gehegtes Wild irrte, und nirgend, selbst nicht bei den Radikalen in Bern ein Obdach fand, weil sonst kein Brot aus Deutschland geliefert wurde. Man sieht, wohin diese Abhängigkeit führt, und wie würdelos, als Volk, diese Republiken sich gegen ihre monarchischen Nachbarn dadurch stellen. Die jungen Radikalen in Bern machen davon keine Ausnahme und können

keine machen; sie haben alle Hände voll mit ihrer Selbsterhaltung zu thun, und sind Schweizer, d. h. Männer, die ihre nächste Wohlfahrt genau berechnen.

Was diese Partei an Talent besitz, hat sie jetzt in die Regierung geworfen. Die beiden jetzigen Regierungsräthe, Stämpfli und Dachsenhein, deren Namen am meisten auch in öffentlichen Blättern genannt worden sind, bilden ihre Stärke. Herr Stämpfli ist ein sehr junger Mann, der eigentlich noch nicht einmal das gesetzliche Alter von 25 Jahren hat, um in den Rath zu treten. Dennoch hat man darüber fortgesehen und ihn gewählt. Bisher war er Advokat in Bern und allgemein rühmt man ihn als unterrichtet, geschickt und mit Rednergaben ausgerüstet. Sein Äußeres ist ziemlich gewöhnlich. Es liegt etwas Stilles, Scheues in seinem Gesicht, dem auch seine große Schweigsamkeit entspricht, welcher man das rührige Parteihaupt nicht anmerkt. Diesem jungen Manne von dem die Berner unglaublich viel erwarten, ist die wichtige Finanzverwaltung anvertraut. Auf seinen Schultern ruht damit die ganze Schwere der Zukunft, denn er vor Allen kann beweisen, wie groß seine Fähigkeiten sind und ob seine Partei darauf sich zu stützen und zu bauen vermag. Herr Dachsenhein, der Führer des Freischaarenzuges, Advokat, Artillerie-Kapitain und gegenwärtig Direktor des Kriegswesens der Republik, ist dagegen eine ganz andere Erscheinung. Dachsenhein ist ein schlanker, hochgewachsener Mann, mit schöner

Stirn und hellen, klugen Augen. Er hat das höfliche Wesen eines Mannes von Welt, und trotz des verunglückten Juges auf Luzern schätzt man ebensowohl seine militairischen Kenntnisse, wie man seine Gaben als Redner, seinen Muth, seine Grundsätze und seinen Charakter anerkennt.

Das jetzige Haupt der Republik, der Präsident des Regierungsraths — denn diesen Titel hat man statt des altherkömmlichen und wie mich dünkt bessern deutschen Wortes, Schultheiß, gewählt — Herr Alexander Fink, früher Präsident des Obergerichts, ist ebenfalls ein noch junger wohlangesehener und wegen seiner Rechtlichkeit, seines milden Sinnes und seines Charakters gerühmter Mann. Er schien besonders geeignet, durch sein versöhnliches, vermittelndes Wesen die Eintracht zu fördern und die verschiedenen Elemente der neuen Regierung zusammenzuhalten, was dem Anscheine nach ihm auch gelingen wird.

Unterstützt wird die Regierung am eifrigsten wohl von der Jugend, namentlich von den Studirenden und wahrscheinlich hat sie diesen Eifer weit mehr zu mäßigen, als ihn anzu-spornen. Viele dieser jungen Radikalen gefallen sich, alle Sitten und Satzungen zu überspringen, und manche mögen glauben, die wahre Freiheit bestehe darin, so übermüthig zügellos wie möglich zu sein und alle Form als Schwäche zu verachten. Hörte ich doch selbst von Einigen behaupten, die soge-

nannte Rohheit gehöre zur Freiheit und zum Republikanismus, denn ohne Rohheit sei keine Tapferkeit möglich. Es herrschen überhaupt bei vielen Schweizern gar seltsame Begriffe darüber. Einer erzählte mir z. B. daß er in Berlin gewesen sei, wo es ihm sehr mißfallen habe. Unter Anderm halte er von der Tapferkeit unserer Officiere gar nichts, denn als er in eine Conditorei getreten sei, habe der ganze Raum voll Husaren, Kürassiere und Dragoner geseffen, welche sämtlich Kuchen gegessen hätten. Ein Soldat aber, der Kuchen esse, könne unmöglich tapfer sein, darum sei es mit unserm ganzen Militairwesen nicht weit her. Die Paraden seien allerdings schön, und prächtig sähen die Soldaten aus, wie die Puppen, aber das sei auch das Ganze. — Dergleichen Urtheile sind zu ertragen, besonders da sie nicht beleidigen wollen, sondern ganz naiv ausgesprochen werden. Aber das Berner Volk, das in seinen Felsen und Thälern gegen einen Feind der es unterjochen wollte, gewiß tapfer streiten würde, und diese radikale Jugend hinter den Bier- und Weintrügen, hat überhaupt keine Begriffe, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen, obwohl sie von diesen bei allem beneidungswürdigen Selbstvertrauen noch gar manches lernen könnte.

Soldat ist jeder Schweizer und so auch die Berner, deren Infanterie, von welcher ich mehrere Bataillone sah, die zu den eidgenössischen Übungen bei Thun im

berner Oberlande sich versammelten, rüstige Schaaren gutbewaffneter und gutbekleideter Leute bildet. Die Kavallerie ist der schwächste Waffentheil; es fehlt an Pferden im Lande und an Reitern; auch wird die Artillerie schwerlich Bedeutendes leisten; dazu gehören längere Übungen, als hier möglich sind, um leicht und geschickt manövriren zu können. Bei der Stadt Thun findet alle zwei Jahr ein Manöver Statt, zu welchem verschiedene Kantone ihre Truppenabtheilungen senden, und in Thun selbst befindet sich eine eidgenössische Militärschule zur Heranbildung von Offizieren. Ich hatte Gelegenheit das Lager zu sehen, welches trotz der politischen und religiösen Feindschaft auch einige Bataillone aus Schwyz und Luzern enthielt, welche hier neben Aargauern, Bernern und Waadtländern sich ziemlich unwohl befinden mußten. Die strengsten Befehle waren gegeben, allen Zwist und alle Reibungen fern zu halten, dennoch wurden vom Volke ein paar Munitionswagen der Schwyzer umgekehrt und in Pfügen geworfen, auch fehlte es nicht an manchen Austritten, wo die Luzerner verspottet und gehänselt wurden, was sie mit stoischer Ruhe zu ertragen wußten. Diese Bataillone sahen auffallend ärmlich aus und bestanden meist aus kleinen schwachen Leuten, das Bataillon aus Schwyz war dagegen weit stattlicher. Manövriren sah ich dies Schweizerheer nicht; deutsche Offiziere wollten ihm keine große Befähigung zusprechen und urtheilten

ziemlich ungünstig über seine Leistungen. Die Versammlung bestand jedoch aus Soldaten, welche sich ganz fremd waren. In einigen Wochen hätte ihre Fähigkeit sich wohl im bessern Lichte zeigen können. Überhaupt aber darf man nie vergessen, daß ein Heer von Milizen nach einem ganz andern Maßstabe gemessen werden muß, als ein stehendes Heer; daß die Schweizer ferner mit ihren Bürgersoldaten einzig und allein das Vaterland vertheidigen wollen, daß der Geist ihrer Krieger dabei also weit höher anzuschlagen ist, als die Abrihtung; und daß ein solcher Geist Wunder thun kann, haben unsere Landwehren 1813 genugsam bewiesen. Endlich ist und bleibt die beste Schutzwehr der Schweiz der Guerillakrieg, den ihre Büchschützen führen können, und im Gebrauch dieser furchtbaren Waffe können sie es sicher mit allen Völkern aufnehmen, welche schwerlich die Schweiz erobern werden, wenn die Schweizer einig sind und entschlossenen Widerstand leisten wollen. Leider war das Wetter den Übungen in Thun so ungünstig, daß das Lager aufgehoben werden mußte, denn der unaufhörlich herabströmende Regen drohte die Soldaten zu ersäufen. Krankheiten brachen aus und alle Ungunst des Wetters war zu ertragen, was diese Bergbewohner jedoch weniger anfiel, als Soldaten stehender Heere.

Ich will hier zum Schluß noch einige Notizen über die Finanzlage des Kantons beifügen. Die Einnahmen fließen wie in anderen Kantonen aus den Regalien:

Salz, Postwesen, Pulververkauf und Bergwerke; ferner aus indirekten Steuern und Abgaben: Wirthschaftspatente, Stempel, Verbrauchssteuern und Zölle, Militairdispensationsgelder, Gerichtsgebühren, Bußen und Confiscationen. Was letztere betrifft, so besteht in der ganzen Schweiz ein sehr schlechtes Verfahren, bei Buße oder Confiscation allerlei zu verbieten und dem Denuncianten einen gewissen Antheil davon zuzusichern.

Die Regalien brachten dem Staat 1844 die Summe von 659,849 Franken ein (darunter das Salz allein 451,982 Fr. und die Post 198,924 Fr.). Die übrigen Staatsabgaben betrugen 1,031,071 Franken (darunter Zölle und Verbrauchssteuern 631,779 Fr., Wirthschaftsabgaben 131,727 Fr. und Handänderungs- und Wisa-gebühren 106,111 Fr.).

Zu diesen bedeutenden Einnahmen kommen nun noch die besondern Einkünfte aus den Waldungen 145,600 Fr., aus Lehnsefällen und Zehnten nicht weniger als 318,089 Fr. und an Zinsen von baaren Kapitalen 470,080 Fr., so daß zusammen 1,364,517 Fr. hieraus in die Staatskasse flossen.

Die Gesamteinnahme des Kantons bestand aus 3,055,438 Franken, was für die Schweiz und deren Verhältnisse ungemein viel ist. Rechnet man die oben angeführten Einkünfte aus dem Staatsvermögen ab, so bleiben 1,690,910 Franken, welche durch Regale und Abgaben aufgebracht werden; wovon nach Abzug der

Jezt durchschnittlich auf jeden Kopf der Bevölkerung $3\frac{1}{2}$ Franken (Einen Thaler zwölf Silbergroschen preussisch) übrig bleibt. Es würde demnach in Bern etwas mehr als $\frac{1}{4}$ der Steuern gezahlt werden, die in Preussen auf den Kopf fallen.

Betrachtet man die Staatsausgaben, so kostet die ganze Regierung ungefähr 120,000 schweiz. Fr., die Verwaltung 200,000 Fr., die Justiz 243,864 Fr., das Militair 450,835 Fr., die Bauten im Staat 776,801 Fr. (darunter der Straßenbau allein 527,673 Fr.), endlich das Erziehungs- und Kirchenwesen 857,910 Fr., dies also mehr als den vierten Theil der ganzen Staatseinnahmen, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß der Staat die Pfarrer besoldet und jedem Schullehrer 150 Franken beisteuert. In Preussen, dessen Schulwesen so berühmt ist, erfordert das Ministerium des Unterrichts und der Geistlichkeit mit Einschluß der Medizinalangelegenheiten 3 Millionen Thaler, also ungefähr den vierundzwanzigsten Theil der jetzigen Staatseinnahmen. In anderen großen Staaten wird noch viel weniger dafür verwandt, um so mehr muß man es rühmend anerkennen, was die Kantone der Schweiz für Schule und Kirchenwesen leisten; Anstrengungen, die, dem Geiste des Volkes gewidmet, auch jedenfalls reiche Früchte tragen müssen. Die Gesamtausgaben betragen für 1844: 2,942,120 Franken. Es

blieb daher noch ein Ueberschuß von 113,317 Franken, der nun freilich nach den Reformen des letzten Jahres sich in ein Deficit verwandelt, das eine Vermögenssteuer nöthig macht.

VII. Kapitel.

Die Erektianstalt auf dem Abendberg — Dr. Guggenbühl — Verschiedenartige Urtheile über diese Anstalt — Urtheil des Dr. Valentin in Bern — Mangel an Unterstützung des Unternehmens durch die Schweizer Regierungen — Verbreitung der Erektin durch die Schweiz — Verwechselung des Erektinismus mit dem Pöbelthum — Der Kanton Aargau — Der Klosterstreit und seine Folgen — Protestanten und Katholiken — Fruchtbarkeit des Kantons — Kloster Wettinagen — Kattunsfabrikation — Die Fabrikarbeiter — Trefflichkeit des Schulwesens — Staatseinnahmen — Bauten — Der Dichter Ischold — Veraltetes Justizwesen — Militärwesen — Nothige Reformen — Finanzen — Die äusseren nördlichen Kantone — Thurgau und Solothurn — Allgemeiner Blick auf diese Kantone und deren Fortschritte — Der Kanton Neuchâtel — Verwundige Stellung desselben zur Schweiz und zu seinem souverainen Fürsten — Blick auf die Geschichte des Landes — Die Verfassung — Die Parteien der Royalisten und Patrioten — Das Jahr 1831 — Fortschritte Unzufriedenheit — Erbitterung der Parteien — Klagen der Neuchâtelers und ihre Gründe für politische Reform — Die Stadt Neuchâtel — Die Längenthäler des Jura — Die Uhrenfabrikation — La Chaux-de-Fonds — Leben der Uhrmacher — Wachsender Wohlstand und Reichthum der Katholiken — Weg durch die Jurathäler nach Basel — Das Münsterthal — Kanton Basel-Land — Keine Demokratie dieses Kantons — Pfister — Die Verfassung — Die Schulen — Die Fortentwicklungen der Bevölkerung — Kanton Basel-Stadt — Die Millionäre — Die Geld- und Handelsaristokratie — Die Bürgerchaft — Die alten Zustände — Die Universität — Vergebene Bemühungen nach politischen Reformen — Geld, Handel, Kapital — Die Erziehung der jungen Patrioten — Schluß. —

Ehe ich ganz von Bern scheidet und in diesem Schlußkapitel einen raschen Blick auf die Kantone des Vorlandes der Alpen noch zu werfen gedenke, fällt mir ein kleines Buch in die Hände, welches den Titel führt: Briefe über den Abendberg und die Heilanstalt für Erektinismus vom Dr. Guggenbühl. Dies erinnert mich, daß ich den Abendberg besucht und die unglücklichen Kinder gesehen habe, mit denen Dr. Guggenbühl über

dem Thale von Interlachen seit mehreren Jahren wohnt, um sie zu heilen, der Menschheit zu erhalten und sie dieser wiederzugeben. Ich stieg von Interlachen auf den kleinen Gebirgsabsatz, wo die Cretinenanstalt 3000 Fuß hoch liegt, und wurde mit freundlicher Zuversicht aufgenommen. Hier oben ist es schön. Man blickt auf das grüne belebte Thal nieder und in den Felsenspalz nach Lauterbrunnen hinein, wo Jungfrau, Eiger und Mönch in prachtvoller Majestät am Himmel stehen. Und weit umher liegt Wald, mit dem der Abendberg ganz bewachsen ist. Ein wohlerhaltener Pfad führt an der steilen Berglehne hinauf, wo Blicke auf den Thuner See und dessen reizende Ufer die Mühen entschädigen. Es gehört aber ein starker Entschluß dazu, hier oben Jahr aus Jahr ein bei zwanzig bis dreißig armen kranken Kindern zu wohnen und zu leben, von denen die meisten mit verkrüppelten Gliedern, unförmig und sprachlos, unausgesetzter Pflege und Sorgfalt bedürfen. Der Dr. Guggenbühl wird nun bald als einer der größten Wohlthäter der leidenden Menschheit gerühmt, bald wird ihm nachgesagt, als habe er aus Eitelkeit und Eigennuß sich da oben auf den Abendberg hingesezt und treibe einen Handel mit seiner Menschenliebe durch ganz Europa. In die verborgenen Falten der Herzen kann Niemand schauen, aber möchte es der Dr. Guggenbühl thun, warum er wollte, so ist und bleibt es doch wahr, er hat auf dem Bergabsatz des Abendbergs

eine Schaar unglücklicher kleiner Wesen versammelt, denen er zu helfen trachtet, und das ist immer ein schönes menschenfreundliches Unternehmen, bei dem man sich nicht durch Mißtrauen und Böswilligkeit irren lassen soll.

Wer den Dr. Guggenbühl sieht, erkennt gleich, daß er es mit einem Manne zu thun hat, dessen menschenfreundliches Streben auf religiöser Unterlage ruht, die sich in seinem ganzen Wesen ausdrückt. Es ist ein junger Mann von vortheilhaftem Äußern mit einer Art Johannislopf, an welchem das lange lockige Haar gescheitelt niederfällt und dessen große dunkle Augen einen scharfen und doch schwärmerischen Ausdruck haben. Wenn er so auf einem kleinen Klepper vom Abendberg herunter durch das Thal von Interlachen reitet, mag er wohl eher wie ein wandernder Prophet, als wie ein Doctor der Medizin aussehen, und den Leuten hier, die überdies so geneigt zum Mißtrauen sind, manchen Anlaß zu mißfälligen Betrachtungen geben. Aber meines Erachtens muß der, welcher auf der wüsten Einsamkeit dieses Berges einen Zufluchtsort für blödsinnige, hilflose Kinder errichtete, ein religiöser Schwärmer sein, und triebe ihn auch wirklich Eigennuz oder Eitelkeit, ohne Schwärmerei brächte er es nicht zu Stande.

Dr. Guggenbühl hat die Anstalt mit geringen Mitteln, durch Gaben des Mitleids, ins Leben gerufen. Fremde, die nach Interlachen jährlich in so großer Zahl

kommen, geben Beisteuern, namentlich Engländer, aber auch Deutsche und darunter manche Schriftsteller haben mit feurigen Worten diese Anstalt der Liebe und des Erbarmens gepriesen und zu ihrer Hülfe aufgefordert. Namentlich hat die Gräfin Ida Hahn-Hahn dies gethan welche nicht allein eine besondere Schrift über den Abendberg drucken ließ, sondern auch dem Dr. Guggenbühl ein Kapital von 7500 Franken gesandt hat, von dessen Zinsen stets ein armes Kind in die Anstalt aufgenommen und dort gehalten werden soll, das, wie die Geberin es angeordnet, den Namen »das Kind der Gräfin« führen muß. Das ist nun freilich ganz im Geschmack dieser sonderlichen Frau, welche mit aristokratischem Flittertand nicht allein ihre Bücher, sondern auch ihre menschlich schönen Handlungen herauspugt; aber es wäre doch ganz herrlich, wenn recht viele Gräfinnen es ihr nachmachten und der ganze Abendberg von gräflichen Kindern wimmelte. Ist doch der Zweck ein edler und wer will mit den Eitelkeiten und Einfällen der Menschen rechten, wenn Gutes dadurch geschieht. Der Ruf des Abendbergs wurde durch die Besucher und Wohltäter der Anstalt überall verbreitet; Beiträge kamen aus der Nähe und Ferne, aus Hamburg, Amsterdam, Genf, Basel, London, von Gesellschaften und einzelnen Personen, ganz besonders aber interessirten sich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die Ärzte dafür und gerietßen darüber auch zumeist in Streit, ob die Erbsinnenanstalt

wirklich Hülfe bringen könne gegen die furchtbare Krankheit, oder ob der Versuch ein vergeblicher zu nennen sei.

Diese Meinungen haben sich bis jetzt nicht vereinigt, vielmehr haben die Parteien sich so erbittert, daß die eine gar nichts davon hält, während die andere nicht Ruhmens genug von den Erfolgen machen kann. Aber viele bedeutende Männer erklärten wenigstens das Institut der Theilnahme aller Menschenfreunde werth und als das beste Mittel, um der Wissenschaft Licht über die noch so dunkle Krankheit zu verschaffen. Ein Brief des geschickten Arztes Dr. Valentin in Bern, den Dr. Guggenbühl in seiner Schrift über die Anstalt veröffentlicht hat, spricht, wie es mir scheint, die richtige, ruhige Würdigung aus. „Die schöne Aufgabe“ — so schreibt Dr. Valentin — „Menschengestalten, in welchen der Mittelpunkt alles Menschlichen, das geistige Trieb-
rad, von frühesten Kindheit an zu erlöschen droht, zu veredeln, blieb unserer Zeit vorbehalten und Sie können sich mit freudigem Bewußtsein sagen, daß Ihr Streben den Impuls zu diesem edlen Wirken gegeben haben wird. Der Blinde bewahrt eine durch seine Hilflosigkeit bedingte Sanftmuth, welche die Theilnahme für sein Unglück erhöht. Der kraftvolle, oft in Eigensinn ausartende Wille des in sich abgeschlossenen Taubstummen flößt nicht selten Achtung ein, die seine oft ausgezeichneten Fähigkeiten zu mechanischen Arbeiten

noch mehr erhöht. Der Eretin dagegen hat nichts in seiner äußern Erscheinung, das zu fesseln im Stande wäre. Die Passivität seines Zustandes, die Trägheit und Unbehülfslichkeit seiner Bewegungen, das Ausdruckslose seines Mienenspiels und die häufigen Unvollkommenheiten seiner Tonbildung sind eher geeignet, selbst den an die traurigsten Anblicke gewöhnten Arzt, geschweige denn den Laien von sich abzustossen.»

Dr. Valentin hat nur zu sehr Recht. Es giebt nichts Abscheu und Schrecken Erregenderes, als diese verkrüppelten entmenschten Wesen, deren Körper so viel Entsetzen einflößt, wie die Verdümpfung ihrer geistigen Fähigkeiten. Im Verlaufe des Schreibens des gelehrten Arztes zeigt es sich, daß auch er annimmt, der Eretinismus entstehe größtentheils bei scrophulösen und anderen zum Blödsinn geneigten Kindern; »daher, sagt er, wird die Bestimmung der Anstalt auf dem Abendberge sein: ² sich der armen Kleinen zu erbarmen, welche häufig die Schuld der Eltern büßen und traurige Zustände dem Kennerblicke zur Schau tragen. Der zarte Keim des Unglücks soll durch Ihre (Dr. Guggenbühls) Bemühungen ausgerottet und dadurch ein unendliches Leidwesen entfernt werden. Ihre Anstalt hat meiner Überzeugung nach einen mehr pädagogisch-medizinischen, als den rein psychiatrischen Zweck eines Irrenhauses.»

An eine vollkommene Heilung solcher unglücklichen Kinder, die mit Gehirnfehlern geboren oder in frühester

Jugend davon befallen wurden, glaubt Dr. Valentin nun zwar nicht, der geborne Cretin ist daher als unheilbar zu betrachten, allein mildern läßt sich doch sein Leiden und dem unglücklichen Geschöpf eine äußere Form geben, die Theilnahme und Mitleid für ihn erweckt. Weit günstiger aber stellen sich die Resultate der Heilung für solche Kinder, die an Folgen der Scrophelsucht leiden oder von Nervenkrankheiten gelähmt werden, und wie Dr. Valentin bemerkt, befinden sich unter den Kindern des Abendbergs viele dieser Art, die keineswegs Cretins sind. Diese Klassen besonders werden den Bestrebungen der Heilanstalt empfohlen.

Faßt man dies Alles zusammen, so dürfte der Abendberg den eigentlichen Cretins, d. h. Menschen, die mit Gehirnfehlern geboren wurden oder an Gehirnerweichung und Gehirnwassersucht in frühesten Kindheit litten, wenig helfen, obwohl sorgfältige Pflege, die reine Luft auf dem Berge, zweckmäßige Nahrung und Behandlung ihnen wohl nützen und bei manchen das Übel mildern kann; für Kinder aber, die sich dem Blödsinn aus Scropheln oder Nervenlähmungen zuneigen, ist die Anstalt im weit höheren Grade ein Rettungsbayl. Wenn es daher auch wirklich nicht so sein sollte, daß wahre Cretins hier geheilt werden können, so hat die große Klasse der unglücklichen Wesen, welche den Cretins sehr nahe stehen und nach und nach ganz in denselben geistigen Tod versinken, um so mehr davon

zu erwarten. Manche glückliche Beispiele bestätigen dies und ganz sicher ist es, daß je früher ein Kind dieser Art auf den Abendberg kommt, um so eher auch ein guter Erfolg in Aussicht steht.

Dr. Guggenbühl wendet zur Heilung vorzüglich den Electro-Magnetismus an, dessen Ströme er mittelst seiner Maschinen durch Kopf und Rückgrat zu leiten weiß, und er sagte mir, daß die Wirkungen die besten wären. So braucht er auch Jodmittel, besonders wo Kropfbildungen sich zeigen, die hauptsächlichste Hülfe jedoch setzt er auf den Aufenthalt selbst, auf den sonnigen Spielplatz der Kleinen, auf ihre Bewegungen in der freien reinen Luft, auf die Milch seiner Ziegen, auf die leichte zweckmäßige Ernährung der Kinder, auf ihre Reinlichkeit und Pflege, kurz, auf die Sorgfalt, welche der Körper- und Gliederstärkung zugewandt wird.

Es war traurig zu sehen, wie mehrere der armen Pfleglinge mit verkrümmten Beinen und unförmigen Köpfen bewegungslos am Boden saßen, während andere den kleinen Turnplatz benutzten und so gut es ging an den Leitern und Stangen auf- und niederkletterten. Ein Lehrer unterrichtet die Kinder, deren Fassungsvermögen sich einstellt, im Buchstabiren, Lesen, Schreiben und Singen, mehr, um einen Reiz der Geisteskräfte zu bewirken, als um einen planmäßigen Unterricht durchzuführen; aber unter den Kleinen selbst war viel Eifer, mehrere zeigten ein Streben sich her-

verzuthun und mit ihren unvollkommenen Sprachwerkzeugen die Begriffe in Worte zu übersetzen. Große Liebe und Geduld gehört dazu, um ein solches Werk zu leiten, und wohl sollte die Regierung in Bern, oder wie es schon öfter vorgeschlagen wurde, die Eidgenossenschaft sich der Anstalt nachdrücklich annehmen und eine jährliche Beisteuer bewilligen, um sie auszudehnen und fest zu begründen. Würde der Abendberg zur Staatsanstalt in dieser Weise gemacht, so hätte der Staat auch das Recht der Überaufsicht, und leicht könnten dann die Gebässigkeiten zerstreut werden, welche jetzt mannichfach schaden. In Betreff des Geldgebens sind die schweizer Regierungen jedoch sehr schwierig, aber sie können unmöglich erwarten, daß das Ausland durch seine milden Gaben ihnen eine Anstalt erhalten soll, wo ihre blödsinnigen Kinder geheilt werden. Auch hierin spiegelt sich das getrennte, zerrissene Wesen dieser kleinen Republiken ab. Valais, wo die meisten Cretins sind, thut gar nichts, die anderen Kantone freilich eben so wenig; Alle ziehen sich zurück, sobald es ans Geldgeben geht, und Bern dürfte wohl zuletzt doch der einzige Kanton sein, wo etwas für die Anstalt von Staatswegen geschieht, obwohl die jetzige Regierung keine überflüssigen Mittel hat.

Mit dem Thuner See schließt sich das Alpenland der berner Republik und wer den hügeligen fruchtbaren Boden von dort nach Bern durchwandert, sollte gar

nicht glauben, daß er den Hochgebirgen so nahe sei. Dennoch aber ist der Cretinismus nicht etwa damit beendet; er verbreitet sich durch die ganze Schweiz und ist nach den Tabellen gerade auf dem Molassegebiet des Kantons am stärksten. Auch die Stadt Bern ist nicht davon verschont; man erzählte mir Beispiele, daß in den ersten Familien Cretins vorkommen. So hat auch Aargau eine Anzahl dieser Unglücklichen aufzuweisen, gewiß aber verwechselt man häufig damit den Blödsinn, dessen traurige Exemplare ja auch bei uns und in allen Ländern die Irrenanstalten in nicht geringer Zahl aufbewahren. — —

Aargau hängt mit Bern, das es einst als Unterthanenland beherrschte, durch einen schmalen Grenzstreif im Norden zusammen, wo die Aar zugleich die Grenze gegen Solothurn bildet. Von hier aus bis an den Rhein, zwischen Solothurn, Basel-Land, Zürich und Luzern, liegt der Kanton, welcher in neuester Zeit so viel zu den religiösen und politischen Wirren der Schweiz beigetragen hat, und wo die ultramontane Partei zuerst ihr Heil durch Aufreizung und Unruhen versuchte.

Ich habe früher schon von der neuen Geschichte Aargaus, den Klosteraufhebungen und deren Folgen, wie von den bis jetzt fortgesetzten Versuchen gesprochen diese Klöster wieder hergestellt zu sehen, deren Aufhebung der katholischen Partei fortwährend als Ankündigungspunkt für alle Erwiderungen auf die Forderungen

gen ihrer Gegner dient. Sagen die liberalen Kantone: hebt den Sonderbund auf! so antworten die sieben Verbündeten: stellt Muri und Wettingen wieder her. Fordern jene: sagt die Jesuiten fort! so wird ihnen zugerufen: gebt uns die Klöster heraus! und ist irgend etwas los, was den Parteienstreit anschürt, so kann man sicher sein, immer denselben Schrei zu vernehmen. Erwiedern die radikalen Kantone dagegen, daß ein gültiger Tagsatzungsbeschluss diese Angelegenheit längst erledigt habe, so sagen die Sonderbändler: Kein Beschluss könne die Bestimmungen der Bundesakte aufheben, am wenigsten ein so einseitiger von zwölf Stimmen gefasster, die fast ganz protestantischen Kantone gehörten.

So wird die Aargauer Klosterfrage vortrefflich von der Jesuitenpartei benutzt, welche sehr wohl weiß, daß die beiden Klöster Muri und Wettingen nicht wieder hergestellt werden; aber damit noch auf lange ein Mittel besitzt, um die Radikalen in Schach zu halten. In Aargau selbst denkt die Regierung nicht daran, auf dies Geschrei zu achten, und hat energisch ein für alle Mal erklärt, es könne von Wiederherstellung jener Schlupfwinkel aller Unruhen und Aufhegerei gegen den Frieden des Landes keine Rede mehr sein. Sie hat auch vollkommen Recht, denn vornehmlich von jenen beiden reichen Klöstern aus trieben die Ultramontanen ihr Wesen und wirkten auf das Landvolk so verderblich ein, daß offener Aufruhr die Folge war. Ihre Aufhebung

geschah unter Widerstand der von den Mönchen aufgeregten Bewohner des Freiamts, und nur mit Hülfe Berns konnte man den Ausbruch eines Volkskrieges unterdrücken. Ein langer Proceß und die Bestrafung vieler Anhänger der Mönchspartei war die Folge, jetzt aber ist trotz aller Bemühungen derselben die Klosterfrage in Aargau selbst vergessen. Das Klostervermögen ist vertheilt, Bettingen zum Seminar für Schullehrer gemacht, der Einfluß der Pfarrer gering, und man bedauert nur, daß man nicht standhaft die Aufhebung sämmtlicher Klöster durchgesetzt hat.

Es wäre jedoch ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, die Protestanten hätten hier auf Kosten der Katholiken diese Umänderungen bewirkt: im Gegentheil, es ist der gebildete Theil der katholischen Bevölkerung des Aargaus gewesen, der zumeist auf Aufhebung der Klöster drang und überhaupt an der Spitze des Kantons diesen auf den Weg radikaler Entwicklungen leitet und erhält. Der jetzige Landammann des Aargaus, ein freisinniger Mann, Doctor der Medizin, Herr Wieland, ist Katholik, so auch der Regierungsrath Waller, dessen Energie allein sein Leben bei Aufhebung des Klosters Muri rettete, und welcher überhaupt den Radicalismus mit Entschiedenheit und Talent vertritt. Der Kanton mit seiner Bevölkerung von 183,000 Einwohnern zählt zur Hälfte Katholiken, doch selbst im Freiamt, das ganz katholisch ist, sind die gebildeten

Leute, namentlich die Fabrikanten liberal, diese werden aber von der Bevölkerung nicht in den großen Rath gewählt, denn so weit reicht der Einfluß der besiegten Partei doch noch, um Leute von ihrer Gesinnung in die gesetzgebende Versammlung zu bringen.

Aargau ist ein fruchtbarer, schöner Kanton, von Aar, Reuß und Limat durchströmt und von den Hügelketten der Juraverberge durchzogen, zwischen deren Senkungen reiche Fruchtfelder und herrliche Matten liegen. Besonders schön ist das Hartthal mit seinen großen Gemeinden, seinen Burgruinen und fabrikkleisigen Städten, in denen manche sehr wohlhabende Leute wohnen. Dicht in der Nähe von Baden, dessen Bäder viel besucht sind und von dessen Schloß einst Kaiser Albrecht ausritt, um unter Mörderhänden zu fallen, liegt an der rauschenden Aar Kloster Wettingen, wo einst die Mönche den besten Wein in ihren großen Gärten zogen und diesen Segen auch trefflich zu genießen verstanden. Die mächtigen Gebäude des Klosters zeigen, wie reich es war; jetzt schüttet man dicht dabei einen Wall für die Eisenbahn auf, welche von Zürich aus über Baden durch den Aargau laufen wird, was bezeichnend genug für die neue Zeit ist, vor der die Klostermauern und noch manche andere niederstürzen müssen.

Das Städtchen Lenzburg, zwei Stunden von Aarau, ist voll Rattunfabriken, die auch in Aarau den Hauptzweig der Fabrikthätigkeit bilden und der an sich klei-

nen Stadt, welche kaum 5000 Einwohner zählt, eine vermehrte Wichtigkeit ertheilen. Im ganzen Kanton giebt es keinen bedeutenden Sammelplatz des Lebens, dies ist überall zerstreut über den fruchtbaren, viel getheilten Boden, dessen sorgfamer Anbau und hoher Werth auch hier den Beweis liefert, wie wohlthätig ein solches Verhältniß einwirkt. In Aargau sind ungefähr $\frac{1}{5}$ der Bewohner Fabrikarbeiter, die meisten bei der Kattunfabrikation thätig, im Freiamt aber auch mit Strohflechterei, welche dort stark getrieben wird. Alle diese Fabrikarbeiter sind zugleich auch Aderbauer. Es ist Ehrensache für jeden ein Stück Land zu besitzen und aufs eifrigste zu sparen um irgend ein Fleckchen Grund und Boden zu kaufen, das dann durch sorgsamsten Fleiß zur möglichst größten Nutzbarkeit angehalten wird. Zur Sommerzeit erscheinen daher auch die wenigsten Arbeiter in den Fabriken, von denen einige 3000 Menschen beschäftigen, die meisten haben mit dem Feldbau zu thun; den Winter über nehmen sie die Fabriken auf, und diese wechselnde Beschäftigung erhält die Leute rüstig und verschafft ihnen eine weit größere Unabhängigkeit als Menschen haben, die ganz und gar von Fabrikanten abhängen. Der Boden selbst ist sehr theuer in Aargau. Ein Juchert guter Ader (40,000 D. Fuß) kostet 1000 bis 2000 Franken, gutes Mattenland noch mehr, daher haben die wenigsten einen ganzen Juchert für sich, aber jeder doch etwas, und dieser Drang, ein

Stückchen der Mutter Erde sein zu nennen, schlingt eine Kette der Anhänglichkeit und der Selbständigkeit um die Gesamtheit der Bürger dieser kleinen Staaten, welche sie zugleich am vaterländischen Boden festbestet und Alles, was diesen trifft, besser mitfühlen läßt.

Ein Arbeiter kann hier täglich 7 bis 12 Bagen verdienen (8 bis 14 Silbergroschen preussisch), die Weiber 3 bis 6 Bagen; gewöhnliche Tagearbeiter, welche Wein und Frühstück bekommen, bezahlt man mit 4 Bagen (5 Silbergroschen). In der Stadt Narau, wo der Sitz der Regierung ist und die Staatsanstalten sich befinden, klagte man ~~ja~~ über Theuerung und es mag wohl so sein, daß die Beamten, wenn sie kein weiteres Vermögen besitzen, mit ihrem Gehalt knapp ausreichen. Die Regierungsräthe beziehen nicht mehr als 2000 Franken; bis zu dieser Höhe reicht auch das Gehalt der Professoren an der Kantonschule, und damit läßt sich freilich nur sehr eingeschränkt und still leben. Doch auch die reichen Leute machen, wie überall in der Schweiz, keinen Aufwand. Sie geben keine Feste, haben wenige Bedürfnisse, sind genügsam und beschränken sich auf ihr Haus und ihren Klub im Kaffeehause, während sie meist Jahr aus Jahr ein arbeiten ohne andere Zerstreuung zu suchen. Auch in Nargau sind an der Schule viele Deutsche angestellt, die aus Flüchtigen Lehrer dieser schweizer Republikaner wurden und den Umständen nach sich wohl befinden, obwohl die meisten

von ihnen, wie ich glaube, gern ins Vaterland zurückkehrten, denn ganz zu Schweizern können sich die wenigsten machen, und tief in ihrem Herzen sitzt eine Empfindung für das Land da drüben jenseits des Rheins und Bodensees, die sich nicht ausreißen läßt.

Kein Kanton hat für die Hebung des Schulwesens mehr gethan, als Aargau, wo man der Überzeugung ist, daß durch Lehre und Belehrung des Volks am besten und gründlichsten gegen die finsternen Mächte gekämpft werden kann, welche aus der innern Schweiz, wie aus einem Aelfenschlosse hervor, das Land überziehen, um gegen Aufklärung und Fortschritt den Fanatismus mit seinem Gefolge aufzurütteln. Das Schulwesen ist daher als eine Stütze des Staates mit großer Sorgfalt behandelt worden und findet an dem Seminardirektor Keller (auch ein Katholik), einen freisinnigen eifrigen Beförderer des Volksunterrichts. Aller Unterricht, auch auf der Kantonschule, geschieht ganz unentgeltlich; selbst Fremde können ihre Kinder die Schulen besuchen lassen, ohne irgend eine Vergütung zu zahlen. In jedem der elf Bezirke des Kantons bestehen Bezirksschulen, die den Rang von Secundair- oder höheren Bürgerschulen einnehmen und welche der Staat mit Recht vorzugsweise gern ins Leben ruft und unterstützt. Jede Schule im Lande erhält ordentliche Beiträge zu den Lehrerbefoldungen, arme Gemeinden außerordentliche Unterstützungen. Für

die Gemeindeschulen gab der Kanton im Jahre 1846 allein 51,770 Franken aus, für die Bezirksschulen 30,474 Fr., die Kantonschule und das Seminar kostete 26,165 Fr.; die ganze Summe für den öffentlichen Unterricht betrug 137,374 schw. Franken. Die Befoldung der Geistlichkeit erforderte 119,337 Fr.

Die ganzen Staatseinnahmen des Kanton Aargau betrugen nach dem Anschlage für 1846: 1,092,508 Franken, wovon 467,248 Fr. aus Domainen und Zinsen, 333,360 Fr. aus den Regalien (Salz, Pest, Zölle u. s. w.), und 292,200 Fr. aus andern Abgaben: Getränkesteuern, Stempel und Taren flossen. — Eine direkte Steuer: Grundsteuer, Vermögensteuer u. s. w. giebt es gar nicht.

Die Ausgaben wurden auf 1,045,599 Fr. veranschlagt, sie zeigen daher einen Überschuß von 47,209 Fr. Schulden hat der Staat keine, dagegen ein Geldkapital von 6,334,790 Fr., das ihm jetzt 267,820 Fr. an Zinsen einträgt und durch Überschüsse jährlich vermehrt wird.

Diese Finanzlage ist eine glückliche zu nennen. — Nach Abrechnung der aus Zinsen und Gefällen fließenden Einnahmen kommt etwas über 3 schw. Fr. auf den Kopf der Bevölkerung, der mithin $\frac{1}{4}$ der Staatsschulden aufzubringen hat, welche die Bewohner Preußens tragen.

In der Stadt Aarau hat der Staat ein schönes

Regierungsgebäude erbaut und eben war man beschäftigt eine neue massive Steinbrücke über den Strom zu vollenden, der die alte Holzbrücke beim Eisgange fortgerissen hat.

Dort, nicht weit vom Ufer an dem Abhange des Hügelzuges der das Aarthal einfaßt, liegt unter andern Landhäusern auch die Villa eines Mannes, der seit langen Jahren aus einem Deutschen zum Schweizer geworden ist und zu den Wenigen gehört, die sich nicht nur ganz in die Verhältnisse des neuen Vaterlandes eingelebt, sondern auch mannichfachen thätigen Antheil durch Wort, Schrift und That für dessen Wohl genommen haben.

In seinem Hause am Berge, mitten im schönen Garten und vom Weingeblättern umrankt, wohnt der Dichter Heinrich Ischolle, dessen zahlreiche und wohlbekannte Schriften in Deutschland so viele Theilnahme hervorriefen und seinen Namen bei uns so wohl wie in der Schweiz rühmlich bekannt machten. Seine Schweizergeschichte war für das Volk ein nützlichcs Buch, und die Erinnerungen aus seinem Leben beweisen wie manchen Antheil an der Politik der Schweiz in verschiedenen Perioden ihrer Geschichte er genommen und welche Rolle er darin gespielt hat. Jetzt le. ^{er} zurückgezogen hier auf seiner Villa, die er vom Ertrage seiner Schriften erbaute, auch in dieser Beziehung ein Ausgewählter unter der großen Zahl deutscher Literaten. Aber Ischolle hat

einige Bücher geschrieben die ihm einen hohen Ertrag und überdies reiche Geschenke einbrachten, wie z. B. seine Geschichte des bairischen Volks und seiner Fürsten. Bekannt ist jetzt, daß Zschokke auch Verfasser der Stunden der Andacht ist, und dies in so vielen Auflagen verbreitete Buch muß seinen Wohlstand bedeutend vermehren.

Der kräftige Greis, hoch und stattlich von Gestalt, mit blauen Augen, die ihren lebhaften und gutmüthigen Ausdruck bewahrt haben, empfing mich freundlich im Kreise seiner Familie. Söhne und Enkel umringten ihn, und wie ein Vater schritt er durch den Garten unter den Bäumen umher, die er aufgezogen, und erzählte von seinem Leben und seinen Reisen. Mehrere seiner Söhne sind im Dienste des Staates Aargau und Einer von ihnen hat die Pflgetochter seines Vaters geheiratet, die Tochter jenes unglücklichen Mannes, dessen Schicksal Zschokke unter dem Namen: Aldamontade der Galeerenflave, beschrieben hat. Die schöne junge Frau kam mit ihren Kindern aus der Stadt eben zum Besuch und gab dem Familienbilde des Dichters einen nicht geringen Zuwachs an Reiz.

Zu den neuen Vergängen in der Schweiz und den Stürmen der Gegenwart scheint Zschokke sich objectiv zu verhalten. Man kann es ihm nicht verargen, wenn er am Abend seines Lebens nichts mehr mit dem wilden Hader der Parteien zu thun haben will. Seine

warmen Empfindungen für die Sache des Volks hat er oft bethätigt, jetzt geben seine Jahre, deren er sechsundsiebenzig zählt, ihm die Beschaulichkeit des Alters. Manches mag er nicht mehr an der jungen Zeit begreifen und was früher ihn drängte energisch thätig mitzuwirken, löst sich jetzt in Worte auf, deren Versöhnlichkeit nichts an dem Gang der Dinge ändern kann. Von seiner Villa sieht der alte Dichter weit über das liebliche Narthal hinaus und wohl mag er friedlich und freudig umherblicken, denn nicht allein sein Haus ist wohlbestellt und sein reichgesegneter Familienkreis bringt Glück und Freude über ihn: auch rund umher liegt das Land wie ein ~~wirer~~ Garten; der Staat, dem es angehört, gedeiht und fördert das Gute, der Dichter aber ist darin wohlangelegen und mancher fremde Wanderer, der nach Narau kommt, spricht an seinem Hause ein, um einen Tribut der Hochachtung ihm darzubringen. —

Auffallend ist es im Kanton Narau, der für Schulen so viel verwendet und einer der radikalsten Kantone der Schweiz ist, daß das Justizwesen noch so alt ist und keine Reform der Gesetzgebung Statt gefunden hat. Die Prügelstrafen bestehen fort, das Gefängnißwesen hat keine Verbesserung erhalten, eine Menge veralteter, unpassender Einrichtungen scheint sich mit einer dem aufgeklärten Fortschritt so geneigten Regierung nicht vereinbaren zu lassen. Es werden jährlich an 150,000 Franken für

die Justiz verausgabte und dafür könnte man bessere Einrichtungen haben, an welche die conservativen und ultramontanen Gegner auch nicht selten mahnen, indem sie es an schonungsloser Kritik der jetzigen Geseze und Gerichtszustände nicht fehlen lassen. Das Militairwesen ist dagegen sehr gut geordnet und die Aargauer sind tüchtige Soldaten. Schon in den Schulen werden die Kinder, wie auch in Bern, Solothurn und anderen Kantonen, in den Waffen geübt und führen kleine Manöver aus, zu denen der Staat die nöthige Munition und selbst Kanonen liefert. Diese jährlichen Manöver sind wahre Volksfeste voller Freudeigkeit und tragen gewiß dazu bei die Lust zur Waffenübung und willige Hingebung, wenn der Staat es von seinen Bürgern verlangt, zu stärken und zu fördern. Man erzählte mir, daß bei den Klosterunruhen die Mönchsparthei sicher darauf rechnete, ein großer Theil der einberufenen Bataillone werde nicht kommen; allein sie täuschte sich durchaus. Nicht Einer blieb aus und als am Abend der Befehl ins Land geschickt wurde zur Versammlung der Miliz, waren am nächsten Morgen schon 10,000 in Zurau.

Natürlich ist in der Schweiz aber auch nicht von einer kastenhaften Trennung der Offiziere von den Soldaten die Rede. Hier ist kein Ael. der etwa die Offizierstellen als sein wohlverworbenees Eigenthum betrachtete, sondern Alle sind Bürger vom obersten Befehlshaber

an bis zum letzten Trommelschläger. Den Gehorsam in Reihe und Glied schreibt das Gesetz vor, außer dem Dienst aber herrscht Gleichheit und keinem wird es einfallen den Soldaten dann noch fortgesetzt als seinen Untergebenen betrachten zu wollen. Darum sieht man auch Soldaten und Offiziere vertraut zusammen, denn der Lieutenant oder Major ist vielleicht der Nachbar des Unteroffiziers oder der Bruder einiger Soldaten unter der Muskete. Es herrscht daher ein ganz anderes Verhältniß hier, wie in monarchischen Staaten und bei stehenden Heeren, wo der Soldat und der Offizier zwei ganz verschiedene Wesen sind, von denen das eine unausgesetzt unter Abhängigkeit und Gehorsam des anderen gehalten wird, wo eine tiefe Kluft des Standes, der Bildung und aller Lebensverhältnisse beide trennt und aus dem Soldaten mehr oder minder eine völlig willenlose Maschine macht.

Das Militairwesen kostet in Aargau 177,000 Franken; das Bau- und Straßenwesen 154,000 Franken. Das könnte man nicht aufwenden, wenn nicht eben überall in der Schweiz die Ausgaben für die Soldaten so viel als irgend thunlich beschränkt würden, um für Schulen und für Alles, was zum Allgemeinwohl des Volkes beitragen kann, die nöthigen Mittel zu erhalten. Aargau mit seinen großen Fabriken und wichtigen Landstraßen, auf welchen ein bedeutender Theil des Handels der Schweiz sich nach Basel bewegt, weiß

recht gut, was der Bau guter Chausseen für Vortheile bringt und läßt es nicht daran fehlen. Die wohlgeordnete Verwaltung verschafft der radikalen Regierung Ansehn im Kanton, wie in der ganzen Schweiz. Ersichtlich hat diese Regierung bei solcher Tüchtigkeit nicht zu fürchten, daß die Partei der Priester und Jesuitenverehrer zur Macht gelangen könnte, um so eher kann sie daher die inneren Reformen fortsetzen, und hierzu wird das Beispiel Berns gewiß von großem Einfluß sein.

Betrachtet man die Kantone, welche das nördliche Vorland der Alpen füllen und vom Bodensee bis nach Basel an die Grenzen Frankreichs gleichsam die äußere sich an den Rhein lehrende Ringmauer der Schweiz bilden, so findet man freilich manche Verschiedenheiten in ihren Entwicklungen, manche hervortretende Sonderung ihrer inneren Verhältnisse, bedingt durch die Lebensbeschäftigungen ihrer Bewohner, durch Religionsunterschiede, wie darauf begründete abweichende Institutionen, im Ganzen aber sehen sie sich doch sehr ähnlich und fast könnte man dies von den meisten Schweizerverfassungen sagen. Überall finden wir den großen Rath und den kleinen Rath wieder, überall steht die Souverainität des Volks an der Spitze klar und deutlich ausgesprochen, es kommt also nur darauf an, wie sich diese geltend macht, wie sie benutzt wird und nach den verschiedenen Stufen der Bildung des Volks benutzt werden kann.

Ist doch in Luzern und Ballis der Buchstabe der Verfassung mit am freisten von Allen und doch liegt das Volk dort ganz willenlos in den Händen einer Partei, die alle Freiheit haßt. Die Macht der Parteien, beruhend auf ihrem Einfluß über die Masse des Volke, bildet den eigentlichen Träger der schweizerischen Entwicklung und hiernach haben sich die verschiedenartigen Zustände überall gestaltet. Wo es der Partei des Fortschritts gelang die Zügel der Regierung zu führen, hat diese dahin gewirkt nach ihren Ansichten den Staat zu verbessern, und wo sie aus zweifelhaften Kämpfen siegreich hervorging, strebte sie das Volk, materiell und intellectuell, weiter zu bringen, die Demokratie, ~~oder~~ oder minder, mit den Forderungen einer neuen Zeit zu versöhnen. Wo dies nicht gelang, wo namentlich der römische Priestergeist mit dem Verlangen einer ehrgeizigen, herrschsüchtigen Partei zusammentraf und die geringe Bildung des Volke fanatischen Lehren blindgläubig sich ergab, oder wo eine reiche, bevorzugte städtische Bevölkerung den protestantischen Pietismus zum Gehäusen ihrer stabilen Grundsätze sich erwählen konnte, unterlag die Partei der Bewegung in einem wilden Ringen der politischen und der Glaubensmeinungen, durch welche die Schweiz gleichmäßig zerfleischt wird.

Hier im Vorlande der Alpen ist es jedoch damit immer noch weit milder hergegangen als in der inneren Schweiz. Die Ereignisse in Zürich, Aargau, Schaff-

hausen und selbst in Basel sind gar nicht zu vergleichen mit denen in Luzern und Vallis. Eine größere Geseßlichkeit, ein Sinn für Recht, größere Milde der Sitten und ein höherer Bildungsgrad mußten hier vorwalten, wo die Menschen auf fruchtbaren Gefilden mehr beisammen, oder in Städten wohnen, wo die Industrie sie auf eine andere Stufe stellt, oder der Handel sich Straßen gebahnt hat und die Nähe Deutschlands oder Frankreichs mehr auf sie einwirken konnte. Man kann nicht behaupten, daß der Protestantismus dazu vorzugsweis beitrüge, denn in den Kantonen Thurgau und Aargau wohnen zwar beide Religionsparteien gemischt beisammen, aber Solothurn ist ein ganz katholischer Kanton, der nicht allein von seinen alten aristokratischen Vermündern sich befreit, sondern auch die ultramontane Verderbniß von sich abzuhalten gewußt hat. Es kommt Alles darauf an, ob Männer von Einfluß, die das Vertrauen des Volkes besizen, sich nicht verlocken lassen, ihren Grundsätzen untreu zu werden und Versuchern widerstehen, die ihnen, als Feinden der heiligen katholischen Kirche, mit zeitigem und ewigem Verderben drohen, weil sie die priesterliche Leitung des Volkes und dessen Unterwerfung unter römische Lehren nicht dulden wollen. Das Volk in seinen stillen Hütten will den Frieden; es ist immer geneigt in Ruhe von seinen Äckern und Matten zu leben, wie

seine Väter, und zu jeder Fortbewegung bedarf es einer gewissen gewaltsamen Hülfe, die ihm durch Gesetze und gute Einrichtungen gegeben werden muß. In diesen kleinen Staaten ist ein Herausbilden aus dem Alten zum Neuen aber weit schwieriger, als in großen Reichen, wo die bewegende Zeit sich durch mächtige Erschütterungen oft von selbst hilft und eine Wechselwirkung zwischen den Völkern unterhält, die den Gang der Ideen erleichtert, welche Eigenthum der Menschheit werden sollen. Diese kleinen Kantone aber stehen verwurzelt still in den Errungenschaften früherer Jahrhunderte, ihr Leben löst sich darin auf, ihre Existenz findet geringen Zusammenhang mit dem, was außer den engen Grenzen ihres Gemeindegandes vorgeht und ihre Welt endet meist, wo die Marksteine ihrer Felder stehen. So überlassen sie trotz aller ihrer Freiheitsrechte gern die Leitung denen, die sich damit befassen wollen, zufrieden, wenn man sie im Hergebrachten beschützt, wenn Steuern und Abgaben sich nicht vermehren; genügsam in ihren einfachen Tugenden und Freuden, glücklich wenn ihre Saaten gedeihen, wenn ihr betriebsamer Kleiß nicht stockt, ihre Arbeitslust und ihr Sinn zur Sparsamkeit und zum Erwerb nicht auf Hindernisse stoßen, die leibliche Noth über sie bringen. Tüchtige und energisch waltende Männer können hier nicht allein den Frieden erhalten, sondern auch Gutes schaffen, wenn

die Geistlichkeit ibnen beisteht, oder wenn der richtige Sinn im Volke schon so weit vergerückt ist, daß hie und da Bestrebungen nichts mehr helfen.

In Solothurn hat die Regierung, an deren Spitze ein entschiedener Radikaler, Herr Mungiger, steht, die pfäffischen Umtriebe bis jetzt gut abgewehrt und in Schuttwesen, in Gesetzreformen und anderen dem Volke nützlichen Neuerungen so viel bewirkt, daß schwerlich an einen Erfolg der Propaganda mehr zu denken ist. Solothurn und Thurgau machen auch am wenigsten von sich reden und werden darum in der Schweiz zumeist gerissen, als Kantone, in denen die Ruhe nirgend gestört wird und deren Entwicklungen geräuschlos fortschreiten unter dem Schutz radikaler Regierungen, welche bei der Tagsatzung stets für liberale Beschlüsse stimmen lassen.

Thurgau am Bodensee und an Baden gränzend, und nicht allein von Ackerbauern, sondern auch von Baumwollen- und Leinenarbeitern bewohnt, hat bei seiner Mischung von Protestanten und Katholiken fast schwierigere Verhältnisse zu überwinden, als Solothurn, obwohl das Übergewicht bei den Protestanten ist, die mehr als $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung ausmachen. Aber auch hier haben sich die Religionsverhältnisse in die Verfassung gemischt und bestimmen die Wahlen und die Zusammensetzung der Räte nach den Glaubensbekenntnissen. Der große Rath in Thurgau besteht aus 100 Mit-

gliedern, von denen 23 Katholiken sein müssen. Auch Priester können Grosrätthe sein, nur dürfen sie nicht von dem Kreise gewählt werden, wo sie wohnen. So nehmen auch 2 evangelische und 2 katholische Geistliche Platz im Erziehungsrath; zwei katholische Mitglieder müssen im Obergerichte sitzen u. s. w. Es ist zu verwundern, daß nicht fortgesetzter Hader zwischen den Bürgern herrscht, denn bei solcher Einrichtung muß Stoff zu Streit und Klagen immer hinlänglich vorhanden sein.

In Solothurn dagegen ist nur eine Religion, die katholische, vorhanden. Die 105 Kantonrätthe bedürfen keiner Theilung nach der Confession, aber man hat hier ein doppeltes Wahlsystem von unmittelbaren Wahlen, Collegienwahlen und Ergänzungswahlen durch den Kantonrath. Es ist unerquicklich, die Abweichungen und Unterschiede durch alle diese fünfundzwanzig kleinen Staaten zu verfolgen. Auf den ersten Blick scheinen sie Alle gleich und in den Grundlagen sind sie es wirklich, aber jeder hat doch wieder so viele Verschiedenheiten, die für das wissenschaftliche Erkennen und Verstehen wohl wichtig sein können, aber für die allgemeine Darstellung langweilig sind, um so mehr, da man es mit so wenig kleinen, meist so unbedeutenden und kaum gekannten Pändchen zu thun hat. Ganz Thurgau hat 85,000 Einwohner, Solothurn nur 65,000. Bern, der größte Kanton von Allen, zählt wenig mehr Bewohner, als Ber-

lin und die ganze Schweiz kaum so viel, wie London. Aber die Wichtigkeit liegt darin, daß man sieht wie diese kleinen Republiken mitten in dem monarchischen Europa bestehen, wie ihre Bürger sich selbst regieren, ohne große Kosten ihr Staatsleben führen und weiter schreitend sich ein gemeinsam freies Vaterland erringen wollen.

Ganz von allen anderen Schweizerkantonen verschieden ist aber doch Einer, der am Jura gelegen, merkwürdige Verhältnisse bietet. Es ist dies der Kanton Neuenburg oder Neuchâtel, wie man eben ihn nennen will, ein Ländchen, das so zu sagen nicht Fisch nicht Fleisch ist; denn es gehört dem Schweizerbunde an und doch ist ein König sein Landesherr, und obenein Einer der mehr als hundert Meilen davon einen großen Staat beherrscht, einen deutschen Staat, während die Jura-seute nur französisch reden.

Es war mir ganz wunderbarlich zu Muthe, als ich von Murten aus nach Neuchâtel fuhr und an der Brücke, wo beide Kantone sich scheiden, eine Tarifverordnung angeschlagen fand, die mit den Worten begann: Par l'Ordre du Roi nôtre Souverain u. s. w. Überall sonst in der Schweiz paradiert das souveraine Volk, in dessen Namen die Großräthe ihre Befehle erlassen, hier thut es der Staatsrath und der Gouverneur im Namen eines souverainen Monarchen, und dieser Unterschied ist so wesentlich, daß er nothwendig bei

dem jetzigen Zustand der Dinge in der Schweiz den bedeutendsten Einfluß auf eine Bevölkerung haben muß, deren größter Theil bei einigem Nachdenken unmöglich mit solchen Verhältnissen zufrieden sein kann. So ist es auch in der That. Neuchâtel gehörte bis zum Jahre 1707 der fürstlichen Familie Longueville. Als diese mit der Herzogin von Nemours ausstarb, gelang es dem ersten Könige von Preußen, als Erbe des Hauses Dracien von den Ständen zum Fürsten gewählt zu werden, obwohl damals schon eine nationale Partei nichts von einem neuen Fürsten wissen wollte und sehr geneigt war, das Land als Republik der Schweiz anzuschließen, mit der es Bündniß hatte. Durch geheime Unterhandlungen, bei denen es nicht an Versprechungen, Geldbewilligungen und Pensionen fehlte, gelang es dem vergrößrungslustigen König Friedrich dem Ersten, sein Ziel zu erreichen und Neuchâtel blieb bei der fürstlichen Familie, welche in Preußen herrscht, bis zum Jahre 1806, wo es an Napoleon abgetreten wurde, der damit seinen Großmarschall Berthier belehnte. Nach des Kaisers Falle trat das alte Verhältniß ein. Eine Partei in Neuchâtel erklärte sich für das preussische Fürstenhaus und ihre Bitte wurde erhört, aber auch der nationalen Partei und der isolirten Lage des kleinen Staats ein politisches Zugeständniß gemacht, das ihm Schutz- und Anhaltspunkte in zukünftigen Stürmen geben sollte. Am 18ten Juni 1814 stellte Friedrich Wilhelm III. in London

eine constitutionelle Verfassung aus, worin der König verspricht, Neuchâtel solle künftig vollkommen unabhängig, unveräußerlich und untheilbar sein, auch niemals einem jüngeren Prinzen als Leihgeding überlassen, oder als Lehn oder Austerlehn ausgegeben werden. Religionsfreiheit, Beibehaltung der Bürgerrechte auch im Fall der Niederlassung im Auslande, das Recht in fremde Kriegsdienste zu treten, Handelsfreiheit, Behörden und Beamten nur aus Eingeborenen bestehend und die Erhaltung des status quo in Hinsicht auf Verwaltung und Rechtsordnung wurde zugesichert, womit man freilich auch vielem Veralteten die weitere Existenz zusprach. Sicherung des Eigenthums, Sicherung der persönlichen Freiheit und Sicherheit vor willkürlichen Taxen und Abgaben wurden garantirt, zuletzt aber durch den 15. Artikel dieser Verfassung hinzugefügt, daß alle Gesetze, Befreiungen, Freiheiten, wohlhergebrachte Übungen, geschriebene und nicht geschriebene Urkunden und Bewilligungen, die der gegenwärtigen Erklärung nicht zuwiderlaufen, beibehalten und bestätigt werden.

Auf Grund dieser Verfassung huldigte Neuenburg dem Könige am 2. Juli 1814 und ward hierauf am 12. September desselben Jahres als 22ter Kanton im Schweizerbunde aufgenommen.

Man denke sich nun diese sonderbare Stellung. Auf der einen Seite Mitglied der republikanischen Eidgenossenschaft, also Bürger der Schweiz, auf der ande-

ren Unterthanen eines souverainen Fürsten, der durch seinen Gouverneur mit Hülfe des Staatsraths und eines legislativen Wahlkörpers den kleinen Staat von 14 gevierteten Meilen und die 60,000 Einwohner darin regieren läßt. Je mehr der Kampf der neuen Zeit die Kantone der Schweiz gegen einander trieb, um so mehr mußte auch in Neuchâtel dies empfunden und die Sehnsucht größer werden, von Preußen loszukommen, um ganz und ungetheilt Schweizer zu sein. Bis zum Jahre 1830 war die Partei der Patrioten still, denn sie fand keinen Anhaltspunkt, im Jahre 1831 aber erfolgte eine Schilderhebung, die nur durch eidgenössische Truppen und Kommissaire unterdrückt werden konnte. Die Patrioten übergaben das von ihnen besetzte Schloß von Neuchâtel, unter Zusicherung einer allgemeinen Amnestie und Einberufung der Primairversammlungen des Volks. Letzteres wurde nicht gehalten. Der legislative Körper blieb wie er war, dagegen besetzte der Gouverneur von Yverdon den Staatsrath mit entschiedenen Royalisten und als nun im December 1831 in Yverdon sich ein Haufen Unzufriedener sammelte, der in den Kanton einfiel, war die Partei der Royalisten rasch auf den Beinen und zerstreute nicht allein die Insurgenten, sondern besetzte auch die Gemeinden in denen die Patrioten Anhang hatten, was namentlich in dem Flecken La Chaux-de-Fonds oben im Jura, dem Mittelpunkt der Uhrmacherindustrie, der Fall war.

Es konnte nicht fehlen, daß viele Gewaltthaten dabei verfielen, Menschen getödtet und verwundet wurden oder lange gefangen saßen, die man als brave Bürger beflagte. Der Gouverneur von Ysuel sagte den Unzufriedenen mit dünnen Worten: wem es in Neuchâtel nicht gefiele, dem ständen die Wege offen zu gehen, wohin er wolle: aber man hat gut sagen: geh, wenn es dir nicht hier behagt. Der Mensch verläßt nicht so leicht den Boden auf dem er geboren, das Vaterland mit Allem, was ihm theuer ist; weit eher hat er ein Recht dahin zu trachten, daß, was ihm nicht darin zusagt, abgeändert werde und ein fremder Mann, wie der Gouverneur des Königs, verfiel in einen schweren Irrthum, wenn er glaubte damit die Patrioten aus dem Lande zu scheuchen oder sie zum Gehorsam zu bewegen; denn Niemand gehorcht länger als er muß, wenn der Gehorsam nicht ein auf Überzeugung begründeter ist.

Seit jenem Jahre haben nun die Parteien ihre Stellung nicht verändert, aber die der Patrioten ist nach und nach viel stärker geworden, als früher. Der Adel, die Geistlichkeit, ein Theil der Stadtbürger unten am See, die Beamten und was von jenen Klassen mehr oder minder abhängt, ist royalistisch, dagegen sind die Uhrmacher in den Thälern des Jura größtentheils durchaus schweizerisch patriotisch gesinnt und bilden der Zahl nach die große Mehrheit. Viele der

reichen Fabrikanten, die Ärzte, die Advokaten, die ganze Klasse des Mittelstandes und die Klasse der Arbeiter wollen nichts von einem Könige und einer Unterthanenschaft wissen; namentlich ist in der Jugend ein großer Zorn über die Art wie Neuchâtel von einer Aristokratenpartei regiert wird und welche Rolle es auf den Tagessagungen als Schweizerkanton spielt, wo es allerdings immer gegen die radikalen Kantone gestimmt hat und in allen Fragen, selbst in der Jesuiten-, Kloster- und Sonderbundsfrage, Luzern, Valais, Schwyz u. s. w. beigetreten ist.

Bei einer so lebhaften Bevölkerung wie diese müssen solche grelle Gegensätze zum Verlangen der Majorität des Volks mit Heftigkeit empfunden werden und können keine Versöhnung bewirken. Es ist in Neuchâtel gerade so wie es in Genf war. Es sind nicht die materiellen Zustände, es sind vielmehr die Ideen, welche tief beleidigt werden durch die jetzige Regierungsweise, denn obwohl hier in Verwaltung und Justiz viele verrottete Gebräuche und Rechte sich erhalten haben, so ist doch ein allgemeiner Wohlstand, den die Industrie erzeugt, nicht zu verkennen. Den meisten Leuten geht es gut, denn ihr Verdienst ist reichlich, die Arbeit mehrt sich; in La Chaux-de-Fonds steigt die Bevölkerung von Jahr zu Jahr ansehnlich, so auch in Locle und an andern Orten, denn viele Familien ziehen hierher, die Uhrenindustrie ist in stetem Wachsen

und ungeheure Kapitale werden verwendet um jährlich wohl eine halbe Million Uhren über alle Theile der Erde zu verbreiten.

Aber mit diesem Wachsen des Wohlstandes und der Industrie, mit der Verbesserung des Unterrichts und der Mehrung der Einsicht wächst auch die Theilnahme der Masse für das, was ihr als Recht erscheint. Der Adel ist begütert, ihm und einer Anzahl wohlhabender Leute gehört der fruchtbare Boden, dessen Produkte jedoch nicht die Hälfte der 60,000 Bewohner des Kantons ernähren können; ihm gehören auch die Weinberge und die schönen Güter, aber dieser Adel will nichts von schweizerischem Bürgerthum und republikanischer Freiheit wissen und ist, wie auch die Geistlichkeit, der Lehrstand und die Municipalitäten durchaus royalistisch gesinnt. Manche vom Adel leben in Berlin, namentlich die reiche Familie Pourtales, jetzt Grafen, früher Kaufleute, welche durch glückliche Handels speculationen ihre Reichthümer erworben haben. Der schroffe Royalismus vieler dieser Männer, welche die Macht besigen und durch ihre Güter und ihren Einfluß auch die Klasse der Ackerbauer zum guten Theil bestimmen, tritt nicht selten mit aller Unduldsamkeit einer herrschernden Partei auf. So kann es nicht fehlen, daß bei jedem Anlaß sich der Streit bis zur Erbitterung steigert. Bei jeder Wahl schreien die Einen mit aller Energie *vive le roi!* die Anderen:

vive la Suisse, vive la republique, vive la liberté! Man feiert Feste im Sinne jeder Partei, pflanzt Fahnen auf, die vielleicht über Nacht abgerissen und in den Schmutz getreten werden; verfolgt und verspottet sich gegenseitig und ruft heimlich oder laut einen Tag der Rache und Wiedervergeltung herbei, der auch, sobald die Umstände günstig sind, schwerlich ausbleiben wird.

Unter solchen Verhältnissen war es nicht zu verwundern, daß in diesem Sommer der Vorstand der Offiziere eine Einladung sehr kalt und dürr abgelehnt hatte, welche die schweizer Offiziere zu einem großen militairischen Feste an die Neuchâtelles Offiziere ergehen ließen. Sie würden dabei in eine üble Lage gekommen sein, aber die Art, wie die Einladung abgelehnt wurde, gab in der Schweiz Anlaß zu vielem Spott und Tadel, der in Neuchâtel von den Patrioten schwer empfunden wurde. Mehrere Offiziere reklamierten in heftigen Worten und zeigten ihre Sympathien für die Schweiz, was mit Jubel aufgenommen wurde und nun fehlte es nicht an Erklärungen, Zeitungsartikeln und Einmischungen der Presse, die in Neuchâtel bei allem Übergewicht der Regierung doch nicht beseitigt werden kann. Es hilft nichts, daß der Constitutionel neuchâtelois die Radikalen fortwährend entseßlich schwarz abmalt und einmal über das andere z. B. von ihnen sagt: les radicaux n'ont ni

goût ni talent que pour détruire, ils ne se soucient de maintenir aucune forme de gouvernement même par eux établie, ils sont républicains par tout où ils verront un trône à renverser, mais placez-les dans une république toute faite ils chercheront à tout détruire; leur génie n'est ni aristocratique ni démocratique, ni républicain ni royaliste, il est purement destructeur.

Das ist dieselbe Sprache, die man in den Organen unserer guten Presse findet, aber Niemand glaubt dem Regierungsblatt und dem bezahlten Redakteur was er sagt und das Schlusswort aller dieser Männer und ihrer Lehre bleibt deswegen unangerührt stets dasselbe. Wir sind Schweizer, sagen sie, die Schweiz ist unser Vaterland, an diesem allein wollen und müssen wir festhalten. Einen König haben wir nicht nöthig und eben so wenig seinen Gouverneur. Unsere Brüder in der Schweiz spotten über uns, sie nennen uns falsche Schweizer und wir wissen sehr wohl, daß wir ihren Spott verdienen, obwohl es nicht unsere Schuld ist. Wären wir frei wie sie, unsere Aristokratie würde uns bald kein Hemmschuh zu wohlthätigen Reformen mehr sein, während wir jetzt einer Partei gehorchen müssen die uns beherrscht und für nichts Anderes Sinn hat, als wie sie diese Herrschaft am besten erhält. Wir bezahlen seit 1815 jedes Jahr 80,000 Franken an den König, das macht bis jetzt in 32 Jahren die Interessen zum Kapital geschlagen 5,479,307 schweizer Franken, was hätten wir mit

solchen Summen nicht Alles für unser Land thun können?! Der König giebt dagegen jährlich ungefähr 15,000 Franken für uns aus; er wohnt 300 Lieues von uns, er kennt unsere Bedürfnisse nicht, was kann dem mächtigen Monarchen eines großen Reichs überhaupt an uns gelegen sein? Er sage sich von uns los, er dränge sich nicht zwischen uns und unser wahres Vaterland, mehr wünschen, mehr wollen wir nicht.

Das ist der Hauptpunkt der Einwürfe dieser genau rechnenden Leute und nichts kränkt sie mehr, als daß sie jährlich 80,000 Franken bezahlen müssen für einen Regenten der ihnen nichts nützt. Die Royalisten denken freilich ganz verschieden darüber, aber die Stimmung ist doch so, daß man vorhersagen kann: bei den ersten günstigen Verhältnissen, wo die Patriotenpartei hoffen darf einen erfolgreichen Aufstand zu wagen, namentlich im Fall eines großen europäischen Kriegs, wird er nicht ausbleiben und Neuchâtel dann sich der Schweiz völlig einverleiben, die ja auch nur auf einen allgemeinen Krieg wartet, um ohne Furcht vor Einmischung der Großmächte sich eine andere Gestalt zu geben.

Die Stadt Neuchâtel mit schönen großen Gebäuden und Plätzen dicht am Seeufer, einem Museum, das mit Unterstützung der reichen Familien, des Adels und des Königs, von dem Naturforscher Agassiz vortrefflich geordnet ist, und einer Gemäldegallerie, welche mehre

treffliche Bilder, unter anderen ein prachtvolles Meisterwerk Salames: der Mont Rosa in Morgenbeleuchtung, enthält, diese kleine freundliche Stadt, umringt von Weinbergen die mit ihren Reben und Fruchtbäumen sie überall umschlingen, ist der Sitz der Regierung, des Adels und vieler reicher Leute. Uhrenfabrikation, Baumwollenindustrie und Spigenflöppelei beschäftigen die Einwohner, aber die eigentlichen Sitze der Uhrmacher liegen oben in den dürrn Längenthälern des Jura, zu welchen die Post mühsam vier Stunden lang meist bergauf fährt. Die reizenden rebengrünen Ufer des Sees machen nach und nach den Tannen Platz, welche die gelben Kalksteinwände des Jura besetzen und endlich verschwinden die blauen Wogen hinter Wald und Felsenspitzen, bis der Wagen nach Valangin hinunter in das erste Thal der Jurafette rollt, um jenseit von Neuem noch höher und mühsamer hinaufgezogen zu werden.

Aber wie wunderbar ist der Anblick, wenn man endlich La Chaux-de-Fonds erreicht. Hier in dem dürrn baum- und wasserleeren Thale, wo man kaum die Hütten armer Hirten und Graßmäher vermuthen sollte, erhebt sich eine Stadt von mächtigen großen Gebäuden in welchen mehr als 12,000 Menschen wohnen, die größtentheils Uhren machen und ganz unter denselben Verhältnissen zu den Fabrikanten reichlich ihr Brod verdienen, wie ich dies bei Genf dargestellt habe. Ich habe hier Fabriken besucht die nur für Norwegen

und Schweden, andere die für die Türkei die Uhren liefern; Lager von mehren tausend goldenen Uhren findet man in den großen Niederlagen vorrätzig und Waaren, viele Millionen Franken an Werth, werden Jahr aus Jahr ein von hier aus über die halbe Erde versandt. Es giebt hier Millionaire und sehr viele reiche Leute, aber selbst die allerreichsten machen keinen Aufwand. Sie haben keine Landhäuser, sie geben keine Feste; sie leben nur für die Arbeit, für ihr Geschäft und dessen Gewinn, und ihr höchstes Vergnügen besteht darin, Abends mit ähnlichen Freunden beisammen zu sitzen, zu rauchen und eine Partie Voston oder Whist zu spielen.

So ist es in allen diesen Thälern, in Voce, in Val Travers, und diesem ganzen Jura-lande, sowohl in dem, was zu Neuchatel gehört, wie in dem südlich anstossenden Theil der Waadt, oder in dem bernischen Jura, der nördlich liegt. Überall werden Uhren gemacht, überall erblickt man statt des Hirten und Ackerbauers, die in diesen Felsenthälern wenig zu thun haben, Menschen, welche hinter den hellen Glasfenstern in den großen Steinhäusern sitzen und mit Hülfe von Lupen, Mikroskopen und feinen Instrumenten penible Arbeiten verrichten. Das ist ein sonderbarer, eigenthümlicher Anblick, der von Gemeinde zu Gemeinde sich wiederholt, und wenn man von La Chaux-de-Fonds nach Basel fährt, nicht eher endet,

als bis man die breiten fruchtbaren Thäler des berner Landes erreicht, wo Ackerbau und Viehzucht wieder in ihre Rechte treten.

Von Bern und dem Waadtlande eingefaßt, muß natürlich die Sehnsucht der Neuchâtelers noch mehr angeschürt werden, ihren Nachbarn an Freiheit gleich zu stehen, und seltsam genug ist es, daß hier inmitten der freiesten Kantone der Schweiz derjenige liegt, welcher allein ein monarchisches Oberhaupt besitz.

Es ist ein schöner Weg durch diese Jurathäler nach Basel, namentlich der Weg durch das romantische Münsterthal, wo die Birs sich durch enge Felsenspalten drängt und steile Kalksteinwände mit zackigen Gipfeln nur Raum für die Landstraße übrig lassen. Es ist die letzte Erinnerung an die Felsennatur der Schweiz, denn immer mehr öffnet sich das Land, und hat man den Kanton Basel-Land erreicht, so weichen die Hügel weit zurück und bilden ein fruchtbares welliges Land, besetzt mit weiten Kornfeldern, mit Obstbäumen und Gärten, das sich in nichts mehr von dem nahen deutschen Grenzlande unterscheidet.

Hier hat auch die französische Sprache aufgehört, welche im Jura überall gesprochen wird. Die Leute reden ein breites schweres Deutsch und sehen mit ihren vollen Gesichtern und starken Schultern auch ganz so aus, wie der derbe Schlag, der über Basel hinaus die Rheinufer bewohnt. Diese hier besitzen jedoch ein leeres

und bestimmtes Wesen, sie gehören weder zu Frankreich noch zu Deutschland, noch gehorchen sie den Herren von Basel; sie sind vielmehr Bürger des weit und breit verschrieenen Kantons Basel-Landschaft, wo der Bauer Herr ist und eine arge Wirthschaft getrieben werden soll, wenn man den Beschreibungen und Erzählungen der conservativen Presse glauben will.

Daß in Basel-Land die Demokratie den meisten Fortschritt gemacht hat, wird Niemand läugnen können. Die Leute fühlen sich hier so frei und gleich, wie es möglich ist in einem so kleinen Bauernstaate. Die Abgaben sind ganz gering, das Land ist 7 Quadratmeilen groß, reich und fruchtbar, die 42,000 Menschen, welche in ihm wohnen, fühlen sich wohl in ihrer Haut; eine Aristokratie giebt es nicht, es giebt nicht viel Parteien, denn der Radikalismus vereint Alle, und an der Spitze des Staates stehen ein paar Doctoren der Rechte und einige Landbesitzer, die von dem Flecken Viefstal aus den Staat leiten und mit ihren Mitbürgern vereint in völliger Gleichheit leben. Es soll in den Wirthshäusern zu Viefstal oft arg hergehen, nirgends soll mehr getrunken werden, und selten verläuft einige Zeit, wo nicht irgend ein conservatives Schweizerblatt von einer rohen Wirthshauscene, einer Prügelei oder allgemeiner Betrunketheit in Viefstal etwas Ergöglisches zu erzählen weiß. Daß die Regenten des Landes dabei oben an stehen, begreift sich von selbst, denn diese lächerlich zu machen ist die

Abſicht, in Wahrheit aber ſind dieſe Erzählungen Lügen, wenigſtens Übertreibungen, wie man ſie von jener Preſſe gewohnt iſt. Daß unter dieſen Demokraten kein Salonten und keine Salonsitten herrſchen, iſt einleuchtend, daß ihr raubes und zum Theil rohes Weſen dergleichen verachtet, kann Niemanden befremden, aber in ihrer Mehrzahl ſind es gewiß tüchtige und verſtändige Leute, was ſich durch manche ihrer Einrichtungen und Beſchlüſſe am beſten erweiſt, wie z. B. durch den, daß ſie zwar geſeglich alle Eltern zwingen, ihre Kinder in die Schulen zu ſchicken, der Unterricht aber nicht allein frei iſt, ſondern den armen Leuten, deren Kinder arbeiten müſſen, auch vom Staate daſes erſetzt wird, was ſie durch den Schulbeſuch der Kinder einbüßen. Eine ſo vernünftige und wohlthätige Maßregel kann nicht von einem Haufen Trunkenbolde und verwilderter Bauern geſaßt werden; ſie iſt eben ſo weiſe wie gerecht und gereicht dem Kanton Baſel-Land zur großen Ehre. Es iſt leicht, den untern Klaffen zu befehlen, ihr ſollt und müßt eure Kinder in die Schule ſchicken; aufgeklärte Staaten fallen in dieſen Fehler und glauben genug gethan zu haben, wenn ſie Freſchulen errichten, in welchen die Kinder der Armuth, abgeſondert von denen die bezahlen können, einen dürftigen Unterricht erhalten. Das Beiſpiel der Bauern von Baſel-Land könnte als nachahmungswürdiges Vorbild dienen, dem Schulzwang ſeine nicht zu rechtfertigenden Härten zu nehmen.

Die Verfassung von Basel-Land ist natürlich ganz demokratisch. Sie verbürgt die Rechte aller Bürger für Leib, Leben, Ehre und Vermögen. Kein Vorrecht ist statthast, kein Orden und kein Titel hat Gültigkeit. Völlige Glaubensfreiheit ist eingeführt, gemischte Ehen geben keinerlei bürgerliche Nachtheile, volle Lehrfreiheit, Pressfreiheit, Petition- und Associationsrecht ist gesetzlich begründet, Beamten können nur nach Urtheil und Recht abgesetzt werden. Die oberste Behörde ist der Landrath, doch kein Gesetz hat Gültigkeit, wenn das Volk es binnen 14 Tage durch absolute Mehrheit unter Angabe der Gründe verwirft.

So ist dem Volke hier die Macht ertheilt, den Landrath zu controliren oder dessen Willen nicht souverain werden zu lassen, und dieser Landrath selbst, zu welchem die Wahlkreise auf je 600 Seelen ein Mitglied senden, der sich von 3 zu 3 Monaten versammelt und dessen Amtsdauer 3 Jahre währt, ist durch eine Verfassungsbestimmung angehalten, seinen Pflichten pünktlich nachzukommen, denn wer bei drei Sitzungen nicht erscheint, entsagt damit seiner Stelle. Dagegen empfangen die Landrätthe Diäten, damit ein jeder gewählt werden und keine geldbesitzende Klasse ausschließlich sich der Stellen bemächtigen möge, aber die Entschädigung kann nicht in Vergleich mit den Diäten deutscher Kammermitglieder gestellt werden, denn sie beträgt nur 1 bis 3 Franken. So mäßig sind hier auch

alle Gehalte. Von den sieben Regierungsräthen beziehen nur die drei Departementsvorsteher 1400 Fr. jährlich, die vier anderen dagegen 400 Franken und für jede Sitzung 4 Franken Diäten. Der Obergerichtspräsident empfängt nur 1000 Franken, die Obergerichter gar nur 160, aber außerdem 2 bis 4 Franken für jeden Tag, wo sie in Amtsthätigkeit sind. Die Ausgaben sind daher sehr gering und das kleine Staatswesen behält Mittel genug, um für Schulen, Landstraßen und andere Bauten bedeutende Summen bewilligen zu können.

Wenige Stunden weiter befindet man sich in Basel, wo viele feingebildete und reiche Leute wohnen, wo eine Universität ist, wo Industrie blüht und der Handel geschäftig waltet, aber dennoch kann man es der Landschaft nicht verzeihen, daß sie sich losgerissen hat von ihren ehemaligen Mitbürgern, welche die Herrschaft nur nach blutigem Kampf fahren ließen. Der Wohlstand in Basel-Landschaft hat sich gehoben, seine freie Verfassung hat mit allen einzelnen Mängeln doch zu vielem Guten geführt, wohin das Volk sonst nicht leicht gelangt wäre, und selbst die intellectuelle Bildung ist fortgeschritten und wird weiter fortschreiten: die jüngere Generation sorgt dafür, Schulen und Verhältnisse wirken darauf ein. Was schadet es also, wenn im Landrath zuweilen heftiges Gezänk um unbedeutende Dinge losbricht und der parlamentarische Anstand nicht eben hier

seine Musterbilder suchen darf, wenn die Tagespresse, das Volksblatt und seine Genossen, sich zuweilen äußerster Derbheit befeßigen, die hier ganz an ihrer Stelle ist, um Gebrechen aufzudecken und Abhülfe zu bewirken. Die Herren Frei, Gugwiller und ihre Gefährten in der Regierung sind Männer nach dem Sinne des Volks und dies jedenfalls ein bildungsfähiges Geschlecht, das in den funfzehn Jahren, wo es sich frei bewegen kann, weiter gekommen ist, als viele andere.

In der Stadt Basel ist es dagegen beim Alten geblieben bis auf diesen Tag und lieber haben die Stadtbürger fast die ganze Landschaft von sich abgethan, ehe sie sich entschließen konnten, dem Verlangen der Zeit und der Umstände nachzugeben. Es ist nur $1\frac{1}{2}$ Quadratmeile für den Halbkanton Basel-Stadt übrig geblieben, auf welcher 24,500 Einwohner leben. Mehr als 22,000 kommen davon auf die Stadt selbst und der Rest auf die drei Landgemeinden, welche allein ihr treu geblieben sind. Die schöne alte Stadt an dem breit fluthenden Rhein, mit ihren lebendigen Gassen, prächtigen Gebäuden, dem Rathhause voll Frescobildern, die vergangener Zeiten Herrlichkeit abspiegeln, nebst so manchem Andern, was Städte schmückt, bietet noch jetzt ein Bild ihrer früheren Größe. Handel und Gewerbe haben Basel groß gezogen. Kaufleute haben hier von jeher eine Aristokratie gebildet und trotz der Zeiten Wandelbarkeit ist diese im Besig der Macht geblieben, wie in

den kleinen hanseatischen Republiken Deutschlands, wo auch Kaufleute und Advokaten das Scepter führen und die Gewalt des Goldes ihnen dies besser sichert, als die Schärfe des Eisens.

Es giebt in Basel einige Duzend Millionaire, deren Einfluß vorzüglich die Trennung von Basel-Land bewirkt und Neuerungen fern gehalten hat. Der Handelsstand, die reichen Banquiers, die großen Fabrikanten, ihr Anhang, ihr Übergewicht auf die arbeitende Klasse, dazu ein bedeutender Theil der Bürgerschaft, reichstädtisch an alten Rechten und Vorzügen stehend, stolz auf ihre Stadt, wohlhabend und engberzig mit allen Beurtheilen langen unangefochtenen Besesses erfüllt, zufrieden mit der Regentschaft ihrer Obrigkeit, das Alles waren und sind starke Hindernisse, um irgend eine durchgreifende Veränderung zuzulassen. Es ist nicht wie in Genf, wo eine lebendige, unruhige Bevölkerung, voll Lust nach Selbstständigkeit und voll Unwillen über die Politik ihrer Regierung sich in Klubs und Kreise sammelt, deren Absicht unverhüllt auf eine Änderung der Zustände hinausläuft. Es ist auch keine Presse vorhanden, die wie am lemanischen See mit furchtloser Kühnheit die Regierung zu beschden wagt. Hier sind die Bürger in deutscher Weise still und bedächtig, in Sitten und Sagenen geboren und eingewiegt; in Kunstzwang und dessen Wesen festgebannt und im Altherkömmlichen groß gezogen. Die Presse aber, obwohl

dem Namen nach frei, steht doch unter der Fuchtel des Gehorsams gegen hohe Polizei und Obrigkeit, denn diese spaßt nicht; sie faßt grob zu, sobald sie angefaßt wird, und fragt wenig nach Gesetz und Vorschrift, überzeugt, daß, wenn es zum Prozeß kommt, sie doch schon Recht behalten wird gegen den dreisten Schreier, der vor den Richtern der Republik, die ja auch zur erwählten Klasse der Regierenden gehören, schwerlich viel Theilnahme finden würde. Man sollte denken, daß die Universität auf die Entwicklungen des Volks einen bedeutenden Einfluß übe; aber wo haben je deutsche Universitätsprofessoren sich mit dem Leben des Volks beschäftigt oder dessen Rechte vertreten?! Unbeschadet aller einzel . . . würdigen Ausnahmen wüßte ich nicht, daß je ein gelehrter Körper dieser Art sich freisinnig gezeigt hätte, wohl aber drängt uns täglich das Gegenheil auf, und welch Beispiel hat erst ganz neulich die Akademie in Berlin gegeben! Hier in Basel, wo nie viel Licht geleuchtet hat und wo es jetzt mehr Universitätslehrer giebt, als Studenten — denn die Stadt ist reich genug, sich einen Luxusartikel wie diese verkümmerte Hochschule zu halten — scheint aber das bescheidene Lämpchen gänzlich ausgelöscht zu sein unter dem geistigen Druck des Pietismus und den Goldrollen und Seidenbällen der Handelsherren. Was wollen auch die armen Professoren machen? Schreiben gegen die Grundsätze ihrer Herren, die sie anständig besolden,

dürfen sie nicht, denn sie würden eines schönen Morgens fortgesagt werden, wie Trorler, oder außer Condition kommen; in unschädlichen Dingen, Theorien der verwegenssten Art, über das alte Rom oder Japan, mögen sie sich ungestört versuchen, noch besser aber, sie zeigen sich als eifrige Werkzeuge für das wahre Heil der Republik und den rechten Glauben. Man belohnt sie dann wohl mit Huld und Stellen, oder selbst mit der Hand einer reichen Erbin und ein neues Glied ist in die Kette geschoben und verstärkt diese zum Segen des Vaterlandes. Wer kann den Verhältnissen der Zeit, den Umgebungen, den Einwirkungen und Drängnissen des Lebens widerstehen, und wo kann man eher hausväterische Klugheit lernen, als? allerSind doch Männer, wie de Wette, hier belehrt worden, die seit ihrer Jugendzeit, vielleicht durch eine Laune des Schicksals, im Ruf der Freisinnigkeit standen, denn was der alte Theologe, der Basel noch einigen Namen gab, jüngst über die Austreibung Rupp's aus dem Gustav-Adolfverein geschrieben hat, zeigt, wie die Lust ihn hier umgewandelt hat, was in Deutschland eben so viel Erstaunen als Bedauern erregte.

Was der neugierige Fremde in Basel sehen will, kann schnell abgethan sein, wer nicht Kaufmann ist, wird bald hier schmerzliche Langeweile empfinden. Bei aller Lebendigkeit ist Basel eine todte Stadt. Jeder

handelt hier und Aller Bewegung liegt in diesem Kreise. Die Politik kann nicht viel beschäftigen, sie ist in zu feste Formen eines eng begrenzten Staatslebens geschlagen und eben jetzt erst hat man gesehen, wie die Bemühungen einer liberalen Partei ganz und gar scheiterten, weil die Herrscher so klug waren, ihr nicht zu widerstreben, sondern darauf eingingen, sich selbst an die Spitze stellten und nun mit ihrem Einfluß die Sache so zu wenden wußten, daß nichts dabei herausgekommen ist, nicht einmal eine Auflösung des alten Zunftzwanges oder eine Erleichterung der Ansässigkeitsmachung.

Man muß gestehen, daß die baseler Herren ihre Rolle mehr ^{weniger} gespielt haben, aber sie hätten dies nicht gekonnt, wenn die Bürgerschaft eine andere, aufgewecktere, wäre. So wird denn der große Rath von 119 Mitgliedern, aus Wahlzünften und Bezirkswahlen hervorgegangen, noch lange sich friedlich versammeln, der kleine Rath der Dreizehn und die beiden Herren Bürgermeister werden in Weisheit weiter regieren, und alle die alten wohlverwobenen und gesicherten Zunftrechte und Vorrechte der baseler Stadtbürger können sich freuen, von der Zerstörungssucht der Radikalen unangestastet zu bleiben.

Steuern bezahlt man zwar bedeutend, denn das städtische Wesen, die Universität, Schulen u. s. w. kosten

viel Geld; sogar eine progressive Vermögenssteuer ist eingeführt, allein man hat ja Geld genug und so lange das vorhanden ist, hat Basel nichts zu fürchten.

Geld, Handel, Kapital! das ist hier die Fassung, dahin richtet sich Sinn und Gedanke. Man erzählt zur Charakteristik der Baseler eine Anekdote. Ein junger Kaufmann stürzt bleich und außer sich in das Haus eines Freundes. „Um Gottes willen,“ ruft dieser erschrocken, „was ist Ihnen?“ „Mein Bruder,“ stöhnt der Andere, „es ist entsetzlich! Der Elende, der Unglückliche, der Niederträchtige!“ „Was hat er gethan? Hat er einen Mord begangen?“ „O! hätte er gemordet, es wäre nichts, nein, denken Sie, er hat das Kapital angegriffen!“ — Das giebt der alten Uebertreibung doch einen Begriff von der baseler Handelsaristokratie, deren Leber übrigens einfach ist, und ganz regelmäßig ungefähr in folgender Art verläuft: Man erzieht den jungen Mann so gut es geht nach den Sitten des Hauses, läßt ihn unterrichten in den guten Schulen der Stadt und durch wohlbezahlte Lehrer, wo er lernen kann, so viel sein Kopf zuläßt, dann kommt er auf ein Comtoir, um sich weiter auszubilden. Hierauf schickt man ihn auf Reisen, gewöhnlich nach Paris, damit er die Welt sehe und kennen lerne. Hat er so die Genüsse derselben erprobt, so ruft man ihn zurück, und hat während desselben schon eine Frau für ihn aus-

gesucht, damit er, früh an Haus und Familie gebunden, nicht ferner auf Abwege gerathe und in die Stricke der Versuchung falle. Dann beginnt auch die politische Laufbahn des jungen Bürgers. Er kommt in den großen Rath, wohl auch in den Regierungsrath, wird vielleicht sogar einmal Bürgermeister und hat damit die höchste erdenkliche Stufe des Ehrgeizes eines baseler Aristokraten erreicht.

Von Basel ist man in wenigen Minuten mit der Eisenbahn auf französischem Boden, und ich gestehe, daß ich aufathmete, als ich das Gebiet dieser letzten kleinen Republik der Schweiz verlassen hatte. Vieles in diesem Lande hatte mich abgestoßen, ich hatte mir Manches ganz anders vorgestellt von der Freiheit und dem Leben der Menschen und fand mich enttäuscht. Es ist lehrreich und nützlich, in diese Schutten zu gehen und zu sehen, wie viel die Bürger dieser freien Staaten noch zu lernen haben und wie wenig es den Meisten nützt, in einer Republik zu leben, wenn ihre Bildung und Aufklärung nicht mit ihrer politischen Freiheit im Gleichgewichte stehen. Aber ich verkenne nicht, wie groß die Vorzüge sind, welche sie besitzen, noch wie ihre Majorität bedeutende Anstrengungen macht, um die Freiheit eine Wahrheit werden zu lassen. Ich habe die Gegensätze aufgedeckt und versucht ein Gemälde dieser bis jetzt so verworrenen Widersprüche zu liefern, deren

Schattenseiten schwarz genug vor uns hintreten, aber ich will nicht scheiden, ohne als Schluß hier die Worte eines Schweizer, des Staatschreibers Hottinger, zu wiederholen, der in seinem Buche über den Staatshaushalt der Schweiz darthut, *Ob* kein Land Europas so viel für Schulen und Unterricht verhältnißmäßig verausgabt, wie diese kleinen Republiken, welche bis 1,800,000 Franken, ein Sechstheil ihres ganzen Einkommens, darauf verwenden, während sie mehr als drei Millionen, ein Viertel ihrer Gesamtausgaben, für Straßenbau und andere gemeinnützige Bauten verbrauchen.

»Mit einer Summe von elf bis funfzehn Millionen schweizer Franken (4 bis 6 Millionen Thaler preussisch) bestreiten die Eidgenossenschaft und sämtliche Kantone ihr Finanzwesen. Die Einnahmequellen können verhältnißmäßig durchaus nicht drückend für die Bevölkerung genannt werden. Mangelhaft sind in denselben vorzugsweise das Postwesen, die Ohngelder und das Zollwesen. In den Ausgaben hat die Schweiz, ungeachtet aller ihrer politischen Kämpfe, diejenigen im hohen Grade berücksichtigt, welche unsere Zeit als vorzüglich anerkenntnenswerthe und anzustrebende allgemein bezeichnet. Die Schweiz hat endlich den so oft mißbrauchten Staatscredit selten in Anspruch genommen, und während

beinahe alle Staaten ängstlich der Epoche entgegensehen, in welcher der schon so lange dauernde Frieden sein Ende finden, das Papiergebäude der Staatskredite zusammenbrechen und schweres Leiden über die Völker und die Einzelnen kommen muß, darf die Schweiz dieser Zeit ruhiger entgegensehen.»

Ende.

Druck von C. F. Riis in Hannover.





16, A 765.
Illustrirte

Kriegsgeschichte

von

1859.

Herausgegeben

von

Theodor Mügge.

Mit Plänen, Karten und Portraits.

Frankfurt am Main.

Verlag von Weidinger Sohn & Comp.

1860.



hwl

Vier Monate Geschichte.

Am Neujahrstage 1859 war, wie gewöhnlich, großer Gratulationsempfang in den Tuilerien. Mehr als 3000 Personen, berichtet der *Moniteur*, hatten die Ehre, vor dem Kaiser vorbeizuschreiten; aber dieser geschwätzhafte *Moniteur* berichtet nicht, was sich begab, als der Kaiser Napoleon die Gratulationen der versammelten Diplomaten in Empfang nahm und doch widerhallte bald davon, nicht allein Paris, sondern ganz Europa.

Der Kaiser wandte sich an den österreichischen Gesandten, Baron von Hübner. „Es thut mir leid, mein Herr Botschafter,“ sagte er, „daß unsere Beziehungen zu dem österreichischen Cabinet so schlecht sind, doch seien Sie versichert, daß meine persönlichen Gefühle für Ihren Kaiser sich nicht ändern werden“^{*)}.

Eine allgemeine Bestürzung folgte dieser völlig unerwarteten, wenig höflichen Anekdote. Herr von Hübner selbst war davon höchst betroffen, und außer den wenigen Eingeweihten des Kaisers, ging es allen so, selbst seinen eigenen Ministern.

Mit fliegender Eile verbreitete sich die Nachricht davon durch alle Kreise

^{*)} Je regrette Mr. l'Ambassadeur que nos relations avec le cabinet d'Autriche soient si mauvaises, mais soyez assuré que mes sympathies personnelles pour votre Empereur ne changeront pas.

und durch die Zeitungen über das Land fort in andere Länder, wo sie mit demselben Erstaunen und mit derselben Besorgniß aufgenommen wurde.

Durch den schwülen Gewitterhimmel, welcher am Ende des Jahres 1858 über Europa lagerte, fuhr diese Neujahrsgratulation wie ein Blitz, der das Gewölk zerreißt. »

Das Jahr 1858 hatte angefangen mit dem gräulichen Mordversuch des Italieners Orsini, am 14. Januar, auf den Kaiser Napoleon; es war hingegangen mit den Heterien gegen England, dem Versuch durch Drohungen die englische Justiz einzuschüchtern, das englische Volk vor dem Zorn der französischen Obersten dange zu machen, mit der Aussicht auf einen plötzlichen Stoß durch die westmächtlige Allianz und auf einen Krieg, der die Räuber- und Mörderhöhle England ausfüllen sollte, um der volksbeglückenden Civilisation des Beherrschers der Franzosen Platz zu machen. Aber das englische Volk fürchtete sich nicht, weder vor dem drohenden französisch-russisch-amerikanischen Bündniß gegen die hölzernen Wälle Englands, noch vor dem geheimen Bündniß seiner eigenen regierenden Staatsmänner, Lord Palmerston an der Spitze, gegen die Landesrechte und Freiheiten dieses unliebsamen Bollwerkes gegen Despotenmacht und Willkürherrschaft. Die allzugefälligen Verehrer des französischen Volksbeglückers mußten die Ministerplätze räumen. Der civilisirende französische Kaiser aber hielt es noch nicht für an der Zeit, seine civilisatorische, von der Vorsehung ihm gewordene Aufgabe, gegen England auszuführen. Er war noch nicht bereit dazu; seine Flotte noch nicht fertig, Cherbourg noch nicht fertig, somit verließ sich der Zorn der Obersten wieder und der Kaiser schrieb bedauernde Briefe nach England, wie sehr es ihn betrübte, in dem Lande, das er so sehr und vor allen liebe, so verleumdet und verflucht zu werden.

Das Jahr 1858 aber hatte bei alledem schon Hader und Streit genug und war an Blut und Gewalt überreich. Kaum war das Gine abgethan, sorgte der französische Kaiser dafür, daß kein Mangel an solchen Dingen entstand, bei denen er mitsprechen, wo möglich entscheiden, die französische bewegliche Nation beschäftigen und ihr die Ueberzeugung verschaffen konnte, daß ihr Beherrscher die Welt regiere. Es schien ausgemacht, daß, wer Da! sage,

Niemand sich unterstehen dürfe, Nein! sagen zu wollen; eben so ausgemacht, daß das französische Volk das auserwählte, auf der höchsten Stufe aller Macht und aller Civilisation stehende, sei.

So wurde in Neapel Streit begonnen und weitreichende, hinterhältige Gedanken lagen darin verborgen; so wurde das kleine Portugal gedemüthigt, gegen alles Recht und Gesetz; so mußten die Franzosen in China kämpfen und der Christenverfolgung wegen, gegen den Kaiser von Anam ziehen; so wurde eine Expedition gegen Madagaskar bereitet, eine andere, so hieß es, gegen Marokko. Frankreich durfte sich nicht langweilen, doch besonders war dafür zu sorgen, daß die Armee sich nicht langweilte. Diese Armee, welche den Kaiser zum Kaiser gemacht hatte, diese Prätorianer, Obersten und Generale, welche Lohn forderten und Arbeit, — Arbeit, welche wiederum guten Lohn versprach.

Eine unbestimmte Furcht vor der Zukunft ergriff die Völker mehr und mehr. Je größer und allgemeiner die Friedensbedürftigkeit war, um so mehr wuchs die Sorge vor den geheimen Plänen des immerdar neue Handel suchenden, kriegerischen großen Nachbarn. Daß das Kaiserreich der Friede sein sollte, war längst als hohle Phrase erkannt worden und viel zu viel Entgegengesetztes geschehen, um das allgemeine Mißtrauen nicht für wohl begründet zu halten. Dazu kam die moralische Verwilderung und Verschlechterung, welche sich im Gefolge dieser Zustände über alle Länder und Völker verbreitete. Die Hier nach Geldgewinn und Genußsucht, die Ausbeutung aller materiellen Interessen, die Verschwendung und der Leichtsin, der Betrug und die Nichtswürdigkeit der Gesinnung, gingen Hand in Hand. Alles schien feil, alles käuflich zu werden; jedes Mittel gerecht, um sich in Luxus und sinnliche Ausschweifungen stürzen zu können; die Höchsten und Ersten wetteiferten in Börsenspiel und trügerischen Speculationen; Ehrenhaftigkeit und sittliche Bedenken waren verspottet und vergessen, sowohl bei Männern, wie bei Frauen.

Die fürchterliche Krisis vom Jahre 1857 schritt mit ihren Nachwehen in das nachfolgende Jahr hinein und öffnete wenigstens insoweit die Augen, daß man die Wirthschaft in Paris und dies Napoleonische Beglückungssystem

als die treibende Ursache aller Uebel erkannte. Von dort waren diese verlodenden Verführungen ausgegangen, diese Aufschaukelung aller Leidenschaften, um in ihrem Laumel zu vergessen, was dafür verloren ging. Jene schmachvoll entrißenen, edelsten Güter an Freiheit und Rechten, für welche sybaritische Vergnüglichkeiten, Schwelgereien und jedwede eitle Thorheit, Entschädigung gewähren sollten. — Zugleich damit zeigte sich in dem sittlichen Verfall des Familienlebens der Verfall der Staaten, die tyrannische Willkür, die abhängigen knechtischen Beamten, die feigen und feilen Richter, die fürchterliche Gewalt der Polizei, die grausame Mißhandlung unschuldiger Männer, endlich die fortwachsende Verschuldrung der Staaten mitten im Frieden.

Und bei allen diesen Uebeln streckten sich wiederum alle Finger und alle Vorwürfe gegen Frankreich und Paris aus. Durch Gewaltthaten war dieser Herrscher dort auf seinen Thron gestiegen, durch Gidbruch und Blutvergießen hatte er Verfassung und Volksrechte umgestürzt; mit Gefängnissen und Tod, mit den Kerlern von Mazas, den Besthöhlen von Lambessa und Cayenne, den Bajonetten seiner Soldaten, den Schaaren seiner Beamten und den Banden seiner Polizei hielt er seine Herrschaft aufrecht. Er suchte die Priester zu gewinnen, um die Volksmasse zu fördern, er suchte die Arbeiter zu versöhnen, durch Arbeit und billiges Brod nicht allein, sondern auch indem er sie Theil nehmen ließ an der allgemeinen Genußsucht. Mit Hilfe der Priester, der Bauern und Arbeiter richtete er sein unbeschränktes Regiment auf, das den gebildeten, dritten Stand niederwarf, die Leute von Ehre, Talent und Ruf, welche stolz genug waren sich nicht zu beugen, von sich ließ, dagegen aber eine Reite von Anhängern und Vertheidigern versammelte, welche mit den Broden des großen Räubers reichlich gesättelt wurden, vom Senater herab bis zum Lohnschreiber der geknebelten Presse und zum Polizeispion.

Gegen den Herbst hin war eben von dieser abhängigen, dienstbereiten Presse eine neue Beunruhigungs- und Beschäftigungssahne ausgezogen worden, die wohl im Stande war, alle Befürchtungen und Besorgnisse zu verschärfen. Es war im Grunde ein längst bekannter alter Gegenstand, aber einer,

welcher längere Zeit in die Tasche gesteckt worden war, um ihn zur gelegenen Stunde als Medusenschild wieder hervorzuholen.

Seit Jahren hatten viele weiter blickende Männer es vorhergesagt, daß Louis Napoleon, wenn er die Zeit für gekommen halten würde, seine geheimen Pläne auszuführen, damit in Italien beginnen werde. Er hatte dies auch selbst nicht verheimlicht, denn schon in den 1839 erschienenen Napoleonischen Ideen sieht es geschrieben, daß man, um die traditionelle Politik seines Hauses auszuführen und das von seinem Onkel angebahnte Napoleonische Weltreich wiederum herzustellen, zuerst Italien erobern, dann sich des Rheins und Belgien's bemächtigen; dann England demüthigen und ihm die Seeherrschaft entreißen; zuletzt endlich Rußland besiegen müsse.

Italien's revolutionaire Erhebung und Sardinien's erbitterter Kampf gegen das siegreiche Oesterreich; der Italiener glühende Wünsche nach einem einigen Italien, ihr ingrimmiger Haß gegen die Fremdherrschaft und den Ehrgeiz des Hauses Savoyen, den König von Italien zu liefern, alles stimmte und passte für die Napoleonischen Entwürfe; Oesterreich aber arbeitete ihnen in verblendeter Weise in die Hände, da es, statt die verwandte, befreundete Königsfamilie in Turin zu versöhnen, statt das strebende, ehrgeizige Sardinien zu schonen und an sich zu ziehen, Abneigung mit Abneigung vergalt, Stolz mit Stolz, Härte mit Härte; zuletzt sogar die diplomatischen Verbindungen abbrach und Drohungen hören ließ, die den Piemontesen das Schlimmste ahnen ließen.

Es ist bekannt wie diese Erbitterung immer höher wuchs, wie Oesterreich sich zu schützen suchte, indem es sich in die Arme der Kirche warf und sich ihr durch das Konfordat überlieferte, wie Sardinien dagegen sich unter dem nationalen Banner an die Spitze des italienischen Fortschrittes und der italienischen Freiheit stellte und mit äußerster Anstrengung aller Kräfte, weit über Macht und Mittel hinaus, sich für eine Sicherstellung der Zukunft vorbereitete.

In dieser Zukunft hatte Louis Napoleon von Anfang an eine abwartende, undurchdringliche Stellung angenommen; bald den Italienern einen heimlichen Wink gebend, bald wieder Oesterreich die Hand drückend, fast der

Resolution schmeichelnd, dann wieder sie erstickend und den Papst mit französischen Bajonetten in Rom behütend; hier die Leiden des italienischen Volks beklagend, dort keine Aenderung weder anathemend, noch gestattend; im Geheimen über Plänen brütend, welche die Welt erschüttern müßten, offen jeder Einmischung abgeneigt und die muratistischen Umtriebe aufs schärfste mißbilligend — so schleppten sich Jahre hin, ohne daß die italienische Frage sichlich weiter kam. Auf der mühsam und eifrig errungenen Pariser Conferenz wurde sie beiläufig angeregt, sofort jedoch wieder beseitigt und von Neuem in den Winkel geschoben; allein dies Spiel wurde gefährlicher für ihn selbst, als der Herrenmeister es dachte.

Der Fanatismus der italienischen Flüchtlinge konnte es nicht länger ertragen. Er schickte seine Mörder gegen den Mann aus, der Frankreich's Freiheiten vernichtet hatte, der mit Rußland fraternisirte, mit Oesterreich jätliche Blicke wechselte, und von welchem Italien kein anderes Loos hoffen durfte. Die Bomben Orsini's und dessen Testament mit dem prophetischen Vermächtniß, entweder Italiens Retter, oder Wehlschäter zu sein, oder andere glücklichste Mörder zu erwarten, scheinen einen tiefen Eindruck gemacht und die entscheidende Wendung bewirkt zu haben.

Im Sommer 1858 wurde in den Bädern von Plombières die Verbindung mit dem Hause Savoyen, die Heirath des Prinzen Napoleon, die Erhebung Italiens, „der Krieg gegen Oesterreich“, beschloßen und von dieser Zeit an begannen die geheimen Rüstungen und Vorbereitungen, die Thätigkeit in den Arsenalen und Häfen; von derselben Zeit an erhielten auch die Zeitungen Befehl, die italienischen Zustände zu besprechen; die öffentliche Meinung gegen Oesterreich aufzuregen, in verleghenden, herabwürdigenden Artikeln Oesterreichs Verhalten und Verhältnisse zu beurtheilen und ein Feuer anzuführen, in dessen Hintergrunde sich das Kriegesfeuer freizettelte.

Alles' geschah nach den Geboten des Kaisers und bald waren die Gemüther beunruhigt von den feindlichen Angriffen in der Presse, bald verbreiteten sich drohende Gerüchte über bevorstehenden Krieg; bald auch erhiigten sich die aufgeregten Leidenschaften, denn die Zeitungen in Oesterreich schwiegen nicht zu den Ausfällen der französischen Schreiber gegen ihr Land.

Sie gaben es ihnen zurück und hatten Grund genug, die napoleonische Herrschaft, den moralischen Verfall der französischen Nation in Recht und Sitte und die Wege des Verderbens, auf welche ihr Beherrscher sie geleitet, mit brennenden Farben zu malen. Jetzt war Louis Napoleon nicht mehr der Retter der Menschheit, der weise, edle und staatskluge Besieger der Revolution und entarteter wilder Fanatiker, sondern es wurden ihm und den Franzosen ganz andere Bilder vorgehalten, und so mehrte sich, je näher am Ende des Jahres, die düstere, verbitterte Stimmung. Die Kengstlichkeit stieg aber weiter, als im December die Revolte in Serbien ausbrach, durch welche Fürst Alexander genöthigt wurde, seinen Sitz zu räumen und ihn dem alten Milosch Obrenowich zu überlassen.

Fürst Alexander war ein Anhänger Oesterreich's gewesen, der alte Milosch dagegen bekannt als die Kreatur Rußlands. Die französischen Blätter jubelten laut, daß Oesterreich Aerger und Schaden daran habe und sprachen ohne Rückhalt aus, daß dies schon Ursache genug sei, um Milosch zu unterstützen; allgemein auch verbreitete sich dadurch um so leichter die Meinung, daß Rußland und Frankreich ihre Hände bei diesen Vorgängen im Spiele gehabt. Russische und französische Agenten waren in allen slavischen Donauländern keine Seltenheiten. Der Beherrscher der Franzosen blieb jedoch noch immer schweigsam; er ließ schreiben und sprechen, er behielt sein undurchdringliches Gesicht bei, das selbst seine nächsten Günstlinge oft nicht zu errätheln vermochten.

Plötzlich nun an jenem Neujahrstage, mit jenem Neujahrsgruße an Herrn von Hübner riß er den Vorhang herunter und alle die bangen Ahnungen wurden zur Gewisheit. Ueber die gesammte Handelswelt verbreitete sich ein panischer Schrecken, welcher sich noch mehr steigerte, als man erfuhr, daß eine Note des Grafen Walewski gleich hinterher, jede Einmischung Oesterreichs in die serbische Angelegenheit als unstatthaft erklärt habe. Es war jedoch Serbien nicht, es war Italien, wo sich das Ungeheim aufthürmte und von woher der Donner rollte. In Oesterreich wurde dies sofort mit Gewisheit empfunden.

Unverhört mußte man es nennen, daß der unumschränkte Kaiser der

Franzosen bei einem feierlichen Empfänge in seinem Hause dem Botschafter einer Großmacht so unliebsame Worte sagte; da es jedoch geschehen, mußte die drohende und beleidigende Absicht recht überlegt sein und der Unfall als ein wichtiges, weit greifendes Ereigniß betrachtet werden. Es konnte nur auf Italien berechnet sein, um den Italienern Muth zu machen; dem Könige Victor Emanuel und seinem Minister, Cavour, aber das verabredete Zeichen zu geben, daß die Stunde da sei, um den Faden weiter zu spinnen. Man erwartete in nächster Zeit so eben die sardinische Thronrede zur Kammereröffnung und sagte im Voraus von ihr, daß sie die Erhebung Italiens predigen werde.

Der erste Eindruck in Paris auf Börse, Handel und Gewerbe war jedoch verartig, daß einige weisse Salbe zur Beruhigung nöthig schien. Schon am 4. Jan. brachte der Constitutionnell einen authentischen Wortlaut der kaiserlichen Anrede, worin es statt „unsere Verhältnisse sind so und so“, hieß „unsere Verhältnisse sind nicht mehr so gut als früher“, und als dies nichts helfen wollte, folgte am 7. Januar eine Moniteurnote nach. „Seit einigen Tagen, hieß es darin, ist die öffentliche Meinung durch alarmirende Gerüchte in Aufregung versetzt worden, die Regierung hält sich für verpflichtet, diesen Gerüchten ein Ziel zu setzen, indem sie erklärt, daß nichts in unseren diplomatischen Beziehungen zu den Befürchtungen berechtigt, welche diese Gerüchte zu erregen bezwecken.“

Trotz der Geschränktheit dieser Erklärung fanden sich doch manche gläubige Helfer, welche alles auf eine plötzliche Reizbarkeit oder Verstimmung des Kaisers schieben wollten; allein diese bessere Meinung dauerte nur wenige Tage. Die Ausfälle in der französischen Presse auf Oesterreich hörten nicht auf, sie wechselten nur ab mit den Beruhigungsartikeln der Regierungsblätter, obwohl diese abhängige, unterthänige Presse mit einem Fingerschütteln zum Schweigen gebracht werden konnte. Dies lag jedoch durchaus nicht in der Absicht. — Bald blieb die französische Presse auch nicht allein, denn auch in Petersburg entstand großer Jubel. Die Petersburger Zeitung besagte Italien's Schicksale und Leiden in wärmster Weise und auf diese Zeichen und nachdem Herr von Hübner mehrere Unterredungen mit dem Grafen Balawski

gehabt, entschloß sich die österreichische Regierung bedeutende Verstärkungen, zunächst 30,000 Mann vom dritten Armeecorps, nach Italien zu schicken.

Möglich verbreitete sich das Gerücht über die bevorstehende Heirath des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Clothilde, Tochter des Königs von Sardinien, von dessen erster, österreichischer Gemahlin. Anfangs geläugnet, blieb bald kein Zweifel mehr übrig, als der Prinz seine Reise nach Turin antrat; mit diesem Ereigniß jedoch mußte die drohende Gefahr wachsen und schnell verbreitete sich die Nachricht, daß ein Offensiv- und ein Defensivbündniß der Preis sei, den Victor Emanuel für die Hand seines fünfzehnjährigen Kindes erhalten habe. Damit zugleich fast wurde die Thronrede des Königs von Sardinien bekannt und vervollständigte den Schrecken.

„Der Horizont, an welchem das neue Jahr aufsteigt“, sagte der König, „ist nicht ohne Wolken. Unser Land ist klein, allein es hat sich eine große Geltung im Rathe Europa's verschafft, durch die Größe der Ideen, welche es vertritt und die Sympathien, welche es einflößt. Diese Lage ist nicht ohne Gefahren, denn wie sehr wir auch die Verträge ehren, so können wir doch nicht unempfindlich bleiben bei dem Schmerzensschrei, der aus so vielen Punkten Italien's zu uns aufsteigt. Stark durch Einigkeit, voll Vertrauen auf unser gutes Recht, erwarten wir vorsichtig und entschlossen die Beschlüsse der göttlichen Vorsehung.“

Der König hätte sagen können: „die Beschlüsse der göttlichen Vorsehung von Paris“. Dies wurde am 10. Januar gesprochen; am 10. reiste der Prinz Napoleon von Paris nach Turin ab, am 21. erfolgte der offizielle Antrag um die Hand der Prinzessin, am 30. Januar fand die Vermählung statt. — Auf den 7. Februar wurde die gesetzgebende Versammlung nach Paris einberufen. Das Schutz- und Trugbündniß wurde von den Journalen als unlängbare Thatsache veröffentlicht.

Und nun entstand bis in den Februar hinein ein Lügen und Trügen, von allen Seiten. Die Rede des Königs von Sardinien sollte keine Bedeutung haben, die Heirath des Prinzen Napoleon eine bloße Familiensache sein. Der Kaiser, sprach der Moniteur vom 24. Januar, müsse wünschen, daß seine Familienverbindungen der traditionellen Politik Frankreich's ent-

sprächen, doch niemals werde er die großen Interessen des Landes davon abhängig machen; alle die ausgesprengten Gerüchte von dem abgeschlossenen Schug- und Trugbündnisse wurden als Lügen erklärt.

Zugleich bemühten sich die abhängigen Journale, den Krieg zwar als möglich, doch als nicht wahrscheinlich darzustellen. Nur wenn die Verträge verletzt werden sollten, habe man solch Aeußerstes zu besorgen, sprach die Patrie. Die Verträge also wurden damit zum ersten Male in den Vordergrund geschoben, bald sollten sie es noch mehr werden. Sie traten aus dem Halbdunkel hervor, mit welchem man sie fortgesetzt zu umhüllen suchte, dann wurden sie immer mehr und mehr der Ziel- und Kernpunkt, auf welchen sich alle Blicke richteten.

Die napoleonische Politik hielt sich fern davon, das verhängliche Wort auszusprechen, die Verarbeitung mußte wiederum durch die Journale geschehen. In England war das Toryministerium nicht geeignet für die napoleonischen Mäne. Die Königin hatte in der Thronrede bei Eröffnung des Parlaments von der „Aufrechterhaltung der vollberechtigten Verträge“ gesprochen, auf welchen die Rechtssicherheit Europa's beruhe. Lord Derby drohte in einem Anfälle britischer Verdriß, jeden niederzuschlagen, der wüßte das Schwert ziehen werde und die Times sprach in ihren wuchtigen Artikeln mit vollem Nachdruck von den verderblichen Kriegsplänen des französischen Kaisers und wie ihm allein die Kriegsschuld, wenn es dazu komme, beizumessen sei, da Oesterreich ihm keinerlei Ursache dazu gegeben habe.

Aber Louis Napoleon wußte, daß in England, wenn keine Sympathien für ihn selbst, doch um so mehr für das italienische Volk zu finden seien. Er wußte ebenso wohl, daß der österreichische Absolutismus wenige Freunde bei den Engländern habe, endlich war er sicherlich auch von Anfang an überzeugt, daß er schon Mittel und Wege finden werde, um nicht der zu sein der looschläge und nicht der zu scheinen, der die Aufhebung oder Abänderung der Verträge von 1815 verlangte. Ganz im Gegentheil dazu beihauerte er vielmehr, wenn diese Verträge ihm und dem französischen Volke auch nicht gefielen, so seien sie doch einmal da und müßten beachtet werden; damit zugleich aber wurden in der Presse mit aller Schärfe die Verträge zerlegt,

durch welche die Oesterreicher ihre italienischen Provinzen verbürgt erhalten hatten und sie wurden geschieden und gesondert von den Separatverträgen, welche Oesterreich später mit den verschiedenen, italienischen Fürsten abgeschlossenen. Daß eine Revision dieser Verträge erfolgen müsse, daß der österreichische Einfluß, welcher sich über ganz Italien ausgedehnt, aufhören müsse, daß diese österreichische Suprematie über Italien das größte Unglück des italienischen Volkes und der Quell aller Uebel sei, daß Oesterreich jede Verbesserung der Zustände Italien's damit verhindere und der furchtbare Druß, die Demoralisation, die Knechtung und Erniedrigung Italien's sein Werk sei, von seiner Macht und seinen Bajonetten abhängig, welche überall die schlechtesten Regierungen beschäfte, dies wurde in zahllosen Variationen in Frankreich, in Sardinien, in England und auch in Deutschland in den Zeitungen abgehandelt und fand Beifall und Anerkennung genug.

In materieller Beziehung durch geordnete Verwaltung, Förderung der Industrie und des Ackerbaues, gleichmäßige Vertheilung der Lasten u. s. w. hat Oesterreich für Italien so viel gethan, daß selbst die Italiener eingestehen müssen, es sei viel Gutes und Löbliches geschehen, läugnen aber darf man nicht, daß dies einem Volke nicht genügen kann, das nach nationaler und staatsbürgerlicher Freiheit strebt, daß somit mancher Grund zur Klage vorhanden war, wenn man auch hinzufügen muß, daß Oesterreich bei seinem politischen Systeme keine liberalen Bestrebungen dulden konnte. Eben der Liberalismus war es, mit dem Sardinien sich Oesterreich gegenüberstellte; Oesterreich hatte diesem in den Jahren 1821 und 1830 den Fuß auf den Nacken gesetzt, hatte ihn 1848 zum dritten Male gedemüthigt, allein es hatte den Fehler begangen, großmüthig zu sein, ohne die Klugheit zu besitzen, auf Mittel zu sinnen, den losgegebenen Feind nun als dankbaren Freund näher an sich zu ziehen. Die Gegenstände blieben stehen, wie sie waren, die Niederlage Sardinien's und der Untergang Karl Albert's hatten nichts daran verändert. Victor Emanuel war seines Vaters Nachfolger auch in der Idee des einigen Italien's und der eisernen Krone, die ihm bestimmt war. Er setzte dem österreichischen Absolutismus die freie Verfassung Sardinien's, den österreichischen Bündnissen mit den italienischen Fürsten, das

sardinische Bündniß mit dem italienischen Volke, dem österreichischen Konkordat mit dem Papst, die religiöse Duldsamkeit entgegen. Aus diesen unverföhnbaren Gegensätzen mußte der gegenseitige Haß glühender ausschlagen; hier die tiefe Verbitterung Oesterreichs; dort aufgeregter Ehrgeiz neben den edlen und reinen Gefühlen der Vaterlandsliebe, hier die Sieger im Bewußtsein ihrer Macht, dort die Besiegten im Gefühle ihres Rechtes und der Schmach. Wie man aber auch urtheilen mag, so hat Oesterreich wenigstens nicht politisch klug gehandelt, daß es Sardinien dahin kommen ließ, sich in die Arme des längst darauf wartenden Napoleoniden zu stürzen.

Was folgen würde, mußte es sich vorhersehen.

Oesterreichs politische Fehler steigerten sich dadurch, daß es Sardinien von sich wies, ohne sich dafür Louis Napoleons Bündniß zu sichern. Es war der größte seiner Fehler, daß es keinen Theil an dem Kriege gegen Rußland nahm. Die bewaffnete Neutralität, welche es unter den ungeheuersten Kosten behauptete, trägt jetzt ihre Früchte. Hätte es die ihm angebotene französische Waffenbrüderschaft damals angenommen, in welcher anderen, freilich auch möglicher Weise in welcher schlimmen Rolle für Deutschland — würden wir es jetzt vielleicht erblicken? Es stieß die Hand Louis Napoleons zurück, ohne damit Rußlands Zorn zu versöhnen, und der Kaiser der Franzosen nahm die Hand des kleinen Königs von Sardinien und die Befaglieris marschirten zum Erstaunen Europa's nach Sevastopol, wo sie anscheinend nicht das Geringste zu suchen hatten. Sie säbelten sich mit den Russen herum, welche plötzlich einen Feind erhielten, an den sie wahrlich nicht gedacht hatten. Das tief verschuldete Sardinien brachte diese Opfer auf Befehl des Erwählten des Herrn, im Namen der Civilisation, im Interesse der Menschheit. Dafür nahm der Erwählte nach dem Frieden seinen Wegling bei der Hand und führte ihn in den Sitzungssaal der Großmächte auf den Pariser Congress, wo Graf Cavour zum größten Aerger Oesterreichs Platz nahm, ohne daß dies es zu verhindern vermochte. Denn wer mit thatet, der auch mit-rathet! Der Würfel für Oesterreich war damals schon gefallen.

Von diesem Augenblicke an mußte Oesterreich wissen, was es zu erwarten hatte; es mußte es um so mehr wissen, als Graf Cavour die italie-

nische Frage zur Sprache brachte, welche freilich diesmal noch mit Hülfe der befreundeten Großmächte alsbald beseitigt wurde; allein es war ein Zeichen, das nicht verkannt werden konnte.

Von jener Zeit an bohrten sich die Leidenschaften und Zermürbungen in Italien tiefer und tiefer. Zwiespalt und Haß brach an allen Orten hervor. Man vermied jede Berührung mit den Oesterreichern, man rauchte keine österreichischen Cigarren mehr, man ächtete österreichische Stoffe und Fabrikate, man reizte und verhöhnte die österreichischen Beamten und Soldaten, man verband sich, keinen Ort zu besuchen, den Oesterreicher besuchten, wer diese auch sein mochten; endlich fehlte es auch nicht, nach italienischer Sitte, an Dolchstößen und Mordanschlägen für angebliche Verräther.

So stand es, als das neue Jahr hereinbrach, und mit welchem Jauchzen wurde der napoleonische Neujahrswunsch in Italien empfangen, mit welcher Begeisterung die sardinische Thronrede. Allein die Politik des Beherrschers der Franzosen war nicht gewillt, Schlag auf Schlag folgen zu lassen. Als der erste Streich gethan war, lag es in seiner schlaunen Berechnung ihn erst verwinden und verdauen zu lassen. Menschen und Völker mußten sich zunächst daran gewöhnen, er selbst aber bedurfte Zeit, um so still und heimlich, als es immer geschehen konnte, seine Vorbereitungen zu betreiben. Bei alledem meldeten die Zeitungen jedoch bald von der gewaltigen Thätigkeit in allen Waffenplätzen und von Befehlen nach der afrikanischen Kolonie ergangen, die kriegsgeübtesten Divisionen nach Frankreich zu schaffen; sie meldeten von neu erfundenen, fürchterlichen Waffen, von Rüstungen zu Wasser und zu Lande, doch die kaiserlichen Organe erklärten alles für Lügen und Verläumdungen. Nichts besonderes geschehe, Alles bewege sich gewöhnlich und herkömmlich, die Divisionen in Afrika müßten der Ordnung gemäß abgewechselt werden, und um die zitternden Börsen zu beruhigen, um wo möglich alle, selbst die Diplomaten und Cabinete zu täuschen, lautete die Thronrede überaus sanftmüthig und friedlich. Nach einer Einleitung, die von zweideutigen Friedensbezeugungen strotzte, sagte der Kaiser Napoleon den am 7. Februar versammelten Senatoren und Deputirten: „Seit einiger Zeit beunruhigen der Zustand Italiens und dessen anormale Lage, in welcher die Ordnung nur

durch fremde Truppen aufrecht erhalten werden kann, mit Recht die Diplomatie. Nichts desto weniger ist dies kein genügendes Motiv, um ~~an~~ einen Krieg zu glauben, welchen die Einen ohne legitimen Grund zu haben, mit ihren Wünschen herbei sehen, und bei welchem die Anderen in ihren übertriebenen Befürchtungen Gefallen finden, um Frankreich die Gefahren einer neuen Coalition zu zeigen. Ich werde unerschütterlich auf dem Wege des Rechtes, der Gerechtigkeit, der nationalen Ehre verharren und meine Regierung wird sich weder fortreißen, noch einschüchtern lassen, weil meine Politik nie herausfordernd und nie verzagt sein wird. Fern von uns sei daher dieser trügerische Lärm, dies ungerechte Mißtrauen. Der Friede, so hoffe ich, wird nicht gestört werden! Nehmen Sie also ruhig den gewohnten Lauf Ihrer Arbeiten auf. Ich habe Ihnen offen die Lage unserer äußeren Beziehungen auseinandergesetzt, die Bewegung, welche sich eben zeigt, ohne den Anschein von dringender Gefahr, muß mit Recht überraschen, denn sie deutet gleichzeitig auf zu großes Mißtrauen und zu große Befürchtungen. Man scheint einerseits an der Mäßigung, von der ich so vielfache Beweise gegeben, anderseits an der wirklichen Macht Frankreich's zu zweifeln. Glücklicherweise ist die Masse des Volks fern davon, ähnlichen Eindrücken zugänglich zu sein. Heut ist es meine Pflicht Ihnen von Neuem auseinander zu setzen, was man vergessen zu haben scheint. Welche Politik habe ich beständig befolgt? Europa zu beruhigen, Frankreich seine wahre Stellung wieder zu geben, unsere Allianz mit England eng zu befestigen und mit den Continentalmächten Europa's den Grad meiner Intimität nach der Gleichartigkeit unserer Ansichten und der Natur ihres Benehmens, Frankreich gegenüber, zu regeln."

Nachdem der Kaiser alsdann gerühmt, was er Großes und Gutes gethan, fährt er fort: „Seit dem Friedensschlusse haben meine Beziehungen zu dem Kaiser von Rußland den Charakter der aufrichtigsten Herlichkeit angenommen, weil wir über alle streitigen Punkte einig geworden sind. Eben so sind meine Beziehungen zu Preußen von gegenseitigem Wohlwollen besetzt. Dagegen haben sich das Wiener Cabinet und das Meine, ~~ich~~ sage es mit Bedauern, oft in Meinungsverschiedenheit über wesentliche

Fragen befunden, und es bedurfte eines sehr versöhnlichen Sinnes um zu ihrer Lösung zu gelangen."

Nachdem der Kaiser alsdann Sardinien's gedenkt, welches „während des Krieges so ergeben und während des Friedens so treu“ war, nachdem er die Heirath des Prinzen Napoleon's, seines vielgeliebten Netters, erwähnt: als natürliche Consequenz der Gemeinsamkeit der Interesse: beider Länder und der Freundschaft beider Souveraine; auch hervorhebt, daß das Interesse Frankreichs überall da sei, wo es gelte eine gerechte civilisatorische Sache geltend zu machen; fährt er dann fort: „Diese Auseinandersetzung, conform Allem, was ich mich bemüht habe seit zwei Monaten dem Inlande wie dem Auslande zu beweisen, wird Sie überzeugen, daß meine Politik nicht einen Augenblick aufgehört hat, dieselbe zu sein, welche sie immer war: Fest, aber versöhnlich!“

So rechne ich auf Ihr Vertrauen wie auf die Unterstützung der Nation, die mir ihre Geschichte anvertraut hat. Sie weiß, daß nie persönliches Interesse oder kleinlicher Ehrgeiz meine Handlungen leiten werden. Wenn man gestützt durch Volkswillen und Volksgestimmung den Thron bestiegen hat, so erhebt man sich durch die Schwere der Verantwortlichkeit über die niederen Regionen, wo sich gemeine Interessen mit einander streiten, denn man hat als ersten Bewegungsgrund, wie als letzten Richter: Gott, sein Gewissen und die Menschheit!“

Diese gut berechnete, schlaue durchdachte Rede, mit allen pomphaften Phrasen von Recht, Gott und Gewissen, aus dem Volkswillen hervorgegangen, in größter Mäßigung den Frieden wollend, den Frieden liebend und auf dessen Erhaltung vertrauend, brachte bei der Masse der ängstlich Hoffenden eine gute Wirkung hervor. Oesterreich trug die Schuld, Oesterreich allein hinderte und hemmte, wie in Italien, so an der Donau, so in der ganzen Welt die civilisatorischen, uneigennütigen Bestrebungen, welche zum Heile der Menschheit dieser civilisatorische, tugendvolle Kaiser beabsichtigte. Die Course fingen an zu steigen, die Börsenmänner nickten wieder vergnüglich nach Paris hin, das österreichische Regierungsorgan, die Wiener

Zeitung, sagte am 12. Februar, man müsse die französische Thronrede friedlich nennen und dürfe auf Erhaltung des Friedens hoffen.

Ob dies 'euchtl'ich gemeint' war, läßt sich um so weniger annehmen, da weiter blickende Männer nichts als heuchlerische und hinterlistige Windmächerei in dieser Thronrede erkennen wollten. Auch von Paris kamen schon nach wenigen Tagen Warnungen, nicht zu viel zu vertrauen; denn statt die Rüstungen zu mäßigen, wurden sie seit dieser Zeit im ungeheuersten Maßstabe eifriger betrieben, und bald genug stürzte sich auch genügend auf, weshalb die Friedensstumpete so rührend gebüßt wurde.

Ein paar Tage vor der Thronrede erschien nämlich in Paris eine Schrift „Napoleon III. und Italien“, deren Verfasser der Staatsrath La Guéronniere war. Das Buch predigte ohne Weiteres den Umsturz der Verträge von 1815, denn, heißt es im Eingange, wenn diese Verträge, welche die Rechtssicherheit Europa's stützen sollen, es jetzt in Gefahr bringen, so geschieht dies, weil sie nicht mehr der Nothwendigkeit oder den Bedürfnissen, aus welchen sie entstanden, entsprechen. Die politische Weisheit rath somit, etwas Anderes an deren Stelle zu setzen. Und was sollte nun an Stelle dieser veralteten Verträge gesetzt werden? Italien müsse vereinigt werden und zu dieser nationalen Einigung der Papst den Mittelpunkt bilden. Der heilige Vater, als Dalai-Laa, mit der obersten, geistlichen und weltlichen Macht ausgerüstet, die förderative Vereinigung der italienischen Staaten leiten. Die österreichische Herrschaft wurde dabei scharf beleuchtet, und es sei nicht zu verkennen, daß es mit ihr nun überhaupt ein Ende nehmen müsse. Die Bemerkungen des Verfassers erstreckten sich aber nicht auf Italien allein, seine Schrift war zugleich eine Apologie des Staatstreichs vom 2. December, sie proklamirte überhaupt das Recht der Gewalt.

Deutschland wurde gnädigst versichert, daß es für seinen Rhein nichts zu befürchten habe, überhaupt seien auch die Oesterreicher in Deutschland ganz achtbare Leute, nur in Italien könne man sie nicht länger gebrauchen.

Diese Schrift, von der man sehr bald erfuhr, daß sie unter unmittelbarer Theilnahme des Kaisers Napoleon entstanden und ausgeführt worden, was allerdings nach dem üblichen System entschieden abgelaugnet wurde,

musste das ungeheuerste Aufsehen erregen. Sie wurde ausgegeben am 4. Februar und binnen zwei Tagen in 35,000 Exemplaren verkauft. Am 7. folgte die Thronrede, und welch neues Erstaunen, sie so friedlich und honigsüß zu finden! Allein es gehörte dies ganz folgerecht zu den napoleonischen Manövern und passte dazu. Die Schrift „Napoleon III. und Italien“ streute den Zündstoff aus, warf franke Meinungen und Behauptungen, Gefahr drohende Darstellungen und Schilderungen über das, was recht und nothwendig sei, in die Masse; die kaiserliche Rede dagegen löschte die Lunte wieder aus, und beruhigte, ohne jedoch bestimmt zu widerlegen.

Es war dies ein schon oft geübtes Spiel. Man hatte es gegen England, gegen Neapel, gegen Rußland, gegen die Türkei und gegen Deutschland, Belgien und die Schweiz benutzt, um durch Flugschriften und Zeitungsartikel die aufregendsten Behauptungen und Beleidigungen auszusprechen, welche die kaiserliche Regierung als Mißgriffe und Ueberschreitungen, welche sie leider nicht zu hindern vermöge, von sich abwies, um ihrerseits die återuhig, friedlichste und versöhnlichste Sprache zu führen.

Diesmal jedoch war man bei weitem nicht so gläubig. Es wurde zu bald bekannt, welchen Antheil die Tuilerien an dieser Schrift genommen und, während das Del des Friedens aus den kaiserlichen Worten und Noten träufelte, welche furchtbaren Vorbereitungen im immer höheren Maße unter fortgesetztem Lügneten statt fanden.

Mißtrauen und Furcht mußten bei allen verständigen Leuten zunehmen, wenn sie die Zustände der Völker und Länder und die Staatsleitungen durch die Diplomaten betrachteten. Ueberall zeigte sich die Ausfodderung der europäischen Verhältnisse, die Schwäche und die Zerrissenheit der Nationen, die Unzufriedenheit unterdrückter Parteien und die Unvernunft einer stolzen Reaktion, welche auf politischem wie auf religiösem Gebiete die Gedanken und Forderungen des Jahrhunderts bekämpfte, das Errungene verwarf und zerriß und die europäische Civilisation in überwundene Standpunkte zurückzusuchen suchte.

Eine allgemeine innere Auflösung war die Folge, und wie Alles schwankend und ungewiß geworden, so auch die diplomatischen Bündnisse und alten

Allianzverhältnisse. England, kaum aus dem orientalischen Kriege hervorgegangen, bekämpfte mit Anstrengung den großen Aufstand in Indien und hielt mit Mühe sein verblaffendes Bündniß mit Frankreich aufrecht, während der mächtige Allirte sich erschützlich auf den Tag vorbereitete, wo die über den Canal ausgestreckten Hände loslassen würden. Nicht nur Cherbourg zeugte dafür, nicht nur die ungeheueren Anstrengungen für die Flotte, noch mehr die immer stärker hervortretende Zärtlichkeit für Rußland. Ueber den Trümmern von Sebastopol war die erste Annäherung erfolgt und seit jener Zeit alles geschehen, um die neue Freundschaft zu befestigen. Was konnte diese anderes beydecken, als Dinge, vor denen alle anderen Staaten Europa's zu fürchten hatten? bei deren Vorstellung ein leises Zittern durch alle Staatsmänner, am stärksten aber durch alle österreichischen Staatsmänner beben mußte. Oesterreich hatte den ingrimmigsten Haß der Russen auf sich geladen. Im Jahre 1848 war es von ihnen gerettet worden, darauf hatte es die berühmten Worte des Fürsten Schwarzenberg wahr zu machen versucht: „Die Welt wird darüber erstaunen, wie undankbar wir sein können“. Allein es hätte noch viel undankbarer sein müssen, um die Politik der Undankbarkeit zu rechtfertigen. Fürst Schwarzenberg hätte sich nicht damit begnügt, die Pläne des Kaisers Nicolaus durch Waffnungen und Beobachtungsheere zu durchkreuzen, er würde auf den rettenden Gzaaren losgeschlagen haben. Dazu konnte sein Nachfolger sich nicht aufschwingen. Jetzt nun, nach dem „ritterlichen Kampfsyiele“, in welchem von Anfang an jeder Theilnehmer feierlich betheuerte, das heilige Rußland solle kein Dorf verlieren, froh die Gefahr für diese Tollheit drohend sowohl gegen Oesterreich, wie gegen England heran. Der französische Kaiser allein erntete Ruhm und die Freundschaft der Besiegten; es fraternisirten der Kaiser und der Gzaar, der Juave und der Kosack. Der Haß Rußlands verblieb den Engländern, die ohne den geringsten Gewinn die ungeheuersten Opfer gebracht hatten, er blieb den Oesterreichern bis zur nationalen Erbitterung, die ihre Schulden um hundert Millionen vermehrt hatten, um Gewehr bei Fuß zuzusehen, wann es etwa Zeit sei, die Donauländer österreichisch zu machen. Louis Napoleon hatte Rußland gerettet, seine Hand schützend darüber gehalten, in den pariser Con-

ferenzen seine Sache vertreten, das erkannte Rußland dankbar. Mit ihm Hand in Hand zu gehen, war von ganz anderen Vortheilen begleitet, als mit Oesterreich um eine Erbschaftstheilung des kranken Mannes feilschen zu wollen.

Rußlands und Oesterreichs Interessen mußten sich immer an der Donau begegnen, Frankreich dagegen hatte dort nichts zu suchen. Das große Slaventhum mit seinen Nebenreichen, ausgedehnt bis an den Bosphorus, konnte willig angeboten werden, wenn das mittelländische Meer dafür ein französischer Binnensee würde, Italien und Aegypten französische Vasallenstaaten. Die Theilung der Oberherrlichkeit in Europa zwischen Frankreich und Rußland war sein Plan von heute und gestern, seine Chimäre, ausgeheckt im Kopfe eines Narren. Sie war verabredet worden in jener Julinacht des Jahres 1807, wo auf dem Floße im Nienmen Alexander und Napoleon brüderlich beisammen in einem Bette schliefen und sich ihre geheimen Entwürfe in die Ohren flüsteren. In derselben Nacht schon wurde auch an der Ausführung gearbeitet. Napoleon willigte ein, daß Rußland Finnland und die Donaumündungen erobere, Alexander dagegen sprach seinen Segen über das eroberte Italien aus und daß Napoleon Spanien und Portugal hinzufüge. Dann im September 1808 erschienen die beiden Herrscher vom Westen und vom Osten in Erfurt und musterten dort die Schaar der dienenden Vasallenkönige, doch die napoleonische Weltreich scheiterte an dem fanatischen Widerstande der Spanier, und scheiterte an dem allzufrüh ausbrechenden Streite mit dem russischen Compagnon. — Das gedemüthigte zertretene Deutschland erhob sich und der Weltherrscher endete in Helena; allein mit ihm starben seine Pläne nicht.

Schon die letzten Bourbons nahmen das Bündniß mit Rußland wieder auf und im Jahre 1829 waren die geheimen Unterhandlungen im vollen Gange. Der großmüthige Nicolaus, „unser zweiter Vater“, wie Herr von Gerlach ihn in der preussischen Kammer nannte, der Schwiegersohn Friedrich Wilhelm's III., war so liebevoll väterlich für Deutschland und Preußen und für den Schwiegervater gestimmt, daß er nicht allein die Balkanländer, sondern auch Preußen bis zur Weichsel in die eigene Tasche stecken mochte, wie

Aberander das Gouvernement Metastrol im tilster Frieden eingesteckt hatte. Dafür sagte der großmüthige Herr den deutschen Rhein an Frankreich zu, und schon war es nur die Julirevolution, welche diese diplomatischen Untriebe beendete.

Jetzt, wo abermals eine Napoleonide auf Frankreichs Thron saß, wo ein französisch-russisches Bündniß immer gewisser sich vorbereitete, mußten den Staatsmännern alle Befürchtungen, welche sich damit verknüpften, einfallen. Es war auch laut genug in den Zeitungen davon die Rede und wurde eindringlich genug bewiesen, welche Gefahren für die Sicherheit das Selbständigkeit aller anderen europäischen Staaten darin liege, anderseits erkannten die beiden Mächte eben so gut, wie nothwendig es sei, sich gegen das Mißtrauen der Völker vertheidigen zu lassen, so daß von dieser Zeit an die französische Presse fortgesetzt zu beruhigen suchte, die Russen aber ein besonderes Journal, „den Nord“ dafür gründeten, der alles überzuckerte oder versöhnte, was befürchtet oder behauptet worden, einen bitteren Geschmad oder Knuten-geruch hatte. Und hierbei unterstützte ein großer Theil der englischen und deutschen Presse in auffälliger Weise die französisch-russischen Bestrebungen. Was wurden für Anstrengungen gemacht, das russische Marine-Etablißement in Villafranca als das harmloseste Ding von der Welt darzustellen! Was wurden für Gründe hervorgefucht, um zu beweisen, daß Rußland gar nicht daran denken könne, wellerobernde Absichten zu haben!

Es war so geschwächt, daß ein Krieg zu den Unmöglichkeiten gehörte, es war mit inneren Reformen bis über die Ohren beschäftigt. Es baute Eisenbahnen, es legte Schulen an, es war überall auf civilisatorischen Wegen, sogar politische Reformen standen in Aussicht, vor allen Dingen die Bauernemanicipation, die Aufhebung der Leibeigenschaft. In Summa: es besaß kein Geld und hatte keine Leute, endlich aber war der Charakter des neuen Kaisers ein so friedfertiger, humaner edler und offener, daß von einer Politik im Sinne des Testaments Peter's des Großen gar nicht mehr die Rede sein konnte.

Mit diesem Vertrauen war es leicht alle Warnungen zu verachten. Man glaubte nicht in Wien, nicht in Baden daran, nichts änderte sich in der bis-

herigen Wirthschaft. Der große Allirte half ja in China und versicherte seine zärtliche Freundschaft und Lord Palmerston benutzte seine Ruhe, besuchte ihn in Frankreich und kam im schönsten Einverständniß zurück, verlegener und verschmitzter, als er gegangen war.

Inzwischen erschien aber auch der Großfürst Constantin aus Petersburg auf dem Schauplatze. Ein russisches Geschwader besuchte die französischen Häfen und die des Mittelmeeres; der Großfürst selbst besuchte Paris. Ueberall wurden die Russen mit Auszeichnung empfangen, doch von den Aeußerungen des Großfürsten über Oesterreich und England erählte man sonderbare Geschichten. Es wurde jedoch verbreitet, der Großfürst habe in Paris durchaus nicht gefallen, der Kaiser sei von dessen Benehmen und Sitten wenig erbaut, der Besuch dieses Prinzen sei keinesweges ein Vortheil für etwaige russisch-französische Pläne, — die näher standen, waren freilich anderer Meinung. Der Großfürst Constantin ist ein Mann von umfassendem Geiste und ungemeinen Kenntnissen, von großer Festigkeit des Charakters entschlossen und thatkräftig. Er ist das Haupt der altrussischen Partei, der entschiedene Gegner der Bauernemancipation, der für den Thron in Stambul bestimmte Herrscher, der entschiedene, stolze und rücksichtslose Gegner Oesterreichs. Das Erscheinen einer solchen Persönlichkeit in Paris, die Reisen und Untersuchungen im Mittelmeer, die russischen Kriegsschiffe, welche es von jetzt an durchkreuzten, alles hätte die Diplomatie steigend beunruhigen müssen, wenn die Diplomatie nicht ihre Unfähigkeit und Ermattung überall und vornehmlich auf dem Pariser Congress so glänzend bewiesen hätte. Wenn Rußland in einen neuen Krieg gestürzt wurde, war die Bauernemancipation über Bord geworfen und dies das lebhafteste Verlangen der russischen Adelpartei; wenn man den franken Mann am goldenen Horn nicht zur Ruhe kommen ließ, war er sicherlich verloren, denn der Krimkrieg und was seine Aerzte für ihn gethan, hatten ihn nicht gesunder gemacht. Und was war nicht alles seit dem vertraulichen russisch-französischen Handschütteln geschehen? Der Häuptling aus den schwarzen Bergen, der edle Danilo reiste nach Paris und wurde dort wohl empfangen. Seine Viehräuber und Kopfschneider waren darauf in die Herzegovina eingebrochen, hatten gefengt und

gemordet, eine türkische Heerschaar treulos überfallen und abgeschlachtet. Sobald es jedoch Ernst wurde, der Sultan besser rüstete, Oesterreich einzuschreiten drohte, war auch der civilisatorische Retter Frankreichs bei der Hand, gebot Stillstand, schickte Kriegeschiffe an die Dalmatische Küste und ließ die räuberischen Banden der Gernmagorien, als ritterliche, christliche Helden von seiner Presse verherrlichen, denen die Sympathie der Christenheit zuläme. In gleicher Weise verfuhr der Beherrscher Frankreichs in den Streiffragen über die Zukunft der moldau-wallachischen Fürstenthümer und in derselben Weise begünstigte er die Revolution in Serbien. Ueberall wurde von zahlreichen Agenten die christliche Bevölkerung gegen die Türken aufgehetzt, überall entstanden Unruhen, Wodsbaten, Uebersälle, und es ließ sich der Zusammenhang derselben nicht verkennen, wie es sich nicht verkennen läßt, daß Zweck und Ziel aller dieser Vorgänge ein allgemeiner und großer Christenaufstand ist, der dem kranken Manne, somit dem Reiche der Türken in Europa, den Gnadenstoß geben muß. Und diesen russisch-französischen, mit Energie und Geschick geleiteten, consequenten Bestrebungen gegenüber entfaltete sich die völlige Schwäche der europäischen Diplomatie und die Rathlosigkeit der Diplomaten. Sie riethen der Pforte zur Nachgiebigkeit, als die montenegrinischen Räuber ihre Unterthanen mordeten, sie riethen zur Nachgiebigkeit, als der getreue Fürst Alexander verjagt wurde, sie riethen zur Nachgiebigkeit als Rouzas Doppelwahl erfolgt war, wie hätten die beiden mächtigen Verbündeten wohl bei Verfolgung ihrer Politik vor solcher gehorfaamen Rücksamkeit stupig und bedenklich werden sollen?

Für wen aber arbeitete und arbeitet denn der Kaiser Napoleon so unermüdtlich in den Donauländern? Für wen anders als für Rußland. Und was erwartet er dafür und hat er zu erwarten, da seine Interessen in jenen Ländern gering und untergeordnet sind? Eben das, was Napoleon der Erste erwartete, als er Alexandern erlaubte, Bimland zu erobern und die Donaumündungen. Freie Hand für ihn in Italien, wo Rußlands Interessen bedeutungslos bleiben müssen. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß zwischen beiden Mächten ein Schutz- und Trugbündniß abgeschlossen wurde, dies kann vielleicht mit Recht geläugnet werden, denn

es kann bei Verabredungen geblieben sein, welche jedoch ohne Zweifel derartig lauten, daß Schutz und Trug sich ganz von selbst verstehen.

Ein russisch-französisches Bündniß kann kein anderes Ziel haben, als die Völker Europa's zu unterjochen, aus den Provinzen der europäischen Türkei russische Vasallenstaaten zurecht zu schneiden und die slavischen Provinzen Oesterreichs einer ähnlichen Bestimmung entgegenzuführen; Italien aber wird dann in derselben Weise mit Frankreich zu verbinden sein. Unter Italien mag den Murat's angewiesen, in Mittelitalien ein Thron für den Prinzen Napoleon aufgerichtet und Oberitalien von dem abhängigen Schwiegerpapa regiert werden, bis endlich ein neuer 2. März 1806 erscheint, und Italien, wie damals vom ersten Napoleon, im gesetzgebenden Körper, als Theil des französischen Weltreichs erklärt werden kann.

Der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen hat bisher wahrhaft sclavisch die Fußstapfen seines großen Onkels verfolgt, von eigenem Geiste, eigenen genialen Ideen hat er nichts hinzugehan, aber er hat es als traditionelle Familienpolitik bekannt, die Pläne des gewaltigen Vorfahren eben so auszuführen, wie Rußland das Testament Peters des Großen. Wie dies nur erfüllt werden kann, durch Besiegung und Unterwerfung aller Nachbarnvölker, so auch die napoleonische Welt Herrschaft und Louis Napoleon hat dies offen ausgesprochen in den napoleonischen Ideen, welche mit aller Klarheit erst Italien, dann Deutschland, dann England und endlich selbst Rußland die Unterwerfung ankündigen.

Einem so gewaltsamen, schlaunen und vor nichts erschreckenden Herrscher gegenüber, der an der Spitze des kriegelustigsten und ruhmbegehrigsten Volkes über ungeheure Mittel gebietet, bleibt nichts übrig als die Coalition aller bedrohten Völker zum solidarischen Einstehen für ihre Selbstständigkeit; allein wie wäre dies möglich gewesen, bei dieser allgemeinen Zerrissenheit, Parteiauflösung und den selbstsüchtigen Sonderinteressen? Rußland voll Haß gegen England und Oesterreich, lästern nach besserem Erfolg seiner vor Jahren gescheiterten Entwürfe, England mit Krämerkinn seine nächsten und seine Handelsinteressen betrachtend, Oesterreich so lange Zeit ein System verfolgend, das ihm die Sympathien der liberalen Parteien aller Völker entziehen

musste, vor allem die Sympathien des protestantischen Nord-Deutschlands; Preußen endlich in Schwäche versunken, unter Leitung einer unfähigen Regierung, die nur zu wohl geeignet war, weder die Achtung im eigenen Lande, noch die des Auslandes zu erringen, noch weniger also geeignet, in die europäischen Geschicke kräftig und leitend einzugreifen, oder in Deutschland durch Kühnheit und Festigkeit Vertrauen einzuflößen.

Zwar hatte sich seit dem letzten Jahre durch die Krankheit des Königs eine Aenderung der bisherigen Regierungsgrundsätze angebahnt, welche zuletzt zur Einsetzung der Regentschaft und zum Sturz des Ministeriums Mantuffel-Weisbachs führte; allein wie erfreulich und kräftig diese Wendung zu einem gemäßigten constitutionellen Staatswesen für Preußen sich erwies, so wurde die reaktionäre Partei dadurch doch bisher nur mehr zurück gedrängt, als überwunden, während nach außen hin, bei den meisten deutschen Regierungen die reaktionäre Strömung um so lebhafter sich Wien zuwandte und um so misstrauischer auf Berlin blickte.

Preußen that mit seinen überstürzten und ungewissen Reformen, welche überall auf Bedenken und Wägungen stießen, diesen deutschen Regierungen zu viel, während es dem preussischen wie dem deutschen Volke nicht genug that. Es bemühte sich, den Vermittlungsweg überall einzuschlagen, aber dieser konnte eben so wenig die Junkerpartei im preussischen Herrenhause bekehren, wie in der Bundesversammlung zu Frankfurt die österreichische Majorität. Oben das letzte Jahr zeigte auch hier fortgesetzte Zerrwürnisse, fortgesetzte feindliche Gesinnung gegen Preußen, welche zu verschiedenen Malen wie bei den Verhandlungen über die dänische Frage und über Kastatt bezeichnend genug hervorbrach. Die Bamberger Politik warf Preußen, bei allem was es vorschlug, Hindernisse entgegen; es wurde unaufhörlich und geistlich beleidigt, war nahe daran, auch den letzten, schon halb zermürbten Schutzwall seines gesunkenen Ansehens, den Zollverein in Stücke zerfallen zu sehen und mitten unter diesen Bemühungen, Preußen in Deutschland herunter zu bringen, die so eifrig betrieben wurden, schien man in Wien noch ganz unbekümmert darum zu sein, wie bald man Preußens Waffenbrüderschaft nöthig haben würde.

Seit dem Anfange des neuen Jahres, wo die französischen Pläne auf Italien sich lichteten, trat jedoch bald zweierlei Absicht der napoleonischen Politik deutlich hervor, „die Absicht England neutral zu erhalten und Preußen von Oesterreich zu trennen.“ Zu beiden war Grund und Aussicht genug vorhanden. Englands Handelspolitik und die Rücksichten auf seine großen industriellen Interessen ließen wohl annehmen, daß es diese uns opfern würde, wenn dringende Gründe dafür eintreten. Bei einem Kampfe in Italien, der eben ein nur geführt werden sollte, nicht um Oesterreich aus seinem gesicherten Besitze zu werfen, sondern nur die Ueberschreitungen seines Rechtes zu verhüten, konnten Englands Interessen sich nicht gefährdet sehen. Eben so wahrscheinlich erschien es aber auch dem Rechenmeister in den Tuilerien, daß es keiner Hererei bedurfte, um Preußen ruhig zu halten. Louis Napoleon hatte immer in Berlin ein freundschaftliches Verhältniß begünstigt; es hatte an gegenseitigen Beweisen dafür nicht gemangelt. Er hatte, als Oesterreich in der Neuenburger Frage eine zurechtweisende und drohende Sprache begann und seine Haltung darnach nahm, diese unangenehme Sache accordet; auch kannte er genau die Stimmung in Berlin, wußte von allen Kränkungen, welche Preußen erfahren, und was auf dessen Kernholz zur einseitigen Abrechnung mit Oesterreich stand. Endlich aber bedachte er eben so wohl die neuerlich eingegangene Familienverbindung zwischen den englischen und preussischen Königshäusern, wie die nahe Verwandtschaft des Kopteren mit dem russischen Verbündeten.

Den ganzen Februar über beriserten sich die französischen Journale mit Beweisen, daß Preußen nicht den geringsten Grund habe, sich Oesterreich anzunehmen. Diesem übermüthigen und feindlichen Nebenbuhler, der bis zur Stunde nicht aufgehört habe, Preußen in Deutschland zu beschädigen, wo er dies irgend vermöge; zu gleicher Zeit auch hielten sie die eindringlichsten Ermahnungen an Deutschland doch um Gottes Willen nicht zu glauben, daß ihm irgend ein Schaden geschehen sollte, indem sie thaten, als sei von einem Wunsche oder Verlangen nach dem Rheine in Frankreich niemals die Rede gewesen und als sei es die allerhöchste und lächerlichste Veräumdung, der noblen, großmüthigen, französischen Nation und ihrem für Civilisation begei-

sterten Beherrscher dergleichen räuberische Absichten zuzumuthen. Einzig und allein wolle er jetzt nur den von Oesterreich geknechteten und bedrückten Italienern zu ihrem Rechte helfen, eine hochherzige Nation hochherzig befreien, ohne irgend welche selbstsüchtige Absicht, einzig im Interesse des leidenden Italiens dem beizustehen die Pflicht des Vaterlandes der Civilisation sei.

Diesen Declamationen entgegen, antworteten die Wiener Zeitungen in treffendster Weise. Sie zogen den heuchlerischen Beistellungen jede Haut ab, behaupteten Oesterreichs Recht in stattester Consequenz, erinnerten die Italiener daran, wie es ihnen ergangen sei, als der erste Napoleon sie befreite, unter welcher Tyrannei sie geknechtet, als die Franzosen sich zu Herren Italiens gemacht und wie Italien geknechtet habe, als 1814 diese Franzosenherrschaft endete. Zugleich auch wandte die österreichische Presse sich mit warmer Gerechtsameit an Deutschland, und indem sie auf die Gefahren hinwies, welche das deutsche Volk erwarteten, sobald Oesterreich überwunden und vernichtet sei, erklärte sie's für Pflicht des Gesamtvaterlandes, Oesterreich nicht zu verlassen; nicht einen Arm solle es sich vom Körper hauen lassen und die Schmach ruhig ertragen, sondern helfen, da es noch Zeit sei, und den gemeinsamen Feind bändigen, wenn dieser seine frevelnden Absichten auszuführen wage.

Die patriotische Stimmung wurde dadurch besonders in Süddeutschland gewaltig angetregt, allein wie heilsam und wohlberechtigt auch diese Aufregung war, so gingen manche Organe der Presse darin zu weit, indem sie auf die minder Ueifrigen, namentlich auf Preußen eine Fluth von Vorwürfen und Anschuldigungen schütteten, das in undeutscher und selbstsüchtiger Weise Oesterreich verlasse und die deutsche Sache seinen Sonderinteressen opfere. Diese Verdächtigungen wurden in Preußen mit Unwillen zurückgewiesen und dagegen geltend gemacht, daß Preußen nicht allein ein Bundesstaat, sondern auch eine Großmacht sei. Daß es als solche sein volles Bestreben sein müsse, den Frieden wo möglich zu vermitteln, und daß die Kriegesgefahren noch nicht so nahe und drohend seien, um daran zu verzweifeln. Für Deutschlands Interessen würde Preußen mit Gut und Blut eintreten, speciell österreichische Interessen habe Oesterreich jedoch allein zu vertreten.

Der Unterschied zwischen dieser Auffassung und der süddeutschen lag darin, daß diese von Preußen und Deutschland begehrten, Oesterreichs Sache sofort für eine allgemeine vaterländische zu erklären, während Preußen und die mit ihm gleich denkenden Staaten zwischen österreichischen und deutschen Angelegenheiten und Interessen unterschieden.

Während sich so die Gemüther der Deutschen spalteten und erhielten und namentlich die mit Oesterreich nahe vereinten Höfe von München und Sachsen auf's lebhafteste für Oesterreich auf die öffentliche Meinung wirkten, daneben auch Preußens bekannte Widersacher: Württemberg, Hannover und Hessen, alle die einst in Bregenz getagt und in Bamberg gegen Preußen sich verbündet, sich vereinigten, um, wenn nicht anders, so mit Hülfe des Art. 47 der Bundesacte und durch Majoritätsbeschluß Preußen zu zwingen, für Oesterreich die Trompeten blasen zu lassen — währenddessen hatten England und Preußen eindringlich und wiederholt, sowohl in Paris wie in Wien, ihre guten Dienste zur Vermittlung des Streites angetragen und in Turin ihren guten Rath und ihre Warnungen ertheilt.

Es gehörte zu den bekannten diplomatischen Künsten des ersten Napoleons solche Anerbieten immer wohlgefällig anzunehmen, um damit den Schein der größten Friedfertigkeit und Kräftigung zu bewahren, eben so wie es zu den schlauen Künsten desselben gehörte, um jeden Preis die Gegner zu trennen und die Andern so lange neutral und unthätig zu erhalten, bis er mit dem Einen fertig geworden, worauf dann die übrigen an die Reihe kamen.

Ganz in derselben Weise nahm Napoleon der Dritte die Anerbietungen Englands, hinter welches sich Preußen stellte, mit Vergnügen an und versicherte wirklich, daß er nichts lieber wünsche, als eine ehrliche, ehrenhafte Ausöhnung. In Wien dagegen war die Aufnahme der beiden Mächte bei weitem nicht so glänzend, vielmehr bald die Aeußerung einer hohen Person bekannt, daß Oesterreich nicht Vermittler, sondern Verbündete brauche.

Hierdurch wohl bedenklich gemacht, trat England nicht mit bestimmten Vorschlägen hervor, allein es gestattete seinem Gesandten in Paris, Lord Cowley einer *persona grata* am kaiserlichen Hofe und, wie man meinte, völlig vertraut mit den Absichten des Kaisers, nach Wien zu reisen

und gewissermaßen auf eigene Hand, nachdem man ihn vorher in Vonden gehört und approbirt, sein Heil zu versuchen.

So erschien der Lord am 2. März in Wien und verhandelte eine ganze Woche lang mit dem Grafen Buol und dem Kaiser selbst unter Zuziehung des Gesandten Preussens und Rußlands über die Vermittlung. Er stieß erschütlich bei diesen Bemühungen auf hartnäckigen Widerstand, für welche die von dem Grafen Buol erlassene, bemerkenswerthe, in Vonden vorgelesene Note vom 25. Februar, zeugt, welche Sardinien's Ehrgeiz und politische Intrigue alle Schuld beimißt; dasselbe thut die Rechtsreduktion der Wiener amtlichen Zeitung vom 8. März, in welcher die Specialverträge mit den italienischen Staaten überall gerechtfertigt und der Entschluß kund gegeben wurde, nichts davon sich abdringen zu lassen. Oesterreich vertheidige bei der Aufrechthaltung dieser Verträge neben seinem Rechte und seinem Besizthum auch die Grundlagen der Selbstständigkeit und Freiheit der europäischen Staatenfamilie überhaupt.*)

(Schluß folgt.)

*) Wir geben in diesem Hefte vorläufig nur die erste Hälfte, des Aufsatzes „Drei Monate Geschichte“ um die Leser noch unmittelbar in die jüngsten Tagesereignisse einführen zu können, und lassen die zweite Hälfte im zweiten Heft nachfolgen.

Die Verlagshandlung.

Der Kriegsschauplatz.

Zwischen Alpen und Apenninen liegt ein Tiefland, das beide trennt, den größeren Theil Oberitaliens bildet und unter dem Namen der Lombardischen Ebene bekannt ist. Die Alpen stürzen an der italienischen Seite jäb hinab und ihre Wasser sammeln sich sowohl in verschiedenen großen Seen, wie den Garba, Como, Iseo, Luganosee und den Lago Maggiore, wie sie auch zahlreiche Flüsse in die Ebene hinabsenden, welche dadurch mit einem Netz von kleineren und größeren Wasseradern überzogen wird. Der Sammelplatz für alle, die große Ebene von Westen nach Osten durchschneidend, ist der Po, der nach einem Laufe von mehr als 80 Meilen in's Adriatische Meer fließt. Von den Gotischen Alpen, am Monte Viso in einer Höhe von 6000 Fuß entspringend, fließt er durch Gebirgsthäler in tiefem Bett bei Turin vorüber, zwischen Hügeln sich fortwindend, welche ihn auf seiner rechten Seite bis Casale begleiten, wo er in die Ebene eintritt und diese nicht mehr verläßt. Schon bei Turin ist der Po ein mächtiger und rasch fließender Strom von 300 Schritt Breite. Von Casale an wird sein Bett flach, er theilt sich in Arme, welche viele größere und kleinere Inseln einschließen, Dämme und Deiche suchen seinen Ueberschwemmungen Einhalt zu thun, und seine Breite wächst bis auf 1200 Fuß und darüber.

Von Casale ab vereinigen sich auch die bedeutendsten Nebenflüsse mit dem großen Hauptstrom. Nahm er früher schon bei Turin die Dora Ri-

garia, dann weiter hinab, Stura, Mallone, Orco und Dora Baltea auf, so folgen nun die wasserreiche Sesia, die Agogna und der Ticino, der Ausfluß des Lago Maggiore. Von der rechten Seite sind die Zuflüsse weniger bedeutend. Der wasserarme Apennin hat wenig zu bieten. Die Alpenströme Tanaro und Bormida, welche sich bei Alessandria vereinigen, und die Scrivia sind die bedeutendsten.

Ein Blick auf die Landkarte reicht hin um zu erkennen, daß das Königreich Sardinien zum größten Theile ein Berg und Gebirgsland ist. Sein Norden wird von den höchsten Gebirgen Eurpa's gefüllt, mit der Meeresküste parallel läuft die Kette der Seeralpen, welche mit ihren Ausläufen bis in den Süden reichen und östlich, in der Provinz Genua, sich mit den Bergen der Apenninen vermischen. Savoyen, Nizza, Genua und ein großer Theil Piemonts sind gebirgig; aber von der linken Seite des Po, bis zu dem Grenzflusse Ticino im Westen reicht Sardinien's Antheil an der lombardischen Ebene, und dies ist der fruchtbarste Theil des Landes. Das gesammte Königreich hat 1330 Quadratmeilen Flächenraum, auf welchem 4,800,000 Menschen leben. Davon muß eine halbe Million und 430 geviertete Meilen auf die Insel Sardinien abgerechnet werden.

Die Geschichte des Landes hängt zusammen mit der Geschichte des uralten Fürstengeschlechtes, das diesen Staat begründete. Graf Berthold von St. Maurice, den der letzte König von Arrelat, Rudolf III, im Jahre 1016 zum Grafen von Savoyen eingesetzt, wird als der Stammvater dieses Geschlechtes betrachtet, das die Herrschaften umher eroberte, erkaufte und erheirathete, in den Kämpfen der Welfen und Gibellinen klug bei den deutschen Oberlehnsherrn aushielt und im Jahre 1416 von Kaiser Sigismund die Herzogswürde erhielt. Mailand reichte damals über die ganze Po-Ebene, bis an die Berge. Stücke davon abzureißen, um ihr Land mit Theilen des alten Lombardenstaates zu vergrößern, war die Aufgabe der Herzoge von Savoyen, nachdem sie ihren Hofstiz nach Turin verlegt. — Dies gelang ihnen zuerst, als sie am spanischen Erbfolgekriege Theil nahmen, wodurch das Geseithal und Alessandria, wie auch das ehemals deutsche Markgraftenthum

Montferrat ihnen zuviel; überdies aber machte der Utrechter Friede, 1713, den Herzog von Savoyen zum Könige von Sardinien.

Schon im Jahre 1735 fügte König Karl Emanuel III. nach dem Wiener Frieden seinem Staate ein zweites Stück von Mailand hinzu: Lodi und Novara; dann 1743 ein weiteres Stück, in Folge des österreichischen Erbfolgekriegs, durch den Vertrag zu Worms, welcher Land und Städte bis zur Aegagna sardinisch machte.

Bis dahin hatte sich Sardinien auf Kosten Oesterreichs, als Bundesgenosse der Franzosen und Spanier vergrößert; dies änderte sich, als die französische Revolution begann. Am 25. Juli 1792 schloß Victor Amadeus III. mit Oesterreich ein Bündniß gegen Frankreich, wodurch Savoyen und Nizza alsbald verloren gingen, der französischen Republik abgetreten werden mußten, um den Rest zu retten. Alle Unterwürfigkeit kam jedoch zu spät. Obwohl der König jetzt Oesterreich den Krieg erklärte, wurde 1798 Piemont von den Franzosen besetzt, der König am 9. December zur Abdankung gezwungen und der gesammte Staat dem französischen Reiche einverleibt. — Victor Amadeus III. war 1796 gestorben, sein Sohn Karl Emanuel IV. erhielt Erlaubniß, sich nach der Insel Sardinien zu begeben, welche die Franzosen nicht erobern konnten, da die englischen Flotten das Meer beherrschten. Im Jahre 1802 am 4. Juni dankte Karl, welcher bis dahin in Cagliari weiter regiert hatte, zu Gunsten seines Bruders Victor Emanuel I. ab, und widmete sich geistlichen Übungen, wurde 1817 Jesuit und starb 1819.

Der neue König blieb in Cagliari, bis 1814 Napoleons Sturz erfolgte. Am 20. Mai kehrte er nach Turin zurück und wurde mit Jubel empfangen. Die Franzosenwirthschaft war so hart und drückend gewesen, daß das Volk alles alte Leid darüber vergessen hatte, den Fürsten aus dem alten Herrscherstamme also voll Freuden aufnahm.

Bergolten wurde es ihm schlecht genug. Der König kam aus der Verbannung mit ähnlichen Grundsätzen zurück wie die Bourbons aus ihrem Asyl. Das Alte wurde hergestellt, wo es irgend anging; gleich auch kamen Pfaffen und Jesuiten in Schaaren. Die strengste Censur wurde eingeführt, dem Adel seine alten Vorrechte zurückgegeben, pomphaftes Hofgepränge sollte die

Ehrfurcht vermehren, Steuer- und Abgabendruck vollendete die Mißstimmung. Der König hatte nicht nur Glück gehabt, sondern Verdienst und Würdigkeit und wäre er ein Mann von Einsicht und Erkenntniß gewesen, er hätte ein glorreiches Andenken hinterlassen können. Nicht allein hätte er alles Verlorene zurückerhalten, sondern das Herzogthum Genua obendrein. Das ganze Savoyen kam 1815 durch den Pariser Vertrag vom 20. November 1815 wieder in seine Hände, um ihn zum Herrn der Alpenpässe zu machen, aber in sieben Jahren brachte er es dahin, daß 1821 ein Militäraufstand ausbrach, wie in Neapel, der, wie dort, durch Oesterreichs Kriegsschaaren gedämpft wurde. Die Oesterreicher besetzten das Land, der König aber dankte ab und übergab seinem Bruder Karl Felix die Krone.

Der in den Aufstand verwickelte Better und nächste Thronerbe, Prinz Albert von Savoyen-Carignan, mußte aus dem Lande gehen, dann begannen die Hochverrathsprozesse und die Auflösung und Bestrafung der revolutionären Regimenter. Oesterreichische Truppen blieben mehrere Jahre im Lande, es mußten dafür jährlich 6 Millionen Gulden bezahlt werden; den Jesuiten ward der Schulunterricht übergeben, der Prinz von Carignan erkaufte sich Vergebung, indem er den Zug der Franzosen, um die Spanische Constitution zu vernichten und den Absolutismus herzustellen, als Freiwilliger bis nach Gadir begleitet. Die Reaktion wurde nun so vollständig in Sardinien, daß 1825 ein königliches Erdict das Lesen- und Schreiblernen Allen verbietet, die sich nicht über den Besitz von wenigstens 1500 Lire ausweisen konnten. Studiren sollte Niemand, der nicht wenigstens eben so viel an Renten besaß. Die klassischen Schriftsteller des Alterthums durften nur in verstümmelten Ausgaben erscheinen, die Werke der berühmtesten Autoren wurden verboten, selbst Uebersetzungen von Goethe's, Wieland's und Schiller's Schriften. Im Jahre 1831 starb Karl Felix und der verbannte, vormals liberale Prinz von Carignan, kam als Karl Albert auf den Thron. Was man von ihm gehofft, erfüllte sich nicht, es blieb wie es war. Im Jahre 1833 wurde eine Militärverschwörung entdeckt, in deren Folge 14 Hinrichtungen stattfanden; 1834 folgte der sogenannte Savoyer-Zug von den Flüchtlingen in die Schweiz, Italienern, Deutschen und Polen veranstaltet, welcher alsbald

flüchtig schritterte. Es schien noch viele Jahre lang, als ob der König Karl Albert das Versprechen, welches er seinem Verwandten auf dem Todtenbette gegeben haben sollte, nichts zu ändern an den Staatsgrundsätzen, getreulich halten wollte, denn liberal gesinnte Männer wurden häufig hart verfolgt, in Ketten geworfen, in Hochverrathsprozesse verstrickt; endlich aber wandte sich der König der nationalen Partei zu. Der Gedanke, Italien zu befreien, Italiens Retter und sein König zu werden, wurde das bewegende Axiom seiner Handlungen, die Spannung mit Oesterreich nahm zu, nachdem dies so lange sein Uebergewicht in Turin geltend gemacht und zur Befestigung eine Erzherzogin mit dem ältesten Sohne des Königs vermählt hatte. Der Sturm brach los im Jahre 1848. Oesterreich schien verloren, in mehreren Schlachten ward es geschlagen, Mailand von dem Könige erobert, aber statt seine Siege energisch zu verfolgen, ließ Karl Albert sich zu neuem Waffenstillstände verleiten und zeigte sich so schwankend, daß der Verdacht an Verrätherei entstand. Verrath war es nicht, aber heillose Schwäche. Als der Krieg erneut wurde, fand Karl Albert Oesterreich besser gerüstet und in dem greisen General Radetzky einen Feldherrn, dem er nicht gewachsen war. Die blutige Niederlage bei Novara entschied des Königs Untergang. Von dem Schlachtfelde floh er, die Krone niederlegend, aus dem Lande und starb bald darauf in Gporto.

Sein Sohn Victor Emanuel II. verhandelte sofort mit dem Sieger um den Frieden, rasch und ohne Verlust an Land und Leuten erhielt er ihn, da Oesterreich die Dankschuld Frankreichs fürchtete. Oesterreich selbst begnügte sich, das zu behalten, was es besaß und nichts von Besitz und Recht zu opfern. In seiner Noth hatte es sich in London erboten, ein Nebenreich aus seinen italienischen Ländern zu machen, das sich selbst regieren, Gesetze und Verfassung geben, nur zur Erhaltung des Gesamtstaats beitragen und einen Erzherzog als oberstes Regierungshaupt annehmen sollte. Es wäre wohl noch weiter gegangen, wenn die Umstände es forderten, jetzt aber, nach seinem Siege, gab es gar nichts, und so entwickelte sich die Geschichte der letzten zehn Jahre, in welchen von Turin aus König Victor Emanuel, und seine Minister d'Azeglio und später Cavour die freie Ver-

fassung Sardinien's ausbildeten und die Befreiung Italiens, wie den Hasi gegen Oesterreich, zum Leit- und Ausgangspunkt ihrer Handlungen machten.

Die Piemontesen sind meist ein kräftiges und schönes Volk. Die Bergbewohner besonders abgehärtet und von muthigem Sinn. Der Adel ist zahlreich und zum Theil vermögend. In den bergigen Theilen des Landes gibt es große Grundbesitzer, in den Städten wohnt ein sich gut nährendes, auch wohlhabender Bürgerstand, an der Küste, besonders in Genua, ist der Handel bedeutend, die Genuesen sind noch immer reiche, genau rechnende Kaufleute. Das Landvolf hat in den Bergen viele kleine Eigenthümer, je weiter nach der Ebene, je mehr aber verschwindet der freie Besitz und es treten Pachtverhältnisse an dessen Stelle. Grund und Boden gehören dem Adel und den Mittelklassen, in den Städten den Signori und Radrioni, denen die Ackerbauern Grundrenten zahlen. — Zwischen Po und Tessin liegen die reichsten und besten Marschen in dem fetten Schlammboden. Reis, Mais und Weizen sind die Hauptproducte. Reisbau ist vorherrschend in allen Tieflagen und wo die Bewässerung durch Canäle zu erreichen ist. In der Lomelina, der Gegend Valenza gegenüber, und in dem großen südlichen Bogen, den der Po von Vercelli aus bildet, herrscht die üppigste Fruchtbarkeit. — Die zahllosen Wassersäden, Flüsse, Bäche und Gerinne, verbunden mit unzähligen Canälen, machen jedoch, daß außer auf den Landstraßen, für Wagen und Pferde kein Fortkommen ist. Wo das Land zum Reisbau eingerichtet wurde, muß es einen Theil des Jahres unter Wasser gesetzt und in Sumpf verwandelt werden, wo dies nicht der Fall, stehen die nützlichen Maulbeerbäume auf dem höheren Boden in langen Reihen, ohne welche die überall betriebene Zucht des Seidenwurms nicht möglich wäre. Zwischen den Reihen der Maulbeerbäume gereihen die Weizenfelder, von beiden Seiten eingefaßt von Nebengewinden, welche von Baum zu Baum ziehen. Jedes Stückchen Boden ist nutzbar gemacht, somit sind der Weide nur wenige; die Landstraßen aber haben zu beiden Seiten meist tiefe, breite Schlammgräben, über welche man so leicht nicht auf die Felder und Plantagen gelangen kann.

Man kann aus dieser Beschreibung sehen, wie schwer es einem Heere wird, auf diesem Boden rasch vorwärts zu kommen, und wie dies fast un-

möglich wird, wenn anhaltendes Regewetter eintritt. In der lombardischen Ebene ist die Sommerhitze erstickend, kein Schatten, keine Kühlung erquickend den erschöpften Wanderer auf der staubumhüllten Straßen, eben so verrufen ist jedoch der aschgraue, gleichmäßig eingehüllte Himmel der Lombardei, wenn der Regen unaufhörlich herabfließt. Es regnet an wenigen Stellen Europa's mit solcher Ausdauer wie hier zu gewissen Zeiten, und dazu kommt, daß alle Flüsse Gebirgsflüsse sind, welche eben so leicht Wassermangel zeigen, wie über ihre Betten steigen, zur Frühjahrszeit aber, bei der Schneeschmelze in den Hochgebirgen, regelmäßige Ueberschwemmungen verursachen.

Wenn nun obenin die Bauern leicht im Stande sind, ihre Reisfelder durch Anstauungen oder Oeffnung der Schleusen unter Wasser zu setzen, so kann man sich leicht vorstellen, wie die Operationen eines Heeres erschwert werden. Die Häuser der Dörfer liegen hier meist sehr zerstreut, nur in der Nähe der Kirche findet sich eine mehr zusammenhängende Gruppe oder Straße, selten jedoch wird ein Caffeehaus fehlen, darin auch selten es an Gesellschaft mangeln. Die italienischen Landleute, die Pächter und Meier in ihren Schossjacks und spitzen Hüten, den nie fehlenden baumwollenen Regenschirm unter dem Arm, scheinen mehr Zeit zu haben, als unsere Bauern, und ihre langen gebräunten Gesichter mit den dunklen, lebhaften Augen und dunklen Haaren, verbunden mit der gleichmäßigen Tracht, geben ihnen eine eigenthümliche, brüderliche Familienähnlichkeit.

Kommt man aus dem Tieflande in die Hügel, so herrscht hier Seidenzucht, Wein- und Obstbau vor. Die Straßen führen oft steil und schmal zwischen den Hügelwänden hin. Grundstücke und Gärten sind mit Mauern umgeben und diese bilden mit den massiven Häusern enge Defileen, welche auch ein schwächerer Feind mit Glück hartnädig vertheidigen kann, besonders ist dies der Fall in dem Lande zwischen Alexandria und Turin. — Was die Städte endlich anbelangt, so sind diese meist alt, bestehen aus festen massiven Gebäuden und sind mit Mauern, zuweilen auch mit alten Thürmen und Festungswerken versehen, auch wohl mit einem Schlosse, das sich zur Vertheidigung eignet. Eigentliche Festungen besaß Sardinien bisher nur zwei: Genua und Alexandria. Turin hat ein festes Schloß, das 1565 er-

haut wurde. Tortona eine Citadelle, außerdem gibt es verschiedene Forts und Schlösser zur Deckung der Paßübergänge, wie das Fort von Bard im Thale von Aosta, das den Paß über den St. Bernhard bewacht, so die Schlösser von Genestella und Epilles u. s. w.

Alessandria wurde 1723 zur Festung gemacht, doch erst der alte Napoleon machte aus ihr einen festen Platz ersten Ranges, der ein Eckstein seines Reiches sein sollte. Er ließ es von Chasseloup befestigen und alle Sorgfalt und Kunst darauf verwenden. Die Stadt liegt am Einfluß der Bormida in den Tanaro und dem Winkel zwischen beiden Flüssen. Die umwallte Stadt auf dem rechten Ufer des Tanaro, auf dem linken eine Citadelle von 6 Bastionen. Als Alessandria in die Hände der Oesterreicher fiel, vernichteten sie die Werke der Stadt und ließen nur die Citadelle übrig. Karl Albert aber stellte sie her, und während der beiden letzten Jahre vor Ausbruch des jetzigen Krieges wurden neue Befestigungen und ein verschanztes Lager hinzugefügt, welches die gesammte sardinische Armee nöthigen Falls aufnehmen sollte. Für diese neuen Werke wurden die bekannten 100 Kanonen durch Sammlungen in Italien Frankreich und England zusammengebracht.

Die sardinischen Ingenieure empfanden aber bald, daß Alessandria den Po nicht vertheidigte, von dem es mehrere Stunden entfernt liegt. Um eine Festungsgruppe für die Polinie herzustellen, mußte noch ein anderer Platz am Po damit verbunden werden und hierzu wurde Casale ausgewählt, $3\frac{1}{2}$ Meilen von Alessandria gelegen, die alte Hauptstadt von Montferrat, welche früher als starke Festung gegolten hatte, deren Werke aber ganz verschwunden waren. Seit 1850 wurde gebaut und drei größere geschlossene Werke, ein Brückenkopf und zwei Forts angelegt. Der Brückenkopf auf dem linken Poufer ist durch vorgeschobene Lünetten verstärkt, die beiden anderen Forts, ein geschlossenes Kronwerk und ein Steinwerk liegen im Osten und Süden der Stadt. — In dieser starken Stellung, gestützt auf beide Festungen, concentrirte sich beim Beginn des Krieges das sardinische Heer und erwartete dort die Ankunft der Franzosen, die mit überraschender Schnelle auch alsbald in Genua und, von den Alpen niederstürzend, in Turin erschienen,

worauf sie von beiden Seiten mit Hülfe der Eisenbahn rasch in Casale und Alessandria einrücken konnten.

Die Vortheile der von Sardinien mit energischen Anstrengungen und großen Opfer erbauten Eisenbahnen, bewiesen sich jetzt in ganzer Wichtigkeit. Der Mittelpunkt des sardinischen Systems ist Turin, wo die Alpenbahnen von Vinerola und Coni, Saluzzo und Susa münden: von Turin läuft ein Bahnstrang über Ghivasso, Vercelli, Novara nach Mailand, welcher von Novara aus, eine Zweigbahn nach Arona am Lago Maggiore nördlich schickt, südlich aber einen anderen Zweig mit Vercelli, Mortara, Valenza und Alessandria, während von Mortara ein Strang nach Vigevano führt. So wird im Norden und Westen ein Netz von Bahnen hergestellt. Die andere große, östlich laufende Staatsbahn führt durch das Thal des Tanaro über Asti und Ceirosso nach Alessandria, schickt von dort eine südliche Flügelbahn nach Aquir und theilt sich in zwei Arme, deren östlicher über Tortona nach Stradella an die Grenzen nach Vercenza führt, auch weiter nach Bologna und Ancona projectirt ist; der andere Arm senkt sich südlich hinab nach Novi gegen die felsige Bergkette Bocchetta, welche sie in verschiedenen Tunneln, die längsten in Europa, durchbricht und mit deren Hülfe sie Genua erreicht.

Das ganze System ist vollkommen strategisch angelegt, alle wichtigen Plätze des Landes werden dadurch verbunden und zahlreiche Flügelbahnen erleichtern die militärischen Bewegungen nach allen Seiten hin.

Was endlich das höhere Gebirgsland betrifft, das einen großen Theil des Landes einnimmt, so fällt dies auf der Nord- und Ostseite fast senkrecht in die Porebene hinab; vom Süden her läuft es in Hügelketten aus bis an das rechte Pousfer, zwischen Dormida und Scrivia aber setzt sich die Ebene bis nach Novi hin fort.

Um nach Frankreich zu gelangen, hat man 1) zunächst die prächtige Straße über den Simplon, von Napoleon 1801 angelegt und 1806 vollendet. Sie steigt von Domo d'Ossola aufwärts zu dem 6000 Fuß hohen Hospiz und senkt sich dann in dem Schweizer Kanton Valais hinab, somit, so lange die Schweiz ihre Neutralität aufrecht erhalten kann, ist dieser Weg von den Franzosen nicht zu benutzen.

2) Die Straße über den großen St. Bernhard ebenfalls über neutrales Gebiet laufend und sehr beschwerlich, zum Theil nur Saumpfad.

3) Die Straße über den Mont Genis, über einen 6,300 Fuß hohen Gebirgssattel von Piemont nach Savoyen führend, doch vortrefflich angelegt und wohl erhalten, an dem 11,000 Fuß hohen Mont Genis vorüber. Diese Straße war für den Uebergang der Franzosen, die aller vortheilhafteste. Der Schienenweg von Lyon nach Chambéry ist nicht allein fertig, sondern auch darüber hinaus, die Bahn bis St. Jean de Maurienne. Von hier aus beginnt die prächtige, ebenfalls von Napoleon 1805 erbaute Alpenstraße, längs der Ufer des Arco über St. Michel, Modane und Bervin nach Lans le Bourg. Von dort aus beginnt das Steigen bis auf den Kamm, wo das Wirthshaus und Posthaus steht und ein Hochplateau mit einem See sich ausdehnt. Nach Susa geht es steil hinab, worauf man dann in zwei Stunden mit der Eisenbahn nach Turin gelangt; der ganze zu machende Weg von St. Jean aus, beträgt einige vierzig Stunden und eine Heersäule braucht wenigstens vier Tagemärsche um nach Susa zu gelangen. Dennoch und obwohl der Mont Genis viel von Schneewehen und wildem Wetter zu leiden hat, ist es der vorzüglichste Weg. Auch die Straße von Grenoble führt dorthin, alles was aus dem Rhonethal nach Piemont herüber will, hat keine bessere Passage, der Mont Genis ist die Hauptverbindung mit Frankreich.

4) Führt von Grenoble allerdings auch eine Straße über den Mont Genevon, welche noch besser sein würde, allein eine Armee hat 50 Stunden zu marschiren, ehe sie nach Susa kommt, auch ist der Weg sehr beschwerlich.

5) Außer diesen führen verschiedene Saumstraßen hinüber, für militärische Benutzung sind sie jedoch nicht geeignet.

6) Führt über die Seealpen von Nizza aus über den Col di Tenta eine Pass- und Poststraße, 5700 Fuß hoch und 30 Stunden lang. Sie ist für ein Heer sehr mühselig und schwer zu benutzen, überdies auch so weit entfernt von der Mitte Frankreichs und seinen Hülfquellen, daß sie außer

Betracht kommt; daselbe ist mit einigen anderen Nebenwegen der Fall. Es bleibt somit nur noch:

7) Der Seeweg von Marseille und Toulon nach Genua und dieser ist von dem größten Theile des französischen Heeres eingeschlagen worden, wird auch fortgesetzt als die bequemste und leichteste Verbindung mit Frankreich dienen, bis nicht etwa dieser Weg durch eine andere Seemacht erschwert oder abgeschnitten wird.

Daß die hohen Gebirgsgegenden spärlicher bevölkert sind, als das Hügelland und die Ebene, ergibt sich aus den Verhältnissen. In seinem größeren Theile ist Sardinien jedoch dicht bewohnt, ganz besonders in den Theilen, welche zur lombardischen Ebene gehören. In einzelnen Gegenden der österreichischen Lombardei steigt die Bevölkerung bis auf 11,000 Köpfen auf die Quadratmeile, im Venetianischen bis auf 8000, eben so viele sind für die Hochebene Piemonts zu rechnen. Die Durchschnittszahl ergibt für das sardinische Reich auf dem Festlande 4,500 Einwohner für die Meile.

Aus dieser Beschreibung des Landes läßt sich ermessen, wie es an den meisten Orten fast unmöglich ist, einen Wassenkampf zu ermöglichen. Die Reiterei ist nur an wenigen Stellen zu Angriffen in Regimentern zu benutzen, nur in Schwadronen läßt sie sich anwenden und zum Vorpostendienst gebrauchen. Die Artillerie kam häufig nicht von den Straßen herunter, um in die Alleen der Maulbeerbäume zu gelangen, die nur zu benutzen sind, so lange sie günstig laufen. Wo der tiefe Boden zum Reissbau bestimmt ist, kann sich Artillerie gar nicht bewegen, denn die Kanonen versinken darin. In dem Feldzuge von 1848—49 führte jeder österreichische Geschützzug Brücken mit sich, um von der Landstraße über die tiefen Schlammgräben auf die Felder gelangen zu können, und um auf diesem schwierigen Boden die Geschützleitung nur einigermaßen zu ermöglichen, waren jedem Brigadeführer eine große Zahl Ordnonanzoffiziere beigegeben, welche in fortgesetzter Thätigkeit die Befehle des Commandirenden überbrachten und ihm Berichte erstatteten.

Blickt man auf das Land, auf die Lage der Hauptstadt, auf die Flüsse, Hügel, Gebirge und Eisenbahnen, so leuchtet es ein, daß ein angreifendes Heer möglichst schnell, wenn es dies irgend vermag die Penebene durchschneiden

und den Widerstand dort überwinden muß, um in das Hügelland zu gelangen, wo doch leichter zu manövriren und zu schlagen ist. War das österreichische Heer, welches am 29. April über den Tessin vordrang, wirklich wie man annahm 130,000 Mann stark, so schien es allerdings mächtig genug, um mit seinem rechten Flügel einen Schlag auf Turin auszuführen und in Susa die von den Alpen niedersteigenden gewiß in keinem besonders kampffertigen Zustande sich zeigenden, französischen Brigaden zu empfangen. Drang das Centrum von Valenza und Candia auf Alessandria und Casale vor, der linke Flügel aber zu gleicher Zeit von Piacenza auf Tortona und Novi und gelang es diesem, sich dieser wichtigen Plätze zu bemächtigen, in Novi sich festzusetzen und den Franzosen den Eisenbahnweg von Genua durch die Bocchetta abzuschneiden, so war das sardinische Heer in Alessandria und Casale von beiden Seiten eingeschlossen. Man nahm nicht mit Unrecht an, daß dies der kühne, österreichische Operationsplan sei, eine rasche und vernichtende Entscheidung wäre die wahrscheinliche Folge gewesen.

Unmöglich ist es zu sagen, was ein energisches rasches Vorgehen verhinderte; inzwischen läßt sich dreierlei erkennen. Zunächst 1) der Aufschub, den die diplomatischen letzten Friedensbemühungen bewirkten und welche in die militärischen Ausführungen ganz unerwartet Störungen brachten.

2) Die Ungunst des Wetters, der wochenlange, schreckliche Regen, der in diesem Tief- und Sumpflande alle Flüsse über ihre Betten trieb und dem vordringenden Heere die schrecklichsten Schwierigkeiten und Leiden bereitete.

3) Die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher die Franzosen zur Stelle waren, und welche eben sowohl ihre kriegerische Tüchtigkeit beweist, wie damit bewiesen wurde, daß trotz allen Abläugens und Schwärmens, die Armee gerüstet und zum Feldzuge vollständig bereit stand.

Hätte Kaiser Franz Joseph statt der drei Bedenkstage in Turin nur einen gesetzt, und hätte er nicht auf seinen Minister gehört, der ihm rath, die Antwort aus Paris auf den letzten, englischen Vorschlag abzuwarten, so wäre es wohl anders gekommen.

Als Angreifer galt Oesterreich so wie so, aber in Politik und Krieg rechtfertigt der Erfolg die Handlungen.

Ueber den Mont Cenis.

Wenn man von Lyon um 6 Uhr 30 Minuten früh mit der Eisenbahn abfährt, kann man in Chambéry, der Hauptstadt Savoyens, zu Mittag speisen und wenn man sich dort nicht aufhalten will, erreicht man mit dem Zuge 2 Uhr 35 Minuten das Ende der Bahn in St. Jean de Maurienne. Von dort auf der wohlerhaltenen Strasse im Thale des Arco, bis nach Lans le Bourg, am Fuße des Mont Cenis, sind 30 Wegstunden, mit der Post über den Gebirgspass bis nach Susa hinab kann man bei gutem Wetter in 10 Stunden fahren, zuweilen ist auch noch weniger Zeit nöthig, bei schlechtem Wetter aber bei weitem mehr, und schlechtes Wetter ist hier wohlfeil im allergrößten Theile des Jahres. — Napoleon, d. h. der alte, hat die schöne Gebirgsstrasse im Jahre 1805 durch den Ingenieur Giovanni Gabbroni anlegen lassen, der sie binnen 5 Monaten mit 3000 Arbeitern fertig brachte, und seit dieser Zeit ist sie sorgfältig erhalten worden. Alle Vortheile wurden bei diesem Straßenbau benutzt; Sprengungen und Brückenbauten gibt es in Fülle; für den Reisenden auch 26 Zufluchtsorte zum Schutz gegen Lawinen und Ungemach. Bald läuft der Weg auf der linken, bald auf der rechten Seite des Arco, der in seinem tiefen Bette rauscht, und je weiter man in den Schoß des Hochgebirges eindringt, um so wilder und enger wird das Thal und um so riesiger ragen zu beiden Seiten die hohen, nackten Felsketten zu beiden auf, deren Häupter sich unter Schnee und Eis verdecken.

Am 14. Mai kam ich in St. Jean an mit einem Zuge französischer Dragoner, Artillerie, Gepäcks- und Munitionswagen, die zu einer langen Colonne gehörten. St. Jean war gefüllt mit Wagen, Pferden und Mannschaften, ein Gewühl in diesen stillen Bergen, dessen malerische Scenerie sehr beeinträchtigt wurde, durch den grauen, düstern Himmel, den Nebel, der in dichten Massen von den Bergen niederfiel, und den feinen, kalten Regen, welcher daraus hervorsprühete. Von Post war nicht mehr die Rede, alle Pferde verbraucht, die Fortschaffung während der nächsten Tage ungewiß; jeder mochte für sich sorgen wie er konnte. Der Zufall verschaffte mir Gelegenheit zu einem Plaze in einem Wagen, der einen französischen Armeelieferanten nach Turin bringen sollte, und welcher sich meiner Noth mit liebenswürdiger Freundschaft annahm.

Nach einer Stunde schon ging es fort, um vor der Nacht nach St. Michel zu erreichen und dort ein Unterkommen zu finden. Beides gelang, obwohl die Straße hart mitgenommen war und der Regen stärker wurde. Ich bemerkte jedoch hier schon, daß für die Ausbesserung des Weges gesorgt ward, überall waren Arbeiter thätig, welche die entstandenen Löcher ausfüllten und den Schmutz und Schlamm fortzuschaffen suchten. An beiden Seiten lag hochaufgeworfener schmutziger, durchgeweichter Schnee, der sich in Wasser auflöste, das die Straße überschwemmte. Das Regenwetter war auch hier anhaltend und zuweilen so heftig gewesen, daß die marschirenden Soldaten mühsam vorwärts kommen konnten, Fuhrwerke nur mit größter Anstrengung.

Aber die Franzosen überwinden alle Hindernisse, sagte mein Begleiter stolz lachend. Das ist der Vorzug unserer Nation, daß sie unter den größten Mühseligkeiten den Muth nicht verliert.

Ein eigenthümliches Volk ist es allerdings. Dieser schien keinesweges ein besonders schwärmerischer Anhänger des Kaisers zu sein, denn so vorsichtig er war, entschlüpfen ihm doch verschiedene Aeußerungen, welche nicht allzu kaiserlich klangen; dagegen war er voller Eifer für den Krieg, um die nation italienne von ihren Bedrängnissen zu befreien, und auf einige Zweifel von meiner Seite, ob der Kaiser bei seinem Systeme die Freiheit der Italiener wohl billigen könne, rief er lebhaft: Italien wird auf Frankreich zu-

rückwirken, dies System wird sich nicht lange mehr halten können. Wir werden dadurch selbst auf einen anderen Standpunkt gebracht, vorläufig aber steht Frankreichs Ehre und Ruf auf dem Spiele. Mag über die Ursachen dieses Krieges gestritten werden, qu'importe! Der Krieg ist da und muß ausgefochten werden.

Unerwarteter Weise sagen die meisten Franzosen dasselbe. Die italienische Sache an sich hat weit weniger Reiz für sie, wie der französische Ruhm, und da sie ihre Waffen wirklich für unwiderstehlich halten und ebenso ihrer Eitelkeit, der Ketter einer unterdrückten Nation zu sein, auch nicht wenig geschmeichelt wird, so gibt es selten Einen, der nicht fest überzeugt wäre, daß die grande nation mit diesen autrichiens fertig werden würde, wie man die Hand umkehrt.

Diese Bemerkung konnte ich am folgenden Tage noch besser machen, als wir mit dem Abend Land le Bourg erreichten. Das wilde Wetter, die Regengüsse, hörten nicht auf. Der Nebel umschleierte das Thal so dicht, daß nichts zu sehen war von allen den Naturschönheiten des Hochgebirgs. Nichts als die schmutzige, löcherige Estrasse, gefüllt mit Wagenzügen und Soldatenzügen, mit Lärm und Getöse, mit finsternen, grimmen Gesichtern und mit Lippen, denen es nicht an Glücken fehlte. Die rothen Hosen in die Höhe gestreift, die Kapis in's Genick geschoben, wateten die Scharen durch den Schlamm, häufig ohne alle Neigung und Mag zu machen. Dann und wann gab es spöttische Reden, verächtliches Gelächter oder ein sacré mille tonnerres! schallte und nach, was uns freilich nicht schadete. In Modane stand eine Wagenburg ineinander gefahren, die nur nach vieler Mühe und langer Zeit sich entwirrte; die Estrasse selbst aber wurde immer schlechter und ihre Steigerung machten sich fühlbar, obwohl sie so einsichtig angelegt ist, daß steile Strecken nirgends vorkommen. Endlich erreichten wir Land le Bourg, einen Flecken voll Wirthshäuser, aber vollgepfropft mit Menschen und Thieren, welche am nächsten Morgen den Paß hinauf wollten, der bald von hieraus im Zickzack in die Höhe führt. Nach einigem Suchen und Fragen waren wir unter Dach und Fach. Freilich mit der Aussicht auf ein nothdürftiges Strohlager, aber dennoch geborgen und in lustiger Gesellschaft.

In der Gaststube zeigten sich alle Tische besetzt, theils von Soldaten und Offizieren im bunten Gemisch, aus sprigen Flaschen den gelben Wein trinkend und aus kurzen Pfeifen rauchend, theils von Reisenden der verschiedensten Art, die durcheinander schwapten und schrien und sprachen. An Landwein, Brod und vortrefflichem Käse, der *Land le Bourg* seit langer Zeit berühmt macht, fehlte es nicht. Glückliche und Bevorzugte konnten noch zu Eiern, Forellen oder einem Stüde Fleisch gelangen und die große Nation hat die löbliche Eigenschaft, genügsam zu sein, wenn sie muß und bei einem Glase Zuckerrwasser alle Sorgen zu vergessen.

Zu Uebrigem war diese Nation doch nicht allein hier vertreten. In einem Winkel an der Ofenecke saß ein Engländer, einen ungeheuren Plaid über beide Schultern, eine schottische Mütze auf dem Kopfe, beide Ellenbogen aufgestützt und mit einem Reisebuche und einer Landkarte so tieffünnig beschäftigt, als sehe und höre er von der übrigen Welt gar nichts. In der anderen Ecke tranken ein paar schmutzige, magere Herren mit langen, scharfgeschnittenen Gesichtern, schwarzen Bärten und ernstem Wesen. Der eine trug lange Ohrringe und beide sprachen französisch, doch ein unverkennbares savoy'sches Patois, indem sie dabei messende Blicke auf die Gruppen der Soldaten warfen.

In Savoyen sind die Franzosen keineswegs beliebt. Das Land hat das Glück, zu Frankreich zu gehören, genügsam gelostet und nicht vergessen; die Piemontesen aber finden vielleicht noch weniger Sympathie und in Chambery sowohl, wie an anderen Orten, kann man heftige Aeußerungen genug über die furchtbaren Steuerlasten, über die Regierung in Turin und über den Krieg hören, der Savoyen nichts angeht. Die Oesterreicher sind hier auch gar nicht so verhasst, denn Land und Leute sind nicht italienisch, wollen somit auch nicht befreit werden.

Die Blicke der knochigen, schwarzbärtigen Männer ließen sich daher wohl erklären, ebenso auch die Mienen, mit welchen sie die Gesellschaft an der anderen Seite des großen Tisches betrachteten, wo es außerordentlich munter und lebhaft herging; denn es saßen daselbst drei Damen, jung, geschwätzig, lustig und auch gar nicht häßlich. Ihre dunklen, üppigen Locken fielen auf

elegante Reisecapoten, die ihren amazonenhaften Auspuß vervollständigten. Sie waren mit einem frugalen Abendbrot beschäftigt und in ihrer Gesellschaft ein paar Herren, welche ihre Reisebegleiter sein mußten, nebst einer Zugabe von mehreren jungen Offizieren, welche diese interessante Bekanntschaft an Ort und Stelle gemacht hatten, der sie mit Vergnügen sich widmeten.

Mein Begleiter zog sich von dieser Gruppe zurück, welche uns einladend anblickte, als sie unsere Grüße erwiderte, und flüsterte mir lachend zu: Eine wahre Auswanderung geht in Paris jetzt vor sich. Unsere *demi monde* will bei der Beglückung der Italiener nicht zurück bleiben. Wir sind ein romantisches Volk, mein Vetter. Das klassische Italien ist das Land der Kunst, der Poesie und der Liebe. Hunderte von unseren reizenden Versucherinnen haben sich schon aufgemacht, den Italienern den Genuß und das Verständniß des Lebens beizubringen, oder von ihnen noch einige Geheimnisse zu lernen. Die freien Genies aller Art, die Helden, denen das da vor ihrem Namen nie fehlt, Abenteurer und Glückstritter aus allen Kreisen der Gesellschaft, schließen sich an und Tausende werden nachfolgen, nur fürchtet man, daß der Kaiser so grausam sein dürfte, diese liebenswürdige Vermehrung seiner Streitkräfte zurück zu lassen, was sehr zu bedauern wäre; denn wer soll unseren Gardeoffizieren die Zeit vertreiben und den romantischen Geist beim Herte wach halten, wie diesen Italienern einimpfen, die doch jedes Falls zu Franzosen gemacht werden müssen!

Sein Gespött wurde unterbrochen, denn soeben trat ein neuer Reisender in's Zimmer, welcher seinen Mantel abwarf, das Regenwasser von seiner Mütze schüttelte und mit einem *buona sera Signori!* sich anmeldete. Es war ein schöner, junger Mann, von kriegerischem Anstand, schlank und schnurrbärtig, in Offizieruniform und, wie bald aus seinem Gespräch mit den Damen und Helden hervorzog, kam er von Turin und hatte in Chambery militärische Aufträge zu verrichten. Die erste Frage der Damen war, ob auf dem Genè Schneee läge und grimmige Kälte sei. Er versicherte, daß es keinen Schnee dort gäbe, dagegen sei der Boden leicht gefroren, ganz vortreflich zur Reise; nirgend die geringste Gefahr. In der Poststation Na-

masse und im Hospiz gäbe es den besten Wein und die prächtigsten Korallen, 12 und 16 Pfund schwer, in solcher Menge, daß alle Völker der Erde sich daran erquicken könnten.

Nach dieser Versicherung, die allgemeinen Beifall fand, gesellte er sich dem Kreise bei, und wurde um Neuigkeiten befragt, wo die Oesterreicher seien? was die Armee thue? ob es zur Schlacht gekommen? ob diese barbaros, têtes carrées auch gehörig geschlagen seien.

Geschlagen? rief er, mehr als zwanzig Male sind sie geschlagen. Ich habe das vier und zwanzigste Siegesbulletin, das soeben in Turin herausgekommen, in der Tasche. Dreihundert sind bei Valencia mit einem Male gefangen genommen.

Sind sie nach Mailand schon davongelaufen? schrie eine der Damen, so müssen wir eilen, wenn wir sie sehen und einholen wollen.

Vorläufig laun das am Po geschehen, sagte einer der Savoyer in seinem Basse.

Der piemontesische Offizier sah sich um, fuhr aber fort: Wie Spreu zerstäubten sie, wo wir uns auf sie warfen. Vom rechten Pouffer sind sie fortgeblasen, aber hören sie die schönste und neueste Neuigkeit, meine Damen und Herren: Der Kaiser ist in Alessandria! Am 12. ist er gelandet, von dem begeisterten Volke und den Soldaten im Triumph empfangen. Hier ist die Beschreibung, meine Damen. Die Illumination, der Einzug in Alessandria und hier der prächtige Tagesbefehl, welchen der Kaiser sogleich erlassen hat. Die Bajonette sollen vornehmlich angewandt werden, nichts als die Bajonette. In kurzer Zeit wird es keine Oesterreicher mehr geben, sie werden alle gespießt sein. Unsere Freunde aus Frankreich verstehen es, mit solchen Braten umzugehen, wir aber auch. An der Sesia hat eine Schwadron unserer Sperrreiter, vierhundert Husaren gespießt, und jetzt ist die große Armee da. Der Marshall Canrobert hat 50,000 Mann unter seinem Befehl. In einem Tage sind 14,000 Mann ausgeschifft worden. Genua's Hafen ist gefüllt mit französischen Schiffen, überall weht die Tricolore, überall werden unsere Freunde wie Brüder empfangen.

Italia sarà da se! sagte der Savoyer mit seiner tiefen Stimme.

Der junge Offizier sah sich nochmals um und maß den knochigen Mann mit einem langen Blicke.

Zweifeln Sie etwa daran? fragte er, seinen Schnurrbart streichelnd.

Durchaus nicht, antwortete der Savoyer.

Oder — an unserer Tapferkeit?

Eben so wenig, besonders wenn vier und zwanzig Siegesbulletins dem Beweis liefern.

Nur sind die Oesterreicher bei alledem noch immer am Po, setzte der Zweite hinzu, statt in Mailand oder Wien.

Wäre das fürchterliche Wetter nicht, rief der junge Offizier in prahlerischem Tone, so würde wahrhaftig kein weißer Rock mehr diesseit des Ticino gesehen werden.

Es ist richtig, das Wetter that es, versetzte der Savoyer bedächtig. Ich war damals in Gravellona und habe die Colonnen eindringen sehen. Es war am 29. um 4 Uhr Nachmittags. Zwanzig Bataillone und 8 Batterien waren.

Und sie fingen gleich an zu plündern, schrie der Offizier.

Das thaten sie nicht, sagte der Savoyer, sie hielten strenge Zucht und Ordnung. Am folgenden Tage wurden zwei, die eine Kleinigkeit gestohlen hatten, sofort erschossen. Geliefert freilich mußte werden, was sie nöthig hatten.

Das ist Kriegsgebrauch, rief einer der französischen Offiziere. In Feindes Land lebt jede Armee von des Feindes Mitteln.

Ganz recht, sagte der Savoyer, und der Verbündete lebt eben auch vom eien Mitteln seiner Bundesgenossen, die mit Freuden hergeben, was sie haben.

Es gab wenig zu sehen, war seine Antwort. Auf der ganzen Grenzlinie gingen die Oesterreicher vorwärts von Arona am Lago Maggiore bis nach Pavia, und von Piacenza her. Was nicht am 29. geschah, folgte am 30. Ueberall zogen sich die unsrigen zurück, wie es nicht anders sein konnte, denn die Uebermacht war zu groß. Man rechnete, daß in den beiden Tagen 80,000 Oesterreicher in das Land einzufallen, und 30,000 noch dahinter ständen. Was will das sagen! rief der junge Offizier: keine Uebermacht jagt uns Furcht ein. Aber wir hatten Befehl zurück zu gehen, und mußten gehorchen.

Diese Italiener sind die größten Lügner und Aufschneider, die man finden kann, flüsterte mir mein Begleiter in's Ohr.

Anderer Leute verstehen es eben so gut, murmelte ich darauf, aber der Savoyer sprach inzwischen fort: Nichts ist vernünftiger, denn die Oesterreicher sind entschlossene, kriegerische Soldaten. *Corpo di Bacco!* Sie sehen gefährlich aus. Die Infanterie, Regiment an Regiment, lauter starke, kräftige Männer, ein Schritt ein Tritt; die Cavallerie, Husaren und Ulanen wie auf der Parade.

Da hätten Ihr sie ein paar Tage später sehen sollen, rief der Offizier höhniſch, als sie von Mortara herkamen und bei Trassinetto über den Po wollten.

Ganz recht, antwortete der Savoyer, es ging ihnen übel genug. Der Regen kam und half uns, als der beste Bundesgenosse. Sechs Tage brauchten sie, um durch das überschwemmte Land bis an den Po zu kommen. Alle Flüsse schwellen an, der Po stieg an einem Tage um 13 Fuß; ein alter Soldat weiß am besten, was Soldaten bei solchem Wetter leiden müssen.

Sind Sie auch Soldat gewesen? fragte der junge Offizier.

Ja, mein Herr, versetzte der Savoyer, ich war vor zehn Jahren dabei, von Anfang an, bis bei Novara, und habe die Oesterreicher kennen lernen.

Wir werden es besser machen, wie Ihr es gemacht habt! rief der Offizier.

Wir haben noch nichts davon gesehen, antwortete der trodene Savoyarde, es wird uns aber zur Freude gereichen, wenn es wahr ist. Bis jetzt kam nichts von Bedeutung vor, der Regen war unser Bundesgenosse, doch nun sind ja die tapferen Franzosen im Lande mit ihrem glorreichen Kaiser, der uns frei machen wird, wie es hier in dem Tagesbefehl steht. Gott und die heilige Jungfrau mögen uns behüten, wir müssen es abwarten! Ihr habt inzwischen in der festen Stellung von Casale und Alessandria gefessen und habt Recht daran gethan, denn im freien Felde hätten ihr die Oesterreicher nicht aufhalten können. Der Himmel hat uns beigeſtanden, sonst könnte es leicht sein, daß da drüben im Dorathale jetzt die österreichischen Fahnen wehten und ebenso in Turin und in Novi. So mußten sich die Oesterreicher damit begnügen, die Comelina in Besitz zu nehmen. Da stehen sie jetzt

hinter ihren Schanzen und warten bis ihr kommt. Die Lomelina nähert sie und kann's wohl noch einige Zeit thun; denn Ihr Herren Franzosen, das ist das fetteste Land, zwölf Meilen lang und sechs breit. Werft sie da hinaus, wir wollen's Alle segnen, und Euch wird's ein Leichtes sein, mein Herr Offizier, es wird ein brillantes Bulletin abgeben. Aber jetzt, Jean, ist unsere Zeit um, sagte er darauf, indem er sein Glas nahm und es kaltblütig austrank. Also gute Nacht und glückliche Reise!

Als er mit seinen Gefährten hinaus war, rief der junge Offizier wüthend: Dieser Keil sollte festgehalten werden, er hat eine nichtswürdige Gesinnung gezeigt. Espione haben die Oesterreicher überall, es sind schon viele erappt und erschossen worden.

Ein Spion macht's anders wie dieser, lachte einer der Franzosen; er hat seine Gesinnung durchaus nicht versteckt.

Und diese Savoyarden sind nüchterne, bedächtige Schlingel, die durch nichts zu begeistern sind, rief der Piemontese.

Nicht einmal durch unsere liebenswürdige Gesellschaft! fiel eine der Damen ein. Lassen wir diesen gelben hölzernen Block laufen.

Der Beifall war allgemein, und in kurzer Zeit der Aergir über den Oesterreicher vergessen. Der Offizier, welcher geläufig französisch sprach, hatte viel zu erzählen von der Begeisterung in Turin, wo man seit Jahren schon keine österreichischen Cigarren mehr rauchte, sondern einheimische, sogenannte Savourcigarren, von denen er Proben vertheilte, welche freilich den französischen Herren und Damen wenig zusagten. Nach einigen Zügen fanden sie die schwarzen Stimmstengel abscheulich, Gespött und Gelächter begannen und eilig griffen sie wieder zu ihren Papiercigarren, welche sich Männlein wie Fräulein selbst bereiteten. Weit besser nahmen sie es auf, daß die schönen Turinerinnen sich verschworen hatten, keine österreichischen Schwabs und Manufakturwaren mehr zu kaufen und zu tragen, sondern nur, was aus Paris von den theuren Freunden komme; am allerbesten jedoch gefiel ihnen jedenfalls, was der muntere junge Held von dem galanten, ritterlichen Könige Victor Emanuel erzählte. Die Damen hatten den König früher schon in Paris gesehen wo er einige begünstigte Freundinnen wahrhaft königlich belohnte

und durch dieses glorreiche Verschwenden die Meinung glänzend widerlegte, daß Sardinien von Schulden zu Boden gedrückt, am Rande seines finanziellen Unterganges sei. König Victor Emanuel hatte zwar so eben schon eine sechszehnjährige Tochter verheirathet, allein er war kaum mehr als zwanzig Jahre alt, als er mit einer österreichischen Erzherzogin vermählt worden, welche vor einigen Jahren gestorben war. Das Kind dieser Oesterreicherin hatte nun das Glück gehabt, den Prinzen Napoleon zum Mann zu bekommen, ihre Hand war es, für welche der Kaiser sein Bündniß abgeschlossen. König Victor Emanuel stand aber jetzt erst im 39. Jahre, und mit seinem langen flatternden Schnurbart, seinem kühnen Gesicht und seiner stattlichen Gestalt, war er im Stande, Weiberherzen eben so wohl zu erobern, wie feindliche Schanzen und Schlachtfelder. Daran ließ er es auch, wie der junge Offizier betheuerte, nicht fehlen, daß aber seine Herzensfreundin, die Tochter eines Trommelschlägers, die ihm vier Kinder geboren, noch immer seine Favoritin, trotz alledem geblieben, das gefiel den Pariser Damen nach allen Seiten hin, und der ritterliche König, welcher dabei für alle Schönheit ein offenes Herz und eine offene Hand behalten, wurde mit den beifälligsten und pilantesten Worten und Wigen belobt. An diesem Beifall nahm jedoch auch des Königs vertrauter Premier-Minister Cavour vollgemessenen Theil, den, so klein und dick er auch ist, doch die Romantik nicht verlassen und den die politische Schwärmerei, die Schwärmerei der Liebe nicht verbrodet hat. Zahlreiche Gesandten über die Hof- und gesellschaftlichen Verhältnisse in Turin würzten diese Unterhaltung, und als nach einer Stunde ein paar Polen eintrafen, welche ebenfalls von Paris kamen und nach Turin wollten, um dort ihre Dienste anzubieten, brachte dies neue und erweiterte Auzugung in den Kreis. Die Polen waren Flüchtlinge aus Galizien und Krakau, sie wollten Proklamationen an die polnischen Regimenter in der österreichischen Armee richten, um diese zum Ungehorsam, Aufstand im Namen des Vaterlandes aufzufordern, und sie erzählten, daß General Klapka, der Ungar, schon in Genua sei, daß Kosciuszko dort in den nächsten Tagen erwartet werde, daß Napoleon ihn einzuladen habe, und daß in kurzer Zeit alle slavischen und ungarischen Käu-

der aufstehen würden, wie Italien, um ihre unterdrückten Nationalitäten zu befreien.

Enthusiastischer Beifall belohnte diese Mittheilungen. Die Franzosen riefen, daß Frankreich nicht zögern würde, seinen civilisatorischen Beruf überall und bei allen gemischhandelten Völkern zu erfüllen, der Italiener schrie, daß das befreite Italien vorangehen werde, die Damen der demi-monde und die Heceten mit dem unvermeidlichen *do* vor ihren Namen schwingen ihre Hüßer und schrien, daß sie die Avantgarde bilden würden, denn was sei die Welt ohne Luxus, ohne Feste, ohne die *Commando's*-Genüsse und ohne *Crinoline*!

Eben als ich müde wurde von dem Geschwirre und Gelächter, kam mein Begleiter und sagte mir leise in's Ohr, daß er es möglich gemacht habe, eine Kammer zu bekommen, welche ich mit ihm theilen könne, wenn ich ihm folgen wolle. Dazu war ich gern bereit; wir verschwanden unbemerkt. Was weiter aus den Polen, Franzosen, Italienern, den *Meddames*, *Monsieurs* und *Vicomtes* geworden, weiß ich nicht, ich sah sie nicht wieder, denn wir brachen früh auf.

Gewiß ist, sagte ich zu meinem Gefährten, daß bisher am Po nichts von einiger Bedeutung vorgefallen, es wohl auch noch einige Zeit haben wird, ehe die Oesterreicher sämmtlich gespießt sind. Aber welch' lustiges Leben wird es im kaiserlichen Freiheitslager sein, wenn einige Schod dieser allerliebsten Amazonen die Langeweile darin vertreiben, und diese glorreiche italienische Jugend, diese Polen und Ungarn und romantischen Ritter aus allen Theilen der Welt, ihre Großthaten verrichten.

Er antwortete mir nicht darauf, wälzte sich in das Stroh, zog seine Reisdecke über den Kopf und brummte etwas dazu, was ungefähr klang wie: *que le Diabolo emporte toutes ces méchantes canailles la!*

Am nächsten Morgen ganz früh weckte uns der Lärm. Die Soldaten einer Batterie beschäftigten sich damit die Kanonenröhre aus den Kavetten zu nehmen und auf Schleifen zu legen, da die Geschüge nur in ihre Theile zerlegt transportirt werden konnten. Eine ungeheure Menge Wagen wartete, da ihre Pferde zunächst benützt werden mußten, um einen Theil hinüber

zu schaffen, was ohne Vorspann nicht möglich war, bis die Reihe an sie läme. — Eine Abtheilung Chasseurs führte ihre Pferde an der Hand, ein Linienbataillon marschirte schon hoch über uns und sah auf uns herunter.

Es hatte die ganze Nacht über geregnet, der Schmutz war entseßlich. Doch jetzt sah das Wetter besser aus; wir konnten einige Aussicht gewinnen, obwohl wir nichts von dem Mont Genis sahen, der uns dicht zur Seite lag. Als wir aber höher und höher stiegen und endlich das Plateau erreichten, veränderte sich Weg und Umlid überraschend. Der Boden war fest gefroren, wie es der Italiener angegeben, und von den gigantischen Felsköpfen lösten sich die düsteren Nebelbinden ab, bis Sonnenblitze plötzlich durch sie zuckten und den Vorhang zerrissen. Da lag der riesige große Mont Genis 11,000 Fuß hoch zu unserer Linken. Die kleinere 9800 Fuß messende Kuppe zur Rechten; zwischen beiden durch geht der Sattel des Passes. Dann weiter hin kam der 13,000 Fuß hohe Iséran zum Vorschein, gegen Frankreich hin der riesige Mont Labor und die Schneegipfel der Kette der Maurienne, bis an den Col Nais. Alles starrte hier noch von Schnee und Eis wie Gletscherhörner, die an den schwachen Köpfen niederhingen in düstere, unergründliche Klüfte, und der Windsturm, welcher diese schreckliche Welt segte, füllte die Luft mit Milliarden funkelnder Eiskugeln.

Im Hospiz fanden wir ausgezeichnete Lachsforellen, die in der That aus dem nahen See, oft bis 15 Pfund schwer, gefischt werden. Hier stehen auch die Kasernen für 1000 Mann, als Wohnungen für die Soldaten, welche nöthigen Falls den Paß vertheidigen sollen, was ihnen gegen ein beträchtliches Heer nicht schwer fallen kann.

Gespeist und getränkt rollten wir dann nach Italien hinab, das sich vor uns im sonnigen Glanze, so schön und herrlich aufthat, als läge es mit seinen tief grünen Matten und dunklen Wäldern in weichen, segensvollen Friedensarmen. In das Derathal senkt sich der Weg steil nieder; überall gibt es Menschenwohnungen und Regsamkeit, als Beweis, wie lebhaft es auch in anderen besseren Zeiten auf dieser Straße hergeht. Manche liebliche Punkte fliegen vorüber. In Moleraio wird Halt gemacht, man findet dort gute Aufnahme; noch aber war der Abend nicht gekommen, so sahen wir

Susa vor uns und hörten das Geheul der feuerschnaubenden Dampfrösse schon in der Ferne.

Man braucht zwei Stunden um nach Turin zu kommen, aber wie verändert fand ich es. Statt des Gewühls, das ich erwartet, herrschte tiefe Stille. Die Straßen waren öde, die Gasse's verlassen, die Menschen schienen sich zu meiden. Im Hôtel Feder, das sonst so viel besuchte, gab es Zimmer vollauf. Die Fremden waren spärlich geworden und alles, was Waffen trug, befand sich in Alexandria bei dem Kaiser und dem Könige.

Das Gefecht von Montebello

am 20. Mai.

Während der ersten Hälfte des Mai, d. h. seit Beginn des Krieges, hatte das österreichische Heer im Ganzen geringe Fortschritte gemacht und geringe Waffenthaten zu melden gehabt. Es hatte weit mehr mit dem Ungestüm des Wetters, als mit dem Widerstand des Feindes zu kämpfen. Dieser hielt sich in seiner festen Stellung zwischen Casale und Alessandria, auf einem Raume von ungefähr 4 deutschen Meilen eingeschlossen, mit seiner Hauptmacht auf beide feste Plätze gestützt und erwartete die Ankunft der französischen Bundesgenossen, welche sich mit energischer Schnelligkeit in Bewegung gesetzt hatte und von Genua sowohl, wie von Susa und Turin nach Alessandria eilte. Am 1. Mai schon landeten französische Regimenter, und als der Kaiser Napoleon am 12. im Hafen von Genua seinen triumphirenden Einzug hielt, waren angeblich 80,000 Franzosen schon in Piemont, welche man aber wohl auf 50 bis 60,000 reduciren konnte.

Die Piemontesen und die herbeieilenden Franzosen, vertheidigten zunächst die Vorübergänge ihren Stellungen gegenüber, bei Candia, Valenza und Cambio, wo verschiedentliche Angriffe stattfanden. Je stärker jedoch das französische Heer answoll, um so mehr stellte sich heraus, daß der österreichische Feldherr sein Offenstirnverfahren völlig aufgegeben und sich zur Defensivstrategie entschlossen hatte.

Ein ungestümes Vordringen konnte nur so lange nützen, als es möglich schien, Turin und Novi zu nehmen, und die Piemontesen in Alessandria zu überwältigen; als sich dies nicht ausführbar zeigte, zog sich die lange Angriffslinie der Oesterreicher, welche Anfangs beinahe 30 Meilen einnahm, mehr und mehr zwischen Sesia und Tessin, ostwärts gegen den Po, näher an Pavia und ließ den Norden beinahe offen, was die Freischaaren Garibaldi's bald nachher zu ihrem Einfall in das österreichische Gebirgsland benutzten. Novara blieb zwar vom rechten Flügel besetzt, aber der Sesiaübergang bei Verelli wurde von den Piemontesen nach jenem Tage forcirt, wo das Gefecht von Montebello auf dem linken österreichischen Flügel statt fand.

Der Feldzeugmeister Gyulai mochte Zeichen genug erkennen, daß die verbündete Armee bald zur Offensive schreiten würde, und ohne Zweifel mußte er den Hauptstoß auf seiner Linken erwarten, der gegenüber die Franzosen sich etablirten und ihren rechten Flügel bis über Voghera hinaus auf der Straße nach Stradella und Piacenza bis Montebello und Casteggio ausdehnten. Der österreichische Feldherr erachtete die Franzosen mit allem Rechte als seine gefährlichsten Gegner, und wenn es diesen gelang, durch einen raschen mit Uebermacht geführten Schlag, die Oesterreicher zu werfen, ihre Rückzugslinie auf Pavia zu durchbrechen, sie von Piacenza abzuschneiden, so konnte eine Niederlage entscheidend sein. Das Hauptquartier des Feldzeugmeisters wurde daher von Mortara nach Garlasco näher an Pavia verlegt, zwischen diesen beiden Punkten rollten sich die langen österreichischen Linien zusammen und schlossen sich fest an den linken Flügel, das Benedelsche Corps, welches zwischen Pavia und Piacenza das Rothal zu beiden Seiten bewachte, und die Defileen von Stradella besetzt hielt.

Bei der Ungewißheit über die Entwicklung des Feindes, seine Stärke und seine Absichten hielt es der Feldzeugmeister für nöthig, durch eine starke Reconnoissance auf dem rechten Flügel, den Feind zu einer Schaustellung seiner Streitkräfte zu zwingen, um zu erfahren, wie stark und bereit derselbe zum Angriff sei.

Die Flügel sind von Valenza aus zu beiden Seiten meist flach. Die Straße von Stradella nach Voghera läuft jedoch durch ein ziemlich unebenes

Land, dessen Hügel, namentlich zur Linken höher aufsteigen, zum Theil bewaldet sind, und je näher an Stradella, je mehr einen Bergcharakter annehmen. Der Feldzeugmeister bestimmte am 19ten in aller Stille die Division Baumgarten vom 5. Armee-corps, bestehend aus den Brigaden Gaal, Bils und Prinz von Hessen, zu diesem Ausforschungszuge, welche in der Nacht vom 19ten zum 20ten durch Pavia gingen und den Po mittelst des Ueberganges bei Bacariya passirten, der durch einen Brückenkopf geschützt ist. Bacariya liegt nahe bei dem Einfluß des Tessin in den Po und die drei Brigaden fanden hier eine Platte, die Brigade Boer vom 8. Corps, welche sich zum Theil mit ihnen vereinigte.

Auf der rechten Pforte hatten inzwischen die Truppen, welche die Straße von Voghera nach Piacenza bewachten, ebenfalls Befehl zur Theilnahme an dem Zuge erhalten. Es bestanden diese aus der Brigade Braum vom 9. Corps und aus der Reservedivision Schaffgotsch. Im Ganzen waren es 15,000 Mann, unter Führung des Feldmarschall-Lieut. Grafen Stadion. Die Truppen vom rechten Ufer, welche die Straße von Stradella herabkamen, führte der Feldmarschall-Lieut. Urban, welcher besonders activ und geschickt für den Avantgardendienst, die Gegend genau kannte und Broni auf der Straße nach Casteggio und Montebello schon am vorhergehenden Tage besetzt hielt.

Am frühen Morgen begann die Bewegung, um 11 Uhr war alles bereit. General Urban mit dem linken Flügel ging rasch auf Casteggio los. Die Artillerie drang auf der Chaussée und dem Eisenbahndamm vorwärts, Infanterie und Cavallerie zu beiden Seiten, die Berge zur Linken wurden von den Jägern der Regimenter Hess und Dom Miguel durchstreift. Die Mitte der Schlachtordnung befehligte der Gen.-Lieut. Baumgarten, den rechten Flügel der Prinz von Hessen.

Um die Mittagszeit drangen die Regimenter des linken Flügels in Casteggio ein, die Vorposten, aus sardinischer Reiterei bestehend, wurden schnell verjagt, eben so hatte die Avantgarde sich des Dorfes Montebello bemächtigt und den Widerstand der Sardinier überwältigt, welche sich auf die

französische Postenkette, längs des Baches Fossagayo, der auf halbem Wege Boghera die Straße durchschneidet, zurückzogen.

Auf jeden Fall war die französische Vorhut überrascht worden und hätten die sardinischen Chevaulegerregimenter Novara, Nosta und Montferrat nicht so tapfern Widerstand geleistet und mehrere Chargen auf die österreichischen Bataillone versucht, bei welchen sie über 200 Mann an Todten und Verwundeten einbüßten, so würden die Oesterreicher bis Boghera vorgeedrungen sein, ehe die Franzosen sich sammeln konnten.

General Forey, Commandant der ersten Division des ersten Corps und Befehlshaber der Vorhut, wurde gegen 1 Uhr erst von dem Vordringen der Oesterreicher benachrichtigt, seine Regimenter lagen jedoch so weit zerstreut, daß er sich begnügen mußte, zunächst mit dem 74. und 84., zu denen bald darauf das 34. Regiment stieß, an den Bach Fossagayo den weichenenden Vorposten zu Hülfe zu eilen.

Während dies geschah, hatte die sardinische Kavallerie auf's tapferste sich mit den aus Montebello vordringenden österreichischen Kolonnen geschlagen. Oberst Sonnaz, welcher diese piemontesische Brigade befehligte, warf sich an ihrer Spitze in drei hintereinander folgenden Angriffen auf den Feind; die Oesterreicher empfingen jedoch diese dichte Reitermasse mit unerfütterlicher Standhaftigkeit und einem fürchterlichen Feuer, das auf 30 Schritte gegeben, ihre Gegner in Reihen niederstreckte und in Verwirrung brachte. Bataillonangriffe folgten diesem Anstürmen sofort und drei feindliche Schwadronen wurden umzingelt und niedergestochen, und entkamen nur theilweis, indem sie sich durchschlugen. Nur zwei Offiziere blieben unverwundet, Oberst Morelli erhielt eine tödtliche Kugel; die Regimenter Dom Miguel und Hess jagten die Kavallerie vor sich her, die Jäger dieser Regimenter bemächtigten sich des Gehöftes Genestrella, versagten einen Haufen Franzosen, der sich dort festgesetzt, und eröffneten ein mörderisches Feuer auf die vordringenden Bataillone des General Forey.

Montebello liegt auf einer Hügelfläche, an deren Fuß die Eisenbahnstraße vorüberzieht. Mehrere Dorfstraßen umringen die Kirche, auf dem südlichsten, höchsten Theile befindet sich der Kirchhof. Weiter vor dem Orte

gegen Boghera hin liegt zur Linken der Straße das ansehnliche Gehöft Genestrella auf einem Hügel. Wie alle Gehöfte ist es mit Mauern umgeben, wohl geeignet zu einer hartnäckigen Vertheidigung und ein vortrefflicher Stützpunkt für ein andauerndes Gefecht. Feldmarschall-Lieut. Urban hatte hierzu das 3. Jäger-Bataillon, das 3. Bataillon Dom Miguel, die Grenadiere von Hef, 2 Bataillon Rossbach, eine Division Haller Husaren und an Artillerie 2 Schöpsfänder und 4 Zwölfsfänder vereinigt, welche um Genestrella Stellung nahmen. Vom Bache Fassagazzo her, wo das Gefecht zum Stehen gelangt war, drangen die Franzosen mit Ungestüm vorwärts und bald entwickelte sich das Feuer auf der ganzen Linie. Es waren jedoch bald nicht mehr jene ersten beiden Regimenter, welche General Forey in's Feld geführt, das ganze erste französische Armee-corporps war allarmirt und mit der Eisenbahn erfolgte fortgesetzter Zuug. Zunächst erschien General Blanchard mit dem ganzen 98. und Theilen des 91. Regiments, ebenso das 17. Jägerbataillon sammt mehreren Geschützjügen. Als General Forey sah, daß er sich zunächst des Gehöftes Genestrella wieder bemächtigen müsse, machte er dies zur Aufgabe seines rechten Flügels, während der linke auf der Eisenbahnstraße und in Cascina Nuova festen Fuß faßte. Auf Seite der Oesterreicher mußte dagegen General Etadion erwägen, daß es seine alleinige Aufgabe sei, die Stärke des Feindes zu ermitteln. Um vorzudringen und sich festzusetzen war seine Truppenzahl viel zu gering. Nachdem er seinen Zweck erreicht, lag die rückgängige Bewegung von Anfang an in Absicht, allein je ausdauernder die Vertheidigung stattfand, und um so größere Anstrengungen die Verbündeten nöthig hatten, um so größer mußte auch ihre Nachtheilfaltung sein. Die blutige Hartnäckigkeit des Kampfes um Genestrella und Montebello war jedoch nicht allein Folge dieser Gründe, sondern sie entwickelte sich auch aus der Tapferkeit und der Erbitterung der kämpfenden Krieger. Es war der erste bedeutendere Zusammenstoß; beide Theile empfanden dies und sie stritten für ihren Ruhm, wohl wissend, daß auf ihre Thaten die Augen aller Völker blickten.

Die Jäger, welche das Gehöft von Genestrella besetzt hielten, waren nicht allein vortreffliche oberösterreichische Schützen, sondern auch mit der besten

Waffe versehen, welche man bis jetzt in den europäischen Heeren eingeführt, mit dem Lorenz-Wilkinson'schen Compressionsgewehr, das alle Vortheile neuer Erfindungen vereinigt. Mit der kaltblütigsten Ruhe richteten diese furchtbaren Schützen die feindlichen Reihen, alle Offiziere, welche sie erreichen konnten, wurden ihr vornehmlichstes Ziel. Erleichtert wurde ihnen dies durch die gefährliche und unpraktische Sitte der Franzosen, im vollen militärischen Putz in die Schlacht zu gehen, den Bataillonschef auf dem rechten Flügel. Die Folge war, daß eine so große Zahl von Offizieren getödtet und verwundet wurde, wie es in weit bedeutenderen Treffen häufig nicht vorkommt. Trotz aller Tapferkeit und allen Ansturmens der an Zahl fortgesetzt wachsenden Angreifer würde Genestrella noch viele größere Ströme Blutes gekostet haben, wenn Feldmarschall-Lieut. Urban es nicht für Zeit gehalten hätte, an den Rückzug zu denken. In Folge der immer heftigeren Angriffe der Franzosen war ihm die Brigade Gaal zwar zur Unterstützung gesandt worden, dagegen hatte General Korey eine Uebersügelung begonnen, welche das Aufgeben Genestrella's entscheiden mußte. Die Franzosen dehnten sich über die Berge sämme zur Rechten aus, während ihre Artillerie, auf der Eisenbahnstraße und Landstraße vorgehend, die Frontangriffe unterstützte. Es trat Gefahr ein, die Rückzugslinie zu verlieren und von Montebello abgeschnitten zu werden; so kampfmuthig und erbittert aber waren die tapferen Verteidiger, daß ihre Offiziere sie endlich mit Gewalt zurücktreiben und den Rückzug erzwingen mußten.

Dieser Rückzug selbst blieb ein fortgesetzter blutiger Kampf, in welchem besonders die Brigade Gaal schwere Verluste erlitt. Die feindlichen Geschütze, obwohl aus den als überaus furchtbar erklärten gezogenen Kanonen bestehend, zeigten sich weniger mörderisch, als die feindliche dicht nachdrängende Infanterie, die mit französischer Furie sich auf die österreichischen Reihen stürzte. Bei alledem erreichte die österreichische Schlachtlinie ungebrosen das Dorf Montebello, wo sich der letzte blutige Akt des Dramas entwickelte.

Die weichenenden österreichischen Kolonnen fanden in Montebello eine Unterstützung an zwei frischen Bataillonen unter Generalmajor Braum; hinter ihnen zu ihrer Aufnahme hatte Graf Stadion in dem nahen Gasteggio die

Brigade Dits aufgestellt; es galt jedoch Montebello so lange als möglich zu halten und wenn es geschehen konnte, den Feind zum Abbrechen des Gefechts zu zwingen.

Inzwischen war jedoch die Streitmasse des General Forey wenn nicht stärker gerade als die des österreichischen Corps, so doch jedenfalls von derselben Zahl. Montebello wieder zu nehmen, erschien als Ehrensache und, nicht den Oesterreichern an den Fersen, bildeten sich sofort die französischen Sturm-Colonnen aus dem 84. und 74. Regiment, vereint mit dem 17. Jägerbataillon. In einem blutigen Anlauf wurde die Höhe gewonnen und jetzt verbreitete sich der Kampf in die Gassen und Häuser des Dorfs. Die dichte Masse der Franzosen stürzte sich in diese Mauerbefestigen, ein furchtbarer Keil, die pulververschwarzen blutigen Bajonette vor sich ausgestreckt, durchbohrt und durchbohrend niederstürzend. Brust an Brust, Mann an Mann im Einzelkampfe ringend, und von dieser schrecklichen Gasse in die Häuser bringend, um dort das grauenhafte Werk fortzusetzen und zu beenden. Die entsetzlichsten Austritte entfesselter Wuth und Raserei ereigneten sich hier und hier geschah, was mit Entrüstung aus dem österreichischen Lager erwähnt wird, daß manche Verwundete, schon am Boden liegend, von den Siegern noch getödtet wurden.

Als die Oesterreicher um 6 Uhr Abends aus Montebello vertrieben waren, hielt sich der Kirchhof noch. Zwei bis dreihundert Jäger hielten ihn mit zwei Schöpfungsfündern besetzt und gegen diese letzte Position richtete sich nun die Anstrengung. Zwei Stürme wurden zurückgeschlagen, Kartätschenlagen zerschmetterten die Franzosen, die Kugeln der Jäger wurden nicht vergebens verschossen. Endlich stellte sich General Beuret an die Spitze und Forey selbst ermunterte seine Krieger durch lauten Ruf, die mit einem tausendstimmigen *vive l'Empereur!* ihm nachfolgten. In dem Augenblick fiel der tapfere Beuret von einer Kugel zwischen den Augen getroffen, neben ihm wurde General Forey an der Hand verwundet. Die österreichischen Kanonen aber waren schon zurückgezogen und in dem wilden Kampfe, der nun auf den Gräbern dieses Friedhofes wüthete, wurde die kleine zusammengeschmolzene Schaar der Jäger meist niedergestoßen oder gefangen, wenige ohne

Wunden. Die Oesterreicher zogen sich inzwischen nach Casteggio zurück; ihr rechter Flügel, unter dem Prinzen von Hessen, der inzwischen mehrere kleinere Gefechte bei Oriola, Calcallabbio und Sulone bestanden, wurde nicht heran gerufen. General Forey dagegen begnügte sich mit der Eroberung des Kirchhofs und der weiteren Verfolgung durch seine Tirailleurlinie, welche jedoch bald zurückkehrten, da die Brigade Bils sie kampffertig aufhielt.

So endete das blutige Gefecht von Montebello. Ein großer Theil der Oesterreicher hatte in vierundzwanzig Stunden nichts genossen, dabei die größten Anstrengungen ertragen, und sechs Stunden lang im Feuer gestanden. Dennoch war weder der Muth gesunken, noch Erschöpfung eingetreten. Es war eine tapfere ruhmvolle That, keine Flucht, kein Wanken. Der größte Theil des Corps kehrte unverfolgt in der Nacht nach dem Brückenslopf von Vaccarizza zurück. Von Leoni aus war, durch den Kanonendonner gerufen, Feldmarschall-Lieutenant Greneville gegen Casteggio vorgeückt. Er nahm die Brigade Bils auf und kehrte in seine Stellung an den Defileen von Stradella zurück, ohne daß die Franzosen ihm gefolgt wären. Angeblich mangelte es diesen an Munition.

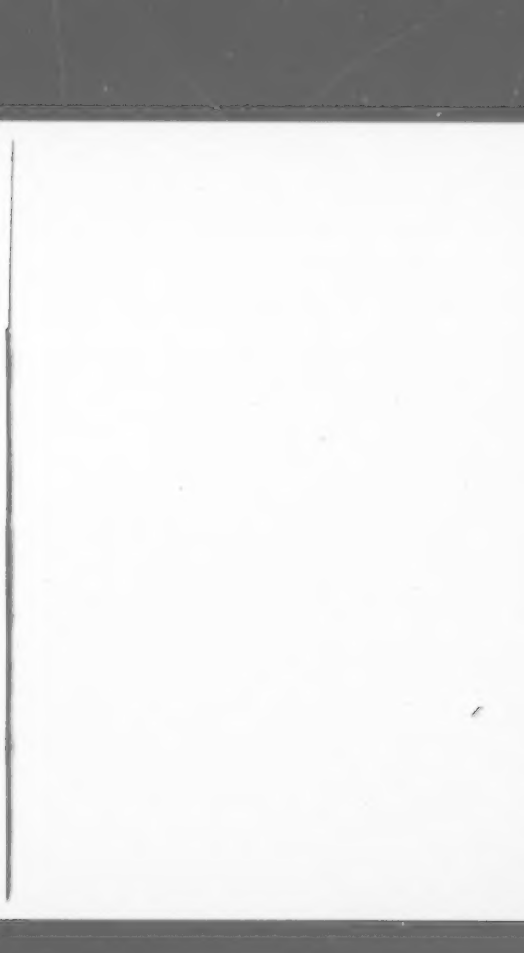
Der österreichische Bericht des Grafen Gyulai erzählt die Vorgänge so einfach klar und ohne Ausschmückung, daß er die vollste Anerkennung fand. Niemand zweifelte an der Richtigkeit der Angaben, nach welchen der Verlust auf 294 Tödt, 718 Verwundete und 283 Vermißte festgestellt wird; im Ganzen 1295 Mann, eine außerordentlich große Zahl für ein Reconnoissirungsgefecht, das jedenfalls gegen Willen und Absicht der Generale solche Verluste herbeiführte, und doch gar keine strategische Bedeutung hatte. Der französische Schlachtbericht gibt dagegen allgemein und viel zu niedrig, 6 bis 700 Tödt und Verwundete an, von Vermißten ist gar nicht die Rede, und eben so wenig von den Verlusten der Sardinier. Nach den neuesten Ermittlungen stellt sich heraus, daß die Verbündeten 15 bis 1600 Mann einbüßten, eben so gewiß ist, daß sie an Zahl bei Ende des Gefechts, den Oesterreichern überlegen waren, wenn es auch jedenfalls auf Irrthum beruht, daß Graf Gyulai 40,000 Mann angibt. Uebrigens lächerlich aber ist es, die Pacificer

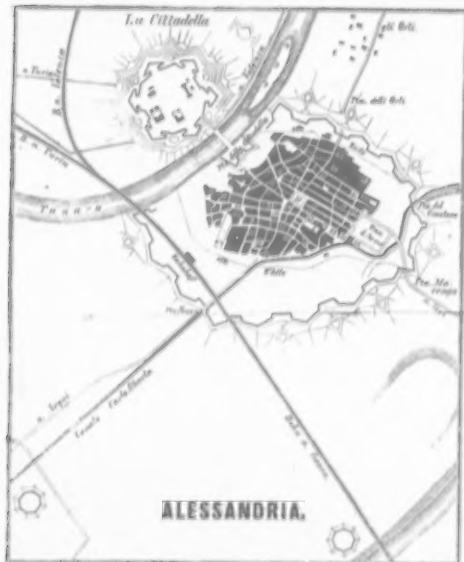
Journale behaupten zu hören, 6000 oder gar nur 2500 Franzosen hätten alle diese Wunderthaten vollbracht.

Auf jeden Fall sind die Franzosen inne geworden, daß man keine militärische Promenade nach Mailand oder Wien macht, sie haben die todesmuthige Tapferkeit, die standhafte Todesverachtung der Oesterreicher kennen lernen, damit dürfte denn auch das Vorurtheil verschwinden, nach welchem eine Armee wie diese, zusammengesetzt aus so verschiedenen Nationalitäten, keine energische Widerstandskraft besitzt.

Das Gefecht von Montebello hat darüber belehren können, denn die dort kämpfenden Schaaren haben fast sämtliche Nationalitäten des Kaiserstaates repräsentirt. Die Jäger waren Oberösterreicher, Miguel-Infanterie: Ungarn, Korbach: Galizier, Heß: Niederösterreicher, Karl: Mähren, Jodel: Serben, Guloz: Siedebürger-Sachsen, Rumänen, und Zessler, Haller-Husaren: Ungarn, aus Pesth und Stuhlweissenburg, Siglen-Milanen, Krainer und Kroaten, wozu endlich noch das Piccaner Bataillon kommt.

Die österreichische Armee wird durch Ehre und Pflichtgefühl verbunden, durch den militärischen Geist ihrer Offiziere und diese sind allerdings zum größten Theil Deutsche.





Kirchen.

1. Cattedrale.
2. Caracci.
3. S. Maria di Castello e Piazza.
4. S. Andrea e Piazza.
5. S. Giovanni Battista.
6. S. Lucia.
7. L'Assolata.
8. S. Alessandro e Lione.
9. S. Maurizio.
10. S. Giovanni.
11. S. Andrea.
12. S. Lorenzo.
13. S. Maria.

Bewohnwerthe Gebäude und Plätze.

14. S. Maria dell' Orto.
15. S. Giacomo.
16. Palazzo Reale.
17. S. di Giovanni.
18. S. di Città e Teatro.
19. Ospedale civile di S. Antonio e S. Biagio.
20. Ospedale militare.
21. S. del Poio.
22. Quartiere d'Intendenza della

Macchine.

15. S. 16. Quartiere a Cuneo vicino d'Intendenza.

23. Ospizio di S. Giuseppe.
24. Quartiere di Cavalieri.
25. S. S. S.
26. Magazzino degli abiti mili.
27. S. S. S.
28. S. S. S.
29. S. S. S.
30. S. S. S.
31. Piazza grande.
32. S. S. S.
33. S. S. S.
34. S. S. S.
35. S. S. S.



Città.

1. Cattedrale Veneranda e la Cappella di S. Rocco.
2. S. Paolo.
3. S. Domenico Parrocchia.
4. S. Maria.
5. S. Stefano e Compagnia di S. Maria.
6. Madonna Addolorata parocchia.
7. S. S. S.
8. S. S. S.
9. S. S. S.
10. S. S. S.
11. S. S. S.
12. S. S. S.
13. S. S. S.
14. S. S. S.
15. S. S. S.
16. S. S. S.
17. S. S. S.
18. S. S. S.
19. S. S. S.
20. S. S. S.
21. S. S. S.

Luoghi rinomati.

1. Palazzo di Città.
2. Intendenza e Prefettura.
3. Seminario e Piazza.
4. S. S. S.
5. S. S. S.
6. S. S. S.
7. S. S. S.
8. S. S. S.
9. S. S. S.
10. S. S. S.
11. S. S. S.
12. S. S. S.
13. S. S. S.
14. S. S. S.
15. S. S. S.
16. S. S. S.
17. S. S. S.
18. S. S. S.
19. S. S. S.
20. S. S. S.
21. S. S. S.



Vier Monate Geschichte.

(Schluß.)

Dieser hartnäckigen Unnachgiebigkeit gegenüber mußte allerdings die Moniteurnote vom 5. den Friedensfreunden sehr angenehm klingen, da die Friedensstöße äußerst lieblich darin geblasen wurde. Der Kaiser hatte Sardinien nichts versprochen, als es vor einem österreichischen Angriff zu schützen, nichts mehr und nichts weniger; Oesterreich aber hatte jetzt öffentlich angelobt, Sardinien nicht anzugreifen. Alles was die Uebertrreibungen der Presse hinzugefügt haben, sind Lügen, Einbildungen, Herausforderungen, Frankreich mache große Rüstungen, sagt man, aber der Friedensfuß für 1857 ist nicht überschritten worden. Eben so sind die Rüstungen in den Arsenalen nichts als Einbildung; es sei daher Zeit zu fragen, wann der absurde Lärm aufhören solle? Und sind die Worte, die Noten, die Thatfachen, um einen Krieg aus Leidenschaft oder Ruhmsucht hervorzurufen? Wer hat die Soldaten gesehen, die Kanonen gezählt? Unzweifelhaft wacht der Kaiser, über die verschiedenen Beweggründe zu Verwickelungen, welche sich am Horizonte zeigen können. Aber die Prüfung dieser Fragen ist auf diplomatischem Wege angebahnt und nichts berechtigt zu glauben, daß der Ausgang nicht günstig sein werde.

Diese Note brachte einen außerordentlichen Friedensjubel im ganzen
Kriegsgelände.

Europa hervor, der in Paris selbst so stark war, daß man die Kriegspartei für vollständig geschlagen hielt. Der Prinz Napoleon nahm seine Entlassung vom Ministerium der Kolonien, die Börsen triumphirten. An demselben Tage jedoch, am 8. März, setzte Herr Rencé im Constitutionell, einer der vielangewandten vertrauten Journalisten des Kaisers, der Freude schon einen Dämpfer auf, indem er vor Mißverständnissen warnte. Der Monteur-Artikel sei keine Friedensschwankung, die Politik des Kaisers habe sich nicht geändert, sie sei niemals kriegerisch gewesen. Allein Oesterreich rege Deutschland auf, es predige einen Kreuzzug, wie im Jahre 1813, es behaupte die Unterjochung Italiens sei nothwendig für die Sicherheit des deutschen Bundes, in Wahrheit jedoch sei Deutschland in Italien gar nicht interessiert, sondern allein Oesterreichs Unterdrückungssystem.

In den nächsten Tagen begannen auch andere Journale, Oesterreichs hartnäckige Unterdrückungssucht auszumalen und Deutschland davor zu warnen, indem sie hervorhoben, daß Oesterreich so eben seine Reserven bei den italienischen Regimentern einziehe und daraus bewiesen, daß es ein Heer von 120,000 Mann in Italien auf den Beinen habe, was nicht darnach aussähe, als sollte die duldsame und ruhige Politik Frankreichs glücken.

Oesterreichische Divisionen würden gegen die sardinische Grenze vorgeschoben, in Verona und Mailand die schwere Artillerie vereinigt, in Paria ein Belagerungspark zusammengezogen, der keine andere Verwendung, als gegen die festen Plätze Piemonts haben könne. Es sei daher ganz gerechtfertigt, wenn auch Sardinien seine Reserven einziehe, wozu es von Oesterreich genöthigt werde.

Diese Darstellungen vergaßen nur, daß Sardinien's Rüstungen und die Aufsammlung von Freischaaren und Deserteurcn Oesterreich uerst gezwungen hatten, sich vorzusehen, und daß, trotz der kaiserlichen Ablängnung jeder französischen Rüstung, alle Welt wußte, daß 50,000 der besten Soldaten schon bei Lion bereit standen.

Was sollte und durfte Europa glauben und hoffen diesen dreisten Täuschungen gegenüber. Die Worte waren noch immer nur dazu da, um Lug

und Trug zu verbreiten, denn immer noch gab es ehrliche Seelen genug, die freis und fest behaupteten, es sei doch unmöglich, daß Jemand vor den Augen der Welt ein so frevelhaftes, nichtswürdiges Spiel treiben könne. Hatte man vergessen, daß diese Politik den Grundsatz erst ganz kürzlich proclamirt hatte, Recht sei alles, was sich ausführen lasse; oder dachte man nicht mehr daran, mit welchen furchtbaren Schwüren und Verwünschungen, die Gottes Fluch und ewige Verdammniß auf sein Haupt herabriesen, wenn er jemals von den reinen Grundsätzen der Demokratie und der Republik abfalle, um seine Hand nach einer Krone auszustrecken, derselbe Mann, als er in Boulogne gelandet, jene berühmte Proclamation an die Franzosen erließ? Hatte man den 2. December vergessen und alles was mit diesem zusammenhing, alles was nachfolgte?! — Der Eifer für den Frieden war jedoch so groß, daß allerdings nicht Wenige, die an nichts Weiteres dachten, als wie um jeden Preis der Krieg vermieden werden müsse, mit dem bittersten Unmuth den Stab über Oesterreich brachen, das von seinem Unterdrückungssystem auch jetzt nichts aufgeben wolle.

Vertheidigen mochten dies System gewiss nur die Priester und die Absolutisten, auch war es wohl zu beklagen, daß nichts im Innern geschah, was auf eine liberalere Wendung hoffen ließ. Im Gegentheil verkündigte der Kaiser, daß Oesterreich unverbrüchlich festhalten werde an seinen lokalen, wohlbegündeten Rechts- und Staats Einrichtungen und nebenher übte sich der kirchliche Fanatismus an einigen Versuchen, den Juden die christlichen Dienststellen, den Evangelischen die Häuser der katholischen Eigenthümer zu verschließen. Dafür wurde der aufopferndste Patriotismus gefordert und anbefohlen. In dieser üblen Lage hat das österreichische Volk sich bewunderungswürdig benommen. Es vergaß alles, was es bedrückte, alle seine Wünsche, alle seine nie erfüllten Hoffnungen. Es sah das Vaterland in Gefahr, den mächtigen, wohlbekannten Feind, bereit darüber herzufallen, verbunden mit einem Volke, das auf's Aeußerste Oesterreich hassend, diesen Haß mit Verachtung gepaart zurückgab, und mit freudiger Willigkeit stimmte es der Regierung bei, daß Alles gewagt werden müsse, für Oesterreichs Recht und Oesterreichs Ehre.

Mit diesem strengen Verhalten der österreichischen Regierung nach Innen, verband sich dieselbe Consequenz nach außen. Ohne das geringste Opfer bringen zu wollen, verlangte es von Deutschland, daß es sich für Oesterreich ins Feuer stürze, ohne Preußen die Hand entgegen zu strecken, ihm Anerbietungen zu machen, Vortheile und Zugeständnisse zu gewähren, vertraute es darauf, daß Preußen, gedrängt und getrieben von der österreichischen Majorität am Bundestage, dieser folgen müsse, es möge wollen oder nicht. Im Laufe des Februar schon wurden zwischen beiden Regierungen verschiedene Noten gewechselt, welche deutlich die Weigerung Preußens erkennen ließen, seine vermittelnde und abwartende Stellung und seine prinzipielle Wahrung „rein deutscher Interessen“ aufzugeben. Die Mißstimmung vermehrte sich, die Augsb. Allg. Zeitung und andere österreichische Organe schrien laut über Preußens Verrath an Deutschland, während in Preußen selbst das Volk mit Einstimmigkeit die bedächtige Haltung seiner Regierung gut hieß und das Geschrei sich erhob: Preußen sei kein österreichischer Vasallenstaat, es wolle und werde alles für Deutschland thun, nicht sich aber für Oesterreichs italienische Traktate schlagen, nicht für den Triumph des österreichischen Absolutismus und eben so wenig für Concordat und Waffenthum, für das Bündnis zwischen Kaiser und Papst.

Im Anfang März war die Zwistigkeit der beiden deutschen Mächte so weit gediehen, daß ein Bruch bevorstand, da Oesterreich jetzt auszuführen beabsichtigte, was seine Circularnote vom 5. Februar schon angedeutet, nämlich den Bund aufzufordern, auf Grund des Art. 47 der Bundesacte „die Kriegsbereitschaft“ Deutschlands anzuordnen. Dringende Vorstellungen Preußens verhinderten es, doch erfolgte die Bewaffnung der Bundesfestungen, und das Verbot der Pferdeausfuhr am 7. März. Darauf folgte am 9. Mär. die Mittheilung des Ministers von Schleinitz in den preussischen Kammern, welcher in ziemlich farbloser Ruhe Preußens Entschluß wiederhellte, als europäische Macht eine bedeutungsschwere europäische Verwicklung lösen zu helfen, darüber jedoch niemals seinen deutschen Beruf zu vergessen.

In den preussischen Kammern wurde diese Erklärung mit Beifall gehört.

im übrigen Deutschland vermehrten sich die Angriffe gegen Preußen, in Oesterreich selbst brachte sie keine Wirkung auf die Politik hervor.

Die Unterhandlungen mit Lord Cowley nahmen am 10. März ihr Ende, der Lord war am 16ten wieder in Paris. Ausgerichtet hatte er wenig, da Oesterreich bei seiner Weigerung, an seinen Traktaten rütteln zu lassen, hartnäckig stehen blieb. Die Bemühungen des Unterhändlers, welche darauf hinausgingen, daß es zwischen Oesterreich und Frankreich zu Besprechungen kommen und eine Einigung über die schwebenden Streitfragen dadurch erfolgen möge, hatten daher geringe Aussichten, obwohl ein Eingehen darauf in Wien nicht völlig abgelehnt wurde. Die vollgültige Anerkennung der Wiener Verträge wurde jedoch im Voraus zur *conditio, sine qua non* gemacht, eben so bestimmt forderte Graf Buol Sardinien's Entwaffnung.

Diese Verträge und die Separatverträge Oesterreichs mit den italienischen Regierungen, standen eben sowohl an der Spitze des Zeitungsstreites, wie des Streites der Cabinette. Wir erwähnten schon, wie die Wiener Rechtsdeduktion nichts davon aufgeben wollte, und sie ihren Abschluß ebenso sehr als europäische Pflicht Oesterreichs zu beweisen suchte, wie die Behauptung festhielt, daß sie eine allgemeine, deutsche Sache seien, da sie den Gebiets- und Rechtsbestand der italienischen Staaten sicherten und als Vollständigung der Verträge von 1815 betrachtet werden mußten.

In Frankreich wurde dies natürlich am allerwenigsten anerkannt, und die Forderung mit Ungestüm erhoben, daß Oesterreich sich sofort aus dem Kaiserstaate und aus Placenzia auf sein eigenes Gebiet zurückziehen müsse. Es wurde in der französischen Presse ausgeschrien, daß der Kaiser Napoleon bereit sei, sofort die Besatzung aus Rom abzurufen, ja daß der Befehl dazu schon erfolgt sei, was freilich hinterher sich ebensovohl als Irrthum erwies, wie daß der Cardinal Antonelli in Wien den Abzug der Oesterreicher aus Ancona Bologna und Ferrara gefordert habe. Graf Cavour ging in Turin in seinen Forderungen noch weiter, indem er behauptete, daß kein Souverain dergleichen Verträge abschließen dürfe, durch welche er seine Souverainetät aufgäbe und daß diese Verträge eben sowohl vernichtet, wie Oesterreich für alle Zeit daran

verhindert werden müsse, jemals wieder sein eigenes Gebiet zu verlassen und Italien mit seinen Heeren zu durchziehen. — Oesterreich antwortete darauf, daß es nirgends freiwillig gekommen, sondern stets gerufen worden sei, um Ordnung und Gesetz herzustellen, daß aber Verträge abzuschließen, mit wem es wolle, ein unbeschränktes Recht jedes Souverains sei.

Die beiden Verträge auf welche Frankreich und Sardinien ihr besonderes Augenmerk richteten, waren das Besatzungsrecht in Ferrara und Comacinasio im Kirchenstaate. Dieses Recht war ihm jedoch durch Art. 103 der Wiener Schlussakte zugesprochen; ferner auch das Besatzungsrecht von Piacenza im Herzogthume Parma, was im Vertrage von Paris vom 10. Juli 1817 verbürgt wurde.

Diese beiden Verträge ohne Weiteres aufzugeben, weigerte sich Oesterreich mit allem Rechte. Daß es Piacenza zu einer mächtigen Festung umgeschaffen, zu einem Zwing-Alt für alle die kleinen Staaten, deren Regenten sich unter Oesterreichs Flügel flüchteten, sobald es unruhig würde, daß es für die Sicherheit dieser nahe befreundeten und verwandten Familien und für die Aufrechthaltung ihres absoluten Regiments bestmöglichst sorgte, weil sein eigenes Regiment in Italien dies erheischte, daß es endlich mit allen italienischen Staaten in Verträgen stand, welche dasselbe bezweckten, und sofort seine Scharen in Bewegung setzte, sobald ein Hüßeruf erscholl; — alles dies waren unabwiesbare Consequenzen des Metternich'schen Systems und des strengen Conservatismus in jener Manier, von welcher Oesterreich nach Abschließung des Concordats am wenigsten ablassen konnte.

Es ließ sich daher gut genug erkennen, daß Verhandlungen nichts fruchten würden. Oesterreich konnte die Verträge nicht aufgeben, ohne sein System aufzugeben und sobald es dies lockerte und löste, wankte der gesammte Kaiserstaat, der aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzt, nur durch die strengen Bande des centralisirten Herrscherwillens, als Ganzes bestand. — Was Englands und Preussens Eindringen aber bewirkt hatte, daß Oesterreich sich zu Verhandlungen mit Frankreich, unter den erwähnten beschränkenden Bedingungen herbei lassen wollte, genügte dem Kaiser Napoleon

jedemfalls eben so wenig. Er wußte am besten, daß der erste Versuch zur Verständigung scheitern würde, in seinen Plänen konnte an einer billigen und beiderseitigen Nachgiebigkeit überhaupt nichts gelegen sein. Zeit wollte er gewinnen, bis seine Saaten reiften, alle Vorbereitungen vollendet waren und dazu gab es ein viel besseres Mittel, es gab dafür einen Congreß der Großmächte.

Während der Ungewißheit und der widersprechenden Gerüchte, die Lord Cowleys Unterhandlungen begleiteten und nachfolgten, verbreitete sich plötzlich die Nachricht, ein großmächtlicher Congreß sei im Anzuge. Am 20. März wurde es aus Berlin und Paris bestätigt, und wer war der glückliche Erfinder dieses neuesten Friedensmittels? Kein anderer als Rußland, dasselbe russische Cabinet, das bisher in den Mantel des Schweigens eingehüllt, in der Ferne gestanden hatte.

Mit überraschender Schnelligkeit wurde die Zustimmung Englands und Preußens zu dem russischen Vorschlage bekannt, der wie ein Friedensengel plötzlich aus den Wolken zu fallen schien und abermals ging die Friedenssonne in aller Herrlichkeit auf, denn auch Louis Napoleon gab seinen Segen dazu. Er nahm den neuen Vorschlag mit Bereitwilligkeit auf, weil damit die wenig behaglichen Bemühungen Lord Cowley's beendet wurden. Aber noch ehe es dazu kam, fanden einige Vorgänge statt, die in Deutschland und Oesterreich die Erbitterung steigerten. — Am 15. März enthielt der *Moniteur* eine Zurechtweisung Deutschlands, welche aus einer Mischung von Drohungen, Warnungen und Beteuerungen bestand, womit Deutschland im Schulmeisterstоне aufgefordert wurde, sich ruhig, anständig und vertrauensvoll zu benehmen, da der Kaiser wohl im europäischen Interesse die beunruhigende Lage Italiens lösen wolle, aber nicht an den Rhein denke, und von Deutschland so viel Gerechtigkeit erwarten dürfe, wie er Sympathieen für dessen Nationalität habe. Da bald nicht daran zu zweifeln war, daß diese seltsame und anmaßliche Production aus der kaiserlichen Feder hervorgegangen, erregte sie um so mehr, den Schrei des Unwillens und des Hohnschlächters. Der Schluß des merkwürdigen Altenstückes warnte Deutschland vor der Gefahr, das National-

gefühl Frankreich zu beleidigen, denn „das französische Volk besitzt ein reizbares Ehrgefühl und zu gleicher Zeit eine Mäßigung seiner Kraft. Wenn man es durch Drohung aufregt, so vermag man es durch Persönlichkeit zu beruhigen.“ Damit fast gleichzeitig erließ Graf Cavour eine im völlig revolutionären Tone gehaltene Depesche an den Marquis d'Azeglio vom 17. März, in welcher Oesterreichs Politik in Italien in heftigster Weise zergliedert und unverträglich mit dem ferneren Fortbestehen der italienischen Staaten genannt wurde. Es wurde Nothwendigkeit genannt, daß Oesterreich aufgeben müsse, was nicht innerhalb seiner Grenzen liege, und zunächst auf die Besatzung Piacenza's hingewiesen, welche als gewaltfam angemacht und unzulässig dargestellt wurde.

Die Nachricht von dem nahenden Congresse machte in Turin wie in Italien überhaupt einen tiefbestürzenden Eindruck. In Piemont sammelten sich seit zwei Monaten die Freischaaren aus der Jugend Italiens. Die Armee mit den eingezogenen Reserven betrug gegen 60,000 Mann, im Ganzen waren mehr als 80,000 zu ernähren, und hierzu, wie zu den Kriegsvorbereitungen überhaupt alle Mittel auf's äußerste angespannt. Kam es jetzt zum Congresse und damit zur Ausgleichung, zwischen Frankreich und Oesterreich zum Frieden, so stand der Staatsbankrott in Sardinien von der Thüre und mit ihm die Revolution, denn wohin sollte man mit den 20,000 Freiwilligen österreichischen Desertenten und den revolutionären Elementen, die sich unter Garibaldi's Fahnen gesammelt hatten?

Der Sturm war heraufbeschworen und kein Herrenmeister vorhanden, der das richtige Wort sprechen konnte, um ihn zu sänftigen; wenn aber, wie verlautete, Oesterreich darauf bestand, daß Sardinien sofort entwaffnen und daß es bei diesem Congresse nicht zugelassen werde, dann waren Sicherheit Schmach und Schande groß genug.

Die Wiener Zeitungen waren empört über diese Note Cavour's. Ein allgemeiner Turb nach Sardinien's Demüthigung füllte alle Gemüther vom Palast herunter. Sardinien nicht zum Congresse zuzulassen, erschien als Ehren- und Nationalfache und „keine Entwaffnung, kein Congreß!“ erscholl es

überall. Fortgesetzt gingen dabei starke Truppenzüge nach Italien, eben so wenig aber hörte man, daß in Frankreich die Rüstungen stille standen, es wurde in öffentlichen Blättern aus beglaubigten Quellen versichert, daß der Kaiser Napoleon bis zum 1. Juni 600,000 Mann schlagfertig haben werde.

Der russische Vorschlag sollte nun alles zum Besten leiten, allein wie bestechend er im ersten Augenblicke ausfiel, und wie begierig die rathlosen Vermittler, England und Preußen, darnach griffen, so wurde man doch bald inne, welch ein Danaergeschenk Rußland den Diplomaten damit gemacht hatte. Gleich nachdem es bekannt geworden, daß der Vorschlag von Rußland komme, ließen sich warnende Stimmen aus Paris vernehmen, sicher darauf zu rechnen, daß aus Petersburg nichts kommen könne, was nicht Frankreich günstig und genehm sei und zu den kaiserlichen Plänen stimme. Bald auch wurde der Verdacht reger, daß dieser Vorschlag nur darauf angelegt sei, Lord Cowley's und Englands unbequeme Zumuthungen für immer los zu werden, und schon am 14. April gestand Malmesbury vor dem Parlamente ein, daß, wenn Rußland nicht dazwischen gekommen wäre, Englands Vermittelung es dahin gebracht haben würde, daß die beiden Mächte allein unterhandelt hätten, während jetzt natürlicher Weise, weit größere Schwierigkeiten aufstaueten und sämtliche Großmächte unter den Augen Europa's eine förmliche und verwickelte Vermittelung unternehmen sollten.

Es war in England längst nicht mehr die Rede davon, den ersten, der Streit beginne, zu Boden zu schlagen. Die Whigpartei predigte aus allen Zungen Neutralität und hegte die öffentliche Meinung gegen das österreichisch-gefinnte Toryministerium. Palmerston rechtfertigte Rußland und pries die edle Hochherzigkeit seines Gönners Napoleon. Er verband sich mit Lord John Russell, beide heißhungerig nach Erlangung der Macht, die Tories von den Ministerstühlen zu werfen und die ungenügende, fehlerhafte Reformbill gab den erwünschten Anlaß, den Ministern die nöthige Niederlage beizubringen, worauf diese das Parlament auflösten.

Wie richtig es jedoch war, daß hinter dem russischen Vorschlage sich mancherlei Hintergedanken versteckten, wurde mit jedem Tage klarer. Zuerst

war kein Zweifel, der Congress war so gut wie fertig; es handelte sich nur um die Ortsbestimmung, wo er gehalten werden sollte, selbst der Tag war schon angesetzt, am 30. April sollte er losgehen. Oesterreich zögerte zwar noch, allein die Vermittler drangen derartig auf Annahme, daß man voraus sah, es würde sich bequemen müssen, wenn es nicht isolirt werden und vor der ganzen Welt als Friedensstörer erklärt werden wollte.

Und hierin bestand die Klippe und die Falle, welche die Napoleonische Politik jetzt fortgesetzt aufstellte und vor sich her schob, um Oesterreich daran scheitern zu machen, oder es zu fangen. Es gab keinen bestimmten Grund zum Kriege, dieser mußte erst gefunden werden, Oesterreich mußte dahin gebracht werden, Geduld und Hoffnung zu verlieren. Es mußte sein Ingrimm aufgestachelt werden, es mußte sich in heftigen Schritten hinreißend lassen, wo möglich selbst den Krieg beginnen.

Oesterreich war zu ungeheuren, fortgesetzt wachsenden Ausgaben gebrängt worden; seine Finanzen waren zerrüttet, seine Bemühungen, eine neue Anleihe von 6 Millionen Pfd. Sterling in London zu machen, scheiterten; es konnte vorhersehen, daß, wenn dies noch einige Monate so fort ging, seine Mittel sich aufgezehrt hatten, noch ehe ein Krieg begann, und daß, wenn dieser endlich kam, seine Kräfte dann gelähmt und erschöpft sein würden. Daß aber der Krieg ausbrechen werde, obwohl kein Grund dazu vorhanden, das war und blieb doch die Ueberzeugung der Leute, die in allem was geschah, nur die heuchlerische Absicht erkannten, die Unterhandlungen so lange hinzuziehen, bis alles bereit sei.

Das nächste war, zu verlangen, daß Sardinien auf jeden Fall an dem Congresse Theil nehmen müsse und damit einen neuen Zankapfel hinzuwerfen; das andere, den Grafen Cavour nach Paris zu berufen, angeblich um Sardinien zur Entwaffnung geneigt zu machen und ihm aus dem Sinne zu reden, bei den Großmächten sitzen zu wollen, in Wahrheit aber, um abzufragen, wie man sich in Turin zu verhalten habe, guten Muth einzusprechen, gegebene Versprechen zu bekräftigen. Und was hatten Victor Emanuel und sein Minister zu besorgen, da sie das Schutz- und Trugbündniß, wie sich

später erwies, trotz aller Ablängnung und Verdamniß der Verläumdung, längst in der Tasche hatten.

Am 22. März, ehe er nach Paris abfuhr, erließ Graf Cavour noch eine Circularnote, welche aufs allerbestimmteste Sardiniens Recht behauptete, an dem Congresse Theil zu nehmen, sich auf des Landes Verdienste, auf dessen Opfer im orientalischen Kriege berief, auch daß Oesterreich unmöglich allein auf dem Congreß das Wort führen könne, während Sardinien, das vor Europa als Ankläger Oesterreichs aufgetreten, beseitigt bleibe. Wollte man jetzt die Gelegenheit, das Loos Italiens zu verbessern, vorübergehen, Oesterreich ferner gewähren lassen, und den status quo aufrecht erhalten, so fälle die Verantwortlichkeit für kommende Ereignisse ausschließlich auf die Großmächte, nicht aber auf Piemont.

Nach dieser Ergießung fuhr Graf Cavour nach Paris, wo mit ihm die Wiener Note vom 23. März eintraf, in welcher Graf Buol den Congressvorschlag Rußlands annahm, dabei aber Sardinien und dessen Politik wiederholt als den allein schuldigen Theil erklärte, weshalb Italien nicht zur Ruhe kommen könne. Diese gefährliche Politik abzustellen, betrachte Oesterreich als die einzige wesentliche Aufgabe des Congresses. Sollten andere Punkte zur Verhandlung kommen, so müßten sie vorher erst genau präzisirt werden; im Uebrigen müsse Oesterreich darauf bestehen, daß bei dem Congreß nach den Normen des Nachener Protokolls vom 15. November 1818 verfahren werde. Von der harten Forderung, daß Sardinien sofort entwaffnen müsse, war durch Englands Widerspruch nicht mehr die Rede, wogegen die französische Presse die Note annahm, als sei die Ausschließung Sardiniens vom Congreß jetzt eine ausgemachte Sache, was andererseits wieder die Folge hatte, daß die österreichische Presse die großmüthige Reizung des Kaisers Franz Joseph pries, wenn derselbe sich herbeilassen würde, die Separatverträge Oesterreichs mit den italienischen Fürsten einer Revision zu unterwerfen.

So standen die Sachen, als Graf Cavour in Paris anlangte, wo er sofort Gegenstand der allgemeinen Beobachtungen wurde. Er sah sich auf's Zuversichtlichste empfangen. Der Kaiser speiste mit ihm, die Kaiserin fuhr mit ihm spazieren, er erschien in den vertrautesten Hofkreisen, doch selbst in

diesen flüsterte man sich zu, daß diesmal doch alle Bemühungen des sanguinischen, dicken, kleinen Grafen vergebens sein würden, da der Kaiser entschlossen sei, Sardinien fallen zu lassen. Ohne Zweifel glaubte dies selbst Graf Balcerowski, der mit dem Minister Fould fortgesetzt für den Frieden arbeitete und diesmal gesiegt zu haben meinte. Allein Graf Cavour machte sich gar nichts aus der Kälte, die ihm in den Kreisen dieser Friedensmänner entgegen kam und eben so wenig aus den lauernden, spöttischen Blicken der Höslinge. Er war lustig und guter Dinge, denn er hatte die besten Zusagen. Er sah, wie man in London, Paris und Petersburg sich schon nicht über den Congressort einigen konnte; er wußte, was England und Preußen in Wien für Noth gehabt, um die vier von England entworfenen Präliminarpunkte zur Annahme zu bringen, er wußte es endlich im Voraus, daß aus diesem ganzen Congresse nichts werden würde, daß er nur das Mittel sein solle und sein könne, um möglichst Zeit zu gewinnen und daß der Kaiser Napoleon nicht ermanzeln werde, die nöthigen Einwürfe und Hindernisse in den Weg zu werfen, bis endlich sein Ziel erreicht, der Kriegsgrund gefunden sei und auf Oesterreich die Schuld des Bruches und des Angriffes falle.

Zunächst jedoch, um England und Preußen zu beweisen, wie Frankreich ihre Bestrebungen schätze und sich zu mäßigen wisse, hatte der Kaiser sofort die vier Punkte acceptirt; vielleicht in der geheimen Erwartung, dies werde in Wien nicht glücken und daß er alsdann mit um so lebhafterem Bedauern diese Hartnäckigkeit beklagen könne, da Sardinien sich auf seinen Rath willig gezeigt, von der Theilnahme am Congress abzustehen. Diese Voraussetzung erfüllte sich jedoch nicht, denn am 31. März nahm Graf Buol die vier Punkte ebenfalls an, obwohl nicht *pleine et pure*, sondern von Commentaren begleitet und durch einen fünften Punkt vermehrt, der ganz herrlich dazupaste, um alle weiteren Congress- und Friedensvermittlungen daran zum Stolpern und Fallen zu bringen.

Die Punkte, welche Grundlagen für die Congressverhandlungen sein sollten, lauteten wie folgt. (Was nicht mit gesperrter Schrift gedruckt ist, hatte Graf Buol dem englischen Texte erläuternd beigelegt.)

1) Mittel, die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen Oesterreich und Sardinien zu sichern. — Der Congress wird die Mittel prüfen, Sardinien zur Erfüllung seiner internationalen Pflichten zurückzuführen und er wird sich mit den Massregeln beschäftigen, welche die Wiederkehr der gegenwärtigen Verwicklungen verhüten können.

2) Räumung der römischen Staaten von den fremden Occupationstruppen und Erwägung der Reformen in den italienischen Staaten. — Man wird die Frage der Räumung der päpstlichen Staaten discutiren können. Der Congress wird den drei direct betheiligten Mächten die Details der Ausführung überlassen. Man wird die Frage der Verwaltungsformen berathen können, um sich über die zu ertheilenden Rathschläge zu verständigen; aber ihre definitive Annahme bleibt an die Entscheidungen der direct betheiligten Staaten gebunden.

3) Eine Kombination, welche die Specialverträge zwischen Oesterreich und den italienischen Staaten zu ersetzen hat. — Die Gültigkeit unserer Verträge würde keiner Discussion unterzogen werden können, aber wenn alle auf dem Congress vertretenen Mächte unter sich überein kommen, ihre politischen Verträge mit den italienischen Staaten vorzulegen, so wird Oesterreich sich dazu ebenfalls herbeilassen. Es wird sich mit den betheiligten Staaten verständigen, um ihre gemeinsamen Verträge dem Congress vorlegen zu können und zu prüfen, in welchem Maße ihre Revision für nützlich anerkannt werden mag.

4) Die Territorialverhältnisse oder die Verträge von 1815 werden nicht berührt werden. — Wir sind vollkommen einverstanden, daß weder die bestehenden Territorialverhältnisse, noch die Verträge von 1815, noch diejenigen berührt werden, welche in Ausführung dieser Akte geschlossen sind.

5) (Oesterreichischer Zusatzpunkt.) Verständigung über gleichzeitige Entwaffnung der großen Mächte.

Mit diesen 5 Punkten und der Gewissheit, daß Oesterreich zwar in den Congress willige, sich aber nach allen Seiten hin vor jedem Zugeständniß ver-

maht habe, mit der Gewisheit auch, daß alles sich zerschlagen und nichts übrig bleiben werde, als das Schwert, reiste Graf Cavour nach Turin zurück.

Er wurde auf dem Bahnhofe von einer erhitzten, aufgeregten Menge empfangen und seine Rede empfahl Besonnenheit und Ruhe; aber sie lautete so wenig niedergeschlagen, so zuversichtlich auf die Zukunft vertrauend und darauf verweisend, daß eine enthusiastische Scene erfolgte, da jedermann erkennen konnte, der Minister lehre mit erneuten, festen Versprechungen zurück und — Tod den Oesterreichern!

Der Congress wurde jetzt der Sammelplatz aller Hoffnungen der friedensbedürftigen Völker, doch während man sich daran mit jener Zuversichtlichkeit festklammerte, welche aus angstvoller Besorgniß entspringt, lauteten die Bedenken der Einsichtigeren, schon nach den ersten Tagen bedrohlicher als je.

Oesterreich war bei dem Verlangen stehen geblieben, daß Savinien entwaffnen müsse, und daß es keinen Theil haben solle an dem Congress. — Was diesen letzten Punkt betraf, so wurde in Paris der Gegenvorschlag gemacht, alle italienischen Staaten zuzulassen und man verknüpfte damit den schon viel ventilirten Plan, die künftige Freiheit Italiens durch ein Förderativbündniß Italiens zu sichern. Wie trügerisch ungewiß es jedoch mit beiden Vorschlägen ausah, bewies, daß aus Rom als gewiß gemeldet wurde, der Papst werde weder einen Congress beschicken, noch an einem solchen Bündniß Theil nehmen. Hinsichtlich der ersten österreichischen Forderung erklärte Frankreich dagegen, daß es ihm ganz unmöglich sei, dem Könige Victor Emanuel eine alleinige Entwaffnung anzumuthen, denn dieser werde nicht darauf eingehen.

Ein beiderseitiges Zurücksiehen der Armeen auf vier Meilen von der Grenze, das dafür in Anregung gebracht wurde, erhielt in Wien keine Billigung, wo mit wachsender Leidenschaft der Minister Cavour und Saviniens Politik verdammt wurde, was der Pariser Presse nicht weniger Anlaß zu erbitterten Darstellungen der sogenannten österreichischen Tyrannei in Italien gab. In Brochuren sowohl, wie in Zeitungsartikeln trat mit Heftigkeit die Absicht ganz ungeschminkt und offen hervor, Oesterreich müsse aus Italien

versagt werden, wenn Italien Freiheit und Frieden haben solle; seine Congresse werden dies finden, der Krieg aber könne und werde sein anderes Ziel finden.

Die französische Regierung, obwohl sie mit einem Fingeraufheben ihre unterwürfige Presse zum Schweigen bringen konnte, that nichts dagegen; vielmehr wurden unter ihren Augen und unzweifelhaft unter ihrer Zustimmung, den von Oesterreich interpretirten, englischen Friedenspunkten, fünf andere entgegengesetzt und öffentlich verhandelt, was in Wien die Aufregung und den allgemein verbreiteten Glauben steigern mußte, daß der Kaiser Napoleon den Krieg wolle und fest beschloßen habe, und daß alle diese nutzlosen Unterhandlungen nur dazu dienen sollten, seine Rüstungen zu vollenden, was bis Juni geschehen sein werde.

Diese fünf Punkte lauteten:

1. Die souveraine Unabhängigkeit der italienischen Staaten, außerhalb der Oesterreich durch die Verträge gesicherten Provinzen, wird von neuem proklamirt und unter gemeinschaftliche Garantie aller Unterzeichner des zukünftigen Vertrages gestellt werden. Diese Staaten werden auf ewige Zeiten für neutral und unverleglich erklärt und jede Verletzung ihrer Sicherheit und territorialen Unabhängigkeit wird als eine Frage erklärt werden, welche das allgemeine europäische Interesse berührt. Dagegen sind sie, um der gerechten Reciprocität willen, ihrerseits gehalten, ihre Neutralität sowohl unter sich, wie anderen Staaten gegenüber, zu achten und nichts gegen deren innere und äußere Ruhe zu unternehmen.

2. Die bisherigen Sonderverträge, welche zwischen italienischen Staaten und auswärtigen Mächten zeither abgeschlossen, werden revidirt und reformirt werden, wenn sich dies als nöthig erweist, gemäß den Prinzipien der vorangegangenen Vorschläge.

3. Man wird untersuchen, ob die durch die Akte vom 15. Juni 1815 und den Vertrag vom 10. Juni 1817 Oesterreich überwiesenen Besatzungsrechte in den Städten Ferrara, Comacchio und Piacenza vereinbar sind, mit der vollen Unabhängigkeit der italienischen Staaten und ob diese Rechte nicht, genügend für Oesterreich, durch Adoption der Prinzipien der

Neutralität und der auf diese Staaten angewandten Kollektivgarantie geschützt sind. In jedem Falle werden die zwischen den italienischen Staaten und Oesterreich festgestellten Ausübungs-Reglements revidirt und auf die genauen Bestimmungen der Verträge zurückgeführt werden.

4. Da die Sicherheit der Regierungen und die Wohlfahrt der Völker von der Uebereinstimmung zwischen ihren Institutionen und ihren Wünschen, Bedürfnissen und Erwartungen abhängt, so werden die souverainen Fürsten aufgefordert werden, die politischen und administrativen Gesetze, welche in ihren Staaten gelten, zu revidiren. Diese Revision wird von ihnen vollständig frei, in der vollen Unabhängigkeit ihrer Souverainetät vollzogen werden, wobei sie die Wünsche ihrer Völker zu Rathe zu ziehen haben. Es versteht sich, daß in keinem Falle die Mächte sich einzeln oder kollektiv, weder in die Beziehungen der italienischen Regierungen zu ihren Unterthanen, noch in die Verwaltung ihrer Staaten einmischen.

5. Die Mächte behalten sich das Recht vor, im Laufe ihrer Verhandlungen und im Interesse ihres Zieles, noch andere Vorschläge den vier vorstehenden Propositionen beizufügen.

Wenn dies das Programm der französischen Regierung für die Grundlagen des Congresses war, wie man wohl annehmen durfte, so standen sie meist hier diametral den österreichischen Bedingungen entgegen. Alles war dadurch gefährdet und angetastet und da Oesterreich im Voraus erklärt hatte, daß jede Berührung der Verträge von 1815 ein sofortiges Abbrechen der Unterhandlungen zur Folge haben mußte, so hatte man keine Aussicht, dieselben auch nur anzufangen.

Die nächste Folge des schnell verfinsterten Horizonts war, daß 50,000 Mann von Wien nach Italien geschickt wurden. Eine große Zahl militärischer Beförderungen fügte sich hinzu, alle Festungen wurden gerüstet, zugleich wurde die Zusammenziehung eines anderen Heeres von 60,000 Mann befohlen, in Böhmen sollten sich 70,000 sammeln.

Währenddessen hielt der Kaiser Napoleon eine große Heerschau bei Paris, und Gerüchte verkündigten seine nahe Abreise nach Lyon, um die dortige Armee zu versichtigen. Ueberdies drängten sich die Nachrichten aus

Marseille und den Häfen des Mittelmeeres über die Anhäufung von Schiffen, Kriegsmaterial und Soldaten, welche jeden Augenblick den Befehl zur Einschiffung erwarteten. Die Gefahr erschien so dringend nahe, daß in Berlin am 10. das Gerücht über Abbruch der Unterhandlungen und erfolgten Kriegserklärung allgemein verbreitet war.

Dies Gerücht bestätigte sich jedoch nicht, denn das Tory-Kabinet wandte in Verbindung mit Preußen allen seinen Einfluß in Wien an, um den Bruch abzuwenden. In England selbst hielt es sich nur mit Mühe noch dadurch aufrecht, daß es nach seiner Niederlage in der Reformbill statt abzutreten, das Unterhaus aufzulösen beschloß: vor der öffentlichen Meinung aber, welche sich auf's Entschiedenste für Neutralität erklärte, konnte es sich nur durch offenes Bekenntniß zu demselben Princip schützen. Dennoch wurden Lord Derby und seine Collegen mit Vorwürfen über ihre geheimen, österreichischen Sympathien überschüttet und wenigstens war daran so viel richtig, daß die Napoleonischen Pläne keine Zärtlichkeit bei dieser Toryregierung fanden und daß Oesterreich, wenn es den Whigs gelang mit ihren Führern, Palmerston und Russell, die Staatsleitung in ihre Gewalt zu bekommen, nicht die geringsten ermunternden Freundschaftsdienste ferner zu erwarten hatte.

So mußte nicht allein Oesterreich, sondern auch Deutschland mit ihm dringend wünschen, daß die Tories am Ruder blieben, denn wenigstens war von diesen keine Begünstigung Napoleons und seines Schüßlings, im äußersten Falle aber eine ehrliche Neutralität zu erwarten; anderseits auch dauerten die eifrigen Bemühungen ununterbrochen fort, um sowohl in Paris wie in Wien Versöhnlichkeit und Einigung zu predigen.

In Paris wurde dies Bestreben mit den schönsten Bethenerungen beantwortet, daß man nichts so sehnlich wünsche, als den Frieden zu erhalten und alle Schlaueit wurde an den Beweis gesetzt, daß, wenn man zum Kriege gelange, Oesterreich allein durch seine unannehmbaren Forderungen die Schuld trage.

Dies gab den vermittelnden Mächten Anlaß, in Wien ihren vereinten Druck anzuwenden, um das österreichische Kabinet von der Entwaffnungs-

forderung für Sardinien zurückzubringen, und man konnte dies um so einklinglicher thun, da Rußland plötzlich mit dem festen Vorschlage hervortrat, wenn Oesterreich bei seinem unsäthigen Begehren verharre, es zunächst von dem Congresse auszuschließen, den europäischen Areopagus ohne die widerstrebende Großmacht zu bilden, diese dann aber nachträglich zum Eintritt aufzufordern. Ein so unerhörtes Verlangen mußte in London und Berlin erschrecken; selbst Napoleon schien den Kopf zu schütteln, denn die französische Presse durfte sich nicht mit diesem Gegenstand befassen; zugleich war es dem Journal des débats erlaubt, gegen den italienischen Krieg sich in scharfen Artikeln zu äußern und die Verständigung mit Oesterreich zu empfehlen.

In dem Augenblicke nun, wo man in Wien gewiß die Wahrheit der wiederholten, aber schlecht beherzigten Warnungen empfiand, daß Oesterreich von Rußland mehr noch als von Frankreich zu fürchten habe, wurde von Petersburg aus abermals ein neuer Vorschlag gemacht, der über London plötzlich in Wien und gleichzeitig in Paris auftauchte. Statt der alleinigen Entwaffnung Sardinien's wurde eine gleichzeitige Entwaffnung aller Theilhaftigen von Oesterreich vorgeschlagen und mit überraschender Schnelle in Paris, London, Petersburg und Berlin angenommen.

Am 10. April noch enthielt der Moniteur eine neue Note an die Deutschen, welche in gnädiger Weise das kaiserliche Vergnügen kund gab, wie der „aufgeklärte und vernünftige Theil Deutschlands“ zu der Uebersetzung gekommen sei, daß zu Mißtrauen und Aufregung gegen Frankreich keine wirkliche Veranlassung vorhanden wäre.

Um die französische Regierung zu verdächtigen, habe man sie verantwortlich gemacht, was Schriftsteller gegen die Unabhängigkeit des deutschen Bundes äußerten, obwohl diese Personen, welche geschlich berechtigt, ihre Meinung frei zu sagen, auch allein die Verantwortlichkeit dafür zu tragen hätten. Ihre Ausstreunungen klangen den Deutschen wie Drohungen und, auf böswillige Weise ausgelegt, haben sie vielleicht sogar beklagenswerthen Irrthümern über die Absicht des Kaisers Eingang verschafft.

„Die französische Regierung aber hat nichts zu verbergen, denn wenn

man nur die Gerechtigkeit will, scheut man das Licht nicht. Frankreich, kann in Deutschland nicht angreifen, was es in Italien retten möchte. Seine Politik, welche allen Ehrgeiz der Eroberung von sich weist, verfolgt nur die von dem Völkerrechte, vom Glücke der Völker und von Europa's Interesse geförderten Genugthuungen und Bürgschaften. In Deutschland wie in Italien will es, daß die durch Verträge anerkannten Nationalitäten sich behaupten und sogar verstärken können, weil es sie als eine der wesentlichen Grundlagen der europäischen Ordnung betrachtet."

Nachdem die Moniteurnote dann aufgezählt, welcher Wider Sinn es sei, Frankreich als der deutschen Nationalität feindlich darzustellen und Spanien, Neapel und Italien zum Zeugniß anzurufen, dabei auch auf die Neuchâtelter Frage und auf den deutsch-dänischen Streit gewiesen, mit welcher Mäßigung und Versöhnlichkeit Frankreich überall für Ruhe und Ordnung gesorgt, sagte sie zum Schluß: „Frankreich's Politik kann nicht zweierlei Gewichte und zweierlei Maße haben: sie wägt mit derselben Billigkeit die Interessen aller Völker. Was sie in Italien geachtet wissen will, das weiß sie auch in Deutschland zu achten. Nicht wir würden durch das Beispiel eines nationalen Deutschlands bedroht sein, welches seine Bundesorganisation mit einheitlichen Tendenzen in Einklang brächte, deren Princip bereits in der großen Handelseinigung des Zollvereins niedergelegt wurde. Alles, was in den Nachbarländern, die durch Handel, Industrie und Fortschritt geschaffenen Beziehungen entwickelt, gereicht der Civilisation zum Vortheil und alles, was die Civilisation vergrößert, dient zu Frankreich's Erhebung."

Diese pomphafte Note machte in Deutschland zwar nicht den Eindruck jener ersten, welche drohend die Ruthe emporhielt, aber sie schärfte das Mißtrauen gegen diesen Kaiser, der ohne jede Berechtigung sich unterfing, Deutschland mit gnädigem Handwinken zu versichern, daß es anfangs, vernünftiger zu werden, und welcher dabei nicht allein noch mehr Vernunft und Vertrauen begehrte, sondern auch mit den phrasenhaftesten Declamationen sich als den Messias der Civilisation verherrlichte, der den Völkern Segen, Ruhe und

Ordnung bringe; als ob die Menschen schon vergessen hätten, durch welche Mittel er zur Macht gelangte, als ob Frankreich denn so segensvoll beschenkt sei, und als ob die Deutschen wirklich so kindisch leichtgläubig sein könnten, dem Manne zu glauben, der mit seinen Betheuerungen und Schwüren ein so furchtbares Spiel getrieben hatte.

Beleidigend war die Note um so mehr, da sie auch den Deutschen denselben Napoleonischen Beistand verhieß, wie Italienern und Rumänen, wenn sie ihre nationale Einheit herstellen wollten, und man erkannte nicht mit Unrecht darin eine Aufforderung und die Absicht, sowohl Preußen von Oesterreich zu trennen, wie überhaupt Deutschland gegen die Bundesorganisation aufzureizen und darauf hinzuweisen, daß Oesterreich der Hort des Absolutismus und die Stütze der Uneinigkeit in Deutschland sei.

Diese Uneinigkeit hatte während der letzten Monate allerdings fortgesetzt zugenommen, und Preußen mit dem größeren Theile Norddeutschlands, den süddeutschen Staaten und deren Volke, wie den meisten kleineren Höfen gegenüber gestellt. An allen diesen Höfen gab es eine starke, österreichische Partei; das brüderliche, bedrohte Oesterreich fand auch im Volke die wärmste Theilnahme. In den katholischen Staaten kamen die religiösen Sympathien dazu, welche von eifrigen Priestern geschürt wurden, ein vielleicht noch stärkeres Band; aber wurde durch die finanziellen Interessen geschlungen, denn ein bedeutender Theil der österreichischen Staatspapiere befand sich in den Händen der Kapitalisten aller deutschen Staaten.

Gleichzeitig wirkte in den süddeutschen Staaten die Furcht vor den Klauen Napoleons und die Erinnerungen an alte Leiden und großes Unglück, das zum Anfange dieses Jahrhunderts über Deutschland gekommen weil dies uneinig war, deutsche Fürsten sich mit dem alten Napoleon gegen Deutsche verbanden. Endlich gab es auch eine große Zahl der besten und edelsten Patrioten, welche in dieser Besorgniß und um Deutschlands Einheit und Zukunft Oesterreich auf jeden Fall, sofort und mit aller Macht unterstützen wollten, damit es nicht allein gelassen, besiegt und in Stücke gerissen, für Deutschland auf immer verloren gehe, und statt dieser Schutzmauer im

Süden, das deutsche Land von Feinden sich begrenzt sehen würde; schlimmeres nicht zu denken.

Preußen dagegen hatte von Anfang an eine vermittelnde Stellung eingenommen und danach seine Politik geregelt. Statt des früheren russischen Einflusses in Berlin, war der Einfluss Englands mächtiger geworden, und während Rußland sich schweigsam verhielt und es gewähren ließ, da es bald einsah, daß es die neue Regierung nicht zu sich hinziehen könne, bedurfte England keiner Anstrengung, um das Cabinet in Berlin für die gemeinsame Vermittelung zu gewinnen.

Je erfolgloser diese sich erwies, und je deutlicher die Kriegsgefahr wurde, um so stärker wurde der Schrei des Unwillens in Süddeutschland gegen Preußen. Leider that man das Verkehrteste, was geschehen konnte, um Preußen zur Wendung seiner Politik zu bringen. Bei dem Beginn der Händel schrie man mit Ungestüm nach Preußen, das Oesterreich mit ganzer Macht schützen müsse, und während Oesterreich selbst, nachdem selten gehörtes lobpreisendes Zureden nichts fruchten wollte, in Rufen und Ermunterungen an die Kleinstaaten sich wandte, deren Anhänglichkeit und Eifer es herausfiel und auf die zu erwartende Bundeshilfe nach Artikel 42 und 47 der Bundesakte hindeutete, bekam Preußen von mehreren dieser Rufen keine Mittheilung. Statt dem mächtigen Nebenbuhler die Hand zu bieten, ihm Zugeständnisse zu machen, welche er erwarten durfte, Versprechungen zu leisten, welche die gefährlichen Dienste vergaltten, welche man forderte, und so das Bündniß durch gegenseitige Vortheile zu ermöglichen, verlangte man Opfer ohne jeden Lohn; ohne jede Aussicht auf Vergeltung, als Recht und Pflicht, denen Preußen sich nicht entziehen könne. Diesem Fehler folgte ein anderer, damit verbundener, dicht hinterher, daß nämlich die österreichisch gesinnten, mittelstaatlichen Organe mit wahrhaft ungezügelter Wuth über Preußen herfielen, es verdächtigten, beleidigten und mit Hohn erklärten, daß Preußen gezwungen werden müsse, sich dem Willen Oesterreichs und der Kleinstaaten zu unterwerfen; daß man Preußen in diesen Krieg auch gegen seinen Willen „hineinziehen“ werde, und daß das Haus Habsburg Gehorsam zu fordern habe.

Die Augsburger Zeitung besonders leistete in dieser Beziehung das Erstaunlichste, um Preußen und die gesammten deutschen Staaten als österreichische Vasallenstaaten zu proklamiren, und diese Nichtachtung Preußens trat so übermüthig schonungslos auf, als brauche man mit diesem renitenten Bundesgliede so wenige Umstände zu machen, als mit Liechtenstein oder Hessen-Homburg.

Man schien gänzlich vergessen zu haben, daß Preußen eine Großmacht, bewohnt von 18 Millionen Menschen, sei; der größte und stärkste Bundesstaat, während Oesterreich mit nur halb so vielen deutschen Einwohnern zum Bunde gehört.

Unklugeres konnte es nicht geben, als Preußen, statt es zu überzeugen, zu fränken und zu beleidigen, da man nicht die geringsten Mittel besaß, um es zu zwingen, sich dem mittelstaatlichen Willen zu beugen. Aber man vergaß auch obenein, daß es ein preussisches Volk giebt, und daß dies ehrgeizig und stolz auf Namen und Ansehen, solchen Hohn aufs bitterste empfinden mußte. Die Juruse, daß Preußen um nichts besser sei, als jedes andere Bundesländchen, daß der preussische Uebermuth gebeugt werden müsse, Hannover ebensowohl an der Spitze Deutschlands stehen, Sachsen Deutschlands Politik leiten könne, mochten an sich kindische, wenig ernstlich gemeinte Eingebungen des unruhigen Troges sein, allein in Preußen mußten sie empören. Man war sich dort bewußt, das Redlichste und Beste zu wollen, bewußt der mächtigen eigenen Interessen, welche auf dem Spiele standen, endlich auch bewußt, daß bei jedem deutschen Kriege die Hauptlast immer auf Preußens Schultern fallen müsse, und dazu kam, wie nicht geläugnet werden darf, das Gefühl tiefer Abneigung und alter Feindschaft gegen Oesterreich, das in dem preussischen Volke sich seit zwei Jahrhunderten festgewurzelt hatte.

Von den Zeiten des großen Kurfürsten an ist diese Abneigung aufgewachsen und bis in die neueste Zeit hinein ist sie genährt worden.

Enthalten wir uns, aufzuzählen, was noch vor wenigen Monaten geschah, um Preußen in Frankfurt zu demüthigen, wie konnte man jetzt doch

erwarten, in dieser Stunde der Bedrängniß, mit solchen Mitteln Preußen zum Gehorsam anhalten zu wollen.

Es standen Preußen zwei Wege offen. Es konnte entweder sofort seine ganze Macht entfalten, und Napoleon vielleicht damit zwingen, seine Pläne aufzugeben, oder aber es konnte die Vermittlerrolle übernehmen. Das erste zu thun, wozu es so dringend aufgefordert wurde, stürzte aber entweder unmittelbar in den Krieg, oder aber es befestigte den österreichischen Druck auf Italien, den österreichischen Absolutismus und das gesammte in Wien herrschende System, wie dessen Rückwirkung auf Deutschland.

Mit diesem Systeme konnte aber Preußen eben so wenig übereinstimmen und es befestigen helfen, wie den Italienern alle Berechtigung absprechen, Verbesserungen ihrer Lage zu fordern und ihre Klagen verachten, daß Oesterreichs Verträge und dessen Suprematie über Italien jede Reform und jeden Fortschritt verhindern. Preußen konnte sich um so weniger vor einer großen Anwerbung gerechter Forderungen verschließen, da es selbst, als constitutioneller Staat, seine reformatorischen Schritte bedroht sah, durch eine fromme und junkerliche Partei, welche schussüchtig nach Oesterreich hinüber blickt und von der Kräftigung des Absolutismus die Reaktion in Preußen und den übrigen constitutionellen deutschen Staaten erwartet; endlich aber stand die öffentliche Meinung diametral jeder Einnischung in Italien entgegen, denn die Sympathien des Volks gehörten im weit überwiegenden Maße den Italienern.

Preußen entschloß sich daher um so williger zur Vermittlung im Vereine mit England, allein es nahm bei dieser Thätigkeit eine Stelle im Hintergrunde ein und ging in englischem Schlepptau mit, ohne ein selbstständiges und kräftiges Verhalten geltend zu machen. Bei den Verhandlungen Lord Cowley's trat seine Mitwirkung gänzlich in den Schatten, denn England glaubte allein die Verständigung bewirken zu können. Zu diesem Fehler der preussischen Politik, welcher ihrem Ansehen nur Schaden mußte, gesellte sich der noch größere Fehler, daß diese Vermittlung überhaupt faß- und kraftlos war. Wollte sie den Frieden erhalten, so mußte sie Druck und Gewicht nach beiden Seiten ausüben. Sie mußte, nach dem ersten Ausspruche Lord Derby's,

mit der bestimmtesten Entschlossenheit auftreten, den mit vereinter Macht zu Boden zu schlagen, der es wagte, den Frieden Europa's zu brechen, und eben so sehr lag es ihr ob, Oesterreich zu einer Revision seiner Verträge mit den italienischen Staaten zu bestimmen, wie nach der anderen Seite hin die völkerrechtlichen Grundlagen von 1815, in Bezug auf Oesterreichs Besitz in Italien, als verbindlich für alle zu erklären.

Auf diese Weise allein wäre es möglich gewesen, die Verständigung zu erzwingen. Louis Napoleon hätte sich schwerlich einer Coalition Oesterreichs, Preußens und Englands ausgesetzt, aber auch Oesterreich würde nicht mit solcher Hartnäckigkeit sich der Revision der Verträge widersetzt und mit solcher Entschiedenheit auf Sardinien's Entwaffnung und dessen Fernhalten von dem Congresse bestanden haben. Allein in England war der Muth der Toryregierung gelähmt durch den allgemeinen Schrei nach Neutralität und in Preußen führte die gothaische Partei sowohl die Regierung, wie die Majorität der Volksvertretung. Diese Partei war jedoch von jeher reich an Worten und arm an Thaten, selbstgefällig auf ihre politische Weisheit und unermülich vertrauend und hoffnungsvoll.

Ohne Englands Hülfe blieb, wenn Preußen allein eine solche Vermittlung auf jeden Fall unternehmen wollte, viel zu bedenken übrig. Der österreichischen Partei that es damit nicht genug, denn diese forderte unbedingtes Bündniß mit dem Kaiserstaat, Krieg gegen Frankreich, wer aber sollte Preußens und Deutschlands Küsten schützen, wenn die englischen Flotten fehlten? Hatte Oesterreichs Politik doch selbst die Anfänge einer deutschen Flotte unter den Auctionshammer gebracht und in Preußen selbst war während der letzten zehn Jahre mit dem Flottenwesen mehr theure Spielerei getrieben, als an kräftiger Entwicklung gearbeitet worden. Ein furchtbarer Schlag auf die große Industrie Preußens und auf seine vielgestaltigen Interessen stand im Kriegsfall vor der Thüre, zudem erhielt man aus London dringende Ermahnungen, neutral zu bleiben und die bündigste Versicherung, bei aktiven Schritten auf seine Unterstützung rechnen zu dürfen; endlich aber ließ sich bald nicht mehr bezweifeln, daß Rußland tiefer in den Napoleonischen

Plänen verwickelt sei, als man sich vorgeschmeichelt und daß man nicht allein einen Krieg im Westen, sondern auch einen im Osten zu führen haben werden.

Daß Napoleon auf eine Erhebung Deutschlands zu Gunsten Oesterreichs gefaßt sein mußte und seine Maßregeln dafür getroffen hatte, war seiner Klugheit zuzutrauen. Ihm mußte zunächst daran gelegen sein, auf jeden Fall England in Neutralität zu erhalten und daran konnte er bei der Stimmung in England und der Versicherung seines Freundes Palmerston nicht zweifeln. Auch für Deutschland wünschte er lebhaft dasselbe Ziel, darum die Moniteurnoten, darum die fortgesetzten Bestrebungen, um Preußen zu gewinnen. Daß Deutschland sich nicht rühren könne und wenig von ihm zu fürchten sei, so lange das kriegsmächtige Preußen fehle, war nicht schwer zu bedenken. Preußen aber von dem nach Neutralität schreienden England am Zaume geführt, mußte sicher das beifällige Lächeln in den Tuilerien erregen. Für jeden Fall jedoch, da man nicht ganz sicher sein konnte, ob der Zügel nicht reißen werde, hielt Napoleon Rußland bereit, wie sich bald genug erwies.

Das Berliner Cabinet war sicherlich nicht der Meinung, es könne und dürfe so lange ruhig zusehen, bis Oesterreich vernichtet sei, aber es machte seine Aktivität davon abhängig, daß Oesterreichs Bundesländer bedroht, wirklich deutsche Interessen verletzt sein müßten, nicht speciell österreichische. Zudem waltete bei dem Verfahren der österreichischen Politik, Deutschland sofort in den Kampf zu ziehen und Preußen durch die Majorität des Bundestages hinauszuschleppen, in Berlin die Besorgniß vor, daß Oesterreich den Rhein als Hauptkriegstheater ausersuchen habe, um den Stoß von Italien abzuwenden. Um so vorsichtiger suchte man dies abzuwenden, denn die Interessen der Großmacht Preußen standen der Großmacht Oesterreich völlig entgegen. Es zeigten sich alle Nachteile und Gefahren des mißlichen Umstandes, daß es zwei deutsche Großmächte giebt; alle Gefahren eines Staatenbundes ohne Einheit, in welchem jeder Theilnehmer, klein oder groß, sich als souveräner Herr gebärdet und alle Uebel der inneren Zerrissenheit und der viele Jahre lang fortgesetzten Intriquen, durch welche Preußen unter dieses hilflosen Bundes Majoritätswillen und unter Oesterreichs Oberherrlichkeit gebracht werden sollte.

Mit dem Blick auf alle diese Verhältnisse mußte Preußens Politik darauf hingehen, wenn der Krieg nicht vermieden werden könne, ihn auf Italien zu lokalisieren und ihn Oesterreich dort zu überlassen, auf keinen Fall aber ihn am Rhein auf seine Schultern zu nehmen, so lange dies mit Ehre, Würde und ohne Deutschlands Interessen zu opfern, möglich sei.

So war die Lage der Dinge, als am 10. die Moniteurnote erschien, welcher sofort ein Vivats- und Friedensgeschrei des „Pays“ nachfolgte, denn es brachte eine weltbeglückende Nachricht. „Seit vier und zwanzig Stunden,“ schrieb dies inspirirte Organ des Grafen Walewski, „hat sich die Sachlage auf glückliche und unerwartete Weise geändert. Wenn unsere Quellen genau sind, so wären die Schwierigkeiten, welche den Congreß verzögert haben, definitiv geordnet. Uebereinstimmend ist man auf die Bedingung einer allgemeinen Entwaffnung gefallen; Oesterreich hat zugestimmt, der Congreß wird binnen Kurzem zusammentreten.“

Diese Nachricht erregte einen neuen weithallernden Friedensjubiläum, allein er war von noch kürzerer Dauer als der vorhergehende. In Paris machte er überhaupt geringen Eindruck, in Wien gar keinen. In Paris sagte man, mit Bestimmtheit, daß dies nichts als ein neuer Schachzug sei, daß der Kaiser den Krieg fest beschlossen habe; daß alles nur darauf hinausgehe, einige vermehrte Zeit zu gewinnen und daß man sich darauf verlassen könne, diese Seifenblase schnell zerplagen zu sehen. In Wien hatte die neue Moniteurnote den übelsten Eindruck hervorgerufen.

Man verdamnte auf's heftigste die Hinterlist und Falschheit, um Deutschland gegen Oesterreich aufzuheizen; zu gleicher Zeit erschöpfte sich die Presse in Schimpf und Schmach gegen Sardinien und Savoyen und trotz der zu gefandenen allgemeinen Entwaffnung blieb das Ceterum censeo die Entwaffnung Sardiniens und dessen Ausschließen vom Congreß, oder Krieg für Oesterreichs Ehre und Recht auf Leben und Tod!

Schon zwei Tage darauf wurde der Friedensjubiläum durch eine warnende Erklärung „der Patrie“ unterbrochen, welche die Anschauung der Sachlage wie das „Pays“ sie gab, vollständig umkehrte. Nach ihm hatten England und Preußen in Wien den verständigen Vorschlag durchgesetzt, daß alle

interessirten Mächte gleichzeitig entwaffnen sollten. Frankreich habe dies gern angenommen, allein bethheiligt sei es nicht, denn es selbst sei aus den Bedingungen des Friedenszustandes nicht herausgetreten. Frankreich wird also nichts in seinem Austreten zu ändern haben: rief die „Patrie.“ Es hat nicht gerüstet und wird nicht rüsten.

Damit war Alles aufgeklärt. Der für den Frieden gestimmte Graf Balenowsky, hatte sich wiederum getäuscht, sein Herr und Meister mischte die Karten in anderer Manier. Das ganze Spiel ging auf nichts weiter hinaus, als Oesterreich dahin zu bringen die Geduld zu verlieren, es zu der Ueberzeugung zu bringen, daß es getäuscht und am Faden gezogen werde, bis es an der Zeit sei, diesen abzuschneiden und daß es bis dahin sich möglichst beschädigen und verzehren solle, um ehe der Krieg noch ausbreche an seinen finanziellen Wunden zu verbluten.

Am demselben Tage, 13. April, wurde in Paris in einer zweiten Conferenzsitzung, eiligt von allen Mächten die Wahl Cousin's unter Vorbehalt aller Rechtsfragen, anerkannt. Das heißt also, man ließ das Faktum gelten, weil man keine Zeit- und keine Mittel besaß, sich zu widersetzen, behielt jedoch der Zukunft eine Abrechnung vor, je nach den Umständen. Die französisch-russische Politik hatte aber auch hierbei gesiegt und konnte über den Vorbehalt der Rechtsfragen behaglich lächeln.

Am demselben Tage traf in Berlin aber auch der Erzherzog Albrecht von Wien ein, und mit aufmerksamer Erwartung sah man in allen deutschen Staaten sowohl, wie in Wien und Paris auf die Unterhandlungen, welche über die Verständigung beider Großmächte jetzt begannen. Zu gleicher Zeit sprach das offiziöse Organ des Berliner Cabinets die Hoffnung aus, daß der Congress stattfinden und es gelingen werde, den Frieden zu erhalten, wenigstens werde nach den verschiedenen offenen Erklärungen Frankreichs im friedlichen Sinne, der Versuch gemacht werden können, die Vermittelung einzuleiten.

Während so in Berlin die friedfertigen Absichten des Kaisers Napoleon belobt wurden und Erzherzog Albrecht in mehrere Conferenzen mit dem

Regenten Preussens und dem Minister der Auswärtigen über die gemeinsame Stellung beider Staaten auf dem Congreß, was dort von Oesterreich zugegeben, was von Preussen abgelehnt und entscheidend vertreten werden sollte, verhandelte, trübte sich der Horizont wiederum. Am 18. April gab das Ministerium Derby in beiden Häusern Erklärung über die politische Lage, aus welcher sich bestätigte, daß Frankreich war dem Vorschlage allgemeiner Entwaffnung beigestimmt, sich selbst aber davon ausgenommen habe, da es im Friedenszustande sei. Zugleich auch wolle Frankreich die Entwaffnung nur im Prinzip angenommen wissen, sie erst auf dem Congreß, als erste Frage, zur Verhandlung bringen. Sardinien aber wolle überhaupt nicht entwaffnen, wenn ihm nicht die Theilnahme am Congresse zugestanden werde. Befriedigend sei die Ankunft des Marquis d'Azeglio, von dessen friedliebender Gesinnung ein vermitteln des Einklens erwartet werden könne. Noch sei nicht alle Hoffnung verloren, durch Geduld und Festigkeit den Frieden zu erhalten, käme es jedoch zum Kriege in Italien, so sei zu fürchten, daß ein europäischer Krieg daraus hervorgehe. Lord Derby sagte im Oberhause dasselbe, fügte aber hinzu, daß Russlands Einnischung die Lage verschlimmert habe, und deutete dabei an, daß einige Mächte (ohne Zweifel doch Frankreich und Russland) mit dem Congresse ihr Spiel zu treiben schienen. Wenn sich dies herausstelle, würde England, seiner Würde gemäß, sich ganz zurückziehen und auf alle Eventualitäten vorbereiten.

Dieser ziemlich aufgeregten und drohenden Erklärung in London folgte Tages darauf am 19. in Paris eine honigsüße, friedensbustende Moniteur-Note, in welcher in historischer Uebersicht Frankreichs fortgesetzte, große Mäßigung herausgestrichen und seine Bereitwilligkeit zur Ordnung der Angelegenheit durch den Congreß bezeugt wurde. Es habe auch nichts dagegen, wenn die Entwaffnung vor dem Congreß geschehen solle, (natürlich immer vorausgesetzt, daß es selbst nicht zu entwaffnen habe) somit lasse sich annehmen, daß wenn auch alle Schwierigkeiten noch nicht beseitigt seien, eine definitive Verständigung nicht ausbleiben und Nichts dem Zustandekommen

des Congresses entgegen sein werde. Nebenbei war bemerkt: Frankreich habe vorgeschlagen, daß Sardinien und die anderen italienischen Staaten in den Congress eintreten sollen, ganz so wie 1821 die italienischen Staaten in den Congress von Laibach eintraten. Es hoffe, daß die anderen Mächte dem beistimmen werden.

In dieser neuen Forderung lag der Schwerpunkt, Oesterreich sollte entwaffnen und Sardinien, Frankreich aber nicht, es säugnete seine Rüstungen vor den Augen der ganzen Welt ab. Sardinien sollte aber auch in den Congress, und da der Vorschlag Sardinien allein hineinzubringen in England gescheitert war, sollte es jetzt mit sämmtlichen italienischen Staaten Theil nehmen. Sofort kam auch aus Turin die Nachricht hinterher, daß Sardinien die Entwaffnung verweigerte, wenn es am Congresse nicht Theil nehme. Im Falle Oesterreich aufhöre unaufhörlich neue Truppen nach Italien zu senden, wolle es sich ruhig verhalten und seine defensive Stellung, die es seit drei Monaten inne habe, nicht aufgeben.

In Wien machte der französische Vorschlag die ungeheuerste Sensation und regte die Gemüther auf's heftigste auf. Die Wuth gegen Sardinien überstieg alle Grenzen. Die treulosen Machinationen in Paris fanden erbitterte Beurtheiler. Kein Zulassen Sardinien's, keine Unterhandlung mehr! war der allgemeine Ruf der Kriegspartei.

England dagegen nahm den französischen Vorschlag an, eben so stimmten Preußen und Rußland bei; England übernahm es, ihn in Wien zu präsentiren und eindringlich zu unterstützen. Die Formation erfolgte derart: 1) allgemeine Entwaffnung; 2) die Entwaffnung soll durch einen vom Congresse unabhängigen Militär- und Civilcommissär geregelt werden; 3) diese Commission soll sogleich zusammentreten, dann der Congress beginnen; 4) sämmtliche Staaten Italiens sollen zum Congress eingeladen werden. Ihre Zulassung soll in derselben Weise, wie beim Congresse von Laibach im Jahre 1821 erfolgen. Während man nun in Paris zweifelte, ob Oesterreich es wagen werde, sich zu widersetzen, von Berlin dringende Mahnungen nach Wien gingen, den Congress nicht unmöglich zu machen und Erzherzog Albrecht

aus Berlin mit festen Zusicherungen schied, daß Preußen Oesterreichs Recht vertreten, und wenn der Congress sich fruchtlos zerschläge, Hand in Hand mit ihm gehen wolle, war in Wien die Entscheidung erfolgt.

Am 20. Abends reiste der Erzherzog Albrecht aus Berlin, zwei Stunden später erhielt der Regent die erste Nachricht über die von Wien nach Turin abgegangene Commation, lautend auf Krieg oder Entwaffnung, mit Bedenkzeit von drei Tagen.

Der englische Vorschlag war somit verworfen, der Congress verworfen, alle Vermittelung überflüssig gemacht. Oesterreich hatte sich direct gegen Sardinien gewandt und ihm Bedingungen vorgeschrieben, denen es sich zu unterwerfen hatte, wo nicht, so war der Krieg erklärt.

Oesterreich hatte somit das Schwert gezogen, denn wie die Antwort aus Turin lauten würde, ließ sich nicht bezweifeln. Ein allgemeiner Schrei des Unwillens hallte durch Europa über diesen Friedensbruch. Die Kabinete und die Völker wetteiferten darin. Die Verblendung über Oesterreichs Schuld war im ersten Augenblicke allgemein; es wurde verdammt als fanatischer Friedensstörer, und wie gerechtfertigt stand Louis Napoleon jetzt da. Er, der so gerne die Menschheit vor der Kriegsgeißel bewahrt hätte, der nur für die Civilisation sich erhoben, nur dem unterdrückten Volke ein Hort sein wollte.

Jetzt war das Ziel erreicht. Oesterreich hatte den Krieg erklärt, Oesterreich, das Niemand angegriffen, fiel über das schwache Sardinien her. In gerechter Weise konnten jetzt die fränkischen Legionen über die Alpen und über das Meer gehen, unter dem Beifallsruf des französischen Volkes und der liberalen Parteien aller Völker, die den österreichischen despotischen Hochmuth verfluchten.

Von England und Rußland erfolgten sofortige Proteste nach Wien; Preußen erließ keinen förmlichen Protest, drückte jedoch sein tiefes Bedauern über den gefaßten Beschluß aus und verwahrte sich vor aller Verantwortlichkeit. Der Eindruck der Täuschung und Ueberraschung war so groß, daß Lord Derby diese Commation einen verbrecherischen Schritt nannte; in dem

russischen Proteste wurde das Benehmen des kaiserlichen Cabinets für beleidigend erklärt.

Ohne Protest zu erlassen und ohne sich laut zu äußern, mußte sich Preußen zumeist beleidigt fühlen. Mit ihm hatte Oesterreich an demselben Tage noch durch einen Erzherzog verhandelt und seine Zusicherungen damit belohnt, ihm auch nicht die kleinste Mittheilung von seinem Entschlusse zu machen. Die heftigste Mißstimmung in Berlin war die Folge; von einer Annäherung an Oesterreich konnte jetzt nicht mehr die Rede sein. Was dies auf eigene Hand begonnen, mochte es nun auch vertreten und ausführen. Nur für Deutschlands Recht allein wollte man in Berlin einsprechen und bei dem Kriegsausbruche erschien es nothwendig, die Kriegsbereitschaft beim Bunde zu beantragen.

Am 21. April erklärte die Regierung ihren Entschluß der versammelten Landesvertretung; auch daß sie sofort mit ihrem Beispiele den übrigen Staaten vorangehen, und drei Armee-corps auf Kriegsfuß setzen werde.

An demselben Tage langte in Paris die Nachricht von der Verwerfung des englischen Vorschlags und von dem Abgange der österreichischen Communion an. Zugleich aus Turin telegraphische Depeschen über eine drohende Bewegung der Oesterreicher gegen den Tessin und der Ruf nach schleuniger Hülfe. Diesem wurde sofort entsprochen. Am Tage darauf war Marschall Magnan zum Oberbefehlshaber der Armee von Paris ernannt, Marschall Pelissier zum Oberbefehlshaber des Observationscorps, dessen Hauptquartier Nancy ist. (Also gegen Deutschland.) Marschall Castellane Oberbefehlshaber der Armee von Lyon. Marschall Baraguan d'Hilliers Oberbefehlshaber des ersten, General Mac-Mahon des zweiten, Marschall Canrobert des dritten, General Niel des vierten Armee-corps der italienischen Armee. Prinz Napoleon ward zum Oberbefehlshaber eines abgesonderten Corps bestimmt; Marschall Randon zum Chef des Generalstabes. Da kein Oberbefehlshaber ernannt ward, bestätigte dies die Nachricht, daß der Kaiser in Person das Oberkommando übernehmen werde.

Zu gleicher Zeit wurde mit solcher Schnelle die Einschiffung der ersten

Regimenter in Marseille betrieben und alles war dertätig vorbereitet, daß zu derselben Zeit, wo die Sommatation in Turin übergeben wurde, auch schon die Landung der Franzosen in Genua erfolgte.

Die Armee von Lyon trat zu gleicher Zeit ihren Marsch nach Savoyen über den Mont Genis an. Am 23. erschienen die ersten Franzosen in Guloz auf sardinischem Gebiet.

Die Sommatation, oder das österreichische Ultimatum, von Graf Buol an den Grafen Cavour gerichtet, lautete:

„Die kaiserliche Regierung — Ew. Excellenz weiß es — hat sich beeilt, dem Antrage des petereburger Kabinetts beizutreten, einen Kongreß der fünf Mächte zu dem Zwecke zu versammeln, die Verwickelungen auszugleichen, welche in Italien eingetreten sind.

Ueberzeugt jedoch von der Unmöglichkeit, mitten unter dem Geräusch der Waffen und den Kriegsrüstungen, die in einem angrenzenden Lande betrieben werden, friedliche Unterhandlungen mit Aussicht auf Erfolg anzuknüpfen, haben wir verlangt, daß, bevor der Kongreß zusammentritt, zuvörderst die sardinische Armee auf den Friedensfuß gesetzt werde und daß die Freicorps oder italienischen Freiwilligen entlassen werden.

Die Regierung ihrer britischen Majestät fand diese Bedingung so gerecht und den Bedürfnissen der Situation so entsprechend, daß sie keinen Anstand nahm, dieselbe sich anzueignen, indem sie sich bereit erklärte, in Verbindung mit Frankreich auf die unmittelbare Entwaffnung Sardinien's zu dringen und ihm dagegen wider jeden Angriff von unserer Seite eine Kollektiv-Garantie anzubieten, welche, wie sich von selbst versteht, Oesterreich respektirt haben würde.

Das Turiner Kabinet scheint auf die Einladung, seine Armee auf den Friedensfuß zu setzen und die Kollektiv-Garantie, welche ihm angeboten war, anzunehmen, nur mit einer kategorischen Weigerung geantwortet zu haben.

Diese Weigerung ruft bei uns ein ma so tieferes Bedauern hervor, als wenn die sardinische Regierung eingewilligt hätte, das von ihr verlangte

Zeugniß friedlicher Gesinnungen abzulegen, wir dasselbe als ein erstes Symptom ihrer Absicht aufgenommen haben würden, ihrerseits zu der Besserung des Verhältnisses mitzuwirken, welches zwischen beiden Ländern seit einigen Jahren leider so gespannt ist. In diesem Falle wäre es uns gestattet gewesen, durch die Dislokation der kaiserlichen Truppen, welche in dem lombardisch-venetianischen Königreich stationirt sind, einen erneuerten Beweis zu geben, daß sie daselbst nicht zu dem Zwecke eines Angriffs gegen Sardinien versammelt worden sind.

Da unsere Hoffnung bis jetzt getäuscht worden ist, so hat der Kaiser, mein erhabener Herr, mir zu befehlen geruht, direct eine letzte Anstrengung zu machen, um die Regierung Sr. sardinischen Majestät zu veranlassen, von dem Entschluß zurück zu treten, bei welchem sie stehen geblieben zu sein scheint.

Das ist, Herr Graf, der Zweck dieses Briefes. Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz zu bitten, den Inhalt desselben in die ernsteste Erwägung nehmen zu wollen und mich wissen zu lassen, ob, Ja oder Nein, die königliche Regierung eingewilligt, unverzüglich ihre Armee auf den Friedensfuß zu setzen und die italienischen Freiwilligen zu entlassen.

Der Ueberbringer des Gegenwärtigen, welchem Sie, Herr Graf, die Güte haben wollen, ihre Antwort einzuhändigen, hat Befehl, zu diesem Zwecke drei Tage lang zu Ihrer Verfügung sich zu halten.

Wenn bei Ablauf dieser Frist er eine Antwort nicht erhalten, oder wenn diese nicht vollständig befriedigend sein sollte, so würde die Verantwortlichkeit für die schweren Folgen, welche diese Weigerung nach sich ziehen würde, ganz auf die Regierung Sr. sardinischen Majestät zurückfallen. Nachdem Se. Majestät der Kaiser vergeblich alle versöhnlichen Mittel erschöpft hat, um seinen Völkern die Friedens-Garantie zu verschaffen, auf welche zu bringen der Kaiser berechtigt ist, wird Se. Majestät zu seinem großen Bedauern zur Waffengewalt schreiten müssen, um dieselbe zu erhalten.

In der Hoffnung, daß die Antwort, welche ich von Ew. Excellenz erbitte, unseren, auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Wünschen entsprechen werde, ergreife ich diese Gelegenheit u."

Kriegsminister.

Am 23. April 1859 um 3 Uhr Nachmittags übergaben die beiden österreichischen Abgesandten, Graf Kellertberg, Adjutant des Kaisers, und Ritter Cechi di Santacroce, General-Intendant der österreichischen Armee, dies Ultimatum. Es war somit am 20. um dieselbe Zeit abgelaufen.

Am demselben Tage, den 23. April, wo das Ultimatum in Turin eintraf, wurde die Verfassung außer Kraft gesetzt, dem Könige die Dictatur übertragen. Die Befreiung Italiens begann damit, die constitutionellen Rechte und die Pressfreiheit zu beseitigen. Dies war die Antwort.

In dieser Noth machte England einen letzten Versuch zur Abwehr des Krieges. Es schlug vor, seine Vermittelung da wieder aufzunehmen, wo sie Lord Cowley's Unterhandlungen gelassen hätten, also daß eine unmittelbare Verständigung zwischen Oesterreich und Frankreich allein statthabe, ohne Zuziehung der anderen Großmächte, unter Bedingung der Entwaffnung der drei betheiligten Mächte, somit Frankreich eingeschlossen.

In Wien, wo für diese letzte Proposition alles angewandt wurde, um den Uebergang über den Tessin aufzuschieben, bis die Entscheidung in Paris erfolgt sei, wo alle Schuld und Verantwortung auf Oesterreich gewälzt wurde, wenn es sich von dem „muthwillig“ begonnenen Kriege nicht zurückhalten lasse; ward der Vorschlag angenommen. Jedoch Falls der folgenreich überste Entschluß, welcher jetzt noch zu fassen war, und der schlimmste Freundschaftsdiens, den England dem Kaiser Franz Joseph leisten konnte. Er bezug die Verblendung, in welcher man sich in London befand, obwohl man mehr als je wissen konnte, wie es mit den Absichten des Kaisers Napoleon stand. Denn am 24. trat zuerst die Nachricht von einem abgeschlossenen Bündniß Frankreichs mit Rußland auf und erregte, in England wie überall, die lebhafteste Erregung. Es wurde natürlich geläugnet und als Verleumdung erklärt, allein was hat sich seitdem bestätigt?! Rußland rüstete, es schob ein starkes Heer gegen den Süden, um an der unteren Donau bereit zu sein, die Früchte, welche dort ihm reiften, zu pflücken; dann trat es unverhüllt mit der Erklärung auf, so lange die Grenzen gegen Oesterreich und Preußen Gewehr bei Fuß besetzt zu halten, wie Deutschland nicht zur Action übergehe, dann aber ebenfalls Theil am Kriege zu nehmen.

Louis Napoleon hatte somit den russischen Angriff auf Oesterreich und Preussen längst vorbereitet; er hatte mit schlauer Kunst den Faden aus Englands Hand in die russische Hand gespielt, als der Czar mit dem Congressvorschlage die Cowley'schen Bemühungen verwirrte und beendete, jetzt glaubten die dupirten englischen Staatsmänner wirklich noch daran, es könnte ihnen gelingen, den verlorenen Friedensfaden wieder zu bekommen!

Aber auch in Oesterreich herrschte dieselbe Unsicherheit. Graf Buol hielt im Geheimen den Friedensglauben fest, welcher von anderen Staatsmännern, wie man sagt, selbst von dem Herrn von Hübner getheilt wurde. Man vertraute zu viel auf die Unpopularität des Kriegs in Frankreich selbst, auf die Unzufriedenheit und Friedensliebe des Grafen Bismarck, des Herrn Roule und mancher anderen bedeutenden Personen, und vergaß darüber, daß diese neue Art Staatsmänner und Maschinen nur abhängige Werkzeuge vom Willen ihres Herrn sind, ohne Prinzip und ohne Consequenz, vollständig bereit, jederzeit sich gehorsam auf allen Bahnen zu erweisen, sobald sie sehen, daß es nöthig: um in ihrer Dickerstellung und deren Vortheilen zu verbleiben.

Es kam so, wie es schlichte Einsicht nicht bezweifeln konnte. Der englische Vorschlag wurde in Paris zurückgewiesen, und am 27. April 1859, wo dies geschah, erklärte eine Moniteurnote, ohne weiter auf diesen Vorschlag Rücksicht zu nehmen: Frankreich habe alles gethan, was seine Würde gestatte, auf es falle keine Verantwortlichkeit, sondern auf Oesterreich allein, dafür zeugten die Proteste der vier Mächte. Während Oesterreich den Eintritt der italienischen Staaten in den Congress verweigerte, forderte es sogar, daß Piemont allein entwaffne. In demselben Augenblicke, wo der Kaiser sich den friedlichsten Hoffnungen hingab, erfuhr man, daß das österreichische Cabinet den englischen Vorschlag zurückgewiesen und eine directe Sommarion an Sardinien gerichtet habe; wenn aber Angesichts dieser Thatsachen Sardinien bedroht ist, wenn, wie alles annehmen läßt, sein Territorium angegriffen wird, so kann Frankreich nicht zögern, dem Rufe der allirten Nation zu entsprechen, an welche es gemeinsame Interessen und traditionelle Sym-

pathieen knüpfen, die durch neue Verbrüderung der Waffen und die zwischen beiden regierenden Häusern eingegangene Verbindung erneuert sind. „So erwartet die kaiserliche Regierung, gestützt auf Mäßigung und Versöhnlichkeit, mit Ruhe den Lauf der Ereignisse und hat das Vertrauen, daß ihr Benehmen der ungetheilten Zustimmung Frankreichs und Europa's begegnen wird.“

So endete der Versuch. Oesterreich hatte den Schluß mit zwei folgenreichen Fehlern besiegelt. — War es entschlossen, die nutzlosen Verhandlungen mit dem Schwerte zu zerschneiden, wußte es, daß ihm nichts weiter übrig blieb, daß alles congressförmige, heuchlerische Schein und Trug war und wollte es lieber den Kampf wagen, als länger auf den Tag warten, wo seine Feinde zum Angriff bereit standen, dann mußte es mit der kühnsten Entschlossenheit ohne alles Zögern handeln.

Es mußte nicht in Turin drei Tage auf eine Antwort warten, welche in eben so vielen Stunden gegeben werden konnte. Es mußte nicht wiederum zwei Tage verlieren, um aus Paris eine andere Antwort zu empfangen, an deren Inhalt es so wenig zweifeln konnte, wie an jener ersten. Hatte die Kriegspartei in Wien erwogen, was Folge ihres entscheidenden Schrittes sein mußte, so mußte sie auch wissen, daß sie dem Rechenmeister in Paris damit alle Vortheile in der Meinung der Völker und der Cabinette überlieferte. Er hatte jetzt den Kriegsgrund, er konnte sich unschuldsvoll an seine Brust schlagen, konnte seine Mäßigung, seine Versöhnlichkeit bezeugen; konnte auf Oesterreichs fanatischen Absolutismus alle und jede Schuld schleudern, und war gewiß, überall beifällige Stimmen zu finden. Darauf mußte man in Wien gefaßt sein, aber warten mußte man nicht. Man verlor fünf kostbare Tage und änderte nichts dadurch, denn die Verhältnisse blieben dieselben. England erklärte vorher, wie nachher seine Neutralität. Die Vorwürfe trafen Oesterreich fünf Tage später ganz eben so, wie fünf Tage früher. Alle Nachtheile der kühnen und gewaltsamen That fielen unverändert auf Oesterreich; daß es den letzten Londoner Vorschlag angenommen, fand keine Berücksichtigung, aber die Vortheile waren unersetzlich verloren gegangen.

Am 29. und 30. April 1859 überschritt das österreichische Heer den Tessin. Der Krieg begann, doch Piemont wurde nicht davon überrascht. Die Franzosen landeten schon in Genua und Regenströme stürzten nieder, welche rasches Vordringen nun unmöglich machten.*)

*) Hier sollten eigentlich die „Kleinen Aktienstücke“, auf die vorstehender Aufsat mehrfach hinweist, folgen. Da wir aber unsern Lesern noch möglichst viel Details über die jüngsten Ereignisse in diesem Hefte geben wollen, so nöthigt uns der Mangel an Raum, für dieses Hefte die „Kleinen Aktienstücke“ fortzulassen, und werden wir dieselben als Anhang zum dritten Hefte geben.

Die Verlagshandlung.

Feldzeugmeister Graf Franz Gyulai.



Der Feldherr Oesterreichs ist am 1. September 1798 zu Pesth geboren, jetzt also 60 Jahre alt, abstammend von einer ungarischen adeligen Familie, die in Siebenbürgen angesessen, seit Jahrhunderten in österreichischen Kriegsdiensten Würden und Ehren erwarb. Die Gyulai von Maros-Nemeth und

Nadasda wurden 1694 in den Freiherrenstand und 1704 in den Grafenstand erhoben. Graf Franz der Dritte, der 1729 starb, war Generalmajor. Sein Sohn Graf Samuel Gyulai, Feldmarschall-Lieutenant. Ignaz Graf Gyulai, der Vater des jetzigen Feldherrn, focht tapfer in den Kriegen Oesterreichs gegen die französische Republik und gegen den Consul und Kaiser Napoleon I. In den Jahren 1813 und 14 zeichnete er sich als General aus bei Dresden und Leipzig und in den Schlachten bei Vienne und Bar-sur-Aube. Nach dem Frieden führte er den Militärbefehl in Böhmen und starb 1831 als Feldzeugmeister und Präsident des Hofkriegsraths in Wien.

Graf Franz Gyulai diesem kriegerischen Geschlecht entsprossen, erbte von ihm die Vorliebe für den Waffendienst, und trat mit seinem 16. Jahre schon, als Unterlieutenant in das Regiment seines Vaters, wo er rasch vorwärts kam und, nach der Einnahme des österreichischen Heere, von der einen Spezialwaffe zur anderen überging, um sie sämmtlich praktisch kennen zu lernen. Als Lieutenant und Rittmeister diente er bei den Husaren und wurde darauf, 1827, als Major in den Kaiserjägerbataillone versetzt, von wo er nach einigen Jahren als Oberst zum 19. Infanterie-Regimente kam. Im Jahre 1837 ward er zum Brigadegeneral befördert, zuerst nach Linz, dann nach Wien versetzt, wo er 1845 das 33. Infanterie-Regiment erhielt, dann 1846 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt wurde.

In dieser Eigenschaft erhielt er 1847 das Commando des Küstenlandes von Istrien, Dalmatien und Triest, und in dieser wichtigen Stellung wurde sein Name bald mit Auszeichnung genannt. Mit Anerkennung und Jubel sprachen die Wiener von dem tapferen, energischen und unermüdblichen General, dem es gelang, die österreichische Flotte beim Ausbruch der revolutionären Bewegung zu retten, indem er die schon nach Venedig abgegangenen Schiffe zurückrief, alle italienischen Offiziere und Mannschaften aus den Schiffabtheilungen entfernte und durch die Capitaine und Matrosen der Handelsschiffe ersetzte. Triest, Pola, Pirano und die wichtigsten Küstenpunkte wurden schnell besetzt, mobile Colonnen durchstreiften Istrien, am Nonzo sammelte er die aus Italien zurückgeworfenen Regimenter und vermochte so die Linie zu be-

hauften, bis der Feldzeugmeister Graf Nugent mit Verstärkungen angelangt. Mit einer schnell zusammengebrachten Rudersflotille unterstützte er den Kriegszug des Grafen Nugent, am 20. Mai aber erschien die piemontesische Flotte vor Triest. Auch damals war viel Geschrei nach der Hülfe des deutschen Bundes, der keinen Angriff auf die Bundesstadt Triest dulden dürfe, allein Deutschland befand sich in solcher Auflösung, daß nichts geschah. Ohne Graf Gyulai's kräftiger Verteidigung wäre Triest verloren gewesen. Bei den Gefechten in den letzten Maitagen und am 6. Juni wurden die piemontesischen Schiffe von den Batterien so beschädigt, daß der feindliche Admiral sich zurückzog und mit der Blockade begnügte, welche bis zum 4. Juli dauerte. Nach der Schlacht von Custoza verschwand das Geschwader ganz aus dem Adriatischen Meere. Die Stadt Triest feierte den Grafen auf's dankbarste als ihren Schützer und Retter und ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Der Kaiser belohnte ihn mit dem Commandeurekreuz des St. Stephanordens, darauf mit dem Großkreuz des Leopoldordens; als aber in Wien die Ereignisse statt fanden, welche dem Kriegsminister Latour das Leben kosteten, der von einer fanatischen Pöbelrotte ermordet wurde, ward Graf Gyulai nach Wien in's Ministerium berufen, wo er vom Juni 1849 bis Juli 1850 das Kriegsministerium leitete. Am Ungarischen Kriege nahm er zuletzt noch selbstthätig Theil, indem er sich nach Comorn begab; nachdem jedoch der Friede hergestellt war, mußte ihm besonders, als Kriegsminister, die neue Organisation des österreichischen Heeres zufallen. Er wurde jedoch diesem Amte 1850 enthoben, und erhielt dafür das Generalkommando in der Lombardei, an der Spitze des 5. Armeecorps, zugleich auch wurde er zum Feldzeugmeister ernannt. In dieser Stellung blieb Graf Gyulai bis zum Rücktritt des greisen Feldmarschalls Grafen Radeky, den er in dem obersten Commando und als Chef der zweiten (italienischen) Armee ersetzte. Ohne Zweifel gehört er zu den würdigsten, denen der Kaiser dies wichtige Amt anvertrauen konnte. Zugleich ward er Generalkommandant in der Lombardei und Venedig, in Kärnten, Krain, Triest und dem Küstenlande, erhielt auch den höchsten Orden des goldenen Vlieses, und seit Erzherzog Ferdinand Max das Generalgouv-

vernemend nieder gelegt hatte, ruht die gesammte Militär- und Civilverwaltung in seinen Händen.

Bei allen großen Verdiensten und umfassenden Kenntnissen dieses Generals, hat es doch Aufsehen erregt, daß er, der noch keine Feldschlacht geschlagen oder an großen Kriegsbereignissen unmittelbar eingreifenden und erfolgreichen Antheil genommen, den Oberbefehl erhalten hat. Warum nicht Hess, der in Oesterreich selbst als der tüchtigste, strategische General betrachtet wird, oder warum nicht Benedek, der nicht allein jünger an Jahren, auch in den Schlachten von Mortara und Novara glänzenden Ruhm und Ruf erwarb, welcher sich in Ungarn durch manche Schlachten und Gefechte, wie bei Raab und Széni, bei Szegedin und Döbryany, und durch rühmliche Wunden vermehrt? — Wie es scheint hat eben so wohl das besonders große Vertrauen des Kaisers, wie die enthusiastische Zuneigung der Soldaten, diese Wahl bewirkt. Graf Gyulai's entschlossenes, soldatisches Gesicht, das Kurze, Raube, Scharfe in Wort und That, die dienstliche Strenge und doch dabei die Sorgfalt und Zuneigung für seine Untergebenen, mit denen er alle Beschwerden willig theilt und sich gern persönlich überzeugt, daß ihnen kein Unrecht geschieht, haben ihm im hohen Grade die Liebe der Soldaten erworben, welche ihn gern, wie früher Radetzky, Vater nennen. Mit dieser Zuneigung und dem Gefühl, daß der General ein echter Kriegsmann und ein echter Oesterreicher sei, paart sich aber auch die Gewissheit, daß er den Italienern ein Gegenstand besonderer Furcht ist, und daß diese seine Ernennung mit Schrecken vernahmen. Seine unerbittliche Strenge war den Lombarden eben so wohl bekannt, wie sein Ausspruch, daß dies Volk weder mit Güte zu gewinnen, noch mit Milde zu regieren sei. und da er seit neun Jahren unter den Italienern lebt, hat er allerdings Gelegenheit gehabt, diese eben so wohl kennen zu lernen, wie sie ihn und seine Grundsätze. Daß der Samen des Aufstands in Mailand und an anderen Orten nicht auslobern konnte, ist jedenfalls dem Schrecken vor dem furchtbaren Feldzeugmeister und seiner unanbleiblichen Rache wie seinen energischen Maßregeln zuzuschreiben.

Es bleibt jetzt zu erwarten übrig, welchen Beweis Graf Gyulai der Welt über sein Feldherrntalent liefert. Gegenüber den besten Generalen der

Fransosen wird er es nöthig haben und um so größer dann sein Ruhm sein. Daß er in dem Alter steht, welches der alte Napoleon nicht mehr als befähigt für das Commando einer Armee erklärte, ist um so weniger zu beachten, als es Beispiele genug gibt, welche jenen Ausspruch des großen Kriegsheimes widerlegen, überdies aber stehen dem energischen, volksthümlichen Generale viele tüchtige Officiere zur Seite, und an der Spitze seines Generalstabes befindet sich ein Mann, der von allen Seiten als auserlesen befähigt und genial gepriesen wird. Dies ist

Oberst Franz Kuhn, Freiherr von Kuhnensfeld.

Oberst Kuhn ist 1817 zu Bresniz in Mähren geboren, ein Jögling der Neustädter Militär-Akademie, aus welcher er im Jahre 1836 als Unterlieutenant in das Infanterieregiment „Kaiser“ trat. Bald darauf wurde er dem Generalstab zugetheilt und im März 1848 zum Hauptmann ernannt.

Als solcher kam er in den Generalstab Kadeßky's, der ihm das Lob theilte, einer der vorzüglichsten Generalstabs-Officiere zu sein: kaltblütig, tapfer, in allen Verhältnissen entschlossen und ruhig, mit scharfem Blicke begabt, um was entscheidend ist zu erkennen.

In dem Straßenkampfe zu Mailand und in der Schlacht bei St. Lucia that er sich besonders hervor. In dieser Schlacht, am 6. Mai 1848, hatte die Brigade Strassoldo die Vorposten. Kuhn als Chef des Generalstabes erkannte die Wichtigkeit St. Lucia aufs Aeußerste zu vertheidigen, und bewog den Brigadier Grafen Strassoldo Stand zu halten, als Lucia von drei feindlichen Brigaden angegriffen wurde. In dem föderischen Kampfe war Hauptmann Kuhn überall im heftigsten Feuer, und als die Schlacht dennoch verloren schien, bewogen seine eindringlichen Vorstellungen und Rathschläge den Corpskornmandanten, Feldmarschalllieutenant d'Alen, statt des schon beschlossenen Rückzugs, das Heranziehen neuer Streitkräfte abzuwarten, welche den Sieg entschieden.

Nach vor Mailand am 4. August, half er durch die von ihm geleiteten

Bajonetangriffe den Erfolg entscheiden; die Ritterkreuze des Maria Theresienordens und des Ordens der eisernen Krone, wie das Militärverdienstkreuz belohnten ihn. Seit diesen Feldzügen vor 11 Jahren galt Kuhn als einer der ersten und tüchtigsten Generalstabsoffiziere. Radeky's Urtheil ward von seinen Thaten besiegelt. Der Hauptmann Franz Kuhn wurde Freiherr von Kuhnenfeld und stieg zum Obersten, und alle Blicke heften sich jetzt auf ihn mit der Ueberzeugung, daß er an der Spitze der Armee im großen Maßstabe leisten wird, was er damals in bescheidener Stellung durch Talent und Einsicht ausführte. Alle, welche den genialen Offizier kennen, versichern, daß Niemand mehr die Wahl verdient, welche ihn in diesem Entscheidungslampfe, der Lösung einer so großen und schwierigen Aufgabe zugewandt hat.

Die Kriegsergebnisse im Monat Mai.

Nachdem Oesterreich sein letztes Wort gesprochen und Englands letzter Vermittlungsversuch gescheitert war, ging am 29. und 30. April 1859 das österreichische Heer über den Ticino und drang in den ersten Tagen ziemlich rasch in das sardinische Tiefland ein, das bis zum Po eine weite wasserreiche Ebene bildet. Vom Lago Maggiore, dem Langen See, wo der Ticino ausfließt bis unterhalb Pavia, wo er in den Po mündet, sind beinahe dreißig Meilen. Auf dieser ganzen Linie erfolgte an vielen Stellen der Uebergang; die Hauptmacht jedoch drang ungefähr in der Mitte dieser Linie auf Novara und von dort, die Agogna überschreitend, auf Vercelli an der Sesia vor, sich gegen Casale an den Po wendend. Gleichzeitig gingen die Colonnen des Centrums auch auf Vigevano und Mortara vor, in welchem letzteren Orte sich das Hauptquartier des Oberfeldherrn Grafen Gyulai etablirte; sie erschienen bei Candia, an dem Uebergange des Po, und setzten da, wo Grassineto am rechten Ufer liegt, wie auch bei Balencia, wo die Eisenbahnbrücke des Schienenweges sich befindet, der, wie die Landstraße von Alessandria kommt, über den Strom. Am unteren Po entwickelte sich der Angriff von Pavia und Piacenza aus. Ernsthafte Gefechte kamen nirgend vor. Die Sardinier zogen sich fortgesetzt zurück, hielten auch an der Sesia nicht Stand, zerstörten nur die Brücken und schlugen sich mit den österreichischen Colonnenspitzen und Vorposten herum. Indem sie in ihrer festen Stellung zwischen Casale und Alessandria zurückwichen, suchten sie nur

den Uebergang der Oesterreicher auf das rechte Ufer kräftiger zu verhindern, wobei sie bald auch von den anrückenden Franzosen unterstützt wurden.

Inzwischen war auf dem rechten Flügel der Oesterreicher, den F. M. L. Jöbel befehligte, ein Vorgehen bis an die Dora Baltea bewerkstelligt. Ivrea wurde besetzt und dem Anschein nach bestätigte sich die Vermuthung, daß es auf einen raschen Zug gegen Turin abgesehen sei. Zu gleicher Zeit begann der linke Flügel von Paria und Piacenza, unter Befehl des General Benedek, seine Operationen auf dem rechten Ufer gegen Voghera und Tortona, und man glaubte an einen kühnen Entschluß des österreichischen Feldherrn, die Novi vorzubringen und den Franzosen die Bocchetta zu versperren. Sei es aber, daß dies zu spät, oder daß die österreichische Armee nicht stark genug war, um ein sogewagtes Spiel zu beginnen, oder war es die Ungunst des Wetters, verbunden mit der Schnelligkeit der Franzosen; hinderten die ausbrechenden Revolutionen in Parma, Modena und Toscana; kam dies Alles zusammen, oder aber irrte man sich und lag ein solches Wagniß überhaupt nicht in dem in Wien genehmigten Kriegsplane; gewiß ist, daß das nach Ivrea vorgebrungene Corps umkehrte, auch auf dem linken Flügel Voghera wieder verlassen wurde, das Centrum aber ebenfalls nichts Bedeutendes that, sondern sich mit Kanonaden am Po und Recognoscirungen begnügte.

Am 12. kam der Kaiser Napoleon nach Alessandria und ungeduldig erwartete man jetzt einen ersten ernstlichen Zusammenstoß. Wenn der österreichische Feldherr jemals einen Angriff jenseits des Po beabsichtigte, so hatte er ihn jetzt aufgegeben. Er zog seine Macht dichter zusammen, im Norden hinter der Sesia, wo er selbst Vercelli am 18. räumte; südlich ließ er von seinem linken Flügel die Brücke von Biccarizza durch einen starken Brückenkopf besetzen, schlug eine Brücke bei la Stella und hielt auf dem rechten Ufer die Defileen von Stradella, auf der Straße nach Piacenza, besetzt. Im Kriegsrathe der Verbündeten war inzwischen wohl erwogen worden, wie stark die Stellung der Oesterreicher sei und welche Gefahren eine Niederlage nach sich ziehen würde. Die Armee bewachte die Uebergänge und hatte alle vortheilhaften Punkte wohl besetzt. Ihr schweres Geschütz aus Paria war in den Schanzen aufgestellt, sie hatte die tiefe, von tausenden von Gräben und Ca-

nähen durchgezogene Comellina inne, die Linie der Agogna verstärkte ihre Stellung noch mehr. Graf Gyulai hatte sein Hauptquartier von Mortara zuerst nach Somella, dann nach dem Flecken Carlasco, hinter diese Linie verlegt und erwartete hier in aller Ruhe den Angriff ab.

Man schien vollkommen überzeugt, daß dieser am unteren Po und nirgend anderswo stattfinden werde, oder stattfinden könne, denn ohne Zweifel bot er dem Feinde, im Fall des Sieges, die bedeutendsten Vortheile dar. Die untere südliche Polinie war die Hauptrückzugslinie der Oesterreicher an der Adda und auf Mantua; gelang es den verbündeten Feldherren hier durchzubrechen, das geschlagene Heer vielleicht sogar von Pavia abzuschneiden, so schien die Niederlage gewiß. Anderseits aber konnte ein Sieg der Oesterreicher eben so entscheidende Folgen haben. Er konnte eine Belagerung Alexandria's und eine Zerspaltung der Verbündeten bewirken, es mochte daher völlig angemessen sein, zu warten, bis die gesammte französische Armee sich vereinigte, um dann den Angriff mit voller Macht auszuführen.

Diese Vorstellungen walteten im österreichischen Hauptquartier. Es ist immer der Nachtheil der Defensiv, zu errathen, welche Pläne und Absichten der angreifende Feind hat, wobei man leicht trotz aller scharfsinnigen Combination sich doch irren und in große Gefahren verfallen kann. Der österreichische Generalstab blieb jedenfalls fest bei seiner Meinung, und je länger die Verbündeten zögerten, um so gewisser schien es, daß sie ihre Vorbereitungen zu vollenden suchten.

Endlich entwickelte sich aber der Feind ersichtlich stark auf seinem rechten Flügel, den das Armeekorps des Generals Baraguay d'Hilliers bildete. Die Vorhut desselben, bestehend aus der Division Forey, hielt Boghera stark besetzt und schob ihre Vorposten bis Montebello und Casteggio vor. General Forey hatte in einem Tagesbefehl an seine Division ihr mitgetheilt, daß sie zuerst die Ehre haben werde, mit demselben Feinde, den ihre Väter so oft geschlagen, sich zu messen, und auch dies mußte die Meinung, im österreichischen Hauptquartier befehle. Das Centrum der französischen Linie von Alexandria bis Casale bildeten die Armeekorps des Marschalls Camrobert und des Generals Mac Mahon, den linken Flügel das Corps

des Generals Niel. Die sardinischen Divisionen befanden sich bei dem Centrum und beim linken Flügel, die Division Cialdini bildete die Spitze desselben. Die Reiterei war überall vertheilt, da die Franzosen an Cavallerie schwach waren.

Am 20. Mai ließ der österreichische Feldherr eine starke Reconnoissance von Stradella und Biccarizza gegen den französischen rechten Flügel, unter Leitung des Feldmarschall-Lieutenants, Graf Stadion machen, um sich von der Stärke und Stellung des Feindes zu überzeugen. Dies führte das blutige Gefecht von Montebello herbei, aus welchem hervorging, daß die Franzosen ein bedeutendes Corps in und um Boghera beisammen hatten. Es war zuletzt nicht allein die Division Forey, sondern auch das 53. Regiment und ein Regiment afrikanischer Jäger im Kampfe; mit den Sardinern und der Artillerie wohl 20,000 Mann, während die kämpfenden Österreicher auf nicht viel mehr als die Hälfte geschätzt wurden.

Die tapfere Vertheidigung der Österreicher und ihr wohlgeordneter Rückzug sind eben so wohl anerkannt worden, wie es bekannt geworden, daß der Verlust der Verbündeten, an Todten und Verwundeten größer war als der österreichische. Dies Gefecht jedoch bekräftigte den Grafen Gyulai und seine Offiziere darin, daß der Angriff der Verbündeten vom unteren Po jedesfalls kommen werde und man sich durch keine Scheinmanöver dürfe irren lassen.

Garlasco, der schlechte Marktflecken, von Reisfeldern und Canälen umgeben, war jedenfalls ein ziemlich langweiliger Aufenthalt bei diesem unthätigen Abwarten der Dinge, die da kommen sollten. Die Eintönigkeit dieser Tage und die Ungeduld der nach Thaten durstenden Offiziere werden von allen Berichterstattern hervorgehoben, welche aber auch darin übereinstimmen, daß die Freundlichkeit und Gastlichkeit der österreichischen Offiziere nur ihrer Höflichkeit und Bescheidenheit gleich komme. Es war nicht leicht, Aufnahme im Hauptquartier zu finden, obwohl leichter als im Lager der Verbündeten, wem aber durch Empfehlungen der Eintritt in Garlasco geöffnet wurde, der zeigte sich mit dem freundlichen und herzlichen Empfange um so mehr zufrieden. — Graf Gyulai, streng als Soldat, war bei alledem der gefälligste Wirth und seine offene Tafel, welche durch seinen Reichtum jeden

zu beschaffenden Glanz empfing, der Sammelplatz der fröhlichen und wohl-gemuthen Geselligkeit im Hauptquartiere. Das bunte Leben desselben, die verschiedenen glänzenden Uniformen, die prächtige Musik der Regimenter, die lustigen Lagerfcenen, Gesang und Spiele der Soldaten, alles trug dazu bei, den Berichterstattern Stoff zu lebhaften Schilderungen zu liefern, und es ist volle Wahrheit, daß auch die sardinische Bevölkerung gar nicht so feindlich auf die Oesterreicher sah, wie man erzählt hat. Ganz besonders war dies im Hauptquartiere der Fall, wo allerdings die Anwesenheit des Obergenerals Ordnung und Mannszucht streng überwachte, allein auch überhaupt haben sich die Geschichten von Raub und Gewalt der Oesterreicher gegen die wehrlosen, gemißhandelten, geplünderten und geschändeten Bewohner der Lomellina als Erfindungen und Lügen erwiesen, so daß selbst die Franzosen zuletzt eingestehen mußten, daß das Verfahren der Oesterreicher ein vorwurfsfreies und gerechtes gewesen sei.

Allerdings wurden starke Lieferungen ausgeschrieben und eingetrieben, denn das Heer wollte ernährt sein. Doch im Kriege, wo alles barbarisch ist, ist es Gebrauch, daß der Feind auf Kosten der feindlichen Einwohner lebt und daß er fordert und nimmt, was ihm nützlich und dienlich. Doch außer diesen Lieferungen bezahlten die Oesterreicher alles, was sie kauften und begehrten, und die Sardinier machten gar keine üblen Geschäfte, denn die Preise aller Waaren und Bedürfnisse stiegen natürlich enorm hoch. So machten auch die Kaffee- und Weinschenken in den Flecken und Dörfern — und jedes italienische Dorf ist damit versehen — vorzügliche Geschäfte, da die Oesterreicher wadere Kunden mit bedeutendem Durst und vorzüglichem Appetit waren. Dazu kam obenan die Annehmlichkeit, daß sehr viele Soldaten und Offiziere, mehr oder minder gut, die Landessprache verstanden. Nicht allein, daß italienische Regimenter sich bei der Armee befanden, viele andere deutsche, ungarische und slavische Bataillone und auch Schwabronen gehörten zu den Besatzungstruppen der Lombardei. Sie hatten so viel gelernt, um sich zu vertheidigen und diese Vortheile verbanden sich mit allgemeiner Gutmüthigkeit, welche wenigstens Freundlichkeit mit Freundlichkeit vergalt, Annäherung und Uebermuth aber beschränkte.

Solches Wesen ist wohl an den Oesterreichern zu rühmen und ihre Offiziere — wer jemals diese kennen lernte, wird es bestätigen — gehen dabei fast immer mit ihrem Beispiel voran. Ganz anders lauten dagegen die Urtheile, welche aus Sardinien selbst, über ihre theuren Freunde aus Frankreich laut werden. Bescheidenes, utrauliches Wesen liegt nicht im Charakter der heutigen Franzosen, in der Armee zumal und bei den Offizieren tritt gar häufig ein raues, abstoßendes Wesen, militärischer Kastenstolz und anmaßliches Selbstgefühl unangenehm hervor. Die unübertrefflichen kriegerischen Vorzüge, wahre oder eingebildete, werden dünselvoll geltend gemacht und dazu kommt die Eitelkeit, überall die Ersten zu sein, dazu der Hochmuth, keine andere Sprache zu sprechen, als die, welche alle anderen Völker lernen und sprechen müssen, um nicht Barbaren zu sein, das heißt die französische. Wie viele edle und treffliche Männer auch die Franzosen aufzuweisen haben, die große Mehrzahl hängt allzusehr mit ihren selbstsüchtigen Nationalvorurtheilen und ihrer Nationaleitelkeit zusammen, um gerecht sein zu können. Auch hierin. So betrachteten sie sich als die höheren und besseren, als die Befreier und Beschützer und bald genug konnten die Sarden bemerken, daß von ihnen und ihren tapferen Thaten wenig bei ihren Freunden die Rede war; am wenigsten in den französischen Schlacht- und Siegesberichten, mit denen Frankreich und die ganze Welt ganz in Art und Weise der Bulletins des alten Napoleons, aber noch weiter fortgeschritten in der zeitgemäßen Civilisation, erfreut wurden. Daß die kriegerischen Legionen nicht eben allzu herablassend gegen ihre Bundesgenossen, vornehmlich gegen das Landvolk, waren, geht aus vielen Klagen hervor. In den Städten wurde der Eitelkeit der Befreier bestens geschmeichelt, auf dem Lande aber kam man diesen nicht mit Wehrauch entgegen und vielleicht wirkte auch hier der priesterliche Einfluß, um die Stimmung abzukühlen.

Hatten die Franzosen schon bei den kleinen Gefechten am Po, stets möglichst viel Aufhebens von ihrem Einschreiten oder von der schrecklichen Wirkung einiger Schüsse aus ihren „fürchterlichen“ gezogenen Kanonen gemacht, welche auf 3 oder 4000 Metres alles in Trümmer und die Oesterreicher, welche etwa nicht eiligst andrücken, in Stücke verewandeln, so gab das Ge-

fehlt bei Montebello ihnen nun einen ganz anderen Maßstab in die Hand. Die Uebertreibungen in ihren Berichten gingen in's Fabelhafteste. Wenige Tausend Franzosen hatten 20,000 Oesterreicher geschlagen, mit Verlust von eben so vielen hundertten Todten und Verwundeten, wie den Oesterreichern das vier- oder fünffache vorgerechnet wurde. Von der heldenmüthigen Tapferkeit der drei piemontesischen Cavallerieregimenter, war dagegen kaum die Rede, obwohl diesen in Wahrheit kein geringer Ruhm zufällt, denn nur ihren ungekümten, wiederholten Angriffen gelang es, die Oesterreicher so lange aufzuhalten, bis die Franzosen sich sammeln konnten. Nach den bis jetzt erlangten Proben der französischen Berichtsmacherei, wird man viele Wunder zu hören bekommen, jedenfalls aber wohlthun, keine Angabe als gewiß zu betrachten, bis man Gelegenheit gehabt hat, andere parteilosere Darstellungen damit zu vergleichen.

Im Hauptquartier zu Garlasco gab das Gesecht bei Montebello das freudige Bewußtsein, daß man auf die furchtloseste Tapferkeit und Zähigkeit aller Regimenter, der so vielen Völkern und Zungen zusammengesetzten Armee, unbedingt zählen könne. Verschiedene Versuche, die Soldaten eiddrücklich zu machen, konnte man verachten; der offizielle Schlachtbericht zeichnete sich durch Klarheit und einen Ausdruck von Offenheit und Wahrheit aus, welcher vortheilhaft wirken mußte. Noch aber lagen die müden und blutigen Kämpfer von Montebello im Brückenkopfe von Vercarija und in den Defileen von Stradella, als am 21. die Nachricht eintraf, daß auf dem rechten Flügel so eben ein heftiger Angriff statt gefunden habe. Der piemontesische General Giadini drang mit seiner Division auf das linke Ufer der Sesia, von Vercelli aus, und griff, 10 bis 12,000 Mann stark, die österreichische Brigade Ceschi mit solchem Ungestüm an, daß diese sehlend und nicht ohne Verlust gegen Orfengo zurückgedrängt wurde; nachdem sie jedoch Verstärkung erhalten, wurden die Piemontesen durch einen Flankenangriff zum Rückzuge genöthigt. Dieser sollte nach den Wiener Berichten sie auf das rechte Eskaufer zurückgeworfen haben, es zeigte sich jedoch bald, daß dies nicht so ganz und unbedingt der Fall gewesen. Vergovercelli blieb in ihren Händen, auch warfen sie bei Candia, Casale gegenüber, Schanzen auf. — Diese Ereignisse

an der Sesia wurden am Tage darauf durch eine andere Keuzigkeit von eigenthümlichem Interesse vermehrt. Joseph Garibaldi, der Held der Freischaaren, Mazzini's früherer Genosse, jetzt ein gebesserter Republikaner und Generalmajor im Dienste des Königs von Sardinien, war am demselben 21. Mai mit 4000 Mann in Arona am Lago Maggiore erschienen, hatte in der Nacht zum 23. den Ticino überschritten, und war in das österreichische Gebiet eingefallen. Aus verwegenen Kerlen, zum Theil aus den piemontesischen Strascampagnen ausgesucht, zum Theil alte Genossen aus früheren Zeiten, sollte diese Schaar bestehen. Der Bandenfürer — wie ihn die Oesterreichischen Zeitungen tituliren — war als Mann von romantischer Tapferkeit und nicht geringem militärischen Geschick bekannt; aber dieser Zug mit einer Hand voll unregulärer Soldaten, ohne Cavallerie, ohne Artillerie in das österreichische Bergland an den Seen, vielleicht sogar weiter hinab noch, gleich auf ein Haar so sehr einem planlosen Abenteuer auf gut Glück, daß zunächst kaum jemand daran zweifelte, diese tollkühnen Gesellen würden bald ihr Ende gefunden haben. Daß der Abenteurer gefangen und erschossen, seine Bande in braunen Blusen, rothen Gürteln und rothen Mützen zerstreut und niedergehauen, und in die Schweiz geflohen sei, was der Rache der Oesterreicher entkommen konnte, ward auch bald genug berichtet.

Diese beiden Demonstrationen wurden in Carlasco mit größter Vorsicht aufgenommen, und nach genauer Erwägung sah man darin nur ein Scheinmanöver, um den österreichischen Obergeneral zu nöthigen, seine Macht möglichst zu zersplittern, indem er seinen rechten Flügel an der Sesia verstärkte und ein Corps zu Garibaldi's Verfolgung abschickte. Es ist kaum zu bezweifeln, daß man das Richtige getroffen hatte. Beide Demonstrationen waren sicherlich darauf berechnet, das zu bezwecken, was Graf Gyulai daraus entnahm. Wenn Garibaldi's Corps vernichtet wurde, der kühne Guerrilla seinen Tod fand oder in die Schweiz flüchtete, war dem Kaiser Napoleon gewiß nichts daran gelegen und die französische Armee hätte schwerlich beschwungen getrauert. Der Republikaner, welcher Rom dreißig Tage gegen die Franzosen mit wilder Energie verteidigt hatte, konnte unmöglich Gegenstand napoleonischer Zärtlichkeit sein.

Die österreichischen Generale faßten dies ganze Gebahren demgemäÙ auf und theilten ihrer Meinung um so gewisser. Statt seinen rechten Flügel zu verstärken, gab Graf Gyulai dem Benedek'schen Corps Befehl, sich noch dichter an das Centrum zu schließen, und hielt Regimenter gegen den Bandenführer nach Mailand und Como zu schicken, schickte er den tapferen, schnellen General Urban, den Chef der fliegenden Colonnen in der Lombardci, um zusammenzutreffen was an Soldaten vorhanden und Garibaldi zu Paaren zu treiben. Niemand zweifelte daran, daß dies bald geschehen sein würde, allein Cines war jedesfalls gewiß. Es zeigte sich als unabwcißlich wahr, daß die Oesterreicher am Lago Maggiore und am oberen Ticino so gut wie gar keine Streitmacht besaßen. Mit ihren drei Kriegsdampfern und einer kleinen Besatzung in Laveno beherrschten sie den See, eine Colonne von einigen 1000 Mann mit einigem Geschütz in der Nähe von Como; dies war vor der Hand alles Verfügbare, um den Partizipanten zurückzudrängen.

In Garlasco kümmerte man sich aber noch nicht um ihn, als Garibaldi jene Colonne geschlagen hatte, von Varese auf Como losging und das Land umher in Aufstand gerieth. Das Einzige, was Graf Gyulai that, war eine Proclamation zu erlassen, welche blutige Rache mit Feuer und Schwert jedem ankündigte, der Verrath spinne und den Feind unterstütze. Hinter meinem Rücken bricht der Aufruhr los, sagte der General, ich werde mich aber nicht dadurch bewegen lassen, meine Stellung aufzugeben, dies Ziel wird nicht erreicht werden.

Man hat die blutigen Drohungen des österreichischen Obergenerals als Barbarei ausgerufen, allein man vergleiche damit die Proclamation Garibaldi's, welche er beim Eintritt in die Lombardci erließ: „Lombarden! Ihr seid zu einem neuen Leben berufen und Ihr müßt diesem Aufrufe Folge leisten, wie Eure Väter bei Persia und Leynane. Der Feind ist noch immer derselbe, ein unbarmherziger, unmenschlicher und raubsüchtiger Mörder. Eure Brüder aus allen Provinzen haben geschworen, mit Euch zu siegen oder zu sterben. Es ist an uns, die Belatigungen, die Beschimpfungen, die Schandthaten von zwanzig vergangenen Generationen zu rächen, es ist an uns, unfreien Söhnen, ein von der Besetzung der fremden Soldatesca trances Erbe

zu hinterlassen. Victor Emanuel, den der Wille der Nation zu unserem ersten Chef gewählt hat, schickt mich in Eure Mitte, um aus Euch patriotische Bataillone zu organisiren. Ich bin tief bewegt von der mir gewordenen wichtigen Sendung und stolz darauf, Euch zu befehligen. Zu den Waffen also: Die Sklaverei muß aufhören. Wer eine Waffe ergreifen kann und thut es nicht, ist ein Verräther. Italien mit seinen vereinten, von der fremden Herrschaft befreiten Kindern wird den Rang erobern, den ihm die göttliche Vorsehung unter den Nationen angewiesen hat."

Einer solchen Proclamation gegenüber, welche die Lombardei nicht allein zum Aufstand auffordert, sondern auch den König von Sardinien als Landesheerern erklärt und jeden zum Verräther stempelt, der nicht zu den Waffen greift, konnte Graf Gyulai kaum Anderes, als die schrecklichsten Drohungen entgegensetzen; eingebend überdies seiner oft geäußerten Meinung, daß dies Volk nimmer mit Güte, sondern nur durch Furcht und Strenge zu regieren sei.

Alle, welche die Lombardei in dieser letzten Zeit sahen, stimmen darin überein, daß die finsternen Gesichter und die Mienen des Hasses, einen ganz anderen Anblick boten, als die Offenheit und Zufriedenheit, welche vorherrschend in den besetzten Theilen Piemonts zu erkennen war. Wie tief der Boden überall unterwühlt und wie allgemein das Verlangen, Oesterreichs Herrschaft los zu werden, bereuete auch sofort das Eindringen Garibaldi's. Ueberall wurde er als Befreier empfangen, seine Alpenjäger mit Entzücken aufgenommen, in Varese mit allen Glocken geläutet, in Como die Stadt wie die Schaar mit Blumen und Kränzen geschmückt. Die glühendste Begeisterung war aufgeweckt, wohin er kam, der Aufruhr mit reißender Schnelle verbreitet. Dieser Begeisterung verdankt Garibaldi auch jedenfalls seine Siege. Es sind bis jetzt nur so verworrene Nachrichten darüber vorhanden, daß es unmöglich ist, durch Sichtung die Wahrheit zu erkennen. Die Tartarennachricht, daß er geschlagen und in das schweizerische Tessin gedrängt worden sei, wurde schnell widerlegt durch einen neuen Sieg, den er bei Cantu auf der Straße nach Mailand erfochten. Möglich wieder kamen gute Nachrichten für Oesterreich: General Urban hatte 8000 Mann und 16 Kanonen gesammelt und damit die Rückzugslinie Garibaldi's abgeschnitten, andere Co.

kommen sollten den Abenteurer in der Front fassen. Die Oesterreicher nahmen Varese; allgemeine Flucht dort und von Como in die Schweiz. Der Bischof von Como kam, um Gnade bittend für die Stadt und die bethörten Bürger, allein General Urban war nicht mit dem Oelzweig erschienen. Er legte Varese eine unerschwingliche Contribution von 3 Millionen Lire auf; während dessen aber machte Garibaldi einen vergeblichen Versuch, sich des befestigten Ortes Laveno am Lago Maggiore, oder Langen-See, wie ihn die Schweizer nennen, zu bemächtigen, um die österreichischen Dampfer in seine Gewalt zu bekommen, sich zu verteidigen oder entkommen zu können. General Urban gab Varese der Plünderung preis, bei dieser Arbeit aber überraschte Garibaldi mit seinen Schaaren die Oesterreicher und die Bajonnette und langen Messer der Alpenjäger räumten unter den Plünderern auf, daß sie eiligst fliehen mußten.

Alle diese Nachrichten wirbeln in den zehn Tagen, vom 23. Mai bis zum 3. Juni unter einander. Als gewiß bleibt nur stehen, daß Garibaldi nicht bezwungen und verjagt wurde, daß er zwischen dem Langen- und dem Comossee sich zu halten vermochte, und daß der Aufstand nicht erstickt wurde, sondern am Comossee hinaus bis an die Schweizergrenze und in's obere Adidathal, bis an Tyrol, sich verbreitete. Das hohe Gebirgsthäl der Adida, das Veltlin genannt (Val telin) war 1815 mit den Landschaften Bormio und Cleven (Chiavenna) nicht an die Schweiz zurückgegeben worden, sondern den Oesterreichern verblieben, welche 1824 die berühmte Straße über das Stülffer- oder Bormuser-Joch bauten, die höchste und merkwürdigste Alpenstraße Europa's, 8850 Fuß hoch, von den höchsten Gebirgsstöcken der Tyroler und Rhätischen Alpen umringt. Mit dieser berühmten Straße sicherte Oesterreich seine Verbindung aus der Lombardei nach Tyrol, sie war von großer Bedeutung. Das Veltlin ist eben so voll von romantischen Schönheiten, wie, namentlich im unteren Theile, reich und fruchtbar an Seiden- und Feldbau, wie an Wein, der den dunkelrothen, feurigen Veltliner liefert. Es wird von 100,000 Menschen bewohnt und diese sind zum größten Theil die kühnsten und abgehärtetsten Gems- und Bärenjäger, wie man finden kann. Die Kugelbüchse hängt in jeder Hütte und die Schützen aus

dem Veltlin besäßen keinen geringen Ruf. Die Oesterreicher haben aus diesem Thale mit seinen Nebenthälern die Provinz Sondrio gemacht, so genannt nach dem Hauptsteden, allein zu Oesterreichern konnten sie die Veltliner nicht umwandeln — und eben so wenig haben diese jemals die alten Zeiten und Verhältnisse vergessen, obwohl das Volk eben keine sehr angenehme Erinnerungen aufbewahrt haben kann, denn Veltlin war ein erobertes Vasallenland der gnädigen Herren in Graubünden, und Sprache wie Sitte ziehen diese Thäler sehrlich weit mehr nach Italien, denn zur Schweiz. Eben aber weil sie italienisches Blut haben, läßt es sich wohl erklären, daß die Jugend in Sondrio und Bormio zusammenlief, sobald Garibaldi's Ruf in diese Berge drang, und da Oesterreich keine Soldaten hier hatte, sondern nur eine Anzahl Zöllner und Grenzwächter, waren diese bald entwaffnet und vertrieben. Sicherlich würde der Lohn dafür nicht ausgeblieben sein, sowenig als in Como und wo der Doppeladler niedergerissen wurde, und schon hatte General Urban 3 Brigaden vereinigt, als plötzlich und unerwartet sich die Lage der Dinge am Po und der Sesia änderte.

Hatten die französischen Feldherren durch das Gefecht am 21. Mai auf dem linken Sesiaufer und durch Garibaldi's Zug den Feldzeugmeister zur Theilung seiner Streitkräfte zwingen wollen, so mußten sie, nachdem sich die österreichische Macht von Mortara bis Pavia nicht rührte, erkennen, daß ihre Absicht vereitelt sei. Es wurde demnach, nach einem Abwarten vom 21. bis zum 27. ein neuer Angriffsplan von den Verbündeten angenommen und statt des Angriffs auf die Linie am unteren Po, eine Ueberflügelung des rechten österreichischen Flügels an der Sesia adoptirt.

Das Gefecht vom 21. hatte bewiesen, daß dieser Flügel schwach war, Graf Gyulai hier auf nichts Entscheidendes rechnete; dazu auch wohl berechnete, daß bei dem durchschnittenen Terrain, den vielen Canälen, Reisfeldern, Deichen, umbuschten Gräben und Wasserfäden die Vertheidigung sich eben so viel erleichterte, wie den Angriff einer starken Macht erschwerte; man ahnte daher in Garlasco nicht, daß vom 27. an zahlreiche Regimenter in dicht aufeinander folgenden Eisenbahnzügen, von Novi, Tortona und Alessandria her nach Casale und Vercelli geschafft wurden. Diesen neuen Faktor

der Kriegsführung, die Eisenbahnen, scheint man im österreichischen Hauptquartier nicht gehörig in Rechnung gestellt zu haben, hieran aber scheiterte ein bedeutender Theil der österreichischen Combinationen. Die ganze Situation verwandelte sich binnen zwei Tagen, in welchen, wie von Seiten der Verbündeten behauptet wird, 115,000 Mann nach Casale und Vercelli geführt wurden. Wird diese Zahl aber auch bis auf die Hälfte ermäßigt, so war doch gewiß, daß eine gewichtige Heersäule sich an der Sesia vereinigte und die gesammte verbündete Armee ihren Stoß dorthin richtete. Wäre dieser Plan früher schon gefaßt worden, so hätte man nicht nöthig gehabt, vom 21. bis 30. Mai zu warten, man hätte ohne Zweifel sofort damit begonnen.

Den linken Flügel befehligte König Victor Emanuel und er vereinigte jetzt hierzu nicht allein vier Divisionen seines eigenen Heeres, sondern es waren ihm auch mehrere französische, namentlich afrikanische Regimenter beigegeben, die als Kern der französischen Macht betrachtet werden. Uebrigens stand hinter ihm das Armeecorps des General Niel bereit zur Unterstützung. Die Quaren so voll Uebermuth, daß sie Taschen an die Waggonen hingen, welche sie nach Vercelli brachten mit der Aufschrift: *Train de plaisir à Vienne!* und mit anderen Spöttereien.

Von allen diesen Vorbereitungen ahnte man in Garlasco noch immer nichts. Die österreichischen Brigaden hatten sich in Casalino, Vinzaglio und in dem großen Dorfe Palestro verschanzt, ihre Reserven standen in dem Flecken Robbio nach Mortara hin, ihre Vorposten gegen die Sesia und Vercelli von Gräben, Deichen, Reis- und Kornfeldern gedeckt.

König Victor Emanuel hielt die 1., 2. und 3. Division unter Castelfiego. Ganti und Durando in Vercelli bereit, die 4. unter Cialdini befand sich schon auf dem linken Sesiaufer in Borgo Vercelli in den eroberten Stellungen. Am 20. um 2 Uhr Nachmittags wurde von dort aus der Angriff auf Vinzaglio eröffnet. Ein Regiment piemontesischer Schützen, Bersaglieri schlich sich durch die Reis- und Kornfelder heran und warf sich dann mit größtem Ungeßüm, ohne ihre Gewehre mehr als einmal zu laden, mit dem Bajonnett auf die österreichischen Verschanzungen. In gleicher Zeit gingen

die drei anderen Divisionen von Vercelli aus über den Fluß auf einer Schiffsbrücke, welche in der Nähe der von den Oesterreichern gesprengten Brücke, rasch geschlagen war. Die piemontesischen Divisionen werden von 4 Batterien unterstützt, doch war die Artillerie in diesem Gewirre von Gräben und Canälen wenig zu gebrauchen, eben so wenig die Cavallerie, von welcher auch nur einige Schwadronen vorhanden. Der Kampf auf diesem durchschnittenen Boden mußte von der Infanterie ausgefochten werden, und wie bei Montebello es sich schon gezeigt, war die Erbitterung so groß und der Zorn des Kaisers Napoleon, daß das Bajonnet die entscheidende Waffe sei, so wirksam, daß es auch hier sehr bald zu ganz ähnlichen mörderischen Ausritten kam.

Die Division Gialdini stürzte sich auf das Dorf Vinzaglio, Fanti und Castelborgo drangen auf Palestro los, Durando nahm Casalino. Die französischen Regimenter, das 3. der Juaren und das 8. Linientregiment, dienten zur Reserve. Das gemeinsame Ziel war Palestro, auf welches auch die Division Gialdini loszettelte, nachdem sie in einem wüthenden Anlauf Vinzaglio genommen hatte.

Aber dieser Kampf war ein schrecklicher und blutiger. Obwohl die Oesterreicher zunächst überrascht sein mochten, standen sie doch schnell zur tapfersten Gegenwehr bereit. Die gemauerten Häuser, die kleinen Fenster, die eng aneinander liegenden Gebäude, alles war zu einem Widerstande geeignet, der in jähester Weise geführt wurde. Während die Bersaglieri sich in die Dorfstraße stürzten, wurden alle Höfe von den österreichischen Grenadieren und Jägern besetzt, welche über alle Hecken, Bäume und Mauern einen Hagel von Kugeln in die Reihen der Piemontesen schleuderten. Die zur Wuth ergriffen übersprangen und zerbrachen die Bersaglieri's und die ihnen nachfolgenden Regimenter aber nach und nach alle Hindernisse und Haus für Haus erklimmend und erobernd setzten sich die Kämpfe im Innern der Gebäude fort. Nur die Oesterreicher schossen, so lange ihnen dies möglich war, dann wurde mit der blanken Waffe die Sache ausgemacht. Mit Säbeln, Pallaschen, Gewehrkolben und Bajonnetten wüthete das Norden unter allen Dächern, bis endlich Flammen auflebten, das Dorf in Brand gerieth und Leichen und Sterbende unter Schutt und Trümmern begraben wurden.

Nicht erst zogen sich die Oesterreicher zurück, in manchen Häusern aber wurden sie abgeschnitten, und die Piemontesen behaupten, gegen 400 gefangen zu haben. Der Kampf ward mit solcher Wuth geführt und der Besiß des Dorfes so theuer erkauft, daß wie die turiner Berichte eingestehen, die beiden Regimenter 9 und 10 der Brigade Regina völlig decimirt waren.

Von den Flammen Vinzaglio's begleitet eilte die Division Gialdini jetzt auf Palestro, wo inzwischen der Angriff ebenfalls begonnen hatte. Hier waren jedoch die Oesterreicher besser vorbereitet und das Dorf wie die umliegenden Felder mit Verhauen und Verschanzungen versehen. König Victor Emanuel selbst befand sich hier an der Spitze seiner Sturmcolonnen, und mit derselben ungekümten, todtverachtenden Tapferkeit, die er als Prinz schon bei Veito, bei Novara und an so manchen anderen Orten bewiesen, stürzte er sich in den dichtesten Kugelhagel, um mit seinen Bersagliern die österreichischen Ballisaden zu stürmen. Dem General La Marmora wurde dicht neben das Pferd erschossen, mehrere ihn umgebende Officiere sanken todt oder verwundet zu Boden; vergebens riefen seine eigenen Soldaten ihm bittend zu, sein Leben nicht in solche Gefahr zu bringen, ein Beispiel, das am selbigen Tage selbst von den Juaren wiederholt wurde, welche freilich von dieser romantischen Bravour des Königs entückt, ihn zu ihrem Liebling machten. Einer von ihnen soll, als die Bersagliern das Geschrei: vivo Victor Emanuel! mit dem Rufe: vives les Zouaves! erwiderten, gesagt haben „Euer König ist der erste der Juaren, denn er nimmt gar keine Rücksicht an.“

Bei aller dieser ritterlichen Kühnheit des Königs, welche freilich mehr eine Zierde des Kriegers als des Feldherrn ist, wie auch bei aller todtverachtenden Tapferkeit seiner begeisterten Soldaten, dauerte es doch lange, ehe Palestro wie Vinzaglio erobert wurde. Die Division Gialdini war auch hier an der Spitze des Gefechts und die Bersagliern stürmten nochmals mit dem Bajonnet die besetzten Eingänge des Dorfes. Ein Straßen- und Häuserkampf mit allen seinen Schrecken entwidelte sich auch hier. Die blankte Waffe entschied, die meisten Leichen lagen durchstochen, die meisten Wunden hatte das dreikantige Eisen der Bajonnete gemacht. Erst als die Division

Durando zu Hülfe kam, die ganze Streitmacht der Piemontesen sich also vereinigt hatte, gelang es, die Oesterreicher zum Rückzuge zu bewegen, welcher um 7 Uhr Nachmittags langsam und in guter Ordnung angetreten wurde.

Die Piemontesen waren in ihrer Gesammtheit gegen 30,000 Mann stark, die Oesterreicher kann man nicht höher als 15 bis 20,000 Mann schätzen, wenn auch die Berichte der Verbündeten sie auf 35,000 Mann an geben. Der Rückzug geschah ohne Verlust an Geschütz und ging nur eine Stunde weit bis Robbio, auf der Straße nach Mortara.

Wegen das Ende des Gefechtes war, auf schnelle Benachrichtigung des kommandirenden Generals Jöbel aus Garlasco der Oberfeldherr herbeigeilt, und wie behauptet wird, erkannte derselbe jetzt den Plan der Verbündeten, die beabsichtigte Umgehung des rechten Flügels, und damit auch die Gewissheit, daß die feste Stellung am Po jetzt schleunigst aufgegeben werden müsse, um den Tessin zu decken. Es soll demnach sofort Befehl gegeben worden sein, das Hauptquartier von Garlasco nach Abbiategrasso jenseits des Tessin auf österreichisches Gebiet zu verlegen, auch sei Graf Gyulai nicht wieder nach Garlasco zurückgekehrt.

Bei der Unsicherheit, welche jetzt noch über diese Vorgänge herrscht und da obenein über die so wichtigen Gefechte vom 30. und 31. Mai fast gar nichts von österreichischer Seite veröffentlicht wurde, müssen diese Angaben auf sich beruhen bleiben. Einiges jedoch spricht dafür, daß wahrscheinlich auch damals noch nicht die Meinung aufgegeben wurde, es handle sich bei alledem doch nur um Scheinangriffe an der Sesia, um die Aufmerksamkeit von Pavia und Piacenza abzuwenden. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde der Obergeneral etwas gethan haben, um das wichtige Novara zu sichern, auf welches noch vor wenigen Tagen von der österreichischen Militärzeitung die größte Bedeutung gelegt wurde.

Dies geschah jedoch nicht, aber es fand am 31. ein neues heftiges Gefecht auf demselben Schauplatze statt. Die Oesterreicher drangen von dem nahen Robbio aus, um 6 Uhr Morgens, in Massen auf Palestro los und warfen die Sardinier nach lebhaftem Kampfe hinaus. Etwas später wurde

auch Genfienza angegriffen und ebenfalls erobert. Die Piemontesen schlugen sich mit größter Tapferkeit in ihren verschanzten Stellungen und König Victor Emanuel gab die stärksten Beweise seines persönlichen Muthes, indem er an der Spitze der Division Gialdini seine Soldaten zum Widerstande ermunterte. Inzwischen drangen die Oesterreicher bis an die Etsch vor und eine Umgehung des rechten Flügels der Piemontesen würde entscheidend gewesen sein, wenn nicht eben jetzt, mit anderer Unterstützung, auch das dritte Juvarenregiment auf dem Kampfsplatze erschienen wäre.

Und jetzt geschah eine der glänzendsten Waffenthaten, welche aus diesem Kriege bis jetzt zu melden sind. Eine österreichische Batterie von 8 Kanonen beschoss von einem hohen Damme aus die piemontesische Stellung mit größtem Erfolg; von der Vertreibung und Eroberung dieser Batterie hing der Ausgang des Kampfes ab, es hing davon ab, daß die Piemontesen aus ihrer bisherigen Verteidigung zum Angriff übergehen konnten. Die österreichische Batterie stand geschützt an ihrer Front von einem breiten und tiefen Graben, allein sie hatte einen noch tieferen Kanal hinter sich. Bei einem gelungenen Angriff des Feindes war es nicht leicht, die Kanonen rasch zurückzubringen, sie mußten voraussichtlich verloren gehen.

Als das Juvarenregiment den Befehl erhielt, diese gefährliche Batterie anzugreifen, stand es hinter einem Teiche, der es deckte. Die Soldaten sprangen hinauf, sahen sich die Kanonen an und theilten sich ihre Bemerkungen mit, plötzlich aber von den Befehlen ihres Obersten und ihrer Officiere ermuntert, stürzten sich mit dem üblichen Schlachtruf: En avant! die Bösung hinab; warfen sich nieder, als die Blitze der Kanonen ihnen entgegenprühten und sprangen dann auf und in den Graben, dessen Wasser 3 Fuß hoch war. Sie hatten die Verabredung getroffen, sich nicht mit Schießen aufzuhalten, was unter den eilwandelnden Umständen auch ziemlich überflüssig gewesen wäre. Als sie aus den Gräben stiegen, war überries das Pulver ihrer Patronen durchnäßt; doch ohne Anhalt, ihren Kriegeschori auslöschend, kletterten sie den steilen Damme hinauf und tauchten Dämme gleich in dem Pulverdampfe auf, der diesen feuerpeienden Damme einhüllte. Die 400 Mann starke Deckung der Geschütze warf sich ihnen entgegen und es entstand ein schreck-

licher Kampf; Mann gegen Mann, der auch diesmal mit Bajonetten, Säbeln und Kolben ausgefochten wurde.

In kurzer Zeit waren jedoch die 400 Oesterreicher überwältigt, zum Theil durchbohrt, zum Theil in den Canal hinabgestürzt, wo sie ertranken. Die Kanoniere wurden bei ihren Kanonen niedergestochen und 5 derselben erobert, während es glückte 3 durch schleunigen Rückzug zu retten. — In derselben Zeit aber brach Victor Emanuel mit seinen Piemontesen aus den Schanzen hervor, folgte den Zuaven nach und setzte sich zur Verfolgung des Feindes an deren Spitze. Hierbei soll es geschehen sein, daß die Zuaven ihn dringend baten zurückzugehen und ihnen das weitere zu überlassen, allein dazu ließ sich der tapfere König nicht bewegen. Er zog sich nicht eher zurück, bis die Oesterreicher alles, was sie genommen, wieder aufgegeben, auch Balestro wieder verlassen hatten, und sich nach Robbio wendeten. In Confinza endete der Kampf damit, daß die Division Durando den Platz behauptete.

So war an diesen beiden Tagen, in Gefechten, welche nichts entscheidenden, auf's blutigste gestritten worden. Um den Besitz einiger Dörfer auf dem Raume einer Stunde waren mehr als tausend Menschen gefallen und eine weit größere Zahl verwundet worden. Wie üblich wurde der Verlust der Oesterreicher in Turin und Paris stark übertrieben, die eigenen Verluste dagegen in demselben Maßstabe verkleinert; aber auch bei diesen Gefechten trat die selbstsüchtige Ruhmbegehr der Franzosen in grellster Weise hervor. Von der Tapferkeit der Piemontesen, welche zwei Tage lang im wildesten Kampfgewühl sich erprobt, war fast nur nebenher die Rede, während dem Zuavenregiment alle Siegeskränze zugeworfen wurden. In Paris entstand ein unmäßiger Jubel, der Nationalhochmuth schmückte diese kühne Waffenthath und den Vorgang selbst, auf's fabelhafteste aus.

Eines aber ließ dieser blutige, letzte Maitag nicht länger ungewiß. Es stand eine starke verbündete Armee in und um Verelli. Wäre dem österreichischen Oberfeldherrn aber noch irgend ein Zweifel übrig geblieben, was der Feind beabsichtigte, so mußte dieser nach wenigen Stunden verschwinden. Die französische Division Trochu hatte schon am 31. die Sardinier unterstützt, in der Nacht auf den 1. Juni machte das Niesche Corps eine Vor-

wärtebewegung gegen Novara. Eine kleine Schaar von 1400 Oesterreichern war alles, was der französische General fand und vor sich hertrieb. Am Morgen früh um 7 Uhr zog er in Novara ein, wenige Stunden später war auch der Kaiser Napoleon zur Stelle. Der wichtige Platz kam ohne Schwertstreich in die Hände der Verbündeten, und vor ihnen lag jetzt die große Straße nach Mailand, begleitet von der Eisenbahn; die Brücke von Buffalora über den Ticino, diesen Grenzfluß überhaupt, der, unbewacht wie er war, den Eingang in die Lombardei an allen Punkten gestattete.

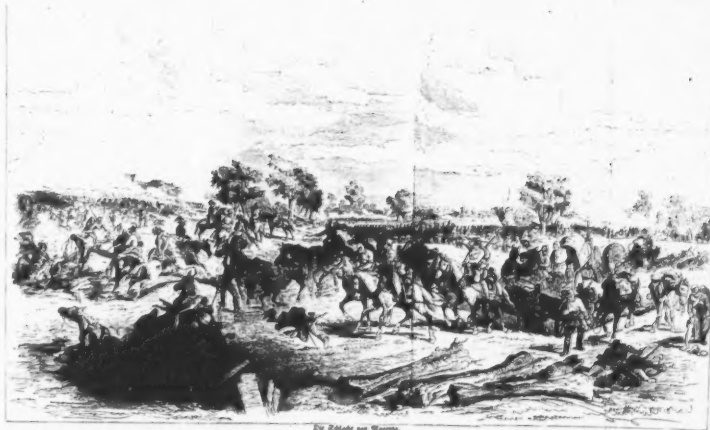
Die Ueberflügelung war somit vollendet. Graf Gyulai verlegte sofort sein Hauptquartier von Garlasco nach Abbiategrasso am linken Ticinoufer, befahl seiner Armee die Stellung am Po zu verlassen und über den Tessin zu gehen, um den Verbündeten den Uebergang und den Weg nach Mailand zu verlegen. Der rechte Flügel, die Corps der Generale Jöbel, Schwarzenberg und Liechtenstein, marschirten eiligst am 2. über Mortara und Vigevano auf Abbiategrasso, und erreichten zeitig genug die Stellung bei Magenta. Die ganze österreichische Armee verließ die Sesia und den Po, nachdem sie 1 Monat und 2 Tage die Lomellina inne gehabt, und nun begann der Krieg in der Lombardei mit dem blutigen Ringen bei Magenta am 4. Juni, über welches noch keine genügenden Einzelheiten vorliegen.

So viel jedoch ist gewiß, daß es die Oesterreicher an Tapferkeit und Ausdauer wie bei allen diesen Kämpfen, so auch bei Magenta, nicht fehlen ließen; gewiß auch, daß die schreckliche Seite dieses Krieges sich hier in ihrer ganzen Furchtbarkeit zeigte. Nicht allein die seit den letzten zehn Jahren durch zahlreiche Erfindungen immer mehr verbesserten Feuerwaffen und Geschütze, machen diesen Krieg so mörderisch, wie die neue Geschichte keinen anderen aufzuweisen hat, mehr noch trägt dazu die furchtbare Kampfweise bei, welche die Schusswaffe betrachtend, das Bajonnet zu dem Mordinstrument macht.

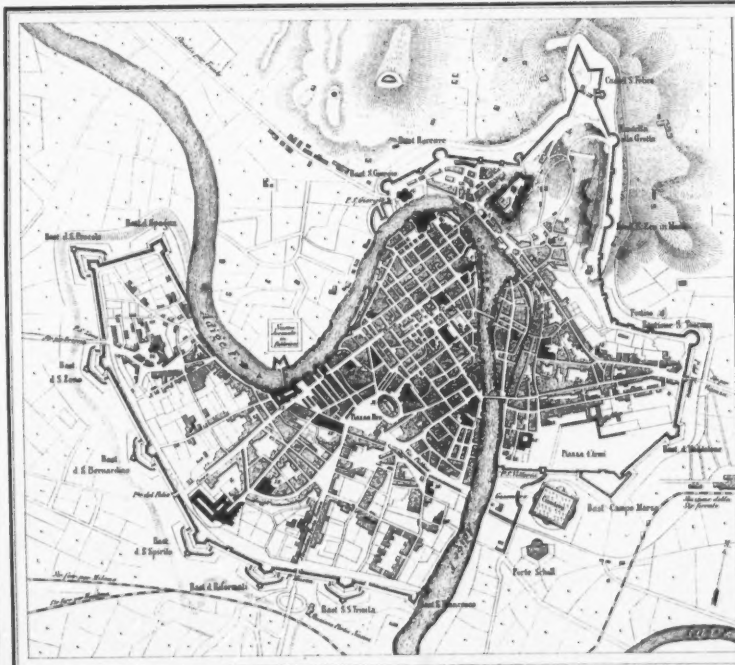
Der Kaiser Napoleon hat dies seinen Soldaten ja empfohlen und Er, der Retter der Gesellschaft, der Schutzengel der Civilisation, verschmäht es nicht, aus Afrika die Horden der Lutos, Beduinen, Mauren, Neger, nach Italien zu führen, welche durch den Judenmord und Mündertung in Algier

ein Vorspiel zu ihren Kriegsthaten lieferten, von denen die Berichte über das Gefecht von Turbigo fürchterliche Schilderungen bringen.

Doch jetzt erst beginnt für Oesterreich der Krieg auf dem Boden, wo er geführt werden muß. Mailand ist kein bedeutender Verlust. Der von den Verbündeten theuer erkaufte Sieg hat der Kraft und dem Muth des österreichischen Heeres nicht geschadet. Alles was man erfahren, beweist, daß die Franzosen wenige Trophäen aufzuweisen haben. Auch eine neue Schlacht an der Adda wird, wenn sie verloren gehen sollte, Oesterreichs Ehre vermehren und seine Sache nicht wesentlich verschlimmern. Der Besitz Italiens hängt von der Behauptung der Vinciolinie ab, von dem verschobenen Quadrat der vier Festungen, welche die Lombardei sowohl, wie Venedig beschirmen. — Was Bedenken machen kann, sind nicht Bersaglieri, Zuaven und Turcos, sondern die Aufstände des Volkes, überall wo die Oesterreicher weichen, der ingrimmige Haß, welcher an allen Orten auflebert, die Gewissheit, daß die mehrhundertjährige Herrschaft so wenig wie der letzte mehr als vierzigjährige Besitz eine Anhänglichkeit bei den Italienern hat erwecken können. Ein Krieg in Mitte eines Volkes, das mit entflammter Muth seine Fesseln zerbrechen will, unterstützt von dem gewaltigsten Kriegsheere Europa's, ist jedenfalls ein überaus gefahrvoller Krieg.



Ein Schlacht von Kgypten.



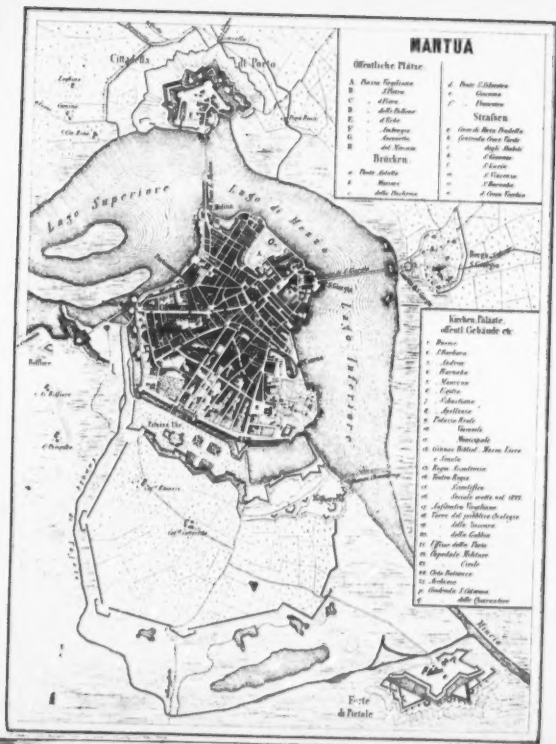
VERONA.

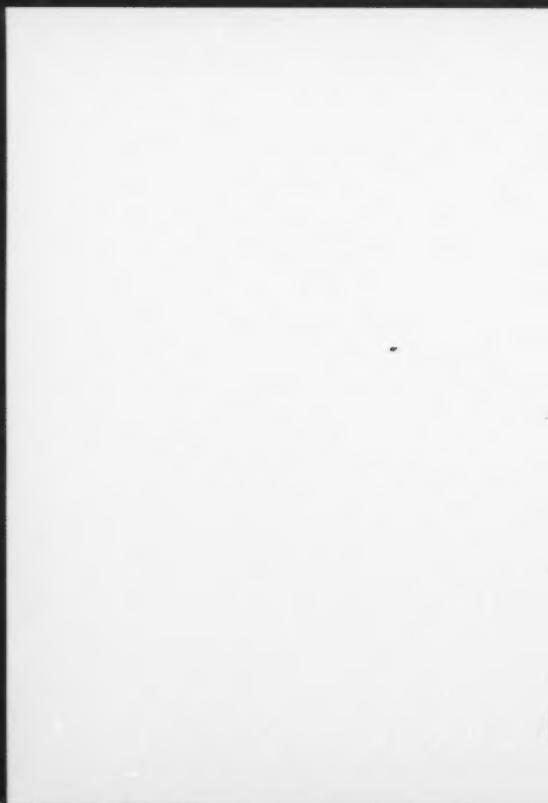
Öffentliche Plätze,
Brücken, Alleen, Häuser:

1. Piazza della
2. Piazza della Libertà
3. Piazza della Vittoria
4. Piazza della Pace
5. Piazza della Chiesa
6. Piazza della Chiesa
7. Piazza della Chiesa

Kirchen, Paläste, Sammlungen etc.

8. S. Andrea
9. S. Benedetto
10. S. Eufemia
11. S. Francesco
12. S. Maria in Piazza
13. S. Maria in Valle
14. S. Maria in Valle
15. S. Maria in Valle
16. S. Maria in Valle
17. S. Maria in Valle
18. S. Maria in Valle
19. S. Maria in Valle
20. S. Maria in Valle
21. S. Maria in Valle
22. S. Maria in Valle
23. S. Maria in Valle
24. S. Maria in Valle
25. S. Maria in Valle
26. S. Maria in Valle
27. S. Maria in Valle
28. S. Maria in Valle
29. S. Maria in Valle
30. S. Maria in Valle
31. S. Maria in Valle
32. S. Maria in Valle
33. S. Maria in Valle
34. S. Maria in Valle
35. S. Maria in Valle
36. S. Maria in Valle
37. S. Maria in Valle
38. S. Maria in Valle
39. S. Maria in Valle
40. S. Maria in Valle
41. S. Maria in Valle
42. S. Maria in Valle
43. S. Maria in Valle
44. S. Maria in Valle
45. S. Maria in Valle
46. S. Maria in Valle
47. S. Maria in Valle
48. S. Maria in Valle
49. S. Maria in Valle
50. S. Maria in Valle
51. S. Maria in Valle
52. S. Maria in Valle





Kleine Actenstücke.

Proklamation

des Königs von Sardinien

vom 27. April.

„Soldaten! Oesterreich, das seine Armeen an unseren Grenzen zusammenzieht, droht, in unser Gebiet einzufallen, weil hier die Freiheit im Bunde mit der Ordnung regiert; weil nicht die Gewalt, sondern Eintracht und Liebe des Volkes zu seinem Herrscher den Staat lenken; weil hier der Schmerzensschrei des unterdrückten Italiens ein Echo findet. Oesterreich wagt, uns den Befehl anzukündigen — uns, die wir Waffen haben, um uns zu wehren — diese Waffen niederzulegen und uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Eine so beleidigende Aufforderung verdiente nur Eine Antwort: wir haben sie mit Entrüstung zurückgewiesen.

Soldaten! Ich theile Euch diese Thatsache in der Ueberzeugung mit, daß Ihr die Beleidigung, die Euren Könige und der Nation zugefügt worden, zu der Eutigen machen werdet. Die Nachricht, die ich Euch mittheile, ist eine Kriegsnachricht. Also zu den Waffen Soldaten! Ihr werdet einen Feind, der Euch nicht neu ist, vor Euch finden; aber wenn er tapfer und wohl Disciplinirt ist, so habt Ihr doch durchaus den Vergleich nicht zu scheuen,

und dürft Euch Goito's, Pastrengo's, Santa Lucia's, Somma-Campagna's und sogar Custozza's rühmen, wo nur vier Brigaden drei Tage lang gegen fünf Armeekorps gekämpft haben.

Ich werde an Eurer Spitze vorrücken. Ich befand mich schon mit einer großen Anzahl von Euch inmitten der Gefechte und kenne, als ich an der Seite meines erlauchten Vaters kämpfte, mit Stolz Eure Tapferkeit bewundern.

Auf dem Felde der Ehre und des Ruhmes werdet Ihr, dessen bin ich gewiß, Euren Ruf der Tapferkeit bewahren und vermehren. In Gefährten werdet Ihr jene unerschrockenen Soldaten Frankreichs haben, die Sieger in so vielen Schlachten, die mit Euch an der Tschernaja kämpften und welche Napoleon III., der stets zum Beistande bereit ist, wo es gilt, eine gerechte Sache zu vertheidigen und der Sache der Civilisation den Sieg zu verschaffen, hochherzig in zahlreichen Cohorten uns zu Hülfe sendet.

Vorwärts denn, die Ihr voll Vertrauen auf den Sieg seid! Neue Lorbeeren werden Eure Fahne schmücken, diese Fahne, welche mit ihren drei Farben und mit der Elite der Jugend, die sich aus allen Theilen Italiens um dieselbe sammelt, um sich in ihrem Schatten zum Kampfe zu schaaren, Euch mahnt, daß Ihr Italiens Unabhängigkeit zu vollenden habt, — dieses gerechte und heilige Ziel, welches Euer Heldengeschrei sein wird."

Turin den 27. April 1859.

Victor Emanuel.

Proklamation

des österreichischen Oberbefehlshabers Grafen Gyulai

vom 29. April.

„An die Völker Sardinien's! Völker Sardinien's! Indem wir Euerre Grenzen überschreiten, haben wir unsere Waffen nicht gegen Euch gerichtet.

Unsere Waffen, sie gelten einer Umsturzpartei, die schwach an Zahl, aber mächtig an Verwegenheit ist, die Euch selbst gewalthätig unterdrückt, sich gegen jedes Friedenswort empört und an den Rechten anderer italienischer Staaten und auch an denen Oesterreichs sich vergreift.

Werden die kaiserlichen Adler von Euch ohne Haß und ohne Widerstand empfangen werden, so werden sie auch Ordnung, Ruhe, Mäßigung mit sich bringen; der friedliche Bürger kann mit Sicherheit darauf bauen, daß Freiheit, Ehre, Gesetz und Habe als unverletzlich geachtet und beschützt werden sollen.

Mein Wort ist Euch Bürge für die bewährte Manneswuth, die bei den kaiserlichen Truppen Hand in Hand mit der Tapferkeit geht.

Als Organ der großherzigen Gesinnungen meines erlauchten Kaisers und Herrn, proklamire und wiederhole ich Euch in dem Augenblick, in welchem ich Euren Boden betrete, nur das Eine: daß unser Krieg kein Krieg gegen Völker und Nationen, sondern gegen eine herausfordernde Partei ist, die unter dem gleichnerischen Deckmantel der Freiheit Jedermann endlich der Freiheit berauben würde, wenn der Gott unseres Heeres nicht auch der Gott der Gerechtigkeit wäre.

Wird nur einmal Euer und unser Gegner bezwungen, werden nur Ordnung und Frieden wieder hergestellt sein, so werdet Ihr, die Ihr uns jetzt Feinde nennen könntet, uns binnen kurzem Befreier und Freunde nennen.

Franz Graf Gyulai,

K. K. M. Er. L. L. Apostolischen Majestät, Commandant der
II. Armee und General-Militärgouverneur des Lombardisch-
Venetianischen Königreichs.

Tagesbefehl

des Kaisers Napoleon an die italienische Armee.

Soldaten! Ich komme, mich an Eure Spitze zu stellen, um Euch in den Kampf zu führen. Wir wollen einem Volke, das seine Unabhängigkeit zurückfordert, in dem Kampfe beistehen und es fremder Unterdrückung entziehen. Es ist dies eine heilige Sache, welche die Sympathien der civilisirten Welt für sich hat. Ich habe nicht nöthig, Euren Eifer anzuspornen. Jede Etappe wird Euch an einen Sieg erinnern. Auf der *via sacra* des alten Rom drückten sich die Inschriften auf den Marmor, um dem Volke seine Großthaten in's Gedächtniß zurückzurufen. Ebenso heute! Indem Ihr durch Mondovi, Marengo, Lodi, Castiglione, Arcole, Rivoli kommt, werdet Ihr inmitten dieser glorreichen Erinnerungen auf einer anderen *via sacra* dahinziehen. Bewahret diese strenge Manneszucht, welche die Ehre des Heeres ausmacht. Vergesset nicht, daß es hier keine anderen Feinde gibt, als diejenigen, welche sich gegen Euch schlagen. Haltet Euch in der Schlacht zusammen, und verlasset nicht Eure Reihen, um vorzugehen. Mißtrauet zu großem Eifer; es ist dies das einzige, was ich fürchte. Die neuen Schusswaffen sind nur in der Ferne gefährlich; sie werden nicht verhindern, daß das Bajonnett, wie früher, die schreckliche Waffe der französischen Infanterie bleibe. Soldaten! Lasset uns alle unsere Schuldigkeit thun und unser Vertrauen auf Gott setzen. Das Vaterland erwartet viel von Euch! Schon hallen von einem Ende Frankreichs bis zum anderen die Worte einer glücklichen Vorbedeutung wieder: Die neue italienische Armee wird ihrer älteren Schwesster würdig sein.

Genua, 12. Mai 1859.

Napoleon.

Proklamation

des Kaisers Napoleon an das französische Volk.

„Franzosen!

„Indem Oesterreich seine Armee in das Gebiet des Königs von Sardinien, unseres Verbündeten, einrücken läßt, erklärt es uns den Krieg. Es verletzt dadurch die Verträge, die Gerechtigkeit, und bedroht unsere Grenzen. Alle großen Mächte haben gegen diesen Angriff protestirt. Da Niemand die Bedingungen angenommen hatte, die den Frieden sichern sollten, so fragt man sich: was kann der Grund dieser plötzlichen Invasion sein? Er liegt darin, daß Oesterreich die Dinge zu einem solchen Ausmaß gebracht hat, daß dasselbe bis zu den Alpen herrschen, oder Italien bis zu dem adriatischen Meere frei sein muß; denn in diesem Lande ist jedes unabhängig gebliebene Stück Erde eine Gefahr für seine Macht.

„Bisher war Mäßigung die Richtschnur meines Verfahrens, jetzt wird mir Thatkraft zur ersten Pflicht.

„Möge Frankreich sich waffnen und entschlossen zu Europa sagen: Ich will keine Eroberungen, ich will aber ohne Schwäche meine nationale und traditionelle Politik behaupten; ich beobachte die Verträge, vorausgesetzt, daß man sie nicht gegen mich verletzen wird; ich achte das Gebiet und die Rechte der neutralen Mächte, ich bekenne aber offen meine Sympathie für ein Volk, dessen Geschichte mit der unsrigen verschmolzen ist und das unter fremdem Drucke leidet.

„Frankreich hat seinen Haß gegen die Anarchie an den Tag gelegt; es wollte mir eine Gewalt geben, die stark genug sei, um denen, welche die Unordnung begünstigen, so wie den unverbesserlichen Menschen jener alten Parteien, die man fortwährend mit unseren Feinden verhandeln sieht, die Macht zu benehmen, — allein es wollte deshalb nicht seiner civilisatorischen Rolle (rôle civilisateur) entsagen. Seine natürlichen Verbündeten waren stets diejenigen, welche die Hebung der Humanität wollen, und wenn es das

Schwert zieht, so geschieht es keineswegs um zu beherrschen, sondern um zu befreien.

„Der Zweck dieses Krieges ist daher, Italien sich selbst zurückzugeben, und nicht, es den Gebieten wechseln zu lassen, und wir werden an unseren Grenzen ein befreundetes Volk haben, das uns seine Unabhängigkeit verdanken wird.

„Wir gehen nicht nach Italien, um die Unordnung zu nähren oder die Macht des heiligen Vaters zu erschüttern, den wir auf seinen Thron wieder eingesetzt haben, sondern um dasselbe jenem fremden Druck zu entziehen, der schwer auf der ganzen Halbinsel lastet, um dazu beizutragen, dort die Ordnung auf rechtmäßige, befriedigte Interessen zu begründen.

„Wir betreten endlich diesen klassischen, durch so viele Siege berühmten Boden, um die Spuren unserer Väter wiederzufinden; gebe Gott, daß wir ihrer würdig seien!

„Ich werde mich alsbald an die Spitze der Armee begeben. Ich lasse in Frankreich die Kaiserin und meinen Sohn zurück. Unterstützt durch die Erfahrung und die Einsichten des letzten Bruders des Kaisers, wird sie ihre hohe Bestimmung zu erfüllen wissen. Ich vertraue sie dem Rathe der Armee an, die in Frankreich zurückbleibt, um über unsere Grenzen zu wachen, wie den häuslichen Heerd zu schützen; ich vertraue sie dem Patriotismus der Nationalgarde an! ich vertraue sie endlich dem gesammten Volke an, das sie mit jener Liebe und Ergebenheit umgeben wird, von welchen mir täglich so viele Beweise zu Theil werden.

„Muth also und Eintracht! Unser Land wird nochmals der Welt bekunden, daß es nicht entartet ist. Die Vorsehung wird unsere Bemühungen segnen, denn heilig ist in Gottes Augen die Sache, die sich stützt auf die Gerechtigkeit, die Humanität, die Liebe zum Vaterlande und zur Unabhängigkeit!

„Palast der Tuileries, am 3. Mai 1859.

Napoleon.“

Erinnerungsblätter.

1. Aus dem offenen Schreiben Joseph Mazzini's an den Kaiser Napoleon.

„Ja, das Kaiserreich hat sich als eine Lüge erwiesen! Sie, mein Herr, bildeten dasselbe nach Ihrem eigenen Angesichte. Im Verlaufe des verfloffenen halben Jahrhunderts hat, mit Ausnahme Talleyrand's kein Mann so viel gelogen wie Sie. Darin liegt das Geheimniß Ihrer zeitweiligen Gewalt. In einem skeptischen und zerfahrenen Zeitalter wie dem unsern, werden Lügen leicht geglaubt, aber sie halten nicht vor.

„Im Jahre 1831 erklärten Sie, in Gemeinschaft mit Ihrem Bruder, den Aufstand und die Bewegung gegen den Papst für eine heilige Angelegenheit; jetzt und seit 1849 brandmarken sie den Aufstand als eine Demagogenrebellion. In Arenenberg sagten Sie 1838, Sie wären, weil alle edeln Seelen in die Verbannung gesagt seien oder von den Regierungen verfolgt würden, stolz darauf, zu der Schaar der Gedächten zu gehören. Seither haben aber gerade Sie gegen dieselben eine grausame Verfolgung organisiert.

„Als im Jahre 1836, nach dem von ihnen verübten Straßburger Attentate, Ludwig Philipp Sie nach Amerika schickte, erklärten Sie, es sei Ihnen bewußt, daß Sie schuldig seien; Sie sagten weiter, daß Sie sich durch seine Großmuth und Milde tief gerührt fühlten, und Sie übernahmen die Verpflichtung, gegen ihn nie mehr eine Verschwörung anzuzetteln. Aber schon zwei Jahre nachher konspirirten Sie gegen ihn von der Schweiz aus und vier Jahre später landeten Sie in Boulogne.

„Im Jahre 1848 eilten Sie nach Paris, „um sich unter die Fahne der Republik zu stellen und der republikanischen Sache volle Hingebung zu bezeigen.“

„Noch in demselben Jahre schrieben Sie: „Im Angesichte der Souve-

ränetät der Nation kann ich und will ich nichts in Anspruch nehmen außer den Rechten eines französischen Bürgers."

"Sie sprachen 1850 mit feierlicher Betonung: „Wenn die Verfassung Fehler hat und Gefahren in sich trägt, so steht es bei Ihnen, dieselben zu beseitigen. Ich aber halte mich durch meinen Eid gebunden, streng innerhalb der von ihr gezogenen Grenzen mich zu bewegen."

"Wenige Tage vor dem Staatsstreiche von 1851 sagten Sie zur Armee: „Ich werde nichts von Ihnen fordern, das über mein von der Verfassung anerkanntes Recht hinausginge". Und am 2. December selbst, dem Endergebnis Ihrer Usurpationspläne, proklamirten Sie: „Es sei ihre Pflicht, die Republik zu schützen."

"Aber was kam gleich darauf? Es kam die Verletzung aller Eide und aller Garantien. Es herrschte der eine ehrgeizige Wille, welcher sich an die Stelle des gesetzlich ausgesprochenen Willens der Nation drängte; es kam unter Strömen von Blut die Verufung an die brutale Gewalt; es kam der unerbittliche Befehl an St. Arnaud; die Volksvertretung wurde zersprengt oder verhaftet; Generale wurden verhaftet; Paris wurde einem durch Geld gewonnenen, aufgeregten, berauschten, mitleidlosen Soldatenpöbel preisgegeben. Das Feuer der Linie und der Pelotons wurde gegen eine unbewaffnete, unschädliche Volksmenge auf den Boulevards gerichtet und ein methodisches Niedermegeln veranstaltet, um die Seelen der demnächstigen Stimmabgeber mit Angst und Schrecken zu erfüllen. Es fielen 2632 Opfer, 88 Volksvertreter wurden geächtet, Tausende eingekerkert und viele, ohne auch nur die geringste Form eines gesetzlichen Verfahrens deportirt; dann erst war der Triumph vollständig und es erfolgte die Scheinwahl!

"Und Sie, mein Herr, konnten sich der Hoffnung hingeben, daß eine Dynastie sich gründen ließe auf so systematische Lügen auf solch' einem Unterbau von Blut und Leichen? Sie konnten glauben, daß die vorübergehende, ephemere Ehrfurcht einiger auswärtigen Mächte, die nur den Erfolg in Betracht ziehen, aushalten werde gegen das Lainszeichen, welches durch Gott und die Gerechtigkeit auf Ihre Stirn gerührt ist?

"Herr! Es giebt etwas, das über dem bloßen Erfolge steht: Gott!

Etwas, das stärker ist, als die einzelne Thatfache: das Recht! Etwas, das höher steht, als götzendienerische Verehrung: die Zeit!

„Vermögen Sie, Gott vom Throne zu stoßen?“

„Können Sie das Recht austilgen?“

„Können Sie die Zeit vernichten?“

„Die Männer des Rechtes und der Freiheit haben die Inquisition und das große Kaiserreich besiegt; verlassen Sie sich darauf, Herr, daß auch Sie besiegt werden!“

Joseph Mazzini.“

Erinnerungsblätter

aus der Proklamation Louis Napoleons an das französische Volk bei seiner Landung in Boulogne.

Ich erscheine unter Euch als warmer und aufrichtiger Demokrat und Republikaner. Ich nehme den großen Schatten des Mannes des Jahrhunderts zum Zeugen der Versprechungen, die ich hier feierlich mache: Ich werde, wie ich es immer war, ein Kind Frankreichs sein. In jedem Franzosen werde ich immer einen Bruder sehen. Die Rechte eines Jeden werden meine Rechte sein. Die demokratische Republik wird der Gegenstand meines Kultus, ich werde ihr Priester sein. Nie werde ich versuchen, mich in den kaiserlichen Purpur zu hüllen. Mag mein Herz in meiner Brust verdorren an dem Tage, wo ich vergesse, was ich Euch Allen, was ich Frankreich schuldig bin. Mag mein Mund sich für immer schließen, wenn ich je ein lästerndes Wort gegen die republikanische Souveränität des französischen Volkes aussprechen werde. Möge ich verwünscht sein, sobald ich aus Schwäche rulden würde, daß man unter dem Schilde meines Namens Lehren verbreitete, die dem demokratischen Prinzip, das die Regierung der Republik leiten soll, widersprüchen. Möge ich hochgerichtlich verurtheilt werden, wenn ich

sträflich und verrätherisch versuchen würde, eine schändende Hand an die Rechte des Volkes zu legen: sei es mit seiner Zustimmung, indem ich es täusche, sei es gegen seinen Wunsch durch die Gewalt. Und jetzt glaubt an mich, wie ich an Euch glaube, und möge der Ruf aus Eurer Brust dringen, wie ein Gebet zum Himmel: es lebe auf immer die Republik!"

Und jetzt? Der „Kaiser“ zieht nach Italien, sein Heer im Verein mit den Freischaaren und italienischen Republikanern, während in Frankreich die Despotie herrscht, und in Rom die päpstliche Herrschaft aufrecht erhalten werden soll. Da giebt es nur ein Princip, das des grundlosen Egoismus.

Österreichisches Manifest

vom 28. April.

„An meine Völker!

Ich habe Meiner treuen und tapferen Armee den Befehl gegeben, den von dem Nachbarstaate Sardinien seit einer Reihe von Jahren ausgehenden, in der jüngsten Zeit auf ihrem Höhepunkt angelangten Anfeindungen unbesiegtbar Rechte Meiner Krone und des unverletzten Bestandes des Mir von Gott anvertrauten Reiches ein Ziel zu setzen.

Ich erfülle damit eine schwere, aber unvermeidliche Regentenpflicht.

Ruhig in Meinem Gewissen, kam Ich zu Gott dem Allmächtigen aufbliden und Mich Seinem Richterspreche unterwerfen.

Ich stelle getrost Meinen Entschluß der unparteiischen Beurtheilung der Mit- und Nachwelt anheim; der Zustimmung Meiner treuen Völker bin Ich gewiß.

Als vor mehr, denn zehn Jahren der gleiche Feind, mit Verletzung alles Völkerrechtes und Kriegsgebrauches, ohne irgend eine ihm gegebene Veranlassung, nur in der Absicht, das Lombardisch-Venetianische Königreich an sich zu reißen,

in das Gebiet desselben mit Heeresmacht einfiel, als er zwei Mal von Meinem Herrn nach ruhmwürdigem Kampfe aufs Haupt geschlagen, der Nacht des Siegers Preis gegeben war, übte Ich nur Großmuth und reichte die Hand zur Versöhnung.

Ich habe keinen Zoll breit seines Landes mir angeeignet, kein Recht, welches der Krone von Sardinien im Kreise der Europäischen Völkerfamilie zuzömmt, angetastet; Ich habe keine Gewähr gegen die Wiederholung ähnlicher Ereignisse Mir ausbedungen; — in der Hand der Versöhnung, die Ich aufrichtig darreichte und die angenommen ward, habe Ich sie allein zu finden geglaubt.

Dem Frieden brachte ich das Blut zum Opfer, welches von Meinem Herrn für Oesterreichs Ehre und Recht vergossen wurde.

Die Antwort auf diese in der Geschichte wohl einzig dastehende Schonung war die ungesäumte Fortsetzung der Feindschaft, eine von Jahr zu Jahr sich steigende, mit allen Mitteln der Treulosigkeit ausgerüstete Agitation gegen die Ruhe und das Wohl Meines Lombardisch-Venetianischen Königreiches.

Wohl wissend, was ich dem kostbaren Gute des Friedens für Meine Völker und für Europa schuldig bin, trat Ich auch diesen neuen Anfeindungen mit Geduld entgegen.

Sie erschöpfte sich nicht, als die umfassenderen Maßregeln, welche Ich in der jüngsten Zeit, durch das Uebermaß wühlerischer Aufreizung an den Grenzen Meiner Italienischen Lande und innerhalb derselben, für deren Sicherheit zu treffen gezwungen war, neuerdings als Anlaß zu gezeigertem feindlichem Auftreten benützt wurden.

Der wohlwollenden Vermittlung befreundeter Großmächte für die Erhaltung des Friedens bereitwillig Rechnung tragend, willigte Ich in die Theilnahme an einem Congresse der fünf Großmächte.

Die von der königlich Großbritannischen Regierung als Grundlage der Congress-Berathung vorgeschlagenen und Meiner Regierung übermittelten vier Punkte nahm ich unter Bedingungen an, wie sie nur geeignet sein konnten, das Werk eines wahren, aufrichtigen und dauerhaften Friedens zu fördern.

In dem Bewußtsein, daß kein Schritt von Seite Meiner Regierung geschehen, der nur im Entferntesten zur Störung des Friedens hätte führen können, stellte ich aber gleichzeitig das Verlangen, daß jene Macht vorläufig entwaffne, welche die Schuld an den Wirren und an der Gefahr der Friedensstörung trägt.

Auf das Andringen befreundeter Mächte gab Ich endlich meine Zustimmung zu dem Vorschlage einer allgemeinen Entwaffnung.

Die Vermittlung scheiterte an der Unannehmbarkeit der Bedingungen, an welche Sardinien seine Einwilligung band.

So blieb nur noch Ein Schritt zur Erhaltung des Friedens übrig. Ich ließ unmittelbar an die königlich Sardinische Regierung die Forderung richten, ihre Armee auf den Friedensfuß zu setzen und die Freischaaren zu entlassen.

Sardinien hat diesem Begehren nicht entsprochen. Damit ist der Zeitpunkt gekommen, wo nur noch in der Entscheidung der Waffen das Recht seine Geltung suchen muß.

Ich habe Meiner Armee den Befehl gegeben, in Sardinien einzurücken.

Ich kenne die Tragweite dieses Schrittes, und wenn je die Regentensorgen schwer auf mir lasteten, so ist es in diesem Augenblicke. — Der Krieg ist eine Geißel der Menschheit; Ich sehe mit bewegter Brust, wie sie Tausende Meiner treuen Unterthanen an Leben und Gut zu treffen droht; Ich fühle tief, welch' schwere Prüfung gerade jetzt der Krieg für Mein Reich ist, das auf der Bahn geordneter innerer Entwicklung fortschreitet und für diese der Fortdauer des Friedens bedarf.

Allein das Herz des Monarchen muß schweigen, wo nur noch Ehre und Pflicht gebieten.

An der Grenze steht gewaffnet der Feind, im Bunde mit der Partei des allgemeinen Umsturzes und mit dem offenen Plane, Oesterreichs Besitz in Italien an sich zu reißen. Zu seiner Unterstützung setzt der Herrscher Frankreichs, der unter nichtigen Vorwänden in die völkerrechtlich geregelten Verhältnisse der Italienischen Halbinsel sich einmischt, seine Truppen in Be-

wegung; Abtheilungen derselben haben bereits die Grenzen Sardiniens überschritten.

Erfuste Zeiten sind schon über die Krone weggegangen, die Ich von Meinen Ahnen fleckenlos ererbt; die glorreiche Geschichte Unseres Vaterlandes gibt Zeugniß, daß die Vorsehung, wenn die Schatten einer die höchsten Güter der Menschheit bedrohenden Umwälzung über den Welttheil sich auszubreiten drohten, oft sich des Schwertes Oesterreichs bediente, um mit seinem Blitze die Schatten zu zerstreuen.

Wir stehen wieder am Vorabend einer solchen Zeit, wo der Umsturz alles Bestehenden nicht mehr bloß von Sekten, sondern von Thronen herab in die Welt hinausgeschleudert werden will.

Wenn Ich nothgedrungen zum Schwert greife, so empfängt es die Weihe, eine Wehre zu sein für die Ehre und das gute Recht Oesterreichs, für die Rechte aller Völker und Staaten, für die heiligsten Güter der Menschheit.

An Euch, aber meine Völker, die Ihr durch Eure Treue gegen das angestammte Herrscherhaus ein Vorbild seid für die Völker des Erdkreises, ergeht mein Ruf, Wir mit der altbewährten Treue, Hingebung und Opferwilligkeit in dem ausgebrochenen Kampfe zur Seite zu stehen; an Eure Söhne, die Ich in die Reihen Meines Heeres gerufen, sende Ich, ihr Kriegsherrn, meinen Waffengruß; mit Stolz dürft Ihr auf sie hinblicken, in ihren Händen wird der Adler Oesterreichs hoch in Ehren sich schwingen.

Unser Kampf ist ein gerechter. Wir nehmen ihn auf mit Muth und Vertrauen.

Wir hoffen in diesem Kampfe nicht allein zu stehen.

Der Boden, auf dem Wir kämpfen, ist auch mit dem Blute des Deutschen Brudervolkes gedüngt, als eine seiner Schutzwehren errungen und bis auf diese Tage behauptet; dort haben Deutschlands arglistige Feinde zum ersten Mal ihr Spiel begonnen, wenn es galt, seine Macht im Innern zu brechen. Das Gefühl einer solchen Gefahr durchzieht auch jetzt die Deutschen Gauen, von der Hütte bis zum Throne, von einer Grenze zur anderen.

Ich spreche als Fürst im Deutschen Bunde, wenn ich auf die gemeinsame

Gefahr aufmerksam mache und an die glorreichen Tage erinnere, wo Europa der allgemein aufflammenden Begeisterung seine Befreiung zu danken hatte.

Mit Gott für's Vaterland!

Gegeben in Meiner Residenz und Reichs-Hauptstadt Wien am acht und zwanzigsten April des Jahres 1859.

Franz Joseph m. p.

Circulardepesche

des Grafen Buol an sämmtliche österreichische Gesandtschaften.

Wien am 29. April.

Ew. Excellenz sende ich in der Anlage einen Abdruck der von unserem kaiserlichen Herrn an Seine Völker heute gerichteten Ansprache. Die Worte des Kaisers verkündigen dem Reiche den Entschluß Sr. Majestät, die kaiserliche Armee über den Ticino vorrücken zu lassen. Noch den letzten der Vermittelungsvorschläge Großbritanniens hatte das kaiserliche Kabinet angenommen; unsere Gegner aber folgten dem Beispiele nicht, und die Bertheiligung unserer Sache ist nunmehr den Waffen anheimgestellt. In diesem ernsten Augenblicke liegt es mir ob, unseren Vertretern im Auslande die Thatfachen nochmals darzulegen, an deren unheilvoller Nacht alle Versuche zur Erhaltung des so lange glücklich bewahrten Friedens Europa's gescheitert sind.

Der Hof von Turin, indem er unsere Aufforderung zur Entwaffnung ausweichend beantwortete, hat hierdurch nur von Neuem denselben feindlichen Willen bekundet, der schon allzu lang: das dreifach unglückliche Vorrecht ausgeübt, unantastbare Rechte Oesterreichs zu bekämpfen, Europa zu beunruhigen und die Hoffnungen der Revolution zu ermutigen. Da dieser

Wille sich an Oesterreichs Langmuth nicht gebrochen hat, so mußte zuletzt für den Kaiserstaat die Nothwendigkeit herantreten, zu den Waffen zu schreiten.

Eine lange Reihe von Beleidigungen, zugefügt von dem schwächeren Gegner, hat Oesterreich ruhig ertragen, weil es sich des hohen Berufes bewußt ist, den Frieden der Welt so lange als möglich zu wahren, — weil der Kaiser und Seine Völker die Arbeiten friedlich fortschreitender Entwicklung zu höheren Stufen der Wohlfahrt kennen und lieben. An Oesterreichs Recht zum Kriege gegen Piemont aber kann kein gerader Einwand, kein rechtliches Herz unter den Zeitgenossen zweifeln. Niemals hat Piemont den Vertrag aufrichtig angenommen, durch welchen es vor zehn Jahren zu Mailand Frieden und Freundschaft mit Oesterreich zu halten versprach. Zwei Mal den Waffen erlegen, die seine Anmaßung herausgefordert hatte, hielt dieser Staat den schwer gebüßten Bahn mit einer bedauerlichen Hartnäckigkeit fest. Der Sohn Karl Alberts schien sich leidenschaftlich nach dem Tage zu sehnen, wo das Erbe seines Hauses, das er von Oesterreichs Mäßigung und Großmuth ungeschwälert zurückempfangen hatte, zum dritten Male den Einsatz eines völkerverderbenden Spieles bilden würde. Der Ehrgeiz einer Dynastie, deren eiteln und losen Anspruch an Italiens Zukunft weder Natur noch Geschichte dieses Landes, noch ihre eigene Vergangenheit und Gegenwart rechtfertigen, schreckte nicht davor zurück, das unnatürliche Bündniß mit den Gewalten des Ansturzes einzugehen. Taub gegen alle Mahnungen umgab sie sich mit den Unzufriedenen aller Staaten Italiens; die Hoffnungen aller Feinde der rechtmäßigen Throne der Halbinsel suchten und fanden ihren Brennpunkt in Turin. Ein frevelhafter Mißbrauch des Nationalgefühles der italienischen Bevölkerungen ward von Turin aus geübt. Jeder Keim der Unruhe in Italien ward sorgfältig gepflegt, damit, wenn die Saat aufginge, Piemont einen Vorwand mehr hätte, heuchlerisch die Zustände der Staaten Italiens anzuklagen und für sich selbst in den Augen der Kurzsichtigen und der Thoren die Rolle des Befreiers in Anspruch zu nehmen. Diesem verwegenen Unternehmen mußte eine zügellose Presse dienen, täglich bemüht, einen moralischen Aufruhr gegen die rechtmäßige Ordnung der Dinge in den Nachbarstaaten über die Grenze zu tragen, ein Beginnen, wie es kein Land Europa's auf

die Dauer ohne tiefe und gefährliche Aufregung ertragen könnte. Um dieser hohlen Zukunftsträume willen sah man Piemont, damit es sich auswärtige Stützen für eine Haltung verschaffe, mit der die eigene Kraft in grellem Mißverhältnisse steht, zu einem es nicht berührenden Kriege gegen eine europäische Großmacht sich drängen, für fremde Zwecke seine Soldaten opfern, — dann aber in den Conferenzen zu Paris, mit einer in den Annalen des Völkerrechtes neuen Ueberhebung, gegen die Regierungen des eigenen italienischen Vaterlandes, — Regierungen, die es nicht beleidigt hatten, eine feste Censur ausüben.

Damit aber Niemand glauben könne, daß auch nur ein Funke aufrichtiger Theilnahme an Italiens friedlichem Gedeihen sich in diese unregelmässigen Wünsche und Bestrebungen mische, verdoppelten sich jedesmal Sardinien's Leidenschaften, so oft einer der Souveraine Italiens den Eingebungen der Milde und Versöhnlichkeit folgte, so oft zumal der Kaiser Franz Joseph hellleuchtende Beweise der Liebe zu Seinen Italienischen Unterthanen, der Sorgfalt für den glücklichen Fortschritt der gesegnetsten Länder Italiens ablegte. Als das erhabene Kaiserpaar die Italienischen Provinzen bereiste, die Huldigungen treuer Unterthanen entgegennehmend, und jeden seiner Schritte mit einer Fülle von Wohlthaten bereichnend, — da war es in Turin erlaubt, ungehindert in öffentlichen Blättern den Königsmord zu preisen. Als der Kaiser die Verwaltung der Lombardie und Venedigs Seinem durchlauchtigsten Bruder, Erzherzog Ferdinand Maximilian anvertraute, einem Prinzen, ausgezeichnet durch hohe Eigenschaften des Geistes, von Milde und Wohlwollen befeelt und dem ächten Genius des italienischen Volkes innig befreundet, — da ward von Turin aus nichts unversucht gelassen, damit den edeln Absichten des Prinzen so viel Unbath begegne, als tägliche gehässige Aufstachelungen selbst inmitten einer wohlgesinnten Bevölkerung zu erzeugen vermögen.

Der Turiner Hof, einmal fortgerissen auf der Bahn, auf der ihm nur die Wahl blieb, entweder im Gefolge der Revolution oder an ihrer Spitze voranzuschreiten, mußte immer mehr die Macht und den Willen verlieren, die Gesetze des Verkehrs zwischen unabhängigen Staaten zu achten, ja noch

irgend eine der Schranken für sich anzuerkennen, die durch das Völkerrecht dem Handeln aller gesitteten Nationen gezogen sind. Unter den wichtigsten Vorwänden sagte Sardinien sich von klaren Vertragspflichten los, wie das Beispiel seiner Verträge mit Oesterreich und den italienischen Staaten wegen Auslieferung der Verbrecher und der Deserteure zeigt. Seine Sendlinge durchstreiften die Nachbarrstaaten, um die Soldaten zur Untreue gegen ihren Kriegsherrn zu verleiten; alle Regeln militärischer Disciplin mit Füßen tretend, öffnete es den Hahnenflüchtigen die Reihen seines eigenen Heeres. Dies waren die Thaten einer Regierung, die sich einer Sendung der Civilisation zu rühmen liebt, in deren Staaten es aber Schreiber und Leser für Zeitungen giebt, die, nicht mehr zufrieden mit der einfachen Apologie des Mordmordes, seine blutigen Opfer mit einer wahrhaft ruflosen Freude zählen.

Wen kann es noch verwundern, wenn diese Regierung vor allem Oesterreichs vertragmäßige Rechte als das mächtige Hinderniß betrachtete, dessen sie sich mit allen Mitteln einer treulosen Politik zu entledigen trachtete mußte? Längst für Niemanden ein Geheimniß, sind Piemont's wahre Absichten im ersten Augenblicke eingestanden worden, wo dieser Staat hinreichende Zuversicht auf fremde Hülfen gewonnen hatte, um seine Pläne für einen auf Krieg und Umsturz gerichteten Staat für nöthig zu halten. Europa, das in der Achtung der bestehenden Verträge das Palladium seines Friedens erblickt, hat mit gerechtem Unwillen die Erklärung vernommen, daß die Regierung Sardinien's sich von Oesterreich angegriffen glaube, weil Oesterreich nicht auf die Uebung vertragmäßiger Rechte und Pflichten verzichte, weil es sein von den Großmächten Europa's verbürgtes Garnisonsrecht in Vizenja behaupte, weil es wage, mit anderen Souverainen der Halbinsel sich über gemeinsame Wahrung rechtmäßiger Interessen zu einigen. Eine letzte Annäherung blieb übrig, und auch diese ist begangen worden. Das Kabinett von Turin erklärte, daß es für die Zustände Italiens nur Palliativ-Mittel gebe, so lange die Herrschaft der österreichischen Kaiserkrone sich über italienische Gebiete erstreckte. Damit war nun auch der Territorialbesitz Oesterreich's offen angetastet, die äußerste Grenze war überschritten, bis

zu welcher eine Macht wie Oesterreich die Herausforderung eines milder mächtigen Staates hinnehmen kann, ohne mit den Waffen zu antworten.

Dies ist, entkleidet von dem Gewebe trügerischer Entstellungen, die Wahrheit über die Handlungsweise, zu der sich seit 10 Jahren das königliche Haus von Savoyen durch gewissenlose Rathschläge hinreißen ließ. Sprechen wir nun noch aus, daß die Beschuldigungen und Vorwürfe, durch welche das sardinische Kabinet seine Angriffe auf Oesterreich zu beschönigen sucht, nichts als muthwillige Verläumdungen sind.

Oesterreich ist eine konservative Macht, und Religion, Sitte und geselliges Recht sind ihm heilig. Was in dem Nationalgeiste der Völker Erbes und Berechtigtes liegt, weiß es zu achten, zu schützen und mit der Wage gleichen Rechts zu wägen. In seinen weiten Gebieten wohnen Nationen verschiedener Abstammung und Sprache, der Kaiser umfaßt sie alle mit derselben Liebe, und ihre Vereinigung unter dem erhabenen Kaiserthume kommt dem Ganzen der europäischen Völkerfamilie, der Anspruch aber, nach Nationalitätsgrenzen neue Staatenbildungen zu bestimmen, ist die gefährlichste der Utopien. Diesen Anspruch aufstellen, heißt mit der Versichte brechen; ihn an irgend einem Punkte Europa's durchführen wollen, heißt die festgegliederte Ordnung der Staaten in den Fundamenten erschüttern, den Welttheil mit chaotischer Verwirrung bedrohen. Europa fühlt es und hält umso mehr an der Territorial-Eintheilung fest, die der Wiener Congress am Ausgange einer Epoche vorherrschender Kriege die historischen Gebietsverhältnisse möglichst berücksichtigend gründete. Kein Besitz irgend einer Macht ist rechtmäßiger, als der Besitz in Italien, den dieser Congress — derselbe, der das sardinische Königreich wiederherstellte und mit der glänzenden Erwerbung von Venna beschenkte, — an das habsburgische Kaiserthum zurückgab. Die Lombardei war durch Jahrhunderte ein Lehen des deutschen Reiches; Venedig kam an Oesterreich, weil dieses auf die belgischen Provinzen verzichtete. Was also das Turiner Kabinet, die Wichtigkeit seiner übrigen Anlagen dadurch selbsterweisend, den wahren Grund der Unzufriedenheit der Bewohner Lombardo-Venetiens nennt, die Herrschaft Oesterreichs am Po und der Adria, — das ist ein in jeder Hinsicht fest und unumstöß-

lich begründetes Recht, ein Recht, das die österreichischen Adler gegen jede Anfeindung schützen werden.

Aber es ist nicht nur eine rechtmäßige, es ist auch eine gerechte und wohlwollende Regierung, die über den lombardisch-venetianischen Provinzen waltet. Rascher als es nach den Geschehnissen der Revolutionsjahre zu erwarten war, sind diese schönen Lande aufgeblüht, Mailand und so viele andere berühmte Städte entfalten ein reiches, ihrer Geschichte würdiges Leben; Venedig erhebt sich aus tiefem Verfall zu neuer wachsender Wohlfahrt, Verwaltung und Justiz sind geregelt, Industrie und Handel gedeihen, Wissenschaft und Kunst sind mit Eifer gepflegt. Die öffentlichen Lasten sind nicht schwerer, als alle Kronlande der Monarchie sie tragen, sie würden leichter sein als sie sind, wenn nicht die Wirkungen der unheilvollen Politik Sardinien's die Anforderungen an die Staatskräfte steigern. Die große Mehrzahl des Volkes der Lombardei und Venedigs ist zufrieden; neben ihr ist die Zahl der Unzufriedenen, welche die Lehren von 1848 vergessen haben, nicht bedeutend; sie würde noch kleiner sein als sie ist, wenn nicht Piemont's rastlose Aufwiegelungs-Künste sie vermehrten.

Piemont nimmt sich also nicht etwa leidender und unterdrückter Bevölkerungen an, es hemmt und unterbricht vielmehr einen Zustand regelmäßigen Aufschwungs und zukunftsreicher Entwidlung. Menschliche Borausicht ermißt nicht, auf wie lange Zeit dieses deslagendwerthe Wagniß den Frieden Italiens stören wird, aber eine furchtbare Verantwortlichkeit lastet auf den Häuptern derer, die ihr Vaterland und Europa mit böswilligem Vorbedacht erneuerten Katastrophen ausgesetzt haben.

Die in der ganzen Halbinsel so sorgfältig genährte Revolution folgte schnell dem gegebenen Anstoße. Eine Militär-Empörung in Florenz hat Se. kaiserliche Hoheit den Großherzog von Toskana bewogen, Seine Staaten zu verlassen. In Massa und Carrara herrscht der Aufstand unter dem Schutze Sardinien's.

Frankreich aber, längst jene — wir wiederholen es — furchtbare Verantwortlichkeit moralisch theilend, hat sich bereit, sie nunmehr auch durch Thaten in ihrem ganzen Umfange auf sich zu nehmen.

Die kaiserlich französische Regierung ließ am 26. d. M. durch ihren Geschäftsträger in Wien eröffnen, daß sie die Ueberschreitung des Ticino durch österreichische Truppen als eine Kriegserklärung gegen Frankreich betrachten würde. Noch während man zu Wien der Antwort Piemonts auf die Aufforderung zur Entwaffnung entgegen sah, sendete Frankreich seine Truppen über die Land- und Seegrenze Sardiniens, wohl wissend, daß es hierdurch das entscheidende Gewicht in die Waagschale der letzten Entschliessungen des Turiner Hofes lege.

Und warum, so fragen wir, mußten mit Einem Schlage die so rechtmäßigen Hoffnungen der Anhänger des Friedens in Europa vernichtet werden? Weil die Zeit gekommen ist, wo lange im Stillen gehegte Pläne zur Reife gediehen sind, wo das zweite französische Kaiserreich seine „Ideen“ ins Leben rufen will, wo der politische Rechtszustand Europa's seinen unberechtigten Ansprüchen geopfert werden, an die Stelle der Verträge, welche die Grundlage des europäischen Völkerrechtes bilden, die „politische Freiheit“ gesetzt werden soll, mit deren Verkündung die in Paris thronende Macht die Welt überraschte.

Die Traditionen des ersten Napoleon werden wieder aufgenommen.

Dies ist die Bedeutung des Kampfes, an dessen Vorabend Europa steht.

Möge die enttäuschte Welt sich von der Ueberzeugung durchdringen lassen, daß es sich heute, wie vor einem halben Jahrhundert, um die Vertheidigung der Unabhängigkeit der Staaten, um den Schutz der höchsten Güter der Völker gegen Ehrgeiz und Herrschsucht handelt!

Kaiser Franz Joseph aber, der Herrscher unseres Reiches, obwohl trauernd, ob der bevorstehenden Leiden des Krieges, beschließt mit ruhiger Brust Seine gerechte Sache dem Walten der göttlichen Vorsehung. Er hat das Schwert gezogen, weil frevelnde Hände an die Würde und Ehre Seiner Krone gegriffen haben; Er wird es führen im Bollgefühle Seines Rechtes, stark durch die Begeisterung und den Muth Seines Volkes und begleitet von Siegeswünschen Aller, deren Gewissen unterscheidet zwischen Wahrheit und Trug, zwischen Recht und Unrecht.

Sowohl das kaiserliche Manifest, wie den gegenwärtigen Erlass, wollen

Sie zur Kenntniß der Regierung bringen, bei welcher Sie die Ehre haben beglaubigt zu sein.

Empfangen u. u.

Circulardepeſche

des Grafen Balawſky an die diplomatiſchen Agenten Frankreichs
im Auslande.

Paris, am 27. April.

Mein Herr! Die Mittheilung, welche auf Befehl Sr. Kaiſerlichen Majeſtät dem Senate und dem geſetzgebenden Körper gemacht worden, überhebt mich, auf die Vorgänge zurückzukommen, mit welchen ſich die öffentliche Meinung ſeit einigen Wochen excluſiv beſchäftigte, und die den Gegenſtand meiner letzten Depeſche bilden. Der Ernſt der Lage iſt zum Aeupſten gelangt, und die Entwidlung, die ſich ankündigt, dürfte leider! nicht diejenige ſein, welche loyale und ausdauernde Anſtrengungen vorzubereiten ſich bemühten. Bei ſo erſtlichen Conſunkturen iſt es eine große Erleichterung für die Regierung des Kaiſers, ſichlos der Beurtheilung Europa's die Frage unterbreiten zu können, welche Macht die Verantwortlichkeit der Ereigniſſe trifft.

Daß der Zuſtand der Dinge in Italien ein anormaler war, daß die daraus hervorgehende Mißſtimmung und die dumpfe Vöhrung eine Gefahr für alle Welt konſtituirten, daß die Vernunft durch eine richtige Borauſicht eine unvermeidliche Kriſis zu beſchwören rieth, das dachten England, Preußen und Rußland gleichzeitig mit Frankreich. Die Einſtimmigkeit der Beſorgniſſe hat auch die Gleichmäßigkeit der Gefinnungen und der Schritte hervorgerufen. Die Miſſion des Grafen Cowley nach Wien, der von Ruß-

land ausgegangene Vorschlag eines Congresses, die von Preußen diesen Vermittlungsversuchen geliebene Unterstützung, Frankreichs Eifer, den Combinationen zuzustimmen, welche sich bis zur letzten Stunde folgten: mit einem Worte, alle diese Akte waren eingegeben durch Einen und denselben Beweggrund, durch den lebhaften und aufrichtigen Wunsch, den Frieden zu beschließen, indem man nicht mehr die Augen über eine Schwierigkeit schloß, welche ihn so unverkennbar zu trüben drohte.

Bei dieser Phase der Angelegenheit hat die Regierung des Kaisers ihren Theil der Initiative und der Thätigkeit; dieser Theil aber ist, wie ich ausdrücklich konstatire, stets in einem gemeinsamen Werke aufgegangen. Frankreich hat als europäische Großmacht einfach seine Mitwirkung angeboten, um im Geiste des Einvernehmens und Vertrauens mit den anderen Cabineten eine Frage zu lösen, welche, ich verhehle es nicht, seine Sympathieen erweckte, wo es jedoch weder besondere Pflichten zu erfüllen, noch dringende Interessen zu verteidigen sah. An dem Tage, wo das Wiener Cabinet durch feierliche Erklärungen versprochen hatte, die Feindseligkeiten nicht zu beginnen, schien es die Haltung, welche jeder gegen Piemont gerichtete Angriff der kaiserlichen Regierung aufnöthigte, geahnt zu haben.

Eine ähnliche Zustimmung ließ, da sie der Vermittelung der Mächte Zeit, sich zu betheiligen, gestattete, die nahe Zusammenkunft des Congresses hoffen. In der That stellte England, mit Frankreichs, Preußens und Russlands Zustimmung, die letzten Bedingungen für den Zusammentritt dieser Versammlung auf, wo der Platz, den die Gerechtigkeit und die Vernunft den italienischen Staaten anwiesen, denselben bewilligt war. Sardinien stimmte gleichfalls dem Principe der gleichzeitigen und vorhergehenden Entwaflnung aller Mächte bei, welche seit einiger Zeit ihren militärischen Effectivbestand vermehrt hatten. Diesen Friedens-Aussichten stellt das wiener Cabinet plötzlich einen Akt entgegen, der, um ihn so zu bezeichnen, wie er es verdient, mit einer Kriegs-Erklärung gleichbedeutend ist.

So zerfällt Oesterreich ganz allein und absichtlich die Arbeit, welche mit so vieler Geduld von England gefördert, mit so vieler Loyalität von Rußland und Preußen unterstützt und mit so vieler Mäßigung von Frankreich

erleichtert wurde. Es verschließt Sardinien nicht nur die Thüre zum Congresse, sondern es fordert es auch unter Bedrohung, daß es sich sonst durch Gewalt dazu gezwungen sehen werde, auf, ohne irgend eine Bedingung und im Verlaufe von drei Tagen die Waffen niederzulegen.

Gleichzeitig werden furchtbare Kriegsrüstungen am Ticino entfaltet, und der österreichische Oberbefehlshaber erwartet gewissermaßen inmitten einer auf dem Marsche befindlichen Armee die Antwort des turiner Cabinets.

Sie kennen, mein Herr, den Eindruck, den in London, Berlin und Petersburg der so unverhoffte und so beklagenswerthe Entschluß des Wiener Cabinets hervorrief. Das Staunen und der Misimuth der drei Mächte gab sich durch eine Protestation kund, welche in allen Theilen Europa's in der öffentlichen Meinung Widerhall gefunden hat.

Wenn England, Preußen und Rußland durch den Schritt, den zu thun sie sich bereit, sich vollständig von ihrer moralischen Verantwortlichkeit freimachen und den Anforderungen ihrer verletzten Würde genügen konnten, so hatte die kaiserliche Regierung, obwohl sonst von gleichen Erwägungen geleitet, ihre Haltung schärfer ausprägen, und andere Verpflichtungen waren ihr auferlegt. Nichts verändert die Solidarität, die sich von vorn herein zwischen uns und den vermittelnden Mächte gebildet hatte; die Frage bleibt im Grunde dieselbe, doch wir haben ein zu großes Vertrauen auf die Stimmung, von der diese Mächte uns glänzende Beweise geliefert haben, als daß wir auch nur einen Augenblick daran zweifeln könnten, daß sie sich nicht über den Geist der Politik täuschen, den alte Ueberlieferungen und die gebietenden Bedingungen der geographischen Lage uns ganz einfach andeuten.

Frankreich hat seit einem halben Jahrhunderte niemals beansprucht, in Italien einen eigennützigen Einfluß auszuüben, und wahrlich nicht ihm kann der Vorwurf gemacht werden, als habe es das Andenken an alte Kämpfe und geschichtliche Nebenbuhlereien wieder wach zu rufen gesucht. Alles, was es bisher verlangt hat — und die Verträge stehen mit seinen Wünschen im Einklange — ging dahin, daß die Staaten der Halbinsel ihr eigenes Leben leben und in ihren inneren Angelegenheiten, wie in ihren Beziehungen zum Auslande nur sich selber zu Rathe ziehen sollten. Es ist mir nicht be-

kannt, daß man in London, Berlin und Petersburg in dieser Beziehung anderer Meinung ist, als in Paris; wie dem aber auch sei, die Verhältnisse haben Oesterreich den verschiedenen Mächten Italiens gegenüber eine Stellung bereitet, welche einstimmig als eine überwiegende beurtheilt wird.

Sardinien ist bis jetzt allein einer Einwirkung entgangen, die, wie allgemein zugegeben wird, in einem wichtigen Theile Europa's das Gleichgewicht, das man daselbst herstellen wollte, beeinträchtigt hat. Ueberall anderswo war diese Thatsache höchst wichtig, aber welches auch unsere innigsten Gefühle sein mochten, so konnte es uns bei den Ansichten, die wir bei den anderen Cabineten voraussetzen dürfen, genügen, dieselben auf das Uebel, das Abhülfe erheischt, aufmerksam zu machen.

Eine solche Zurückhaltung, mein Herr, würde, wenn es sich um Sardinien handelt, ein Vergessen unserer wesentlichsten Interessen werden. Nicht die Bildung des Bodens deckt auf dieser Seite eine der Grenzen Frankreichs; die Alpenpässe sind nicht in unseren Händen, und es ist für uns im höchsten Grade wichtig, daß der Schlüssel zu denselben in Turin, einzig und allein in Turin bleibt. Französische Beweggründe, aber nicht minder auch Beweggründe, die europäisch sind, so lange die Achtung vor den Rechten und legitime Interessen der Mächte ihren gegenseitigen Beziehungen als Regel dienen werden — diese Beweggründe, sage ich, gestatten der kaiserlichen Regierung nicht, über das einzuhaltende Verfahren zu schwanken, wenn ein so bedeutender Staat wie Oesterreich gegen Piemont den Ton der Drohung anstimmt und offenkundig Anstalt trifft, ihm Gesetze vorzuschreiben. Dieser Verpflichtung wird durch Oesterreichs Weigerung, zu verhandeln, bevor es handelt, eine neue Wichtigkeit verliehen. Wir wollen uns um keinen Preis einer vollbrachten Thatsache gegenüber befinden, und diese Thatsache eben ist es, welche die kaiserliche Regierung zu verhüten entschlossen ist. Wir nehmen daher im jetzigen Augenblicke nicht eine Offensiv-Haltung, sondern wir ergreifen eine Defensiv-Maßregel.

Alle Erinnerungen, die Gemeinsamkeit des Ursprungs und eine neue Allianz der Fürstenhäuser verbinden uns mit Sardinien. Es sind dies triftige Gründe der Sympathie, die wir ihrer ganzen Bedeutung nach würdigen,

die jedoch vielleicht nicht hinreichen würden, um uns zu entscheiden. Bestimmt vorgezeichnet wird uns unser Weg durch Frankreichs bleibendes und ererbtes Interesse, durch die vollständige Unmöglichkeit für die Regierung des Kaisers, zu gestatten, daß ein Gewaltstreich am Fuße der Alpen, gegen die Wünsche einer befreundeten Nation und gegen den Willen ihres Gebieters, einen Stand der Dinge herbeiführe, der ganz Italien einem fremden Einflusse überlieferte.

Seine Majestät der Kaiser, den Worten streng getreu, die er ausgesprochen, als das französische Volk ihn auf den Thron des Begründers seiner Dynastie zurückrief, ist von keinem persönlichen Ehrgeize, von keinem Eroberungsgelüste beseelt. Die Zeit ist noch nicht fern, wo der Kaiser in einer europäischen Krisis gezeigt hat, daß Mäßigung die Seele seiner Politik ist. Diese Mäßigung bestimmt mit derselben Kraft im jetzigen Augenblicke seine Entwürfe, und indem er die ihm von der Vorsehung anvertrauten Interessen schützt, denkt Seine Majestät nicht daran. — Sie dürfen darüber in Ihrer Umgebung die unbedingteste Zusicherung geben — seine Wege von denen seiner Verbündeten zu trennen. Weit davon entfernt hegt die Regierung des Kaisers, unter Berufung auf die Zwischenfälle, welche bei den Verhandlungen der letzten Wochen eintraten, die feste Zuversicht, daß die Regierung Ihrer großbritannischen Majestät nach wie vor in einer Haltung ausdauern werde, welche, indem sie durch ein moralisches Band die Politik beider Länder verbindet, den Cabineten von Paris und London gestattet, sich ohne Rückhalt auszusprechen und, je nach den Vorkommnissen, ein Einvernehmen zu combiniren, welches dazu bestimmt ist, den Continent vor den Wirkungen eines Kampfes, der an einem seiner Enden ausbrechen kann, zu bewahren. Rußland wird, davon sind wir fest überzeugt, stets bereit sein, seine Bemühungen auf denselben Punkt zu richten. Was Preußen anbetrifft, so ist der so unparteiische wie versöhnliche Geist, von dem es von Anfang der Krisis an Zeugniß gegeben, ein sicherer Bürgen für seine Reizung, nichts zu vernachlässigen, was den Ausbruch zu begrenzen geeignet ist.

Ganz besonders wünschen wir, daß die übrigen Mächte, welche den deutschen Bund bilden, sich nicht durch Erinnerungen an eine verschiedene

Zeiterpoche irre führen lassen mögen. Nur mit Bedauern kann Frankreich die Aufregung sehen, die sich einiger Staaten Deutschlands bemächtigt hat. Es begreift nicht, wie dieses gewöhnlich so ruhige und so patriotisch vom Gefühle seiner Kraft durchdrungene, große Land seine Sicherheit durch Ereignisse, deren Schauplatz seinem Gebiete fern bleiben muß, bedroht glauben kann. Die kaiserliche Regierung will daher annehmen, daß die deutschen Staatsmänner bald erkennen werden, wie es zum großen Theile von ihnen selber abhängt, dazu beizutragen, daß der Umfang und die Dauer eines Krieges beschränkt werde, den Frankreich, wenn es ihn auch führen muß, doch wenigstens nicht hervorgerufen zu haben sich bewußt ist.

Ich fordere Sie auf, mein Herr, die in dieser Depesche entwickelten Erwägungen bei Ihrer nächsten Unterredung mit Herrn . . . zur Richtschnur zu nehmen und ihm Abschrift davon zu hinterlassen. Bei der Unumwundenheit der Sprache, die ich auf des Kaisers Geheiß hier führe, und welche nach Ansicht Sr. Maj. den Wunsch einschließt, den anderen Cabineten alle möglichen Garantien zu ertheilen, um sie zu einer wahren Würdigung der Lage zu veranlassen und sie, soweit es sie betrifft, über deren Folgen zu beruhigen, ist es mir schwer, anzunehmen, daß die Regierung von . . . unsere Auseinandersetzungen nicht mit dem nämlichen Vertrauen, das dieselben eingab, aufnehmen sollte.

Empfangen Sie u. s. w.

Walewski.

Fort mit den Parteien.

Es giebt Parteien in Deutschland, welche in der jetzigen bedeutungsschweren Krisis sich feindlich gegenüberstehen und durch ihre Meinungsverschiedenheiten das Vaterland in Streit und Spaltung gebracht haben, mehr als gut thut, mehr als es seit langer Zeit geschehen. Alle diese Parteien aber rufen nach Deutschlands Einigkeit und Einheit und als natürliche Folge beschuldigt die eine die andere, daß sie allein die Schuld der Zerrwürfnisse trage; durch ihre geringe Einsicht, durch Fanatismus oder Feigheit, durch Dünkel und Sonderinteressen, und jede spricht ihrem Gegner nur dann Kraft, Vernunft und Vaterlandsliebe zu, wenn er sich befehrt und die Weisheit und Wahrheit der Forderungen und Lehren annimmt, welche von ihr, als die allein richtigen, ausgerufen wurden.

Es ist Zeit, daß die Parteien schweigen, daß die Sache des Vaterlandes ihnen höher stehe, daß die gemeinsame Gefahr und nicht uneinig und schwach finde, darum: „Fort mit den Parteien!“

Es giebt eine österreichische Partei und eine preussische Partei und obenein eine dritte, die nur nach Neutralität und Ruhe schreit und unter allen Umständen die Hände in dem Schooß behalten will. Alle aber nehmen die Benennung ächt deutsch und ächt national für sich in Anspruch und brechen den Stab über ihre Widersacher. Somit: Fort mit den Parteien!

Uneinigkeit hat von jeher verschuldet, was wir leiden. Uneinigkeit hat ihren Fluch über Deutschland ausgegossen, alle Versuche, ein großes, mächtiges Volk zu sein, vereitelt. Kein Volk auf Erden hat sich mehr zerfleischt, als das deutsche und bis in die neueste Zeit hinein sind die Trennungen nicht überwunden worden. Der deutsche Bund vom 8. Juni 1815 war nicht geeignet, eine Versöhnung und Entwicklung Deutschlands zu bewirken. Zwei Großmächte mit außerdeutschen Besitzungen und widerstrebenden Interessen, zwei Nebenbuhler um Macht und Ansehen, stellten sich an die Spitze der neuen Schöpfung und um sie her stellten sich 33 andere souveraine fürstliche Herren, sammt den vier ohnmächtigen Ueberbleibseln altdeutscher Städte- und Bürgerthum. Vom deutschen Volk war nirgend mehr die Rede, nur von den Unterthanen der regierenden Familien und diese Unterthanen standen fern von dem Fürstenbunde, der aus dem Schiffbruch des alten Reiches der Deutschen noch hervorgegangen war. Im alten Reiche, selbst in seiner Verrottung, gab es noch einen inneren Zusammenhang. Es gab Reichstags, es gab Collegien, es gab eine deutsche Fürsten- und Grafenbank, es gab eine Bank der Städte; in dem neuen Fürstenbunde gab es nur souveraine Herren, Gleiche unter Gleichen, welche ihre Hoheit mit dem Volke nicht theilen mochten. Alle Versuche zu einer Volksvertretung an diesem Bunde scheiterten eben so wohl, wie die Forderungen nach einem Bundesgericht oder nach anderen Einrichtungen, durch welche das deutsche Volk sein Dasein kund geben konnte. Die Gesamtgeschichte des deutschen Fürstenbundes von 1815 bis 1848 stellt fortgesetzt dasselbe Bestreben dar, die Unzufriedenheit des deutschen Volkes zu bemeistern und niederzuschlagen und zu diesem Vorhaben vereinigten sich alle Bundesglieder; wurden Congresse gehalten, Karlsbader Beschlüsse erlassen, Minister-Conferenzen versammelt. War es aber Deutschlands Unheil im alten Reiche schon gewesen, daß seine Kaiser zugleich die Herrscher eines mächtigen europäischen Staates waren, so wurde es jetzt noch schlimmer, als zwei Großmächte um ihr Ansehen im Bunde rangen. Das protestantische Preußen, das katholische Oesterreich. Das eine groß geworden auf Kosten des anderen, das eine durch seine kühnen Griffe und seine Vergrößerungslust Gegenstand des Mißtrauens, das andere bemüht, dies zu nähren und

die Sympathieen der souverainen Bundesherren sich zuwenden, durch strenge absolutistische Grundsätze.

Jedermann weiß, wie der Bund im Jahre 1848 vor dem Willen des deutschen Volkes unter Preußens Beistand fiel, jeder weiß, wie der Bundestag, am 12. Juli, unter jubelndem Beifall des deutschen Volkes geschlossen wurde; jedermann weiß aber auch, wie dieser Bund mit Haut und Haar durch Oesterreichs Willen wiedererstand und wie auch Preußen nach der thörichten Puffahrt gezwungen wurde, wieder einzutreten. Seit dieser Zeit, von 1850 bis zum Anbruch des Jahres 1859, zeigte die Bundesversammlung ein fortgesetztes Bestreben, Preußen in der Minorität zu erhalten, ihm die Macht der Majorität zu beweisen, Oesterreichs Ansehen und Uebergewicht zu verstärken, Preußen dagegen zu demüthigen. Die Mittelstaaten, besonders die vier Könige, sammt Baden und Hessen, bildeten die einmüthige Stütze für alles, was Oesterreich wollte und wir haben noch im letzten Jahre gesehen, wie wenig Preußen in der dänisch-deutschen Frage, in der Kasatter Besatzungsfrage und bei manchen anderen Gelegenheiten vermochte.

Auch das letzte Bindemittel des preussischen Einflusses, der Zollverein, gerieth in Verfall und ging der Auflösung entgegen. Die Zerwürfnisse am Bundestag waren kein Geheimniß mehr, sie waren dahin geblieben, daß Preußen sogar drohte, seinen Gesandten abrufen zu wollen; plötzlich aber veränderte der napoleonische Neujahrsgruß die Scene. Oesterreich sah sich unerwartet von dem Kaiser der Franzosen feindlich behandelt. Es war natürlich, daß es sich nach Hülfe, nach Bundesgenossen umsah, und wer wäre ihm näher gewesen, als Deutschland, der deutsche Bund, an dessen Spitze es stand.

Sofort auch regte sich die Theilnahme, Hand in Hand mit der Furcht vor den Plänen des französischen Kaisers, mit dem Widerwillen, den seine Herrschaft in Frankreich allen Deutschen eingeflößt. Dies Gefühl war in Norddeutschland so stark und so lebhaft, als im Süden; allein trotzdem begann sofort die Trennung der Parteien, als die stürmische Bewegung der Gemüther, besonders in Süddeutschland, laut nach Schutz und Trugbündniß mit Oesterreich, nach Hülfe für die tüdtlich angefallenen deutschen

Brüder, nach Kampf gegen den deutschen Erzfeind, gegen das treulose Frankreich, rief.

Jetzt plötzlich richteten sich die Blicke auf Preußen, auf den großen Militärstaat, auf die preussische Kriegshärte und Tapferkeit; jetzt erwartete man von ihm, daß es, das Schwert in der Hand, an den Rhein springe und sein Halt! nach Paris hinüber donnere. Hätte es dies gethan, vielleicht wäre es dort gehört worden, obwohl es nach allem, was wir jetzt wissen, nach den langen Vorbereitungen des französischen Kaisers zum Kriege, nach dem geheimen Bündniß mit Rußland und den seit Jahren gesponnenen Plänen nicht wahrscheinlich ist. Aber der Krieg wäre dadurch sofort ein allgemeiner und europäischer geworden; er wäre an den Rhein verpflanzt worden; und wie sah es in Deutschland aus, befand sich dies in der Lage, sich in solchen Kampf zu stürzen?

Je bedächtiger Preußen seine Stellung nahm, je mehr es behauptete, daß es nicht allein Mitglied des deutschen Bundes, sondern auch europäische Großmacht sei, je mehr es zwischen speciell österreichischen und deutschen Interessen unterschied, um so hitziger und leidenschaftlicher wurde der Streit. Und nicht nur war es ein Streit zwischen den Bundesfürsten und ihren Regierungen, es war ein Streit in der Nation selbst. Das deutsche Volk führte ihn, und welcher Meinung man auch anhängen mag, diese Volksbewegung hatte und hat etwas Erhebendes, denn das deutsche Volk fuhr damit aus seiner ihm so oft vorgeworfenen viden Haut. Das Gefühl der Vaterlandsliebe, der Vaterlandsgefahr drang in seine Seele und gab ihm Muth, allen Kriegsschreien lieber entgegen zu gehen, als sein Schicksal in Ruhe abzuwarten.

Der Gedanke, daß, wenn Oesterreich hülfslos niedergeworfen, dann die Reihe an Deutschland kommen werde, überwog alle anderen Bedenken in dem Maße, daß nicht, wie man behauptet hat, nur Absolutisten und Jesuiten das deutsche Volk in einen verderblichen, durch nichts gerechtfertigten Krieg reißen wollten, um den österreichischen Absolutismus und das Concordat zu retten; nicht die verwandten Höfe und die Hofsparteien; nicht die Mittelstaaten und Kleinstaaten, um ihre treue Anhänglichkeit an dem erlauchten Hause Habs-

burg zu beweisen, dem Horte und Schirme ihrer eigenen Regierungsweise in Deutschland, sondern auch ein großer Theil des deutschen Volkes, Männer, von bewährter und reiner Vaterlandsliebe, stimmte ein; ja! selbst die demokratische Partei in Norddeutschland, in Preußen, verlangte in ihrer Mehrheit, daß Deutschland bei Oesterreich stehen, Oesterreich den napoleonischen Eroberungs- und Unterjochungsgelüsten nicht überlassen werden dürfe.

Dagegen trat die preussische Partei mit nicht weniger Gewalt und Widerspruch auf und läugnen darf man nicht, daß zu ihren Gründen die alte Abneigung gegen Oesterreich, die Behandlung, welche Preußen seit Jahren am Bundestage genossen und das Gebahren der österreichischen Partei sich fügten, deren Heißsporne aus den Weigerungen Preußens einen Verrath am Vaterlande machten und mit den bittersten Vorwürfen und Anschuldigungen den preussischen Stolz aufstachelten. Denn auch in Preußen war es nicht allein die Regierung, welche ihre Vermittlungsrolle und die damit verbundene, abwartende Politik, als die allein richtige behauptete, hinter ihr stand das preussische Volk, standen die Volkskammer und die gesammte Presse, des mächtigen, befreundeten Englands nicht zu gedenken.

Wie man in den Wald schreit, schallt es heraus! heißt das alte Sprichwort. Die deutsche Bewegung zu Gunsten Oesterreichs, deren Leidenschaft sich gegen Preußen lehnte, wurde eben so leidenschaftlich dort beantwortet. Preußen sei kein Vasallenstaat, hieß es, der für die Interessen des Hauses Habsburg die Trompeten blasen lassen müsse, wenn es der mittelstaatlichen Bundesmajorität beliebe; Preußen werde seine großstaatliche Selbstbestimmung niemals von dem Willen einer solchen Majorität abhängig machen. Es werde sich nicht in den Krieg reißen lassen für die österreichische Suprematie über Italien, für fortgesetzte Knechtung der Italiener; aber es werde eben so wenig dulden, daß Deutschland durch Sonderbündnisse einzelner Staaten mit Oesterreich den Krieg über das Gesammtvaterland bringe. Sein Recht auf die Initiative in Deutschland werde Preußen niemals antasten lassen. Ihm gebühre die Führung und Leitung der Militärmacht des Bundes sowohl, wie der Politik, und ehe ihm diese nicht überliefert, könne und dürfe nichts in Deutschland ohne seinen Willen und ohne seine Zustimmung geschehen.

Solche anmaßlichen und drohenden Erwiderungen mußten die Leidenschaften noch mehr erhitzen, um so mehr, da die Mittelstaaten sich zu regen begannen, um auf eigene Faust zu handeln, wenn Preußen länger säumen wollte. Das Kriegsgeschrei gegen Frankreich war zum Theil allerdings unvernünftig, denn was wollte Deutschland thun ohne Preußen und wo waren Kraft und Mittel, wo waren selbst die nöthigen Waffen und Vorräthe in den meisten Staaten, um bei einem Angriff auf das bis an die Zähne gerüstete Frankreich auf Erfolg hoffen zu dürfen?! Trotz des Krieges in Italien konnten die Franzosen ein mächtiges Heer in der Rheinnähe rasch beisammen haben, auch fehlte es ihnen nicht an kriegsgeübten Generalen. Wo aber waren diese in Deutschland, selbst in dem preussischen Heere zu finden, wo ein 44-jähriger Frieden die alten berühmten Feldherren längst alle in's Grab gelegt hatte!

Wer reiflicher nachdachte, konnte sich auch nicht verbergen, daß Deutschland wirklich schwer geeignet für einen Angriffskrieg sei und selbst Preußen in gleicher Lage, da die beste Kraft seines Heeres in der Landwehr ruht, in diesen Bürger-soldaten, die zum größten Theile Familienväter und selbstständige Gewerbe- und Geschäftstreibende sind, und immer nur dann ohne Widerstreben dem Rufen folgen werden, wenn das Vaterland wirklich in Gefahr ist, ein Feind es bedroht, gegen den sie, um Weib und Kind, um Haus und Land zu schützen, ausziehen.

Preußens Heerverfassung ist um dessentwillen schon oft getadelt worden; sie hat gegen andere Großmächte nur Vortheile, wenn die Vaterlandsliebe aufgerufen werden kann, die Landwehr todesmuthig zu begeistern ist; um aber einen Angriffskrieg zu unternehmen, ist das preussische Heer am allerwenigsten geeignet. Ein ehrgeiziger, eroberungsfüchtiger Fürst kann es nicht gebrauchen.

Für Deutschlands Recht und Ehre Leib und Leben zu wagen, wenn die Franzosen den Rhein nehmen wollten, würde die preussische Landwehr willig Weib und Kind verlassen, aber in Frankreich einzubrechen, um Oesterreich den Po zu erhalten, widerstrebt ihr. Dazu kam das Gewicht der materiellen Interessen, der Schreden über das Stöcken des Handels und der Industrie,

die brotlosen Arbeiter, die unbeschrützten Küsten; die Gewissheit, die Hauptlast des Krieges tragen, die größten Opfer bringen zu müssen und dabei immer wieder derselbe Gedanke: für wen? Für das undankbare Oesterreich, für den hartnäckigen Gegner und Widersacher, für den Absolutismus, um ihn siegreich auch über Deutschland zu bringen, die Ketten der Italiener fester nieten zu helfen und die eigenen Ketten zu schmieden.

Nichts konnte Oesterreichs Sache in den Augen des preussischen Volkes mehr schaden, als daß nicht allein die absolutistische und ultramontane Partei in Deutschland mit solchem Eifer für den Krieg agitirte, sondern daß auch in Preußen selbst die Partei der Kreuzzeitung und die kleinen Helden sich auf Oesterreichs Seite stellten.

Man unterschied in Preußen nicht allein zwischen österreichischen und deutschen Interessen, man unterschied auch zwischen österreichischer Regierung und Oesterreichs Volk. Den deutschen Oesterreichern schenkte man gerne seine deutschen Sympathieen, man freute sich der Tapferkeit des österreichischen Heeres, aber die österreichische Gesamtmonarchie und deren leitende Principien fanden eine ganz verschiedene Beurtheilung. Man konnte sich in keiner Weise dafür begeistern.

Gewiß wäre es anders gewesen, wenn in dieser Zeit der Gefahr das österreichische Gouvernement ein Zeichen gegeben hätte, daß es ein liberales System einzuschlagen gedächte. Da dies nicht geschah, wohl aber mancherlei, das bewies, wie man an keine Umgestaltung dachte, und da aus Wien selbst mehr Klagen und Zeichen des Unmuths laut wurden über fortgesetzten Druck und Unmündigkeit, konnte man um so weniger anderen Sinnes werden. Das constitutionelle Preußen würde einem freien Oesterreich die Hände entgegen gestreckt haben, allein in solcher Lage sah man nichts als den Gesamtstaat, in welchem 8 Millionen Deutsche die herrschende Nationalität bildeten, jedoch nicht mehr und nicht weniger Rechte besaßen als alle andere darin aufgegangene Nationalitäten, das heißt, gar keine. Die Verfassung Oesterreichs war mit einem Federstrich ausgetrichen worden, der Gesamtstaat hatte alles andere Recht eingefargt; das unbeschränkte Herrscherrecht war allein stehen geblieben!

Unter diesen Umständen verkannte man in Preußen um so leichter die deutsche Bewegung und nahm sie für das Werk der Intrigue, um das deutsche Volk zu verblenden. Aber mochten auch unlautere Quellen genug vorhanden sein, mochte die Partei, welche so gerne im Finstern schleicht, ihre Eier legen, mochte vielleicht noch mehr die Macht der finanziellen Interessen sich einmischen, die Tausende der Besitzer österreichischer Staatspapiere Zungen und Hände rühren — mit allen diesen Mitteln schafft man die Bewegung nicht, welche Deutschland durchbebt. Es war das Gefühl allgemeiner und großer Gefahr, welche das deutsche Volk ergriffen hatte, auch waren es weder Süddeutschland, noch die katholischen Staaten allein, in denen es sich aussprach und abschloß. Herrschte es in Süddeutschland vor, so ließ sich dies leicht erklären durch die größere Nähe und Verwandtschaft mit Oesterreich, allein in Württemberg und Hessen konnte von ultramontanen Umrtrieben nicht die Rede sein, eben so wenig wie in Hannover und Sachsen. Hatten die Protestanten am Oberrhein, am Neckar und in Schwaben aber nicht Grund genug, sich vor den französischen Plänen zu fürchten? Hatten sie nicht Grund genug, einen anderen Rheinbund zu besorgen? Hatten sie nicht Erinnerungen genug, daß der Stolz der Franzosen immer vom Oberrhein auf den Schwarzwald gegen die Donau gerichtet wurde? Waren ihnen die furchtbaren Zeiten der napoleonischen Kriege und Invasionen schon entschwunden, um nicht alle Schrecken austauschen zu sehen, als der Resse in Italien dieselbe Kriegsbahn betrat, mit welcher der Dunkel begonnen hatte. Wegen dasselbe Oesterreich, mit demselben Geschrei, Italien von seinen Sklavenketten zu befreien, von demselben Jubel der Italiener empfangen, zogen einst die republikanischen Heere und der alte Napoleon über die Alpen. Es dauerte jedoch nicht lange, so waren die Italiener in Frankreich einverleibt, und es dauerte nicht lange, so wurde Deutschland angegriffen, bezwungen, die Beute des Siegers und seiner Marzschälle. Deutschlands Uneinigkeit, daß es zusah, wie Oesterreich niedergeworfen wurde, daß seine Fürsten sich mit dem kaiserlichen Eroberer verbanden, um dessen Vasallen zu werden, das führte die lange Schmach und Schande herbei. Und jetzt zum anderen Male sollte man dasselbe Unheil erleben, dieselbe Unehre, dieselbe entsetzliche Zeit! —

Das ist es, was viele tausend deutsche Männer angetrieben hat, ihren Schrei zu erheben für Oesterreich, daß es nicht allein gelassen werde auf den Schlachtfeldern, daß Deutschland nicht um Oesterreichs Gesamtstaat willen, sondern zu seinem eigenen Heile, nicht warten dürfe, bis es ihm an die eigene Kehle gehe. — Ist dieser Napoleon denn etwa ein Phantast, ein Freiheitschwärmer, der für des italienischen Volkes Freiheit die ungeheuersten Opfer bringt, vor wenigen Jahren erst zurückgekehrt aus dem Krimmkriege, die französische Nation wiederum in einen neuen furchtbaren Krieg treibt, nur um damit seine sogenannte Civilisation zu befördern, um der Held und Vorkämpfer der Menschheit gegen Gewalt und Unrecht zu sein? Will er damit nur der leichtfertigen französischen Nation schmeicheln, die Krime innerer Unruhen ersticken, seine Herrschaft mit blendendem Ruhm umgeben, die ruhmdürstige Armee beschäftigen, die französische Eitelkeit befriedigen? — Heimgekehrt als Sieger aus diesem Kriege wird seine Dynastie besetzt sein, die Zuversicht der Franzosen auf ihre Kriegsherrschaft keine Grenzen mehr kennen, die Idee ihrer Weltherrschaft stärker wurzeln. Dieser italienische Krieg ist eine Handhabe und Einleitung dazu. Und gibt es nicht in Frankreich Leute genug, welche den Schadenersatz für die chevalereske Großmuth in Italien — welche zur richtigen Zeit sich auch enthüllen wird — schon jetzt am Rhein und in Belgien fordern, oder ist etwa dieser prahlende und behauptende Erwählte der großen Nation ein so ehrenwerther, aufrichtiger, Recht und Wahrheit liebender Mann, daß man ihm auf's Wort glauben kann, was er da sagt, sei sicher und gewiß? Einer der schlimmsten Gegner Oesterreichs, Karl Boyl, sagte kürzlich über Louis Napoleon: „Frankreich ist Er, sein Wille das einzige Gesetz. Masson behauptet von ihm, er besitze große Eigenschaften, als Staatsmann und Souverain: einen unerschütterlichen Willen, einen sicheren Takt, kräftigen Entschluß, starkes Herz, hohen kühnen Geist und vollkommene Rücksichtslosigkeit. Wir wissen nicht, wie weit diese Charakteristik wahr ist, aber so viel ist wenigstens sicher, daß die Nationalversammlung in Frankreich und deren Führer seine Fähigkeiten zu ihrem größten Schaden unterschätzten. Die entseßliche Rücksichtslosigkeit, womit der jetzige Kaiser der Franzosen zu seinem Ziele gelangt ist, die kalte Berechnung in

der Wahl der fürchtbarsten Mittel, mittelst deren er über dem Schreden seine Fahne aufpflanzte, die gewaltige Combination, mit welcher er Waffen und Personen zu dem gesteckten Ziele lenkte, die Schlangenflugheit, mit der er seine Pläne und Entwürfe bis zur Zeit der Reise verdeckte oder ganz abläugnete, die jähe Geduld, mit welcher er immer wieder auf einen einmal gefassten Entschluß zurückkommt und ihn bis zum geeigneten Augenblicke festhält — dies alles läßt ihn vielen anderen Fürsten weit überlegen erscheinen. Der Ursprung seiner Herrschaft umgibt diese mit Grauen und dieser Charakter wird ihr bleiben, welches auch ihre ferneren Schicksale sein mögen."

Und dieser schlaue, verschlossene, rücksichtslose Mann, dem alle Mittel gerecht sind, wenn sie seinen Plänen dienen, der eben erst seine Rüstungen abläugnete, während er zum Kriege bereit war — seinen Betheuerungen sollte man Glauben beimessen, daß er gegen Deutschland die besten und freundschaftlichsten Gesinnungen hege?! — Niemals ist tiefer und allgemeines Mißtrauen gerechtfertigter gewesen, niemals hat die Stimme des Volkes, als Gottes Stimme, größere Berechtigung gehabt, als in der bangen Sorge der Deutschen um ihre eigene und des Vaterlandes Sicherheit, da Oesterreich so planmäßig bedacht angefallen war.

In ähnlichen Empfindungen und Gedanken bewegte sich die demokratische Partei, so weit sich diese für den Beistand Oesterreichs ausgesprochen hat. Auch diese Männer des Volks lassen sich meist von der Ueberzeugung leiten, daß wenn Napoleon die bestehenden Rechtszustände umgestürzt, wenn er Oesterreich besiegt und gedemüthigt hat, auch Deutschland angefallen und gedemüthigt werden wird. — Wenn daher Deutschland Oesterreich jetzt zur Hülfe eile, so helfe es sich selbst, wenn es Oesterreich mit seinem Schwerte schützen helfe, so bewahre es sich den Rhein und die eigenen Grenzen; schütze es vor den Franken und ihren immer gierigen Händen, schütze es zu gleicher Zeit vor drohender Ueberwältigung durch Absolutismus und Conventum.

Denn wenn Deutschland sich nicht in diesen Kampf mischt, heißt es von dieser Seite, so wird entweder Frankreich oder Oesterreich übermächtig daraus hervorgehen und das Eine sowohl, wie das Andere wird gleich verderblich für

und sein. Entweder ist Napoleon dann der oberste Held und Richter in Europa, und die französische Nation, schon jetzt so überzeugt von ihrer un-
widerstehlichen Kraft und Macht, wird dann kein anderes Recht mehr kennen
als ihren Säbel, oder aber Oesterreich wird in Deutschland unbedingt be-
fehlen und die Absolutisten und Ultramontanen werden ihren Fuß auf
Deutschlands Nacken setzen.

Aus solchen Elementen hat sich die österreichische Partei zusammengesetzt
und dazu kamen diejenigen, welche in Oesterreich ein furchtend angegriffenes
Brudervolk erblickten, das vom deutschen Volke schon um dessentwegen nie-
mals verlassen werden dürfe. Das Volksgefühl wandte sich dem bedrängten
Volke zu, und man fragte nicht nach der kalten Erklärung, daß kaum der
vierte Theil der Oesterreicher deutsch spreche, nicht nach dem Einwande, daß
Oesterreich angegriffen habe, daß es in Piemont mit Heeresmacht eingefallen
sei. Man fragte auch nicht nach den Regierungsgrundsätzen des Gesamt-
staates, nach dem Unwesen der Römlinge und ihres Anhangs, nach der
Günstlingswirthschaft und deren Regiment, man sah nur das bedrohte
Deutschland und die Absolutisten und Ultramontanen benutzten diese Auf-
regung der Gemüther allerdings auf's beste, um auch für ihre Zwecke zu
arbeiten und im Trüben zu fischen.

Die Spannung und Zerrüttung durch die Parteien stieg auf's Höchste
als die Mittelstaaten durch Hannover den Antrag beim Bunde einbringen
ließen, ein Beobachtungsheer am Rhein aufzustellen, Preußen aber dagegen
sofort Protest einlegte. Auf der einen Seite trat der nicht mehr zu verken-
nende Wille hervor, nöthigen Falls allein, ohne Preußen, den Krieg am Rhein
zu beginnen. Man rief diesem trotzig zu, daß dies Bundesrecht sei, Preußen
aber Recht und Bund breche, wenn es dem Majoritätswillen sich nicht unter-
werfe, daß es überhaupt erst Beweise liefern müsse, ob es die Führerschaft
verdiene, welche es beanspruche; darauf wurde von der anderen Seite mit
demselben Bundesgesetze bewiesen, daß Preußen nicht zur Annahme eines
solchen Majoritätswillens gesetzlich gezwungen sei und daß es als Großmacht
andere Rechte geltend zu machen habe. Drohungen schallten hinterher, und
in leidenschaftlichster Weise forderte die preussische Presse ihre Regierung auf,

sich nicht länger beleidigen zu lassen von sogenannten Bundesgenossen, welche in Wahrheit feindlich gesinnte Gegner seien, die man als solche betrachten und behandeln müsse.

Der Schrei des Unwillens, welcher auf diese unbedachten Aeußerungen antwortete, hatte seine volle Berechtigung; denn zu welcher folgenreichen Gewaltthat forderte die preussische Partei auf, zu welcher Verwirrung und Erbitterung hatte sich der Parteienkampf gesteigert, und wie war es möglich Einigung zu erreichen, wie wollte man einem äußeren Feinde widerstehen, ihm auf den Leib rücken, wenn der Bürgerkrieg an die Wand gemalt wurde?!

Die gegenseitige Ummäßigkeit hielt sich die Wage, doch, Dank der Besonnenheit der preussischen Regierung, wurde von dieser der richtige Weg eingeschlagen. Sie sah ein, daß wenn ihre Politik glücken sollte, sie dem deutschen Volke zeigen müsse, daß sie zum Handeln bereit sei; sie sah auch ein, daß wenn sie den Widerwillen der deutschen Regierungen brechen wollte, ihr die Initiative in der militärischen und politischen Leitung zu übertragen, dies nicht anders geschehen könne, als mit Zustimmung Oesterreichs. Hierauf wurde um die Mitte Mai General Willisen nach Wien gesandt, andere Generaladjutanten des Regenten an die verschiedenen Höfe und jedenfalls hat eben so wohl die Einsicht, wie die immer dringender herangetretene Nothwendigkeit, eine Einigung zu Stande gebracht.

Den mittelstaatlichen Regierungen mußte es einleuchten, daß, trotz aller Kriegsgedanken, nichts ohne Preußen gethan werden könne, daß Verderben und Untergang sicherlich den unbefonnenen Gelüsten, in Frankreich einzubringen, nachfolgen müßten, daß der berühmte Artikel der Augsb. Allg. Ztg.: „Werauf warten wir noch?“ den herben Spott verdiente, welchen die Times darüber ausgoß. Diesen Regierungen mußte es auch bald überkommen, daß Preußen bei fortgesetzter Opposition dahin gebracht werden könnte, eine wirklich erhebende Stellung anzunehmen, und nicht unbekannt konnte es ihnen sein, welche Versprechungen und Anerbietungen der Kaiser Napoleon in Berlin machen ließ und welche Vorstellungen die russische Freundschaft versuchte. Man mußte erkennen, daß die Weisheit der Herren von Deust und von der Pforden doch lange nicht ausreichte, um Preußen eine sogenannte

Initiative annehmlich zu machen, welche in der That nichts war, als der Auftrag an einen Mandatar, dem jeden Augenblick das Geschäft wieder abgenommen werden kann, sobald er sich nicht zur Zufriedenheit der Herren benimmt, welche ihn eingesetzt haben. — Preußen erwartete nach solchen Erfolgen von den kleinen Höfen wohl in der That nichts mehr, es mußte allein auf die Macht der Verhältnisse und Ereignisse rechnen, und diese haben denn auch während der letzten Wochen derartig ihren Druck ausgeübt, daß wir auf dem Punkt stehen, mit Freuden zu vernehmen, daß sämtliche Bundesstaaten die volle Initiative, für die gesammte militärische und politische Leitung der deutschen Angelegenheiten, auf Preußen übertragen haben.

Die Unterhandlungen des Generals Billiken in Wien, welche in Berlin fortgesetzt wurden, sind geglückt. Oesterreich hat der preussischen Politik beigestimmt, es hat die dringende Aufforderung an alle Bundesregierungen erlassen, sich Preußens Verlangen zu fügen, dessen Vorschläge und Forderungen anzunehmen, seiner Leitung sich zu unterwerfen, und was konnten die Mittelstaaten Anders thun zu ihrem eigenen und zu Deutschlands allgemeinen Besten, als Oesterreichs Rath und Wunsch befolgen? Sicher und gewiß ist es jetzt, daß Oesterreich kein Heer an den Rhein führen wird, weil es ein solches disponibles Heer nicht besitzt und weil es mit Preußen einverstanden ist. Sicher auch ist es, daß Preußen jetzt keine eigene mächtige Heeresaufstellung gestatten würde, weil Deutschlands Sicherheit und Zukunft jeden Sonderbeschluß niederzuschlagen zwingt, endlich aber haben die Ereignisse in Italien viele zuversichtliche Erwartungen vernichtet, und wo bisher ein feindliches Verhalten gegen Preußen vorherrschte, zeigt sich jetzt weit größere Gerechtigkeit für billigeres Nachgeben.

Es bleibt nichts übrig für Deutschlands Fürsten, als sich freiwillig Preußens Führung zu unterwerfen; es bleibt dem deutschen Volke nichts, als dieser Leitung zu vertrauen, abzulassen von der Parteilung, mag sie preussisch oder österreichisch heißen. — Unter Preußens Fahnen muß sich Deutschland sammeln, mit deutschem Sinn von dem Regenten des mächtigsten deutschen Stammes, deutsche Treue erwarten, von dem tapferen preussischen

Volle festes Einsehen für Deutschlands Ehre, Deutschlands Zukunft; also fort mit den Parteien!

Preußen hat seine Kriegsbanner entrollt, es hat den Entschluß ausgesprochen, für Deutschlands Recht und Sicherheit einzutreten mit seiner ganzen Macht. Es hat die Pflicht übernommen, das deutsche Vaterland aus seiner jetzigen Ohnmacht herauszureißen, ihm die würdige Stellung in Europa zu geben, welche ihm gebührt; für Deutschlands Einigung und Einheit alles Wehl und Wehe in die Schanze zu schlagen: Wohlan! Fort mit den Parteien!

Oesterreich ist geschlagen am Ticino, es hat die Lombardei aufgegeben, aufgegeben die festen Plätze, aus denen es seine Herrschaft sicherte, aus denen es die Herrschaft der mittelitalienischen Fürsten beschützte. Es hat die Hauptstadt Mailand verloren, es hat dem Aufstande des italienischen Volkes noch mehr weichen müssen, denn den Waffen der Earden und Franzosen. Es ist zweifelhaft und ungewiß, ob es aus seiner festen Etsch- und Rincio- linie diese Verluste gut machen kann; sicher, daß es die alte Gewalttherrschaft über Italien auf immer verloren hat; sicher, daß die Lombarden mit dem Ausdruche des glühendsten Hasses von ihm abgefallen sind und daß solcher Besitz nimmer ein Glück genannt werden, nimmer zur Stärkung Oesterreichs beitragen kann. In Wien selbst ist dies anerkannt worden. Man hat die Forderung aufgegeben, daß Preußen sich für den Territorialbesitz in Italien verbürge, man hat sich begnügt damit, daß Preußen Oesterreichs Ansprüche und Rechte bestmöglichst wahrnehme; man hat Preußens Politik gutgeheißen, also fort mit den Parteien!

Darauf kommt es nicht an, daß Preußen den Oesterreichern Italien erhalte oder nieder schaffe; es ist unmöglich, dies zu versprechen, nachdem das Heer geschlagen, nachdem das Land zur Hälfte verloren, nachdem das Volk aufgestanden, um seine Freiheit zu fordern, nachdem es seinen Abscheu gegen die Fremdherrschaft so unwiderleglich dargethan. Nimmer kann Preußen die Italiener zu Paaren treiben und an die alten Ketten legen helfen; wenn es damit umgeht, Deutschland zur Freiheit zu führen; nimmer kann es den

Schrei Italiens nach Einigkeit und Einheit misachten, wenn Deutschlands Einigkeit und Einheit sein Ziel ist. Also fort mit den Parteien!

Das aber kann und will Preußen fordern, daß der Kaiser der Franzosen mit Italien und den Italienern nicht sein Spiel treibe, nicht schalte und walle, wie es ihm beliebt. Das kann und will es fordern, daß ohne Deutschlands Mitsprechen und Zustimmung die Zukunft der apenninischen Halbinsel nicht nach den Gelüsten des Siegers bestimmt werde. Das kann und will Preußen fordern, daß Italien nicht etwa die Herren wechselt, französische Oberherrlichkeit statt der österreichischen eingesetzt werde, daß statt eines föderativen italienischen Bundesstaates nicht etwa ein Bund französischer Vasallenstaaten entstehe.

Nicht der Italiener wegen, sondern um Deutschlands Recht und Zukunft tritt Preußen also gegen Napoleon III. in die Schranken; nicht um Krieg heraufzubeschwören ruft es 500,000 Bajonnette auf, sondern um den Frieden möglich zu machen. Nicht im Namen der 17 Millionen Preußen fordert der Regent, daß seine Vermittlungsvorschläge gehört werden, sondern im Namen von 33 Millionen Deutschen, die jetzt hinter ihm stehen. Also fort mit den Parteien!

Und was kann Besseres und Würdigeres geschehen in Deutschland, was kann den theuren Wunsch und die Sehnsucht der Deutschen endlich der Erhörnung näher bringen, als dies Beispiel der Einigkeit? Was kann das deutsche Volk mit froheren Erwartungen erfüllen, als wenn zum ersten Male seit langer Zeit voll trauriger Geschichte, Deutschlands Kraft und Macht sich vereint, wenn der deutsche Fürst an seiner Spitze Deutschlands Jugend um sich schaaert, wenn er, auf 33 Millionen Deutsche gestützt, Deutschlands Willen vor den französischen Kaiser hinlegt und mit der Schwertspitze ihn erklärt: Also fort mit den Parteien!

Nimmt Louis Napoleon diese Vermittelung an, dann hat Deutschlands Ansehen in Europa seinen Grundstein gelegt und der Bau kann beginnen, der unser Haus in Frieden und Einigkeit aufrichten soll. Nimmt er sie nicht an, so müssen wir uns Ansehn und Achtung erkämpfen, so müssen wir mit unserem Blute unsere Einheit zusammenflicken. Deutschland wird Oesterreich

auf jeden Fall dienen und helfen. Es wird ihm das verlorene Italien nicht wieder schaffen, aber es wird nicht dulden, daß der Franzosenkaiser über Oesterreich zu Gericht sitzt; es wird sorgen dafür, daß seine Sache und Italiens Sache, vor Europa's Richterstuhl gebracht werden, sein Recht und des Italienischen Volks Recht unparteiisch gewogen werden. Können Preußen und Deutschland dies nicht erlangen, nicht parteilose Gerechtigkeit, dann wird das Schwert entscheiden müssen, dann werden wir vielleicht nicht nur am Rhein, sondern auch an der Weichsel und am Niemen zu fechten haben. Aber wird sind 33 Millionen Deutsche, und wenn wir einig sind, was kann uns erschrecken?! Fort mit den Parteien! Mögen sie österreichisch oder preussisch heißen, fort mit ihnen!

Die Schlacht bei Magenta.

Als am 31. Mai 1859 das Zobel'sche Corps



Artillerie-Lieutenant-General Freiherr von Zobel.

den Kampf um Palestro bei sinkender Nacht abbrach und sich zurückzog, war die Esplanade nicht mehr zu halten. Große Verluste betrafen in wenigen

Stunden nicht allein die Uebermacht der vordringenden Verbündeten, sie bewiesen auch, daß die tapferen Soldaten Oesterreichs nach so harter, vergeblicher Anstrengung einer Verwirrung nahe waren, welche nicht mehr auf Erfolg hoffen ließ. Der tausendfach mit Gräben und Hecken durchschnittene Boden duldet keine geschlossene Aufstellungen. Die Bataillone und Regimenter lösten sich daher in Kompagnien und kleinere Haufen auf, welche bei dem Fall so vieler Offiziere sich oft selbst überlassen blieben. Es gehörten gewiß vorzügliche Oberoffiziere dazu, um unter solchen Schwierigkeiten Ordnung und Zusammenhang in den zahllosen Einzelgefechten aufrecht zu erhalten, und daß diese nicht so vorhanden, wie es wünschenswerth gewesen, bewies die außerordentliche große Zahl der Gefangenen, welche abgeschnitten und verrückt, in die Hände der Franzosen fielen. Selbst die österreichischen Berichte gestehen dies zu, indem sie erzählen, daß der erste Eindruck nach dem Ende des Gefechtes wahrhaft erschreckend durch die ungeheuren Verluste gewesen sei, daß diese sich jedoch bedeutend ermäßigten, da während der Nacht sich viele Leute wieder einfanden, welche aus dem Gewirre der Kanäle und Deiche entkommen waren.

Ist es nun auch nicht wahr, daß das ganze Corps so gut wie aufgelöst gewesen, so hat doch sicher ein ziemlich ähnlicher Zustand statt gefunden und erklärt sich so der Rückzug von Robbio nach Mortara hinlänglich; weit weniger erklärlich aber ist es, warum der österreichische Feldherr, dem jetzt kein Zweifel über die Absicht seiner Gegner mehr bleiben konnte, statt sein Heer aus der Stellung von Pavia rasch auf Mortara und Vigevano zu leiten, den Rückzug über den Tessin befahl und sein Hauptquartier nach Abbiategrasso verlegte. Die Franzosen waren am 1. Juni in der Frühe schon in Novara und sie ließen dem Grafen Oulai 3 Tage Zeit, bis sie ihre ganze Macht dort beisammen hatten, wahrscheinlich weil sie einen Platanenangriff von Mortara und Vigevano her, ganz in derselben Weise befürchteten, wie ihn Radetzky von denselben Punkten aus am 23. März 1849 gemacht, und welcher die entscheidende Niederlage der Sardinier bei Novara zur Folge hatte.

Der Feldzeugmeister zog es vor, Radetzky's Beispiel nicht nachzuahmen,

sondern mit einer Frontaufstellung hinter dem Tessin auf der Straße von Novara nach Mailand, hinter der Brücke von Buffalora den Verbündeten den Weg zu verlegen. Um aber 5 Armee-corps, welche das Gros der französischen Armee bildeten und zusammen auf 120,000 Mann geschätzt werden können, bei Magenta zu concentriren, war jedenfalls mehr Zeit nöthig, als er sie zu verwenden hatte. Die einzelnen Corps kamen am 4. Juni zum Theil nach erschöpfenden Märschen im Laufe des Tages nach und nach auf dem Schlachtfelde an, zum Theil aber erreichten sie dies gar nicht mehr; die Angabe der Franzosen, gegen wenigstens 100,000 Oesterreicher bei Magenta gekämpft zu haben, erweist sich somit als starke Uebertreibung, da es erwiesen ist, daß die größte Stärke der Oesterreicher am Abend des Schlachttages nicht mehr als höchstens 80,000 Mann betrug. Diese Soldaten aber waren nicht frisch und ausgeruht, sondern sie hatten große Anstrengungen nöthig gehabt, um das Schlachtfeld zu erreichen, während ihre Gegner seit 3 Tagen nur wenige Stunden sich vorwärts bewegten; was aber jedenfalls noch schlimmer, es hatten die Oesterreicher meist seit 12 bis 18 Stunden keine Nahrung erhalten, während den Franko-Engländer diese gewiß nicht fehlte, man sogar von ganzen Fässern Wein und Erfrischungen hörte, welche die Regimenter mit sich führten. Ein müdes und hungriges Heer und ein frisches und gesättigtes kämpfen von Anfang an einen ungleichen Kampf. Dazu kam das schwere Gepäck der Oesterreicher, während die Franzosen ihre Tornister abgelegt, in weiten Hosen, bequemen Röcken und leichten Hüpfen, die Patronen in den Taschen oder in ein Sacktruch gebunden, sich mit weit größerer Leichtigkeit bewegten. Alle Klagen über die Mangelhaftigkeit der österreichischen Verpflegung und der Schwerefälligkeit ihrer Einrichtungen haben sich nach diesem Zusammenstoß, wie es scheint nicht ohne Grund, wiederholt, und je mehr die Tapferkeit, Ausdauer und Geduld der österreichischen Soldaten mit vollem Rechte bewundert werden, um so mehr Tadel erhebt sich gegen die Unvorsicht und Einsicht der obersten Leitung. Ganz in derselben Weise war schon bei dem Gefechte von Montebello geklagt worden, daß manche Regimenter während 24 Stunden ohne Nahrung und Pflege geblieben, und ähnliche Vorwürfe kamen später nach den blutigen

letzten Maitagen bei Palestro zum Vorschein. — Niemand wusste besser, als der alte Napoleon, welche Folgen an der guten oder schlechten Verpflegung eines Heeres hängen, nichts nahm daher seine Sorgfalt mehr in Anspruch als die Herbeischaffung der Lebensmittel.

Aber auch in anderen wichtigen Dingen scheint eine bedenkliche Unordnung und Flüchtigkeit geherrscht zu haben. Gewiss war es von größter Wichtigkeit, den Franzosen den Uebergang über den Ticino möglichst zu erschweren. Die Brücke bei Buffalora, ein mächtiges Steinwerk, war auch unterminirt, allein die Minen zeigten sich zu schwach; nur zwei Pfeiler senkten sich, Sprengpulver fand sich nicht weiter vor, und ehe es aus Mailand herbeigeschafft werden konnte, befand sich die Brücke schon in den Händen der Franzosen.

Nachdem die Franzosen zwei Tage in Novara ihre ganze Macht gesammelt und gewartet, ob ein Flankenangriff sie bedrohe, schickten sie am 2. Juni ihren linken Flügel auf Turbigo, wo die Brücke ihnen unversehrt in die Hände fiel und General Mac-Mahon noch zwei Brücken schlagen ließ. Von Novara aus rückte eine Division der Kaisergarde nach Torrata auf den Brückenkopf bei Buffalora, wo die Oesterreicher jetzt die Brücke zu sprengen versuchten und sich zurückzogen.

Am 4. Juni in der Frühe hatte der Kaiser den Gesamtübergang der Armee auf das linke Ticinoufer beschlossen. Voran die Kaisergarde, gestützt auf das Corps des Marschalls Canrobert, die Divisionen der Sarden und das 1. Corps des General Baraguay d'Hillier's blieben, 70—80,000 Mann stark, bei Novara aufgestellt, um jede Gefahr von Mortara her abzuwenden; mit Mac-Mahon auf dem linken Flügel, vereinigte sich das Corps des General Niel.

Die französische Gesamtmasse, welche zum Uebergang vorschritt und mindestens auf 100,000 Mann geschätzt werden muß, war an Zahl den Oesterreichern überlegen. — Als General Mac-Mahon am 3. Juni über die Turbigobrücken ging, fand er nichts vor, als zwei österreichische Brigaden des 1. Corps (Clam-Gallas), welche eiligst von Buffalora herzeilamen und das Dorf Nebuchetto zu besetzen suchten, das, auf einem Plateau gelegen,

das Thal des Ticino beherrscht. Für ein starkes Corps würde dies eine höchst günstige Position gewesen sein, die beiden österreichischen Brigaden waren jedoch der großen Uebermacht nicht gewachsen, welche sie sofort angriff.

Der französische General Rotterouge drang mit 3 Bataillonen algierischen Tiralleurs auf Robecchetto los und diesen folgten 3 Linienregimenter. Diese algierischen Tiralleurs, Turkos genannt, in der französischen Armee mit Verachtung behandelt, afrikanisches Gefindel der wildesten und verwegenssten Art, erwarben sich bei diesem Gefechte ähnlichen Ruhm und Auf, wie das 3. Juavenregiment bei Palestro.

Unser Berichterstatter gibt von diesen Turko's eine lebhaft Beschreibung. In den Kaffeehäusern Vercelli's, schreibt er, wimmelt es jetzt von afrikanischen Tiralleurs, vor denen die Italiener gewaltige Angst haben. Welche seltsame Gestalten sind es aber auch, welche Gesichter für einen Maler! Die Kabylen mit dünnen, aber stinken Beinen, die Araber mit spitzem Barte und bruncener Haut, die gewaltigen Neger, Bewohner der Sahara, mit dämonischen Augen und vorspringenden Muskeln, gewandter als Panther und Leoparden, treffen in den Kaffeehäusern mit den Juaven zusammen, welche sie in Afrika zuweilen in etwas ernsthafter Weise kennen lernten, und zeigen ihnen jetzt lächelnd ihre weißen Zähne. Die tiefen Kehllaute des Arabers mischen sich in die wohl-tönenden Laute der Italiener, welche verwundert diese seltsamen, schrecklichen Menschen anstaunen, während Frauen und Kinder die Flucht nach den Hausthüren ergreifen. — Und welche Kühnheit, welche Wildheit, nicht allein in den Gesichtern, sondern auch in den Anzügen! Einer hat einen feuerrothen Shawl um den Leib gegürtet, der andere trägt seine Beine vom Knöchel bis zum Knie nackt. Ein gewaltiger Neger hüllt seinen Wollkopf in ein zierlich geschlungenes Tuch von gelber Seide, dessen Franzen ihm über die Stirn, die wie Ebenholz glänzt, niederhängen; ein Beduine, hat sich in den gegenhaarigen, weißen Burnus gewickelt, den er bei seinen Kameelen in der Wüste getragen.

Und diese barbarischen Krieger, welche nur durch die furchtbare Disziplin von Mord, Raub und was in der civilisirten Welt sonst Verbrechen genannt wird, abgehalten werden können, hat der Held der Civilisation

nach Italien gebracht, um sein Heer, das die italienische Freiheit erobern soll, damit zu verunzieren.

Zuaren mögen in ihrer Art auch nicht viel besser sein, wenigstens wollen die Eliteregimenter der französischen Armee nichts von ihnen wissen. Es sind die enfants perdus des Heeres, Menschen von glänzender Tapferkeit, aber von schlechten Sitten; Kerle, die man braucht, wo es etwas zu wagen gibt, und welche in den afrikanischen Kriegen die Wuth der Krieger der Sahara mit wilden und zügellosen Leidenschaften vergallen. Daß sie diese auch in Italien nicht abgelegt, beweisen aber schon jetzt die mancherlei Klagen über ihre Raubsucht, wie denn überhaupt selbst im französischen Heere Stimmen laut geworden sind, welche es offen tadeln, daß diese Zuaren und Turko's aus Algier in den europäischen Krieg geholt wurden.

Als die 3 Bataillone sich auf das große Dorf Robecchetto stürzten, wurden die Oesterreicher allerdings zunächst von Entsetzen ergriffen. Eine Schaar von Teufeln schien aus der Erde zu wachsen, ein wahnsinniges Geseul erfüllte die Luft. Sie brachen anfangs heran, plötzlich aber flogen sie in langen Sägen oder in Schlangenwindungen auf den Feind; ihre Gewehre über den Köpfen schwingend, aufheulend wie die wildesten Thiere der Wüste und ohne Barmherzigkeit über die Oesterreicher herfallend. Bald war in der breiten Gasse des Dorfes ein grauenvolles Gewühl. Das Geseul überdönte den Donner der Kanonen, das Geseul der Sterbenden und Verwundeten, als aber die Oesterreicher geworfen waren, als der Kampf beendet, schien das Schauspiel kein minder schreckliches und eigenthümliches. Die fanatisirten Sieger wälzten sich auf der Erde, oder sie tanzten vor Entzücken, sangen afrikanische Siegesgesänge, oder brüllten und lachten in so entsetzlicher Weise, daß ihre eigenen Waffengenossen davor zuckten. Einige zwangen ihre Gefangenen, sich zu ihnen niederzusetzen und betrachteten sie mit glühenden Augen, wie Löwen ihre Beute, andere plünderten die unglücklichen wehrlosen Soldaten aus, daß bald nichts mehr zu nehmen übrig blieb; noch andere lagen vor Müdigkeit ausgestreckt mit Blut bedeckten Gesichtern und Händen auf dem Boden und schienen zu schlafen.

Der erste Eindruck dieses Anfalls muß graufig gewesen sein. Das sind

keine Menschen! schrien manche Soldaten. — So sind es Bestien, schlägt sie todt! riefen ihre Offiziere, und dieser gute Rath wurde wahrscheinlich besser befolgt, als die französischen Berichte zugeben, nach welchen in diesem Gefechte nur 7 oder gar nur 3 der edlen Turko's getödtet, 38 verwundet wurden, während die Oesterreicher beträchtliche Verluste erlitten haben sollten.

Die beiden österreichischen Brigaden des 1. Corps zogen sich gegen Bernate und Buffalore zurück. Das Gefecht bei Turbigo aber war das Vorspiel zu dem Blutbade bei Magenta, das der nächste Tag beschauen sollte. Die Stellung der Oesterreicher war am Morgen des 4. Juni keine günstige. Sie hatten, nachdem sie die Brücke gesprengt, da der Brückenkopf schlecht angelegt und unhaltbar befunden war, wenige Aussicht, am linken Stromufer Widerstand zu leisten und den Massen, welche sich ihnen gegenüber zeigten, zu widerstehen. Eine halbe Stunde hinter ihnen floss der Schiffsfahrtskanal, welcher die Krümmungen des Tessins abkürzt und bis Pavia reicht. Zu beiden Seiten der Straße liegt tief durchschnittenen Land, Wiesenflächen, Reisfelder, Wasserlöcher und Gräben, in nichts unterschieden von dem Lande zwischen Sesia und Ticino. Wie denn überhaupt dieselbe Bodenbeschaffenheit bis weit hinter Mailand zu den Ufern der Adda reicht, wo die feste lombardische Ebene mit weiten Flächen, für Schlachtfelder geeignet, beginnt.

Es wurde somit die Vertheidigung des Tessinüberganges freiwillig abgegeben, dagegen die Stellung in dem Orte Magenta hinter der Brücke über den Schiffskanal genommen, neben welcher auf einer neuen Brücke, nicht weit davon die Eisenbahn den Kanal schneidet, auf der großen Straße aber Ponte di Magenta liegt. Der Feldzeugmeister Gyulai hatte befohlen diese Position zu halten und seine Armee war in voller Bewegung, um sich bei Magenta zu vereinigen. Am 4. Juni 1859, Vormittag, war Magenta von der Division des 1. Armeecorps (Eiam Gallas) besetzt, welche Tages zuvor in Eilmärschen, Dank den deutschen Eisenbahnen, eingetroffen war, während der größere Theil des Corps noch fehlte. Sie schloß sich an das 2. Armeecorps (Liechtenstein), und beide zusammen konnten 25,000 Streiter aufstellen. Vom 7. Corps (Zobel) standen die Divisionen Reischach in Corbetta und Lilia in

Castellazzo (eine und zwei Stunden von Magenta) das 3. Corps (Schwarzenberg) vereinigte sich im Laufe des Vormittags in Abbiategrasso 2 1/2 Meile von Magenta, das 5. Corps (Stadion) befand sich auf dem Marsche dahin, das 8. Corps (Benedek) näherte sich von Dinasco, das 9. Corps stand bei Pavia, 8 Meilen weit. *)

Die Oesterreicher erwarteten den Hauptangriff von Turbigo aus, statt dessen jedoch ging die Gardedivision gegen Mittagzeil über die Brücke von Buffalora, welche durch eine Balkenunterlage für Artillerie brauchbar gemacht wurde, und bemächtigte sich auf der Straße nach Magenta vordringend, die Division Gorton vom 1. österreichischen Corps vor sich, des Dammes des Naviglio, worauf sie Ponte di Magenta bestürmte.

Drei Garde-Grenadierregimenter und das Garde-Zuavenregiment setzten sich unter dem fürchterlichsten Feuer der Oesterreicher in Ponte di Magenta fest, welches sie gegen 2 Uhr Mittags erführnten, allein trotz ihrer Opfer blieb der Platz nicht in ihrem Besitze. Ein fürchterlicher Angriff der Division Reischach vom 7. Corps warf das Zuavenregiment nieder, und bei dieser Gelegenheit fiel eine der französischen gezogenen Kanonen, nachdem die gesammte Mannschaft niedergemacht war, in die Hände des tapferen 3. Bataillons der Kaiserjäger.

Hätte dieser Moment des Sieges besser benutzt werden können, war das 3. Armeecorps zur Stelle, um einen Plankenangriff auszuführen, wie dies der Feldzeugmeister in seinem Schlachtberichte als seine Absicht erwähnt, so wäre die französische Gardedivision vernichtet worden. Die Verbündeten hätten das linke Ticinoufer mit schwerem Verluste räumen müssen, denn noch war Marschall Canrobert's Unterstützung nicht zur Stelle und die Brücke von Buffalora als einzige Rückzugsstraße vorhanden. Diese günstige Stunde verging jedoch unbenutzt, da das 3. Corps von Abbiategrasso anrückend, nicht so rasch zur Stelle zu bringen war. Inzwischen war auch Marschall Canrobert erschienen, und als die Brigaden des 3. Corps um 5 Uhr Abends eintrafen, fanden sie bei Ponte di Magenta schon frische Feinde in Fülle.

*) Man sehe den Schlachtplan.

Ein entseßlicher Kampf rasste an dieser Stelle mit wildester Erbitterung. Die Brücke und die Häuser, um welche es sich handelte, wurden genommen und verloren, wieder genommen und wieder verloren. Der Kampf wurde ein Morden und Schlachten, mit Bajonnet, Kolben und Säbeln. Leichenhaufen thürmten sich auf, Blutbäche rieselten von den Deichen und färbten die



Ein Jougave auf dem Vercors.

Wasser des Naviglio, in ähnlicher Art wie bei den vorangegangenen Gefechten an der Sesia; doch hier im weit größerem und furchtbaretem Maße; es ward wenig Pulver und Blei verbraucht. Das kalte Eisen entschied zum größten Theile das Schicksal des Tages.

Es war diese Schlacht auch wiederum im Grunde keine Schlacht zu nennen. Es handelte sich nicht um ein Schlachtfeld von weiter Ausdehnung, auf welchem Reitermassen und Artillerie sich bewegen, auf welchem in langen Linien nach allen Regeln strategischer Kunst gestritten werden konnte. Es handelte sich allein um den Besitz eines Ueberganges und eines Dorfes, und die Kämpfer bewegten sich auf schmalen Wegen, auf Dämmen, in Gründen und Gebüsch; allein während dieses rasenden Kampfes um Ponte di Magenta wurde das Schicksal der Schlacht plötzlich von einer anderen Seite her entschieden.

Wie die französischen Schlachtberichte behaupten, hatte der Kaiser dem General Mac-Mahon befohlen, mit seinem Corps von Turbigo aus, einen Flankenangriff auf die Oesterreicher zu machen; wie andere Meinungen behaupten, hätte der General aus eigenem Antriebe diese entscheidende Bewegung gemacht. Jedenfalls kam sie zur rechten Zeit und wurde, mit gesammelter Kraft und Macht ausgeführt, zu einem unwiderstehlichen Stos. Es handelte sich dabei nicht um Ponte di Magenta, sondern um das Dorf. Die Oesterreicher mußten ablassen von ihren Stürmen gegen den Naviglio und rechts um sich gegen den neuen Feind kehren, der plötzlich ihnen beinahe im Rücken erschien.

Es war 4 Uhr Nachmittag, als die französische Division der Gardefüsiliers und Jäger vor Magenta erschien und dies Dorf mit Ungestüm angriff. — Es kommen hier drei verschiedene Straßen zusammen. Ein nicht breiter Weg führt von Bussalora her, auf welchem sich Mac-Mahons Colonnen bewegten. Die Eisenbahnstraße, welche diesen Weg durchschneidet, läuft über den Naviglio, fast parallel mit der großen Hauptstraße nach Mailand, welche durch das Dorf fortgeht. — In Magenta sammelte sich das österreichische Centrum, und ohne den Muth zu verlieren bereitete es sich zu einem bewundernswürdigen Widerstande, der Thaten der Tapferkeit und der Todesverachtung enthält, von denen kommende Geschlechter einst noch erzählen werden.

Magenta war von den Regimentern der beiden Brigaden des 1. Corps und vom 2. Corps gehalten, gegen Ponte di Magenta kämpfte das 7. Corps

und eine Division des 3. Corps. — Mac-Nahon stürmte mit den Elitenregimentern der Afrikanischen Armee jetzt von Buffalora aus Magenta, und trieb die 13 Bataillone der Garde-Voltigeure vorwärts, zur Unterstützung der Divisionen Espinasse und Motterouge, welche in Gefahr waren, den wüthen den Angriffen der Oesterreicher zu erliegen oder abgeschnitten zu werden, während das 45. Linienregiment, gefolgt vom 2. Fremdenregiment und anderen Kerntruppen, sich auf Magenta warf. Die Oesterreicher hatten somit einen doppelten Kampf gegen Ponte di Magenta und in Magenta selbst zu führen. Sie waren nicht mehr die Angreifer, sondern die Angegriffenen, von Ponte di Magenta wandte sich der Kampf und seine Entscheidung nun dem Dorfe zu.

Vor demselben liegt in einiger Entfernung die Meierei Cascina Nuova, welche nach dem französischen Schlachtbericht von zwei ungarischen Regimentern (die nicht genannt werden) besetzt war. Das 45. französische Linienregiment, gefolgt vom 2. Regiment der Fremdenlegion, mußte dies Vortwief zunächst fortnehmen um Magenta anzugreifen und, wie es scheint, war der Widerstand, welchen es fand, kein besonders nachdrücklicher. Es stredten hier 1500 Mann des Feindes das Gewehr, sagt der Schlachtbericht, die Fahne wurde auf der Leiche des Obersten genommen.

Die österreichischen Berichte erwähnen von diesem Vorgange gar nichts; allein aus Privatnachrichten geht hervor, daß ein ungarisches Regiment (Don Miguel) und ein italienisches (Erzherzog Sigismund) zum größeren Theil Eid und Pflicht vergaßen, die Waffen stredten und zum Feinde übergingen, und daß das Regiment Haller Husaren (Slaven), das auch an anderen Orten sich schon auszeichnete, dem italienischen Regimente den Uebergang mit Gewalt (durch Einhauen) erschwert haben soll. — Man darf wohl annehmen, daß der Schauplay dieser Vorgänge die Meierei Cascina Nuova war, und sehr wahrscheinlich stellt sich die Zahl der eiddrückigen Uebergänger noch höher als der französische Bericht angibt; ohne Zweifel aber hat der Verlust jener wichtigen Stellung, viel zu dem darauf folgenden Verluste Magenta's beigetragen.

Als das Vortwief verloren war, gelang es dem Artilleriegeneral Auger

eine Anzahl Geschütze herbeizubringen und auf dem nahen Eisenbahndamm aufzustellen, daß es 40 gewesen, wie der Schlachtbericht behauptet, ist sehr zu bezweifeln, jedenfalls aber unterstützte ihr Feuer auf verheerende Weise den allgemeinen Angriff auf das Dorf, das von der Eisenbahnstraße an seiner südlichen Ecke berührt wird, wo das Stationsgebäude steht.

Hierher lenkte sich der Angriff und hier war es, wo zuerst ein furchtbare Zusammenstoß der Franzosen mit ihren Feinden stattfand. Das 2. Regiment der Fremdenlegion und das 45. Regiment wurden in einen entsehliden Kampf verwickelt und zurück gejagt; allein starke Reserven eilten fortgesetzt zu ihrer Unterstützung herbei, während den Oesterreichern Niemand zur Hülfe kam. Die ganze Linie der Franzosen drang vor und Schritt für Schritt sehtend und den verlorenen Boden mit ihrem Blute und ihren Töden bedeckend; wichen die Oesterreicher in das Dorf zurück.

Das Stationshaus bot einen grauenvollen Anblick dar, es war von Leichenwällen umringt. In den Gassen des Dorfes drängten sich jetzt die Vertheidiger dicht zusammen, die Kugeln der Oesterreicher konnten ihr Ziel nicht verfehlen, jeder Schuß mußte seinen Mann treffen. Auch die bessere Bewaffnung mit gezogenen Gewehren mag ihnen zu Statten gekommen sein; zugleich besaßen sie Kanonen, deren Kugeln und Granaten die Zerstörung vervollständigte.

Die Muskete und das Bajonnet arbeiteten jedoch auch hier zumeist und trotz aller Nachtheile, sagt unser Berichterstatter, wurde jeder Zoll des Bodens von den Oesterreichern wader vertheidigt, bis sie endlich, überwältigt von der stets wachsenden Zahl frisch eindringender Feinde, weichen mußten. Grauenhaft wüthete der Kampf, schon an der Eisenbahn und an den Dämmen, am grauenhaftesten aber nun im Dorfe selbst. Jedes einzelne Haus wurde hier zur Festung, die ganze Zähigkeit des österreichischen Soldaten und seine Todesverachtung zeigte sich im Ringen mit der französischen Furie. Jede Kammer, jeder Keller, jedes Dach mußte erobert werden; die Oesterreicher schossen aus jeder Luke, jeder Fensteröffnung, so lange noch eine Patrone in ihren Taschen war. Dann wurde der letzte Kampf

mit Säbel und Bajonnet gekämpft, was bei der Verteidigung jedes Hauses, jedes Raumes geschah, was endlich in Blut und Angstschrei und den letzten Stussern der Sterbenden erklang, würde zu den ergreifendsten und entsetzlichsten Schilderungen den schrecklichsten Stoff liefern.

Als alles längst verloren war, jede Hoffnung auf Sieg verschwunden, als es keinen Rückzug mehr gab, keine Hilfe von dem österreichischen Feldherrn, von dem man nicht wußte, wo er sich befand, sochten die aufgelösten österreichischen Bataillone noch immer in einzelnen Gruppen an vereinzeltten Punkten, bis sie niedergemacht wurden, und mit ihren Offizieren vereint, todt und sterbend den Boden bedeckten. Neben die österreichischen Berichte doch an, daß das Heer an diesem schrecklichen Schlachttage gegen 500 todt verwundete und vermiste Offiziere zählte. Die verwundeten Soldaten verstreuten sich endlich in Kellern und Schlupfwinkeln, wo sie zum Theil erst nach einigen Tagen dem Verschnachten nahe, entdeckt wurden.

Um 8 Uhr Abends war Magenta erobert. Was sich von den Oesterreichern aus diesem Blutbade retten konnte, hatte sich gerettet, mehrere tausend jedoch, zum größten Theile verwundet, geriethen in die Gewalt der Sieger, zu deren Charakteristik es gehört, so viele Gefangene wie nur irgend möglich zu machen, was zu der schon mehrfach in diesem Kriege erwähnten Grausamkeit Veranlassung gab, daß selbst viele schwer Verwundete von französischen Soldaten gezwungen wurden, sich auf die Sammelplätze der Gefangenen zu schleppen. Mit den 2—3000 Italienern und Ungarn, welche sich freiwillig gefangen nehmen ließen, und am folgenden Tage unter dem Geschrei: Es lebe Italien, es lebe Ungarn! in Novara eingezogen, mag die Zahl der Gefangenen wohl 6 bis 7000 betragen haben.

Die Verluste der Oesterreicher an Todten und Verwundeten wurden noch französischer Bulletinmanier auf's fabelhafteste übertrieben, die eigenen Verluste dagegen, trotz aller Zauber geschichten über die Furchtbarkeit der österreichischen Angriffe auf die Gardedivision und das Canrobert'sche Corps in Ponte di Magenta eben so fabelhaft niedrig angegeben. Während die kampfunfähig gewordenen und gefangenen Oesterreicher auf 20,000 Mann

angegeben wurden, gestand der französische Schlachtbericht nur 3000 tote und verwundete Franzosen zu, von gefangenen und vermissten war natürlich gar keine Rede. Nach glaubwürdigen Nachrichten beträgt der französische Gesamtverlust aber 10 bis 12,000 Mann. Der österreichische Bericht gibt, jedenfalls auch zu niedrig, den Verlust auf 4 bis 5000 Tote und Verwundete an, wenn man auch annehmen will, daß er dem französischen nachsteht. Endlich aber haben nicht allein die Franzosen, sondern auch die Oesterreicher Gefangene gemacht, von denen nach Verona geführt, ungefähr 1000 Mann dort anlangten.

Eine große Zahl Offiziere war auf beiden Seiten gefallen. Von den Franzosen die Generale Espinasse und Clerc nebst 16 Obersten getödtet, eine weit größere Zahl verwundet. Von den Oesterreichern die Generale Reischach, Lebzelter und Dursfeld verwundet, viele Obersten, höhere und niedere Offiziere todt oder verstümmelt, im Ganzen wie oben angeführt, gegen 500 kampfunfähig. - Gegen 7 Uhr Abends langte noch eine Division des 5. Corps im Gilmarsche von Abbialegrosso auf dem Schlachtfelde an und die Brigade Prinz von Hessen versuchte einen letzten entschlossenen Angriff auf Ponte di Magenta, der jedoch nicht glücklich war. Sie wurde geworfen und Magenta blieb verloren, dies aber war Alles, was das feindliche Heer erringen konnte. Die Fliehenden wurden von der Division Lilia aufgenommen, welche Torbetta besetzte, das 5. Corps setzte sich zur Linken in Robecco fest; das österreichische Heer brachte somit kaum eine Stunde vom Kampfplatze zu und der Feldzeugmeister Gyulai berichtet dem Kaiser:

„Ich ließ alles vorbereiten, um den Kampf am Morgen des 5. Juni zu erneuern; die ungeheueren Verluste des Feindes ließen hoffen, ihn stark erschüttert vorzufinden; die Tapferkeit, welche unsere Truppen bewährt, erwarten, daß ihr Stoß niederwerfend wirken werde.

„Von fast allen Regimentern der französischen Armee hatten wir Gefangene gemacht, die letzten Reserven schienen somit aufgeboten, während unsererseits das 5. und 8. Armee-corps und eine Division des 3. Corps noch nicht gekämpft hatten, somit als frische Kräfte in die Wagsschale geworfen

werden konnten, dies Alles hatte ich wohl erwogen und wartete nur mit der Ausfertigung der Angriffsdispositionen, bis die Meldungen der Truppen über ihre eingenommenen Stellungen und gehaltenen Verluste eingelaufen sein würden."

"Jetzt erst kam ich zur Kenntniß, daß die Truppen des 1. und 2. Armeecorps, welche durch den ersten Angriff des Feindes am meisten gelitten hatten, bereits weit zurückgegangen waren und nur mit einem sehr ermüdenden Nachtmarsche wieder auf das Schlachtfeld gelangen konnten; dieselben hatten auch um 3 Uhr in der Frühe bereits den Weitermarsch angetreten, so daß sie zur Stunde, in welcher es mir möglich gewesen wäre, sie wieder vorwärts zu bewegen, schon weiter zurückmarschirt sein mußten. Unter solchen Umständen mußte ich die noch kampfbereiten Corps für die Deckung der übrigen im Takt zu halten suchen, es mußte der Rückzug angeordnet werden."

Niemand wird sich von dieser eigenthümlichen Art der Darstellung treffen lassen. Wäre es wahr gewesen, was der Feldzeugmeister behauptete, daß die Truppen des 1. und 2. Corps sich ohne sein Wissen vom Kampfplatze entfernt hatten und sich im vollen Rückzuge befanden, so hätten die Generale vor ein Kriegsgericht gehört, wenn nicht etwa dieser sogenannte Rückzug eine wilde und regellose Flucht war. In Wahrheit hatte der österreichische Feldherr die Nachricht sicherlich erhalten, daß die unglücklichen Reste der tapfern Regimenter, welche Magenta vertheidigt hatten, so weit sie noch vorhanden, an kein neues Gefecht am nächsten Morgen denken ließen. Nicht viel besser sah es jedenfalls mit dem 7. Corps aus und eben so wenig ist die Meinung zu bestätigen, daß die Erneuerung der Schlacht am nächsten Morgen die Franzosen stark erschüttert und halb gebrochen gefunden hätte. Noch war die ganze sardinische Armee unberührt vorhanden, ebenso das Corps des Marschalls Baraguay d'Hilliers. Ein einziges Bataillon der Gardinier, das 9. der Bersaglieri, hatte am Abend, am Schlusse des Kampfes, in Magenta Theil genommen; es läßt sich daher wohl voraussetzen, daß der 5. Juni nicht siegreicher gewesen sein würde, als der 4. Juni.

Die heldenmüthigsten Anstrengungen, die Beispiele größter und glänzendster

Tapferkeit, hatten nichts gesuchet. Wie brachte die Armee diese Nacht zu? War sie versorgt und verspflegt worden, ward den matten und wunden Soldaten die Hülfe und Fürsorge zu Theil, welche sie erwarten durften? Konnten die aufgelösten, geschlagenen Regimenter und Brigaden geordnet und gesammelt werden? Waren ihre Kriegsvorräthe derartig, um eine Schlacht am nächsten Morgen zu beginnen? Endlich aber: war das Vertrauen der Soldaten zu ihren Führern, besonders zur obersten Leitung des Heeres derartig, daß die Stimmung eine hoffende und freudige genannt werden konnte?

In keinem Heere der Welt ist die Hingebung und Ergebenheit so groß oder größer, denn bei dem österreichischen. Der Soldat hängt durch Disciplin und fest ausgeprägtem Gehorsam noch mit seinen Führern zusammen. Es ist alles gethan, um die Armee zur einheitlichen Maschine zu machen und die allermeisten unter dem kaiserlichen Scepter vereinten Stämme sind kriegerischen Sinnes, harte, kräftige Männer, von keinen neuen Ideen angefaßt. Meist einfache Natursöhne von jung auf an Entbehrungen und Unterwerfung gewöhnt, ihren Priestern und Herren ergeben.

Dies scheint die Ursache der wunderbaren Zähigkeit der österreichischen Armee zu sein, welche so gut die Zähigkeit der österreichischen Kriegsgrundsätze unterstützt. Wenn aber auch der schlichte Soldat nicht dazu gelangte, die Zähigkeiten seines Feldherrn in seine Betrachtungen zu ziehen, so waren die größtentheils deutschen Offiziere der Armee doch dies zu thun um so mehr im Stande.

Von Anfang an aber scheint der denkende Theil der Offiziere kein allzu großes Vertrauen in den Grafen Gyulai gesetzt zu haben. Der Mann des allgemeinen Vertrauens blieb General Hess, einst Stab und Stütze Radetzky's; man hatte ihn jedoch nicht genommen, denn er hatte den Einmarsch in das sardinische Land nicht gebilligt. Außer Hess gaben es jedoch noch manche Andere, wie den Reitergeneral Schüd und bei der Armee selbst den tapferen General Benedek, welche in der Armee Ruf und Vertrauen ge-



Feldmarschalllieutenant Ritter von Benedek.

nossen, allein der Kaiser wählte den Feldzeugmeister Gyulai, den Schwager seines vertrauten Generaladjutanten, des Grafen Grünne, obwohl Graf Gyulai allerdings noch niemals an der Spitze eines großen Kriegsheeres gestanden oder große Schlachten mitgeschlagen hatte. Man stellte an seine Seite einen als überaus tüchtig gerühmten Generalstabs-Chef, den Obersten Kuhn und gab dem Generalstab verschiedene strategisch tüchtige Offiziere bei, allein was helfen diese, wenn der Feldherr sich nicht an ihren Rath lehrt; wenn er nach seinem eigenen Willen verfährt oder mit einigen auserwählten Vertrauten seine Beschlässe faßt!

Dies scheint vornehmlich hier der Fall gewesen zu sein, wenigstens soll Oberst Kuhn eine Untersuchung gefordert haben, zu seiner Rechtfertigung.

Unmöglich auch konnte ein einsichtiger Generalstabschef mit den Handlungen des Hauptquartiers einverstanden sein. Das lange, unthätige Abwarten in der festen Stellung bei Parma und Piacenza mochte sich rechtfertigen lassen, nicht aber die Sorglosigkeit an der Sesia und am wenigsten der Zug nach Magenta, der Uebergang auf das linke Tessinufer; diese ermüdenden Märsche, dies Aufreiben der Kräfte des Heeres vor dem Beginn der Schlacht, endlich diese Zerstreung der Corps auf der Länge der Marschlinie, während das franco-sardische Heer seine gesammte Macht dicht beisammen hatte und damit eine außerordentliche Uebermacht über einen Gegner besaß, der seine im Laufe des Tags einzeln und erschöpft ankommenden Brigaden sofort in's feindliche Feuer werfen mußte. Die numerische Ueberlegenheit der Franzosen hätte weniger zu sagen gehabt, wenn die 70—80,000 Mann Oesterreicher am Morgen in und um Magenta vereinigt waren. Bei der Enge des Kampfplatzes konnten so wenig alle Franzosen wie alle Oesterreicher gleichzeitig daran Theil nehmen, allein eben weil die Franzosen immer frische Regimenter vorschoben und die ermüdeten, blutigen ablösen lassen konnten, mußte ihnen zuletzt der Sieg bleiben. Wäre dies ebensowohl auf Seite der Oesterreicher möglich gewesen, dann dürfte die Entscheidung anders ausgefallen sein. Dann hätte das tapferere 14. Regiment, Großherzog von Hessen, nicht acht Mal sich in den Sturm werfen müssen, bis zuletzt nicht mehr als 218 Mann und 5 Offiziere, noch auf den Beinen standen; dann wären vom 7. Jägerbataillon sicherlich mehr als 10 Mann übrig geblieben und so von manchen andern Regimentern, welche beinahe gänzlich verschwanden. Dann wäre auch zuletzt die grenzenlose Verwirrung nicht entstanden; es hätte nicht vorkommen können, daß Truppen, welche von Mailand mit einem Eisenbahnzuge kamen, mitten in die französische Tirailleurlinie hineingefahren wurden und in den Baggons sehten und fliehen mußten; daß von Compagnien und Bataillonen mehrere Tage nach der Schlacht, wie von den Compagnien des Regiments Freiherr von Bernhard, sich 18 Verwundete und 1 Offizier wieder einfanden.

Die Schlacht war verloren, keine Verschönerung konnte helfen. Sie war verloren durch Schuld der Oberleitung, und sie war von dem entschiedensten,

wahrhaft erschütternden Folgen, denn sie bewirkte den vollständigen Rückzug der Armee bis in das strategische berühmte Viereck am Mincio. Nicht allein Mailand, nicht nur Bavia, auch die starke Feste Piacenza und im Kirchenstaate Ancona und Bologna wurden aufgegeben. Nicht die Abbalinie, nicht der Oglio hielten den Rückzug auf, ungeheure Vorräthe, ungeheures Kriegsmaterial wurden vernichtet. Die Welt sah mit Erstaunen Unglaubliches in wenigen Tagen. Was Oesterreich als die Stützen seiner Macht in Italien erklärt, was es um den Kriegspreis nimmer wollte antasten lassen. Piacenza und die römischen Festen, wurden freiwillig verlassen; in Verona war es so beschloffen worden, ohne Zweifel auf dringenden Rath des General Hef. In Wien aber und in und außer Oesterreich überall, brachen die heftigsten Bormürfe gegen die kopflose Kriegsführung los. Selbst die österreichische Militärzeitung konnte sich nicht enthalten, mit Bitterkeit hervorzuheben, wie Oesterreich trotz seines mächtigen Heeres bisher immer gescheitert wurde, weil es auf den Angriffspunkten jedesmal zu schwach war und alle Tapferkeit seiner Soldaten zu nichts nützte, als zu ihrem ruhmvollen Untergang. Gegenüber zeigte sich die Kriegsführung der Franzosen von ganz anderer Besonnenheit und Ueberlegung. Immer war bisher jede nöthige Vorsicht getroffen, immer standen die Mittel mit den gefaßten Entschlüssen im wohlgeordneten Zusammenhange. Die Vereinigung der Kräfte zur rechten Zeit und zur rechten Stelle, gab den Franzosen das Uebergewicht, das sie trotz ihrer vorzüglichen Waffen, ihrer Vortheile in vielen Einrichtungen und ihrer Tapferkeit nicht erlangt haben würden.

Dem Jorne der öffentlichen Meinung hat General Gyulai weichen müssen und mit größerer Zuversicht blickt man auf seinen Nachfolger, den Reitergeneral Schlik. Die Schlacht bei Magenta hat trotz der Gnade des Kaisers über das Feldherrntalent des Grafen Gyulai den Stab gebrochen.

Wie das französische Heer gelitten hatte, bewies, daß es am 5. Juni auf dem Schlachtfelde stehen blieb und weder die zurückziehenden Oesterreicher verfolgte, noch in Mailand einzog. Die Ordnung sollte hergestellt werden. Ein siegendes Heer hat diese nicht herzustellen, wenn es nicht selbst große

Verluste gehabt hat. Die ganze Siegesbeute der Schlacht bestand in 4 Kanonen und eine Fahne.

Erst fünf Tage darauf erfolgte das Gefecht von Malegnano um die österreichische Nachhut aus dem nahen Malegnano zu vertreiben, das zwei Brigaden vom Corps des General Benedek auf der Straße nach Lodi besetzt hielten. Zwei französische Corps das 1. und 2. (Mac-Mahon) unter Oberbefehl des Marschalls Baraguay d'Hilliers erschienen, wiederum mit gewaltiger Uebermacht, und es kam zu einem blutigen Straßen- und Häuserkampf, bei welchem der österreichische General Böer das Leben verlor. Die Franzosen geben ihren Verlust an Todten und Verwundeten auf 943 an, den der Oesterreicher noch dreimal so hoch; wenn man, wie gewöhnlich, die Hälfte abzieht und einen beträchtlichen Theil den Franzosen zulegt, so kommt man der Wahrheit näher. Das Gefecht selbst hatte keine Bedeutung. Die Oesterreicher setzten nach vierstündigem Kampf unbehindert ihren Rückzug nach Lodi fort.

Wir schließen diese Darstellung mit dem Berichte eines Engländers, der das Schlachtfeld von Magenta am 6. Juni sah. Gestern, schreibt er aus Mailand, bin ich mit einem Train hier angekommen, welcher eine große Zahl Verwundeten von Magenta hereinschaffte. Welch furchtbarer Anblick war es diese schauerhafte blutige Wühlstatt zu betrachten. Die verstümmelten, zerrissenen, zersehten und blutbedeckten Leichen lagen, in großen Gruben friedlich beisammen, man hatte keinen Unterschied zwischen Franzosen und Oesterreichern gemacht. Warum auch? Alle ihre Wuth- und Feindschaft hatte aufgehört. Auf den Feldern, zwischen den Heiden und Gärten und Höfen sammelte man noch Waffensstücke aller Art ein und immer noch wurden aufgefunden Verwundete herbeigetragen, welche am Stationshause der Eisenbahn von den dort beschäftigten Aerzten den ersten Verband erhielten und in den Wagens dann nach Mailand geschafft wurden. Die Züge fuhr ab und zu, lauter offene und bedeckte Wagen 3. Classe. In diese wurden die Verwundeten unter höllischen Schmerzen gebracht, grüne Zweige darüber gestroht um den sengenden Sonnenstrahl abzuhalten und ein großes Haß

mit Wein oder ein aus Eryth und Wasser gemachtes Getränk hineingestellt, um den brennenden Durst zu löschen.

Auf diesem Wege sah ich die furchtbarsten Scenen, welche die Fantasie zu erfinden vermag, wahr und wirklich vor mir. Es war die Nachtseite des Sieges in seiner ganzen Schrecklichkeit; der Jammer und die Verzweiflung seiner Opfer in jeder Gestalt. Da lagen Verhümmelte und Verwundete in allen Stadien von Schmerz und Todespein, halbnaht, zerlegt, an allen Gliedern verschraubt und verschmugt, bedeckt und unkenntlich gemacht von ihrem gewonnenen Blute. Mitten unter ihnen standen die Priester, welche den Sterbenden die letzte Oelung reichten. Hier das verglaste Auge des eben Verbliebenen, dort der irre Blick und das wahnwitzige Stammeln der Verendenden, die Fieberglut und die Angst des nahenden Todes, neben Anderen, von denen sich nicht sagen ließ, ob sie schon ihren Leiden entnommen waren. Wer herbei trat, ward still beim Anblick dieses Elends und entblöhte mechanisch sein Haupt. Selbst die beweglichen Franzosen wurden schweigsam und ernsthaft; und die Worte der Geistlichen hallten laut, zuweilen überdönt von einem wilden Schmerzensschrei, oder einem gurgelnden Röcheln und Stöhnen.

Es war eine furchtbare Scene, doch noch gräßlicher wurde sie, als diese Armen von dem Stationshause in die Wagons geschafft wurden. Von allen Seiten das schreckliche Jammern, — diese zerfleischten Leiber, diese verzerrten blassen Gesichter! Noch einmal wurde ihnen ein kühlender Labetrunck gereicht, dann ging es fort und der Lärm auf den Schienen überdönte das Wehgeschrei und Röcheln.

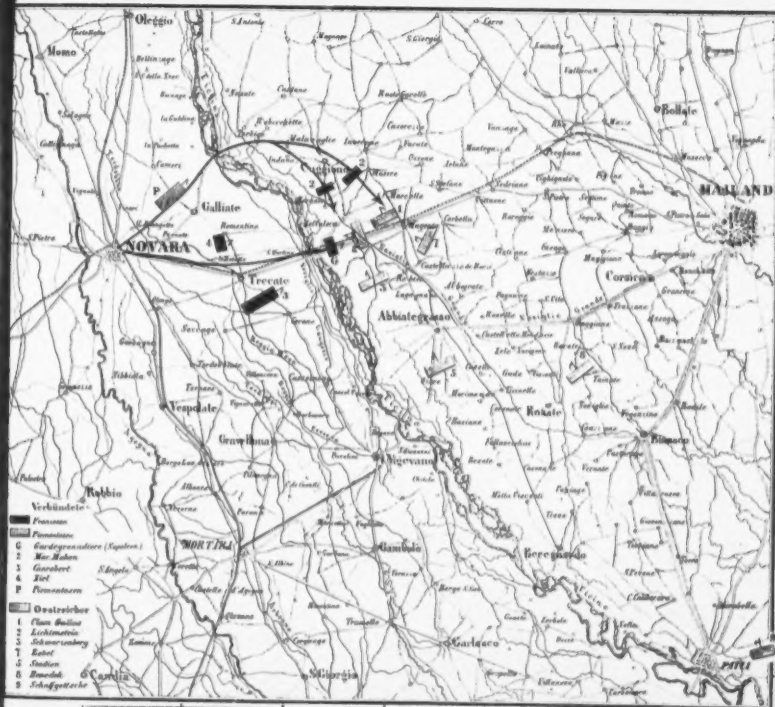
In Mailand angekommen fanden viele Bahnen und freiwillige barmherzige Menschen bereit, die Verwundeten in ihre Obhut zu nehmen. Ich glaube nicht, daß der geringste Unterschied gemacht wurde, Haß und Fanatismus schwiegen vor diesen Leidensgestalten.

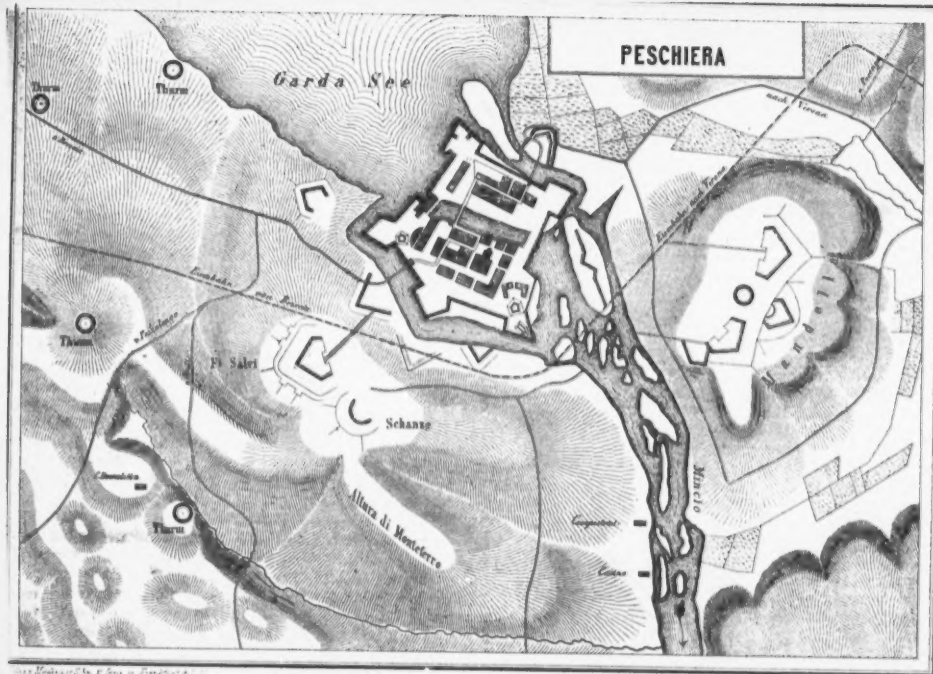
Ich selbst sprang aus dem Wagen und befand mich nach wenigen Schritten in einer neuen Welt. Ringsum strahlende Gesichter, freudetrunkene Menschen, blumengeschmückte Häuser, Jubelgeschrei und Vivats ohne Ende. Französische Soldaten tummelten sich zu Fuß und Wagen mit den Einwohnern umher. Von den Dächern flatterte die Tricolore Frankreichs und Ita-

liens; auf den Hüten der Civilisten (der neuen Nationalgarde) saßen Zettel mit der Inschrift: Ordine e Sicurezza (Ordnung und Sicherheit) und in den Händen trugen sie österreichische Musketen, die im Castell zurückgelassen worden. Mailand feierte den Abzug der Oesterreicher den Tag der Freiheit, die blutenden sterbenden Opfer waren vergessen.



Stellungen der italienischen Armeen am 4. Juni Nachmittags, um Magenta.




$$\Delta \text{m-articles} = P(\text{Watts}) - \text{m-articles}$$

1911-12

1912-13

1913-14

1914-15

1915-16

1916-17

1917-18

1918-19

1919-20

1920-21

1921-22

Einzug der Verblindeten in Mailand und Rückzug der Österreicher in die Rinciolinie.

Während die Schlacht von Magenta geschlagen wurde, horchten die Bewohner Mailands in allen Straßen auf den Donner der Kanonen und ihre Empfindungen waren aufs äußerste erregt; wohin sich ihre Wünsche und Hoffnungen neigten, war gewiß nicht zu verkennen, allein sie waren gewöhnt sich zu beherrschen, und man darf den Aussagen von Augenzeugen Glauben schenken, daß die Haltung der Bevölkerung eine gemessene und besonnene blieb. Was hatten sie auch zu erwarten, wenn das Castell seine Bomben über die Stadt schüttete und die, wenn auch schwache Besatzung, darunter die in ganz Italien gefürchteten Kroaten von ihren Waffen Gebrauch machten? Mailand war zudem der Hauptsitz der österreichischen Regierung der Lombardie. Von hier aus wurden die Fäden gelenkt, hier befanden sich alle Centralbehörden und der General-Gouverneur, welcher jetzt allerdings nicht mehr vorhanden, seitdem Graf Gyulai die Civil- und Militärgewalt vereinigte. Zahlreiche Beamten arbeiteten in den Bureaus und unter diesen befanden sich viele Italiener, da die österreichische Regierung gern Landeseingeborne anstellte und nur die hohen Ämter den Deutschen vorbehielt, obgleich sie auch hierbei nicht eben exclusiv verfuhr. Diese italienischen Beamten galten allerdings als Werkzeuge der Regierung, allein es waren doch viele darunter, die im Geheimen mit ihren Landesleuten übereinstimmten und der

Nationalfacke anhängen. Die Furcht vor den Oesterreichern, die Waffenlosigkeit und die Besorgniß vor den Folgen einer Straßenrevolte wirkten zusammen mit der Anwesenheit so vieler Deutschen, daß der gebildete und verständige Theil der Mailänder durch seinen Einfluß und seine Vorstellungen den Pöbel und die Fanatiker von Gewaltthaten abhielt. Als am Abend des 4. Juni Aufläufe entstanden, angeblich, weil ein Kind von einem österreichischen Wagen überfahren und getödtet wurde, beschwichtigten angesehenere Männer die erregte Menge, wahrscheinlich mit der Hoffnung, daß sich bald Alles, ohne ihr Zutun ändern werde. Man wußte jedoch am Abend noch nichts von dem Ausgange der Schlacht, da die Eisenbahn und alle Verbindungen sich in den Händen der Regierung befanden.

Am frühesten Morgen des 5. Juni erfuhr die Stadt jedoch vollständig wie es stand. Die Garnison hatte den Befehl erhalten, Mailand sofort zu räumen, alle Kassen mitzunehmen, Kanonen und Waffen im Kastell zu zerstören und mit den kaiserlichen Beamten auf der Eisenbahn nach Verona abzuweichen.

Dies geschah im Laufe des Vormittags unter dem Jubel des Volks, denn der Verlust der Schlacht ließ sich nun nicht mehr verbergen. In solcher Eile konnte auch natürlich nur unvollkommen das Regierungseigenthum geborgen oder zerstört werden. Die 41 Kanonen des Kastells wurden zwar vernagelt, allein mehrere tausend Musketen mußte man mit Kriegs- und Mundvorräthen aller Art lassen wie sie waren. Selbst das baare Geld blieb zum Theil zurück, denn die italienischen Beamten folgten zum allergrößten Theil der Aufforderung nicht, die Soldaten zu begleiten; sie blieben auf ihrem Posten in ihren Bureaus und sparten ihre Dienste und Dienstkenntnisse der neuen Regierung auf.

Unter den Privat für den König Victor Emanuel, dem re d'Italia und dem Kaiser der Franzosen, dem Befreier, durch Straßen voll dreifarbiger Fahnen, welche mit wunderbarer Schnelle überall erschienen, zwischen Häusern mit Blumen geschmückt, zwischen Volksheufen, die mit Jubel ihre Hüte und Rümpfe mit den dreifarbigen Kokarden schwingen, was gestern noch mit dem Tode geahndet worden wäre, zogen die Oesterreicher zu dem Bahnhofe. Einige

Soldatenhaufen sollen sich dadurch gesichert haben, daß sie Weiber und Kinder als Geiseln in ihre Mitte nahmen, bis sie die Eisenbahn erreichten; es mögen auch wohl einzelne Insulte vorgekommen sein, allein im Ganzen blieb es bei Hohngelächter und Verwünschungen, nirgend kam ein Angriff des Volks vor.

Mailand war frei. Das Volk stürzte nach dem Castell, es bewaffnete sich mit den aufgefundenen Gewehren, der Stadtrath ergriff die Fäden zur Aufrechterhaltung der Ordnung, eine Bürgergarde ward schnell errichtet und die begeisterte Masse stimmte in den Ruf: Ordnung und Sicherheit! jubelnd ein.

Am 5. Juni Abends erschienen die ersten Franzosen in Mailand, am 7. Juni zog General Mac-Mahon mit seinem Corps ein. Der Keffe, welcher so slavisch die Maximen des Onkels nachahmt, mußte natürlich eben so wohl einen Herzog von Magenta schaffen, wie er einen Herzog von Malakoff zu Stande gebracht hatte. Der tapfere General und seine Soldaten wurden von den Mailändern mit Begeisterung empfangen und als am 8. Juni der Einzug des Königs und des Kaisers erfolgte, stieg die Begeisterung bis auf ihren Gipfel. — Als König der Lombarden von der Municipalität bewillkommt und vom Volke als solcher im Sturme des Entzückens begrüßt, trat Victor Emanuel in Mailand als Hauptperson bei diesem Schaupreßstücke hervor; während der Kaiser, der doch alle Fäden in seiner Hand hielt, scheinbar, als Freund und Bundesgenosse, sich mit der zweiten Rolle begnügte. Die ganze Stadt schwamm in Jubel und Bonne. Gleich nach dem Einzuge überreichte der Gemeinderath dem Könige eine Adresse, nachdem schon am 5. Juni von Seiten der städtischen Corporationen ihm eine solche in seinem Hauptquartier zugestellt worden war. Diese Adresse, welche dem Könige ohne weiteres die Treue zusprach und den bisherigen Landesherren beseitigte, lautete:

„Sire! Der allgemeine Wunsch ist, daß Ew. Majestät, dem durch ein Wunder der Eintracht die Geschicke des gemeinsamen Vaterlandes anvertraut werden, möglichst bald die Regierung und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten des Landes in die Hand nehmen möge. Dieser Wunsch ward bereits feierlich durch Tausende unserer Freiwilligen, zuerst durch einen Eid

vor Gott und dann durch das vor den österreichischen Kanonen vergossene Blut, kund gethan. Heute hat der Gemeinderath als Vertreter von Mailands Bevölkerung mit Einstimmigkeit und durch unwiderstehliche Acclamation die Adresse bestätigt und angenommen, welche die Municipal-Korporationen Ew. Majestät am 5. d. M. zusandten und die Ihnen am folgenden Tage im Hauptquartier zu San Martino di Trecate überreicht ward. Sire, in dem Beschlusse des Gemeinderathes von Mailand wird Ew. Maj. einen neuen Beleg dafür erblicken, daß Wahrheiten, die von Herzen kommen, sich nicht auf zweierlei Art ausdrücken lassen. Wir gehören Ihnen an durch die Nothwendigkeit der geographischen Lage, durch das historische Recht des Einverleibungs-Aktes vom Jahre 1848, der durch die 11 Jahre der Vorbereitung und der Leiden bestätigt ward, die in der Geschichte der Völker als ein erhabenes Beispiel dessen, was Ausdauer in gerechten Unternehmungen, so wie Würde bei öffentlichen Unglücksfällen vermögen, unauslöschlich bleiben werden. Sire, diese Bevölkerung hat viel gewonnen, weil sie viel erlitten hat. Ew. Majestät ward durch den Wunsch von ganz Italien, durch die Achtung Europa's und die Zustimmung Frankreichs berufen, die Schmerzen der Nation zu stillen und die Früchte dieser harten Prüfungen zu erndten. Sire, wir richten an Sie die Worte, durch die Sie schon einmal ergriffen wurden, als Sie dieselben von den Lippen unserer an dem ruhmreichen Tage von Palestro verwundeten Freiwilligen vernahmen: „Machen Sie Italien frei und glücklich, und wir werden unsere Wunden segnen.“

Schon vor dieser am 8. Juni dem Könige überreichten Adresse hatte der Gemeinderath am 6. auch eine solche an den Kaiser der Franzosen gerichtet.

„An E. Maj. den Kaiser Napoleon III. die Stadt Mailand. Sire! Der Gemeinderath der Stadt Mailand hat, am heutigen Tage selbst, eine außerordentliche Sitzung gehalten, in welcher derselbe durch Acclamation beschlossen hat, daß die Municipal-Congregation St. Maj. dem Kaiser Napoleon III. eine Adresse überreichen solle, welche die lebhafteste Dankbarkeit des Landes für seine hochherzige Mitwirkung an dem großen Werke der Befreiung Italiens kund gebe. Sire! Die Municipal-Congregation erachtet sich durch einen so erhabenen Auftrag als ungemein geehrt,

aber sie weiß auch, wie unzureichend die Sprache ist, um denselben auszuführen. In einer Rede, deren hochherzige Gefühle allgemein bewundert werden, und welche die Italiener mit religiöser Wonne vernahmen und wie eine glänzende Vorherverkündigung auszulegen wußten, bemerkte Ew. Maj., daß Sie Sich auf das Urtheil der Nachwelt verließen! Sire! Das Urtheil über die Heiligkeit des Krieges, den Ew. Maj. in Einvernehmen mit dem Könige Victor Emanuel II. unternommen, hat die einstimmige, öffentliche Meinung des civilisirten Europa gesprochen, und die Namen Montebello, Palestro und Magenta gehören bereits der Geschichte an. Wenn jedoch am Tage der Schlacht die Großartigkeit von Ew. Majestät Plänen, die kaum durch den Heldennuth Ihrer Soldaten erreicht wird, uns den Sieg verbürgt, so können wir am Tage nach derselben nur den Verlust so vieler Tapfern, die Ihnen auf das Feld der Ehre folgten, beklagen. Die Namen der Generale Beuret, Clerc, Espinasse und so vieler anderen allzu früh gefallenen Helden prangen bereits im Heiligthume unserer Märtyrer und werden in den Herzen der Italiener wie in einem unzerstörbaren Denkstein eingegraben bleiben. Sire! Unsere Dankbarkeit gegen Ew. Majestät und die große Nation, die Sie noch größer zu machen berufen worden, wird mit mehr Nachdruck durch das ganz frei gewordene Italien kund gethan werden; wir aber sind stolz darauf, daß wir die Ersten sind, derselben Ausdruck zu verleihen, wie wir die Ersten waren, welche von dem widerwärtigen Anblicke der österreichischen Tyrannei befreit wurden.

Gestatten Sie, Sire! Ew. Majestät mit dem Rufe unseres Volkes zu begrüßen: Es lebe Napoleon III.! Es lebe Frankreich!"

Hierauf antwortete der König am 9. Juni mit folgender Proclamation: „Bewohner der Lombardei! Der Sieg der Befreiungs-Armeen führt mich in Eure Mitte. Nachdem das Recht der Völker wieder hergestellt, spreche Ich Euch für eine Vereinigung mit einem Königreiche aus, — eine Vereinigung, die auf den Garantien des bürgerlichen Lebens beruht. Die provisorische Form, die ich heute der Regierung erteile, ist durch die Kriegsnöthigkeiten bedingt. Sobald die Unabhängigkeit gesichert ist, werden die Gemüther sich beruhigen, die Herzen tüchtig werden, und eine freie und

dauerhafte Regierung wird begründet werden. Bewohner der Lombardei! Die Piemontesen brachten und bringen noch große Opfer für das gemeinsame Vaterland. Unsere Armee, die in ihren Reihen eine große Anzahl tapferer Freiwilliger aus unseren und aus den anderen italienischen Provinzen aufgenommen, hat bereits glänzende Beweise ihrer Tapferkeit gegeben, indem sie kühn für die nationale Sache kocht. Der Kaiser der Franzosen, unser edler Bundesgenosse, würdig des Namens und des Genies Napoleon's, will, indem er die heldenmüthige Armee dieser großen Nation befehligt, Italien befreien von den Alpen bis zum adriatischen Meere. Wettstreitend mit solchen Opfern, werdet Ihr diese hochherrlichen Anstrengungen auf den Schlachtfeldern nachahmen, Euch würdig zeigen der Geschicke, zu denen Italien Euch nach jahrhundertlangen Erbulungen beruft.

Im Hauptquartier zu Mailand, 9. Juni 1859.

Victor Emanuel."

Der Kaiser Napoleon aber beantwortete am 8. Juni die ihm erzeigte Huldigung mit einem bemerkenswerthen und wichtigen Alkenstücke, der nachfolgenden Proklamations an das italienische Volk, in welcher sich die ganze tragvolle und doppeltungige Politik des Befreiers Italiens widerspiegelt.

„Da das Kriegerglück Uns heute in die Hauptstadt der Lombardei geführt hat, so will Ich Euch sagen, warum Ich hier bin. Als Oesterreich Piemont ungerechter Weise angriff, beschloß Ich, dem Könige von Sardinien, Meinem Allirten, beizustehen. Die Ehre und die Interessen Frankreichs machten Mir dies zur Pflicht. Eure Feinde, die auch die Meinigen sind, haben versucht, die allgemeine Sympathie, welche Europa für Eure Sache hatte, zu schwächen, indem sie es glauben machen wollten, daß Ich den Krieg nur aus persönlichem Ehrgeiz oder zur Vergrößerung des französischen Territoriums unternähme. Wenn es Menschen gibt, die ihre Zeit nicht verstehen, so gehöre Ich nicht zu dieser Zahl. Wenn man in dem durch die öffentliche Meinung aufgeklärten Zustande gegenwärtig größer ist durch den moralischen Einfluß, welchen man ausübt, als durch unfruchtbare Eroberungen, so suche Ich mit Stolz diesen moralischen Einfluß, indem Ich dazu beitrage, einen der

schönsten Theile Europa's zu befreien. Euer Empfang hat Mir schon bewiesen, daß Ihr Mich verstanden habet. Ich komme nicht hierher mit einem vorgefaßten Systeme, um die Souveräne aus ihrem Besiz zu vertreiben, noch um Meinen Willen Euch auszudrängen. Meine Armee wird sich nur mit zwei Dingen beschäftigen, Eure Feinde zu belämpfen und die innere Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie wird der freien Kundgebung Eurer legitimen Wünsche kein Hinderniß in den Weg legen. Die Vorsehung begünstigt zuweilen sowohl Völker als Individuen, indem sie ihnen Gelegenheit gibt, plötzlich groß zu werden, aber dies geschieht nur unter der Bedingung, daß sie daraus Nutzen zu ziehen wissen. Benutzt also das Glück, welches sich Euch darbietet! Euer Verlangen nach Unabhängigkeit, das Ihr so lange ausgebrüht und das so oft getäuscht worden, wird erfüllt werden, wenn Ihr Euch dessen würdig zeigt. Bereinigt Euch daher zu dem einen Zwecke, dem der Befreiung Eures Vaterlandes. Organisirt Euch militärisch. Eilet zu den Fahnen des Königs Victor Emanuel, der Euch schon auf so edle Weise den Weg der Ehre gezeigt hat. Erinnert Euch, daß es ohne Disziplin keine Armee gibt, und begeistert von dem heiligen Feuer der Vaterlandsliebe werdet Ihr, die Ihr heute noch Soldaten seid, morgen freie Bürger eines großen Landes sein.

Gegeben im Kaiserlichen Hauptquartier zu Mailand am 8. Juni 1859.

Napoleon."

Außer dieser berühmten, vieldeutigen und vielgedeuteten Proclamation, erließ der Kaiser folgenden Tagesbefehl an die Armee.

„Soldaten! Vor Einem Monat hoffte ich, den Bemühungen der Diplomatie vertrauend, noch auf Frieden, als plötzlich die Invasion Piemonts durch die Oesterreicher uns zu den Waffen rief. Wir waren nicht bereit. Es fehlte an Leuten, Pferden, Material, Proviant, und wir mußten, um unseren Verbündeten zu helfen, eiligt, in kleinen Abtheilungen, über die Alpen gehen, gegen einen furchtbaren, seit lange gerüsteten Feind ziehen. Die Gefahr war groß — die Energie der Nation und Euer Muth ersetzten das Fehlende. Frankreich fand seine alten Tugenden wieder und, einig in Zweck und in Gesinnung, zeigte es die Macht seiner Hülfquellen und die

Stärke seines Patriotismus. Es sind 10 Tage, daß die Operationen begannen und schon ist Piemont von den Feinden geräumt. Die verbündete Armee lieferte 4 glückliche Kämpfe und erfocht einen entscheidenden Sieg, der ihr die Thore der lombardischen Hauptstadt öffnete; Ihr habt mehr als 35,000 Oesterreicher kampfunfähig gemacht; 17 Kanonen, 2 Fahnen erobert, 8000 Gefangene gemacht. Aber Alles ist nicht gethan; wir haben noch zu kämpfen, Hindernisse zu besiegen. Ich zähle auf Euch, Muth denn, tapfere Soldaten der italienischen Armee! Vom Himmel schauen Eure Väter mit Stolz an! Esz herab!

Im Hauptquartier zu Mailand, 8. Juni.

Napoleon."

Drei Tage lang währten nun die Feste in Mailand, welche am 8. mit dem Einzuge am 9. Juni mit einem Te Deum in dem herrlichen Dome begannen und durch die Vertreibung der Oesterreicher aus Miegiano an Begeisterung zunahmen. Ein Freudentausch hatte die Mailänder ergriffen und alle Scenen des Volkenthusiasmus stellten sich dar, zu welchem die Italiener besonders befähigt sind.

Inzwischen geschah was nothwendig. Victor Emanuel benahm sich als Landesherr, als er am 9. Juni ein Dekret über die provisorische Civilverwaltung der Lombardei erließ, und im Namen der Dictatur, welche ihm am 23. April die piemontesische Volksvertretung übertragen, einen Statthalter und neue Oberbehörden einsetzte. Alle nicht italienischen Beamten wurden als entlassen erklärt.

Aus Turin kam der Graf Cavour und half die neuen Verhältnisse ordnen. Die Lombardei wurde ohne Weiteres schon als sardinisches Eigenthum betrachtet, i nostri liberatori, die Franzosen nahmen, wie ihr Kaiser, die Wiener gnädiger Schirmherren an; allein, wie es scheint, war beides nach dem Kaufe der ersten Tage, doch nicht nach aller Mailänder Geschmach, und es zeigten sich bald Spuren, daß ebensowohl die Eifersucht gegen die Piemontesen erwachte, wie auch Franzosen und Piemontesen sich mit scheelen Blicken ansahen. Endlich kamen auch bald Klagen über Raub, Plünderung, Entehrung und andere Verwalthaten, welche in vielen Dörfern von

den Franzosen, meist wohl von den Turken und den tapferen Juaren ver-
 übt wurden.

Die Oesterreicher führen mit ihrem Rückzuge ununterbrochen fort, trotz
 des Mißvergnügens darüber im Heere selbst, trotz der Kampflust, welche
 Magenta und Masegnano nicht vermindert hatten. Die Colonnen hielten
 sich nirgend auf, sie zogen am unteren Po auf dem großen Sübwege über
 Vodi und Cremona nach Mantua, während die Truppen, welche im Kirchen-
 staate, Bologna, Ancona und Ferrara räumten, die 5000 getreue Soldaten
 des Herzogs von Modena mit sich nahmen, sammt dem, was der Herzogin
 von Parma ergeben geblieben.

Der nun eingeschlagene Kriegsplan, welcher der Plan des Feldzug-
 meisters Hef sein soll, vereinte die ganze Kraft Oesterreichs am Mincio und
 erwartete in dieser starken Stellung den Feind, welcher auch nicht lange auf
 sich warten lassen wird; denn obwohl die Oesterreicher auf ihrer südlichen
 Rückzuglinie nicht verfolgt wurden, schlugen die Franzosen und Piemontesen
 doch schon am 11. Juni den nördlichen Weg gegen den Gardasee ein und
 ihnen voran eilte denn Garibaldi mit seinen Schaaren, vor denen sich der
 Feldmarschall-Lieutenant Urban eiligst zurückzog.

Auch Garibaldi erschien in Mailand und wurde von dem Kaiser der
 Franzosen gnädig empfangen. Der Sieg bei Magenta entschied auch den
 Krieg am Lago Maggiore. Die Besatzung der kleinen Festung Laveno floh,
 600 Mann stark, auf den drei österreichischen Kriegsdampfern auf Schweizer
 Gebiet, und General Urban gab Como frei und zog sich im Geschwindmarsche
 auf Bergamo und Brescia zurück, wobei es von den österreichischen Berichten
 als ein Glück gepriesen wurde, daß er bei Cassano an der Adda, dem ver-
 folgenden Garibaldi glücklich entkommen sei. Es soll dies Freicorps jetzt
 18,000 Mann mit 14 Kanonen zählen, und reisende Engländer und Schweizer
 machen von ihm sehr günstige Beschreibungen. Seine Vorhut hat am
 15. Juni bei Castenodelo, einige Stunden vom Gardasee und von Peschiera,
 eine Schlappe durch beträchtliche österreichische Streitkräfte erlitten, welche
 3—400 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen kostete.

So hatte sich das Blatt in wenigen Tagen gewandt. Eine Beschr

reichte hin, um das piemontesische eroberte Gebiet und die Lombarden aufzugeben. — Franzosen und Piemontesen haben den Gardasee erreicht; vom Süden her nähert sich, aus Lodi und Modena, das angeblich 50,000 Mann starke Corps des Prinzen Napoleon, um gegen Venedig vorzudringen und den Angriff der Seemacht vom Lande zu unterstützen.

Das verbündete Heer unter Leitung des Kaisers und des Königs nähert sich vom Westen her den österreichischen Linien zwischen Peschiera und Mantua; auf dem Gardasee erwartet man die französischen Kanonenboote und ihre gezogenen Geschütze. Mehr als 400,000 Kämpfer stehen sich hier gegenüber, um den zweiten Akt des blutigen Drama's zu beginnen.

Die österreichische Streitmacht hat sich inzwischen hinter dem Mincio vereinigt. Zu der vom Tessin zurückziehenden 2. Armee, deren Führung statt des Grafen Gyulai, der General der Cavallerie, Graf Schlik übernommen, ist die 1. Armee unter Feldzeugmeister Wimpffen gestoßen. Ueber beide vereinte Armeen hat der Kaiser am 18. Juni den Oberbefehl übernommen, ihm zur Seite steht Feldzeugmeister Hess.

Der Kaiser hat der Armee die Ausführung seines Entschlusses durch folgenden Tagesbefehl angezeigt:

„Indem ich heute den unmittelbaren Oberbefehl über Meine gegen den Feind stehenden Armeen anrete, will ich an der Spitze Meiner braven Truppen den Kampf fortsetzen, den Oesterreich für seine Ehre und sein gutes Recht aufzunehmen gezwungen war. — Soldaten! Eure Ergebenheit für mich, Eure so glänzend bewiesene Tapferkeit, bürgen Mir dafür, daß Ihr unter meiner Anführung jene Erfolge erringen werdet, die das Vaterland von uns erwartet.“

Verona, am 18. Juni 1859.

Franz Joseph.“

Das österreichische Heer besteht aus vier Armeen (16 Corps), welche unter folgenden Befehlhabern stehen:

I. Armee: Feldzeugmeister Graf Wimpffen, II. Armee: General der Cavallerie Graf Schlik, III. Armee: General der Cavallerie Erzherzog Albrecht, IV. Armee: Feldmarschalllieutenant Graf Degenfeld.

1. Corps: KML. Graf Clam-Gallas. 2. Corps: KML. Fürst Liechtenstein. 3. Corps: KML. Fürst Schwarzenberg. 4. Corps: KML. Erzherzog Karl Ferdinand. 5. Corps: KML. Graf Stadion. 6. Corps: (unbesetzt). 7. Corps: KML. Baron Jöbel. 8. Corps: KML. Ritter von Benedek. 9. Corps: General der Cavallerie Graf Schaffgotsche. 10. Corps: KML. Baron Bernhardt. 11. Corps: KML. von Weigel. 12. Corps: KML. Fürst Friedrich Liechtenstein. 13. Corps: KML. Baron Reischach. 14. Corps: KML. Graf Horváth-Tholdy. 15. Corps: Graf Thun-Hohenstein. 16. Corps: General der Cavallerie Prinz Württemberg. 1. Cavallerie-Corps: KML. Fürst Franz Liechtenstein. 2. Cav.-Corps: KML. Erzherzog Ernst.

Die Minciolinie und das strategische Biered.

Wenn die erste Hauptvertheidigungslinie des österreichischen Italiens, die Tessinolinie, verloren gegangen ist, so bildet die Minciolinie und das berühmte strategische Biered, die zweite und stärkere. In neuester Zeit ist die Tessinolinie überhaupt als unhaltbar gegen eine große Armee angezwiselt worden, und bekanntlich ging der Rath vieler angesehenen Strategen dahin, sich auf die Vertheidigung Mailands nicht einzulassen; das tiefe durchschnittene Land bis jenseit der Adra überhaupt aufzugeben, alle Kräfte aber für die Mincio- und Etschlinie zu bewahren, von deren Besitz, der Besitz der Lombardei abhängig ist.

Es ist diese Linie der feste Widerstandspfad gegen jeden Feind. Mag dieser vom Süden oder vom Westen kommen, nach jeder Richtung hin stößt er auf gewaltige Hindernisse, welche seine Fortschritte hemmen. Vier Festungen sichern und schützen die Aufstellungen der Vertheidiger; die Aufstellungen müssen besetzt, die Festungen müssen genommen werden, wenn der österreichischen Macht in Italien ein Ende gemacht werden soll. Es sind die beiden Minciofestungen, Peschiera und Mantua, und die beiden Etschfestungen, Verona und Legnago.

Der Mincio strömt bei Peschiera aus dem Gardasee und hält mit vielen Krümmungen eine südliche Richtung inne, bis zu seinem Einfluß in den See von Mantua; aus dem unteren Theil dieses Sees fließt er dann

südöstlich dem Po zu. Es ist ein Fluß von mäßiger Breite und Tiefe, doch hat er nur in trockener Jahreszeit einige Furthen. Das Brückenschlagen wird durch viele Inseln erleichtert, allein seine Ufer sind sumpfig, besonders gegen den See hin. Brückenübergänge hat er bei Peschiera, Borghetto (Valleggio gegenüber), bei Goito und Rivalta, endlich bei Mantua über die Seen. Aber Peschiera und Mantua haben die Brücken unter ihren Kanonen, Rivalta wird von Mantua gedeckt, so daß kaum 4 Meilen von dem Heere zu decken übrig bleiben. Goito, wo 1848 die Piemontesen siegten, dürfte auch jetzt wohl der Hauptangriffspunkt für den andringenden Feind sein. Der untere Lauf des Mincio bis zum Po wenig mehr als $1\frac{1}{2}$ Meile, wird von Mantua und dem Fort Pietoli bewacht.

Die strategische Wichtigkeit des Mincio besteht darin, daß er die kürzeste Quertlinie zwischen den Alpen und dem Po bildet, deren ganze Länge nur $6\frac{1}{2}$ Meilen beträgt; die Entfernung von Peschiera nach Mantua auf 5 Meilen gerechnet. Am linken Ufer liegen in einiger Entfernung Anhöhen, welche einer dort aufgestellten Armee den Vortheil gewähren, zu jeder Zeit die Verhältnisse zu benützen und auf den beeengten Feind einbrechen zu können, den Beschützern stehen viele Rückzugswegen offen, der Angreifer dagegen hat den sumpfigen Fluß hinter sich; im Süden die Sümpfe der Etzsch und des Po und zu beiden Seiten Mantua und Peschiera.

Peschiera ist 3 Meilen von Verona entfernt, nur durch eine Eisenbahn mit dieser Hauptveste verbunden. Es ist ein Vorwerk für Verona und Mantua, eine Verstärkung der starken Stellungen am östlichen Theile des Mincio und deckt dem Ausgange nach Tyrol zum berühmten Plateau von Rivoli die linke Flanke wie Verona die rechte. Ueberdies dient es der Flotille des Gardasees als Hafnplatz, unterhält die Verbindungen mit dem großen See, und kann sowohl für die Bewegungen der Armeen, wie für deren Proviantirung die wichtigsten Dienste leisten. Die Stadt ist klein, zählt nur etwa 2500 Einwohner, von gleicher Stärke ist die Besatzung hinreichend. Die Befestigungen sind aber seit 1848 beträchtlich vermehrt worden. Die Stadt liegt auf einer Insel, welche der Mincio bei seinem Austritt aus dem Gardasee bildet. Früher hatte sie nur Gräben und Wälle, die Franzosen aber legten

schon während ihrer Herrschaft ein Fort auf dem Hügel Mandella auf dem linken Ufer an. Die Oesterreicher bauten auf dem rechten Ufer das starke Fort Solvi und seit 1848 haben sie dasselbe durch ein verschanztes Lager verstärkt, das durch 8 Lunetten mit bombensfesten Redouten gedeckt wird. Es kann ein starkes Armee-corps sich hier sicher aufstellen, und die Flanke des Feindes, der einen Uebergang versucht, bedrohen. Zum vermehrten Schutz der Festung sind auch Schleusenwerke angelegt, mittelst welchen der See an-
geflutet werden kann, um durch das plötzliche Oeffnen der Schleusen Ueber-
schwemmungen zu bewirken, welche sich auf den ganzen Lauf des Mincio, bis Mantua erstrecken und die feindlichen Schiff- und Bodbrücken zerstören könn-
en. Die Eisenbahn von Verona nach Brescia geht bei Peschiera vorüber. Dieser südliche Schlüssel zur Minciolinie ist somit in seiner jetzigen Beschaf-
fenheit kräftigen Widerstandes fähig und dürfte diesen länger leisten als im Jahre 1848.

Weit mehr noch ist dies jedoch mit Mantua der Fall; ebenfalls im See auf einer Insel belegen, welche jedoch eine bedeutende Ausdehnung hat, so daß 32,000 Einwohner darauf leben. Neben dieser, die Stadt tragenden Insel, liegt eine andere noch größere, die Insel Il Te, ebenfalls stark be-
festigt und mit allen Mitteln versehen, um ein Heer von 30,000 Mann auf-
zunehmen. General Burmser lagerte hier mit 28,000 Mann im Jahre 1796, und Mantua hielt eine achtmonatliche Belagerung aus. Der See ist im Nor-
den und Osten tief, im Süden und Westen, wo man ihn im vorigen Jahr-
hundert auszutrocknen versucht hat, liegen breite Sumpfstrecken. Die Ent-
fernung der Inseln vom Ufer beträgt durchschnittlich nach allen Richtungen
2500 Fuß. Fünf Dämme bilden die Zugänge, drei auf dem rechten, zwei
auf dem linken Ufer. Den östlich nach der Vorstadt, Borgo di St. Giorgio
hin gelegenen, bildet eine steinerne Brücke von 2700 Fuß Länge. Der
nördliche Damm, nach Borgo di Cortezza, ist 1380 Fuß lang. Der Damm
St. Giorgio deckt das Fort gleiches Namens. Den von Cortezza die große
Citadelle di Porto. Die Dämme von Westen und Süden liegen unter dem
Schutze des Hornwerkes Bradella und des starken Forts Pietoli, wozu noch

auf der Südspitze der Insel I. L. die Schanze Miglioretto kommt mit einem großen Schloßswerke zur Ueberschwemmung des niederen Landes.

Diese Lage macht Mantua eigentlich unnahbar, und so lange es nicht genommen ist, hängt es sich wie ein Bleigewicht an alle Bewegungen eines Feindes, der über den Mincio vordringt. Seinetwegen mußte Bonaparte, der, wo es nur irgend anging, Festungen liegen ließ, ohne auf seiner Siegesbahn inne zu halten, zwölf Gefechte und Schlachten liefern, deren Erfolg doch hauptsächlich nur ein moralischer war, denn das unbesiegte Mantua im Rücken und in der Flanke, mußte er immer Bedenken tragen und, für seine eigene Deckung sorgend, den Oesterreichern Zeit lassen sich zu erholen, um mit neuen Kräften auf demselben Kriegsschauplatz zu erscheinen. Nach einer achtmonatlichen Belagerung und Einschließung ergab sich damals Mantua im Februar 1797, und nun erst konnte Bonaparte über die julischen Alpen gehen und Oesterreich zum Frieden zwingen. Eine entschieden verlorene Schlacht während der Belagerung hätte ihn unsehlbar, eben so wie die Schlacht bei Custozza, Karl Albert, nach Piemont zurückgeworfen. Aber der Hofkriegsrath in Wien war so einsichtig, ihm immer nur ein frisches Corps nach dem andern entgegen zu stellen; zu einer starken und gleichzeitigen Anstrengung aller Kräfte konnte er sich nicht erheben.

Berona war damals als Festung ein unbedeutender Platz mit allen Ringmauern und verfallenen Werken; auch 1848 war es bei weitem noch nicht vollendet, obwohl man die drei alten Forts hergestellt und die Wälle verstärkt hatte. Erst nach diesem sardinischen Kriege wurde die ganze Wichtigkeit Berona's empfunden, und seit dieser Zeit ist es eine Festung ersten Ranges geworden, auf welche man alle Kunst verwandt, und in die man mehr als 6 Mill. Gulden verbaut hat. Berona liegt dicht vor den Alpenausläufen im Hügellande. Die Etsch kommt mit reißender Schnelle vom Gebirge herunter und schäumt durch die alte und ansehnliche Stadt von 65,000 Einwohner, welche an beiden Ufern liegt. Eisenbahnen verbinden sie mit Mantua und Peschiera. Die große Staatsbahn läuft über Vicenza und Padua nach Venedig und das Etschthal hinauf, über die vier Meilen entfernte Grenze des deutschen Bundeslandes Tyrol, nach Bogen.

Schon im Jahre 1848 brach sich an dieser mächtigen Festung der Siegeslauf der Piemontesen. Verona wurde der Schild des österreichischen Heeres, der Sammelplatz, von welchem aus der Umschwung erfolgte. — Damals war es jedoch nur auf der Ostseite stark befestigt, der westliche Theil unvollkommen, eben in der Arbeit begriffen. Seitdem sind die großartigsten Anstrengungen erfolgt, um es zu einem Waffenplatze zu machen, um welchen sich die Hauptentscheidungen jedes Krieges im österreichischen Italien bewegen müssen.

Die Hauptumwallung ist meist von altem Ursprunge, bastionirt, doch vielfach verstärkt und verbessert; auf den Höhen am linken Etschufer zieht sich ein großes Kronwerk mit seinen Schanzen bis an die Stadt hinab. Die vorliegenden Höhen sind mit vier kasemattirten Geschüthtürmen versehen, welche sich gegenseitig stützen und decken. Außer diesen Werken aber umschließt ein innerer Gürtel von 8 Forts verschiedener Art den Stadt- und Festungsstern, ein äußerer Gürtel von 12 Forts umringt weiter hinaus nochmals die Hauptumwallung. Diese äußeren Forts sind erst seit 1848 entstanden und führen die Namen der im Kriege mit den Piemontesen berühmt gewordenen Feldherren: Radetzky, Hess, d'Aspern, Bratislaw u. s. w. Vier Brücken verbinden die beiden Ufer innerhalb der Stadt; außerhalb derselben geht die Eisenbahnbrücke über die Etsch. Der äußere Festungsgürtel der zwölf selbstständigen Forts, welche sich unter einander verteidigen und in einander greifen, hat einen Umfang von 3 deutschen Meilen. Sie beherrschen weit hinaus das vorliegende Land und hinter ihnen ist Raum für das größte Heer, das nach Verlusten sich hierher zurückziehen, erholen, verstärken und hervorstechen kann, während es dem Feinde fast unmöglich ist, die ungeheure Festung genügend einzuschließen. — So bietet Verona alles, was eine Armee an Sicherheit und Bewegung nur wünschen kann, und ohne die größten Anstrengungen eines überlegenen Feindes kann es nicht verloren gehen.

Legnago ist der vierte Platz im Viereck, dessen südliche und östliche Ecke es an der Etsch bildet, über welche eine Brücke führt, welche durch einen starken Brückenkopf verteidigt wird. Es liegt 7 Meilen von Verona entfernt, 6 Meilen von Mantua. — Die Stadt hat 6000 Einwohner; der

Maß ist daher nicht groß, aber stark durch seine Lage in dem wasserreichen Tieflande. Schon der Umstand, daß hier fast ausschließlich Reisbau getrieben wird, beweist, daß der Boden weich und sumpfig sein muß. Die Ufer der Etsch sind damit auch reichlich versehen, und südlich dehnen sich die valli grandi Veronesi, die Sümpfe und Wiesenflächen, welche von zahllosen Kanälen durchschnitten, sich zwischen den sie umschlingenden Etsch- und Poarmen ausbreiten. — Legnago wird in dieser Lage nicht leicht von einem Feinde angegriffen werden, da sein Besitz zudem weder wichtig, noch entscheidend ist. Peschiera ist durch den Gardasee wichtiger; die Hauptangriffe des Feindes müssen sich jedoch immer auf Mantua und Verona richten, und so lange Oesterreich im Besitz dieser Festen und dieses Kriegshauptlagers ist, hat es Italien nicht verloren.

Selten hat die Befestigungskunst aber auch einen so dankbaren Boden gefunden und selten hat sie ihre Aufgabe so lösen können. Es gibt hier eine Reihe von Linien und Punkten, sowohl für active als passive Vertheidigung, welche sich aufs glücklichste vereinigen. Mit Eisenbahnen und auf guten Straßen lassen sich alle Punkte in 1—3 Tagemärschen erreichen. Alle Angriffsstraßen nach Außen und die Uebergänge über die Flüsse sind von den Plätzen und Stellungen beherrscht und gedeckt. Gleich beim Eintritt läßt sich die Minciolinie mit den größten Vortheilen vertheidigen. Ist der Mincio selbst auch weder breit noch tief, so läßt er sich doch nirgend durchwaten, und auf 3 Meilen Länge, vom Gardasee, bieten die Höhen von Bolta und Lonato, Peschiera als Flankendeckung, eine vortreffliche Defensivstellung, aus welcher augenblicklich die Offensive hervorgehen kann.

Im Süden gibt Mantua mit Zuziehung der Kanäle zu ähnlichen Stellungen Gelegenheit, hinter diesen folgt die Etschlinie mit den stärksten Vertheidigungspunkten. Hier bieten die Berge von Berici bei Vicenza und weiter zurück, die Höhen zwischen Verona und Vicenza vortreffliche Stellungen; zugleich hilft der reißende breite Strom und seine sumpfigen Zuflüsse. Einem vom unteren Po herauflommenden Feinde, dem am Po selbst kein bedeutender Widerstand entgegenzusetzen ist, da es dort keine starke Vertheidigungslinie gibt, wird zwischen Etsch und Mincio um so kräftiger Halt geboten werden

können. Mantua und Legnago bilden dazu die Stützpunkte, wie für die Rinciostellungen Peschiera und für die Gischstellungen Verona. Im Innern des Vierecks findet der Angreifer, er komme von Westen, Süden oder Osten, stets zwei Festungen vor sich, außerdem wird die Vertheidigung noch durch die Höhen von Valeggio und Somma-Campagna begünstigt. Im Norden aber liegt der Alpenwall, und bei dem jetzigen Kriege beginnt dort obenein das neutrale deutsche Bundesgebiet.

Vorbeigehen an diesem starken Viereck kann kein Feind, er muß es angreifen, und wenn er hineingedrungen ist, kann ihm kein vereinzelter Sieg helfen; er muß die Festungen nehmen, wenn er sein Vorbringen sichern will. Thut er dies nicht und trifft ihn ein Rückschlag, so ist er verloren. Er hat keine Hoffnung, ihn wieder gut zu machen, als am Tessin vielleicht, oder in der Ebene von Alessandria.

In diesem strategischen Viereck, zunächst an der Rinciolinie, erwarten jetzt die Oesterreicher die Verbündeten. — Aus dem Innern des Vierecks, von Villafranca, hat der Kaiser, am 23. Juni, sein Hauptquartier nach Valeggio am Rincio verlegt.

König Victor Emanuel II.,

geboren am 14. März 1820, ist der Sohn Karl Alberts und dessen Gemahlin, Theresie von Toskana. Seine früheste Jugend fiel mit der Zeit zusammen, wo sein Vater, wegen seiner Verbindungen mit der Aufstandspartei, aus Piemont verbannt wurde. Oesterreich hatte den ihm abgeneigten Prinzen von Savoyen-Carignan durch die Vermählung mit einer Prinzessin des Habsburgischen Hauses zu fesseln gesucht. Obwohl nun dies nicht gelungen war, gelangte Karl Albert wenigstens dadurch bald wieder zur Versöhnung, nachdem er Vercelli gelobt und den Feldzug der Franzosen unter dem Herzog von Angoulême, zur Vernichtung der spanischen Verfassung, mitgemacht hatte.

Er kehrte nach einigen Jahren nach Turin zurück und lebte zurückgezogen seiner Familie. Seine Kinder wurden streng und einfach in militärischer Weise erzogen und mehr noch als der jüngere Sohn Karl Alberts, der vielbefähigte Herzog Ferdinand (von Genua), entwickelte der Thronerbe, Victor Emanuel die muthigen Eigenschaften und Neigungen eines jungen Soldaten. Er war bald der kühnste Reiter, der geschickteste Fechter und Jäger, der unermüdetste Offizier bei allen kriegerischen Übungen, und diese Auszeichnungen wurden unterstützt durch eine hohe, stolze Gestalt, durch ein offenes schönes Gesicht, und durch eine ungeheure Tapferkeit, welche ihm bald die begeisterte Anhänglichkeit der Soldaten und der Jugend des Landes erwarb.

Im Jahre 1842 verheirathete ihn der König, sein Vater, mit der zwanzig-

jährigen österreichischen Erzherzogin Adelheid, der Tochter des Erzherzogs Rainer, damaligen Vicekönigs des lombardo-venetianischen Reichs. Sie war eine nahe Verwandte, denn ihre Mutter war König Karl Alberts Schwester; die Heirath selbst eine politische Combination, um Sardinien fester an Oesterreich zu binden. Allein Karl Albert stand vier Jahre darauf mit den italienischen Patrioten in engerer Verbindung, als der ehemalige Prinz von Carignan mit den Revolutionären von 1820. Das Jahr 1848 entschied. Karl Albert entfaltete die Fahne Italiens und Erzherzog Rainer floh vor den Schaaren seines Schwagers und seines Schwiegersohnes aus Mailand.

Victor Emanuel kämpfte in den Feldzügen von 1848 und 1849 mit demselben todtverachtenden Muth, dem er auch jetzt wieder an der Esia sich überließ. Die Schlacht bei Goito wurde durch seine an Wuthheit grenzende Kühnheit entschieden, und wenn er die Niederlage bei Novara, am 23. März 1849, nicht abwenden konnte, so lag dies nicht an seiner persönlichen Bravheit, welche nichts unversucht ließ, um den Gott des Sieges zu fesseln, sondern an der höheren Kriegskunst des greisen Feldherrn Radetzky.

Karl Albert, verzweifeln an Glück und Zukunft, legte noch auf dem Schlachtfelde die Krone nieder, und der junge König Victor Emanuel II. schloß drei Tage darauf den Frieden zu Novara, in welchem er nichts verlor und nur die Kriegskosten bezahlen mußte. Im phantastischen, soldatischen Aufzug erschien er bei dieser Unterhandlung, mit aufgeworfenem Kopf und herausfordernden Blicken, den langen, flatternden Schnurrbart übermüthig streicheln und drehend, während der alte, gebückte Radetzky der Besiegte und Bittende zu sein schien, der mit seiner höflichen Unterwürfigkeit den erzwungenen Sieger zu versöhnen suchte.

Victor Emanuel hatte die guten Bedingungen vielleicht weniger seiner Verwandtschaft mit dem Kaiserhause, wie Oesterreichs Besorgniß vor Frankreichs Einmischung zu danken. In Wien war man selbst stolz genug, ohne Schaden aus dem italienischen Kriege herauskommen zu sein, die Italiener wieder in der Hand zu haben und das bisherige System fortsetzen zu können. Daß man dies that, nichts änderte und nichts verbesserte, die Schnüre vielmehr noch fester zusammenzog, das eben hat jetzt, nach 10 Jahren die Ereignisse her-

beigeführt, vor denen der Kaiserstaat zittert. — Victor Emanuel II. bekehrte sich nach dem Frieden nicht durch Oesterreichs Milde, denn er blieb dessen Gegner, blieb constitutioneller König, und bildete das constitutionelle System in Sardinien mit aufrichtiger Ergebenheit aus. Einer der edelsten Männer, der Marquis d'Azeglio, stand dabei als erster Minister an seiner Seite und als Umstände diesen nöthigten, sein Amt niederzulegen, empfahl er dem Könige seinen Freund, den Grafen Cavour, der mit nicht geringerer Kraft, doch schlauer und schmiegsamer, das eingeschlagene System weiter verfolgte.

Victor Emanuel II. ist kein bedeutender Politiker oder Staatsmann, kein bedeutender Kopf wie behauptet wird, aber seine natürlichen Eigenschaften, sein Ungeßüm und seine Ungebild, seine Lebenslust und Lust zum Genuß, sein soldatischer Muth und seine romantischen Neigungen, eigneten ihn nicht für die Formen und Lasten eines absoluten Monarchen und eben so wenig für den Einfluß der Priester und der Kirche, dem so viele seiner Vorfahren sich gebeugt hatten.

Er überließ seinem Minister die Sorgen der Geschäfte und den Kampf gegen die Partien im Lande, und gegen Rom und Oesterreich, und überließ sich dafür den heiteren Freuden des Lebens und den Leidenschaften, die seiner Jugend und seiner Denkweise zur Last fielen. — d'Azeglio und Cavour hatten gleichmäßig nicht wenig gegen den über die neuen Verhältnisse und Einrichtungen mißvergnügten Adel und gegen die mißvergnügten Bischöfe und Prälaten zu kämpfen, was ihnen nur unter dem festen Beistande des Königs, mit Hilfe der Volksmajorität und der Volkskammer gelang. So stritt die Staatsgewalt hartnäckig und erfolgreich gegen die Forderungen des Papstes und der Geistlichkeit, und widerstand allen Lockungen und Drohungen von dieser Seite eben sowohl, wie allen Angriffen der radicalen Partei, welche Mazzini und die Flüchtlinge in London verschiedentlich zu republikanischen Schilderhebungen aufstachelten.

Mit Oesterreich wurden die Verhältnisse bald wieder gespannter, und je mehr in Turin die constitutionellen Grundsätze sich befestigten, je sichtlicher es der Sammelplatz der italienischen, patriotischen Ideen und Zukunftspläne

wurde, um so feindlicher mußte die Stellung zu Mailand und Wien werden, wo man nichts so sehr erwartet, als Nationalitätspolitik, und die Erhaltung des Bestehenden das einzige, leitende Princip war.

Victor Emanuel beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Heere, das durch seine rastlosen Bemühungen in trefflichen Stand und bis zu 65,000 Mann gebracht wurde. Mehr und mehr richteten sich dabei seine geheimen Hoffnungen und Verbindungen nach Paris, wo ihm Louis Napoleons weitreichenden Pläne die Hand boten. Es war der erste Schritt zu dem nachherigen Bündniß und Einverständniß gegen Oesterreich, als eine sardinische Division in den Krimkrieg, für die napoleonische Civilisation ausging, worauf an Napoleons mächtiger Hand der kleine sardinische Graf Cavour in den Rath der Großmächte eingeführt wurde, und zum heftigsten Reiz Oesterreichs die italienischen Zustände auf's Tapet brachte.

All dies Gebahren aber, der Krieg von 1849, die bezahlten Kriegskosten, die neuen Einrichtungen, der Krimkrieg, die Großmachtsideen und die italienischen Königsträume kosteten viel Geld, und kein Staat von Sardinien's Größe hat eine so hohe Schuldenlast und ist mit solchen Abgaben belastet. Die Ausgaben waren enorm und dem Könige wird der Vorwurf gemacht, daß Sparsamkeit, Einschränkung überhaupt nicht seine Sache ist. Er ist geneigt, viel auszugeben, reiche Geschenke zu machen, seine Freunde und Vertrauten großmüthig zu belohnen und gegen Damen besonders galant zu sein.

Seine Gemahlin hat der König 1855 durch den Tod verloren, in demselben Jahre starb auch sein Bruder, der im ganzen Volke durch Weisheit, Kenntnisse, edle Eigenschaften und Charakter hochgeachtete Herzog von Genua. Der König besitzt von seiner Gemahlin fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, von denen die älteste, Prinzessin Clotilde, bekanntlich Anfang dieses Jahres mit dem Prinzen Jerome Bonaparte vermählt wurde.

Im letzten Jahre war von einer neuen Vermählung des Königs mit einer russischen Prinzessin, einer jungen Herzogin von Leuchtenberg, die Rede, welche jedoch bis jetzt nicht geschlossen wurde. Die treueste Freundin des Königs ist die schöne Lambourtochter Rosine geblieben, die seit dem Tode seiner Gattin, sogar seinen geringen Einfluß auf Victor Emanuel's politische

Entwürfe und Entschlüsse ausüben soll. Rosine war ein schönes, piemontesisches Mädchen, welches der König 1848 im Feldlager kennen lernte, wohin sie ihren Vater, den Tambour, und ihre Mutter, die Marktenderin, begleitete. Durch ihre Frömmlichkeit und Keuschheit war sie der Liebling des Lagers geworden, und ihre Blumen, welche sie für den Herzog von Savoyen zu pflücken und zu winden verstand, verschafften ihr und ihren Reizen die dauernde Gunst desselben. Als Victor Emanuel König geworden, zog er sie aus ihrer Dunkelheit zu sich empor und jetzt bewohnt sie auf der Piazza Emanuele in Turin mit ihren drei Kindern, welche sie dem Könige geboren und dieser auf's zärtlichste liebt, ein glänzendes Haus, in welchem Victor Emanuel keinen geringen Theil seiner Zeit bisher verlebte.

Reisende schildern den König als von ritterlicher stolzer Gestalt, etwas Theatralisches und Hochfahrendes in seiner Erscheinung, rasch und soldatisch in seinem Wesen. Ein gewaltiger Schnurbart reicht weit über sein Gesicht, und dies drückt genügend die Kühnheit aus, mit welcher der König sich unbedenklich in die größten Gefahren stürzt, aus denen er bisher, wie durch ein Wunder, immer unverfehrt hervorgegangen ist.

General Forey.

Der General Louis Forey ward im Jahre 1804 zu Paris geboren und erhielt in der Militärschule von St. Cyr seine militärische Erziehung, nach deren Beendigung er am 1. Oct. 1824 als Unterlieutenant in das zweite leichte Regiment eintrat. Als solcher zog er bald die Aufmerksamkeit seiner Obtern durch außerordentlichen Diensteifer und Strenge auf sich, daher er schon 1835 zum Capitän aufrückte. Dieses Jahr rief ihn nach Algier, der Pflanzschule für die französischen Generale, dem günstigen Lummelplaze für die Befriedigung des militärischen Ehrgeizes. Forey hatte das Glück, den zahlreichen Gefahren, die der kleine Krieg den Officieren bereitet, zu

entgehen. Gleich bei der ersten Expedition, an der er Theil nahm, der nach Medeah, erwarb er sich durch Tapferkeit das Kreuz der Ehrenlegion, bei der zweiten nach den eisernen Thoren des Atlas den Rang als Bataillons-Chef. Dieses Avancement brachte ihn nach Frankreich zurück, aber nur, um ihn einer neuen Auszeichnung zu führen. Der Herzog von Orleans errichtete im Jahre 1840 ein Corps von zehn Jäger-Bataillonen nach den neuesten Grundsätzen der Kriegskunst und Bewaffnung, die sich bald als Chasseurs d'Orleans (später Chasseurs de Vincennes) großen Ruf erworben. Die ausgezeichnetsten Officiere der Infanterie wurden zu ihren Führern erwählt, und als solcher erhielt Forey das Commando des sechsten Bataillons, mit dem er sich bereits 1841 wieder nach Algier einschiffte. Der General Hautpoul gab ihm das glänzende Zeugniß mit, „daß er den Bataillonschef Forey für einen ausgezeichneten Officier halte, fähig, die höchsten Grade der militärischen Hierarchie zu erreichen.“ Forey rechtfertigte diese gute Meinung. Unter solch glänzenden Vorbildern, wie sie ein Changanier, Lamoriciere, Bedeau, Cavaignac lieferten, zog ihn die Schule des Krieges zum tüchtigen Führer. Es verging fast kein Gefecht, in dem er sich nicht Vorbereden brach, und da die Jägerbataillone meist den gefährlichsten Posten der Nachhut erhielten, so fehlte es auch nicht an Gelegenheiten dazu. In dem Feldzuge 1842 ward Forey verwundet und zum Oberst-Lieutenant ernannt, und 1844 avancirte er zum Obersten des 26. Linien-Regiments, welches in Frankreich garnisonirte. Er verließ somit Algier, auf dessen Boden er so viele Triumphe errungen; denn er war nicht weniger als siebenmal mit Auszeichnung in den Tagesbefehlen genannt worden, außerdem hatte er sich das Officierkreuz der Ehrenlegion erworben. Sein neues Regiment, welches lange in Algier gestanden hatte, mochte daselbst in der Disciplin etwas gelockert worden sein. Forey, ein Held vor dem Feind, ist in der Garnison ein eiserner Mann des Dienstes; seine Commando-Führung ist gerecht, aber von unerbittlicher Strenge, fast Härte. Diese Eigenschaft bewirkte es, daß sein Regiment in kurzer Zeit eines der vorzüglichsten der französischen Infanterie ward, und der Ruf von Forey's rücksichtsloser Energie war so groß, daß ihm nach der Februar-Revolution 1848 die Republik den Schutz der

National-Versammlung an der Spitze einer Brigade anvertraute, bei welcher Gelegenheit er zum Brigade-General aufrückte. Im December 1851 erhielt er das Commandeurkreuz der Ehrenlegion, und 1852 im December ernannte ihn der Kaiser Napoleon III. zum Divisions-General und Mitglied des Infanterie-Comité's. Beim Ausbruche des orientalischen Krieges erhielt Forey das Commando der 4. Infanterie-Division, welche sowohl in der Schlacht an der Alma, als auch bei dem Ausfalle der Russen aus Sebastopol am Tage von Inkerman stark in's Feuer kam. Doch führte Forey an diesem Tage die Division nicht selbst, da er nach der Einschließung von Sebastopol den Oberbefehl über die zwei Divisionen erhielt, welche das eigentliche Belagerungs-Corps bildeten, während General Bosquet das Deckungs-Corps nach außen besetzte. General Forey zeichnete sich in dieser Stellung durch große Thätigkeit und Energie aus; doch scheint es, daß er dem Zwiespalt politischer Meinungen und militärischer Eifersucht nicht fremd war, welche das kameradschaftliche Verhältniß der französischen Generale während des mühevollen und unthätigen Winters von 1854 zu 1855 vor Sebastopol allmählig lockerten. Der Obergeneral Canrobert konnte sich den Beifall seiner Untergenerale nicht erringen; es traten Disharmonieen zwischen ihnen hervor, und General Forey wußte, daß ihn Canrobert in seinen Berichten an den Kaiser geistlich nicht erwähnt habe, weil er kein unbedingter Anhänger des gegenwärtig in Frankreich herrschenden Systems sei. Forey forderte Aufschlüsse darüber vom Obergeneral, und da ihm diese nicht genügend erschienen, forderte er seine Entlassung. Der Kaiser bewilligte sie zwar nicht sofort, berief aber den General Forey Ende März von der Expeditions-Armee ab und übertrug ihm das Commando über die Division Oran in Afrika, einen Posten, den bisher ein Brigade-General versehen hatte. Nach dem Krimmkriege trat Forey als Divisionsgeneral zur Verwendung in die Armee von Paris."

Garibaldi.



Wenn auch nicht die bedeutendste, so doch gewiß die romantischste Persönlichkeit im gegenwärtigen Kriege ist Joseph Garibaldi, der Führer

und das Lösungswort der italienischen Patrioten und Rebellen seit den letzten Decennien. Ein abenteuerlicher Geist, rasch, unternehmend und unerschrocken. Ein Mann von schöner, kräftiger Gestalt, etwas theatralisch in Kleidung und Wesen, dabei voll persönlichen Muths und aller jener Eigenschaften, die geeignet sind, ihm die Popularität und Anhänglichkeit bei seinen ihm treu ergebenden Soldaten zu sichern, dem Feinde ein gefürchteter Name — das ist Garibaldi. Doch nicht allein wegen seiner Persönlichkeit, sondern auch wegen seiner wahrhaft erstaunlichen, abenteuerlichen Schicksale, die sich durch sein ganzes Leben ziehen, ist dieses einer besondern Beachtung werth. Geboren in Nizza den 4. Juli 1807 begann er seine bewegte Laufbahn in noch jugendlichem Alter auf den Meereswegen. Biewohl Sturm und Wellen für seinen lebendigen Geist ganz geeignete Elemente waren, so ward er doch der Unthätigkeit der sardinischen Marine, der er angehörte, bald überdrüssig; er sprang wieder an das Land und knüpfte Verbindungen mit den italienischen Patrioten an. Durch den Maxim'schen Savoyerzug (1834) compromittirt, floh er nach Frankreich. Aber hier fand er für Italien nicht die Sympathieen, die er zu finden hoffte, verließ es daher bald wieder und trat als Flotten-Offizier in die Dienste — des Bei von Tunis. Auch dieser Dienst genügte ihm nicht, und schon nach ein paar Monaten ging er nach Amerika, und zwar nach Montevideo, dem Hauptstapelplatz italienischer Abenteurer. Anfangs besetzte er das Schiffgeschwader von Uruguay, später, als die französisch-englische Intervention die Argentine von La Plata verjagte, errichtete er eine Freischaar, mit der er nun einen Krieg führte, der ihm grade zusagte, einen Krieg, der meist aus Ueberfällen, tollkühnen Unternehmungen und Einzelgefechten bestand, wobei seine Persönlichkeit sich Geltung verschaffen konnte.

Die Nachrichten der italienischen Revolution von 1848 rissen ihn natürlich mit unwiderstehlicher Gewalt auch aus dieser Beschäftigung, aber er kam zu spät nach Italien zurück, um noch an den für seine Landsleute glücklichen Schlachten in Oberitalien Theil nehmen zu können. Die Räumung Mailands durch die Sardinier war schon geschehen, und der Waffenstillstand

vom 9. August geschlossen. Jetzt hatte Mazzini die Volks-Aufstände bewerkstelligt, die nun den republikanischen Krieg in den noch nicht von den Oesterreichern unterworfenen Landestheilen begannen.

Etwa 5000 Flüchtlinge und österreichische Ueberläufer bildeten das republikanische Heer, das aber schon nach drei nicht sehr glorreichen Gefechten seine Rolle ausgespielt hatte. Ueber die sardinische Grenze zurückgeworfen, bestieg Garibaldi ein Schiff, sammelte in Toulon neue Haufen um sich und drang in den Kirchenstaat ein. Auch dieser zweite republikanische Versuch scheiterte gänzlich. Obgleich General Zucchi, den man den Eindringenden entgegensandte, säuberlicher mit ihnen verfuhr, als der Oesterreichische Aspre am Langensee, mußten sie doch die Waffen niederlegen und auseinandergehen. Garibaldi eilte nach Sardinien zurück, ließ sich zum Abgeordneten wählen und that sich in der Opposition durch die heftigsten Kritiken des unglücklichen Feldzugs und die übertriebensten Anklagen gegen die Generale des Königs und gegen diesen selbst hervor.

Der Krieg wurde zum zweiten Male erklärt und Garibaldi wählte Mittelitalien zum Schauplatz seiner Thätigkeit. Seine alten Soldaten stießen mit alter Anhänglichkeit alle wieder zu ihm, und auf dem Zuge über Rieti gegen Rom wuchs seine Legion mit jeder Meile an Zahl. Den Römern bangte bei dem Anblicke dieser verzweifelten Kette, aber mit Unrecht; denn Garibaldi hielt die Zucht mit eiserener Strenge aufrecht. Er hatte seine Leute nach antiker Weise in Cohorten, Centurien und Decurien getheilt und aus ihnen eine Legion von 2000 Mann mit etwas Reiterei gebildet.

Sein Weib Leontia, eine geborene Ercolin, jung und üppig, schien seinen abenteuerlichen Geist zu theilen, denn sie gehörte mit zu seinen Truppen und war bei der vierten Centurie inscribirt. Dies war keine bloße Prahlerei, die schöne Amazone kämpfte wirklich mit und soll glänzende Beweise ihrer Tapferkeit gegeben haben, so daß sie nach dem Rückzuge von Rom zum Hauptmann avancirt war.

Garibaldi nahm nun an den Berathungen der verfassunggebenden Ver-

sammlung Theil. Aber das lange Reden und Hören war nicht seine Sache. In einer wichtigen Versammlung sprang er bebend auf und rief: „Was wollen wir die Zeit mit Worten und leeren Formen vergeuden! Keine Minute gezögert, es lebe die Republik!“ Mit dem nun beginnenden Kampfe, besonders mit der Landung der Franzosen, begann seine eigentliche Ruhmes-Epoche. Obgleich er den Kriegsplan der Triumvirn für verderblich hielt, gab er in der gefährlichsten Zeit das Beispiel des unbedingten Gehorsams und erfüllte seine Pflicht mit demselben Eifer, als wenn die Ueberzeugung eines gewissen Sieges ihn angespornt hätte. Diese Selbstverläugnung gab ihm eine Bedeutung, die er sich bis dahin durch sein eigenmächtiges und zum Theil unbesonnenes Handeln nicht errungen hatte. Dabei hatte er an Ueberlegung, an Geschick in der Kriegsführung wesentlich gewonnen, während seine unermüdlche Thätigkeit und Unerfrodenheit keineswegs von ihm gewichen waren.

Alle Erfolge, die während der Belagerung errungen wurden, verdankte man ihm. Er war es, der das erste, unvorsichtige Vorrücken der Franzosen durch einen Flankenangriff in eine Niederlage verwandelte, und seiner fast rasenden Vertheidigung der Stellung am Thor von San Pancrazio verdankte man den Triumph, daß Dubinot sich zu einer förmlichen Belagerung der Stadt entschließen mußte. Er war es, der bei den erfolgreichen Angriffen auf die Neapolitaner bei Palestrina und Velletri die Palme davontrug. Seine Soldaten waren jene Tapfern, die sich lieber unter dem Schutt des Casino Quattroventi begraben ließen, ehe sie den ihrer Ehre anvertrauten Posten räumten.

Aber den Muthigen begünstigte auch das Glück in seltner Weise. Oft waren in heißem Gefecht alle Offiziere in Garibaldi's Nähe gefallen; er blieb stets unverfehrt, auch im heftigsten Feuer. Endlich hatten die Franzosen alle vorherrschenden Stellungen inne, und Garibaldi wurde in die verfassungsgebende Versammlung beschieden, um sich über die Möglichkeit einer Fortsetzung des Widerstandes auszusprechen. Er erklärte, wenn man Trastevere räume und alle Tiberbrücken in die Luft sprengte, könne Rom sich

halten. „Wie lange?“ wurde von allen Seiten gefragt. „Einige Tage,“ antwortete er kalt.

Von seinen 2000 Mann hatten 453 Mann bei der Belagerung den Tod gefunden. Mit dem Rest wandte er sich in's Neapolitanische, um dort einen Aufstand zu erregen. Seine Frau begleitete ihn zu Pferde und verrichtete Adjutantendienste. Oesterreichische Truppen verfolgten ihn und brachten ihn in eine so hoffnungslose Lage, daß er in San Marino seine Leute entließ. Mit etwa 200, die sich nicht von ihm trennen wollten, zog er durch das Gebirge nach Genua, wo er sich einschiffte. Bei der Punta maritima wurde seine Absicht nach Venedig zu gehen, vereitelt. Eine österreichische Flottille verlegte ihm den Weg und bemächtigte sich der meisten seiner Boote.

Er entkam mit seiner Frau und einigen Freunden und erreichte, als Fischer verkleidet, Genua, leider aber ohne sein tapferes Weib, das in Folge schwerer Strapazen nach einer Entbindung auf der Flucht gestorben war. Von Genua wandte sich Garibaldi aufs Neue nach Amerika, wo der gebräunte Krieger, der bis dahin nur mit dem Schwerte geleuchtet hatte, in New-York einen friedlichen Kerzenhandel begann. Natürlich konnte dies nicht lange währen, 1852 wechselte er schon wieder den Schauplatz seiner Thätigkeit, indem er als Steuermann eine Peruanische Brigg nach China führte. Im nächsten Jahre zurückkehrend, nahm er Dienste im Heere Peru's, ging aber schon wieder 1854 nach Sardinien zurück. Jetzt stellte er sich den Mazzini'schen Projecten offen entgegen und verfeindete sich so mit den exaltirten Republikanern.

Sein Aufenthalt war ihm dadurch bald unleidlich, und er faßte den Entschluß, wieder nach Montevideo zurückzukehren. Doch Privatverhältnisse verhinderten ihn an der baldigen Ausführung seines Planes; und als er 1859 bereit war, sein Vaterland zu verlassen, brach die gegenwärtige Katastrophe herein, die seinem unruhigen Geiste und seiner Tapferkeit ein neues Feld eröffnete. Mit der Anwerbung einer Legion beauftragt, hat er vorläufig ein Corps von 4000 Mann gesammelt. Mit seinem bereits ge-

sehenen Einfall in die Lombardei wird, — wenn es den Oesterreichern nicht schnell gelingt, ihn mit seinem Corps aufzureiben, — ein Krieg von Scharmügeln und Ueberfällen beginnen, der die Oesterreicher in fortwährender Thätigkeit gegen ihn erhält, abgesehen davon, daß es ihm gelungen ist, die Lombardei zu revoltiren.

Urtheil eines englischen Artillerie-Offiziers über die Aus- und Einschiffung der französischen Truppen in Marseille und Toulon.

Mein jetziger Aufenthalt während 14 Tagen in Marseille und Toulon
bot mir eine solche Menge der interessantesten militairischen Schauspiele dar,
und gab so reichen Stoff zu Beobachtungen, daß ich vom frühen Morgen bis
zum späten Abend fast unausgesetzt an den Hafenufer und auf den öffent-
lichen Plätzen, wo die Truppen bivouakirten, verweilte. Ein so reges,
kriegerisches Leben wie ich selbes seit dem Lager vor Sebastopol nicht wieder
sah, erfüllte fortwährend diese beiden wichtigen Hafenstädte Frankreichs. Ich
liebe den jetzigen Kaiser Louis Napoleon persönlich nicht im mindesten, aber
mit Achtung vor seiner Thätigkeit und Energie erfüllte mich auch jetzt wieder
vieles, was ich hier sah, und wenn es mir als ächtem Engländer auch rein
unmöglich ist, warme Zuneigung für diese quecksilberartigen, unzuverlässigen
Franzosen zu fassen, so muß ich doch die wahrhaft militairischen Eigenschaften
ihrer Truppen gebührend loben. Mit welcher unvergleichlichen Schnelligkeit,
Gewandtheit und Umsicht geschah in Marseille und Toulon die Einschiffung
der Soldaten nach Genua! Wir Engländer haben gewiß volle Ursache auf
unsere Flotte stolz zu sein. Wenn der Orlan auf dem Meer daherstürmt,
und alle Elemente in wildem Aufruhr begriffen sind, wird die Mannschaft
eines englischen Kriegsschiffes an kalter Besonnenheit, strenger Disciplin und

diese Kanonen ebenfalls, und bei sicherem Zielen kann man auch gut damit treffen. Ob aber diese gezogenen Kämpfe auf die Länge aushalten werden, die Hüge nicht durch den Pulverschleim bald verschleimen, und die zieliche Arbeit auch recht dauerhaft bleibt — alles dieß sind Eigenschaften, welche sich erst durch eine längere Erfahrung im Kriege selbst herausstellen können. Die Ansichten der französischen Artillerie-Officiere sind — wie dies bei jeder Aenderung in jedem Heere stets der Fall sein wird — über diese Geschütze sehr verschieden, und die meisten sprechen sich ziemlich vorsichtig darüber aus. Ueberhaupt scheint es mir, als ob die meisten französischen Officiere sehr ungleich vorsichtiger in ihren militairischen und politischen Gesprächen seien, als dies noch vor Sebastepel der Fall war — eine Eigenschaft, die ich als Soldat nur leben muß.

Die Mannschaft ist nach wie vor, sobald sie sich nicht im eigentlichen Dienst befindet, wo sogleich die strengste Disciplin eintritt, äußerst ungehoben mit ihren Zungen, und von einer so sorglosen und leichtsinnigen Redseligkeit wie sie nur eben französische und keine andern Soldaten der Welt besitzen. Das lacht und jubelt und singt und wipelt oder räsonnirt, drummt und flucht den ganzen Tag hindurch, und die Zungen sind keinen Augenblick still.

Wie in Grenoble, so fand ich auch jetzt in Marseille und Toulon die Stimmung der Soldaten sehr verschieden. Die wieder einkurufenen Beurlaubten sprachen sich laut über den Krieg aus, schimpften ohne weiteres auf den Kaiser, und wünschten alle zehntausend Teufel auf die Köpfe der Italiener herab, um derenwillen sie ihre Familien hätten verlassen und abermals in den Krieg ziehen müssen. Besonders bei einigen Batterien, die viele Artilleristen, größtentheils Eisenhüttengießer und Hammerschmiede, Arbeiter aus den großen Maschinenfabriken, neuerdings eingezogen hatten, fand ich unter diesen Seleuten, die ihrer sehr lohnenden, friedlichen Beschäftigung wieder entziffen waren, eine sehr gereizte, fast wilde Stimmung, die sich ohne Scheu auch öffentlich äußerte.

Ein recht altgedienter Artillerie-Capitain, der jetzt schon 25 Jahre seine Batterie commandirt, dem ich meine Verwunderung über diese wildgereizte

Stimmung so vieler seiner Artilleristen ausdrückte, lachte aber nur darüber, und meinte, „Was die Leute jetzt räsonniren, das kümmert mich den Teufel, und wenn sie über den Kaiser schimpfen, so geht dies mich nichts an; paßt aber einer von ihnen bei der Bedienung seines Geschützes auch nur eine Sekunde nicht auf, so wird er von mir mit der größtmöglichen Strenge sogleich gestraft; dies wissen sie alle. Habe ich die Burschen nur vor dem Feind, so lassen sie ihren jetzigen Ingrimm gegen diesen aus, und, ventre saint gris! noch anders als vor Sebastopol soll meine Batterie so recht in das Feuer hinein.“ So denken und handeln aber viele französische Offiziere. Im Gegensatz zu dieser Kriegsunlust vieler einberufenen Soldaten zeigen alle Offiziere, dann besonders auch die Unteroffiziere und die im Dienst befindlichen „Algierer“, die größte Kriegslust. Besonders die Zuaven sind halb toll vor Jubel und machen in ihrer Ausgelassenheit oft die unbändigsten Streiche. Eine Gesellschaft wilderer, tollkühnerer Bursche, die zu jedem nur irgend möglichen Unfug bereitwilliger wären, als einige Zuavencompagnien, welche aus Algier kamen, in sich vereinten, sah ich noch nie beisammen. Es bedarf besonders energischer Offiziere, die sich keinen Augenblick bedenken, zu den gewaltsamsten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen wenn die Disziplin leiden will, und der ganzen Strenge des von Napoleon I. mit Blut geschriebenen französischen Militärstrafbuchs, um solche Banden nur einigermaßen in Ordnung zu halten. Sehr viele altgediente Leute mit der Arm-Medaille, häufig auch mit der Ehrenlegion auf der Brust, sah ich bei diesen Zuaven, die ihrer Gewohnheit nach auch wieder Lagen, kleine Affen, gezähmte Mäuse, Schlangen und Chamäleons auf dem Tornister oder in der Busentasche ihrer Jacke bei sich führten. Besitzen diese Zuaven bei aller Jähellosigkeit doch in der Regel eine gewisse Gutmüthigkeit und ein chevaleresques Wesen, wie solches der gediente französische Soldat so häufig zeigt, so findet man unter den eingeborenen afrikanischen Tirailleurs (Turkos jetzt genannt) nur zu viele Räuber und Mörder.

Ich halte es für ganz unverantwortlich vom Kaiser Napoleon, daß er diese wilde Bande jetzt schon in einem europäischen Krieg verwendet, da er in dem weltten großen Frankreich doch noch andere reguläre Feldtruppen in ge-

nügender Menge besitzt, so daß er nicht zu einem so verweifelten Mittel seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Vor Sebastopol zeichneten sich die eingebornen afrikanischen Tirailleurs zwar durch grimmbigen Muth, aber auch durch Mord und Raublust sehr aus, schnitten den Gefangenen die Köpfe ab, bezingen Raubanzüge und Plünderungen in Menge, so daß Marschall Velissier — der es überhaupt nicht liebte zu spazieren — Tugende von ihnen erschießen ließ. Die Elitecorps der französischen Truppen, besonders die Artillerie und und die Genietruppen — diese Musterbilder aller soldatischen Eigenschaften, litten gar nicht, daß diese Tirailleurs nur in die Nähe ihres Bivouac kommen durften, und behandelten sie mit dem äussersten Stolz.

Macht Algerien daher mit diesen afrikanischen Tirailleurs der französischen Armee auch ein Geschenk von sehr zweifelhaftem Werth, so liefert es dafür desto bessere Cavallerie. Die Chasseurs d'Afrique, welche unserer Reiterei bei Balaklava schon so großen Beistand leisteten, halte ich für die weitaus beste Cavallerie, welche die gesammte französische Armee besitzt, und das herrliche Chasseur-Regiment der Garde (früher das so ausgezeichnete vierte Regiment der Chasseurs d'Afrique) ist, was Ross und Reiter anbelangt, eine wahre Mustertruppe, wie sich solche kein Heer der Welt besser wünschen kann. Auch sonst kommen jetzt viele kleine maurische Pferde für die leichte Cavallerie aus Afrika, und die französischen Officiere sollen ganz Marokko und Tunis durchstreifen, um Rosse aufzulaufen. Dazu kommen Mantelst aus Spanien, Curasierpferde aus Flandern und Brabant, Artilleriepferde aus Dänemark, Paraderpferde für Officiere aus England und Mecklenburg — kurz Louis Napoleon läßt es weder an Geld noch an Mühe fehlen, um seine Armee auf die bestmögliche Weise zu remontiren. Woher bekommt dieser ungewöhnliche Mensch aber all das Geld, um fort und fort alle diese ungeheuren Ausgaben zu bestreiten? Hat er wirklich das Geheimniß entdeckt, Aetzsteine in Gold zu verwandeln? oder ist Frankreich denn in der That so reich, wie manche Franzosen mit gewohnter Ruhmrederei prahlen? Wären die Franzosen nur nicht häufig so unverantwortlich leichtsinnige Pferdewärter, so könnte gegenwärtig die französische Artillerie und Cavallerie mit die bestremontirte in ganz Europa sein, so aber hapert es nur zu oft, und man sieht

jetzt schon manche gedrückte Pferde. Mich dauern diese edlen maurischen Hengste mit ihren schlanken Köpfen und klugen Augen, daß sie sich auf so rohe Weise behandeln lassen müssen.

Einen in rein militärischer Hinsicht sehr stattlichen Anblick gewährten die Garde-Grenadiere. Die Uniform derselben, ganz nach dem Schnitt der alten Garde Napoleons I., ist zwar lange nicht so zweckmäßig für den Felddienst wie die leichte Kleidung der Linieninfanterie, sieht aber sonst ungemein martialisch aus. Die Soldaten sind fast durchgehends langgediente Männer von dem besten kriegerischen Anstand, häufig mit Medaillen und Orden auf der Brust. Es liegt viel Herausforderndes, aber auch wieder dabei eine große Thätigkeit in dem ganzen Auftreten dieser Garde, und richtig benützt, wird sie gewiß schon gehörige Wirkung haben. Ist aber ihr jetziger Gebieter Louis Napoleon auch ein Feldherr gleich seinem Oheim Napoleon I.? Wer kann es wissen? Bis jetzt darf man noch einen sehr begründeten Zweifel dagegen aussprechen. Den Kaiser, welchen ich kürzlich in der Nähe sah, fand ich sehr ernst und blaß aussehend, mit scharfen Falten auf der Stirn, dagegen hatten seine Züge einen ungemein energischen, ja, ich möchte fast sagen, trotzig lähnen Ausdruck. Bei seiner unlängst bedeutenden geistigen Thätigkeit weiß Louis Napoleon sehr wohl selbst, daß er jetzt den Riesenkampf um Sein oder Nichtsein begonnen hat. Vor 1848 habe ich wiederholt im Clubhaus zu London mit ihm mancher klafche Sect den Hals gebrochen — wie hätte ich es ahnen können, diesen Mann, der damals oft seine 10 Guineen in barem Vermögen besaß, jetzt als Kaiser eines so kriegstüchtigen und kriegsmuthigen Heeres wieder zu erblicken!

Freiherr Heinrich von Hef.

Der jetzige Feldherr der österreichischen Armee in Italien wurde im Jahre 1788 in Wien geboren und trat im Jahre 1805 in das kaiserliche Heer, wo er bald als Unterlieutenant dem Generalquartiermeisterstab zugetheilt wurde. Beim Stabe blieb er bis zum Jahre 1819, wo er als Major zum 33. Infanterieregiment versetzt wurde. Durch hervorragende militärische Fähigkeiten hatte er sich frühe schon bemerklich gemacht. Im Jahre 1809 wurde er Oberlieutenant, nach der Schlacht bei Wagram, Capitain-Lieutenant und 1813 Hauptmann. Er begleitete den General Grafen Bubna nach Dresden, als dieser im Mai vom Kaiser Franz an Napoleon gesandt wurde; machte im Stabe des Generals den Krieg von 1813 und 1814 mit und befand sich 1815 im großen Hauptquartier, wo er Gelegenheit hatte, die Operationspläne der großen Armee kennen und beurtheilen zu können.

Er lehnte mit vier Orden belohnt zurück, ward 1822 Oberstlieutenant, beschäftigte sich viel mit militärisch-geographischen Arbeiten und ward 1829 Oberst des zweiten Infanterie-Regiments. In dieser Stellung blieb er jedoch nur ein Jahr, denn schon 1830 wurde er zum Chef der Generalstabsabtheilung des mobilen Corps in Oberitalien ernannt. Hierdurch kam er zunächst an die Seite des kommandirenden Generals Grafen Radetzky, der ihm bald sein volles Vertrauen schenkte, da Hef in Entwürfen und Anschauungen ganz mit ihm übereinstimmte.

Die österreichische Armee war in vielen Einrichtungen hinter anderen Heeren zurückgeblieben, ihre Exercitien und noch mehr ihre Manövrierfähigkeit ließen Vieles zu wünschen übrig, sie war schwerfällig und unbehülflich. Diesen Mängeln maß man vornehmlich die Schuld der Niederlagen bei, welche die Oesterreicher, trotz ihrer Tapferkeit noch in den letzten Kriegen erlitten hatten. Hefi entwarf nun unter Radegky's Schutz und Beistand eine neue „Feldinstruction“ und eine „Manövinstruction“, welche bei allen europäischen Heeren als vortrefflich anerkannt wurde und trotz aller Widersprüche, an denen es bei den Anhängern des Alten und Hergebrachten nicht fehlte, wurden die Verbesserungen endlich allgemein eingeführt und damit ohne Zweifel eine weit größere Beweglichkeit und Schnelle in den Ausführungen errungen; so weit dies bei einer Armee der Fall sein kann, in deren Natur und Wesen zu jeder Zeit mehr lähe Widerstandskraft, als feurige Angriffslust und Behendigkeit vorwalteten.

Im Jahre 1834 wurde Hefi Generalmajor und Brigadier der Infanterie, in Mähren; 1839 ward er zur Leitung des Generalstabes des Corps berufen, 1842 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt; im Mai 1848 aber wurde er auf Radegky's Wunsch wieder nach Italien geschickt, als General-Quartiermeister der Armee. In dieser Stellung machte er seinen Namen berühmt, und oft mit Recht hat man sein Verhältniß zu Radegky mit dem Oeisenau's zu Blücher verglichen. Radegky führte aus, was Hefi entwarf, und während der greise Feldherr das ganze Vertrauen der Soldaten besaß, war Hefi der Kopf, welcher seine Hand leitete.

Als er zur Armee kam, fand er diese geschlagen und entmuthigt hinter der Esch, 35,000 Mann stark. Im Laufe des Mai trafen jedoch 20,000 Mann Reservén in Verona ein, und Hefi machte seine erste Operation mit einem Flankenmarsch auf Mantua, um das belagerte Peschiera zu entsetzen. Dies gelang nicht, und nach den Kämpfen von Curtatone und Montanara mußten sich die Oesterreicher zurückziehen. Statt aber nach Verona zu rücken, führte Radegky einen unerwarteten Schlag auf das neun Meilen entfernte Vicenza aus, wo 15,000 Mann päpstliche Truppen und Nationalgarden

unter Turando standen. Sie wurden zerstreut, Vicenza genommen; das venetianische Festlandgebiet war wieder in Oesterreichs Händen, ehe die Sardinier es erfuhr. Das Heer kehrte nach Verona zurück, verstärkte sich hier und ergriff dann, Mitte Juli, wieder die Offensive. Hess hatte den Plan gemacht, bei der ausgedehnten Stellung der Sardinier, deren Mitte zu durchbrechen und sie dann im Rücken und in den Flanken zugleich anzugreifen. Der Erfolg rechtfertigte diesen Plan vollkommen. Nach den dreitägigen Kämpfen von Custoza war die sardinische Armee zerstreut und derartig energisch und unablässig verfolgt, daß sie die ganze Lombardei aufgeben und unter den größten Verlusten bis über den Tessin fliehen mußte. Der ganze Feldzug dauerte nur 17 Tage. Am 9. August schloß Karl Albert einen Waffenstillstand, der ohne Zweifel gern angenommen wurde, um Zeit und Kraft zu gewinnen, das wieder eroberte Land zu behaupten.

Karl Albert ließ den Oesterreichern Zeit dazu bis zum 16. März 1849, dann kündigte er ihn und fügte zu seinem ersten Fehler den zweiten. Radechy war längst auf diesen Schritt vorbereitet. Hess hatte den Angriffsplan fertig. Die gesammte österreichische Armee war in der Stille bei Pavia concentrirt. Sie drang über Mortara auf Novara los, gerade in die Flanke der Piemontesen, welche im Begriff waren, den Tessin zu überschreiten und in die Lombardei einzufallen. Jetzt mußten sie rechtsrum machen, hatten hinter sich das Gebirge und wurden von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten, sobald eine Niederlage stattfand. Diese blieb nicht aus.

Das sardinische Heer wurde durchbrochen, der rechte Flügel völlig abgetrennt, Turin war rettungslos dem Sieger preisgegeben, Sardinien's Widerstandskraft überhaupt gebrochen. Da rettete Karl Albert sein Land dadurch, daß er seine Krone vom Haupte nahm. Auf dem Schlachtfelde dankte er ab, in's Herz getroffen von seinem Mißgeschick. Sein Sohn und Nachfolger, Victor Emanuel, schloß schon drei Tage nach der Schlacht den Frieden ab, nachdem der Krieg überhaupt nur 5 Tage gedauert hatte.

Hess wurde von dieser Zeit an als der erste strategische General Oesterreichs betrachtet und Radechy selbst gab ihm öffentlich vor dem Kaiser das

Zeugniß: „Dem Feldmarschall-Lieutenant von Hefß bezeuge ich hiermit von ganzem Herzen, daß ihm der bei weitem größte Antheil an den Erfolgen gebührt, den die Waffen des Kaisers in dem letzten Feldzuge errungen haben.“

Der gefeierte General wurde, September 1849, zum Chef des Generalstabes der gesammten Armee ernannt; bald darauf auch zum Feldzeugmeister. Als 1850 die Verwickelungen mit Preußen eintraten, ein Heer in Böhmen und Mähren sich sammelte, und in Preußen die Landeörsüstung stattfand, machte Hefß die Dispositionen zum Feldzuge in Schlessen und Sachsen, um Polen zu erobern, was durch die berühmte Reise des Ministers von Manteuffel nach Smüß und durch die Erklärungen des russischen Kaisers Nicolaus hintertrieben wurde. — Auch im Jahre 1855, zur Zeit des Krieges im Orient, wurde Hefß an die Spitze der gegen Rußland gesammelten österreichischen Macht berufen, um deren Aufstellung zu leiten. Er machte den Plan für die Aktion der beiden Armeen, von denen die eine von Galizien aus Polen bedrohte, die andere in Siebenbürgen und der Belarua die Donaufürstenthümer beobachtete, welche endlich auch von ihr besetzt wurden, ohne daß Oesterreich Theil am Kriege nahm, ein politischer Fehler, welcher die jetzigen Ereignisse in Italien wesentlich herbeiführen half. — Um Preußen für Oesterreich zu stimmen und ein preussisches Schutz- und Trugbündniß, wenigstens aber die Garantie für den Besitz in Italien zu erlangen, wurde Hefß nach Berlin gesandt, wo dieß Ziel durch das Bündniß vom 20. April 1854 wirklich erreicht wurde. Seit 1849 war Hefß in den Reicherrustant erhoben worden und hatte 1841 sich mit einer Freiin von Tiller vermählt.

Als zu Anfang des Jahres 1859 der neue Krieg in Italien zu drohen begann, schien es nicht zweifelhaft, daß der Feldzeugmeister von Hefß und kein anderer österreichischer Feldherr sein müsse, da in der Armee sowohl wie überall dieser General als der vor allen Berufene genannt wurde. Allein in Wien dachte die Hofpartei anders. Hefß war Protestant, und der allgewaltige General-Adjutant Graf Grümme mochte ihn so wenig begünstigen, wie der Cardinal Rauscher und der Minister Bach. Statt Hefß wurde Graf Wrulai, des Grafen Grümme's Schwager, gewählt, ein General, der noch niemals eine Schlacht geschlagen hatte und von dem man nur wußte, daß er ein

reicher Cavalier und strenger Soldat sei, vor dem den Italienern die Haare zu Berge standen. — Hefß blieb in Wien, und erst als der Kaiser sich nach Verona begab, begleitete er ihn und wurde nach dem Gefechte von Montebello in das Hauptquartier Garlasco gesandt, um mit eigenen Augen zu sehen und dem Kaiser Bericht zu erstatten. Dieser fiel wahrscheinlich nicht günstig aus, denn schon damals verlautete, daß Graf Gyulai die Rathschläge und Entwürfe seines Generalstabchefs, des als ungemein talentvoll gerühmten Obersten Kuhn und anderer Officiere seines Stabes, nicht beobachtete, sondern weit mehr seinem eigenen Ermessen folgte. Die unglücklichen Gefechte bei Palestro, am 30. und 31. Mai, und das verlorene Treffen bei Magenta, am 4. Juni, ließen endlich nicht mehr die geringe Begabung des Oberfeldherrn verkennen. Feldzeugmeister Hefß befand sich in Verona, als die Nachricht von der Schlacht bei Magenta eintraf; ob es sein Rath gewesen sein mag, die Lombardie sammt allen Festungen, auch Vercenza und die Festen im Kirchenstaate aufzugeben, und die gesammte Macht Oesterreichs hinter dem Mincio zu concentriren, läßt sich vermuthen, da Hefß von Anfang an sich dafür erklärte, den Krieg nicht am Tessin, sondern am Mincio zu beginnen.

Nachdem die österreichische Armee bis zum 16. Juni den Mincio erreicht, und Graf Gyulai das Oberkommando niedergelegt hatte, übernahm dieß der Kaiser selbst; Hefß trat somit abermals nicht an die Spitze des Heeres, sondern blieb als Rathgeber in der Nähe des Kaisers. Welchen Antheil er in dieser Stellung an dem Vormarsch der Armee auf das rechte Mincioufer und an der Schlacht bei Solferino am 24. Juni gehabt, läßt sich für jetzt nicht feststellen; beweiselt wird es jedoch, daß ein so erfahrener Feldherr die Armee einem erschöpfenden Nachtmarsch unterworfen hätte, um am nächsten Morgen einen Kampf mit einem starken und schnellen Feinde zu beginnen, von dem sich voraus sagen ließ, daß es ein langer und blutiger Tag sein würde, zu welchem frische und kräftige Soldaten dringend nothwendig waren.

Die Meinungen darüber bekräftigten sich, da der Kaiser zwei Tage nach der verlorenen Schlacht das Oberkommando niederlegte und hierauf der Feld-

zeugmeister dasselbe übernommen hat. Ob es ihm jetzt noch gelingen kann, mit der zerrütteten Armee das strategische Viereck zu behaupten und an der Eisch gut zu machen, was am Tessin und am Mincio verloren ging, müssen die ferneren Ereignisse beweisen. Vergessen darf man nicht, daß der Reichherr von Hef sein zweihundsebenzigstes Jahr angetreten hat.

Giacomo Antonelli.

Wenn von Italiens Elend, den Leiden des Volks, seiner Unterdrückung, Ausbeutung und Entfremdung die Rede ist, wird unter denen, welche es dahin brachten, der Name des Kardinals Antonelli unter den ersten genannt, und da kein Staat in Italien schlechter verwaltet, nirgend das Volk wohl so verwahrloßt wird, als im Staate des Oberhauptes der katholischen Christenheit, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Römer mehr noch, als alle anderen italienischen Stämme, nach Hülfe und Erlösung von dem unerträglichen Joch rufen. In Neapel suchte der lombardore trotz seinen Kertern und Kartern gegen jeden liberalgesinnten Mann, doch den Handel und die Gewerbe zu beleben und er ordnete die Finanzen des Landes in dem Bewußtsein, daß sein grausamer Absolutismus dadurch ein versöhnliches Gepräge sowohl, wie eine stärkere Widerstandskraft erhielt. In Oberitalien thaten die Oesterreicher Aehnliches, indem sie Handel, Gewerbe und Landbau unterstützten, um durch Sorgfalt für die materiellen Interessen, dem arbeitenden Volke den politischen Truf der Fremdherrschaft zu verschüßen; im Kirchenstaate aber häuften sich alle Leiden zusammen: die schonungslose Vernachlässigung aller Arbeit und Gewerbsamkeit, die geistige und moralische Verwilderung, die Aufhebung und Nichtachtung aller Rechte und Rechtszustände, die Ausübung jeterweider Willfür und die Besetzung des Landes durch Oesterreicher und Franzosen. Ohne diese und ihre Bajonnete würde die päpstliche Re-

gierung nicht eine Woche vor der Volksbitterung bestehen können, mit ihrer Hülfe hat diese schredliche Wirthschaft gewährt bis auf diese Stunde.

Wenn irgend wo in Italien, hat das römische Volk somit ein Recht, seine bittersten Klagen wider so traurige Zustände zu erheben: hier uerß müßte der Ketter der Civilisation Abhülfe verschafft haben, nichts kennzeichnet dessen Politik so sehr, als sein Benehmen gegen die Unterthanen des Papstes, welche, um das Papstthum nicht zu beleidigen, jedweder Gewalt und dem Staatssecretair Seiner Heiligkeit überlassen bleiben, auf welchem sich aller Haß des bedrückten Volkes sammelt.

Das Leben und Treiben dieses Staatsministers zeigt, wie viel ein Volk zu leiden und zu ertragen hat, auch unter einem gutmüthigen, aber schwachen Fürsten, der sich zum Rathgeber und Günstling einen schlauen, thatkräftigen, aber rücksichtslosen und verderblichen Leidenshaften ergebenen Mann gewählt, aus dessen Herrschaft er sich bei eigener Rathlosigkeit nicht zu befreien vermag.

Giacomo Antonelli ist am 2. April 1806 in Sonnio bei Terracina geboren, einem Räuberneße, das zu allen Zeiten den Ruf genoss, daß es der Hauptsitz der Halsabschneider im Kirchenstaate sei. — Auf einem hohen Felsflegel gelegen, der aus engem Gebirgsthale emporsteigt und nur einen erschwerbaren Zugang hat, war Sonnio ein öder, armer Ort, dem sich kein ehrlicher Mensch ohne Noth näherte. Die Franzosen machten kurzen Prozeß mit dem Raubgesindel in dem eroberten Neße, auch unter Leo's XII. energischer Regierung fehlte es nicht an Hinrichtungen, und immer hält hier ein Gensd'armencommando Wache, ohne daß das Räuberneße ganz ausgerottet gewesen ist.

Giacomo Antonelli stammt aus einer alten Familie der Stadt, der obwohl sie unter ihren Ahnen einige Lehrer und Richter aufzuweisen hat, es auch an Straßenräubern nicht fehlt. Einer der Oheime des Cardinals wurde wegen seiner Heldenthaten auf der Landstraße erschossen; sein eigener Vater war jedoch klüger, er verwaltete das Amt eines Steuerempfängers und trieb einen kleinen Handel. Sein Sohn Giacomo muß von früh an Anlagen zum Lernen gezeigt und die Hoffnungen der Familie erregt haben,

daß aus ihm ein Priester werden könne, was immer ein viel gewünschtes Ziel für die Leiden des Mittelstandes ist. Als Giacomo 18 Jahr alt war, brachte ihn sein Vater nach Rom in das große Seminar, dort erhielt er die Weihen und zeichnete sich durch Fähigkeiten, Eifer für die Kirche und Eclantheit derartig aus, daß seine Vorgesetzten bald aufmerksam auf ihn wurden und ihn Papst Gregor XVI. empfahlen, der ihn in seine Umgebung zog. Der dicke Papst erblickte in dem jungen Priester ein Werkzeug für seine Pläne, den Stuhl Petri wieder über alle Welt zu erheben und Antonelli, einschmeichelnd, geschickt und thatkräftig, hat es sicher gut verstanden, sich besonders brauchbar zu beweisen, denn er wurde rasch befördert. Er wurde Prälat, Präfect, Mitglied des obersten Gerichtshofes, Delegat in Orvieto, Viterbo und Mancorata, 1841 Unterstaatssecretair des Innern, 1844 zweiter Schatzmeister, im Jahre darauf Oberschatzmeister (Finanzminister), endlich am 12. Juni 1847 Cardinal, wozu ihn Pius IX. bald nach seiner Thronbesteigung erhob.

Dem fanatischen, starrköpfigen Gregor war Antonelli ein gewandter, ergebener Diener gewesen, den neuen schwach-gutmüthigen Papst Pius beherrschte er bald derartig, daß nichts ohne seinen Willen geschah. Damals schwärmten die Römer für Reformen, und der neue Papst schien den liberalen Forderungen günstig, er wurde dafür enthusiastisch verehrt. Die Römer hofften auf einen Messias und glaubten ihn gefunden. Der Papst errichtete einen Ministerrath, Cardinal Antonelli wurde Vorsitzender desselben, hierauf folgte im November die Consulta, welche Vorschläge zu durchgreifenden Reformen machen sollte, und Cardinal Antonelli stand wiederum an deren Spitze. Er wurde als der erste Mann des Fortschritts betrachtet, als die Seele der Bewegung, welche vom Vatican ausging, und seine Popularität erreichte einen hohen Grad, als er Mitglied der Verfassungskommission wurde, aus welcher das berühmte Statut vom 14. März 1848 hervorging.

Der Liebling Gregor's XVI., der die Welt wieder zu Roms Füßen bringen wollte, schien ein feuriger Liberaler geworden, von dem Gedanken erfüllt, daß die Freiheit der Völker von Rom über die Welt strahlen müsse; der absoluten Willkür blieb jeder Weg geöffnet und die Folgen davon waren,

Verarmung und Elend, überhand nehmender Straßenraub, Mordthaten und Sittenlosigkeit, Unruhen, Erdbeben aus politischem Haß, allgemeine Aufregung und Unzufriedenheit und fortgesetzte vermehrte Gewalt, fortgesetzte Nothwendigkeit, die fremden Soldaten im Lande zu behalten, um diese elende Regierung in ihrer vollen Schlechtigkeit zu beschützen.

Es hat nicht an Vorstellungen bei dem Papste gefehlt, selbst das heilige Concilium hat unweilen die Maßregeln seines Präsidenten, des Staatssecretairs, nicht genehmigen wollen, hat sich aber dennoch immer gefügt, denn Antonelli konnte allen schwächlichen Widerspruch verachten. Eben so wenig fruchteten die Vorstellungen fremder Mächte, Frankreichs, Sardinien's und Englands, im April 1855, welche die Entlassung des Cardinals begehrien, als nothwendiges Erforderniß, um Ruhe und Ordnung im Kirchenstaate herzustellen. Der Papst weigerte sich, seinen vertrauten Liebling zu entfernen und protestirte gegen jede Verinträchtigung seiner Souverainetät.

Auch ein Mordanschlag auf den Cardinal, am 12. Juni 1855, änderte nichts. Er kam mit einer leichten Wunde davon und suchte sich nur noch mehr mit strenger Wachsamkeit gegen ähnliche Verbrechen zu schützen. — In den letzten Jahren ging das Streben des Cardinals dahin, die Franzosen möglichst bald los zu werden, da deren übermüthiges Benehmen auch das Volk aufbrachte, während der Papst diesen Wächtern seiner Sicherheit eben so wenig traute. Es wurden daher die eigenen Truppen vermehrt, namentlich die sogenannten Schweizerregimenter, welche zum Theil auch aus Deutschen bestehen. Mit Oesterreich bestand dagegen fortgesetzt das beste Einvernehmen, während Sardinien für alle italienischen Fürsten, besonders aber für den Papst und den Cardinal der Pfeil im Fleische blieb. Denn in Sardinien sehten der König und die Verfassung der römischen Kirchenmacht feste Schranken entgegen und die Feindschaft gegen Rom und die römischen Anmaßungen steigerten sich weiter, je mehr Sardinien auch mit Oesterreich verfiel. Auf der Conferenz in Paris erklärte Graf Cavour die Regierung des Kirchenstaates als die Hauptursache für die fortdauernden, revolutionairen Zustände Italiens, welche erst enden könnten, wenn dort Abhilfe geschafft werde.

Graf Carour wurde damals durch Oesterreichs Einspruch mit Hülfe der anderen Großmächte zum Schweigen gebracht, geändert wurde nichts, und der Anbruch dieses Jahres fand Alles noch eben so wie es gewesen. Als Louis Napoleon bei den Verhandlungen sich erbot sofort seine Truppen aus Rom abzurufen, wenn Oesterreich die Legationen räumen wolle, Oesterreich dagegen nur darauf einzugehen erklärte, wenn der Papst dies wünsche, auf dessen Verlangen die Oesterreicher gekommen seien, überraschte der Staatssekretär die Welt mit dem Antrage die beiderseitigen Truppen aus dem Kirchenstaate zu entfernen, da der Papst stark genug sei, seinen Thron selbst zu schützen. Es war jedoch keinem von allen Contrahenten Ernst damit, so mit geschah nichts, bis der Krieg ausbrach, dessen Erfolge eine ungeheure Aufregung bei den Römern hervorbrachte. Allein noch immer hatte Louis Napoleon dieselben Gründe den Papst zu schonen und vor aller Welt zu behaupten, daß er ihn und seinen Thron schützen werde. Während die Fürsten von Modena, Parma und Toscana versagt wurden; die Mailänder ohne weiteres, im Namen aller Lombarden, den König Victor Emanuel zu ihrem König erklärten und ihren kaiserlichen Landesherren absetzten, der König von Sardinien aber ohne Bedenken seine Dictatur über alle diese Länder ausdehnte, wurde im Kirchenstaate von General Goyon und seinen Franzosen, jede Aufsehnung gegen den heiligen Vater verboten und bedroht, und als Bologna und einige andere Städte der Romagna, nach Abzug der Oesterreicher, dennoch ein Pronunciamento machten, den König von Sardinien als Dictator und Herrn ausriefen und eine Deputation an den Kaiser und den König nach Mailand schickten, wurde diese abgewiesen und zur Nicht gegen den rechtmäßigen Fürsten aufgefodert.

Im verhärteten Maße zeigte sich diese Politik voll greller Widersprüche, als mit Zustimmung des General Goyon eines der Schweizerregimenter gegen Perugia auszog und dort die Autorität des Papstes in blutiger Weise herstellte. Bei alledem aber dürfte der Tag doch nicht fern sein, wo Antonelli's Herrschaft nicht länger aufrecht erhalten werden kann, sollte sich dies auch noch mit Hülfe der Bajonette, bis zu den Friedensverhandlungen hinziehen. Niemand kann glauben, daß der Kirchenstaat weiter bestehen kann,

wie er ist. Der Papst, als weltlicher Souverain, kann sich keine allzugroße Hoffnungen auf das Fortbestehen seiner Macht machen, und jedesfalls wird beim ersten Wanken der bisherigen Stützen, der Staatssecretär nichts besseres thun können, als sich schleunigst in Sicherheit zu bringen, wie er dies mit seinen Schätzen schon gethan haben soll.

Antonelli ist, wie ihn Augenzeugen schildern, trotz seiner 53 Jahre noch jugendlich kräftig und schlank, hoch von Gestalt und sein Gesicht mit Adler- nase, breiter Stirn und blühenden, feurigen Augen voll geistiger Kraft und Kühnheit. Die schwere breite Kinnlade mit langen Zähnen und die dicken Lippen drücken dagegen starke, sinnliche Leidenschaften aus. In seinen Zügen lagert sich eben so viele Gewandtheit und Geschmeidigkeit, wie List und Hoch- muth, und seine stattliche Schönheit und stolzes Wesen können eben so wohl Bewunderung wie Furcht erregen. Wenn er am Altare dem Papst assistirt, nimmt er sich eben so prächtig aus, wie wenn er Audienzen ertheilt und die fremden Gesandten mit der überlegenen Würde eines römischen Cardinals empfängt. Den Papst verläßt er niemals. Er wohnt im Vatikan über dessen Zimmer, um stets bei der Hand zu sein. Die Römer thun daher- gegen die spöttisch wichtige Frage: Wer ist der höhere, der Papst oder An- tonelli? es kam jedoch bald genug zu Tage, was Schein, was Wahrheit war. Sobald die gegebene Constitution ausgeführt werden sollte, das Volk seine Rechte zu entwickeln begann, Italien sich erhob, um seine Freiheit zu erringen, begann er die Contrerevolution und wirkte auf den, den seinen Missienen zu ängstlichen Befürchtungen gebrachten Papst, sich den Bestim- mungen der Verfassung zu widersetzen, sie zu verlegen. Eine Zeit lang trieb er ein doppelzüngiges Spiel, indem er scheinbar die Sache des Volks und des verfassungsmäßigen Rechtes unterstützte, auch den General Turando mit 17,000 Mann in die Lombardei sandte, zur Hülfе Karl Alberts und der Lombarden, hinterher jedoch läugnete er dies ab und schob alles auf den revolutionären General und die fanatischen Leiter der Umsturzpartei.

Mit kluger Berechnung legte er jedoch bald sein Amt als Minister- präsident nieder und empfahl dafür den unglücklichen Grafen Pellegrino Rossi, der sich der Revolution entgegen warf und ermordet wurde, während An-

tonelli jetzt ungestört den schwachen Papst weiter bearbeitete und mit Furcht und Entsetzen vor seinem eigenen Werke erfüllte. Er beredete Pius IX. auch zur Flucht nach Gaëta, beredete ihn alle Verständigung mit den Römern abzuschlagen, den Briefwechsel mit Karl Albert abzubrechen, Oesterreich um Hülfe anzurufen und gegen die neue Regierung in Rom zu protestiren. Am 18. Februar 1849 richtete Antonelli im Auftrage des Papstes ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs, Oesterreichs, Spaniens und Neapels, der vier katholischen Höfe, worin die gesammte Christenheit aufgefordert wurde das Oberhaupt der heiligen Kirche Gottes wieder auf den Stuhl Petri zu setzen. Zu gleicher Zeit befeuerte er das gegebene Statut getreulich halten zu wollen, und als die französische Hülfarmee am 9. April in Civitavecchia eilig landete und auf Rom marschirte, um den in der Romagna heranrückenden Oesterreichern zuvorzukommen, wurde Antonelli zum Präsidenten der außerordentlichen Commission ernannt, welche die Verfassung revidiren sollte.

Von allen Verheißungen und Zusicherungen wurde jedoch nichts gehalten, denn sobald Rom erobert und der Papst endlich, am 12. April 1850, dahin zurückgekehrt war, ließ sich nicht länger bezweifeln, daß vollständige Herstellung des alten Absolutismus, wie er unter Gregor XVI. gewesen, Zweck und Ziel des Cardinals sei. Um dies kräftiger auszuführen und seine Ergebenheit zu belohnen, ernannte ihn sein Vönnner zum Minister-Staatssekretär. Alle alten Mißbräuche wurden nun hergestellt, alles was die Revolution Gutes und Neues geschaffen hatte, zerstört; alle Männer, die ihre Gesinnung bemerklich machten und nicht bei Zeiten sich retteten, wurden verfolgt, in Kerker geworfen, ihres Vermögens beraubt, hingerichtet. Die Franzosen mußten diesem Verfahren freien Lauf lassen, denn Louis Napoleon mochte sich den Papst nicht zum Feinde machen. Sein eigenes böses Gewissen sagte ihm deutlich genug, daß er den Clerus nöthig habe, um den Staatsstreik und seinen Eid- und Treubruch, das vergossene Blut und die zerrutene Freiheit vor den Franzosen zu beschönigen, auch hoffte er, daß der dankbare Papst selbst nach Frankreich kommen und ihn krönen solle. So hatte Antonelli freie Hand vor den Franzosen und wadere Gehülfen an den Oesterreichern in Bologna und Ancona.

Diese sahen dort nicht zu, wie die Franzosen in Rom, sondern bändigten die zu Verschwörungen und Empörungen geneigten Bewohner der Romagna, wobei es an harten Handlungen, Standgerichten, Begnadigungen zu Pulver und Blei oder zu den sumpfigen unterirdischen Kerkern von Paliano nicht fehlte. — Manche Männer und Jünglinge edler Geschlechter haben ihre Erbitterung gegen die gewaltsam aufzuringelten Zustände in solcher Weise gebüßt, aber der Cardinal-Staatssekretär traf nicht nur seine politischen Gegner, die gesammte Staatsverwaltung gerieth in trostlose Verhältnisse. Das Auspressungssystem, immer schon groß genug, verdoppelte sich durch neue Steuern und Lasten, es kam überall nur darauf an, Geld zu beschaffen, durch welche Mittel es sein mochte, und nirgend eine Vorsorge, um den Besteuernten zu helfen, nirgend eine ordnende Hand, nirgend ein Gesetz oder eine Maßregel, welche den Glauben an Gerechtigkeit oder Besserung belebt hätte! Die Ämter und Stellen wurden von den Anhängern und Werkzeugen des Cardinals — und deren Anhänger und Werkzeuge eingenommen oder verkauft, die Einnahmen verpachtet, Betrug und Bestechlichkeit, die schreiendsten Mißbräuche und Willkürlichkeiten konnten nicht ausbleiben. Jeder, der Gelegenheit hatte, suchte für sich zu erobern, was er vermochte, für seine Verwandten und Freunde zu sorgen, wie esanging, und gegen das Elend des Volks fielen die goldenen Karossen der Cardinäle und Prälaten, die Schaaren der wohlgenährten, wohl versorgten Priester, die Verschwendungen der Mächtigen und Gewaltigen, die gierige Habsucht derer, welche sich zu bereichern trachteten, um so greller ab.

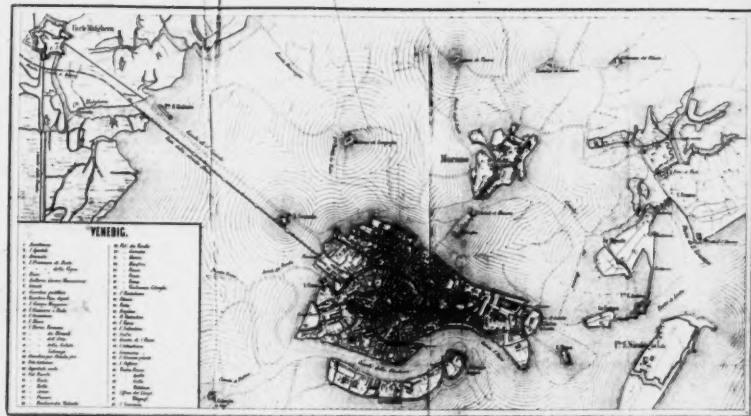
Antonelli ging auch hierbei mit seinem Beispiele voran. Er häufte ein so großes Vermögen auf, daß man ihn für einen der reichsten Männer in dem ärmsten Staate Europa's hält. Aus welchen Mitteln diese Schätze zusammenfloßen, wird mit den schwärzesten Farben geschildert, dabei vergaß er auch nicht seine Brüder und seine Verwandten. Die Familie wurde in den Grafenstand erhoben und zu Ämtern, Gütern und einträglichen Stellen befördert. Aus einem der ärmlichen, unwissenden Bergbewohner der Abruzzen ist sogar ein Diplomat gemacht worden; ein anderer Bruder des Cardinals

ist Conservator von Rom, ein dritter Leihhausdirektor, ein Vetter, der Graf Tadini, Chef der Polizei.

Der mächtige Staatssekretär leitete die gesammte Staatsmaschine sowohl, wie er die rastlose Thätigkeit des römischen Ultramontanismus leitete. Die Ausbreitung der Jesuiten, die Bestrebungen in Deutschland zur Unterjochung der Geister, das Concordat in Oesterreich, die zahllosen Intriguen und Versuche auch in anderen Staaten, Fürsten und Völker zu befehren und unter die Priesterhoheit zu bringen, die alte Nacht über die Menschheit zu erlangen, alles steht mit der gewaltigen Wirksamkeit dieses Mannes in Verbindung, in dessen Händen der Papst biegsames Wachs ist.

Es kann nicht fehlen, daß den Cardinal dafür der glühendste Haß trifft, da jedermann weiß, daß Alles von ihm ausgeht und abhängt. In den zwei Jahren von 1850 bis 1852 wurden alle Reformen der Staatsverwaltung aufgehoben, das Volk in die äußerste Abhängigkeit zurückversetzt.







Die Schlacht bei Solferino.

Wenn nicht für die Franzosen und ihren Kaiser, so doch für die ganze, den Kriegsthaten in Italien zuschauende Welt, kam der Vormarsch des österreichischen Heeres auf das rechte Mincioufer völlig unerwartet. Niemand ahnte, daß, nachdem das österreichische Heer die ganze Lombardie aufgegeben, die Stellungen an der Adda, am Oglio und an der Chiese ohne Schwerstreich dem nachdringenden Feinde überlassen, nachdem die gesammte Streitmacht, am 19. Juni, sich hinter dem Mincio vereinigt hatte, sie vier Tage später umkehren und vorwärts dringen würde, um, den Mincio im Rücken, dem franko-italischen Heere eine Schlacht zu liefern. Man konnte dies um so weniger voraussehen, da wenige Tage vorher selbst die außerordentlich starken Stellungen von Montebello, Castiglione und Lonato verlassen wurden, ohne sie zu verteidigen, was man in Wien selbst nicht erwartete; allein man fand dies Aufgeben gerechtfertigt, durch den mit durchdachter Ueberlegung wohlberathenen Plan, alle Kraft auf die Verteidigung des Mincio zu verwenden, wo, von den Festungen Peschiera und Mantua auf beiden Flügeln gedeckt, die Armee in einer furchtbaren und festen Stellung den Angriff erwarten konnte. Tief dieser unglücklich ab, so war es leicht, aus der Verteidigung zum Angriff überzugehen; jede Niederlage klug benutzt, gab die Wahrscheinlichkeit, die rasch verlorene Lombardie eben so rasch wieder zu gewinnen.

Damit vereint, zog man in Betracht, daß das österreichische Heer nach seinem raschen und unterbrochenen Rückzuge der Erholung bedürftig sei, die Kämpfe bei Palestro, Magenta, bei Malegnano, Canonica und die kleineren Rückzugsgefechte, verbunden mit Anstrengungen und Entbehrungen aller Art, ein Ausruhen und Ordnen nöthig mache: um so mehr, da diese tapferen Soldaten wohl auch die Leiden des Mangels an nothwendiger Nahrung und Verpflegung empfunden haben mußten. Jetzt, hinter sich und zu beiden Seiten die großen Magazine von Verona, Mantua und Peschiera, konnte es ihnen an reichlicher Zufuhr nicht fehlen; bei alledem freilich findet man in den Berichten vom 21. und 22. Juni aus den Lagern der Armee doch wieder die schon vernommenen Klagen über die mangelhaften Einrichtungen zur Versorgung des Heeres. Es wird sogar über Mangel an Brod geklagt und über vorhandene große Verwirrung.

Anderseits mochte es allerdings verlockend erscheinen, mit einem plötzlichen unerwarteten Streich die Pläne des Feindes zu durchkreuzen. Jedenfalls hatte dieser, obgleich in den Schlachten ihm der Sieg geblieben, nicht weniger gelitten, als die Besiegten; ebensowohl war er von Hitze und Beschwerden hart mitgenommen und stieg jetzt ziemlich erschöpft von den Höhen an der Ghibie herab, um sich den Hügelketten des Mincio zu nähern. Wartete man noch einige Tage, so benutzte er diese ohne Zweifel nicht allein um auszurufen, sondern auch seine Streitkräfte und Vorbereitungen wesentlich zu verstärken. Von Süden her, aus Modena und Parma nahte der Prinz Napoleon mit 35,000 Mann frischen Truppen, von Mailand wurden nachrückende Regimenter und die Kanonenboote erwartet, welche, am Gardasee zusammengesezt, Peschiera beschießen sollten. Endlich mochten auch Besorgnisse über die Absichten der Franzosen vorhanden sein, einen Zug nach Venedig zu versuchen und das strategische Viereck zu umgehen.

Jedenfalls war es ein kühnes, und wenn es gelang, entscheidendes Unternehmen, ungeahnet plötzlich dem französischen Heere entgegen zu treten, die festen Stellungen an der Ghibie wieder zu gewinnen, die Verbündeten, wenn sie im Marsch begriffen, zu überraschen und über sie herzufallen, die einzelnen Corps übereinander zu werfen und aufzurollen und so dem Feinde

eine Niederlage zu bereiten, von welcher er schwerlich sich so bald erholt haben würde. Die französische Furie und Tapferkeit werden obenein im Glücke zwar als bewährt, im Unglücke aber nicht, als von derselben Dauerbarkeit betrachtet. Einmal aufs Haupt geschlagen, mußte der Glaube an ihre Unwiderstehlichkeit abfallen, in eben dem Maße das Vertrauen der Oesterreicher wachsen, und nicht allzu schwer mochte es dem Kriegsrathe im kaiserlichen Hauptquartier zu Villafranca erscheinen, durch einen solchen verwirrenden und betäubenden Ueberraschungszug, der so sehr gegen die bisherige Kriegsführung abwich, ein glänzendes Resultat zu erreichen.

Ob der bewährteste General Oesterreichs, der Feldzeugmeister Hess, diesen Plan gemacht oder auch nur gebilligt hat, ist von vielen Seiten bezweifelt worden, jedenfalls blieben große Bedenken bestehen, welche nicht außer Acht gelassen werden konnten. Man hatte es mit einem eben so tapferen, als vorsichtigen Feinde zu thun; kaum durfte man von ihm annehmen, daß er in den vortrefflichen Positionen, die man ihm eingeräumt, sich nicht auch im Fall eines Unglücks halten und mit größter Energie vertheidigen würde, wie dies der Kaiser Napoleon im Voraus auch angekündigt hatte. Wenig wahrscheinlich war es überdies, daß das feindliche Heer zum Theil noch weit jenseit der Giese sein würde, endlich aber erforderte es mancherlei Vorbereitungen, um die österreichische Armee, 180,000 Mann, über vier Brücken auf das rechte Rincionufer und mehrere Meilen darüber hinaus zu bringen, daß man schwerlich glauben durfte, diese Operationen würden dem Feinde verborgen bleiben.

Am Vormittage des 23. Juni brachen die Armee-corps auf, nachdem sie sich an den vier Uebergangspunkten gesammelt hatten, doch sehr wahrscheinlich erreichten manche Brigaden ihre Stellungen nicht vor Einbruch der Nacht. Die ungeheuren Züge der Artillerie und Reiterei mußten die Uebergänge über die Brücken auf lange Zeit in Beschlag nehmen. Konnte man aber erwarten, daß ein so gewaltiger Zug von so vielen Tausenden von Menschen und Thieren unbemerkt vor sich gehen werde? — In einem Lande, unter einer Bevölkerung, wo die Oesterreicher keinen Freund besitzen, wo aber beinahe ein jeder mehr als bereitwillig ist, ihren Gegnern zu helfen und

zu dienen, läßt sich dies wahrlich nicht hoffen, und in der That kann man nicht daran zweifeln, daß der Kaiser Napoleon schon am 23. Juni von der Ansammlung des österreichischen Heeres am Mincio unterrichtet wurde, daß er während des Tages fortgesetzt Nachrichten erhielt, und daß er somit beim Anbruch des 24. Juni völlig vorbereitet war, den Feind in der Nähe zu erblicken.

Der französische Schlachtbericht beginnt zwar damit, dies abzulängnen, und die Ueberraschung einzugestehen, doch sicherlich nur, um damit den Ruhm der Armee erhöhen zu wollen. Es finden sich in dem Berichte selbst die untrüglichen Zeichen, daß alles zum Kampfe vorbereitet, die Corps über die Gisee herangerufen, die Schlachtlinie geordnet war und in der Anweisung für das Corps des Marschalls Canrobert, auf dem rechten Flügel, wird ausdrücklich hervorgehoben, daß der Marschall die Ordre erhalten, sich wohl vorzusehen vor einer feindlichen Kolonne von 15,000 Mann, welche aus Mantua ausgebrochen auf Asola an der Gisee marschierte — also vor einem Angriff im Rücken und in der Flanke — gemäß der Kunde, welche Sr. Majestät zugekommen.

Aus diesen zugehenden Kunden läßt es sich auch erklären, daß die französische Armee vollständig und gleichzeitig sämtliche 4 Corps, und so auch das piemontesische Heer, sich um 2 Uhr des Morgens in Marsch setzten, angeblich um der Hitze des Tages zu entgehen, doch viel zu wohl geordnet und in den Marschbewegungen combinirt, um nicht klar zu erweisen, daß sie nach einem bestimmten Plan, der Schlacht entgegen zogen. Von einer Ueberraschung war somit durchaus nicht die Rede, im Gegentheil aber kam diese jetzt an die Oesterreicher. Das Erscheinen der Franzosen war ihnen in der ersten Morgenröthe eine sehr unangenehme Entdeckung, da man sie frühestens erst um 8 Uhr oder 9 Uhr und dann keinesweges in solchen compacten schlagfertigen Massen erwartet hatte.

Die Absicht des Kaisers Napoleon war jedoch ersichtlich, den Oesterreichern keine Zeit zu geben, es sich in den eingenommenen Stellungen bequem zu machen und sich dann zu besetzen. Statt sich angreifen zu lassen, zog er es vor, selbst eine Angriffsschlacht zu liefern. Die Oesterreicher hatten die Hügelseite

besezt, welche aus Ausläufen der tyroler Alpen besteht, die an dem Ufer des Gardasee's austauschen, den oberen Lauf des Mincio einfassen und südlich bis Solferino und Gavriana reichen, wo sie in die vorliegende Ebene nach Guidizzolo abfallen. Diese Hügel sind zum Theil sehr steil und mehrere hundert Fuß hoch, Ruppen und Flächen bildend, in deren Einschnitten die Dörfer Solferino, St. Cassiano und Gavriana liegen. Sie sind theils mit Wein bepflanzt, theils mit Heidekraut bewachsen; da und dort mit einzelnen Bäumen und Baumgruppen bedeckt, zum allergrößten Theil jedoch kahl.

Vor dieser Hügelkette dehnt sich eine Ebene aus, durch welche die Straße von Montechiaro und Castiglione nach Mantua läuft. Diese Ebene setzt sich südlich und westlich gegen Po und Ghibie fort, während nördlich von Castiglione und Lonato und dem Gardasee das Hügelland wieder stärker auftritt.

Der Kaiser Napoleon hatte die Nacht in Montechiaro zugebracht. Als sein Heer im Marsche war, begab er sich nach Castiglione, wo die Garde sich sammelte und wo er den Thurm des hochgelegenen alten Schlosses bestieg, von dem herab er nach allen Eiten das vorliegende Schlachtfeld überschauen konnte. Zu seiner Linken lagen die Höhen von St. Martino, von wo aus die Piemontesen sich gegen das Dorf Pozzolengo bewegten, an sie schloß sich das Corps des Marschalls Baraguay d'Hilliers, der auf das $1\frac{1}{2}$ Stunde vorliegende Solferino marschirte, rechts von ihm war das Corps des Herzogs von Magenta auf Gavriana dirigirt, das eine Stunde von Solferino entfernt ist. Den rechten Flügel der Franzosen bildete das Corps des General Niel, welches auf Medole und von dort auf Guidizzolo losgehen sollte, an der großen Straße nach Mantua, seitwärts zurückgezogen, beinahe hinter ihm, stellte Marschall Canrobert seine Regimenter in und um Aqua Fredda und Castel Goffredo auf, um den Flanken- oder Rückenangriff, welcher von Asola her erwartet wurde, zu begegnen.

Sobald der Kaiser die österreichische Schlachtfstellung überblickt hatte, suchte er noch mehr Festigkeit und Stärke in die Verbindungen seines Centrum's mit den Flügeln zu bringen. Er, oder die Offiziere seines Generalstabes erkannten sofort, daß die österreichische Linie sich außerordentlich weit

ausdehnte und ihre Durchbrechung im Centrum entscheidend für den Tag sein müßte; anderseits war die von den Oesterreichern eingenommene Stellung auf den steilen Hügeln und in den Dörfern Solferino und Cavriana eine außerordentlich starke; der österreichische Plan, wahrscheinlich der, durch Ueberflügelungen von beiden Seiten das feindliche Heer zusammenzudrücken, zu verwirren und aufzulösen. Wenn das Centrum den französischen Angriffen widerstand, so würde sich dieser Plan wahrscheinlich mehr oder minder vollständig erfüllt haben und, wie es scheint, betrachtete man in den österreichischen Reihen den Erfolg des Tages mehr als einmal als gesichert. Der Kaiser Napoleon verstärkte die Angriffsmassen der beiden Corps, welche gegen Solferino und Cavriana operirten, indem er ihnen die Gardes als Eoutien zusandte. Die Reiterregimenter der Gardes zogen sich auf den rechten Flügel des Corps Mac-Mahon, in die Ebene, um General Riei zu unterstützen; zugleich gab der Kaiser dem Marschall Canrobert Befehl, diesem General, sobald es erforderlich, kräftigen Beistand zu leisten, ohne seine Aufgabe zu vergessen, und gebot zugleich dem Könige von Savinien, was er an Truppen missen könne, dem Marschall Baraguay d'Hilliers für den Angriff auf Solferino zur Hülfe zu senden.

Das österreichische Heer hatte dagegen am 24. Juni Morgens folgende Stellung inne.

Das 8. Armee-corps bildete den rechten Flügel, verstärkte sich durch die Brigade Reichlin vom 6. Armee-corps und besetzte das Dorf Pozzolengo und die umliegenden Höhen. Das 5. Armee-corps schloß sich zur Linken an und nahm Solferino in Besitz, während das 1. Corps sich in und um Cavriana aufstellte. Beiden zur Reserve war das 7. Corps bestimmt, das im Verein mit der Reservecavallerie Division Graf Mannsdorff von Foresto bis Le Teyze, hinter Cavriana, Stellung nahm. Die zweite Armee bildete somit den rechten Flügel und das Centrum. Der rechte Flügel befand sich unter Befehl des tapferen Feldmarschall-Lieutenant Benedek, das Centrum befehligte der Feldzeugmeister Graf Schlick, Kommandant der zweiten Armee. Der linke Flügel wurde von der ersten Armee unter Feldmarschall-Lieutenant Graf Wimpffen gebildet.



Leutnant-Vizepräsident Graf Wimpfen.

Er dehnte sich an den Abhängen der Hügelkette zur Linken Carriana's in der Ebene nach Guidizzolo aus, wo das 3. und 9. Corps lagerten, während das 11. Corps als Reserve, Castel Grimaldo besetzte. Die Vorhut aus Abtheilungen des 9. Corps und der Cavallerie-Division Graf Jedwicz bestehend, wurde bis Medole vorgeschoben und Castel Goffredo von ihren Spitzen besetzt.

Vom 2. Corps in Mantua marschirte Tages vor eine Division, Graf Jelacic, nach Marcaria, um während der Schlacht einen Flanken- oder Rückenangriff auszuführen. Sie stand unter Befehl des Corps-Kommandanten Grafen Eduard Lichtenstein, ist jedoch nicht zur Action gekommen.

Das gesammte österreichische Heer bestand somit aus 7 Armeecorps, der Brigade Reichlin vom 6. Corps und 2 Cavalleriedivisionen. Man kann nicht annehmen, daß sämmtliche Corps ihre volle Stärke besaßen, die Gesamtzahl der Streiter wird daher nicht über 180,000 Mann hinaus gegangen sein.

Läßt man bei den Franco-Italienern dieselben Rücksichten gelten, so werden ihre 4 Corps und das sardinische Heer, ebenfalls auf 180—190,000 Mann geschätzt werden müssen. Beide Heere zählten somit die ungeheure Masse von mindestens 350,000 Streitern, von denen mehr als 300,000 in dieser blutigen Schlacht gefochten haben.

Der Anmarsch der Franzosen geschah in solcher Eile, daß der größte Theil der österreichischen Regimenter durch die fallenden Kanonenschüsse von der Nähe des Feindes unterrichtet wurde, und die meisten keine Zeit zum Abzogen behielten; denn der Angriff erfolgte fast gleichzeitig, sowohl auf den Flügeln, wie im Centrum. Das Corps des Marschalls Baraguay d'Hilliers hatte die österreichische Vorhut rasch aus ihren Posten bei le Grolle, Madonna della Scoperta und Nicolara vertrieben, je mehr es sich jedoch den steilen Hügeln von Solferino näherte, um so hartnäckiger wurde der Widerstand, den ihr die Regimenter der Brigade Bils leisteten. Eine Reihe von Bajonnetangriffen konnte die Oesterreicher nur langsam aus den Weingärten und kleinen Häusern vertreiben, während die französischen gezogenen Kanonen ein fürchterliches Feuer unterhielten und auf 3000 Schritte Solferino

erfolgreich mit Granaten bewarfen. Colserino mußte auf jeden Fall genommen werden. Es bildete den Schlüssel zur österreichischen Stellung und mit dieser Gewißheit wurde nichts von dem französischen Kaiser und seinen Generalen gespart, um hier zum Ziele zu gelangen.

Mehrere Stunden lang wurde mit größter Tapferkeit um jeden Schritt des Bodens gekämpft, als die Garden herbeigezogen wurden, und der Sturm auf Colserino begann.

Der hohe Hügel, um welchen dies Dorf herumgebaut ist, ragt hoch über die ganze Gegend auf und bildet einen Keßel auf dessen Gipfel ein mächtiger viereckiger Thurm steht, *Spia d'Italia* genannt, denn von seiner Spitze überblickt man das ganze Flachland bis zum Po, den Gardasee und das Land bis an die Alpen. Dieser hohe Hügel, *La Rocca*, steht getrennt von dem übrigen Höhenzug und den Kuppen des Monte Mezzana, streckt aber nach drei Seiten drei Plateaus aus, nach dem See, nach der Ebene und nach *Cavriana*. An diesen Plateaus hin laufen die Straßen, welche nach Colserino führen. Der Berg darüber bildet ein Castell mit drei vorspringenden Bastionen, zwischen denen der Thurm steht.

Alle diese natürlichen Schanzen und das Dorf selbst mit seinen Weingärten, den massiven Häusern, dem hochgelegenen Kirchhofe und den Höhen und Kuppen umher, waren von den Regimentern des 5. Corps und einer zahlreichen Artillerie besetzt; alles zum Empfange des Feindes aufs beste vorbereitet.

Die Straße nach Colserino hinauf führt zwischen jäh absteigenden Hügelwänden hin, welche mit Wein bepflanzt sind. Die Häuser liegen treppenförmig über einander und während der Weg aus der Ebene bis zu den ersten Häusern sich allmählig hebt, führt er von dort aus durch die Dorfstraßen so steil aufwärts, daß man ihn die *Scala von Colserina* nennt. — Alle diese Weingärten, die Häuser und die Höhen wurden von den Kaiserjägern und der Brigade *Bills* vertheidigt; mehrere Batterien standen im Dorfe selbst, andere auf den Hügelkuppen zu beiden Seiten, und auf den Kuppen des Monte Mezzana.

Es verging einige Zeit bis die Franzosen sich zum Angriff geordnet

hatten, dann erfolgte dieser von der Straße her, welche von Castiglione kommt. Den Divisionen Korey und Braxame des 1. Corps wurde die gefährliche Ehre zu Theil, die Oesterreicher aus dieser furchtbaren Stellung zu vertreiben; weiter in den Tag hinein wurden die Frontangriffe des 1. Corps durch einen Angriff auf das ungefähr eine halbe Stunde von Solferino entfernte Dorf St. Cassiano unterstützt, von wo aus Solferino in Flanke und Rücken genommen werden konnte.

Eine Division des 2. Corps, Mac-Mahon, bereite sich zu dieser Wegnahme; der Marschall griff inzwischen das 1. österreichische Corps an, das Garriana und das vorliegende Land bis in die Ebene besetzt hielt, um dies Corps zu verhindern, den Kampf des 5. Corps in Solferino zu unterstützen.

Dass diese Absicht gelang, der kommandirende General, Grafclam-Gallas, seine Macht nicht zu schwächen wagte, beweist der ihm in dem österreichischen Schlachtbericht gemachte Vorwurf, dem bedrängten 5. Corps keine nachhaltige Unterstützung gewährt zu haben, eben so scheint es, als ob diese auch von dem Reservecorps von Kereka aus, nicht rechtzeitig und ausreichend geleistet wurde.

Der Angriff der beiden französischen Divisionen auf Solferino erfolgte in entschlossener Weise. Ein überlegenes Gewehrfeuer trieb die Oesterreicher bis an die Eingänge zum Dorfe, hier jedoch erwartete die Franzosen ein Hagel von Kugeln, Kartätschen und Schrapnells, der ihre Reihen auf furchtbare Weise lichtete. Unter allen Gartenmauern und Hecken hervor schossen die Jäger und Schützen der Oesterreicher mit kaltblütiger Sicherheit die athemlosen Franzosen nieder, aber nachdringende Bataillone füllten die Lücken wieder aus. Ein verzweifelter Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich dann am Eingange des Dorfs und die charakteristische Eigen thümlichkeit der Gefechte und Schlachten dieses Krieges, der Häuserkampf, entwickelte sich wieder in seiner ganzen Schrecklichkeit. Die italienischen Bauern- und Winzerhütten und Häuser haben kleine schmale Fenster und keine Hinterthüren. Wer in solchem Hause sich befindet kann nirgend entweichen, wenn der Feind eindringt; er muß sein Leben verteidigen oder um Gnade bitten. In allen diesen Hütten und Häusern hatten die Oesterreicher wie



Marshal Mac-Mahon, Duc de Magenta.

in kleine Festungen zahlreiche Besatzungen geworfen und indem die Franzosen vorwärts drangen, mußten sie zugleich diese wüthend vertheidigten Citadellen erstürmen. Wann die Thüren von den Merten der Sappeurs eingeschlagen waren, machte das Bajonnet sich Bahn. — Säbel, Kolben, Messer und Steine thaten dann das Uebrige. Dazwischen fallende Schüsse, Pulverdampf, Wuth und Schmerzgebrüll, vermischt mit dem Gebrüll der Schlacht, die zitternde Erde, das Zischen der Kugeln und Granaten, das Kriegesgeschrei so vieler Tausende von allen Leidenschaften erfüllter Menschen und das Gewinnever der Verwundeten, die blutbesprigten, zerrissenen Glieder, die zerfetzten Leiber der Todten und Sterbenden — welche grauenvollen, welche entsetzlichen Scenen! Zweimal drang die Division Forey bis an die Ringmauer der Kirche vor, welche auf der höchsten Stelle des Dorfes am Fuße der Rocca und ihres Thurmes liegt; zweimal wurde sie von dort zurückgeworfen. Von allen Höhen, aus allen nicht verbauten Häusern wurden die französischen Reihen von den Kugeln ihrer Feinde zerrissen und ihnen entgegen drangen die Kaiserjäger und das tapferere Regiment Reischach, welches sich, die Bajonnette gefaßt, in dichten Reihen auf diese ermatteten Soldaten stürzte.

Drei fürchterliche Stunden hatte dies Worden ohne Entscheidung gewährt, und auch der dritte Angriff hatte die Franzosen bis zum Eingange des Dorfes zurückgebracht, als die Gardedivision Camou, Voltigeurs und Jägerregiment, dort erschien, ihre Reste aufnahm und einen neuen Angriff formirte. Zu gleicher Zeit hatte die Division Brazaine die Höhen zur Linken der Straße genommen und mit unsäglichem Anstrengungen einige Kanonen dort hinaufgezogen. Ueber ihren Köpfen sahen die Oesterreicher jetzt zu ihrem Entsaunen die weißen Rauchsäulen der gezogenen Kanonen, deren Hohlgeschosse in das Dorf geschleudert wurden, auf welches hinab sich nun die französischen Colonnen stürzten. Die Gardervoltigeurs und Jäger drangen mit Ungestüm von der Straße herein und eroberten mehrere Kanonen. Sie drangen bis zum Fuße des Thurnhügels vor und versuchten diesen zu erstürmen, wahrscheinlich aber würde ihnen dies nicht geglückt sein, wenn nicht

zugleich auch eine Sturmcolonne auf der von Le Grolle kommenden Straße her unterstützt hätte.

Der Herzog von Magenta hatte in der Ebene gegen Cassiano und Mariana hin heftige Gefechte bestanden, in welchen auch die Cavallerie beider Heere Gelegenheit fand, sich zu messen. Die afrikanischen Jäger zu Pferde, die besten Reiter der Franzosen, maßen sich mit den Husarenregimentern der Division Mensdorff, während zugleich ein Artilleriekampf entstand, in welchem die Franzosen ihre Ueberlegenheit bewiesen. Dies führte dann zu Angriffen der französischen Divisionen Desdaur und Bartoumaur, welche jedoch zurückgeworfen wurden, und es entwickelte sich ein hin und her wogender Kampf mit wechselnden Erfolgen. Jetzt aber drang die vorerwähnte Division des 2. Corps, geführt vom General de la Motterouge auf San Cassiano los, umging dies zu schwach besetzte Dorf von beiden Seiten, und warf die Oesterreicher hier sowohl, wie von den umgebenden Höhen. Das 45. Linienregiment und das Regiment der afrikanischen Tirailleurs (die Turcos) nahmen diese Positionen mit einem wilden Anlauf und setzten sich dort fest, Solferino und Gavriana nach beiden Seiten hin bedrohend.

Es war Mittag vorüber, als die tapferen Verteidiger von Solferino keine Möglichkeit mehr sahen, den blutigen Platz länger zu halten. Das ganze 5. Corps, die Brigade Bils und Buchner sowohl, wie die herbeigezogenen Brigaden Koller und Gaal, sammt allen Reserven, standen im Feuer; mit Hülfe der letzteren war der dritte Sturm zurückgeschlagen worden, aber die Höhen zur Linken blieben verloren, und als die französische Gardedivision jetzt das Dorf nahm und starke feindliche Colonnen von Le Grolle herandrückten, blieb nichts übrig, als an den Rückzug zu denken.

Nur der Kirchhof und der Felskegel darüber wurden von dem Regimente Reischach mit äußerster Hartnäckigkeit noch lange verteidigt. Ein schreckliches Ordonen entstand hier auf den Gräbern und auf den steilen Abhängen. Von Bajonnetstößen und Kugeln durchbohrt stürzte mancher Kämpfer kopfüber in die Tiefe, endlich aber sammelten sich die Franzosen, von den verschiedenen Regimentern zu einem Sturmheil und mit einem letzten fürchterlichen Anlauf erreichten sie das Plateau und den Thurm, in welchen sich der

Nach der Vertheidiger zurückgezogen hatte. Aber auch im Inneren dieses alten Bauwerkes setzte sich der Kampf fort. Hier so wohl, wie an vielen anderen Orten gab es keine Patronen mehr, das Bajonnet blieb die alleinige Waffe, und erst als die Treppen und Gemächer mit blutigen Leichen bedeckt waren, ergaben sich die wunden und erschöpften Ueberlebenden den Siegern.

Es dürfte an der Stelle sein zu erwähnen, daß es dem französischen Heere bei Todesstrafe verboten war, Verwundete und Wehrlose zu tödten oder um Pardon Bittenden diesen zu verweigern. Von Natur nicht zur Grausamkeit geneigt, half bei Erfüllung dieses menschlichen Gebots auch die Lust, Gefangene zu machen, so daß, vielleicht mit Ausnahme der Turcos, oder in einzelnen Fällen des wüdesten Kampfes und im ersten Augenblicke ingrimmigster Erbitterung, wohl keine Thaten vorgekommen, welche die Gräuelt des Kampfes noch schrecklicher gemacht hätten.

Während dieses letzten Kampfes der Oesterreicher, erschienen die Verstärkungen vom 1. und 7. Corps zu spät, um Solferino zu retten; sie zogen sich auf Cavriana zurück, während das 5. Corps auf Mesolero und Boyolengo wich. Schritt für Schritt weiter kämpfend und jede Höhe und Deckung mit Tapferkeit festhaltend.

Das ganze erste französische Corps drang den Weichenden nach, hauptsächlich aber wendete es sich nun gegen die auf Cavriana retirirenden Regimenter, angewiesen von dem Kaiser, den gleichzeitigen Angriff des Herzogs von Magenta durch einen Flankenangriff gegen das österreichische Centrum zu unterstützen. San Cassiano war inzwischen fortgenommen worden und es entwickelte sich auf den darüber liegenden Höhen eine neue Schlacht, die nicht weniger Blut und Anstrengungen erforderten. Der Boden ist hier ein fortgesetzt welliger, von zahllosen Hügeln und kleinen Ruppen besetzt; Solferino liegt jedoch bedeutend höher als Cavriana, bei welchem die Hügel wieder sehr steile Wände bilden. Der Kirchturm ist von Solferino aus und überall zu sehen, und auf ihn zu wandte sich das Gefecht, ohne einen Augenblick unterbrochen zu werden.

Der Rückzug der Oesterreicher ging in guter Ordnung und bei entschlossener Gegenwehr vor sich; allein ihr Widerstand würde noch weit länger

gewesen sein, wenn die Franzosen durch ihre gezogenen Kanonen nicht auch hier ein bedeutendes Uebergewicht behauptet hätten. Mit großer Schnelle bewegten sich diese leichten Geschütze auf dem durchschnittenen Boden, sie ließen sich auf die steilsten Hügelwände schafften, welche selbst die Infanterie nur mit Mühe erklimmte, und ihre Geschosse trafen mit Sicherheit auf Entfernungen, welche für die österreichischen Kanonen unerreichbar blieben. Man konnte, erzählt ein Augenzeuge, die Kugeln der Franzosen zwischen den Kanonen und der Infanterie des Feindes plagen sehen, während dessen Bomben, auch wenn er mit der höchstmöglichen Hebung feuerte, entweder nicht reichten oder in der Luft zerbarsten.

Während dies Rückzuggefecht den ganzen Weg von Solferino bis Cavriana füllte, hatte der Herzog von Magenta den Frontkampf auf der ganzen Linie seines Corps begonnen. Eine starke Colonne, unterstützt von den Gardevollregiments und den Grenadieren des Generals Mellinet gebildet, unterstützt von der Gardeartillerie, warf sich von vorn auf das Dorf, während zur Seite die afrikanischen Tirailleurs und das 45. Regiment, die Hügel von Solferino und San Cassiano her bestürmten. Diese wurden jedoch von den Schaaren des heranzekommenen 7. Corps, das die weichenden Regimenter aus Solferino aufgenommen hatte, mit größter Hartnäckigkeit vertheidigt. Der blutige Kampf, hier sowohl wie auf den Hügeln und Höhen bei dem Dorfe, begann um 4 Uhr und währte über eine Stunde. Er würde jedoch sobald nicht abgebrochen worden sein, und die Anstrengungen der Franzosen sobald ihr Ziel nicht erreicht haben, wäre der Rückzug von dem Kaiser nicht befohlen gewesen.

Nachdem Solferino verloren gegangen, glaubte man, daß es nichts mehr nützen könne für die Erhaltung Cavriana's noch Ströme Blutes zu vergießen. Der Tag schien demnach schon um 3 Uhr entschieden, als Solferino geräumt werden mußte, obwohl die Stellung der Oesterreicher keinesweges damit durchbrochen war. Was bei Cavriana geschah, diente zur Deckung des Rückzuges, aber der hartnäckige Kampf war nothwendig, um diesen Rückzug in voller Ordnung, ohne Hast und Auflösung antreten zu können.

Zweimal wurden die Franzosen nach beiden Seiten hin geworfen und

ein gleiches geschah den reitenden Jägern der Garde, als sie in der Ebene von Cavriana die österreichische Reiterei angriff, welche zu einer Attaque vorging. Erst nachdem der Sturm auf Cavriana wiederholt und von allen Kräften des Herzogs von Magenta unterstützt wurde, zogen sich die Oesterreicher ~~schlend~~ aus dem Dorfe, nachdem sämtliches Kriegsmaterial und die Verwundeten inzwischen fortgeschafft worden waren.

Zu dem Angriffe gegen die Höhen war das 72. Regiment, dem 45. und den afrikanischen Jägern zur Hülfe geschickt worden, und als auch dies noch nicht genügte, folgte die ganze Reservebrigade. Die Oesterreicher begannen nun eben ihre Stellungen zu räumen, während der Himmel sich mehr und mehr verdüsterte. Vom Gardasee und den Alpen her wälzten sich schwarze Wolken und plötzlich brach ein fürchterliches Wetter los, das mit seinem Grimme und seinen Donnern, den Grimm und die Wuth der Menschen übertönte.

Ein Wirbelwind erhob sich und füllte die Luft mit Staub und Finsterniß, durch welche blendende Blitze fuhren. Regen- und Hagelstürzen stürzten dann nieder; die Augen vermochten nicht zwanzig Schritte weit zu sehen. Das Geheul des Sturmes und die furchtbaren Donnerschläge übertönten den Donner der Geschütze. Es war, als spräche die zürnende, gebietende Stimme Gottes zu seinen Geschöpfen, um ihnen zu befehlen, von diesem entsetzlichen Norden abzulassen und, überwunden von dem Grauen dieser Sprache, dem wilden Kampfe der entfesselten Elemente und der Unmöglichkeit ihnen zu widerstreben nachgebend, trat eine Stille ein, während welcher die Oesterreicher ihren Rückzug gegen die Ebene fortsetzten und ihren Gegnern die Schlachtfelder überließen.

Aber diese erzwungene Unterbrechung war nur von kurzer Dauer. Nach einer halben Stunde drangen die Franzosen aus dem eroberten Cavriana dem weichenden Centrum nach und es kam zu einem Rückzuggefechte, das vorzüglich von der Artillerie und Cavallerie ausgeführt wurde. Die ungeheuren Anstrengungen dieses Tages hatten jedoch die Sieger, wie die Besiegten erschöpft. Die Verfolgung hörte bald auf und um 6 1/2 Uhr konnten

die Oesterreicher ohne weitere Angriffe ihren Weg gegen Volta und Saleglio fortsetzen.

Mit besserem Erfolg hatten beide Flügel gekämpft. Auf dem linken standen die Corps der ersten österreichischen Armee, das 9., 3. und 11. dem 4. französischen Corps, des General Niel, und Abtheilungen des Corps des Herzog von Magenta und des Marschalls Canrobert gegenüber. Der Kampf begann um 5 Uhr Morgens bei Castel Goffredo und Medole, das um 7 Uhr von den Franzosen genommen wurde, nachdem in einem hitzigen Reitergefecht die österreichische Cavallerie durch das Kreuzfeuer der französischen Batterien stark gelitten hatte. Die Absicht des Generals Niel war Guidizzolo zu nehmen und so die Rückzugslinie der Oesterreicher nach Volta zu durchschneiden, alle seine Anstrengungen scheiterten jedoch an der hartnäckigen Tapferkeit der Oesterreicher und an dem Umstande, daß Marschall Canrobert die geforderten Unterstützungen verweigerte. Aber auch die Oesterreicher vermochten es nicht, entscheidende Vortheile zu erlangen. Ein langes und blutiges Ringen fand um den Besitz des Dorfes Robecco zwischen Medole und Guidizzolo statt. Mehrere Male ward dies Dorf genommen, wieder verloren und wieder genommen. Medole angegriffen und durch einen energischen Schlag des 3. Corps genommen, konnte nicht behauptet werden, da es an Cavallerie fehlte, die im geeigneten Augenblick die geworfenen Franzosen in große Gefahren gebracht haben würde. Die Cavallerie-Division Zedwig hatte nach dem unglücklichen Gefecht am Morgen bei Medole sich bis Goito zurückgezogen, wie der Schlachtbericht sagt, d. h. sie war verartig in Verwirrung gerathen, daß sie mehrere Stunden vom Kampfsplatze erst sich sammelte. Eben so wenig erfolgte der Flankenangriff der beiden Brigaden des 2. Corps, welche Fürst Lichtenstein aus Mantua nach Marcaria am Oglio geführt hatte, es abge nicht wagte, sie nach Asola und in den Rücken der Franzosen zu führen, weil er Nachricht erhalten hatte, daß eine starke, feindliche Colonne, das Corps des Prinzen Napoleon, von Cremona im Anmarsch sei.

Mit Aufbietung aller Kräfte, unter Herbeiziehung sämmtlicher Reserven behauptete sich die 1. Armee bis 4 Uhr Nachmittags, wo nicht allein die Franzosen, unterstützt von den Divisionen Renault und Trochu des

Sarrobetti'schen Corps, Robecco fortnahmen und auf Guidizzolo vordrangen, sondern auch, nachdem Cavriana verloren, der Befehl des Kaisers von Oesterreich zum Rückzuge anlangte.

Zwölf Stunden lang hatte dieser blutige Kampf des linken Flügels gedauert, der auf diesem Schlachtfelde einen anderen Charakter annahm, als in den Bergen, wo das Centrum und der linke Flügel kochten.

Das Land von Castiglione nach Medole und Guidizzolo bildet eine Ebene mit mancherlei kleinen Erhebungen, welche mit Weinbergen besetzt sind. Der allergrößte Theil des Bodens besteht jedoch aus Getreidefeldern und Grasflächen, eben so gerignet für die Gefechte und Angriffe geschlossener Infanteriemassen, wie für die Bewegungen der Cavallerie. Die Flucht der Cavallerie-Division Jodwig bis Goito beraubte aber die Oesterreicher dieser Vortheile, wogegen die französischen Cavallerie-Divisionen Partouaur und Desbaur verschiedentlich auf österreichische Carres einhieben und sie zersprengten, während die französische Artillerie durch ihre weittragenden Geschosse ihre Ueberlegenheit auch hier bewies und furchtbare Verwüstungen anrichtete.

Nur die standhafte Tapferkeit der österreichischen Infanterie und die Hartnäckigkeit, mit welcher sie immer von neuem ihre Angriffe wiederholte, vermochte es, gegen solche Vortheile sich zu behaupten. In voller Ordnung langsamweichend, zog sich der linke Flügel auf Guidizzolo zurück, hielt dies noch bis 10 Uhr Abends besetzt, ohne vom Feinde dort angegriffen zu werden, und räumte es erst, nachdem sämtliche Verwundete, alles Gepäc und Material in Sicherheit nach Goito gebracht waren.

Mit dem meisten Glück und Erfolg hatte der österreichische rechte Flügel gekämpft, das 8. Corps und die Brigade des 6. Corps, welche in und um Pozzolengo den Gardiniern gegenüber standen. Die Vorhut beider Armeen wurde schon am Morgen um 7 Uhr handgemein, als die Piemontesen von St. Martino auf die österreichischen Stellungen in und um Pozzolengo und Madonna della Scoperta eindrangen. Das anfängliche Zurückweichen der Oesterreicher machte den Angriff der Piemontesen hitziger, allein bald zeigte es sich, daß General Benedek seinen Gegnern eine Falle gestellt hatte. Zurückgeworfen und in ihrer linken Flanke bedroht, flohen die Angreifer unter

beträchtlichem Verlust und vielen Gefangenen bis hinter St. Martino zurück, dies Dorf, die Höhen und festen Stellungen in die Hände der Oesterreicher gebend. Die heranrückende Division Eucchiari nahm die geschlagenen Truppen des General Mollard auf und versuchte die Höhen von St. Martino wieder zu erobern. Ein fürchterlicher Kampf entspann sich hier, bei welchem die Piemontesen alle Tapferkeit aufboten, um hinter ihren Bundesgenossen nicht zurückzustehen; allein selbst der französische Moniteurbericht gibt zu, daß sie, vom österreichischen Kanonenfeuer fürchterlich zugerichtet, abermals geworfen wurden, nachdem sie bis zur Kirche vorgeedrungen waren.

Dasselbe Schicksal wiederholte sich, als die Division Fanti auf dem Kampfsplatze erschien, welche der König auf Befehl des Kaisers nach Solferino zur Unterstützung des Marschalls Baraguay d'Hillier's geschickt hatte.

Sie wurde zurückgeworfen und verstärkte sich durch die Division Durando, welche vergebens versucht hatte, Madonna della Scoperta zu nehmen. Dagegen wurde die Umgehung der Piemontesen vervollständigt. St. Pietro gewonnen, Rivoltella bedroht und der Rückzug nach Lonato in Gefahr gebracht. Der vollständige Sieg des rechten österreichischen Flügels war nicht mehr zu bezweifeln, als General Benedek den Befehl erhielt, das Gefecht abjubringen und sich zurückzuziehen. Mit Thränen des Zornes in seinen Augen soll der tapfere General geantwortet haben: „Ich befolge den Befehl meines Kaisers, aber es wird mir schwer zu geschehen.“

Und eben so schwer mag es den tapferen Regimentern geworden sein, das eroberte und so wacker behauptete St. Martino zu verlassen. Jetzt wurde es den Piemontesen nicht schwer die Bergklämme zu nehmen und mit ihrer Artillerie zu besetzen. Das Dorf St. Martino wurde geräumt, und der Rückzug nach Pozzolengo erfolgte um 6 Uhr Abends, nachdem Solferino und Cavriana verloren waren und das 5. Armee-corps sich nach Pozzolengo zurückzog. Zwei Angriffe der verfolgenden Piemontesen wurden blutig zurückgeworfen; das 8. Corps hielt dann Pozzolengo bis 10 Uhr Abends besetzt, und unter seinem Schutze erfolgte der Rückzug des 5. und 1. Corps über den Mincio.

Die Piemontesen haben einen mächtigen Schlachtbericht über ihre ruhm-

vollen Thaten veröffentlicht, in welchem sie behaupten, gegen eine gewaltige Uebermacht gekämpft zu haben, was jedoch in Wahrheit keinesweges der Fall war. Das Corps des Feldmarschall-Lieutenant Benedel kann auf's höchste gerechnet 30,000 Mann stark gewesen sein, aber die piemontesische Armee zählte wenigstens eben so viele Streiter und war, als die Division Fantti zurückkehrte, bedeutend stärker.

So endete die blutige Schlacht, welche die Franzosen mit Recht Schlacht bei Solferino nennen, mit dem Rückzuge des österreichischen Heeres hinter den Mincio, welcher während der Nacht und am Morgen des 25. Juni auf denselben vier Brüden bewerkstelligt wurde, wie am 23. Juni der Vormarsch. Die Siegeszeichen der Verbündeten waren nicht groß. Im Ganzen 30 Kanonen und 4 Fahnen; die Kanonen jedenfalls waren meist zertrümmert und nicht fortzuschaffen, wie dies auf Schlachtfeldern der Fall ist. Mit stürmender Hand sind nur einige Geschütze in Solferino genommen worden. Hierzu kommen den französischen Angaben nach, 6000 Gefangene, wozu bei den Franzosen aber auch die Verwundeten gerechnet werden, wenn sie noch laufen und sich bewegen können. Den eigenen Verlust an Todten und Verwundeten gab der französische Schlachtbericht diesmal selbst auf 12,000 Gemeine in runder Zahl an, ohne, wie gewöhnlich, der Vermissten zu gedenken, als könnte kein Franzose gefangen werden. An Offizieren 720, darunter 150 todt. Unter den Verwundeten 5 Generale, von denen einer, der Artilleriegeneral Auger, einige Tage darauf starb. Sieben Obersten und 6 Oberstlieutenants befanden sich unter den Todten. Die Piemontesen sollen 216 todt und verwundete Offiziere zählen; dazu 4049 Soldaten; vermisst wurden 1258 Mann.

Als Totalverlust der Verbündeten an Todten, Verwundeten und Vermissten wurden somit 18,260 Mann zugestanden, darunter beinahe 1000 Offiziere. Den Privatberichten nach muß man jedoch mindestens 20,000 Mann und vielleicht eine noch bedeutend größere Zahl annehmen, um der Wahrheit nahe zu kommen.

Die österreichischen Berichte sind bis jetzt nicht ganz vollständig; zugegeben sind nahe an 13,000 Todte und Verwundete, unter letzteren 4 Generale, unter den Todten, was jetzt bekannt, nur 1 Oberst (Fürst Winbischgrätz).

Rechnet man die Zahl von 6000 Gefangenen hinzu, unter denen die meisten verwundet sein mögen, so wird der Verlust ziemlich gleichmäßig sein; etwas geringer für die Oesterreicher wohl dadurch, daß ihre festen Positionen erstürmt werden mußten. Die officiöse, österreichische Correspondenz giebt den Gesamtverlust in der Schlacht vom 24. Juni an auf: 91 Officiere und 2261 Mann getödtet; 4 Generale, 485 Officiere und 10,160 Mann verwundet; vermißt 59 Officiere und 9229 Mann. Totalverlust 22,289 Mann.

Daß die Schlacht verloren ging, wird zum guten Theil der zu weit ausgebeuteten Stellung der Oesterreicher beigemessen. In derselben Weise ging die Schlacht bei Wagram verloren, wo der alte Napoleon ebenfalls das österreichische Centrum durchbrach.

Bei der Beurtheilung im österreichischen Hauptquartier wurde das Hauptgewicht der gemachten Fehler darauf gelegt, daß das 1. Corps (Clam-Gallas) in Cavriana, das 5. (Etadion) in Solferino nicht kräftiger unterstützte, ferner daß der Chef des 2. Corps (Fürst Liechtenstein) den Flanken- und Rückenangriff mit der Division Jelacic von Maccaria aus nicht unternahm, endlich daß die Cavallerie-Reserve-division des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Jeczwiß, nach dem unglücklichen Gefechte am Morgen auf dem linken Flügel, sich bis Goito entfernte und nicht wieder zum Vorschein kam.

Die drei Feldmarschall-Lieutenants, Graf Clam-Gallas, Fürst Eduard Liechtenstein und Graf Jeczwiß, haben ihre Commandos niedergelegt und die Armee verlassen, allerdings ein strenges Beispiel von der Ungnade des Kaisers.

Mit allem Rechte wird dagegen die ruhmwürdige Tapferkeit des Heeres und dessen heldenmüthige Ausdauer unter so vielen harten Schlägen gepriesen. Welche grenzenlose Aufopferung, williger Gehorsam und standhafte Erreue des gemeinen Mannes und seiner Führer gehören dazu, um mit solchem unverzagten Muthe allen Gefahren und Anstrengungen zu trotzen.

Die Ueberlegenheit des französischen Heeres besteht nicht allein in den gezogenen Kanonen, deren überhaupt bis jetzt nur eine mäßige Zahl vorhanden ist, sie besteht auch nicht in den Miniégewehren der Infanterie und

deren Schussfertigkeit, sondern zumeist in der Fechtart der Franzosen. Das Auflösen ganzer Regimenter zu dem, was man in der preussischen Armee Schwärmer und Schwärmangriffe heisst, ist den Oesterreichern ebenso neu, wie überraschend. Die Franzosen sind seit Jahren ganz vorzüglich darauf eingeübt; sie sondern sich in regellose dichte Plänklermassen, denen die langen dünnen Tirailleurketten der Oesterreicher (und sehr wahrscheinlich auch der Preussen) nicht gewachsen sind. Im Einzelkampfe sind diese daher jedesmal verloren; mit wunderbarer Schnelle aber vereinigen sich diese Plänklerklumpen wieder zu Linien, Bataillonen und Regimentern, sobald dies durch die Signale befohlen wird. Die Franzosen haben diese Fechtart aus ihren afrikanischen Kriegen zurückgebracht und in ihre ganze Armee eingeführt, welche dadurch an Beweglichkeit und Intelligenz ungemein gewonnen hat. Ihre leichten Truppen, die Juaven, die Jäger von Vincennes, die afrikanischen Jäger sind die Musterbilder für das gesammte Heer; ihre Schnelle und Ausdauer ist unerreichtbar. Alle ihre Bewegungen werden im Trabe und vollem Laufe ausgeführt und hierin wird es ihnen kein anderes Heer gleich thun. Unausgesetzte Uebung in den Feldlagern und bei den Manövern hat dabei mitgewirkt, aber das ganze Naturell der Franzosen ist auch dazu geeignet; endlich hat der Kaiser auch Alles gethan, um durch Kleidung und Bewaffnung diese Zwecke zu unterstützen. Man sehe nur einen Juaven oder Jäger und dann den schwergepackten, behelmten, eingeschnürten österreichischen oder preussischen Grenadier. Als preussische Offiziere im Lager von Chalons die Manöver der Franzosen beobachtet hatten, versuchte man in Preussen sie nachzuahmen. Eines der tüchtigsten brandenburgischen Regimenter, das 24., begann damit, allein nach kurzer Zeit lag das Lazareth voll kranker Soldaten.

Man muß auf andere Mittel denken, um mit dieser raschen Gelenkigkeit, welche der langsamere Deutsche nicht besitzt, fertig zu werden. Vor allen Dingen muß man darauf gefasst sein und von ihr sich nicht überraschen, sich nicht trennen und in Verwirrung bringen lassen. Hat die deutsche nachhaltige Tapferkeit diese Fechterlinien erst einmal zu Schanden gemacht, so wird dies Uebergewicht, das der französischen Armee jetzt ein so hohes Selbstgefühl ihrer Unüberwindlichkeit gibt, nicht lange Stand halten.

Wehr noch als durch gezogene Kanonen und Plänklerhaufen scheint das österreichische Heer aber durch die mangelhafte Verpflegung zu leiden. Während dieses ganzen Feldzuges werden dieselben Klagen vernommen. Man sorgte nirgend genug für die Nahrung und Erfrischung des Soldaten, niemals waren die nöthigen Vorräthe bei der Hand, während der Kaiser Napoleon alle Sorgfalt anwendete es dem Heere an nichts fehlen zu lassen.

Auch bei dieser zwölf- und sechzehnständigen Schlacht hatten die Soldaten nichts, was sie stärken, ihre Kräfte beleben konnte. Ein Theil der Regimenter hatte am Morgen nicht einmal Zeit zum Abkochen, diejenigen, welchen dies gelang, erhielten dafür den ganzen Tag nichts, während die Franzosen mit Lebensmitteln und wohl gefüllten Feldflaschen versehen waren, auch von österreichischen Offizieren durch ihre Gläser beobachtet wurde, wie unter die Piemontesen zur Mittagszeit Brod und Wein vertheilt wurde. Die sehr glaubhafte Bemerkung knüpft sich daran, daß die piemontesischen Brigaden sich darauf am Nachmittage mit viel größerem Feuer schlugen, als es vorher der Fall gewesen. Die Oesterreicher erhalten dagegen 6 Kreuzer täglich, um sich Wein oder Erfrischungen zu kaufen, aber was nützt Geld, wo kein Wein zu haben ist, wo es dringende Sache der Armeeverwaltung sein müßte, ihm um jeden Preis zu schaffen. Man hat viele Oesterreicher fallen und sterben sehen, ohne eine Wunde empfangen zu haben. Sie starben aus gänzlicher Erschöpfung.

Eben so viele Klagen werden über die Hospitalkinderungen laut, und noch mehr über die Einrichtungen der Lazarethe. Nach der Schlacht von Solferino soll in Verona gänzlich ungenügend gesorgt gewesen sein, um die Verwundeten aufzunehmen. Ehre der tapferen österreichischen Armee, die trotz so vielen niederschlagenden Mängeln sich nicht schrecken ließ, so mannhaften Widerstand zu leisten.

Am 25. Juni war das Heer wieder auf dem linken Mincioufer, aber in welcher Verfassung? Jedenfalls konnte die Minciolinie nicht mehr gehalten werden, die erste Armee wandte sich nach Mantua, die zweite nach Verona. Peschiera, stark besetzt, mußte seinen Vertheidigern überlassen bleiben.

Am 27. Juni gingen die Franzosen über den Fluß. Die Piemontesen schlossen Peschiera ein. Das Corps des Prinzen Napoleon, das fünf Tage nach der Schlacht, am 29. Juni, seine Vereinigung mit der Hauptarmee bewerkstelligte, beobachtete Mantua. Die Stärke der Franzosen besetzte Bolia, wohin der Kaiser sein Hauptquartier verlegte, die Vorhut wurde bis Villafranca vorgeschoben.

Am 27. Juni legte aber auch der Kaiser von Oesterreich den Oberbefehl nieder und übergab ihn dem Feldzeugmeister Hess, der das Heer in das verschanzte Lager hinter den Forts von Verona führte. Nicht mehr die Mincio, sondern die Eisplinie wurde als die eiserne Mauer des Widerstandes erklärt, an welcher die dritte und entscheidende Schlacht zu erwarten sei.

Die Augen der Welt richteten sich auf Verona. Plötzlich, zum unsäglichen Erstaunen verbreitete sich die Nachricht eines Waffenstillstandes. Der Kaiser Napoleon hatte ihn angeboten, er hatte alle Bedingungen Oesterreichs angenommen. Am achten Juni ward er in Villafranca auf 5 Wochen bis zum 15. August abgeschlossen vom Marschall Vaillant und dem Feldzeugmeister Hess unterzeichnet. Am 11. Juli hatten die beiden Kaiser in Villafranca eine Zusammenkunft, welche zum Abschlusse des Friedens führte. — Wie weit dieser Friede ein günstiger, und was er für Deutschland zu bleiben verspricht, dies werden wir in einer nächsten Abhandlung untersuchen.

Depeschen aus dem Glaubuche.

Depesche

des Lord Malmesbury an den englischen Gesandten in Wien,
Lord A. Loftus.

London, am 12. Januar 1859.

„Zweimal, das erste Mal vor mehr als einem Monat, habe ich dem Grafen Apponyi mündlich unsere Besorgnisse zu erkennen gegeben und unsere Ansichten und Rathschläge mitgetheilt. Sie sind denjenigen analog, die ich im Begriff bin hier zu entwickeln. Ihrer Majestät Regierung glaubt, daß die böse Stimmung zwischen den zwei kaiserlichen Höfen von Paris und Wien ihren Ursprung nicht so sehr in einer wirklichen und klaren Ursache, als in gegenseitigem Mißtrauen hat. Keine Gebietsanspruch oder Besitzfrage, keine commercielle oder Rechtsstreitigkeit ist zwischen beiden in der Schwebe, doch scheint es, daß keiner von beiden Theilen aufrichtig geneigt ist, sich mit dem andern freimüthig zu verständigen oder dieser Verständigung das unbedeutendste Opfer zu bringen. Wenn Ihrer Majestät Regierung der österreichischen einen Rath zu erteilen unternimmt, so geschieht dies nicht aus dem unschicklichen Verlangen, in die unabhängige politische Richtung Oester-

reichs einzugreifen, sondern weil Oesterreich einer der ältesten Allirten Englands ist, weil wir ihm als einem der wichtigsten Glieder der europäischen Staatenfamilie Macht und Wohlfahrt wünschen. Ein Krieg, in Italien begonnen, würde bald einen revolutionären Charakter annehmen. Man kann nicht sagen, daß Frankreich seine Rechnung in ihm finden würde. Aber gewiß ist, daß Oesterreich, selbst wenn es triumphirend aus dem Kampfe hervorginge, in allen seinen materiellen Interessen unerseßlichen Schaden gelitten haben würde. Mit aufrichtiger Freude gibt Ihrer Majestät Regierung zu, daß die Verwaltung der österreichisch-italienischen Lande vom Erzhertzog-Bicekönig mit großem Talent und im Geiste der ehrenvollsten Freisinnigkeit und Verschämlichkeit geleitet worden ist. Hoffentlich wird die österreichische Regierung auf diesem Wege fortfahren. Oesterreich muß in diesem kritischen Augenblick die öffentliche Meinung für sich gewinnen und sich mehr als gewöhnliche Mühe geben, Alles zu vermeiden, was jene Staaten, die vielleicht Händel mit ihm suchen, als absichtliche Beleidigung auslegen könnten. Ihre Lordschaft werden dem Grafen Buol offen sagen, daß, sollte die gegenwärtige Entfremdung zwischen Oesterreich und Frankreich zu einem Kampfe führen, England ein neutraler Zuschauer desselben würde; in seinem Falle würde die öffentliche Meinung es der englischen Regierung möglich machen, Oesterreich gegen dessen eigene Unterthanen zu unterstützen, wenn der Krieg eine revolutionäre Gestalt annähme. Die öffentliche Meinung Englands sympathisirt von Hause aus mit den italienischen Nationalitäten, allein diese Sympathie würde keineswegs zur thätigen Feindschaft gegen Oesterreich werden, wosern dieses nicht aggressiv aufträte oder Frankreich und Sardinien Grund gäbe, Krieg anzufangen. Niemand kann läugnen, daß in der allgemeinen Verwaltung Italiens viele Gründe zur Unzufriedenheit liegen, und Ihrer Majestät Regierung sympathisirt deshalb mit den Leiden der italienischen Bevölkerung, aber wohl wissend, daß dauernde Verbesserungen durch den Krieg in einem Herrenwechsel, nicht zur Unabhängigkeit führen kann, wünscht sie als gemeinsame Freundin beider Theile, daß sie herzlich sich einigen und zur Wiedergeburt Italiens auf friedlichem Wege zusammenwirken möchten. Oesterreich würde es nicht nur wohl anstehen, sondern auch in der öffentlichen

Meinung nützen, wenn es den ersten Schritt thäte und der französischen Regierung den Vorschlag machte, im Einvernehmen mit ihm die besten Mittel zur Abstellung der grellen Mißbräuche im Kirchenstaat in Erwägung zu nehmen. Oesterreich ist ein italienischer Staat; Oesterreich und Frankreich halten den Kirchenstaat besetzt und haben die Pflicht, einen Zustand, der nicht von Dauer sein kann und unerträglich geworden ist, wo möglich ein Ziel zu setzen. England wird den etwaigen Eröffnungen des Wiener Cabinets seine ernstliche Unterstützung in Paris nicht vorenthalten; es wird dasselbe in Italien thun. Sollten Oesterreich und Frankreich, die zwei großen katholischen Reiche, nach reiflicher Berathung denken, daß eine Modification der bestehenden Gebietseinteilung in Mittelitalien zur Besserung führen könnte, so wäre Ihrer Majestät Regierung bereit, in Verbindung mit den andern Mächten, welche die jetzige Ordnung Anno 1815 begründeten, solchen Maßregeln, die ohne die geistliche Macht des Papstes zu schwächen, einen so ersprießlichwerthen Zweck erzielen dürften, ihre beste Erwägung zu schenken. Aber Ihrer Majestät Regierung denkt, daß England, als ein protestantischer Staat, bei der Anbahnung solcher Maßregeln nicht füglich die Initiative ergreifen oder eine hervorstechende Rolle spielen darf. Oesterreich und Frankreich sollten vorangehen, und dann könnten England, Preußen und Rußland die Bemühungen der katholischen Mächte, die darauf gerichtet wären, den Papst und andere italienische Fürsten zur Sanctionirung eines Systemwechsels zu bewegen, in der ihnen geeignet scheinenden Weise unterstützen.*

Antwort des Lord A. Loftus in Wien an Lord Malmesbury.

Ich habe die von Ew. Herrlichkeit empfangene Depesche vom 12. Januar heute dem Grafen Buol vorgelesen. Graf Buol hörte mich mit tiefem Interesse an, und bemerkte dann, daß er, nach meinem Beispiele, sich einer förmlichen Mittheilung enthalten werde (d. h. keine Depesche absenden wolle). Er konnte nicht umhin, die freundschaftlichen Beweggründe und die Wohlmeintheit der englischen Theilnahme und Rathschläge zu würdigen, wollte mir aber auch nicht seine Befürchtungen verhehlen, daß die Meinung Ihrer Lordschaft mehr Schaden als Gutes stiften könne, falls sie in derselben Weise in Paris und Turin ausgesprochen worden wäre. „In der That“, sagte Seine Excellenz, „ich bedauere, daß Sie mir diese Depesche vorgelesen haben; ich bedauere auch, daß sie geschrieben worden ist. Wenn“, so fuhr Graf Buol fort, „wenn Sie Frieden predigen und Krieg verhüten wollen, wenden Sie sich mit Festigkeit an Frankreich und Piemont. Wir führen nicht Krieg im Schilde. Wir werden nicht die Angreifer sein. Sagen Sie dem Kaiser Louis Napoleon, daß Großbritannien nicht passiver Zuschauer bleiben wird, falls Er Majestät Feindseligkeiten beginnen sollte. Sagen Sie ihm, daß er dies, falls er es thut, auf eigene Gefahr und Wagniß thäte. Warnen Sie andererseits den König Victor Emanuel durch die Anzeige, daß England einen von Piemont im vollen Frieden unternommenen Act absichtlichen Angriffs auf Oesterreich nicht gutheissen würde. Wenn Großbritannien diese Sprache zu führen bereit ist, wird kein Krieg entstehen.“ In Bezug auf jene Stelle der Depesche, worin von der Möglichkeit einer allen Parteien wünschenswerthen Territorial-Veränderung in Mittelitalien die Rede ist, erklärte Seine Excellenz mit einiger Emphase, daß er den Vorschlag als eine höchst gefährliche und den Vertrag von 1815 unterwühlende Doktrine ansehe. Ich erwiderte, daß Ihrer Herrlichkeit Absicht und Wunsch nicht sei, die italienschen Gemüther zu entflammen oder Hoffnungen zu erregen, die nicht auf friedlichem Wege zu erfüllen wären; daß Ihre Lordschaft dem Turiner Kabinet den gesunden Rath gegeben und in den stärksten Worten gegen jeden Versuch gesprochen hat, die in Italien erforderlichen

Reformen durch physische Gewaltanwendung anzustreben. Ich bemerkte Seiner Excellenz, daß es keine andere Wahl als friedliche Reform oder Krieg und Revolution gebe. Ich rief ihm die Meinungen in's Gedächtniß, die beim Kongreß in Paris zum Ausdruck kamen, wo man die fortdauernde Besetzung des Kirchenstaates als eine Anomalie anerkannte, da sie beinahe soviel wie Annexion sei, dem Geiste der europäischen Verträge zuwiderlaufe u. s. w. „In diesem Augenblicke, sagte ich, liegt die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht mehr in der Hand der Regierungen, sondern in den Händen Mazzini's und der revolutionären Partei, deren Trachten stets darauf ging, einen Bruch zwischen Frankreich und Oesterreich zur Erreichung ihrer eigenen Zwecke herbeizuführen. Sie spielen also der Revolutionspartei in die Hand und werden unvermeidlich in die Grube fallen, die Sie gegraben haben.“ — „Wie so!“ sagte Se. Excellenz. Ich entgegnete: „Indem Sie laut Ihre Absicht aussprechen, den kleinen unabhängigen Staaten Italiens Beistand zu leisten, werden Sie Anderen einen Vorwand geben, sich solcher Dazwischenkunft zu widersetzen, so daß Mazzini nur eine Unruhe in Parma oder Modena zu erregen braucht, um den von seiner Partei gewünschten Zusammenstoß mit Piemont und wahrscheinlich auch mit Frankreich herbeizuführen. Wenn Ihre Excellenz mir die Versicherung giebt, daß Oesterreich in keinem Falle ohne vorheriges Einverständniß mit Frankreich einen Soldaten über seine Grenze nach Italien schickt, dann werde ich denken, daß der Krieg sich verhüten läßt.“ — „Nein,“ sagte Graf Buol, „ich kann Ihnen diese Zusicherung nicht geben, denn sie wäre ein Verzicht auf unsere selbstherrliche Macht. Wir werden in keinem Staate einschreiten, wofern unsere Hülfe nicht verlangt wird, und in diesem Falle werden wir sie gewähren, und daß man weiß, sie wird gewährt werden, ist das beste Präservativ der Ordnung. Aber“, fuhr Se. Excellenz fort, „was werden Sie zu Piemont sagen, falls es uns angreift?“ Ich sagte, daß ich mir einen solchen Fall nicht als möglich denken konnte; daß es soviel hieße wie: die Maus greift den Löwen an; daß ich aber zu Piemont ebenso wie zu Oesterreich sagen würde: Wie ihr einen Soldaten über Euere Grenze schickt, seid Ihr der Theil, der begonnen hat. Graf Buol sagte darauf, daß die Bewegung und Aufregung

in der Lombardei seit dem Eintreffen der österreichischen Verstärkungen sich sehr gelegt hätten, und daß er nicht so große Furcht vor Unruhen in Italien habe, wie Ihrer Majestät Regierung. Die Berichte aus Paris lauteten auch beruhigender, die öffentliche Stimmung und die Presse seien stiller geworden. Se. Excellenz fügte hinzu, daß wirklich keine Differenz zwischen Oesterreich und Frankreich vorhanden sei, außer der Belgrad-Affaire, die als geschlossen betrachtet werden könne; und er theile nicht die Besorgniß um den Frieden Italiens.

Was den Vorschlag betrifft, in den Angelegenheiten Roms einzuschreiten, so lehnte Se. Excellenz es ab, in der Wiederaufnahme der Frage die Initiative zu ergreifen. Er fügte folgende Worte hinzu: „Die Wahrheit ist, wir können nie und nimmer zu einer Verständigung mit Frankreich über die italienischen Angelegenheiten gelangen, denn wir gehen von zwei verschiedenen Punkten aus: erstens betrachten wir Frankreich nicht als eine italienische Macht; zweitens sympathisirt Frankreich mit der Sache der Nationalitäten und beschützt sie, während wir die Sachen der Regierungen und der ordro établi unterstützen; es kann daher keine Grundlage für ein gegenseitiges Einvernehmen oder ein vollkommenes Zusammenwirken geben. Es ist dies auch nicht nöthig. Es ist ein großer Irrthum, zu denken, daß Italien einer Veränderung bedarf. Wenn man Italien in Ruhe läßt und wenn die Hoffnungen gewisser Parteien, die nur ihre eigene Erhöhung suchen, vernichtet sind, dann wird es keine Bewegung, keinen Krieg in Italien geben, und es wird kein Anlaß vorhanden sein, zu den Maßregeln, die in der mit vorgelesenen Depesche angerathen werden.“

Depeschen

von Sir John Crampton, englischem Gesandten in Petersburg,
an Lord Malmesbury.

Die erste dieser Depeschen (Nr. 72 im Blaubuch) ist aus Petersburg vom 26. Januar d. J. Sir John meldet, daß er mit dem Fürsten Gortschakoff zu wiederholten Malen über das drohende Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Frankreich gesprochen und fährt dann folgendermaßen fort: „Die Politik von Ihrer Majestät Regierung, bemerkte ich dem Fürsten, besteht einfach darin, durch eine getreue Aufrechterhaltung der bestehenden Verträge den Frieden zu erhalten. Ihrer Majestät Regierung hofft zuversichtlich, daß Rußland, mit Beiseitlassung aller seiner, der einen und der andern der beiden betreffenden Mächte günstigen oder ungünstigen Gefühle, gemeinsam mit England bemüht sein wird, diesen Zweck im allgemeinen Interesse zu erreichen. — Fürst Gortschakoff hörte alle meine Bemerkungen, die ich ihm vorzutragen mir die Freiheit nahm, aufmerksam an, und erwiderte Folgendes: „Sie haben meine Aeußerungen gewiß nicht falsch aufgefaßt, als Sie Ihrer Regierung mittheilten, daß die Erhaltung des Friedens mein Wunsch ist. Rußland wünscht Frieden und braucht ihn sogar, um die großen Maßregeln für Verbesserungen in seinem Innern, mit denen es eben beschäftigt ist, zu entwickeln. Aber Sie sagten eben, daß Rußland „alle seine, der einen und der andern der beiden betreffenden Mächte günstigen oder ungünstigen Gefühle bei Seite lassen möge“, und ich würde es an der von Ihnen gewünschten Offenherzigkeit fehlen lassen, würde ich Ihnen in der Voraussetzung zu verharren gestatten, daß wir uns irgend einem politischen Verfahren, das eine derartige Bedingung in sich trüge, anschließen könnten. Mit Einem Worte: wir können Frankreich und Oesterreich nicht mit derselben Wage wägen. Unsere Beziehungen zu Jenem sind herzlich, was dem Letzteren gegenüber durchaus nicht der Fall ist, abgesehen davon, daß ich zur Verbesserung derselben gar keine Aussicht wahrnehme. Eine solche könnte nur aus einem vollständigen Systemwechsel von Seiten der öster-

reichischen Regierung erwachsen, und noch sehr ich weder den Anfang, noch die Wahrscheinlichkeit eines solchen Besuchs". — Fürst Gortschakoff zählt hierauf, ziemlich ausführlich, die Beschwerden alle auf, wegen deren Rußland über Oesterreich zu klagen Grund zu haben glaubt. Da Hr. Lordschaft jedoch diese zweifelsohne genau kennt, wäre es zwecklos, sie hier zu erwähnen. Es genüge die Bemerkung, daß aus der Sprache Sr. Excellenz zu schließen, durchaus keine Aussicht auf eine Wiederaufnahme jener, früher zwischen dem Wiener und Petersburger Kabinet bestandenen intimen Beziehungen vorhanden zu sein scheint. — Zum Schluß sagte der Fürst: „Rußland pflegte früher denjenigen europäischen Mächten freundlichen Rath zu ertheilen, von denen es hoffen durfte, in seinen Motiven nicht mißverstanden zu werden; aber es hat bei dieser Politik seine Rechnung nicht gefunden, und hat daher gegenwärtig keine freundlichen Rathschläge anzubieten. Wird Rußland um seine Meinung gefragt, dann wird es sie offenherzig mittheilen; sie wird zu Gunsten des Friedens lauten. Weiter können wir uns nicht einlassen. Erinnern Sie sich jedoch an das Eine, daß so sehr ich die Erhaltung des Friedens wünsche, ich Ihnen nicht gesagt habe, daß wir, wenn es unglücklicherweise anders kommen sollte, unter keinen Umständen am Kriege Theil nehmen werden. In dieser Beziehung behalten wir uns vollkommen freie Hand vor.“

In der zweiten Depesche (Nr. 73) vom 15. Februar schreibt derselbe an denselben: Der Grund, weshalb Rußland bei der gegenwärtigen europäischen Konjunktur sich fern hält, ist eine unverhohlene Thatfache, und ein- gestandenermaßen die Nothwendigkeit mit seinen Hülsquellen Haus zu halten, und die zuletzt erlittenen Verluste zu ersetzen, während das übrige Europa in einen Krieg verwickelt ist. Aber es gibt noch einen andern Beweggrund, der Rußland noch weniger zur Ehre gereicht, und den die russische Regierung kaum verschleiert, während das Publikum ihn offen ausspricht, nämlich die Hoffnung, daß der in Aussicht stehende Krieg mit der vollständigen Demüthigung Oesterreichs enden werde. — Die von

Rußland vorgeschlagene Neutralität ist, insofern sie Oesterreich betrifft, anerkannt feindseliger Natur, und verdient deshalb kaum ihren Namen.

Lord Cowley, englischer Gesandter in Paris, an Lord Malmesbury,

am 12. Mai 1860.

„Ich habe die Ehre, Ihrer Lordschaft anzuzeigen, daß ich gestern nach Paris zurückgekehrt bin. Ich besuchte heute Nachmittag den Grafen Walewski, und Seine Excellenz sagte mir, daß der Kaiser es bedauerte, mich vor seiner Abreise nicht gesehen zu haben, da Se. Majestät angelegentlich wünschte, mich mit den Gesinnungen bekannt zu machen, mit denen er in's Feld zu ziehen im Begriffe war; aber da ich nicht in Paris war, habe Se. Majestät gerade vor seiner Abreise dem Grafen Walewski geschrieben und ihn beauftragt, zu versichern, daß seine Majestät, indem er das Commando übernahm, folgende Absichten hegte: — den Krieg so weit als möglich zu lokalisiren, die Neutralität Deutschlands zu achten, keinen Revolutionsversuch, namentlich gegen die Türkei, deren adriatische Besitzungen gewissenhaft respektirt werden sollten, Vorschub zu leisten, und sich in seinen militärischen Operationen auf die Vertreibung der Oesterreicher aus dem Lombardo-Venetianischen zu beschränken. Se. Majestät erklärte ferner, daß er stets bereit sein werde, um Frieden zu unterhandeln, sobald ihm angemessene (oder zusagende, *suitable*) Bedingungen gestellt würden. Ich machte dem Grafen Walewski kein Gehehl aus meiner Befürchtung, daß dies Programm des Kaisers nicht ausführbar sein werde. Es sei nicht wahrscheinlich, sagte ich, daß Oesterreich einwilligen werde, seine italienischen Besitzungen herauszugeben, bevor es eine Reihe von Niederlagen erlitten, welche die französische Armee unter die Mauern Wiens führen könnten. Unter solchen Umständen könnte, wie ich kaum hinzuzufügen für nöthig hielt, der Krieg nicht lokalisiert, d. h. ein rein österreichisch-italienischer

Wäger, Kriegsgefahr.

Krieg bleiben. Dann wieder was des Kaisers Absicht betreffe, keiner Revolution eine Aufmunterung angedeihen zu lassen, so werde man sich wenig an diese Zusicherung kehren, so lange Sardinien, der Freund und Bundesgenosse Frankreichs, in diametral entgegengesetztem Geiste handelte. Niemand werde glauben, daß Frankreich dies verhindern könne. Indes werde des Kaisers Erklärung betreffs der Türkei von Ihrer Majestät Regierung mit Befriedigung entgegen genommen werden, und ich hoffte, daß die französische Regierung ihren Einfluß auf die Regierungen von Sardinien und Rußland ausbieten und sie bewegen werde, sich der Herbeiführung von Verwickelungen im Osten zu enthalten. Graf Balowski erwiderte, er habe große Hoffnung, daß der Krieg nicht von langer Dauer, sondern in einigen wenigen Monaten beendet sein werde. Auf meine Bemerkungen über das Verfahren Sardiniens sagte Graf Balowski, daß er denselben vollständig beipflichte; und daß er mit dem Kaiser vor dessen Abreise ein langes Gespräch über dies Thema gepflogen, und mit Sr. Majestät Ermächtigung nach Turin geschrieben habe, daß Sardinien auf jede Art isolirter Aktion verzichtet und, überdies, sich enthalten müsse, der revolutionären Partei in Italien irgend welche Aufmunterung zu gewähren. Mit Bezug auf das, was ich über die Türkei gesagt, bemerkte Graf Balowski, er habe von der russischen Regierung die unzweideutigsten Zusicherungen erhalten, daß sie die Ruhe in der Türkei erhalten zu sehen wünsche. Er fühle sich daher überzeugt, daß keine revolutionäre Bewegung im Ottomanischen Reiche von russischer Seite aufgemuntert werde würde. Was Frankreich betrifft, so versicherte Graf Balowski, daß die kaiserliche Regierung auf das Lebhafteste bemüht sei, der englischen Regierung in keiner die Türkei berührenden Frage irgend einen Grund zum Argwohn zu geben. M. de Thouvenel sei beordert früher, als er beabsichtigt hatte, auf seinen Posten zurückzukehren, einzig und allein, um dem Absichten des Kaisers in diesem Punkt größern Nachdruck zu verschaffen. Er werde die bestimmtesten Weisungen erhalten, in vollkommenem Einvernehmen mit Sir H. Pultney zu handeln; ihn bei jeder Frage, die sich erheben sollte, zu Rathe zu ziehen, und sich um keinen Preis von Ihrer Majestät Gesandten zu sondern. Er soll vor jedem Versuch zur Hinwegsetzung über die Autorität

des Sultans abschrecken und so weit als möglich solches Treiben im Zaum halten; und besondere Weisungen ähnlicher Art würden allen französischen Agenten im Morgenlande ertheilt werden. M. de Thouvenel werde überdies auf der Reise nach Konstantinopel sich in Athen aufhalten, ausschließlich zu dem Zweck, auf die griechische Regierung zu wirken und ihre einzuprägen, wie nothwendig es sei, daß sie sich aller Zettelleien zur Aufwiegelung der griechischen Unterthanen der Pforte enthalte. Nach dem Ton und der Sprache des Grafen Balenowski kann ich nicht zweifeln, daß es der aufrichtige Wunsch der kaiserlichen Regierung dem Entstehen jeder Frage vorzubeugen, die zu irgend einer Mißthelligkeit mit Ihrer Majestät Regierung führen könnte. Ich ergriff diese Gelegenheit, um den Grafen Balenowski auf die Sprache aufmerksam zu machen, die von gewissen Vertretern Frankreichs im Auslande angeblich geführt wird. Sie beginnen, sagte ich, bereits so zu reden, als seien die Verträge von 1815 aufgehoben. Ein solches Benehmen, fuhr ich fort, sei nicht geriznet, Vertrauen zu den Absichten des Kaisers zu erwecken, und müsse nothwendig große Besorgnisse in Europa verbreiten. Graf Balenowski sprach sein Erstaunen aus über das, was ich ihm sagte, da er neulich ein Rundschreiben erlassen und darin den Vertretern Frankreichs die nöthigste Sprache zur Pflicht gemacht habe.“

Sir J. Hudson, englischer Gesandter in Turin an Lord
Ramesbury,

am 3. Januar 1859.

„Ich bedauere, Ew. Herrlichkeit melden zu müssen, daß die Lage der Dinge in der Lombardie sich während der letzten drei Wochen nicht gebessert hat. Die Fälle, wo österreichische Civilbeamte und Offiziere beleidigt werden, kommen häufiger vor, und in den niederen Volksklassen herrscht solch bitterer Haß gegen die Oesterreicher, daß, wenn es in Mailand zur Revolte“

Italien kommt, dieselbe offenbar in den unteren und nicht in den höheren Schichten des politischen Körpers beginnen wird.“ . . . „In den Legationen“ sieht es nicht besser aus. Parma und Modena sind ruhig, obgleich auch diese Herzogthümer bei einer Erhebung der Lombardei und der Legationen von der allgemeinen Strömung mit fortgerissen werden würden. Wir haben daher ein Recht zu der Ansicht, daß Norditalien für den Aufstand reif ist. Es ist sehr zu beklagen, daß einige der neueren Dekrete der österreichischen Regierung, namentlich die auf das Geldwesen und die Conscription in der Lombardei bezüglichen, so schlecht entworfen und so ungeschickt ausgeführt worden sind, daß sie die gereizte Stimmung des Volkes gegen die Regierung erhöht haben. So aber verhält es sich, und deshalb glaube ich auch nicht, daß man, wie das hier und da geschehen ist, der sardinischen Regierung den Vorwurf zu machen braucht, sie habe zur Vermehrung dieser Aufregung und gereizten Stimmung beigetragen. Das bloße Vorhandensein eines so freien Regierungssystems, wie das sardinische, ist Aufregung genug für Bevölkerungen, die sich in der Lage der Lombardei, der Venetianer und der Unterthanen des Papstes befinden. Dazu kommen noch die Schilderungen, welche die aus den erwähnten Staaten nach Piemont ausgewanderten Italiener an ihre Freunde und Verwandte zu Hause gelangen lassen. Einige dieser Leute, durch Geburt und Erziehung gebildeten Ständen angehörnd und in Sardinien naturalisirt, haben in Turin einen Verein gegründet, den sie Central-Ausschuß zur Befreiung Italiens nennen, und sie entsenden in alle Theile Italiens auftrührende Adressen, worin sie das Volk auffordern, sich auf einen neuen Versuch, Italien von der Fremdherrschaft zu befreien, vorzubereiten. . . . Aber auch selbst wenn diese Adressen gar keine Wirkung hervorbrächten, ist es doch gewiß, daß während der letzten drei Jahre die Carbonari und der größte Theil der Republikaner in der nationalen italienischen Partei aufgegangen sind. Namentlich gilt dieses von jenem so äußerst schlecht regierten Theile Italiens, der südlichen Romagna. Der auf den mächtigen Schutz Rußlands bauende König beider Sicilien hat keinen Versuch gemacht, die Gunst Englands und Frankreichs oder die Liebe seines Volkes durch ein vernünftigeres Regierungssystem zu gewinnen, und wenn

sich in Toscana keine Zeichen der Aufregung kundgeben, so weiß ich doch, daß selbst das dortige milde und gefügige Volk sein Contingent zu einer National-Erhebung stellen würde. Die Lage Italiens ist mithin so beschaffen, daß ein Ausbruch in der Lombardei oder den Legationen sich leicht in sehr kurzer Zeit über die ganze Halbinsel ausdehnen könnte. Es fragt sich nun, wie Sardinien sich in einem solchen Falle verhalten würde. Seit meiner Rückkehr auf meinen Posten habe ich es nie unterlassen, der hiesigen Regierung, ja selbst dem Könige in einer Unterredung, die ich am 31. December mit ihm hatte, zu erklären, daß Großbritannien es mit Mißvergnügen sehen würde, wenn der europäische Friede gestört würde, daß es die bestehenden Verträge achten wolle, auch von den anderen mitunterzeichneten Mächten die Achtung derselben erwarte; daß es sich die Freiheit vorbehalte, der Macht gegenüber, welche ohne gerechte Ursache Krieg anfangte, so zu handeln, wie es ihm am besten erscheine, und daß es ein warmes Interesse an Sardinien, so wie an dessen gegenwärtigem Regierungssystem nehme, zu gleicher Zeit jedoch, während es wünsche, nicht zu gestatten, daß ein ungebührlicher Druck von außen auf Sardinien ausgeübt werde, ein Recht habe, zu erwarten, daß Sardinien seinen Nachbarn keinen Anlaß zur Beschwerde geben werde. Darauf erwiderte sowohl Graf Cavour, wie der König, Sardinien habe seinen Nachbarn keinen Anlaß zu Beschwerden gegeben und werde dies auch nicht thun. Se. Majestät fügte hinzu, der politische Horizont sei drohend. Was ihn selbst aber angehe, so werde das Haus Savoyen seinem alten Verfahren, seinen Verbindlichkeiten redlich nachzukommen, treu bleiben, und während er gewisse Dinge in einem Nachbarstaate bedaure, nehme er doch keinen Anstand zu erklären, daß sein Land weder Intriguen noch Revolutionen jemals unterstützen werde. Graf Cavour sagte, die Leute, welche erwarteten, Sardinien werde den Krieg erklären, würden sich wahrscheinlich getäuscht sehen. Diese Versicherungen wären so weit ganz befriedigend; allein es ist zu befürchten, daß Sardinien selbst entweder von dem Strome der öffentlichen Meinung in Italien mit fortgerissen oder das Opfer von Umständen werden wird, über die es durchaus keine Gewalt hat.“

Circularnote

des Fürsten Gortschakoff an die russischen Agenten bei den
deutschen Mittelstaaten.

Herr Graf! Angesichts der in Italien entstandenen Verwicklungen haben es mehrere europäische Großmächte für ihre Pflicht gehalten, ihre sofortige und eventuelle Haltung durch Erklärungen zu konstatiren.

Nach den uns zugegangenen Mittheilungen hat die Regierung Ihrer britischen Majestät den Staaten des deutschen Bundes kund gethan, daß ihres Erachtens keine feindliche Handlung der französischen Regierung, kein bindender Vertrag einen Angriff von Seiten Deutschlands auf Frankreich oder das vorzeitige Einschlagen eines Verfahrens rechtfertige, welches einen europäischen Krieg herbeiführen könnte, und daß mithin, wenn der Bund im gegenwärtigen Augenblicke ohne einen *Casus foederis* einen solchen Krieg provocirt und ohne hinreichenden Grund einen Kampf, der so viel wie möglich lokalisiert bleiben müsse, verallgemeinere, die Regierung Ihrer britischen Majestät eine strenge Neutralität beobachten und Deutschland keinerlei Beistand leihen werde, noch vermittelt ihrer Seemacht den deutschen Küsten eine Bürgschaft gegen irgend einen Angriff bieten könne.

Das Kabinet der Tuilerien hat seinerseits feierlich erklärt, es hege Deutschland gegenüber kein Gefühl, welches geeignet sei, jenem Lande Besorgniß oder Argwohn einzusößen, sei vielmehr nur von dem aufrichtigsten Wunsche befeuert, in gutem Einvernehmen mit dem deutschen Bunde zu leben, dessen Rechte und Interessen es allerwärts zu achten entschlossen sei.

Die preussische Regierung endlich hat, als sie die Kriegsbereitschaft ihres Heeres anordnete, erklärt, diese rein defensive Maßregel habe den Zweck, die Integrität Deutschlands zu wahren, seine Interessen gegen alle Eventualitäten zu schützen und über die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts zu wachen.

Um das Urtheil anzudeuten, welches E. Majestät der Kaiser sich über die ernsten Fragen des Augenblickes gebildet hat, könnte ich mich darauf

beschränken, auf diese Erklärungen zu verweisen. Die Grundsätze, welche sie aufstellen, und die Versicherungen, welche sie enthalten, stehen ganz in Einklang mit den Ansichten unseres erhabenen Gebieters. Da jedoch Sr. Majestät sich neuerdings veranlaßt gesehen hat, aus der Zurückhaltung herauszutreten, die er sich seit dem orientalischen Kriege auferlegt hatte, so erscheint es mir als zweckmäßig, wenn ich in Bezug auf diesen Gegenstand den kaiserlichen Gesandten gegenüber auf einige Details eingehe.

Das Bestreben des Kaisers, seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die im Innern seines Reiches unternommenen wichtigen Reformen zu concentriren, mußte dem Ernste der Umstände weichen. Unser erhabener Gebieter glaubte, kein gleichgültiger Zuschauer, der den allgemeinen Frieden bedrohenden Verwicklungen bleiben zu dürfen. Um diese Verwicklungen zu lösen, schlugen wir einen europäischen Congress vor, und dieser Vorschlag ward von den Großmächten bereitwillig angenommen. Der Congress versetzte keine derselben in die Lage, sich mit etwas Unbekanntem befassen zu müssen. Sein Programm war zum Voraus auf Grundlagen hin entworfen worden, welche die Regierung Ihrer britischen Majestät vorgeschlagen hatte, und empfing später sogar noch eine von der österreichischen Regierung verlangte Ausdehnung.

Der leitende Grundgedanke dieses Planes beeinträchtigte kein einziges wesentliches Interesse. Während einerseits der respective Territorial-Bestand in Italien aufrecht erhalten wurde, konnte andererseits aus dem Congresse ein Resultat entspringen, welches nichts Ausschweifendes und nichts Ungewöhnliches in den völkerrechtlichen Beziehungen hatte. Was uns betrifft, so waren wir geneigt, mit der versöhnlichsten Gesinnung und den billigsten Gefühlen an diese Verathungen zu gehen. Vertrauend auf die Unterstützung, die unsern Bemühungen zu Theil werden würde, durften wir hoffen, der Menschheit die Geißel des Krieges erspart zu sehen. Diese Hoffnung ward getäuscht. Im letzten Augenblicke, und als alle Detail-Schwierigkeiten geebnet zu sein schienen, brach das Wiener Cabinet die Unterhandlungen in Schroffer Weise ab, indem es als einzigen Grund anführte, seine Würde gestatte ihm nicht, in einem Congresse zu sitzen, zu welchem die italienischen Höfe und folglich auch Sardinien zugelassen würden.

Ich brauche hier nicht hervorzuheben, daß in einem Congresse, dessen Aufgabe es war, sich mit den Angelegenheiten Italiens zu beschäftigen, die Abwesenheit der italienischen Höfe zugleich ein logischer Fehler und eine Verweigerung der Gerechtigkeit gewesen wäre, und daß ihre Theilnahme aus den zu Aachen festgesetzten Prinzipien folgte, welche auf den von Oesterreich selbst einberufenen Congressen von Laibach und Verona consecrirt worden waren.

Wir bedauern lebhaft und tief einen Beschluß, der einerseits bewies, daß man in Wien die Absicht, welche uns den Vorschlag einer europäischen Versammlung eingab, nicht begriffen hatte, während sie andererseits den Wechselfällen des Krieges Interessen anheimstellte, welche schon in den Grundlagen des vorgeschlagenen Congresses eine Schutzwehr gefunden hätten. Ueber die betreffenden Schriftstücke wird eines Tages die öffentliche Meinung zu Gerichte sitzen. Wir fürchten in keinem einzelnen Punkte das Urtheil, welches sie über das Benehmen des kais. Kabinetts fällen wird. Es wird sich dann unwiderleglich herausstellen, daß, da wir nichts als das rasche Zustandekommen einer Versammlung im Auge hatten, von welcher wir die Hoffnung hegten, es werde eine friedliche Lösung aus ihr hervorgehen, keine unsererseits erhobene Schwierigkeit, kein hartnäckiges Beharren bei einer vorgefaßten Meinung demselben ein Hinderniß in den Weg gelegt hat. Wir müssen in aller Aufrichtigkeit hinzufügen, daß die französische Regierung im Laufe dieser Vorverhandlungen die Bemühungen der Mächte, welchen es gleich uns darum zu thun war, die Aufrechterhaltung des Friedens zu sichern, redlich unterstützt hat.

Wie dem auch sein möge, Angesichts des Scheiterns dieses letzten Versuches, den Krieg zu verhindern, der vor Kurzem ausgebrochen ist, blieb uns noch eine andere Aufgabe zu lösen, die nämlich, seine Uebel auf das möglich kleinste Maas zu beschränken. In dieser Beziehung habe ich schon unsere völlige Zustimmung zu den Erklärungen der Mächte ausgedrückt, welche auf diesen für die allgemeinen Interessen Europa's so wesentlichen Zweck abzielen. Indem wir uns namentlich an die der Regierung Ihrer britischen Majestät anschließen, können wir das Bedauern nicht verhehlen, welches wir über die

sich in einigen Theilen Deutschlands kund gebende Agitation empfinden. Wir befürchten, daß dieselbe ihre Quelle in einem Mißverständnisse habe, ähnlich wie das, welches in Wien die falsche Auffassung des von Rußland vorgeschlagenen Congresses hervorrief. Aber die Mißverständnisse, welche die Geschichte der Völker umhüllen, nehmen einen ernsten Charakter an, der wir die Pflicht auflegt, nach ihrer Aufklärung zu streben. Unser erhabener Gebieter will nicht, daß ein Mißverständniß über die Gesinnungen bestehe, die ihn bei den gegenwärtigen Verhältnissen beseelen.

Einige Staaten des deutschen Bundes scheinen sich wegen der Zukunft Sorge zu machen. Um eine unseres Erachtens nicht vorhandene Gefahr zu vermeiden, setzen sie sich in die Lage, sehr ernstliche wirkliche Gefahren hervorzurufen, und zwar nicht nur dadurch, daß sie Leidenschaften den Zügel schießen lassen, deren Entfaltung die Sicherheit und innere Stärke der Regierungen gefährden könnte, sondern auch dadurch, daß sie einem benachbarten und mächtigen Staate in eben dem Augenblicke, wo sie beruhigende Zusicherungen von ihm erhalten, gerechten Anlaß zur Beschwerde geben.

Die französische Regierung hat feierlich erklärt, sie hege keine feindlichen Absichten gegen Deutschland. Diese Angesichts Europa's abgegebene Erklärung ward von dem größeren Theile der Großmächte mit lebhafter Zustimmung aufgenommen. Eine solche Zustimmung aber legt Verpflichtungen auf. So haben wir die unsrige aufgefasset. Wenn ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen einen feindlichen Bruch zur Folge hat, so besteht das einzige Mittel, die Rückkehr des Friedens zu beschleunigen und die Uebel des Krieges zu vermindern, darin, daß man ihn auf das Gebiet beschränkt, auf welchem die Interessen, die ihn hervorgerufen haben, feindlich auf einander stoßen. Unter den obwaltenden Umständen hat das Berliner Cabinet die Vertheidigung der Integrität Deutschlands und die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts zur Devise seiner Haltung gemacht. In gleichem Grade sind wir bei der Aufrechterhaltung dieses Gleichgewichts interessiert, und in dieser Beziehung werden wir an Wachsamkeit hinter Niemanden zurückstehen. Was die Integrität Deutschlands betrifft, so sollte, wie uns scheint, der erhabene und ritterliche Charakter des Fürsten, der sich als ihren

Wächter bestellt hat und dessen Macht dieser Aufgabe gewachsen ist, jede andere Bürgschaft überflüssig machen. Wir halten es beinahe für unnütz, unter Hinweisung auf die Geschichte daran zu erinnern, daß dieses Interesse auch Rußland nicht gleichgültig gewesen ist, und daß es nicht vor Opfern zurückbebt, wo es sich darum handelt, es gegen eine wirkliche Gefahr zu vertheidigen. Aber die Wiederholung dieser Opfer würde in den Augen Sr. Majestät des Kaisers nicht gerechtfertigt sein, wenn sie durch eine Lage provocirt würde, welche ohne Noth und gewaltsam, trotz den freundschaftlichen Vorstellungen, an denen er es nicht fehlen läßt, und den Beweisen, womit er sie unterstützt, herbeigeführt worden wäre.

Wir, so wie die Mehrheit der Großmächte, wünschen gegenwärtig den Krieg zu lokalisieren, weil er aus lokalen Verhältnissen entsprungen ist, und weil darin das einzige Mittel besteht, die Rückkehr des Friedens zu beschleunigen. Das von einigen Staaten des deutschen Bundes beobachtete Verhalten zielt im Gegentheile darauf ab, den Kampf zu einem allgemeinen zu machen, indem ihm ein Charakter und ein Umfang verliehen werden, die jeder menschlichen Voraussicht spotten, und in jedem Falle die Welt mit Trümmern bedecken und das Blut in Strömen fließen lassen würden. Wir vermögen diese Tendenz um so weniger zu begreifen, als abgesehen von den Bürgschaften, welche die von den Großmächten angenommenen bestimmten Erklärungen der französischen Regierung und schon die bloße Macht der Verhältnisse Deutschland bieten, die deutschen Staaten sich dadurch von der Haupt-Grundlage, die sie mit einander verbindet, entfernen würden.

Der deutsche Bund ist ein bloß und ausschließlich defensiver Staaten-Verein. Als solcher ist er auf Grundlage der von Rußland mitunterzeichneten Verträge in das europäische Völkerrecht eingetreten. Nun hat aber Frankreich dem Bunde gegenüber keine einzige feindliche Handlung begangen, und kein bindender Vertrag besteht, welcher für letzteren einen Angriff auf jene Macht veranlassen könnte.

Wenn mithin der Bund sich auf Grund von bloßen Ruthmähungen, gegen welche er mehr als Eine Bürgschaft erhalten hat, zu Feindseligkeiten gegen Frankreich hintreiben ließe, so würde er dem Zweck seiner Gründung

untreu werden und den Geist der Verträge verkennen, welche sein Dasein besiegelt haben.

Wir halten noch zuversichtlich an der Hoffnung fest, daß die Weisheit der Bundes-Regierungen es nicht zu Entschlüssen kommen lassen wird, die zu ihrem eignen Schaden ausschlagen und nicht zur Kräftigung ihrer Stellung im Innern beitragen würden. Sollte es aber, was Gott verhüten möge, anders kommen, so würden wir zum Mindesten eine Pflicht freimüthiger und aufrichtiger Freundschaft erfüllt haben. Was aber auch der Ausgang der gegenwärtigen Verwicklungen sein möge, der Kaiser, unser erhabener Gebieter, wird sich, vollkommen frei in seinem Handeln, nur von den Interessen seines Landes und der Würde seiner Krone bei den Entschlüssen leiten lassen, welche zu fassen Se. Majestät sich veranlaßt sehen wird.

Genehmigen Sie ic.

Fürst Gortschakoff."

Protest

des Großherzogs von Toscana.

Wien, am 21. Mai 1859.

„Durch Meine Erklärung vom 1. Mai in Ferrara habe Ich gegen die Gewaltmaßregeln der Revolution, welche Mich gezwungen, Meine Staaten zu verlassen, protestirt und die Ereignisse vom 27. April für null und nichtig erklärt. Damals war Ich weit davon entfernt, vorauszusetzen, daß ein Souverän, an den Ich durch Verwandtschaftsbande geknüpft bin (Victor Emanuel), allen bestehenden Verträgen zum Troge und gegen die Völkerrechte, ohne die geringste Veranlassung Meinerseits die höchste Macht in Meinen Staaten usurpiren, sich den Titel eines Protektors von Toscana beilegen und ausserdem einen königlichen Commissär ernennen würde, das Großherzogthum zu regieren. Ich sehe Mich daher gezwungen, gegen diesen

Mit der Ungerechtigkeit zu protestiren und ebenso protestire Ich hiermit feierlichst gegen diese Usurpation und gegen alle Handlungen, was immer für einer Art, welche von dieser eigenmächtigen Gewalt ausgehen, und erkläre diese, welche Meiner souveränen Macht zum Troste eingesetzt werden, für null und nichtig.

Gei. Leopold m. p."

Protest

des Großherzogs von Toscana.

Wien, am 28. Mai 1859.

„Ich habe mit Meinen früheren aus Ferrara vom 1. Mai und aus Wien vom 21. Mai d. J. datirten Erklärungen in solenner Weise gegen die Gewaltthätigkeiten, die Mich gezwungen haben, Meine Staaten zu verlassen und gegen die Usurpation Meiner souverainen Rechte Seitens der Regierung Sr. Majestät des Königs von Sardinien protestirt, der sich als Protector Toskana's constituirt und daselbst einen Königlichen Commissär als Chef der Regierung eingesetzt hat, für welches Amt er daselbe Individuum bestimmt hat, das jetzt noch bei Meiner Person als Repräsentant Sr. sardinischen Majestät accredirt ist. Neue Ereignisse nöthigen Mich, Mich zum dritten Mal an die befreundeten Mächte, welche den Wiener Vertrag von 1815 unterzeichnet haben, zu wenden, um energisch gegen die von der Regierung Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen bezüglich Toskana's getroffenen Maßregeln zu protestiren. Mit Verletzung der in Kraft stehenden Verträge und des Völkerrechts, ohne eine vorläufige Kriegserklärung, ohne daß irgend ein Akt Meinerseits hätte Repressalien hervorrufen oder einen Vorwand zu Feindseligkeiten bieten können, ist ein Corps französischer Truppen in Meinen Staaten gelandet und ein Prinz der Kaiserlichen Familie von Frankreich hat sich die souverainen Rechte angemäßt, indem er über Meine

Untertanen verfügt, um sich eine Armee zu bilden. Solche Thatfachen, mit denen man über Meine Untertanen und über Meine Truppen verfügt, constituiren flagrante Vergehen gegen alle göttlichen und internationalen Gesetze; Ich appellire darüber an das Gerechtigkeitsgefühl aller befreundeten Regierungen, indem Ich, wie Ich mittelst dieser Erklärung protestire, gegen jene Thatfachen protestire, die offenbar aggressiv sind und denen keinerlei Erklärung Seitens einer Regierung vorangegangen ist, die nicht einmal ihren, bei Meiner Person accreditirten Gesandten abberufen hat. Ich protestire schließlich in feierlicher und energischer Weise gegen die derartige und in der Geschichte unerhörte Usurpation Meiner souverainen Rechte.

Leopold m. p."

Neutralitäts-Erklärung

der päpstlichen Regierung

vom 3. Mai 1869.

„Die Hoffnungen, welche für die Erhaltung des Friedens in Europa gehegt wurden, sind verschwunden. Nach dem, was die offiziellen Blätter erklärt haben, so wie nach den furchtbaren Kriegsrüstungen der beiden großen Nationen, werden die Feindseligkeiten, wie es scheint, alsbald beginnen. Ein solcher Stand der Dinge beschäftigt lebhaft das Herz des heiligen Vaters, der, mit dem erhabenen Charakter des gemeinsamen Vaters aller Gläubigen bekleidet und in seiner Eigenschaft als Stellvertreter Desjenigen, welcher der Urheber des Friedens ist, so wie auch die Pflicht seines apostolischen Amtes, in seinen inbrünstigen Gebeten nichts erbittet und nichts ersucht, als daß er auf Erden ein so theures und so kostbares Gut, wie der Friede ist, herrschen sehen möge. In dem herben Schmerze jedoch, der sein Herz erfüllt, will Er. Heiligkeit sich gern dem guten Willen der Mächte anvertrauen, um

mindestens die großen Gefahren, welche Europa bedrohen, zu beschränken und zu verringern, wenn es unmöglich ist, dieselben zu beschwören. Welchen Gang auch die Ereignisse nehmen mögen, so wünscht *Se. Heiligkeit* doch mit Recht, daß, in dem Falle eines Krieges, in allen Beziehungen die Neutralität geachtet werde, welche die päpstliche Regierung ihres eigenthümlichen Wesens halber beobachten muß, eine Neutralität, die sie niemals aufgeben kann, wie sie dies bei anderen Gelegenheiten erklärt hat, und es noch heute aus gerechten Gründen erklärt. *Se. Heiligkeit* hofft daher, daß in diesem Kriege seine Neutralität geachtet werde, und daß von den Besigungen der Kirche jeder Zusammenstoß, der zum Nachtheile seiner Staaten und der Unterthanen des heiligen Stuhles ausschlagen könnte, fern gehalten werde. Wiewohl der heilige Vater volles Vertrauen auf die oben dargelegten Gründe hat, so hat derselbe dennoch bei Behandlung einer so wichtigen Frage dem unterzeichneten Cardinal Staatssekretär den besonderen Auftrag ertheilen zu müssen geglaubt, an *Erw. Excellenz* die gegenwärtige Note mit der Bitte zu richten, dieselbe Ihrer Regierung zuzufertigen und derselben die Angemessenheit vorzustellen, wenn sie die päpstliche Regierung und deren Staaten in einer Lage lasse, die in keiner Weise die Neutralität verlege, die ihr in Folge ihres ausnahmsweisen Charakters eigen ist, — eine Neutralität, die vom Völkerrechte anerkannt wird, und welche die Mächte unter ähnlichen Verhältnissen stets zugestanden haben. In Erwartung, daß *Erw. Excellenz* eine bescheidende Antwort auf diese Mittheilung ertheilen wollen, hat der Unterzeichnete die Ehre, Ihnen die Gefühle seiner Hochachtung zu wiederholen.

Giacomo Cardinal Antonelli.

Tagesbefehl

des Königs Victor Emanuel an die toscanischen Soldaten und
Militzen,

am 24. Mai 1859.

„Toscanische Soldaten! Beim ersten Kriegslärm habt Ihr einen Held-
herrs gefucht, der Euch in den Kampf gegen die Feinde Italiens führe. Ich
habe diesen Befehl übernommen, weil es Meine Pflicht ist, allen Streitkräften
der Nation Ordnung und Disciplin zu verleihen. Ihr seid nicht mehr Sol-
daten einer italienischen Provinz, sondern ein Theil der Armee Italiens. Da
Ich Euch würdig erachte, an der Seite der Soldaten Frankreichs zu kämpfen,
so stelle Ich Euch unter die Befehle meines vielgeliebten Schwiegersohnes, des
Prinzen Napoleon, welchem vom Kaiser der Franzosen wichtige militärische
Operationen anvertraut wurden. Gehorcht ihm, wie Ihr Mir gehorchen
würdet. Er theilt die Ansichten und Reizungen, welche Wir hegen, Ich und
der hochherzige Kaiser, der nach Italien kam, um die Gerechtigkeit zu rächen,
und das Recht der Nationen zu vertheidigen. Soldaten! die Tage harter
Prüfungen sind da. Ich zähle auf Euch. Ihr müßt die Ehre der italieni-
schen Waffen erhalten und vermehren.

Victor Emanuel.“

Proklamation

der Herzogin von Parma bei ihrer Abreise aus dem Herzogthum.

„Bewohner von Parma! Das Zeugniß eines Jeden unter Euch und
die Geschichte werden sagen, welches der Zustand dieses Landes während
Meiner Regierung war. Aber feurige, den italienischen Geistern schmeichelnde
Ideen haben den friedlichen und besonnenen freisinnigen Fortschritt, dem Ich

alle meine Fürsorge gewidmet, gehemmt. Die Ereignisse, die einander von Stunde zu Stunde folgen, haben Mich zwischen zwei widersprechende Anforderungen gestellt: am offenen Nationalkampfe Theil zu nehmen, und nichts gegen die Verträge zu thun, denen der Staat im Innern und Vercenia besonders längst vor der Zeit, wo Ich die Zügel der Regierung übernahm, unterworfen war. Ich darf Mich dem öffentlichen Wunsche Italiens nicht widersetzen, noch der Loyalität etwas vergeben; da Ich somit es nicht mehr für möglich halte, eine neutrale Stellung zu bewahren, in der doch die ausnahmsweisen, durch die Verträge bedingten Verhältnisse dem Herzogthum Parma zu rathen scheinen, so weiche Ich den Ereignissen, welche die Oberhand haben, indem Ich dem Gemeinderathe von Parma die Ernennung einer Regierungs-Commission anempfehle, um die Ordnung, die Personen und das Eigenthum zu schützen, den königlichen Truppen eine angemessene Bestimmung vorzuzeichnen, und endlich für alles Andere, was die Verhältnisse erfordern, zu sorgen. Ich ziehe mich in neutrales Land, zu meinem vielgeliebten Sohne zurück, denen ich ausdrücklich alle diejenigen Rechte vorbehalte, die ich überdies der Gerechtigkeit der Großmächte und dem Schutze Gottes anvertraue. Gute Bevölkerungen aller Gemeinden des Herzogthums! Heute und immerdar bewahre ich Euch in meinem Herzen ein dankbares Andenken.

Parma, 9. Juni 1859.

Louise, Regentin."

Protest

der Herzogin von Parma, Louise Marie von Bourbon, gegen die Usurpation ihres Landes durch den König von Sardinien.

„Wir Louise Marie von Bourbon, Regentin der parmesanischen Staaten für den Herzog Robert I. Entfernt von dem Lande, das Wir im

Namen Unseres verwaisten Sohnes mit wahrer Liebe regierten, hat es Uns auf's Schwerste berührt, als Wir die inhaltschweren, politischen Veränderungen erfuhren, die sich dort im Widerspruch zu den von Uns hinterlassenen Verfügungen und gegen die Rechte und Interessen des Herzogs von Parma ergeben haben. Demgemäß sind Wir geneigt, gegen Unseren Willen Beschwerden gegen einen Theil Unserer Unterthanen und gegen eine nachbarliche Agitation zu erheben, welche die Absicht hat, sich an Uns're Stelle zu setzen und die Uns ohne gerechte Beweggründe als Feind betrachten will. Wir hätten in Wahrheit nicht geglaubt, solche Ereignisse erwarten zu müssen. In der aus freiem Antriebe erfolgten Wiedereröffnung vom 3. Mai hatten Wir im Inneren des Landes ein beruhigendes Zeichen der guten Gesinnungen Unserer Unterthanen erblickt; nach Außen hin waren uns beständige Kundgebungen eines herzlichen Einverständnisses Seitens aller Mächte, die kriegsführenden mitihbegriffen, zugekommen, welche Freundschaft der von Uns beständig befolgten Politik vollkommen entsprach. (Es folgt eine Darstellung der Ereignisse, die mit der piemontesischen Dictatur schlossen.)

Wir weisen jedes Argument ab, das man als Grund oder Vorwand *de jure* oder *de facto* geltend machen wollte, um uns solidarisch mit Oesterreich bezüglich der Akte zu machen, welche diese Macht gegen Piemont bei Abzug von der Festung Piacenza ausgeübt hat. Wir legen weiter Protest ein gegen alle Jene, die im Laufe der politischen Wechselfälle in was immer für einer Weise die Rechte Unseres Sohnes verletzt haben, oder noch verletzen sollten, Rechte, die Wir mittelst dieses Aktes in ihrer ganzen Integrität unverletzt erhalten zu wollen erklären. Wir protestiren und erklären, daß Wir alle Akte, die sich gegen die Rechte Unseres vielgeliebten Sohnes in den Parmesanischen Staaten bereits ergeben haben und noch ergeben sollten, in ihrer Wirksamkeit für null und nichtig und als nicht stattgehabt betrachten. Wir protestiren gegen die Konsequenzen derselben und behalten Uns vor, zu was immer für einer Zeit und jeder rechtskräftigen Weise alle vorerwähnten Rechte geltend zu machen.

Wir legen diese Proteste Angesichts Gottes und Angesichts der Menschen ein; Wir protestiren nicht nur im Interesse Unseres Sohnes, sondern

auch im Interesse seiner Unterthanen, und Wir wollen, daß Unsere Proteste zur Kenntniß der Mächte, auf welchen das öffentliche Recht in Europa beruht, gebracht werden sollen.

Wir appelliren an diese Mächte, wir vertrauen, daß sie in ihrer hohen Gerechtigkeit, im Interesse der Verträge, im Interesse der Unverletzlichkeit der Rechte sowohl der Souveraine, als auch der Staaten, daß sie in ihrer Großherzigkeit endlich die Sache des verwaisten Knaben, der Souverain von Parma ist, sich zu Herzen nehmen und in wirksamer Weise unterstützen werden.

Gegeben zu St. Gallen in der Schweiz am 20. Juni 1859.

Louise."

Proklamation

des Herzogs von Modena

vom 11. Juni 1859.

„Wir Franz V. u. In Folge der in einem Theile Unserer Staaten stattgehabten Invasion Seitens Sardinien, welches sich in Kriegszustand gegen Uns erklärt hat und überdies nicht aufhört, die einzelnen Orte, nachdem sie vom regulären Militär entblößt sind, treuloser Weise zur Empörung aufzureizen; Angesichts der permanenten Drohung Seitens Frankreich, welches als Hüter Piemonts bereits ein zahlreiches Armeecorps in das angrenzende Toskana geführt und bedeutende Streitkräfte an die Grenze vorgeschoben hat, die täglich verstärkt werden und sogar Streifzüge in Unseren Staat ausführen in der offenbaren Absicht, baldigst eine Invasion vorzunehmen; Angesichts endlich der Ereignisse, die sich im Parmesanischen Nachbarstaate ereignen haben und die von dorthier die feindliche Invasion immer mehr erleichtern und um nicht Unsere Unterthanen den von einer in diesem Augenblicke wahrscheinlich nutzlosen Vertheidigung unentrennlichen Nebeln auszu-

sehen, haben Wir Uns entschlossen, Uns mit einem großen Theil unserer getreuen Truppen aus dieser Hauptstadt zu entfernen.

Um jedoch das Land nicht ohne Regierung zu lassen, und damit die öffentliche Verwaltung mit der gebührenden Regelmäßigkeit geführt werde, verfügen Wir, wie folgt: 1. Es ist eine Regentschaft eingesetzt, die während Unserer Abwesenheit in Unserem Namen regieren wird; Wir verleihen ihr zu diesem Zwecke die nöthigen Vollmachten, und es sollen alle Staatsbehörden von ihr abhängen. 2. Diese Regentschaft wird aus dem Grafen Luigi Giacobazzi, Unserem Minister des Innern, in der Eigenschaft eines Präsidenten bestehen; Mitglieder werden sein: Graf Giovanni Galvani, Rath (Consigliere) im Ministerium des Auswärtigen; Cavaliere Dr. Giuseppe Coppi, Rath (Consulatore) des Justizministeriums; Graf Pietro Gandini, General-Intendant der Kameralgüter im Finanzministerium; Dr. Tommaso Vorfari, Rath am obersten Revisionstribunal; diese werden auch die specitiven Disasterien, denen sie angehören, leiten; die Minister sind zeitweilig hiervon entbunden. 3. Behufs nicht ausreichenderen Schutzes der öffentlichen und Privatficherheit wird die Regentschaft, wo sie es für angemessen erachtet, in Anbetracht der gegenwärtigen Umstände auch zur Bildung einer städtischen Wache ermächtigt, die ohne Unterschied aus allen Familienvätern und Geschäftsvorständen im Alter von 25—50 Jahren bestehen und unmittelbar von dem Militärkommandanten abhängen wird, den Wir in der Person des Major Stanzani ernannt haben. 4. Sollte die Regentschaft durch die Anwesenheit des Feindes oder andere Umstände von überwältigender Macht ihre Funktionen auszuüben verhindert sein, so wird sie sich auflösen, zuvor aber wegen erduldeter Gewaltthätigkeit protestiren und den Usurpatoren und Aufständischen die Verantwortlichkeit für ihr Werk überlassen.

Indem Wir allen Unseren Unterthanen diesen Entschluß verkünden und für den Augenblick Abschied von vielen derselben nehmen, die Uns treu sind und von denen Wir glauben wollen, daß sie Uns auch in den Wechselfällen, welche die göttliche Vorsehung Uns vorbehalten sollte, treu bleiben werden, crachten Wir es jedoch für Unser Recht und Unsere Pflicht, schon jetzt für null und nichtig alle Akte, Verordnungen und Verfügungen zu erklären, die

von was immer für einer usurpatorischen Regierung, die sich hier einsetzen sollte, ausgehen könnten; Wir machen auch für die Zukunft alle Unterthanen verantwortlich, die sich zu Uebelthätern, Werkzeugen oder Mitschuldigen von ungesetzlichen oder Unserem Rechte oder die Rechte Unserer Familie benachtheiligenden Akten oder zu Akten, die von ihnen gegen Unsere getreuen Unterthanen begangen würden, hergeben sollten.

Gegeben in Modena, in Unserem herzoglichen Palaste heute am
11. Juni 1859. Franz."

Proklamation

des Kaisers Franz Joseph an die Tiroler

vom 1. Juni 1859.

„An meine treuen Tiroler und Vorarlberger!

„Ich rufe euch auf zu den Waffen! Es ist der Ruf, eure Treue und Mannhaftigkeit, euren frommen, gottbegeisterten Sinn der Mit- und Nachwelt aufs Neue zu beweisen. Ich rufe euch auf für die gerechteste Sache, für welche je das Schwert gezogen wurde. Nehmt die allgewohnte Landeswaffe in eure geübte Hand, sammelt euch in den Schützenkörpern und zieht dem Feinde an die Grenze entgegen, ste mit der Brustwehr eurer Treue und Entschlossenheit zu decken, gegen denselben Feind, der oft schon das Eindringen in eure Berge blutig hütete. Gegen diesen Feind, der sich zum Bundesgenossen der Rebellion gegen die rechtmäßige von Gott eingesetzte Herrschaft gemacht, vertraue Ich die Grenzen Meines geliebten Landes Tirol eurem Schutze! Wenn der Gegner sie bedrohen sollte, werdet ihr es ihn fühlen lassen, es wohne inner derselben ein treues Volk, das wie seine Väter für Gott und Vaterland zu kämpfen und zu siegen weiß.

Gegeben aus Meinem Hauptquartier Verona, den 1. Juni 1859.

Franz Joseph m. p."

Armeebefehl

des Kaisers Franz Joseph

vom 18. Juni 1859.

„Indem Ich heute den unmittelbaren Oberbefehl über Meine gegen den Feind stehenden Armeen anrete, will Ich an der Spitze Meiner braven Truppen den Kampf fortsetzen, den Oesterreich für seine Ehre und sein gutes Recht aufzunehmen gezwungen war. Soldaten! Eure Ergebenheit für Mich, eure so glänzend bewiesene Tapferkeit bürden Mir dafür, daß ihr unter Meiner Anführung jene Erfolge erringen werdet, die das Vaterland von uns erwartet.

Verona, am 18. Juni 1859.

Franz Joseph m. p.²

Encyclicum

Er. Heiligkeit des Papstes Pius IX. an die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der Christenheit.

„Der Papst Pius IX. Gruß und apostolischen Segen an seine ehrwürdigen Brüder.

Die revolutionären Bewegungen, die in verschiedenen, an den päpstlichen Grenzen liegenden Staaten gegen die legitimen Fürsten gemacht worden, sind, wie die Flammen einer Feuerbrunst, in einige Unserer Provinzen gedrungen, welche, durch ein sehr bedauernswerthes Beispiel aufgereizt und von den Aufhetzern des Auslandes in Aufregung versetzt, sich gegen Unsere väterliche Regierung empört haben und sich einer Regierung zu unterwerfen verlangen, die in den letzten Jahren gegen die Gebote und legitimen Rechte der Kirche und gegen die Rechte der Geistlichkeit auftrat. Indem Wir der-

artige Handlungen mißbilligen und beklagen, womit ein Theil der Bevölkerung dieser nämlichen Provinzen auf Unsere Liebe und Fürsorge erantwortet hat, erklären Wir zugleich eben so offen, daß der heilige Stuhl einer weltlichen Herrschaft benöthigt ist, um zum Wohle der Religion die geistliche Autorität in voller Freiheit ausüben zu können; es ist diese Regierung, welche die Feinde der Kirche ihr rauben wollen. Inmitten dieser Umsturz-Bemühungen richten Wir diese Briefe an euch, um unseren Schmerz einigermaßen zu lindern. Und bei dieser Gelegenheit fordern Wir Jeden von euch auf, in eurer Frömmigkeit und Aufopferung für die Freiheit des heiligen Stuhls das zu thun, was, wie Wir wissen, Moses einst dem Hohenpriester der Juden zu thun befahl: *Tolle timbalum etc.* Und Wir fordern euch ferner auf, Gebete zu sagen, wie Moses und Aaron, die, auf die Erde niederstürzend, ausriefen: „*Fortissime Deus etc.*“ Aus diesem Grunde, ehrwürdige Brüder, richten Wir an euch diese Briefe, worin Wir einen großen Trost finden; denn Wir haben das Vertrauen, daß ihr Unseren Wünschen und Unserer Fürsorge entsprechen werdet. Uebrigens erklären Wir öffentlich, daß Wir, gestärkt in der Tugend, welche Gott Unserer Schwäche verleihen wird, und Dank den Gebeten der Gläubigen, bereit sind, eher alle Gefahren zu bestehen und alles Unglück zu erdulden, als daß Wir in irgend einer Weise Unserer Mission zuwider handeln und irgend eine Sache thun, die gegen die Heiligkeit des Eides ist, den Wir in den ersten Tagen ohne irgend ein Verdienst von unserer Seite leisteten. Nach dem Willen Gottes sind wir gestiegen auf die Kanzel des Fürsten der Apostel, welche die Rüstung und die Schutzmauer des katholischen Glaubens ist. Indem Wir euch alles Glück und alles Wohl wünschen in der Erfüllung eurer heiligen Funktionen, ertheilen Wir euch, ehrwürdige Brüder, so wie allen euren Gläubigen aus dem Grunde Unseres Herzens den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom, am 18. Juni 1859, im 12. Jahre Unseres Pontifikats.

Allocution

Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX.

Rom, am 20. Juni 1859.

„Ehrwürdige Brüder! Zu dem lebhaften Schmerze, von dem Wir Uns, wie alle rechtschaffenen Leute, über den zwischen katholischen Nationen ausgebrochenen Krieg, ergreifen, läßt sich nicht absehen, daß eine große Hinzugelassen kommen; derselbe ist durch die beklagenswerthen Ordnungswidrigkeiten erregt, welche in einigen Provinzen Unserer päpstlichen Staaten durch die verbrecherische und kirchenschänderische Verwegenheit ruchloser Menschen geschürt worden. Ihr wisst, ehrwürdige Brüder, Wir seufzen hier über diese verruchte Verschwörung und Empörung von Aufwiegeln gegen Unsere geheiligte und legitime weltliche Souverainetät auf dem heiligen Stuhle. Außerst sündhafte Menschen in diesen Provinzen haben es gewagt, diese Verschwörung und Empörung in geheimen schändlichen Versammlungen anzuführen, durch schmachvolle Verbindungen mit Personen benachbarter Staaten und durch Verbreitung von Schmähschriften zu nähren, und durch von außen gekommene Waffengewalt und eine Menge anderer verderblicher Kunstgriffe in's Werk zu setzen.

(Folgt die Erzählung der Vorgänge zu Bologna vom 12. Juni. Die Empörer haben dort ihre Frechheit so weit getrieben, daß sie sich nicht scheuten, die Regierung zu stürzen und die Diktatur des Königs von Sardinien anzurufen, zu welchem Zwecke sie Deputierte an jenen König gesandt haben. Die Allocution erinnert sodann an die sträflichen Vorgänge von Ravenna und Perugia, wo die Diktatur des Königs von Sardinien gleichfalls angerufen worden ist. Durch die Schwächung und Vernichtung der weltlichen Macht des Papstes suchen die Feinde der hochheiligen Religion überhaupt an diese selbst heranzukommen.)

Durch die Pflicht Unseres apostolischen Amtes und durch den feierlichen Schwur gebunden, mit höchster Wachsamkeit für die Vertheidigung der Religion der vollen unverletzten und ungeschmälerten Besitzrechte der römischen

Kirche zu sorgen, sowie auch die Freiheit des heiligen Stuhles, an die ohne jeden Zweifel das Wohl der ganzen katholischen Kirche geknüpft ist, aufrecht zu erhalten und zu wahren, die den römischen Bischöfen durch die göttliche Hürschung verliehene Souverainetät zur freien Ausübung des kirchlichen Primats auf der ganzen Erde zu vertheidigen, und sie ganz und unversehrt Unseren Nachfolgern zu überliefern, können Wir die ruchlosen und verbrecherischen Bestrebungen und Angriffe der aufrührerischen Unterthanen nur verabscheuen und ihnen energischen Widerstand leisten.

Aus diesen Gründen erheben Wir, nachdem Wir bereits durch eine an alle Gesandte, Minister und Geschäftsträger der bei Uns und dem heiligen Stuhle beglaubigten Note Unseres Cardinal-Staatssecretärs, die Verwirthschaften dieser Empörer mit Abscheu verworfen haben, heute vor Eurer hochachtbaren Versammlung, ehrwürdige Brüder, Unsere Stimme aus tiefster Kraft der Seele und protestiren gegen Alles, was die Empörer in den genannten Orten zu verüben gewagt und kraft Unserer höchsten Autorität verdammen, verworfen, cassiren und vernichten Wir alle und jede Handlung, die zu Bologna, Ravenna und Perugia stattgefunden, und die anderswo, an welchem Orte und unter welchem Vorwande es immer sei, von diesen Empörern gegen Unsere und des heiligen Stuhles geheiligte und legitime Souverainetät unternommen werden sollte, und Wir erklären hiermit und verfügen, daß alle genannten Handlungen nichtig, ungesetlich und kirchenshänderisch sind.

Ferner bringen Wir Allen die Excommunication erster Klasse und die anderen Kirchendüßen und Strafen in Erinnerung, welche durch mehrere Canones, durch die apostelischen Constitutionen und durch die Decrete der allgemeinen Concilien, namentlich des tridentinischen (22 Sect. cap. II, de Reform.) verfügt worden sind, und ohne daß es weiterer Erklärungen bedarf, sofort bei denjenigen in Kraft treten, welche auf irgend eine Weise die weltliche Macht des Papstes anzugreifen gewagt haben, und Wir erklären, daß sie bereits leider von allen denen verurtheilt werden sind, welche in Bologna, Ravenna, Perugia und sonstwo gewagt haben, durch That, Rath, Zustimmung oder auf irgend eine andere Weise Unsere und des heiligen Stuhles weltliche Macht und Verachtbarkeit und das Erbtheil des heiligen Petrus

zu verlassen, zu hören und an sich zu reifen. (Nachdem der heilige Vater die Hoffnung ausgedrückt, daß die Verblendung seiner Kinder bald aufhören und daß ti. selben, die sein väterliches Herz nun zwingen, mit Strenge gegen sie einzuschreiten, zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, fügt er hinzu:)

Getragen durch dies Vertrauen zu Gott getröstet Wir Uns der Hoffnung, daß die Souveraine Europa's wie bisher, so auch noch heute Willens sein werden, in gemeinsamer Uebereinkunft und Sorgfalt alle ihre Mühe der Vertheidigung und Aufrechterhaltung Unserer vollständigen weltlichen Souverainetät und der des heiligen Stuhles zuzuwenden, da es für einen Jeden von ihnen von höchster Wichtigkeit ist, daß der Papst die vollständigste Freiheit genieße, damit der Gewissensruhe der in ihren Staaten wohnenden Katholiken gebührend entsprochen werden könne.

Diese Hoffnung wahrlich ist noch dadurch bekräftigt worden, daß die französischen Armeen gegenwärtig in Italien gemäß den Erklärungen Unseres sehr theueren Sohnes in Jesu Christo, des Kaisers der Franzosen, nicht nur nichts gegen Unsere und des heiligen Stuhls weltliche Macht unternehmen, sondern dieselbe noch vertheidigen und aufrecht erhalten werden."

Circularnote

des Grafen Cavour an alle Vertreter der sardinischen Regierung
an den auswärtigen Höfen.

LAVIN, am 14. Juni 1858.

„Die Kenntniß, die Sie von den Grundsätzen haben, von denen die Politik der Regierung Sr. Majestät stets geleitet wurde, so wie die wiederholten Mittheilungen, welche ich der Gesandtschaft in letzter Zeit zu machen Sorge trug, haben Sie in den Stand setzen müssen, die politischen und

militärischen Ereignisse, die in der Lombardei soeben vor sich gegangen sind, zu würdigen und würdigen zu lassen. Es ist jedoch zweckmäßig, sich jetzt über den Ursprung und die Veranlassungen dieser Thatfachen Rechenschaft zu geben und so die Absichten und Handlungen der königlichen Regierung noch klarer darzulegen.

Sobald die italienische Frage, die von den Einen geläugnet, von den Andern unterschätzt wurde, den ersten Platz unter den Erwägungen Europa's einnahm, hat das Cabinet Sr. Majestät mit dem Freimuth, der ihm eigen ist, die ungemeine Schwierigkeit der Lage dargelegt. Zu diesem Zwecke habe ich mich in der an die englische Regierung gerichteten Denkschrift vom 1. März d. J., die nachher durch die Presse veröffentlicht wurde, bemüht, die Ergebnisse der österreichischen Herrschaft in Italien zu veranschaulichen, — Ergebnisse, die in der modernen Geschichte nicht ihres Gleichen haben.

Ich habe gezeigt, daß die allgemeine Antipathie und der Haß gegen die österreichische Regierung zunächst von dem Regierungssystem herrührten, das den Lombardo-Venetianern auferlegt worden war, sodann und hauptsächlich von dem Nationalgefühl, das durch die Fremdherrschaft gekränkt worden war. Der Fortschritt der Wissenschaften, die Verbreitung des Unterrichts, die Oesterreich nicht ganz unterdrücken konnte, hatten diese Bevölkerungen über ihr trauriges Loos, nämlich von einem Volke regiert und beherrscht zu werden, mit welchem sie keine Gemeinsamkeit des Volkstammes, der Sitten und der Sprache besitzen, noch empfindlicher gemacht.

Die Oesterreicher hatten, nachdem ihre Herrschaft ein halbes Jahrhundert gedauert, noch nicht einmal Wurzel in diesen Provinzen gefaßt; sie standen daselbst noch immer nur wie im Feldlager. Dieser Stand der Dinge stellte sich durchaus nicht als eine vorübergehende Thatsache dar, deren Ende sich früher oder später vorhersagen ließ, sondern er wurde mit jedem Tage besenklicher und verschlimmerte sich fortwährend. Wir äußerten, daß ein solcher Zustand zwar nicht den Verträgen zuwider war, wohl aber den großen Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit, auf denen die gesellschaftliche Ordnung beruhet.

Wenn es nicht gelingt, Oesterreich dahin zu bringen, daß es die be-

stehenden Verträge abändert, setzten wir hinzu, so wird man zu keiner endgültigen und lebensfähigen Lösung gelangen, und man wird sich mit mehr oder minder wirksamen Palliativen begnügen müssen. Dessen ungeachtet haben wir uns in der Hoffnung, das Loos der Lombardo-Venetianer erträglich zu machen und eine so schwierige Lage augenblicklich zu lindern, auf die an uns gestellte Bitte bereit erklärt, Hülfsmittel anzudeuten, welche uns die geeignetsten schienen, um das gewünschte Resultat zu erzielen.

Leider erwies Oesterreich sich gegen jede Ausgleichung unzugänglicher als jemals; es war entschlossen, dieses rechtswidrige Uebergewicht, das es über die durch die Verträge als unabhängig anerkannten Staaten errungen hatte, aufrecht zu erhalten. Es verdoppelte die Drohungen und beschleunigte die furchtbaren militärischen Vorbereitungen, die gegen Piemont gerichtet waren, welches die einzige seiner ausschließlichen Herrschaft in Italien entgegenge setzte Schranke war.

Die kleinen Staaten, die ihr Schicksal an das von Oesterreich geknüpft, und die aus demselben Grunde die Abneigung ihrer Unterthanen erfahren hatten, konnten sich ihrer Pflichten gegen ihre Völker nicht mehr eingedenk zeigen. Ernstliche und unvermeidliche Verwicklungen schienen bevorzustehen.

Die Ruhe Europa's befand sich demnach in Gefahr. Unter diesen Verhältnissen ward von Rußland ein Kongreß vorgeschlagen, der von den Großmächten gebilligt und von Piemont angenommen wurde. Die Basis des Kongresses war die Aufrechterhaltung des territorialen Status quo, d. h. der Verträge, wodurch Oesterreich seine Besitzungen in Italien gesichert wurden.

Man weiß, was geschehen ist: Oesterreich, welches nicht seine legalen Rechte, die ihm ausdrücklich vorbehalten worden waren, wohl aber die von ihm den europäischen Stipulationen zum Troß vollbrachten Usurpationen einer Prüfung unterworfen sah, Oesterreich warf plötzlich die Maske ab. Ungeachtet der England gegenüber eingegangenen förmlichen Verpflichtungen, Piemont nicht anzugreifen, entsandte es sein Heer gegen die Staaten Sr. Majestät, und seine Generale sprachen es ganz laut aus, daß der Kaiser in Turin unterhandeln werde. Zwar entsprachen die Thatfachen den Bräutereien des Generalstabes nicht und die österreichischen Heere sahen sich genöthigt, ihre

Thaten auf Plünderungen und unverantwortliche, gegen harmlose Bewohner des Landes verübte Grausamkeiten zu beschränken. Der Feind ward wieder aus dem piemontesischen Gebiete vertrieben, und die Siege von Palestro und Magenta erschlossen uns die Lombardei. Da war es, wo die Ereignisse unser Urtheil über den moralischen Zustand der lombardisch-venetianischen Provinzen und der kleinen Staaten, die gemeine Sache mit Oesterreich gemacht hatten, bestätigten. Die Stimmung der Bevölkerung trat zu Tage; die Municipal-Behörden, dieselben Municipal-Behörden, welche von Oesterreich eingesetzt worden waren, proklamirten die Abschaffung der alten Regierung, erneuerten die Union von 1848 und bestätigten einstimmig ihre Einverleibung in Piemont. Der Gemeinderath von Mailand proklamirte dieselbe sogar innerhalb der Schussweite der österreichischen Kanonen.

Indem der König diesen freiwilligen Ausfluß des National-Willens annimmt, beeinträchtigt er in keinerlei Weise die bestehenden Verträge. Denn Oesterreich, indem es die Annahme eines Kongresses, der die Aufrechterhaltung dieser Verträge zur Grundlage hatte, verweigerte und in die Staaten Ex-Rajität einfiel, zerriß, was seinen Theil anging, die Abkommen von 1814 und 1815.

Die seiner Herrschaft von dem Kriegsglücke gewaltsam unterworfenen italienischen Provinzen traten wieder in den Besitz ihrer natürlichen Rechte: nachdem sie zweimal im Laufe von 11 Jahren befreit worden waren, gab sich ihr Wille ohne Hinderniß und ohne Druck kund. Im Jahre 1848, wie im Jahre 1859, vereinigten sich diese Länder freiwillig mit Piemont, wie Brüder, welche einander nach langer und schmerzlicher Trennung wiederfanden.

Der Zweck des gegenwärtigen Krieges ist, wie E. Majestät offen einräumt, die italienische Unabhängigkeit und die Ausschließung Oesterreichs von der Halbinsel. Diese Sache ist zu edel, als daß sich ihre Bedeutung verhehlen ließe; sie ist zu heilig, als daß sie nicht zum Voraus auf die Sympathien des civilisirten Europa rechnen könnte. Wir müssen sogar anerkennen, daß diese Sympathien uns niemals ausgeblieben sind; denn die Politik der königlichen Regierung ist sich stets gleich geblieben und hat die Billigung nicht nur der öffentlichen Meinung, sondern auch der Kabinette erfahren.

Europa hat durch die Stimme seiner hervorragenden Staatsmänner Zeugniß abgelegt von dem Interesse, welches es für das Geschick des unglücklichen Italiens empfand. Erst in letzter Zeit schienen gewisse argwöhnische und mißtrauische Gefühle rege zu werden. Das hochherzige Einschreiten des Kaisers Napoleon zu Gunsten eines ungerecht angegriffenen Bundesgenossen und einer unterdrückten Nation ward bis zu einem gewissen Grade verkannt. Man wollte dort ehrgeizige Absichten und Vergrößerungs-Pläne erblicken, wo in Wirklichkeit nur eine edle Hingebung an die Sache der Gerechtigkeit und des guten Rechtes und die gebieterische Pflicht, die Würde und die Interessen Frankreichs zu wahren, vorhanden war. Die unumwundenen Erklärungen des Kaisers Napoleon III., im Augenblicke, wo er das Schwert zog, haben diese Befürchtungen bereits bedeutend beschwichtigt. Die so klar, bestimmt und würdig gehaltene Mailänder Proclamation mußte alle Zweifel verschewen, die noch allenfalls in vorurtheilsvollen Gemüthern obwalten mochten. Wir hegen das unbedingte Vertrauen, daß das europäische Gleichgewicht nicht durch die Gebiets-Ausdehnung einer Großmacht gestört werden wird, und daß es in Italien ein fest konstituirtes Königreich geben wird, wie es durch die geographischen Verhältnisse, so wie die Einheit des Volkstammes, der Sprache und der Sitten natürlich angedeutet ist, und wie es die Diplomaten schon zu anderen Zeiten im gemeinsamen Interesse Italiens und Europa's hatte bilden wollen. Mit der Herrschaft Oesterreichs und der Staaten, die ihre Geschicke mit denen Oesterreichs verknüpft haben, wird eine fortwährende Ursache von Ruhestörungen verschwinden, die Ordnung gewährleistet und der Herd der Revolutionen ausgelöscht sein, und Europa wird sich in voller Sicherheit den großen friedlichen Unternehmungen überlassen können, welche unserm Jahrhundert zur Ehre gereichen.

Das, Herr Minister, ist der Gesichtspunkt, unter welchem Sie die Ereignisse, die sich jetzt in Italien entwickeln, darzustellen haben. Der von Oesterreich hervorgerufene Kampf muß dessen Ausschließung aus einem Lande, das die bloße Gewalt einem verhassten und unerträglichem Joche unterworfen hatte, zur Folge haben. Unsere Sache, mit Freuden wiederhole ich es noch

maß am Schlusse dieser Depesche, ist edel und gerecht. Wir können und müssen dies laut bekennen, und wir vertrauen fest auf den Triumph des guten Rechtes.

Genehmigen Sie u.

Cavour."

Circulardepesche

des Grafen Walewsky an sämtliche französische Agenten in Deutschland.

Paris, den 20. Juni 1859.

„Mein Herr! Sie kennen das Rundschreiben, welches die russische Regierung an ihre Geschäftsträger in Deutschland gerichtet hat, und Sie werden die Richtigkeit der darin mit so viel Geschick den Bundes-Regierungen zur Erwägung gestellten Gesichtspunkte gewürdigt haben. Man würde die gegenseitige Stellung der Großmächte in der italienischen Angelegenheit nicht besser schildern und ein richtigeres Urtheil über die allgemeine Lage nicht fällen können. Die russische Regierung läßt der Aufrichtigkeit unserer seit Beginn des Krieges Deutschland gegebenen Versicherungen volle Gerechtigkeit widerfahren und erblickt darin mit Recht einen hinreichenden Grund für den deutschen Bund, mit vollem Vertrauen der Entwicklung des in Italien von uns unterstützten Ringkampfes zuzusehen.

Es ist nicht meine Absicht, auf diese Darstellung zurückzukommen, aus der Sie ohnehin schon Ihre Schlussfolgerungen leicht gezogen haben werden. Gleichwohl empfehle ich Ihrer besonderen Aufmerksamkeit die Betrachtungen, welche dieses Schriftstück specieller an die Stellung des Bundes in der schwebenden Frage anknüpft. Nach der Ansicht der russischen Regierung hat Deutschland nicht nur keine Veranlassung, zu interveniren, weil weder seine Interessen, noch seine Rechte auf dem Spiele stehen, sondern es würde, wenn es sich in den Streit einmischte, aus der ihm durch die Verträge angewiesenen

Erklärung heraustreten. Es würde aus der Lage der Dinge die Nothwendigkeit, das europäische Gleichgewicht, welches gar nicht bedroht ist, zu schützen, nicht nur nicht folgern können, sondern gerade selber jenes Gleichgewicht gefährden, wenn es den Satz aufstellen wollte, daß es bei einem von Oesterreich als europäischer Großmacht unternommenen Kriege nothwendig mitinteressirt sei und daß die Thätigkeit des Bundes als solchen sich über die Bundesgrenzen hinaus erstrecken müsse: eine Lehre, welche in der That auf nichts Geringeres, als auf die faktische Einverleibung aller nichtdeutschen Provinzen Oesterreichs in's Bundesgebiet hinauslaufen und dadurch eben so sehr mit den Interessen der anderen deutschen Staaten als mit dem Geist der europäischen Verträge, welche die Grundlagen ihres Daseins befestigt haben, in Widerspruch gerathen würde.

Die Organe Oesterreichs machen uns, wir wissen es, den Einwand, daß sein Besitzstand im lombardisch-venetianischen Königreich für die Sicherheit der Bundesgrenzen eine Nothwendigkeit sei. Ohne mich darüber in einen Streit einzulassen, erinnere ich an die offiziellen Aktenstücke des Bundestages selbst.

Als diese Versammlung sich mit der militärischen Organisation des deutschen Bundes zu beschäftigen hatte, wurden die Bundesglieder, welche nicht deutsche Besitzungen hatten, ersucht, diejenigen ihrer Provinzen nahmhast zu machen, für welche sie sich an den gemeinsamen Lasten und Pflichten theiligen wollten. Wie das Sitzungs-Protocoll vom 6. April 1818. bezeugt, sprach Oesterreich, nachdem es seine deutschen Länder aufgezählt, von seinen italienischen und erklärte mit bestimmten Worten, daß es keineswegs in seiner Absicht liege, die Vertheidigungslinie des Bundes jenseits der Alpen auszuzeichnen. Es handelte sich, wir wiederholen es, darum, die Grundlagen des deutschen Militär-Systems fest zu bestimmen. Die Verathung legte diesem Punkte die volle Wichtigkeit bei, welche einem mit den wesentlichsten Interessen Deutschlands so eng zusammenhängenden Gegenstande gebührt. Nicht Eine Stimme erhob sich zu der Behauptung, daß das lombardisch-venetianische Königreich, der Po, und einer seiner Nebenflüsse oder die Etsch für die Sicherheit des Bundes nothwendig seien, und nach dem Auftrage Oesterreichs

befchloß der Bundesstag, die Alpen als die Grenze und die Vertheidigungslinie Deutschlands zu bestimmen.

Ich werde mich nicht weiter auf eine Thatfache berufen, die mit so viel Gewicht jedem Einwande begegnet und gegen welche eine auf falsche Schlüsse gegründete und einzig für das Bedürfnis der Zeitverhältnisse aufrecht erhaltene Behauptung nicht aufkommen kann. Daher machen uns die neuen militärischen Maßregeln, welche eben in Preußen ergriffen worden sind, keine Sorge. Indem die preussische Regierung einen wichtigen Theil ihrer Armee mobil macht, erklärt sie, daß sie keinen andern Zweck damit verbinde, als Deutschlands Sicherheit zu wahren und sich in den Stand zu setzen, mit den beiden andern Großmächten einen gerechten Einfluß auf die weiteren Vermittelungs-Verhandlungen auszuüben. Wir können uns hierin mit dem Berliner Kabinet nicht im Widerspruch befinden. Die Regierung des Kaisers, welche die italienische Frage in einem Kongreß verhandelt zu sehen gewünscht hatte, ist weit davon entfernt, sich dem zu widersetzen, daß alle Mächte mit ihm zur Feststellung der Grundsätze zusammentreten, und würde selbst im Nothfall deren Theilnahme zu gelegener Zeit beantragen.

Das Kundschreiben der russischen Regierung sagt deutlich genug, in welchem Sinne dieselbe handelnd aufzutreten nicht verschlen wird, sobald die Zeit dazu gekommen ist. Wie dieses Aktenstück daran erinnert, und wie ich selbst Sie schon habe wissen lassen, hatte die englische Regierung beim Beginn der Feindseligkeiten ihrerseits gegen die deutschen Regierungen eine sehr gute Sprache geführt, indem sie dieselben von dem Gedanken abwendig zu machen sich bemühte, mit Oesterreich gegen uns gemeinschaftliche Sache zu machen. Wenn wir auch noch nicht die Anordnungen der neuen Minister Ihrer Britischen Majestät amtlich kennen, so sind wir doch ermächtigt, aus ihren Acten in der Discussion, welche sie an's Rudel gebracht hat, die günstigen Folgerungen für die Unabhängigkeit Italiens zu ziehen, und wir schöpfen daraus die feste Ueberzeugung, daß die Wünsche der englischen Regierung als die Stützen ihres Einflusses auf diejenige Lösung zugewandt sind, welche auch wir selbst verfolgen."

Tagesbefehl

des Kaisers Napoleon an die Armee.

Gavriano, am 26. Juni 1809.

„Soldaten! Der Feind hatte geglaubt, uns über die Ghibie zurückwerfen zu können; er ist über den Mincio zurückgegangen, Ihr habt Frankreich Ehre würdig vertheidigt. Die Schlacht von Solferino übertrifft die Erinnerungen von Lenato und Castiglione. Zwölf Stunden lang habt ihr die Anstrengungen von 150,000 Mann zurückgeschlagen. Euer Ungestüm konnte weder durch die zahlreiche Artillerie des Feindes, noch durch die furchtbaren Stellungen, die er auf einer Linie von 3 Lieues einnahm, aufgehalten werden. Das Vaterland sagt euch Dank für euren Muth und für eure Ausdauer, es beklagt den Verlust der im Kampfe gefallenen Tapfern. Wir haben drei Fahnen und dreißig Kanonen erbeutet und 6000 Mann zu Gefangenen gemacht. Mit gleicher Tapferkeit hat das sardinische Heer gegen überlegene Streitkräfte gekämpft; es ist würdig an eurer Seite zu marschiren. Das Blut wird nicht vergebens vergossen sein für den Ruhm Frankreichs, für die Größe und das Glück der Völker.“

Depeschen aus dem Glaubuche.

Depesche

Lord John Russell an den englischen Gesandten Lord Bloomfield
in Berlin.

London, 22. Juni 1859.

„Auswärtiges Amt, 23. Juni 1859. Mylord! Die Regierung Ihrer Majestät sieht mit großer Sorge in Deutschland eine Neigung hervortreten, an dem zwischen Frankreich und Sardinien einerseits und Oesterreich andererseits ausgebrochenen Kriege sich zu betheiligen. Von der gemäßigten und einsichtigen Haltung Preußens hängt größtentheils die Lösung der Frage ab, ob der gegenwärtige Krieg auf die Grenzen Italiens beschränkt bleibe oder sich auf das deutsche Gebiet und vielleicht noch andere Theile Europa's ausdehnen soll.

Der Kaiser Napoleon hat erklärt, er habe nicht die Absicht, Deutschland anzugreifen. Daß der Prinz-Regent von Preußen an einem Angriff auf Frankreich sich nicht betheiligen wird, hofft und glaubt man. Aber man hat behauptet, Deutschland sei, wenn auch nicht direct, doch indirect bedroht; wenn es sich nicht an dem Kriege am Po betheilige, werde es sich bald am Rheine zu vertheidigen haben; die österreichischen Festungen am Rincio und an der Elbisch seien in Wahrheit die Schutzwehren Deutschlands gegen Frankreich. Diese Auffassung beruht auf vielen unhaltbaren und unbegründeten Behauptungen. (There is much loose and unproved assertion in this statement.)

Unleugbar ist der Krieg zwischen Oesterreich und Sardinien — vielleicht unvermeidlich — aus der Lage Italiens hervorgegangen. Nach 1815 hat Oesterreich lange Zeit eine faktische Suprematie über die italienischen Staaten geübt; in den letzten Jahren hat Sardinien die Leidenschaft der Italiener für Unabhängigkeit begünstigt und genährt. Als Lord Loftus vom Grafen Buol sich die Zusicherung erbat, daß Oesterreich auf keinen Fall einen Soldaten über seine Grenze in Italien vorgehen lassen wolle, ohne vorherige

Verständigung mit Frankreich, da war die Antwort: „Nein, ich kann Ihnen diese Zusicherung nicht geben, denn das hieße unsere Souverainetät aufgeben. Wir werden in keinem Staate interveniren, ohne daß man unsere Hülfe nachsucht, und in diesem Falle werden wir sie gewähren, und daß man das weiß, ist das beste Mittel zur Bewahrung der Ordnung.“ So hat also Oesterreich nicht den Anspruch des Rechts der Intervention im Fall der Anrufung aufgeben wollen, und Sardinien wiederum hat nicht auf den Anspruch verzichtet wollen, die Leiden und Strebungen Italiens zu vertreten (*pretension to represent the sorrows and aspiration of Italy*); da aber der König von Sardinien einen solchen Streit nicht allein durchzuführen im Stande war, so hat er die Hülfe des Kaisers der Franzosen erbeten und erhalten.

Ueber den unmittelbaren Anlaß des Krieges spreche ich hier nicht; darüber hat mein Vorgänger die Ansichten Ihrer Majestät vollständig dargelegt. Aus der eben gegebenen Darstellung ist indeß klar, daß in den einander entgegengesetzten Ansprüchen Oesterreichs und Sardinien's der Grund zum Kriege lag. Dieser Krieg ist entstanden ohne jede Beziehung auf Deutschland. Die Behauptung, Frankreich werde, wenn es am Po und an der Brenta Erfolge habe, am Rheine aggressiv werden, ist eine willkürliche Annahme. Die gewichtige Frage aber eines Kontinental-Krieges (of involving the Continent in war) sollte man nicht nach vagen Voraussetzungen und übertriebenen Befürchtungen entscheiden. Auch daß die Vincio- und Etsch-Festungen die Schutzwehr Deutschlands sind, läßt sich nicht behaupten. Man beachte wohl (*it must be borne in mind*), daß die Festungen Peschiera, Verona und Mantua nicht zu den alten Grenzen Deutschlands gehörten, daß im Gegentheil das ganze Land von Verona bis zum adriatischen Meere im Jahre 1792 ein Theil eines schwachen, unfriederischen, verfallenden italienischen Staates war.

Das Höchste, was gesagt werden kann, ist: während viele Deutsche diese Festungen als eine Schutzwehr für Deutschland ansehen, sehen viele Italiener sie als nicht weniger bedrohlich für Italien an. Der Friedensvertrag muß über ihr künftiges Schicksal entscheiden.

Sind nun diese Gründe zu einem Kriege für deutsche Staaten offenbar unzureichend, so gibt es gegen einen so übereilten Schritt (*against a course so precipitate*) starke Gründe. Der Prinz-Regent von Preußen wird in seiner Weisheit ermessen, wie unpolitisch es wäre, sein Land in den Ruf zu bringen, daß es der Vorkämpfer für die Mißregierung Italiens sei. (*The Prince Regent will in his wisdom weigh the impolicy of exposing his country to be considered the Champion of the maladministration of Italy.*) Für die Sicherheit Berlins und Magdeburgs kann es nicht nöthig sein, daß in Mailand oder Bologna schlechtes Regiment geführt wird. Aber in den Augen der Italiener würde Preußen, wenn es in Waffen neben Oesterreich austräte, als der Verteidiger alles dessen gelten, was Oesterreich gethan und was es zugelassen hat.

Noch eine andere Erwägung von äußerster Wichtigkeit gibt es. Bisher hat der Krieg in Frankreich wenig Aufregung hervorgebracht. Wenn die Frage der Ueberlegenheit im Felde entschieden sein wird, werden die beiden kämpfenden Großmächte vermuthlich sehr geneigt sein, dem erschöpfenden Kampfe ein Ende zu machen. Aber wenn Frankreich durch einen Angriff Deutschlands zu der Verteidigung seines eigenen Landes aufgerufen wird, so läßt sich unmöglich vorhersehen, zu welcher Höhe die Leidenschaften des Rationalhasses aufflammen werden, oder auf wie lange der europäische Continent die Leiden des Krieges zu dulden haben wird.

Ueber den, von dem einstimmigen Gefühl ihres Volks unterstützten Entschluß Ihrer Majestät, eine stricte Neutralität zu bewahren, sind Sie bereits genügend unterrichtet: Ihre Majestät hat dieses Land frei erhalten von allen Verpflichtungen, die ihre Freiheit, zu handeln, hemmen könnten. Ihrer Majestät Regierung hofft, daß Preußen eine, so weit es die Verhältnisse Deutschlands gestatten, möglichst gleiche Bahn verfolgen wird (*adopt a course as nearly similar as the circumstances of Germany will permit.*) Vielleicht kommt sehr bald die Zeit, wo die Stimme vermittelnder und freundlich gesinnter Mächte sich mit Erfolg hören lassen kann und Vorstellungen zu Gunsten des Friedens nicht länger wirkungslos bleiben.

Lesen Sie diese Depesche dem Freiherrn von Schlieffen vor und geben ihm eine Abschrift. Ich bin u. s. w.

John Russell.

An Lord Bloomfield.

Circular-Depesche

des preussischen Ministers des Auswärtigen an alle preuss. diplom. Agenten bei den deutschen Bundesstaaten.

Berlin, den 6. Juli 1869.

Erw. . . habe ich in meinem Erlasse vom 24. v. M. den Standpunkt zu präcificiren mich bemüht, von welchem aus die königliche Regierung die Mobilmachung des größeren Theiles ihres eigenen Heeres angeordnet, und in der Bundesversammlung diejenigen Anträge eingebracht hat, durch deren am 2. d. M. erfolgte Annahme die deutschen Bundesregierungen uns einen erfreulichen Beweis ihres Vertrauens gegeben haben. Als ein nothwendiges Komplement dieser Maßnahmen sind die weiteren Anträge zu betrachten, welche der königliche Bundestags-Gesandte in der Sitzung vom 4. d. M. zu stellen beauftragt worden ist, und von welchen ich in der Anlage Abschrift beifüge. Da sie wesentlich auf denselben Motiven wie die früheren beruhen, glaube ich mich einer besonderen Begründung derselben in materieller Hinsicht enthalten zu können, dagegen ist es mir eine Pflicht und ein Bedürfnis, den deutschen Regierungen sofort alle Erläuterungen darzubieten, welche dazu dienen können, die diesseitige Auffassung vollkommen klar zu machen, und unsere Anträge vor Mißverständnissen zu bewahren, welche, wenn sie später eintreten sollten, von bedenklichen Folgen sein könnten.

Wir sind dies den verbündeten Regierungen um so mehr schuldig, da, wenn diese Anträge angenommen werden, alle Streitkräfte des Bundes

kriegsbereit sein werden; wir sind es uns selbst schuldig, nachdem in der Sitzung vom 4. bereits von mehreren Seiten, namentlich von Königlich Württembergischer und Großherzoglich Hessischer Seite, Erklärungen abgegeben und Anträge in Aussicht gestellt sind, welche dasselbe Terrain berühren werden, auf welchem sich unsere Anträge bewegen, und zu denen daher unser Verhältniß von vornherein klar gestellt werden muß.

Ich darf deshalb den gegenwärtigen Augenblick nicht vorüber gehen lassen, ohne mich über die Gründe auszusprechen, welche uns bewogen haben, unseren Anträgen die vorliegende Fassung zu geben. Die Fassung ist das nothwendige Ergebniß unserer Anschauung von der Form, welche nach unserer Ueberzeugung die militärische Action Preussens einerseits und Deutschlands andererseits eventuell anzunehmen haben, und von dem Verhältniß, in welches beide zu einander zu setzen sein würden. Wir müssen wünschen, daß diese unsere Anschauung von unseren Verbündeten vollständig erkannt und getheilt werde.

Es wird Erw. . . . bei näherer Erwägung der Anträge sofort nicht entgehen, daß die Form mit Absicht so gewählt erscheint, daß die wirkliche Action des Bundes nicht in den Vordergrund trete. Es sind dabei nicht die Verhältnisse zum Grunde gelegt, welche die Bundeskriegs-Verfassung bei eintretendem Bundeskrieg als maßgebend voraussetzt; es ist nicht die Bildung eines Bundesheeres und die Uebertragung des Oberbefehls an einen Bundesfeldherrn vorgeschlagen, sondern ein Anschluß an die von Preußen aus freiem Entschluß im Europäischen, wie im Deutschen Interesse getroffenen Maßnahmen.

Es hat dies seinen Grund zunächst in den Rücksichten, welche die Stellung Deutschlands in Europa fordert und in der von der königlichen Regierung bereits mehrfach ausgesprochenen Ueberzeugung, daß für den Bund als solchen für jetzt ein *casus belli* nicht vorliege, daß vielmehr Grund zu der Annahme vorhanden sei, es werde eine Veranlassung dazu auch von der anderen Seite vermieden werden. Es kann nicht in den Absichten Preussens liegen, den Bund zu Schritten und Maßnahmen zu veranlassen, durch welche

derselbe sich dem Vorwurfe aussetzen könnte, einen solchen Krieg seinerseits ohne dringende Nothigung herbeigeführt zu haben.

Es ist aber klar, daß alsdann auch der Fall, in welche Anwendung der bezüglichen Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung stattfinden könnte, nicht vorliegt.

Ich kann aber nicht umhin, hinzuzufügen, daß nicht allein diese politischen Erwägungen, so wichtig sie auch sind, uns geleitet haben, sondern auch im Hinblick auf die Eventualität eines wirklich ausbrechenden Krieges, die Rücksicht auf die fast allseitig anerkannte praktische Unausführbarkeit der Bundes-Kriegsverfassung selbst, namentlich in ihren Bestimmungen über die oberste Leitung, welche eine wirksame Kriegsführung wesentlich erschweren.

Dagegen verkennen wir auch nicht die großen Vortheile, welche diese für die innere Organisation der deutschen Wehrkräfte ihrer Zeit bewährte Kriegsverfassung nach andern Seiten hin darbietet, und wir würden, um so weniger an eine gänzliche Beseitigung derselben denken können, als dies zu einem Auseinanderreißen der militärischen Organisation in Deutschlands führen könnte, welches leicht ein unheilvolles Präcedens für eine Zersplitterung des deutschen Vaterlandes werden dürfte.

Es mußte also unser Augenmerk darauf gerichtet sein, unter Vermeidung der ange deuteten Nachtheile einen Mittelweg zu finden, welcher die beiderseitigen Vortheile vereint.

Wir konnten uns dabei an frühere, auch unseren Genossen im Bunde nicht fremd gebliebene Erwägungen anschließen. Namentlich in früheren Besprechungen mit dem Kaiserlich Oesterreichischen Cabinet sind jene Umstände resp. Nachtheile in's Auge gefaßt worden und es hat sich dabei die Ueberzeugung nur fester stellen können, daß eine militärische Action Deutschlands sich immer am Besten unter die militärisch am festesten organisirten Mächte des Bundes vertheilen und an dieselben anlehnen würde, so daß die südlichen Staaten ihre Streitkräfte unter Oesterreichs, die nördlichen unter Preussens Führung stellten, und auf beiden Kriegstheatern im Einzelnen selbstständig, aber unter gemeinsamer Verhändigung operirten.

Diesen Standpunkt hält Preußen im Wesentlichen auch jetzt fest; nur

hat der doppelte Umstand, daß Oesterreich als schon jetzt im vollen Kriege begriffen, durch die Uebernahme des Oberbefehls über eine vorerst nur vorbereitende und nicht aktiv kriegerische Aufstellung eine nicht haltbare Doppelstellung einnehmen würde, und daß es für jetzt seine volle Kraft außerhalb der deutschen Grenzen zu verwenden genöthigt erscheint, in dem Antrag veranlassen müssen, den Oberbefehl über die süddeutsche Aufstellung an Bayern zu überlassen. Im Norden, wo das Eintreten des 9. und 10. Armee-corps in unsere Aktion sich von obigem Standpunkt aus von selbst ergibt, treten wir vor der Hand mit doppelt so großen Truppenmassen auf, als unser Contingent beträgt, und werden eventuell mit der dreifachen Zahl auftreten können. Es ist daher keine Zuecngruen, wenn Preußen, ohne dem speciellen Oberbefehl Bayerns zu nahe zu treten, die obere Leitung auch der südlichen Aufstellung in Anspruch nimmt, so weit es die Einheit des Handelns erfordert. Wir dürfen wohl darauf hindeuten, daß das Hauptgewicht immer auf der Seite der eben erwähnten Massen-Entwicklung liegen und durch diese bedingt werden wird.

Durch diese Anordnung erscheint es als möglich, die militärischen Nachtheile der Bundeskriegs-Verfassung zu vermeiden und doch die Bestimmungen derselben, so weit sie zweckmäßig sind und ein einheitliches Handeln und organisches Zusammensassen der Kräfte bedingen, aufrecht zu erhalten.

Es wird dadurch zugleich der oben erwähnte Zweck erreicht, den Bund als solchen vor einem Bundeskrieg zu bewahren. Es sind zwar nicht die einzelnen Staaten, welche ihre Streitkräfte dem preussischen Heere zuführen, sondern es ist der Bund, welcher diese Bestimmungen trifft. Aber er thut nicht durch die drohende Aufstellung eines Bundesheeres einen Schritt, welcher zu einem Bundeskriege hinführen würde, sondern er stellt einer ihm selbst angehörenden Macht, welche in diesem Augenblick in eine die Herstellung des Friedens bewerkende Aktion getreten ist, seine Contingente als annectirte Hülfscorps zur Verfügung, welche seine eigenen Interessen wahrnehmen und zugleich die Schritte jener Macht unterstützen, ihr Gewicht bei der von ihr beabsichtigten Mediation vermehren sollen. Eben darum überläßt er dieser

Macht auch eine politische und militärische Oberleitung, ohne welche dieser Zweck nicht erreicht werden könnte.

Die königliche Regierung muß um so größeres Gewicht darauf legen, daß über diese Auffassung kein Zweifel obwalte, als ihr nur dadurch die Stellung, welche sie als vermittelnde Macht einnehmen zu wollen erklärt hat, zu bewahren möglich gemacht wird. Wenn die bisher entwickelten Gründe von dem Standpunkt und dem Interesse des Bundes entnommen waren, so darf Preußen es sich und seinen Bundesgenossen nicht verhehlen, daß sein eigener Standpunkt ihm dieselbe Nicht als eine gebietende Nothwendigkeit auferlegt. Denn eben jene Stellung als vermittelnde Macht, welche eine freie und nach keiner Seite hin gebundene Action voraussetzt, würde sowohl den kriegführenden Parteien, als den übrigen Großmächten gegenüber, auf deren Mitwirkung zur Herstellung des Friedens es nicht verzichten darf, in dem Augenblick unhaltbar werden, wo Preußen diese selbstständige Action an den Bund abtreten wollte.

Wir können uns aber nicht darüber täuschen, daß die Uebernahme eines vom Bunde übertragenen Oberbefehls über ein Bundesheer einer solchen Abtretung gleichkäme, und Preußen in eine Abhängigkeit brächte, die seine Stellung innerhalb der gemeinsamen europäischen Friedensbestrebungen wesentlich alterirte. Die königliche Regierung würde daher ihre eigenen Bemühungen um Erhaltung des Friedens statt gefördert, vielmehr nach allen Seiten hin gehemmt, vielleicht unmöglich gemacht finden.

Sie würde sich dadurch selbst einer Aufgabe entziehen, welche sie gerade im Interesse Deutschlands als ihren natürlichen Beruf angesehen hat und an deren Lösung schon jetzt zu verzweifeln sie keine Veranlassung findet. Sie hat daher bei ihren Anträgen nicht aus den Augen verlieren dürfen und kann es nicht überflüssig erachten, auch ihren Bundesgenossen in's Gedächtniß zu rufen, daß es sich zunächst nicht von einem Kriege, sondern von einer Aufstellung handelt, welche Friedensbestrebungen unterstützen soll, und auf welche der Krieg zwar folgen könne, aus welcher er aber nicht mit Nothwendigkeit hervorgehen darf.

Die Form unserer Anträge ist daher gleichmäßig darauf berechnet, dieser

freien, vermittelnden, daher friedlichen Stellung Preußens keinen Eintrag zu thun, und für die Eventualität des Krieges die praktischen Bedingungen einer wirksamen Führung desselben vorzubereiten.

Ich glaube nicht, daß nach dieser offenen Darlegung unserer Auffassung und der dieselbe begründenden Motive, welche ich vollständig zur Kenntniß der deutschen Bundesregierungen gebracht zu sehen wünsche, sich irgend Jemand über den Sinn und Charakter unserer Anträge täuschen könne. Wir dürfen auf eine gleiche entgegenkommende Offenheit von unseren Verbündeten rechnen und können nur wünschen, daß dieselben ihre Gesandten in Frankfurt baldigst mit Instruction in Bezug auf unsere Anträge versehen mögen.

Ich ersuche Sie, diese Depesche vorzulesen, und Abschrift derselben zurückzulassen, und sehe einem gefälligen Berichte über den Eindruck, den dieselbe gemacht und die etwaigen Aeußerungen, zu welchen sie Anlaß gegeben haben dürfte, entgegen.

(gez.) Schleinig.

Nachschrift. Vor Abgang obiger Circular-Depesche ging uns die Nachricht von dem Antrage des Wiener Cabinets auf Aufstellung des Bundesheeres und Wahl des Oberfeldherrn auf Grund des §. 45 der Bundeskriegsverfassung zu.

Wir müssen diesem Antrage gegenüber auf unseren verständig ausgeführten Ansichten und Motivirungen unserer Anträge am Bunde vom 25. Juni und 4. Juli stehen bleiben.

(gez.) Schleinig.

Tagesbefehl

des Kaisers Napoleon an die Armee.

Baleggio, den 10. Juli 1859.

Soldaten! Ein Waffenstillstand ist am 8. Juli zwischen den kriegsführenden Mächten bis zum 15. August abgeschlossen worden. Diese Waffenruhe gestattet euch, von euren ruhmreichen Anstrengungen auszurufen und, wenn es sein muß, neue Kräfte zu schöpfen, um das Werk zu vollenden, welches ihr so tapfer durch euren Muth und eure Hingebung begonnen habt. Ich kehre nach Paris zurück und überlasse den vorläufigen Oberbefehl über meine Armee dem General-Quartiermeister-Marschall Vaillant. Aber sobald die Stunde des Kampfes geschlagen haben wird, werdet ihr mich wieder in eurer Mitte sehen, um eure Gefahren zu theilen. Napoleon.

Erklärung des Moniteurs über den Waffenstillstand.

Paris, den 10. Juli.

Wir beilegen uns, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, unter welchen Umständen der Waffenstillstand, der zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem Kaiser von Oesterreich abgeschlossen wurde, zu Stande kam. Mittheilungen waren unter den drei neutralen Großmächten zu dem Zwecke ausgetauscht worden, sich in Einvernehmen zu setzen, um den kriegsführenden Mächten ihre Vermittlung anzubieten. Das erste Ergebniß dieser Vermittlung sollte auf den Abschluß eines Waffenstillstandes gerichtet sein; aber trotz der Schnelligkeit der telegraphischen Mittheilungen gestattete das zwischen den Cabineten herzustellende Einvernehmen nicht, dieses Ergebniß vor Ber-

lauf von einigen Tagen zu erzielen. Indes sollten die Feindseligkeiten unserer Flotte gegen Venedig eröffnet werden, und jeden Augenblick konnte es zu einem neuen Kampfe unserer Heere vor Venedig kommen. Angesichts dieser Lage trug der Kaiser, stets treu den Gefühlen der Mäßigung, wovon seine Politik unablässig geleitet wird, sowie auch vor Allem besorgt, allem unnötigen Blutvergießen vorzubeugen, kein Bedenken, sich unmittelbar Gewißheit über die Gesinnungen des Kaisers Franz Joseph zu verschaffen, da er der Ansicht war, daß, wenn diese Gesinnungen den seinigen entsprechend wären, es für beide Herrscher eine heilige Pflicht sei, fortan Feindseligkeiten einzustellen, welche ihren Zweck durch die Thatsache der Vermittlung verlieren konnten.

Nachdem der Kaiser von Oesterreich entsprechende Absichten kundgegeben, traten die auf beiden Seiten ernannten Bevollmächtigten zusammen, um die Bedingungen zu dem Waffenstillstande festzustellen, der definitiv am 8. Juli abgeschlossen und dessen Dauer auf fünf Wochen anberaunt wurde. Morgen, Montag den 11. Juli, wird zu Villafranca zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem Kaiser von Oesterreich eine Zusammenkunft stattfinden.

Waffenstillstands-Vertrag

abgeschlossen in Villafranca am 8. Juli 1859.

Artikel 1. Es wird ein Waffenstillstand eintreten zwischen den verbündeten Sr. Majestät des Königs von Sardinien und Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen einerseits und den Armeen Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich andererseits.

Artikel 2. Dieser Waffenstillstand soll von heute bis zum 15. August ohne weitere Bezeichnung währen. Demgemäß würden die Feindseligkeiten,

falls es sein sollte, ohne vorgängige Anzeige am 16. August Mittags wieder beginnen.

Artikel 3. Sobald die Verabredungen dieses Waffenstillstandes festgesetzt und unterzeichnet sein werden, sollen die Feindseligkeiten auf der ganzen Ausdehnung des Kriegstheaters zu Lande und zu Wasser aufhören.

Artikel 4. Die beiderseitigen Armeen werden streng die Demarcations-Linien innehalten, welche für die ganze Dauer des Waffenstillstandes bestimmt worden sind. Der Raum, welcher die beiden Demarcations-Linien trennt, ist für neutral erklärt, so daß es den Truppen beider Armeen verboten ist, ihn zu betreten. Wenn ein Dorf von der Grenze durchschnitten sein sollte, so soll das ganze Dorf den Truppen, die es gerade inne haben, verbleiben,

Die tyroler Grenzen, das Stiller Joch und den Tonale entlang bilden eine den kriegführenden Behörden gemeinsame Begrenzung. Die französisch-sardinische Demarcations-Linie geht von der Grenze Tyrols aus, berührt Bagolino, Lavenone und Idro, zieht sich über den Kamm, den das Thal Degagna vom Thale Rosolano trennt und bei Maderno auf dem westlichen Ufer des Gardasee's endet.

Die piemontesischen Truppen, welche in den Localitäten von Rocca d'Anso aufgestellt sind, behalten die Stellungen, welche sie gegenwärtig einnehmen.

Zwischen dem östlichen Ufer des Gardasee's und der Gisch wird eine Demarcations-Linie im Süden von Lacise, von Ballena über Saline bis Vastrenzo gezogen; diese Linie bildet die Grenze der französisch-sardinischen Stellungen. Von Vastrenzo soll die französisch-sardinische Demarcations-Linie der Straße folgen, die nach Sommalapagna und von dort über Boyo-Moretto, Prabiano, Quaderne und Massimbono nach Goltio führt.

Die österreichische Demarcations-Linie erstreckt sich von der Grenze Tyrols bei Ponte del Cassaro bis Rocca d'Anso, wo die Truppen die Stellungen behalten, in denen sie in diesem Augenblicke stehen, und sie folgt der Straße, die sich zwischen diesen beiden Punkten befindet. Indem die Demarcations-Linie sich hierauf jedoch von der Nordostspitze des Idrosee's entfernt, folgt

sie der tyroler Grenze und dem Bache, der den Namen Toscolano führt, bis zu dem Orte gleichen Namens, der an den Ufern des Gardasee's liegt.

Die Straße, welche von Lacise nach Venten führt, dient den österreichischen Truppen zwischen dem östlichen Ufer des Gardasee's und der Etsch zur Scheidelinie.

Die Schiffe der österreichischen Flotille auf dem Gardasee haben zwischen Riva und Peschiera freien Verkehr; doch dürfen sie auf dem südlichen Theile des See's unterhalb Macerno und Lacise nur in Peschiera anlegen, und in diesem Theile der Fahrten haben sie sich vom österreichischen Ufer fern zu halten.

Während die österreichische Demarcations-Linie sich bei Bussolengo an die Etsch anlehnt, nimmt dieselbe hierauf die Richtung auf Mantua über Dossobuono, Melara, Nogarele, Bagnol, Canedole und Drasso.

Villafranca und das ganze Gebiet zwischen den beiden Demarcations-Linien werden für neutral erklärt.

Von Goito geht die französisch-sardinische Grenzlinie, die stets auf dem rechten Mincio-Ufer bleibt, über Rivalta, Castellucchio, Sabbiana und Ersole und berührt bei Scorzarete den Po.

Die österreichische Demarcations-Linie geht von Mantua auf Curtatone und Montanara und hierauf den Po entlang bis Borgoforte. Von Borgoforte zu Thal bildet der Po eine natürliche Scheidelinie zwischen den kriegsführenden Heeren bis Cicarolo und von dort bis an die Mündung bei Porto di Goro.

Jenseit des Po wird die Demarcations-Linie durch die natürliche Grenze bezeichnet, welche von den österreichischen Küsten des adriatischen Meeres gebildet und wobei die Inseln einbezogen sind, die an der Küste liegen, welche sich bis zur letzten südlichen Spitze Dalmatiens erstreckt.

Artikel 5. Die Eisenbahnen von Verona nach Peschiera und nach Mantua werden während des Waffenstillstandes zur Verproviantirung der Festungen Peschiera und Mantua dienen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Verproviantirung Peschiera's in einem Zeitraum von zwei Tagen beendet sein muß.

Artikel 6. Die Angriffs- und Vertheidigungswerke von Peschiera bleiben

während des Waffenstillstandes in dem Zustande, in welchem sie gegenwärtig sind.

Artikel 7. Die Handelsschiffe ohne Unterschied der Flagge sollen frei auf dem adriatischen Meere fahren dürfen.

So verhandelt und festgesetzt, vorbehaltlich der Ratification, zwischen uns unterzeichneten Bevollmächtigten unserer beiderseitigen Souveraine: Generalleutnant Rozza della Rocca, erster Adjutant Sr. Majestät des Königs von Sardinien, Chef des Generalstabes der französischen Armee; der Marschall Baillant, General-Quartiermeister der französischen Armee; der Divisions-General-Lieutenant de Martimprey, General-Quartiermeister-Adjutant, einerseits, und der General der Artillerie Baron von Hef, Chef des Generalstabes der österreichischen Armee, und der Graf von Mensdorff-Pouilly, Divisions-General der österreichischen Armee andererseits.

Villafranca, 8. Juli 1859.

Gezeichnet eigenhändig:

Marschall Baillant,
General de Martimprey,
General-Lieutenant de la Rocca,
General Hef,
General Mensdorff.

Telegraphische Depesche

des Kaisers Napoleon an die Kaiserin.

Valeggio, am 11. Juni 1859.

Der Frieden ist zwischen dem Kaiser von Oesterreich und Mir unterzeichnet worden. Die Grundlagen desselben sind:
Eine italienische Conföderation unter Präsidium des Papstes.

Der Kaiser von Oesterreich tritt seine Rechte auf die Lombardie an den Kaiser von Frankreich ab, welcher sie auf den König von Sardinien überträgt. Der Kaiser von Oesterreich behält das Venetianische, es bildet aber einen integrierenden Theil der italienischen Conföderation. Es soll eine allgemeine Amnestie erfolgen.

Tagesbefehl

des Kaisers Franz Joseph an sein Heer.

„Armeebefehl. Gestützt auf mein gutes Recht bin ich in den Kampf für die Heiligkeit der Verträge getreten, wählend auf die Begeisterung meiner Völker, auf die Tapferkeit meines Heeres und auf die natürlichen Bundesgenossen Oesterreichs.

Meine Völker fand ich in jedem Opfer bereit, die blutigsten Kämpfe haben der Welt den Heldennuth und die Todesverachtung meiner braven Armee erneuert gezeigt, die in der Winternacht kämpfend, nachdem Tausende von Offizieren und Soldaten ihre Pflichttreue mit dem Tode besiegelt, ungedrohen an Kraft und Muth der Fortsetzung des Kampfes freudig entgegensteht. Ohne Bundesgenossen weiche ich nur den ungünstigen Verhältnissen der Politik, denen gegenüber es mir vor Allem zur Pflicht wird, das Blut meiner Soldaten so wie die Opfer meiner Völker nicht erfolglos in Anspruch zu nehmen. Ich schlicke Frieden, ihn auf die Mincio-Linie basirend.

Aus vollem Herzen danke ich meiner Armee, sie hat mir auf's Neue gezeigt, wie unbedingt ich bei künftigen Kämpfen auf sie rechnen kann.

Verona, am 12. Juli 1859.

Franz Joseph m. p.

Tagesbefehl

des Kaisers Napoleon an sein Heer.

„Soldaten! Die Grundlagen des Friedens sind mit dem Kaiser von Oesterreich festgestellt: der Hauptzweck des Krieges ist erreicht, Italien wird zum ersten Male eine Nation. Eine Conföderation aller Staaten Italiens unter dem Ehrenvorsitze des heiligen Vaters wird in einem Bündel die Mitglieder Einer und derselben Familie vereinigen; Venetien bleibt zwar unter Oesterreichs Scepter, es wird nichtobestoweniger eine italienische Provinz sein, da es einen Theil der Conföderation bildet. Die Vereinigung der Lombardie mit Piemont schafft uns auf dieser Seite der Alpen einen mächtigen Verbündeten, der uns seine Unabhängigkeit verdanken wird; die außerhalb der Bewegung gebliebenen oder in ihre Besigungen zurückberufenen Regierungen werden die Nothwendigkeit heilsamer Reformen erkennen. Eine allgemeine Amnestie wird die Spuren der bürgerlichen Zwistigkeiten verwischen. Italien, fortan Herrin seiner Geschichte, wird sich nur selber die Schuld beimessen haben, wenn es nicht regelmäßig auf der Bahn der Ordnung und der Freiheit fortschreiten. Ihr werdet bald nach Frankreich zurückkehren, das dankbare Vaterland wird mit Entzücken diese Soldaten aufnehmen, die den Ruhm unserer Waffen bei Montebello, Palestro, Turbigo, Magenta, Marignano und Solferino so hoch erhoben, die binnen zwei Monaten Piemont und die Lombardie befreit und einzig und allein Halt gemacht haben, weil der Kampf Verhältnisse anzunehmen drohte, die nicht mehr mit den Interessen, welche Frankreich bei diesem furchtbaren Kriege hatte, im Einklange waren. Seid daher stolz auf eure Erfolge, stolz auf die erlangten Ergebnisse, stelt euch vor Allem darauf, daß ihr die vielgeliebten Kinder dieses Frankreichs seid, das immerdar die große Nation sein wird, so lange es ein Herz hat, seine Aufgaben zu versehen, und Männer wie ihr, um dieselben zu vertheidigen. Im Hauptquartier zu Valeggio, 12. Juli 1859.

Napoleon.

Proclamation

des Königs Victor Emanuel an die Lombarden.

Mailand, am 13. Juli 1859.

„Bewohner der Lombardei! Der Himmel hat unsere Waffen gesegnet. Mit Hilfe unseres hochherzigen und tapferen Bundesgenossen, des Kaisers Napoleon, sind wir in wenigen Tagen von Sieg zu Sieg an die Ufer des Mincio gelangt. Heute lehre ich in eure Mitte zurück, um euch die glückliche Kunde zu bringen, daß Gott unsere Wünsche erhört hat. Ein Waffenstillstand, dem Friedens-Präliminarien folgten, hat den Bewohnern der Lombardei ihre Unabhängigkeit, den von ihnen so oft ausgedrückten Wünschen gemäß, gesichert. Ihr werdet hinfort mit unseren alten Staaten eine einzige und freie Familie bilden. Ich werde eure Geschicke unter meine Obhut nehmen, in der Ueberzeugung, bei euch jenen Beistand zu finden, dessen ein Staats-Oberhaupt bedarf, um eine neue Verwaltung zu schaffen. Ich sage zu euch, Bewohner der Lombardei! vertraut euren Könige; ich werde dafür Sorge tragen, das Glück der neuen Lande, welche der Himmel meiner Regierung anvertraut hat, auf unvergänglichen Grundlagen aufzubauen.“

Manifest

des Kaisers Franz Joseph.

Wien, 15. Juli 1859.

„An meine Völker!

Wenn das Maß zulässiger, mit der Würde der Krone, wie mit der Ehre und dem Wohle des Landes verträglicher Zugeständnisse erschöpft worden,

und alle Versuche einer friedlichen Verständigung gescheitert sind, gibt es keine Wahl mehr, und das Unvermeidliche wird zur Pflicht.

Diese Pflicht hat Mich in die herbe Nothwendigkeit versetzt, Meine Völker zu neuen und schweren Opfern aufzurufen, um zum Schutze ihrer heiligsten Güter in die Schranken treten zu können.

Meine treuen Völker sind Meiner Aufforderung entgegengekommen, haben sich einmüthig um den Thron geschaart und die durch die Umstände gebotenen Opfer aller Art mit einer Bereitwilligkeit dargebracht, welche Meine dankbare Anerkennung verdient, Meine innige Zuneigung zu denselben womöglich noch erhöht und Mir die Zuversicht einflößen mußte, daß die gerechte Sache, für deren Verteidigung Meine tapferen Heere mit Begeisterung in den Kampf gezogen, auch siegreich sein werde.

Leider hat der Erfolg den allgemein gehegten Erwartungen nicht entsprochen, und ist das Glück der Waffen uns nicht günstig gewesen.

Oesterreichs tapfere Armee hat ihren erprobten Heldennuth und ihre unvergleichliche Ausdauer auch diesmal so glänzend bewährt, daß sie die allgemeine Bewunderung, selbst die des Gegners, errungen hat, — es Mir zum gerechten Stolge gereicht, der Kriegsherr eines solchen Heeres zu sein, und das Vaterland es ihm danken wissen muß, die Ehre der Banner Oesterreichs so kräftig gewahrt, so rein erhalten zu haben.

Ebenso unabweisbar steht die Thatfache fest, daß Unsere Gegner, trotz der äußersten Anstrengungen und des Aufgebotes ihrer überreichen, zu dem beabsichtigten Schlage schon seit lange vorbereiteten Hülfquellen, selbst um den Preis ungeheurer Opfer nur Vortheile, aber keinen entscheidenden Sieg zu erringen vermochten, während Oesterreichs Heer noch unerschüttert an Kraft und Muth eine Stellung behauptete, deren Besitz ihm die Möglichkeit offen ließ, dem Feinde die errungenen Vortheile vielleicht wieder entwenden zu können.

Dies anzustreben würde aber neue und gewiß nicht minder blutige Opfer erfordert haben, als jene es waren, welche bereits gebracht worden sind und Mein Herz mit tiefer Trauer erfüllen.

Unter diesen Umständen war es gleichfalls ein Gebot Meiner Regenten-

pflcht, die Wie gemachten Friedens-Anerbietungen in gewissenhafte Erwägung zu ziehen.

Der Einsatz, welchen die Fortsetzung des Krieges erfordert haben würde, hätte ein so hoher sein müssen, daß Ich die treuen Kronlande der Monarchie zu weiteren und die bisherigen noch bedeutend überwiegenden Leistungen an Gut und Blut in Anspruch zu nehmen genöthigt gewesen wäre. Der Erfolg würde aber dennoch preiselhaft geblieben sein, nachdem Ich in Meinen gegründeten Hoffnungen, daß Ich in diesem nicht bloß für Oesterreichs gutes Recht unternommenen Kampfe auch nicht allein stehen würde, so bitter enttäuscht worden bin.

Der warmen und dankbar anzuerkennenden Theilnahme ungeachtet, welche Unsere gerechte Sache in dem größten Theile von Deutschland bei den Regierungen, wie bei den Völkern gefunden hat, haben sich unsere ältesten und natürlichen Bundesgenossen hartnäckig der Erkenntniß verschlossen, welche hohe Bedeutung die große Frage des Tages in sich trug.

Oesterreich hätte sonach den kommenden Ereignissen, deren Ernst jeder Tag noch steigern konnte, vereinzelt entgegengehen müssen.

Ich habe Mich daher, nachdem Oesterreichs Ehre durch die heldenmüthigen Anstrengungen seiner tapferen Armee unverfehrt aus den Kämpfen dieses Krieges hervorgegangen ist, entschlossen, politischen Rücksichten weichen, der Wiederherstellung des Friedens ein Opfer zu bringen und die zur Vorbereitung seines Abschlusses vereinbarten Präliminarien zu genehmigen, nachdem Ich die Ueberzeugung gewonnen, daß durch direkte, jede Einmischung Dritter beseitigende Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen jedenfalls minder ungünstige Bedingungen zu erlangen waren, als bei dem Eintreten der drei am Kampfe nicht theilhaftig gewesenen Großmächte in die Verhandlung, mit den unter ihnen vereinbarten und von dem moralischen Drucke ihres Einverständnisses unterstützten Vermittelungsvorschlägen zu erwarten gewesen wäre.

Leider ist es unvermeidlich gewesen, den größten Theil der Lombarden von der Gesamtheit des Kaiserstaates auszuscheiden.

Dagegen muß es Meinem Herzen wohl thun, Meinen geliebten Völkern

die Segnungen des Friedens wieder gesichert zu sehen, und sind mir diese doppelt werthvoll, weil sie Mir die nöthige Ruhe gönnen werden, Meine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt nunmehr ungestört der erfolgreichen Lösung der Mir gestellten Aufgabe zu weihen:

Oesterreichs innere Wohlfahrt und äußere Macht durch zweckmäßige Entwicklung seiner reichen geistigen und materiellen Kräfte, wie durch zeitgemäße Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung dauernd zu begründen.

Wie meine Völker in diesen Tagen eruster Prüfungen und Opfer treu zu mir gestanden, mögen sie auch jetzt durch ihr vertrauensvolles Entgegenkommen die Werke des Friedens fördern helfen und hiedurch die Verwirklichung Meiner wohlwollenden Absichten unterstützen.

Meinem tapferen Heere habe ich bereits in einem besondern Armeebefehl Meine Anerkennung und Meinen Dank als dessen Kriegsherr ausgesprochen.

Ich erneuere demselben heute den Ausdruck dieser Gefühle, wo Ich, zu Meinen Völkern sprechend, den für Gott, Kaiser und Vaterland in den Kampf gegangenen Söhnen dieser Völker für ihren bewiesenen Heldemuth danke, — und der aus diesem Kampfe leider nicht mehr zurückgekehrten Mir unvergesslichen Waffengenossen mit Behmuth gedenke.

Franz Joseph m. p.^a

Depeſche

des Herrn von Schleinitz an die preussischen Gesandten bei allen deutschen Höfen.

Berlin, am 24. Juni 1859.

Er... werden schon aus den Andeutungen, welche meine Mittheilung vom 14. d. M. über die Mobilisirung eines Theiles der preussischen Armee

begleiteten, entnommen haben, daß die königliche Regierung von der Ihnen bekannten Richtung ihrer Politik abzuweichen nicht gesonnen ist, und daß auch die seßigen ausgedehnteren militärischen Maßnahmen fürs Erste nur dem Zwecke dienen sollen, einer weiteren diplomatischen Aktion in jenem Sinne den entsprechenden Nachdruck zu leihen. Wir können schon jetzt erkennen, daß hierüber bei den großen Kabinetten kein Mißverständniß obwaltet. Ein solches ist in der That auch kaum möglich. Preußen hat seine Stellung als vermittelnde Macht niemals aufgegeben. Sein Hauptbestreben seit dem Ausbruch des Krieges war vielmehr dahin gerichtet, sich diese Stellung dadurch zu wahren, daß es die Zusicherung seiner Neutralität ablehnte, nach allen Seiten hin jedes Engagement fern hielt und so für die vermittelnde Aktion vollkommen unbefangenen und frei blieb. Dies für unser eigenes und ebenso für Deutschlands Interesse so wichtige Ziel zu erreichen, war bei der Aufregung, welche in vielen deutschen Staaten herrschte, nicht leicht. Wir dürfen zudem kaum daran erinnern, daß die Richtung unserer Politik hierin von derjenigen einer großen Anzahl deutscher Regierungen abwich, und daß namentlich Oesterreich mit derselben nicht einverstanden war. Mit wie tiefem Bedauern wir aber auch das Auseinandergehen der Richtungen wahrnahmen, wir mußten unsere für richtig erkannte Linie gewissenhaft innehalten. Nicht nur das vorzügliche Staatsinteresse erheischte dies unabweislich, sondern auch die reichste Sorge für das Wohl des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, endlich der ernste Wille, auch für Oesterreichs Interessen seiner Zeit nach Kräfte aufzutreten. Diese Zeit war noch nicht gekommen, und es mußte zunächst der Großmacht Oesterreich überlassen bleiben, in dem unternommenen Kriege ihren legitimen Besipstand auf einem dem Bunde fern liegenden vortheilhaften Kriegstheater zu vertheidigen. Unsere Bestrebungen waren daher vor Allem dahin gerichtet, der vorzeitigen Verwickelung des Bundes in den Krieg zu brugen, und wir waren dazu um so mehr berechtigt, als nach der gewissenhaftesten Prüfung der Bundes-Verträge bisher jede haltbare Begründung und jeder Anlaß für einen Bundeskrieg gesucht haben.

Wenn wir nun aber gleichzeitig alle Maßnahmen ergriffen, welche diese Sicherung Deutschlands, das inmitten der beiden kriegsführenden Großmächte

liegt, bezweckten, und wenn ebenso die Bundes-Organe unter unserer Mitwirkung unablässig Vorkehrungen trafen, so erwuchs für uns die neue Pflicht, darüber zu wachen, daß diese Vorkehrungen, bei der mit der Zeit sich geltend zu machenden Richtung unserer Bundesgenossen, welche uns nicht übereinstimmenden Richtung unserer Bundesgenossen, welche uns nicht versöhnte, sich am Bunde geltend zu machen, nicht plötzlich in Angriffsmittel verwandelt und dadurch die Stellung des Bundes und unsere eigene bedenklich compromittirt würden. Es lagen ferner, ebenfalls zu unserm lebhaften Bedauern, Andeutungen vor über beabsichtigte besondere Verabredungen in der von unserer Politik abweichenden Richtung, und der Ernst der Lage mußte diesseits die Besürchtung erregen, daß dadurch unwillkürlich die Tendenz nach einer Lösung der Bundesverhältnisse immer mehr zur Geltung kommen könnte. Der Schwierigkeiten, welche die deutschen Verhältnisse und in den Beziehungen zu den großen Kabinetten verurursachten, soll hier keine Erwähnung geschehen. Um nun den Gefahren des gemeinsamen Vaterlandes, die aus den ange deuteten Umständen erwachsen, vorzubeugen, und vor Allem, um dem Mißtrauen, das man gegen Preußen und dessen Absichten hegte, mit dem offensten Vertrauen zu begegnen, beschlossen Sr. Königl. Hoheit der Prinz-Regent die Sendung des Generals von Willisen nach Wien. Ein näherer Aufschluß über diese Sendung und ihren Verlauf wird genügen, um den deutschen Regierungen den gewünschten Einblick in unsere Politik zu gewähren.

Es handelt sich für uns zunächst darum, über die von Oesterreich bei dem begonnenen Kriege verfolgten Ziele Aufschluß zu erhalten, um für den Fall des dreiseitigen Verständnisses eine Verständigung darüber einzuleiten, unter welchen Eventualitäten und in welchem Momente Preußen mit einem Mediations-Versuche zwischen die Streitenden zu treten und nach einem Scheitern derselben in weitere Action überzugehen haben würde. Die Absichten der Königl. Regierung in dieser Beziehung waren natürlich an bestimmte Voraussetzungen für das Verhalten Oesterreichs zum Bunde geknüpft. Der Aufschluß über die Absichten Oesterreichs ist schon aus dem ersten gegenseitigen Austausch der Aufschlüsse über die Absichten beider Regierungen den gewünschten Einblick in unsere Politik zu gewähren.

Es ergab sich schon aus dem ersten gegenseitigen Austausch der Ansichten, daß jenes Unverständnis über die Ziele des Krieges nicht vorhanden, und eine Verständigung auf dieser Grundlage nicht herbeizuführen war. Daher mußte man sich diesseits vorbehalten, nach welchen Eventualitäten und

in welchem Momente man aktiv vorgehen wolle. Der Wunsch des Wiener Kabinetts, durch eine besondere Mission nach St. Petersburg auch Preussenscherseits darauf hinzuwirken, daß Rußland neutral bleibe, fand bei Sr. Kgl. Hoheit dem Regenten bereitwillige Gewährung, kam jedoch nicht zur Ausführung. Ein anderer, gleichzeitig geäußelter Wunsch desselben Kabinetts aber, nämlich die Aufstellung einer Observations-Armee am Rhein, an welcher auch österreichische Truppen theilnehmen sollten, mußte aus einem einleuchtenden Grunde abgelehnt werden, daß diese Maßregel zu jener Zeit und in dieser Modalität den Krieg ohne Weiteres nach Deutschland geleitet haben würde.

Im Laufe der gegenseitigen Eröffnungen wiederholte man diesseits in bestimmter Weise die Versicherung, daß es Preussens Absicht sei, für die Erhaltung des österreichischen Besitzstandes in Italien zu wirken, und daß man in diesem Sinne vorgehen werde, sobald jener Besitzstand ernstlich gefährdet sein sollte. Dohnenachtet mannigfacher Verschiedenheiten in der Auffassung, hatten wir denn auch die Genugthuung, zu sehen, daß eine richtige Würdigung des abweichenden Standpunktes sich vorbereite und eine vertrauensvolle Annäherung stattfinde. Wie hätte dies auch anders sein können, da Preussens Entgegenkommen lediglich von den Gesinnungen treuer uneigennütziger Freundschaft eingegeben war. Am Schlusse der zu diesem erfreulichen Resultate gelangten Sendung des Generals von Willisen sprach das Wiener Kabinet den Wunsch aus, daß jene Absicht Preussens, oder die Verheißung unserer Wirksamkeit nach dem angedeuteten Ziele durch einen Notenauslaß als eine Zusicherung in bindender Form ausgedrückt werden möchte. Die Erfüllung dieses Wunsches würde einer Garantie der Lombard bei gleichgekommen sein. Eine solche Verpflichtung unbestimmten Eventualitäten gegenüber zu übernehmen, war für Preußen unerfüllbar. Es mußte von uns sogar jedes Engagement formeller Art abgelehnt werden, welches unsere Stellung als Mediationsmacht alteriren konnte. Wir beschränkten uns daher in der Depesche an Freiherrn von Werthher vom 14. Juni d. J., welche die von Willisen'sche Mission zum Abschluß zu bringen und deren Ergebnisse zu resumiren bestimmt war, auf eine zusammenfassende Wiederholung unserer Absichten für das Interesse Oesterreichs, wie sie im Laufe

der Sendung in verschiedenen Gesprächen kundgegeben worden waren, und sprachen die Erwartung aus, daß man dem von uns bewiesenen Vertrauen mit einem gleichen begegnen und die Verwirklichung jener Absichten durch Erfüllung der Voraussetzungen, namentlich in Beziehung auf das Verhalten Oesterreichs zum Bunde, möglich machen werde. Bis jetzt haben wir keinen Grund, anzunehmen, daß die glücklich herbeigeführte Vertrauensstellung der beiden Kabinette durch jene für uns unabwiesliche Ablehnung, die in unseren Bestimmungen und Absichten nichts änderte, irgend gefährdet werden könnte. Wir glauben uns im Gegentheil der festen Hoffnung hingeben zu können, daß dies nicht der Fall sein werde. Unabhängig von den eben beleuchteten Verhandlungen, haben wir nach der Schlacht von Magenta, als die Ereignisse auf dem italienischen Kriegstheater immer größere Dimensionen annahmen, die Mobilmachung des größeren Theiles der preussischen Armee beschlossen und beabsichtigen, wie dies in dem Circular vom 14. Juni d. J. bereits angedeutet ist, im Zusammenhang damit Schritte am Bunde zu thun. Dadurch sind wir über den oben erwähnten Wunsch Oesterreichs nach Aufstellung einer Observations-Armee am Rhein hinausgegangen. Es bestimmte uns zu dem Schlusse der Mobilmachung die Nothwendigkeit, eine bedeutende Armee schlagfertig unter der Hand zu haben, weil der Zeitpunkt der Mediation bald eintreten konnte, und dies war ohne Aufbietung der Landwehren bei unserer Militär-Organisation nicht möglich. Diese Maßregel, indem sie die militärischen Kräfte Frankreichs in erhöhtem Maße bindet, erleichtert Oesterreichs Stellung wiederum erheblich, sie legt zugleich aber auch dem Lande so außerordentliche Opfer auf, daß solche nur durch die Verfolgung der selbstständigen, im eigenen Staatsinteresse liegenden Politik gerechtfertigt werden können. Preussens Staatsinteresse ist glücklicherweise im vorliegenden Falle mit demjenigen Deutschlands vollkommen identisch, und es ist dies um so wichtiger, als von den Folgen unserer politischen Aktion in der schwebenden europäischen Frage Deutschland nicht unberührt bleiben kann. Wir werden allerdings Alles anbieten, um den Krieg vom Bunde so lange als möglich fern zu halten. Aber andererseits können wir uns nicht verhehlen, obwohl wir Grund haben, anzunehmen, es werde unser Mediationsversuch

nicht ohne Rückwirkung auf die großen Kabinette sein, daß für Preußen aus der Verfolgung der angedeuteten Politik dennoch der Kriegsfall gegen Frankreich erwachsen könne. Bei diesem Kriege, weil er nur vom Bundesgebiete aus geführt, und weil er für die von uns in's Auge gefasste Eventualität wesentlich um deutscher Rechte und Interessen willen ausbrechen würde, könnte der Bund nicht unbetheiligt bleiben, und wir halten es daher für unsere besondere Pflicht, rechtzeitig Maßnahmen anzuregen, welche die vier außerpreussischen und außerösterreichischen Bundes-Corps in den Stand setzen, im eintretenden Falle in Uebereinstimmung mit den preussischen Armeen schlagfertig für den gemeinsamen Zweck eintreten zu können. Wir hoffen, durch diese Eröffnungen, welche über unsere Beziehungen zu Oesterreich und über das Verhältniß unserer Politik zu unserer Stellung im Bunde volle Aufklärung geben, die Wünsche unserer Bundesgenossen möglichst erfüllt zu haben. Gestützt auf eine starke Militär-Aufstellung, gedenken wir die Friedensfrage, unter Anstrengung der Erhaltung des österreichischen Besizstandes in Italien, im geeigneten Momente bei den großen Kabinetten in Anregung zu bringen und mit der Mediation vorzugehen. Theilen Sie diese Depesche in vertraulicher Weise durch Vorlesung mit und benachrichtigen Sie mich gefälligst bald von dem Eindruck, den sie hervorgerufen.

(ger.) v. Schleinitz.

Depesche

des Herrn von Schleinitz an die preussischen Gesandten Grafen
Bernstorff in London und Herrn von Bismark-Schönhausen
in Petersburg.

Berlin, am 24. Juni 1859.

Die Schnelligkeit, mit welcher seit einiger Zeit die militärischen und politischen Ereignisse in Italien aufeinander folgen, der Umsturz der Regierungen von Toskana, Parma und Modena, die Erhebungen, welche in andern Theilen der Halbinsel stattfanden, die Ungewissheit endlich, welche in allen Gemüthern über die wahrscheinliche Dauer und Tragweite eines Kampfes herrscht, in welchem zwei mächtige Kaiserreiche verwickelt sind, haben aus Rücksichten der Vorsicht und der eigenen Würde die Königl. Regierung zur Mobilisirung eines Theiles des preussischen Heeres bewogen. Die Aufregung, welche Deutschland ergriffen, das stets zunehmende Herantreten der streitenden Theile an die deutschen Grenzen und die Wechselfälle eines Krieges, dessen Ausbruch durch unsere Rathschläge zu verhindern wir in redlichster und uneigennützigster Weise bestrebt gewesen sind, hätten schon an und für sich Rüstungen hinlänglich gerechtfertigt, welche übrigens nur denen unserer Nachbarn entsprechen.

Anderer Seits werden Sie Herr Graf (Herr Baron) begreifen, daß wir uns schon jetzt in die Lage versetzen mußten, den Gang von Ereignissen zu überwachen, deren Endresultat das europäische Gleichgewicht verändern könnte durch Schwächung eines Kaiserreichs, mit welchem uns die Bande deutscher Bundesgenossenschaft verknüpfen, und durch Veeinträchtigung der Grundlagen des öffentlichen Rechts, zu dessen Begründung wir beitragen, und dessen Erhaltung im Interesse der europäischen Staatenfamilie liegt. Die Haltung, welche wir einnehmen zu müssen glaubten, präjudicirt in keiner Art die italienische Frage, noch die mannigfaltigen Interessen, welche dabei im Spiel sind. Aber der Prinz-Regent kannte, im Bewußtsein seines

Rechts und der Pflichten, welche ihm die Frage um seine eigene Würde und die Interessen seines Landes und Deutschlands auferlegt, unmöglich der Ausübung des Einflusses entsagen, den er zu beanspruchen berechtigt ist, noch durch eine passive Haltung im Voraus die Veränderungen gut heißen, welche die territorialen Ungrennungen in einem der Länder erfahren haben und erfahren können, welches so zahlreiche Bande mit der großen europäischen Völkerfamilie verknüpfen. Nichtsdestoweniger würde man mit Unrecht der Königl. Regierung die Absicht unterlegen, durch eine vortheilhafte und willkürliche Einmischung eine schon an sich gefährliche Situation zu verschlimmern und den Versuch zu machen, einseitig und, ohne vorgängige Berufung auf die anderen Mächte, eine oder die andere Lösung einer Frage in den Vordergrund zu stellen, bei welcher zu viel Interessen berührt sind, als daß sie, der allgemeinen Wohlfahrt halber, nicht Gegenstand der gemeinsamen Fürsorge aller Großmächte werden müsse. Weit entfernt hiervon, kann Preußen durch seine Haltung, seinen Einfluß und seine Rathschläge kein anderes Ziel verfolgen, als das, welches es, im Einverständnisse mit England und Rußland, vor Kurzem anstrebte, noch einen andern Wunsch hegen, als den, auf das Gebiet der Verhandlungen zum Zweck einer allseitig billigen und die Gewähr der Dauer in sich schließenden Lösung eine Frage zurückzuführen, die beklagenswerthe Irrthümer der allgem. Basis entzündet haben, welche Europa gut heißen kann und darf, sobald es sich um die großen Principien seiner staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung handelt. Unsere Rüstungen, ich wiederhole es, Herr Graf, haben keinen andern Zweck und kündigen von unserer Seite keine neue Politik, und sicherlich nicht die Absicht an, neue Verwicklungen denen hinzuzufügen, die wir zu verhüten gehofft hatten, und deren Verlauf wir seitdem ununterbrochen mit Besorgniß und Bedauern gefolgt sind. Wir wünschen den Frieden und, hiervon ausgehend, wenden wir uns vertrauensvoll an die Cabinetts von London und St. Petersburg, um im Verein mit ihnen die Mittel aufzufinden, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und Europa baldigst die Ruhe und Sicherheit zurück zu geben, welche seine moralischen und materiellen Interessen verlangen. Es ist offenkundig, wie tief wir den unheilvollen Entschluß bedauert und wie energisch wir ihn

gemüthbilligt haben — diesen Entschluß, durch welchen gerade in dem Augenblick, wo die anderen Mächte die Grundlagen zu einer billigen Lösung zu gewinnen suchten, das Wiener Cabinet einen Bruch hervorrief, welchen wir durch eine gemeinsame Action zu verhüten hofften.

Aber trotz dieses Fehlers sind wir nichtsofeweniger der Ansicht, daß Europa und Deutschland insbesondere nicht gleichgültig der Schwächung einer Macht zusehen können, welche uns durch seine geographische Lage und seine eigenthümliche Gestaltung stets als ein wesentliches Element und natürlicher Bürge des allgemeinen Gleichgewichts erschienen ist.

Indem wir noch sehr an diesem Grundsatz festhalten, sind wir indessen weit entfernt, die Schwierigkeiten zu verkennen, die sich der einfachen Wiederherstellung eines Zustandes entgegenstellen würden, welcher nicht zu einem Kriege allein, sondern zu einer Reihe von Erhebungen geführt hat, die stufenweise Nord- und Mittel-Italien ergriffen haben; und wir glauben, daß wirkliche und weit gehende Reformen ein sichereres und gerechteres Mittel zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe in jenen Landestheilen sein werden, als es jene Gewaltmaaßregeln und die Entfaltung von militärischen Kräften sein könnten, welche für Oesterreich ebenso lässig als außer Verhältniß zu den Hülfquellen seiner italienischen Provinzen sind. Gleicherweise sind wir der Ansicht, daß die Verträge, kraft welcher Oesterreich über mehrere Nachbarn eine Art Protectorat ausübte, durch eine Combination ersetzt werden können, welche der Anschauung der Bevölkerungen weniger widerstrebt und daß Ordnung und Geselligkeit, ohne welche Wohlfahrt und weiser Fortschritt unmöglich sind, sicherere Bürgschaften als diejenigen erhalten können, deren endliche Erfolglosigkeit wir so eben gesehen haben. Nach Obigem werden Sie, Herr Graf (Baren), begreifen, daß wir nicht die Absicht hegen können, unsererseits zu einer unmöglichen Rückkehr zu einem vergangenen Zustande beizutragen, welcher so traurige Resultate hervorgebracht, daß wir

hingegen mit Eifer jeden Vorschlag entgegennehmen werden, welcher auf eine Ausöhnung der Rechte des österreichischen Kaiserhauses mit einem auf liberale und ausgleichende Principien gegründeten Reorganisations-Werke gerichtet ist und der uns geeignet erscheint, die gerechten Wünsche der italienischen Bevölkerungen zu befriedigen. Auch glauben wir berechtigt zu sein, von den unabweisbaren Erklärungen des Kaisers Napoleon und seinem Entschlusse, für Frankreich weder Eroberungen noch Gebiets-Vergrößerungen anzustreben, Rast zu nehmen.

Diese von vornherein klar und bündig ausgesprochene Absicht, welche spätere Erklärungen nur noch bestätigen konnten, erscheint uns als ein werthvolles Pfand für unsere Hoffnung auf eine friedliche Lösung und als eine der Voraussetzungen, auf Grund deren man hoffentlich bald und in gemeinsamem Einverständniß zur Abfassung der Vorschläge gelangen wird, welche wir, in Gemeinschaft mit dem englischen und russischen Hofe, an die kriegsführenden Mächte zu richten wünschten. Wir würden in gewissem Umfange eine Frage präjudiciren, welche wir so gern auf das Gebiet eines europäischen Einverständnisses und der Verhandlungen zurückführen möchten, wollten wir unsere Ideen über diesen Punkt noch weiter präcisiren. Wir haben uns darauf beschränken müssen, die äußeren Umrisse und innere Verbindung derselben anzugeben, unser aufrichtiges Verlangen anzukündigen, den Leiden eines Krieges ein Ziel zu setzen, welcher, da er sich den Grenzen des deutschen Bundesgebietes nähert, uns, von Stunde zu Stunde, direktere und dringendere Pflichten auferlegen kann, und uns mit vollem Vertrauen und freimüthiger Offenheit an die Großmächte zu wenden, welchen es, da sie bis jetzt dem unseligen Kampfe fremd geblieben sind, gleich uns obliegt, zur rechten Zeit dazwischen zu treten, um eine allgemeine Entzündung (conflagration) zu verhüten. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß Sie, Herr Graf (Baron), ohne Mühe das Londoner (St. Peteröburger) Cabinet vermögen werden, uns gegenüber, und zwar mit der Freimüthigkeit, die wir selbst anwenden zu müssen glaubten, seine Ansichten über eine Lösung der gegenwärtigen Verwickelungen und über den Weg, auf welchem sie den streitenden Theilen

annehmbar gemacht werden konnte, auszusprechen. Gleichzeitig wollen Sie Lord John Russell (dem Fürsten Gortschakoff) unsere Hoffnung und unsern Wunsch ausdrücken, unsere Aktion und unsern Einfluß mit dem des englischen (russischen) Kabinetts in Uebereinstimmung zu bringen, um den Abschluß des Friedens und die Wiederaufnahme der Unterhandlungen zwischen den kriegsführenden Mächten zu beschleunigen; und Sie wollen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den Gedanken einer gemeinsamen Vermittlung in den Vordergrund zu stellen, über deren Form und Tragweite wir mit dem regsten Interesse die Mittheilungen erwarten, welche die Regierung J. Maj. der Königin von England (Er. Maj. des Kaisers Alexander) wie wir hoffen, uns zu machen geneigt sein wird. Empfangen Sie u. s. f.

(gez.) Schleinitz.

Vertrauliches Begleitschreiben

des Herrn von Schleinitz zur Depesche vom 24. Juni an den preussischen Gesandten in Petersburg Herrn von Bismarck-Schönhausen.

Berlin, am 26. Juni 1856.

„Mein Herr! Da das beifolgende Schriftstück durch Ihre Vermittelung im tiefsten Vertrauen zur Mittheilung an den Fürsten Gortschakoff bestimmt ist, so füge ich heute noch einige Bemerkungen hinzu, welche zugleich dazu dienen sollen, es zu vervollständigen, indem dieselben für Ihr Verhalten die Absichten der königlichen Regierung noch bestimmter an's Licht stellen.

Seit der Redaktion dieses Schriftstückes haben sich wichtige militärische Ereignisse an den Ufern des Rincio zugetragen, und wenn unsere Würdigung der Situation und der dringenden Pflichten, welche diese uns auflegt, auch

nicht wesentlich modifiziert worden ist, so sehen wir darin doch neue Beweggründe, ein Verständniß unter den Mächten zu beschleunigen, die bis zum gegenwärtigen Augenblick diesem Konflikt fremd geblieben sind, denen jedoch ihre unparteiliche Haltung selbst die Pflicht auferlegt und das Recht gibt, mit allen Kräften das Ende eines Kampfes zu beschleunigen, dem jeder Tag neue und traurige Vorkommnisse hinzugesellt. Was Preußen insbesondere betrifft, so geben seine Lage in Deutschland, seine Pflichten gegen seine Bundesgenossen und die wachsenden Verwickelungen und Gefahren eines benachbarten und verbündeten Staates mächtige Motive ab, um auf's dringendste eine Verständigung der Art zu verlangen, daß für Europa die Wohlthaten einer friedlichen Beruhigung vorbereitet und gesichert werden, welche eben so die Interessen der Regierungen, wie die der Völker fordern.

Wir denken, mein Herr, daß das Petersburger Kabinet, um auf's schleunigste zu dieser vorgängigen, in so vieler Hinsicht so wünschenswerthen Verständigung zu gelangen, durch Ihre Vermittelung, auf eine ganz konstitutionelle Weise, veranlaßt werden könnte, ihren Vertreter an unserem erlauchten Hofe mit Instruktionen zu versehen, die ihm gestatteten, mit uns die Grundlagen einer Vermittelung aufzustellen, die wir mit allen unsern Wünschen anstreben und die wir, was uns betrifft, nicht länger mehr zu verschieben im Stande sein dürften, ohne eine schwere Verantwortlichkeit auf uns zu laden und ohne unsere Pflichten gegen uns selbst und gegen den deutschen Bund zu verletzen. Wollten Sie daher, mein Herr, sich in diesem Sinne gegen den Fürsten Gortschakoff aussprechen, und uns ohne Verzug und bis in's Kleinste von der Aufnahme in Kenntniß setzen, welche die Vorschläge, die wir Sie in dieser Hinsicht zu machen beauftragen, finden werden. Indem wir Ihnen diese allgemeinen Fingerzeige ertheilen, wollen wir auf keine Weise den Weg vorschreiben, noch auch die Haltung im Voraus bestimmen, welche das Petersburger Kabinet zur Erreichung dieses Zieles anzunehmen geneigt sein dürfte. Unser Vorschlag, in Betreff dessen Sie das Kabinet, bei dem Sie akkreditiert sind, zu erforschen haben, hat keinen anderen Zweck und keinen anderen Sinn, als die Wirkung der eben so edlen als verständlichen Absichten, von denen wir auch Sr. Majestät den Kaiser

Alexander durchdrungen glauben, zu beschleunigen und zugleich dem russischen Kabinet ein Unterpfand der Dringlichkeit zu geben, mit der wir jede Maßnahme oder jede Eröffnung beileben werden, welche geeignet sein dürfte, in Europa einen Frieden herzustellen, zu dessen Abschluß mit all' unseren Rathschlägen und allen uns zu Gebote stehenden Mitteln beizutragen, wir für unsere Pflicht halten.

Empfangen Sie u. s. w.

(gez.) Schleinitz."

Vertrauliches Begleitschreiben

dem Herrn von Schleinitz zur Depesche vom 24. Juni an den preussischen Gesandten in London, Grafen Bernstorff.

Berlin, am 27. Juni 1869.

„Herr Graf! Lord Bloomfield hat uns auf Befehl seiner Regierung eine hier in Abschrift beigelegte Depesche vom 22. d. M. mitgetheilt, in welcher der erste Staatssekretär Ihrer Britischen Majestät die Besorgniß ausspricht, welche ihm die durch einige deutsche Bundesstaaten im Hinblick auf den zwischen Oesterreich einerseits und Frankreich und Serbien andererseits ausgebrochenen Krieg getroffenen Maßnahmen erregen.

Unsere früheren Mittheilungen haben Ew. Exc. bereits in Stand gesetzt, die Regierung Ihrer britischen Majestät über die Natur unserer Intentionen und über unsere Ansicht hinsichtlich der gegenwärtigen Verwickelung aufzuklären. Ohne Angesichts der gewichtigen Ereignisse, die in Italien vorgehen, der Beweisführung Lord John Russells zu Gunsten des Prinzips der Neutralität, die er Preußen anempfiehlt, in allen ihren Details zu folgen, lassen wir mit Vergnügen, daß E. Herrlichkeit zugibt, die eigenthümliche

Lage, in der sich Deutschland befindet, rechtfertige und erkläre die Verschiedenheiten, die zwischen unserer Haltung und derjenigen des britischen Gouvernement's bestehen.

Unsere Depesche vom 24. d. Mo., die bereits geschrieben war, als wir die Mittheilung des Kabinet's von St. James empfangen, bezeichnet gleichermaßen unsere Würdigung der italienischen Krise und die Verpflichtungen, welche uns dieselbe auferlegt, wie das Ziel, auf welches unsere Bestrebungen gerichtet sind.

Wir sind erfreut zu sehen, daß das Kabinet von St. James unsere Hoffnung auf eine friedliche Lösung theilt, und daß es an die bald eintretende Zweckmäßigkeit eines Versuchs zur Conciliation, so wie an den Erfolg glaubt, den die Rathschläge der befreundeten Mächte haben werden, wenn sie den Augenblick für gekommen erachten, zwischen die kriegsführenden Partien zu treten.

Die gewichtigen militärischen Ereignisse der letzten Tage scheinen uns ein Grund mehr zu sein, eine Verständigung zwischen denjenigen Mächten zu beschleunigen, welche bis jetzt diesem Conflict fremd geblieben sind und welchen ihre Unparteilichkeit selbst die Pflicht auferlegt und das Recht gibt, mit allen ihren Kräften das Ende eines Kampfes rasch herbeizuführen, der jeden Tag neue und betrübende Ereignisse herbeiführt.

Was Preußen insbesondere anbetrifft, so geben seine Stellung in Deutschland, die Pflichten gegen die deutschen Bundesstaaten und die wachsenden Verlegenheiten und Gefahren eines benachbarten und verbündeten Staates ausreichende Gründe ab, um in der dringendsten Weise eine derartige Verständigung zu fordern, die geeignet wäre, Europa die Wohlthaten eines Friedens zu sichern, der von Tag zu Tag schwieriger zu verwirklichen wäre, wenn der Krieg, indem er sich über die Maßen verlängerte, zu gleicher Zeit Verhältnisse annahme, die uns vielleicht nicht gestatten würden, ihm fremd zu bleiben.

„Wir danken u. s. w. (Der Rest der Depesche ist gleichlautend mit der an Herrn von Bismarck in St. Petersburg adressirten vom 26. Juni.)
(sign.) Schleinitz.“

Depesche

des Herrn von Schleinitz an den preussischen Gesandten in
Wien, Freiherrn von Werther.

Berlin, den 14. Juni 1859.

„In Ew. Excellenz gefälligen Berichten vom 29. und 31. v. M. sind uns, im Verfolg der ersten vorläufigen Nachrichten, die mit grossem Interesse erwarteten näheren Mittheilungen über die Aufnahme zugekommen, welche unsere letzten, durch den General-Lieutenant von Willisen gemachten Eröffnungen bei dem Kaiserlichen Kabinet zu Wien gefunden haben.

Von dem Wunsche geleitet, in einer so wichtigen Angelegenheit volle Klarheit herrschen zu lassen, hatte ich Sorge dafür getragen, in meinen an den General von Willisen gerichteten Schreiben unsern Standpunkt mit voller Bestimmtheit zu bezeichnen, sowohl in Beziehung auf das, was wir, unter gewissen Umständen, unsererseits zu thun beabsichtigen, als in Beziehung auf die Voraussetzungen, welche der von uns in Aussicht genommenen Aktion nothwendig zum Grunde liegen müssen.

Aus Ew. Excellenz Berichten ersche ich nun, daß General von Willisen jenes mein Schreiben dem Herrn Grafen von Rechberg von Wort zu Wort vollständig vorgelesen, demselben auch von dem ergänzenden Telegramm vom 27. v. Mts. Kenntniß gegeben hat, und der Herr Minister auf diese Weise von unserer Auffassung genau unterrichtet worden ist. Es hat uns zur Genugthuung gereicht, daß unsere entgegenkommenden Schritte nunmehr der

vertrauenden Würdigung des kaiserlichen Kabinetts begegnet sind, und daß Herr Graf Rechberg dessen Einverständnis mit dem von uns eingenommenen Standpunkt ausgesprochen hat.

Zugleich finden wir es sehr natürlich, daß der kaiserliche Hof, um jedem möglichen Mißverständnis vorzubeugen, einen besonderen Werth darauf legt, die auf Grund wiederholter diesseitiger Erlasse und im Verlauf verschiedener Unterredungen ausgesprochenen Intentionen in irgend einer passenden Gestalt noch einmal formulirt zu sehen.

Ich fasse daher die bei dem in Wien stattgefundenen Gedanken-Austausch von uns zu erkennen gegebenen Absichten in Nachstehendem zusammen :

Wir wollen, daß der in Italien ausgebrochene Krieg nicht zu einem Umsturz der bestehenden europäischen Rechtsordnung führe. Wir wollen vielmehr die Aufrechterhaltung des auf den Verträgen von 1815 beruhenden italienischen Territorial-Besitzstandes Oesterreichs und die Herstellung des Friedens auf dieser Basis erstreben.

Darüber hinaus würden wir mit unseren Forderungen nicht gehen. Insbesondere würden wir die Gestaltung der Verhältnisse Oesterreichs zu den übrigen italienischen Staaten und die Verhältnisse dieser letzteren selbst als eine offene Frage behandeln. Sollte daher durch seine Stellung zu dieser Frage Oesterreich den Erfolg der von uns beabsichtigten bewaffneten Vermittelung oder das Zustandekommen des künftigen Friedens in einer von uns als ungerechtfertigt angesehenen Weise verhindern, so würden wir uns in diesem Falle selbstverständlich die Freiheit unserer Erwägungen nach allen Seiten hin im vollsten Maße vorbehalten müssen.

Wäre für Oesterreich innerhalb der hiermit angedeuteten Grenzen der Friede nicht zu erreichen, sollte der Kaiserstaat vielmehr, dem zuwider, mit dem Verlust seiner italienischen Besitzungen ernstlich bedrohet und hierdurch der europäische Rechtszustand gefährdet werden, so ist es unsere Absicht, zunächst zur Abwendung der oben bezeichneten Eventualität eine bewaffnete Mediation zu versuchen, und, je nach dem Erfolge derselben, für die Erreichung des im Obigen vorgestellten Zieles so weiter zu handeln, wie es

unsere Pflichten als europäische Macht und der hohe Verus der deutschen Nation erheischen.

Es liegt in unserem eigenen Interesse, mit unserem Einschreiten nicht zu spät zu kommen. Die Wahl des Zeitpunktes aber, sowohl für die Mediation, als für die im Gefolge derselben eintretende weitere Action Preussens, muß dem freien Ermessen des königlichen Hofes vorbehalten bleiben.

Dies sind unsere feststehenden Absichten, jedoch in der ausdrücklichen Voraussetzung, daß uns sowohl von Oesterreich als von den übrigen deutschen Regierungen für alle am Bunde zu ergreifende Maßnahmen die Initiative überlassen und jede Einleitung von Separatbündnissen unterbleiben werde.

Hasse ich die mir durch Erw. n. gewordenen Mittheilungen richtig auf, so haben diese Absichten und Voraussetzungen der Zustimmung des kais. Hofes sich zu erfreuen.

Um diese Uebereinstimmung der Ansichten zwischen beiden Kabinetten zu konstatiren, wünscht Graf Rechberg dieselbe schriftlich beurkundet zu sehen, und er hat zu diesem Zweck einen Notenaustausch in Vorschlag gebracht.

Wir können uns jedoch die gewichtigen Bedenken nicht verhehlen, welche nach unserer Ueberzeugung diesem Vorschlage entgegenstehen.

Was Graf Rechberg mit demselben beabsichtigt, scheint allerdings nur das zu sein, was der Herr Minister in seinem Schreiben an den General von Willisen vom 29. v. M. als eine Bestätigung des stattgehabten Gesinnungs-Austausches bezeichnet; es ist aber in Wirklichkeit die Verwandlung unserer geheimsten, vertrauensvoll eröffneten politischen Gedanken in bindende Zusicherungen, welchen nur die Form des Vertrages fehlt, und welche uns die Verfolgung der vorgezeichneten selbständigen Politik zur Unmöglichkeit machen würde.

Abgesehen davon, daß der vorgeschlagene Noten-Austausch von französischer und russischer Seite sofort und folgerichtig als ein engagement formel und als Eintritt in den Krieg aufgefaßt werden könnte, würde er offenbar den beabsichtigten Mediations-Versuch unausführbar machen.

Den letzteren würden wir aber um so weniger ausgeben können, als

wir schon nach unserer gegenwärtigen Stellung zu den großen Kabinetten erwarten dürfen, daß er nicht ohne Rückwirkung auf deren Haltung sein wird.

Wir glauben uns zu der Ueberzeugung berechtigt, die kaiserliche Regierung werde es durch diese Erwägungen vollständig gerechtfertigt finden, daß wir den von ihr gewünschten Notenaustausch vermeiden.

Der Zweck, über die bestehenden Intentionen ins Klare zu gelangen, wird sich auch ohne diese Form erreichen lassen.

Em. k. werden zu diesem Ende hierdurch ermächtigt, die oben präisirte Intention durch Vorlesen gegenwärtigen Erlasses Namens der königlichen Regierung dem Herrn Grafen Rechberg mündlich auszusprechen.

Unsererseits glauben wir nunmehr hoffen zu dürfen, bei dem kaiserlichen Hofe einem dem unseren entsprechenden Vertrauen zu begegnen. Handelt es sich doch für Preußen bei den von ihm zu erkennen gegebenen Absichten nicht um die Erfüllung einer ihm obliegenden Verpflichtung gegen Oesterreich, sondern vielmehr um einen aus voller Freiheit hervorgegangenen hochherzigen Entschluß Sr. königlichen Hoheit des Prinz-Regenten. Wenn irgend, so ist hier offenes Vertrauen an seiner Stelle.

(gez.) Schleinitz."

Depesche

des Herrn von Schleinitz an den preussischen Gesandten in
Wien, Herrn von Werther.

Berlin, den 5. Juli 1859.

„In Erwiderung meines Erlasses an Em. k. vom 14. v. M. hat Graf Rechberg von Verona aus, wo er die Befehle seines kaiserlichen Herrn eingeholt, unter dem 22. dess. M. eine ausführliche Depesche an den Freiherrn

v. Koller gerichtet, welche mir derselbe vorgestern zu vertraulichem Gebrauche mitgetheilt hat. Ich setze mich daher in der Lage, Erw. K. anliegend Abschrift dieses wichtigen Aktenstückes zu übersenden.

In voller Würdigung der Bedeutung, welche diese Erwiderung der kaiserlichen Regierung auf die offene und vertrauensvolle Darlegung unserer, so unverkennbar das Gepräge des freundschaftlichsten Interesses für Oesterreichs Wohl und Machtstellung tragenden Absichten, für die ganze weitere Haltung Preussens in der gegenwärtigen Verwickelung haben mußte, nahmen wir dieselbe mit der Hoffnung und dem lebhaften Wunsche entgegen, hiermit ein Resultat erreicht zu sehen, dem wir die uneigennützigsten Bestrebungen seit Monaten gewidmet hatten: die Gewinnung einer sicheren Grundlage für ein Einvernehmen der beiden Höfe.

Eine unbefangene Prüfung der Erwiderung des kaiserlichen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in ihren wichtigsten Punkten wird Erw. K. dartun, ob es der königlichen Regierung möglich war, ihren Wunsch als erfüllt betrachten zu können.

Graf Rechberg hat zum Ausgangspunkte seiner Darlegung die in meiner Depesche vom 14. Juni enthaltene Ablehnung des jenseitigen Wunsches genommen, an die Stelle des durch die Sendung des Generals v. Bisslers bewirkten, die Verständigung fördernden Austausches der Veranken, eine durch förmlichen Austausch von Noten zu bewirkende Präzisierung von Verständigungspunkten zu setzen, welche für die Haltung der Regierungen maßgebend sein würden. Indem wir einen solchen Noten-Austausch in seiner rechtlichen Bedeutung und Wirkung einer von Preußen neu übernommenen Garantie des öherr. Besitzthandes in Italien gleichachten mußten, so hätten wir damit die vollkommen freie und durch keine, über die natürlichen und sich von selbst verstehenden moralischen Verpflichtungen hinausgehenden Bande beschränkte Stellung aufgegeben, welche zur Lösung der von Preußen als vermittelnder Macht verfolgten Aufgabe unerlässlich ist. Die Mediation wäre dadurch zum Uebergang in den Krieg gestempelt, der Vermittler von vornherein zur Partei gemacht. Graf Rechberg dagegen sieht in den durch den Notenaustausch übernommenen Verpflichtungen den Ausdruck einer Garantie, zu welcher nicht

nur eine moralische Verpflichtung vorhanden, sondern welche sogar eigentlich auch rechtlich schon insoweit bestanden, daß sie für die Politik des betreffenden Staats principiell bindend war. Nach seiner Auffassung sind die Paciscenten der Wiener Verträge vom Jahre 1815 durch die diesen zu Grunde liegenden allgemeinen Principien verbunden, den damals gegründeten europäischen Rechts- und Besitzzustand gegen jede Verletzung und Veränderung zu schützen.

Wir glauben die hohe Bedeutung, welche jenen feierlichen Akten, als der Basis des gegenwärtigen Rechtszustandes von Europa, zukommt, nicht zu verringern, und keinem Zweifel an unserem ernstlichen, auf die Bewahrung dieses Rechtszustandes gerichteten Wunsch Raum zu geben, wenn wir jene Anschauung von einer allgemeinen Garantie über diejenigen Punkte hinaus, für welche bestimmte Gewährleistungen erfolgt sind, nicht theilen, sondern, in Uebereinstimmung mit der immer von Preußen festgehaltenen Auffassung auch jetzt dabei stehen bleiben, daß, sofern es sich nicht nur um die eigene Beobachtung dieser Verträge, sondern darum handelt, den durch dieselbe geschaffenen Rechtszustand in seiner Integrität gegen Beeinträchtigungen, mit Aufbietung der eigenen Kräfte zu wahren, Preußen die Motive für seinen freien und selbstständigen Entschluß nur in dem Wohl und Interesse der eigenen Nation finden kann. Wir würden Oesterreich keinen Vorwurf daraus machen, wenn es eine ähnliche freie und unabhängige Verfolgung der eigenen berechtigten Staats-Interessen als den einzigen Maßstab für seine Handlungsweise erachte. Aber eben so können wir auch für uns nicht zugestehen, daß die Verträge von 1815 als der Ausdruck allgemeiner Principien und specieller Tendenzen gelten sollen, an deren Vertretung ebenso wie an die Beobachtung der Verträge selbst Preußen, möglicherweise im Widerspruch mit eigenen Interessen und Pflichten gebunden sei.

Würde unsere Auffassung nicht im Wesentlichen von den europäischen Mächten und von Oesterreich selbst getheilt, wie hätten unter Oesterreichs directer Wirkwirkung Veränderungen der durch die Verträge von 1815 hergestellten Territorial-Ordnung, wie sie Belgien, Kralau, Neuendburg darbieten, in das neuere Staatsrecht aufgenommen werden können?

Was aber den speziell vorliegenden Fall der Garantie des österreichischen

Besitzstandes in Italien betrifft, so, dünkt uns, bestätigen gerade die zu verschiedenen Zeiten und nicht immer ohne Erfolg gemachten Versuche des kaiserlichen Kabinetts, von Preußen eine Gewährleistung der bezeichneten Gebiete zu erlangen, daß es sich hierbei nicht um die schärfere Präzisierung eines schon bestehenden Verhältnisses handelt, sondern um die Gründung eines neuen Verhältnisses, durch welches Preußen sich zum Zweck der Sicherung des Besitzes und der Machtstellung Oesterreichs Verpflichtungen auferlegte, deren Werth die kaiserliche Regierung gewiß nicht unterschätzt hat, und deren Uebernahme jedenfalls nur aus dem freien Entschlusse Preußens hervorgehen konnte.

Ich habe auf die in der Depesche des Grafen v. Rechberg niedergelegte Anschauung von der Tragweite der Wiener Verträge von 1815 näher eingehen zu müssen geglaubt, weil dieselbe nicht allein der, von ihm doch schließlich fallen gelassenen Forderung eines formulirten Notenaustausches zur Motivirung dient, sondern zugleich die Grundlage bildet, von welcher aus der von Anfang an eingenommene und festgehaltene Standpunkt Preußens als vermittelnder Macht beurtheilt und für eben so wenig prinzipiell begründet, als praktisch haltbar angesehen wird.

Es ist eben diese abweichende Grundlage der Beurtheilung, welche den Herrn Minister — mit Bedauern spreche ich es aus — an einer vollen und gerechten Würdigung unserer Absichten und Erwägungen verhindert hat. Wenn Preußen sich bereit zeigte, für die Echaltung des österreichischen Besitzstandes in Italien als eine Bedingung des herzustellen Friedens zu wirken, so geschah dies, ohne daß hiezu irgend welche rechtliche Verpflichtungen vorhanden waren, in der vollsten Freiheit der Entscheidung, in dem uneigennützigsten Interesse für Oesterreich, das in jenem Besitz bereits schwer bedroht war. Wir müssen dies zur Wahrung unserer Stellung von Neuem aussprechen, weil wir, was wir nach früheren Erklärungen nicht erwarten durften, in der Depesche des Grafen Rechberg wiederum der irrthümlichen Auffassung begegnen, als könne Preußen auf Grund der Verträge von 1815 als Ziel seiner Politik sich kein anderes setzen, als mit Aufopferung aller Kräfte den status quo in Italien aufrecht zu erhalten. Nur von diesem Standpunkt aus ist es erklärlich, wenn das kaiserliche Ka-

binet die Politik der Mediation, welche wir in Aussicht stellten, als etwas Ungenügendes, ja als eine moralische Unmöglichkeit betrachtet und von uns einen baldigen Uebergang von derselben zur offenen Allianz mit Oesterreich verlangt.

Muß ich, dem gegenüber, um die Berechtigung unseres vermittelnden Standpunktes zu beweisen, noch einmal auf jene vier Punkte mich berufen, welche als Grundlage der Kongreßverhandlungen aufgestellt, die Ueberzeugung voraussetzten, daß der Zustand Italiens nicht normal und gesund sei? Hat Oesterreich durch seine Zustimmung zu denselben die Bestrebungen der zunächst nicht theilhaftigen Mächte, gesündere Verhältnisse dort einzuführen, nicht anerkannt? Muß daran erinnert werden, daß die zu lösenden Schwierigkeiten durchaus nicht insgesammt auf dem Gebiete der Verträge von 1815 lagen, sondern zum Theil ihren Ursprung in seitdem geschaffenen Verhältnissen hatten? Durch entgegenkommende Theilnahme an der Lösung dieser Schwierigkeiten, an der Besserung jener Zustände würde Oesterreich seinen Besitzstand nicht in Frage gestellt, vielmehr die beste Gewähr gegen Usurpation gefunden haben. Und wenn es nun statt dessen durch sein Vorgehen gegen Sardinien, gegen die dringenden Vorstellungen Preußens, jene Gefahren heraufbeschworen hat, welchen das Friedenswerk vorbeugen sollte und konnte, ist es nicht ganz folgerichtig, wenn Preußen denselben vermittelnden Standpunkt im möglichsten Einklang mit den anderen Großmächten festzuhalten sucht? In diesem Sinne hat die königliche Regierung bereits in London und Petersburg Schritte gethan; und sie darf sich sagen, daß in dem Festhalten einer solchen festen, aber freien vermittelnden Stellung gerade die Möglichkeit gegeben ist, wie den allgemeinen europäischen, so auch den österreichischen Interessen selbst zu dienen und zu seinen Gunsten in einer Weise zu wirken, welche unmöglich werden würde, sobald Preußen als Partei und nicht mehr frei in seinen Entschlüssen erschiene.

Wenn der Graf Rechberg diese Freiheit der Entscheidung schon durch die Stellung Preußens als Mitglied des deutschen Bundes unmöglich gemacht sieht, mit deren Verpflichtungen eine Vermittelung in unserem Sinne

jeden Augenblick unvereinbar werden könne, so haben wir, für den von ihm offenbar zunächst ins Auge gefaßten Fall eines Angriffs auf deutsches Bundesgebiet durch feindliche Streitkräfte, unsern Entschluß deutlich genug verkündet, und die bereits ergriffenen militärischen Maßregeln bürgen dafür, daß die Ausführung dieses Entschlusses nicht zögern würde; so wie sie, im Verein mit der ganzen Haltung Deutschlands, die Hoffnung verstärken, daß diese Eventualität nicht eintreten werde. Sollte dieselbe dennoch eintreten, so könnte Preußen allerdings in Erfüllung seiner Bundespflicht zu einer veränderten Haltung bewogen werden; aber wir zweifeln nicht, daß es dem kaiserlichen Kabinet nicht entgehen werde, wie für diesen Fall auch Oesterreich eine andere Stellung als seine jetzige erhalten würde. Denn mit dem Eintritt der Bundeshilfe zum Schutze des deutschen Gebietes würden sich für Oesterreich Verpflichtungen ergeben, deren hemmenden Einfluß auf die Kriegsführung das kaiserliche Kabinet nicht verkennen kann.

Ich bedauere, daß die Erörterungen in der Depesche des Grafen Rechberg mir diese zum Theil retrospektive Darstellung unseres Standpunktes unterlegt haben. Aber sie war nach allen Seiten hin Bedürfnis für die richtige Beurtheilung desjenigen Theiles dieser Depesche, welcher seine Erklärungen über die Friedensgrundlagen enthält, die er als die Bedingungen für die Annahme der preussischen Vermittelung bezeichnet. Diese Erklärungen sind von maßgebender Bedeutung für unsere eventuelle Wirksamkeit als vermittelnde Macht, und so zuverlässlicher und lebhafter wie wünschten, hier uns mit der Auffassung des kaiserlichen Kabinetts zu begegnen, um so mehr fühlen wir uns zu einer offenen Darlegung der mit tiefem Bedauern bemerkten Differenzen der Auffassung verpflichtet.

Diese Differenzen betreffen sowohl die Friedensgrundlagen selbst, als die Voraussetzungen, an welche wir unsere Thätigkeit knüpfen mußten.

Indem wir am 14. Juni die Grenzen angaben, bis zu welchen wir in unserer Vermittlungsthätigkeit zu gehen beabsichtigten, leitete uns die Ueberzeugung, daß wir unsere Bemühungen nur auf die Herstellung eines Zustandes richten könnten, welche im Gebiet des Erreichbaren läge und zugleich

die Garantien der Dauer in sich trüge. Es hatte die Aufgabe des Kongresses sein sollen, offenbaren Uebelsänden des bisherigen politischen Systems Italiens abzuwehren; und wenn inzwischen die Ereignisse nur zu evident bewiesen haben, wie sehr diese Zustände einer gründlichen Reorganisation bedurft hätten, so konnten wir nicht den ganzen früheren Zustand zurückführen und für diesen Zweck mit gewaffneter Hand den Frieden erzwingen wollen. Wiesen unsere früheren Erklärungen eine solche Annahme nicht aufs Entschiedenste ab? Und demnach können wir das, was Graf Rechberg als die Grundbedingung der von uns zu stellenden Friedensvorschläge betrachtet wissen will, für nichts anderes ansehen, als die einfache Wiederherstellung des ganzen status quo ante in Nord- und Mittel-Italien. Für diese Vorschläge erwartet das kaiserliche Cabinet, daß wir, im Fall ihrer Verwerfung, ohne Zaudern zum Kriege als Oesterreichs Allirter schreiten werden.

Die königliche Regierung hat diese Forderungen nur mit tiefem Bedauern vernehmen können, weil dieselben die in letzter Zeit durch unser Entgegenkommen gesteigerten Hoffnungen einer Einigung mit Oesterreich wieder in eine weitere Ferne zurücktreten lassen.

Wenn wir in der Depesche vom 14. Juni die Absicht ausgesprochen, daß wir die Herstellung des Friedens auf der Basis des österreichischen Besitzstandes in Italien herbeizuführen strebten, und zu diesem Zweck den Weg einer bewaffneten Mediation eventuell betreten würden, so glaubten wir, daß Oesterreich uns bereitwillig die Hand bieten würde, um die Erreichung jenes Zieles zu ermöglichen. Hierzu war vor Allem nöthig, daß Oesterreich nicht mit der Frage seines Besitzstandes die Verhältnisse der anderen italienischen Staaten verknüpfte, noch durch ein besondertes Hervorheben der Souverainitäts-Rechte der italienischen Fürsten die Aussicht auf eine neue Ordnung verschloß, welche den durch die Thatfachen zur Evidenz gebrachten Bedürfnissen gerecht würde, und wenigstens die gemäßigten Wünsche der Bevölkerung befriedigte.

Die königliche Regierung hatte daher dem kaiserlichen Kabinette ausdrücklich erklärt, daß sie die Beziehungen Oesterreichs zu den übrigen italia-

nischen Staaten und die Verhältnisse dieser letzteren als offene Frage betrachtete. Wenn trotzdem Oesterreich diese Punkte in den Kreis seiner Bedingungen gezogen hat, und wir uns nicht verhehlen können, daß hiermit der Erfolg unserer Vermittelung von vorn herein in einer von uns als nicht gerechtfertigt angesehenen Weise in Frage gestellt ist, so wird der kaiserliche Herr Minister es natürlich finden, wenn ich darauf hinweise, daß wir uns für diesen Fall die Freiheit der Erwägungen nach allen Seiten hin in vollem Maße als selbstverständlich vorbehalten haben.

Als die königliche Regierung ihre Absichten für die Herstellung des Friedens nach Wien mittheilte, knüpfte sie endlich auch an weitere Schritte die ausdrückliche Voraussetzung, daß Oesterreich uns für alle am Bunde zu ergreifenden Maßnahmen die Initiative überlasse und jede Einleitung von Separatbündnissen unterbleibe. Graf Rechberg erwidert auf dieses Verlangen, daß Oesterreich der vollen Ausübung seiner Rechte nicht entsagen könne, vielmehr die Freiheit seiner Bewegung im Verichte der deutschen Bundesverhältnisse sich unverkürzt wahren müsse. Wir können nicht umhin, uns zu sagen, daß wir hiermit für die von uns aufgestellte Bedingung Seitens des österreichischen Cabinets keine Gewährleistung erhalten haben.

Das Ergebniß der Prüfung, welcher ich die Erörterung des Grafen Rechberg unterzogen habe, entspricht sonach nicht den Erwartungen, welche wir von einer Erwiderung auf unsere früheren Schritte zu hegen berechtigt waren. Wenn indeß auch die Grundlagen, auf welchen eine Verständigung über die weiteren Entschlüsse Preußens möglich erschiene, nicht vorhanden sind, so darf uns dies nicht irre machen an der Aufgabe, welche wir uns gesetzt haben, so wenig wie es unsere Gesinnungen verändern kann.

Preußen wird, in der vollen Freiheit seiner Entschliessungen, fernerhin seine Bemühungen darauf richten, in Gemeinschaft mit England und Rußland die Herstellung eines Friedens zu bewirken, welcher den deutschen, wie den europäischen Interessen entspricht und die Gewähr der Dauer bietet. Bei den freundlichen Gesinnungen aber, welche wir für Oesterreich hegen, wird es für uns eine besondere Genugthuung sein, durch unsere Friedensbestrebungen dem Interesse Oesterreichs förderlich sein zu können.

Er. K. ersuche ich, dem Herrn Minister von dem vollen Inhalt dieser Depesche durch Vorlesen Kenntniß zu geben, und ihm, wenn er es wünschen sollte, Abschrift von derselben zu lassen.

(gez.) Schleinitz."

Er. Excellenz

Herrn Freiherrn v. Werthner in Wien.

Circularnote

des Herrn von Schleinitz an die preussischen Gesandten bei den deutschen Höfen.

Berlin, den 21. Juli 1859.

Gleich nach seiner Rückkehr von Verona sagte Graf Rechberg dem königlichen Gesandten in Wien, daß Oesterreich hauptsächlich darum die Friedens-Präliminarien von Villafranca angenommen habe, weil es die Gewißheit erlangt, daß die Mediations-Bedingungen, die von Preußen, England und Rußland ausgehen würden, sich für Oesterreich ungünstiger gestalten, als diejenigen, auf welche der Kaiser der Franzosen eingehen wollte. Das kaiserliche Manifest vom 15. Juli sprach sich in gleicher Weise aus. Einem mir vor wenigen Tagen vertraulich vorgelesenen Circular des Grafen Rechberg war ein Mediations-Projekt beigelegt, welches angeblich von England an Frankreich mitgetheilt sein und dessen in 7 Paragraphen enthaltenen Bestimmungen Preußen zugestimmt haben sollte. Das „Mainzer Journal“ veröffentlicht heute dieses Mediations-Projekt.

Es. sind ermächtigt, sich mit der größten Bestimmtheit dahin auszusprechen:

1) daß Seitens Preußens keinerlei Bedingungen einer Mediation for-

mulirt oder verglichen, die von einer anderen Macht formulirt gewesen wären, acceptirt worden sind; *

2) daß das dem österreichischen Circular beigefügte, seitdem durch die Zeitungen veröffentlichte Project und gänzlich unbekannt gewesen ist.

Schleinitz."

Depesche

des Herrn von Schleinitz an den preussischen Gesandten in
Wien, Freiherrn von Werther.

Berlin, den 13. Juli 1859.

„Aus Ew. Excellenz gefälligem Berichte vom 19. d. M. habe ich entnommen, daß nach den, von Ihnen auf Grund meiner Erlasse vom 15. d. M. dem Grafen von Rechberg ertheilten Aufklärungen das kaiserl. österreichische Kabinet über diejenige Stellung nicht mehr im Zweifel sein kann, welche die königliche Regierung in der der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien vorhergegangenen Phase der italienischen Frage zu der letzteren eingenommen hat. Inzwischen haben die irrthümlichen Auffassungen, welche sich das Wiener Kabinet in dieser Beziehung angeeignet hatte, in officiellen Aktenstücken einen Ausdruck gefunden, welcher auf die von uns beobachtete Haltung ein zu unrichtiges Licht wirft, als daß ich mich nicht genöthigt sähe, noch den besondern, auf unzweifelhaften Thatfachen beruhenden Nachweis zu führen, daß wir unsererseits zu jenen Mißverständnissen keinerlei Veranlassung gegeben haben.

Ein Manifest Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich de dato Larenburg, den 15. Jüli, enthält die Bemerkung, daß Se. Majestät in Ihren begründeten Hoffnungen in dem nicht bloß für Oesterreichs gutes Recht un-

ternommenen Kampfe auch nicht allein zu stehen, so bitter enttäuscht worden sei. Ferner: daß der warmen Theilnahme ungeachtet, welche Oesterreichs gerechte Sache in dem größten Theile von Deutschland bei den Regierungen, wie bei den Völkern gefunden, sich seine ältesten und natürlichen Bundesgenossen hartnäckig der Erkenntniß verschlossen hätten, welche hohe Bedeutung die große Frage des Tages in sich trug, daß Oesterreich sonach den kommenden Ereignissen vereinzelt hätte entgegen gehen müssen. Endlich: daß Seine Majestät die Ueberzeugung gewonnen, daß durch directe, jede Einmischung Dritter beseitigende Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen jedenfalls minder ungünstige Bedingungen zu erlangen waren, als bei dem Eintreten der drei am Kampfe nicht bethelligt gewesenenen Großmächte in die Verhandlung mit den unter ihnen vereinbarten und von dem moralischen Druck ihres Einverständnisses unterstützten Vermittelungs-Vorschlägen zu erwarten gewesen wären.

Ein französisches Circular des Grafen Rechberg, welches der Baron Keller mir vor einigen Tagen vorzulesen die Güte hatte, so wie ein anderweitiges, an die österreichischen Vertreter bei den deutschen Höfen gerichtetes und von denselben durch Vorlesung zur Kenntniß der betreffenden Kabinete gebrachtes Circular vom 16. d. M., dessen wesentlicher Inhalt uns von mehreren Seiten mitgetheilt worden, lassen zu meinem aufrichtigen Bedauern keinen Zweifel darüber, daß in dem zuletzt ausgeführten Sage des kaiserlichen Manifestes ein Vorwurf auch gegen die Haltung Preußens hat ausgesprochen werden sollen. Siden Aktenstücken ist ein, angeblich vom englischen Kabinet adoptirtes Mediationsprojekt beigelegt, welches in 7 Punkten formulirt ist, deren Annahme in der That für Oesterreich ungünstiger gewesen wäre, als die Resultate der mit Frankreich eingeleiteten directen Verständigung. Von diesem Projekt behauptet Graf Rechberg in den, an die österreichischen Vertreter gerichteten Depeschen, daß dasselbe seitens Preußens, Großbritanniens und Rußlands Billigung und Zusage nachdrücklicher Unterstützung erhalten habe.

Die in den vorbezeichneten Aktenstücken behaupteten Thatsachen haben alsbald ihren in zahlreiche Organe der österreichischen und deutschen Presse

gefunden und den Stoff zu heftigen Angriffen gegen die preussische Politik geliefert.

Wie sehr nun auch der, vom Grafen Rechberg Erw. Excellenz gedauerte Wunsch, daß sich die Kabinette der beiden deutschen Großmächte aller gegenseitigen Recriminationen enthalten möchten, unseren eigenen Gesinnungen entspricht, so glaube ich doch vom Billigkeitsgefühl des Herrn Ministers erwarten zu dürfen, daß in jenem Wunsche nicht die Zumuthung liege, die auf völlig unrichtigen Thatfachen beruhenden Vorwürfe unwiderrlegt zu lassen, welche gegen uns bei allen Kabinetten erhoben und in die Oeffentlichkeit geschleudert worden sind, daß dasselbe sich vielmehr beileben werde, sie seinerseits auf demselben Wege und in demselben Umfange zu berichtigen, wie das kaiserliche Cabinet sie, ohne Zweifel auf Grund irrthümlicher Voraussetzungen, erhoben hatte.

Wir sind hierbei keineswegs gemeint, die Berechtigung der kaiserlichen Regierung, unmittelbar und ohne Zuziehung der anderen Großmächte mit Frankreich Frieden zu schließen, in Zweifel ziehen oder die Frage einer Prüfung unterwerfen zu wollen, ob die Vermittlung jener Mächte zu einem für Oesterreich vortheilhafteren Ergebnis hätte führen können, als die directe Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen. Es wird dem kaiserlichen Kabinete erinnernlich sein, wie lebhaft wir den, gegen unseren Rath begonnenen Krieg bedauert und wie wir durch die freimüthige Aeußerung dieses unseres Urtheils einer späteren, bitteren Enttäuschung im Voraus vorzubeugen gesucht haben. Unsere vermittelnde Thätigkeit, unsere Rüstungen, unsere Anträge am Bundestage schließen auch die Annahme eufchieden aus, als ob wir die hohe Bedeutung der schwebenden Frage erkannt hätten; und in wie weit Oesterreich unter allen Bedingungen den kommenden Ereignissen entgegen hätte entgegengehen müssen, darüber werden außer jenen Rüstungen und Anträgen auch die Organe, welche Sr. Majestät der Kaiser von Oesterreich in der letzten Zeit vor der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien am königlichen Hofe beglaubigt hatte, ein Zeugnis abgelegt haben, welches wir nicht zu schämen brauchen. Darauf aber glaubten wir einen gegründeten Anspruch zu haben, daß die öffentliche Rechtfertigung der von Oesterreich im

gestandenen Friedensbedingungen, wenn es einer solchen in den Augen des kaiserlichen Kabinetts bedurfte, nicht auf angebliche Absichten oder Handlungen der königlichen Regierung gestützt würde, bevor es sich darüber bei der letzteren selbst eine Aufklärung zu verschaffen gesucht hätte, die wir ihm sicherlich nicht vorenthalten haben würden. Nach Ew. Excellenz Eingang's erwähntem Berichte schreibt der kaiserliche Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Irrthümer, welche Oesterreich zum Abschlus der Friedenspräliminarien geführt, dem Umstande zu, daß wir ihm nicht bereits früher die Mittheilungen, zu welchen Ew. Excellenz von mir unter dem 15. d. M. ermächtigt worden sind, hätten zugehen lassen und uns überhaupt nicht über unsere Mediationsversuche mit dem Wiener Kabinet zu verständigen gesucht hätten. In letzterer Beziehung genügt es, daran zu erinnern, daß nach der Depesche des Grafen Rechberg *do dato* Verona den 22. Juni das kaiserliche Kabinet Preußen überhaupt die Berechtigung zu einer eigentlichen Vermittler-Rolle, namentlich im Verein mit den außerdeutschen neutralen Großmächten ausgesprochen und sich nur zu einer vertraulichen Meinungs-Äußerung über solche, von uns an Frankreich zu richtende Friedensvorschläge, welche den Territorialbestand von 1859 und die Souverainetätsrechte Oesterreichs und der übrigen Fürsten Italiens unverletzt erhielten, herbeilassen zu wollen erklärt, hiermit also von vornherein jede, zwischen den beiden Regierungen einzuleitende Verständigung über durchführbare Vermittelungsvorschläge abgeschnitten hatte. Für eine Erklärung des Inhalts, daß wir keine Mediations-Bedingungen aufgestellt noch acceptirt hätten, lag aber für uns offenbar so lange keinerlei Veranlassung vor, als wir nicht in die Lage gesetzt worden waren, den Vorwurf zu widerlegen, für Oesterreich ungünstige Mediations-Bedingungen vorgeschlagen zu haben.

Wenn wir hiernach einerseits außer Stande waren, das kaiserliche Kabinet vor einem Irrthume zu bewahren, von dem wir selbst erst nach dem Abkommen von Villafranca Kenntniß erhalten haben, so entbehrten andererseits die demselben über unsere angeblichen Vermittelungs-Projekte zugegangenen Nachrichten derjenigen Beglaubigung, welche eine, an uns zu richtende Anfrage über einen so wichtigen Gegenstand hätte überflüssig erscheinen lassen

können. Nach dem, was der Graf v. Rechberg Ex. Excellenz gesagt hat, wäre das Wiener Kabinets durch das französische von den Dispositionen der neutralen Mächte in Kenntniß gesetzt worden. Das, was man französischer Seits als die Mediations-Bedingungen der neutralen Großmächte angegeben, laufe ungefähr auf das hinaus, was Lord John Russell in seiner an Lord Bloomfield gerichteten Depesche vom 22. Juli als den Standpunkt des Britischen Kabinetts hingestellt hatte. Bei den bekannten Dispositionen der Kabinette von London und Petersburg habe man daher mit Gewißheit annehmen können, daß von einer gemeinschaftlichen Vermittelung der drei Mächte ungünstigere Bedingungen zu erwarten gewesen wären, als diejenigen, welche der Kaiser Napoleon in Villafranca zugestanden hat.

Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, daß die angeführte Depesche des englischen Staats-Sekretärs für die auswärtigen Angelegenheiten deutlich beweist, daß das englische Kabinet die schwebende Frage anders auffaßte, als die königliche Regierung. Ich glaube es ferner als ein von den Beziehungen, welche im Kriege zu bestehen pflegen, abweichendes Verfahren ansehen zu dürfen, daß einer der kriegführenden Theile von dem anderen, seinem Gegner, sich über die Dispositionen der neutralen Mächte belehren läßt. Wenn ich aber recht unterrichtet bin, so muß Graf Rechberg, heute wenigstens, die Gewißheit besitzen, daß das, angeblich von den drei neutralen Mächten angenommene Mediations-Projekt in 7 Punkten kein englisches, sondern ein französisches in London zurückgewiesenes war. Jedenfalls haben wir davon erst mehrere Tage nach der Unterzeichnung der Friedens-Präliminarien die erste Nachricht erhalten.

Die Regierung Sr. königlichen Hoheit des Prinz-Regenten ist sich bewußt, dem österreichischen Kaiserstaate über das Maß positiver Verpflichtungen hinaus während der ganzen Dauer des Konfliktes die freundschaftlichsten Gesinnungen bethätigt zu haben. Die Thatfachen sprechen hierfür zu laut, als daß wir das Urtheil unsrer deutschen Bundesgenossen, der europäischen Mächte und der öffentlichen Meinung in dieser Beziehung zu scheuen hätten. Wir können daher nicht dazu schweigen, wenn wir nach dem Abschluß eines Friedens, welchen wir übrigens unsrerseits einer Beurtheilung zu unterziehen

und nicht berufen fühlen können, für Dasjenige öffentlich erklärt werden, was darin Nachtheiliges für Oesterreich liegen kann. Ich kann mich hiernach der Hoffnung nicht verschließen, daß das Wiener Kabinet auch seinerseits bei ruhiger Erwägung des wahren Verlaufs der Dinge, unsere Handlungsweise zu würdigen wissen und dieser Auffassung in entsprechender Weise Ausdruck geben werde.

Eure Excellenz ersuche ich ergebenst, zu diesem Zwecke dem Grafen Rechberg den gegenwärtigen Erlass vorzulesen und, falls er es wünschen sollte, Abschrift davon in seinen Händen zu lassen.

(gez.) S. Kleinig."

Preussische Circulardepesche

an die deutschen Regierungen.

Berlin, den 9. Juni 1859.

„Nachdem Oesterreichs gesammte Armee sich schon längst auf dem Kriegsfuß befindet, nachdem auch Preußen den bei Weitem größten Theil seines Heeres, den doppelten Betrag seines Bundes-Kontingentes, mobil gemacht hat, läuft der preussische Antrag vom 4. Juli darauf hinaus, daß der ganze übrige Theil des Bundesheeres ebenfalls mobil gemacht und ihm eine Aufstellung gegeben werde.

Diesem unserem Vorschlage ist nun Oesterreich in der Bundestags-Sitzung vom 7. d. M. mit dem in Abschrift hier beifolgenden Antrage auf Mobilmachung des gesammten Bundesheeres entgegengetreten. Unsere Circular-Depesche vom 6. Juli, obwohl früher geschrieben, als wir diesen österreichischen Antrag kannten, hat doch keinen Zweifel darüber zurücklassen können, daß wir letzterem unsere Zustimmung versagen müssen, und ich darf deshalb auf die näheren Ausführungen jenes Aktenstückes Bezug nehmen. So viel

ist klar, daß eine Mobilisirung in ausgedehnterem Maßstabe durch den österreichischen Antrag nicht erreicht wird. Derselbe will nur dasjenige, was geschieht, zu einer Maßregel des Bundes stempeln und ihm zugleich einen anderen Zweck leihen. Fragen wir uns aber, was in diesem Augenblicke den Bund bestimmen soll, zu einer so äußersten Maßregel zu schreiten, als das Aufgebot seiner ganzen Heerebmacht ist, so läßt der von der Kaiserlichen Regierung formulierte Antrag selbst dies ganz ungesagt. Im Eingange der Motive aber wird es offen ausgesprochen, wohin dabei Oesterreichs Absichten gerichtet sind. Der Bund soll nach dem Wunsche der Kaiserlichen Regierung in die volle und aufrichtige Kriegsgemeinschaft mit Oesterreich eintreten, also einen Bundeskrieg beginnen. Abgesehen davon, daß dies jedenfalls vorher die Fassung eines förmlichen hierauf gerichteten Beschlusses erfordern würde, so haben wir uns oft und bestimmt genug darüber ausgesprochen, daß ein casus belli für den Bund zur Zeit noch nicht vorhanden ist, daß wir deshalb einem jeden hierauf abzielenden Beschluß entschieden entgegen treten müssen und keiner Majorität der Bundesversammlung eine Berechtigung zu einem solchen zugestehen können. Eine Verschmelzung des österreichischen Antrags mit dem unsrigen ist, bei der ganz verschiedenen Tendenz, leider nicht möglich. Jeden Versuch einer Vermittelung unter ihnen müssen wir daher ablehnen. Es wird vielmehr eventuell über beide gesondert abzustimmen sein. Wir können nur dringend wünschen, daß der unsrige angenommen werde, und ich ersuche Ew. K. ganz ergebenst, bei der Regierung, bei welcher Sie beglaubigt zu sein die Ehre haben, unter vertraulicher Mittheilung einer Abschrift dieser Depesche, dahin zu wirken, daß dieselbe ihre Bundestagsgesandten demgemäß mit Instruktion versehe.

Schleinitz."

Depesche

des Grafen Rechberg an den kaiserlichen Gesandten in Berlin,
Baron von Koller.

Verona, den 22. Juni 1859.

„Mit dem Erlasse, welcher uns von der Mobilisirung eines Theiles des Preussischen Heeres Nachricht gibt, und welchen meine vorhergehende Aeußerung beantwortet, hat der königlich Preussische Herr Gesandte mir noch eine weitere Depesche des Freiherrn von Schleiniß vorgelesen. Dieselbe legt die politischen Gesichtspunkte auseinander, von welchen das Berliner Kabinet bei Ergreifung jener Maßregel ausgegangen ist.

Ich habe bedauern müssen, daß Freiherr von Werther auf meinen Wunsch, Abschrift von dieser ziemlich ausführlichen Darlegung zu erhalten, seinen Instruktionen zufolge nicht eingehen konnte. Nach meinen früheren Besprechungen mit ihm und mit General Willisen hatte ich nicht geglaubt, daß das Kabinet von Berlin uns gegenüber noch jetzt in so großer Zurückhaltung verharren würde, um selbst jede schriftliche Beurkundung seiner Absichten zu vermeiden. Damit in Ermangelung einer solchen der Kaiser, unser allerzuädigster Herr, wenigstens mündlich genaue und vollständige Kenntniß von den Anschauungen Preußens erhalte, schlug ich dem Freiherrn von Werther vor, mich zu Et. Maj. nach Verona zu begleiten. Er erlangte jedoch hiezu auf gestellte Anfrage von seiner Regierung nicht die Ermächtigung.

Ungeachtet der Wichtigkeit der Erklärungen des Freiherrn v. Schleiniß konnte ich sonach dem Kaiser nur nach den Eindrücken eines aufmerksamen, Anhörenden Bericht über dieselben erstatten, und ich muß ersuchen, es nur diesem Umstande zuschreiben zu wollen, wenn ich in meiner Antwort vielleicht nicht allen Entwicklungen der Berliner Depesche vollkommen richtig folgen sollte.

Das königlich Preussische Kabinet erörtert zunächst, wie es sich zu dem von uns vorgeschlagenen Noten-Austausche aus dem Grunde nicht habe entschließen können, weil dieser Austausch in seiner Wirkung einer förmlichen

Garantie unseres Besitzstandes in Italien gleichkommen würde. — Die Aufrechthaltung dieses Besitzstandes kann aber, so scheint uns, nicht als eine ausschließlich Oesterreich gebende Aufgabe betrachtet werden, ohne daß hierunter die Festigkeit des ganzen Europäischen Staatensystems unberechenbar leiden müßte. Allerdings haben die Unterzeichner der Wiener Kongressakte eine spezielle Bürgschaft für die Erhaltung des in Italien gegründeten Territorialbestandes nicht übernommen. Aber diese Garantie war mehr als ersetzt durch die allgemeinen Prinzipien, welche der Allianz zwischen den konservativen Mächten Europa's zu Grunde lagen. In der Epoche nach dem Wiener Kongresse, ja bis auf unsere Tage herab, konnte Frankreich nicht hoffen, nur einen vereinzeltten Gegner zu finden, wenn es einen wichtigen Theil der vertragsmäßigen Ordnung Europa's hätte umstoßen wollen. Frankreich konnte nicht daran denken, durch einen lokalisirten Krieg die Besitzverhältnisse anzutasten, welche die verbündeten Mächte nicht nur als Trophäe gemeinsamer Siege, sondern auch als Fundament gemeinsamer Sicherheit gegen eine ehrgeizige und übergreifende Macht errichtet hatten. Die solidarische Vertheidigung des solidarisch Errungenen verstand sich so sehr von selbst, daß es bekanntlich ganz als von Oesterreichs eigener Konvention unabhängig betrachtet wurde, die Lombardei für einen Bestandtheil des Deutschen Bundesgebietes, somit auch des Deutschen Defensivsystems zu erklären. Gesah dies nicht, so war doch der Grund hiervon nur der, daß man nicht unnöthiger Weise die Verpflichtung des Bundes ausdehnen, von dem Begriffe eines Deutschen nationalen Verbandes abweichen wollte, da die Allianz zwischen den Hauptmächten des Bundes ohnehin feststand. Jene nämlichen Artikel der Wiener Schlusssakte, auf welche man sich in der letzten Zeit so oft, aber bisher ohne Ergebnis berufen hat, würden den Deutschen Bund noch weit bestimmter, als dies nach unserer Ansicht jetzt der Fall ist, zu gemeinsamem Auftreten mit Oesterreich verpflichtet haben, wenn diese Artikel die Fassung erhalten hätten, welche ihnen zu geben ursprünglich Preußen vorschlug. Sollte aber in der Gegenwart eine Lockerung des Vertheidigungssystems von 1815 und besonders die Isolirung einer der beiden Deutschen Mächte gegenüber Frankreich als weniger gefährlich erscheinen,

wie in irgend einer früheren Periode? Wir glauben es nicht und wir weisen den Gedanken weit zurück, daß das königlich Preussische Kabinet seinerseits diese Frage bejahen könne.

Zwischen dem beantragten Notenaustausche und einer dauernden, vertragmäßigen Garantie unserer italienischen Besitzungen schien uns übrigens noch immer ein nicht zu verkennender Unterschied zu bestehen. Wir beabsichtigten durch unseren Vorschlag nichts Anderes, als von einer Reihe von Erklärungen Akt zu nehmen, die Preußen theils öffentlich, theils vertraulich durch den Mund seiner Vertreter abgegeben hatte, und die veranlaßt durch die Ereignisse der Zeit auch in ihrer Wirkung sich nur auf die gegenwärtige Verwickelung erstrecken sollten. Hochherzige Worte des Prinz-Regenten hatten uns die Ueberzeugung gegeben, daß Preußen sich mit uns auf gleichem Felde der Grundsätze befinde, daß es für die Aufrechterhaltung der bestehenden Rechtsordnung, für die Heiligkeit der Verträge, für die Wachsstellung Deutschlands, für das Gleichgewicht zwischen den Mächten Europa's mit seiner ganzen Kraft eintreten werde. Ähnliche Versicherungen hatten unsere Organe in Berlin vernommen, diejenigen Preußens in Wien ausgesprochen. Was konnte also natürlicher sein, als daß wir die in den Absichten den beiden Mächte obwaltende Uebereinstimmung zu konstatiren wünschten? Wir geben uns der Hoffnung hin, daß das königliche Kabinet im Grunde diesen Wunsch vollkommen würdige, und wir müßten besorgen, den Gesinnungen der verbündeten deutschen Macht nicht Gerechtigkeit zu leisten, wollten wir es nicht als zwischen ihr und uns ohne den Schatten eines Zweifels feststehend betrachten, daß das Unternehmen Frankreichs, unter dem Vorwande der Emancipation der italienischen Nationalität den vertragmäßigen Rechtszustand Italiens zu zerstören, zurückgewiesen, und daß in Italien so gut wie am Rheine der einst gemeinsam erkämpfte Besitzstand auch mit dem Aufgebote verrätherischer Macht aufrecht erhalten werden müsse. Da jedoch das königliche Kabinet nicht zu wünschen scheint, daß wir von seinen Erklärungen förmlich Akt nehmen, so werden wir die Linie nicht überschreiten, die Preußen den Verhandlungen wenigstens noch für den Augenblick zieht, indem es die

Frage seines künftigen Verhaltens strenger als Vertrauenssache zwischen den beiden Mächten behandelt wissen will.

Die Depesche des Freiherrn von Schleinitz gibt aber ferner die Absicht zu erkennen: in dem Falle, wenn Oesterreich mit dem Verluste seiner italienischen Besitzungen ernstlich bedroht und hierdurch der europäische Rechtszustand gefährdet werden sollte, zur Abwendung dieser Eventualitäten zunächst zu dem Versuche einer bewaffneten Mediation überzugehen.

Käme es nur auf die Bestimmung des Zeitpunktes für einen solchen Versuch an, so dürften wir sagen, ob nicht die Rechtsordnung Europa's bereits mehr als eine bloße Bedrohung, ob sie nicht bereits wirklich eine tiefe Verletzung und Erschütterung erlitten habe?

Wir müssen aber mit dem ganzen Freimuth, den der Ernst der Lage und die Pflicht der Freundschaft von uns fordert, aussprechen, daß wir auf unserem Standpunkt, vom ersten Austausch der sogenannten Italienischen Frage an, eine vermittelnde Rolle nicht wohl als diejenige ansehen konnten, welche Preußen zu seiner eigenen Befriedigung, und, — um von unseren Gefühlen und Wünschen zu schweigen, — zu Deutschland's und Europa's Heil und Frieden würde erwählen und erfolgreich durchführen können. Natur und Tragweite des entstandenen Streites schienen uns die Vermittlung vermittelnder Gesichtspunkte für Preußen zu einer moralischen Unmöglichkeit zu machen. Der Kampf, den wir führen, war vom Anbeginne an einfach der Kampf für unser Recht gegen die Usurpation für unsere, ja für Europa's Unabhängigkeit gegen die Suprematie Frankreichs. Wie war diesem Kampfe eine Frage zweifelhaften Rechtes beigemischt. Wie hohl und nichtig die Vorwände waren, durch welche unsere Gegner ihre wahren Absichten bis zum Augenblicke der Reife zu beschönigen suchten, dies hat die überzeugende Kraft der Ereignisse schnell gezeigt. Angesichts des Geschehenen wird Niemand über unsere Verträge mit Parma und Modena, oder über unsere Beziehungen zu den übrigen Staaten Italiens auch nur noch ein Wort verlieren wollen. Uns selbst ist schon fast aus dem Gedächtnisse entschwunden, daß dies einst die angeblichen Ursachen des Krieges waren. Wäre dem aber auch anders, eröffnete sich einem Vermittler ein günstigeres Feld, so wäre doch

aus naheliegenden Gründen nicht Preußen die Macht, die wir mit Genugthuung und Freude in dieser Eigenschaft auftreten sehen könnten. Hierzu ist unser Wunsch, Preußen als Partei an unserer Seite zu erblicken, in lebhaft, und wie uns scheint, auch zu gerecht. Ueberdies hat Preußen als Mitglied des deutschen Bundes Verpflichtungen, mit welchen die Beibehaltung einer vermittelnden Stellung in jedem Augenblicke unvereinbar werden kann.

Diese Bedenken, die wir schon hegen, als es sich nur von Versuchen friedlicher vermittelnder Einwirkung handeln konnte, müssen sich selbstverständlich in verstärktem Maße gegen eine förmliche, und zwar bewaffnete Mediation Preußens richten. Eine bewaffnete Mediation, so liegt es im Begriffe — schließt nach beiden Seiten hin einen Kriegsfall in sich. Ein solcher besteht aber glücklicherweise nicht zwischen Oesterreich und Preußen, und wir vermögen uns daher für das Verhältniß zwischen diesen beiden Mächten die Möglichkeit einer bewaffneten Vermittlung Preußens nicht vorzustellen. Der Name wie die Sache scheint uns diesem Verhältnisse für immer fremd bleiben zu müssen.

Dagegen haben wir nicht zu beurtheilen, wie der Berliner Hof die achtungsgebietende Stellung, die er durch den Beschluß der Mobilisirung des Heeres angenommen hat, nach anderer Richtung hin zu bezeichnen angemessen finden mag. Was wir herbeiwünschen müssen, ist eine klare und baldige Entscheidung Preußens gegen Frankreich. Erscheint aber dem königlichen Kabinette mit Rücksicht auf den Charakter, welchen es seinen Beziehungen zu letzterer Macht seither gewahrt hat, ein kurzer Zustand des Ueberganges als nöthwendig, um eine solche Entscheidung vorzubereiten, glaubt Preußen diesen Zustand Frankreich gegenüber, Anfangs den Namen einer bewaffneten Mediation geben zu müssen, so können wir zwar dieser Bezeichnung die volle innere Wahrheit, die ihr in unseren Augen fehlt, nicht leihen, wohl aber mit Vertrauen die hoffentlich nahe Wendung abwarten, die das in den Grundsätzen uns bereits verbundene Preußen auch im Handeln mit uns zu vereinigen verspricht.

Wir halten zugleich vollkommen aufrecht, was wir bereits bei früherem Anlasse ausgesprochen, daß wir nämlich nicht Anstand nehmen würden, dem

Berliner Kabinette über Friedensvorschläge, die es an Frankreich richten zu können glaubte, — vorausgesetzt, daß diese Vorschläge den Territorialbestand von 1815 und die Souveränitätsrechte Oesterreichs und der übrigen Fürsten Italiens unverletzt erhielten, — unsere Meinung vorher vertraulich mitzutheilen. Es versteht sich, daß von dem Augenblicke an, wo Preußen unser aktiver Verbündete wäre, von der Aufstellung von Friedensbedingungen überhaupt nur noch in gemeinsamem Einverständnisse die Rede sein könnte.

Mit dem mehrerwähnten Vorschläge eines Austausches von Noten hatten wir unsererseits das Auerbieten verbunden, die Initiative zu allen die schwebende Frage betreffenden Maßregeln des deutschen Bundes an Preußen zu überlassen. Se. Majestät der Kaiser werden Sich für jetzt auf eine Unterstützung der Anträge beschränken, zu welchen die königliche Regierung sich entschlossen hat, aber G. G. begreifen, daß, nachdem das Kabinett von Berlin in keiner Hinsicht eine bindende Verpflichtung übernommen, nachdem es selbst den Zeitpunkt, in welchem es in der Form bewaffneter Vermittlung zu eingreifenden Entschlüssen übergehen würde, noch in die Zukunft gerückt und seiner freien Wahl vorbehalten hat, wie auch an unserem Theile der vollen Ausübung unserer Rechte in nichts entsagen können, vielmehr die Freiheit unserer Bewegung im Bereiche der Deutschen Bundesverhältnisse uns unverkürzt wahren müssen.

Die vorstehenden Bemerkungen sind es, die ich den Intentionen des Kaisers gemäß in Erwiderung auf die uns mündlich gemachte Mittheilung G. G. an die Hand zu geben habe. Ich glaube, Sie nur beauftragen zu sollen, Herrn Freiherrn von Schleinig den gegenwärtigen Erlaß vorzulesen, schließe jedoch nicht aus, daß Sie dieses Altesstück, falls es der Wunsch des Herrn Ministers wäre, in dessen Händen zu vertraulichem Gebrauche zurückließen.

Empfangen z. z. r."

Erwiderung des Kaisers Napoleon

auf die Anrede der Präsidenten des Senats und des gesetzgebenden Körpers der Herren Troplong, Morni und Baroche in St. Cloud

am 19. Juli 1859.

„Meine Herren, wieder in Ihre Mitte zurückgekehrt, zu Ihnen, die Sie während meiner Abwesenheit die Kaiserin und meinen Sohn mit so vieler Hingebung umgaben, fühle ich das Bedürfniß zuerst Ihnen zu danken, und dann Ihnen zu erklären, welches der Beweggrund meines Verfahrens war. Als nach einem glücklichen zweimonatlichen Feldzuge die französischen und sardinischen Armeen unter den Mauern von Verona anlangten, mußte der Kampf unvermeidlich anderer Art werden, sowohl in militärischer als in politischer Hinsicht. Ich war unglücklicherweise (fatalement) genöthigt, einen Feind in der Fronte anzugreifen, verschanzt hinter großen Festungen, beschützt gegen jede Diversion in seinen Flanken durch die Neutralität der ihn umgebenden Territorien, und indem ich den langen unfruchtbaren Krieg der Belagerung anfang, fand ich mich angesichts Europa's unter den Waffen, bereit, uns unsere Erfolge streitig zu machen, oder unsere Niederlagen zu verschlimmern. — Nichtsdestoweniger hätte die Schwierigkeit des Unternehmens weder meinen Entschluß erschüttert, noch den Eifer meiner Armee aufgehalten, wenn die Mittel nicht außer Verhältniß gewesen wären zu dem zu erwartenden Ergebniß. Man mußte sich entschließen, die Hindernisse, welche die neutralen Territorien entgegenstellten, kühn zu zerbrechen, und dann den Kampf anzunehmen am Rhein wie an der Elbe. Man mußte sich überall offen stärken durch die Mitwirkung der Revolution. Man mußte noch mehr des kostbaren Blutes vergießen, welches nur schon zu sehr strömte: mit einem Worte, um zu siegen, mußte man wagen, was ein Souverän nur für die Unabhängigkeit seines Landes auf's Spiel setzen darf. Wenn ich inne hielt, so geschah es also nicht aus Müdigkeit oder Erschöpfung, auch nicht weil ich die edle Sache aufgab, der ich dienen wollte, sondern weil in meinem Herzen

etwas noch lauter sprach: das Interesse Frankreichs. Glauben Sie denn, daß es mich nichts kostete, die Hitze dieser Soldaten zu kühlen, die durch den Sieg berauscht nur vorzugehen wünschten? Glauben Sie, daß es mich nichts kostete, vor Europa offen das Gebiet vom Mincio bis an's adriatische Meer von meinem Programm abzutrennen? Glauben Sie, daß es mich nichts kostete, in ehrenvollen Herzen edle Illusionen verschwinden, patriotische Hoffnungen zerstört zu sehen? Um der italienischen Unabhängigkeit zu dienen, führte ich den Krieg, gegen den Willen Europa's: sobald die Gesichte meines Landes in Gefahr sein konnten, schloß ich den Frieden. Will das jetzt sagen daß unsere Bemühungen und unsere Opfer gänzlich umsonst (en pure perte) gemacht wurden? Nein! So wie ich es in den Abschiedsworten an meine Soldaten sagte, sind wir berechtigt, stolz zu sein auf diesen kurzen Feldzug. In vier Kämpfen und zwei Schlachten wurde eine zahlreiche Armee besiegt, die in Organisation und Tapferkeit hinter keiner zurückbleibt. Der König von Piemont, einst der Hüter der Alpen genannt, sah sein Land von der Invasion befreit und die Grenzen seiner Staaten vom Ticino an den Mincio hinausgerückt. Die Idee einer italienischen Nationalität ist zugestanden (admisso) von jenen, welche sie am meisten bekämpften. Alle Souveräne der Halbinsel begreifen endlich das gebieterische Bedürfnis heilsamer Reformen. So wird, nachdem Frankreich einen neuen Beweis seiner militärischen Macht gegeben, der Friede, welchen ich schloß, fruchtbar sein an glücklichen Resultaten; die Zukunft wird sich täglich mehr herausstellen, zum Glück Italiens, zum Einfluß Frankreichs, zur Ruhe Europa's."

Antwort des Kaisers Napoleon

auf die Glückwünsche des diplomatischen Corps in Paris

am 21. Juli 1859.

„Europa war wegen des begonnenen Krieges im Allgemeinen so ungerath gegen mich, daß ich mich glücklich schätzte, Frieden schließen zu können, als der Ehre und dem Interesse Frankreichs Genüge geschehen war, und beweisen zu können, daß ein Umsturz Europa's und die Hervorrufung eines allgemeinen Krieges nicht in meinen Absichten liegen konnte. Heute hege ich die Hoffnung, daß alle Ursachen der Mißstimmung verschwinden werden und daß der Frieden von langer Dauer sein werde. Ich danke dem diplomatischen Corps für seine Glückwünsche.“

Proclamation

des Königs von Sardinien an seine Armee.

„Soldaten! Nach zweimonatlichem Kriege sind wir bis zu den Ufern des Mincio vorgeedrungen. Im Vereine mit unseren tapferen Verbündeten haben wir allenthalben gesiegt. Euer Muth, Eure Mannszucht, Eure Ausdauer haben die Verwunderung des gesammten Europa erregt. Der Ruf der italienischen Soldaten ist in Aller Munde. Ich, der ich den Ruhm habe, Euch befehligt zu haben, konnte alles das in vollem Maße würdigen, was Heldentumüthiges und Erhabenes in Eurer Führung im Laufe des Krieges lag. Es ist unnütz, Soldaten, zu wiederholen, welche große Ansprüche Ihr auf meine und des Vaterlandes Dankbarkeit Euch erworben habt. — Soldaten! Wichtige Staatsgeschäfte rufen mich in die Hauptstadt. Ich ver-

traue das Ober-Commando dem würdigen und tapferen General della Marmora an, der mit uns die Gefahren und die Siege dieses Feldzuges getheilt hat. Heute kündige ich Euch den Sieg an; wenn aber jemals wieder die Ehre unseres Vaterlandes uns zum Kampfe rufen sollte, so werdet Ihr mich wieder erscheinen sehen, Euch zu befehligen, in der festen Ueberzeugung, daß wir zu neuen Siegen schreiten werden.

Monzambano, 12. Juli 1859.

Victor Emanuel.

Zuschrift des Grafen Cavour

an die provisorische Junta zu Bologna.

Turin, am 26. Juni 1859.

„Meine Herren! Se. Maj. der König befehlt mir, Ew. Herrlichkeiten für die Adresse zu danken, die ihm Namens der Bevölkerungen der Romagna überreicht worden ist, und in welcher dieselben mit dem Wunsch mit Piemont vereinigt zu werden, die Diktatur des Königs anrufen. Se. Maj. einzig und allein mit dem Gedanken beschäftigt, Italien von dem fremden Joch zu befreien, kann sich zu einem Akte nicht verstehen, der, indem er diplomatische Verwicklungen erzeugt, nur dahin führen würde, die Verwirklichung dieses Zieles zu erschweren.

Indessen kann doch Se. Majestät in Anerkennung der edlen und hochherzigen Gesinnung, die jene Bevölkerungen zur Theilnahme an einem Kriege drängt, der für diese große Sache von Piemont und seinem hochherzigen Verbündeten, dem Kaiser der Franzosen geführt wird, es nicht verweigern, ungeachtet seines tiefen Respekts gegen den heiligen Vater, die Streitkräfte unter Seine Leitung zu nehmen, welche diese Landesheile in diesem Augenblick organisiren, zu dem Zwecke, dieselben zum Dienste der italienischen Unab-

hängigkeit zu verwenden. Der König wird also die doppelte Aufgabe erfüllen, die Betheiligung der Romagna am Kriege zu leiten und zu verhindern, daß die nationale Bewegung, die sich organisiert hat, in Unordnung und Anarchie ausarte.

Ich muß hinzufügen, daß Sr. Maj. schon beschlossen hat, zu diesem Endzwecke zu seinem Commissär den Ritter Massimo d'Azeglio zu wählen, der dieses Amt auch angenommen hat."

Proclamation

der Marquis Massimo d'Azeglio an die Bewohner der Romagna.

„Völker der Romagna! Kaum hatte Euch der Sieg von der österreichischen Occupation befreit, als Ihr, stets zu Kampf und Opfern bereit, auch nicht einen Augenblick zögertet, Italien Eure thätige Hilfe anzubieten. Der König Victor Emanuel, welcher jetzt an der Seite unseres großen Bundesgenossen, des Kaisers der Franzosen, die letzten Schlachten der Unabhängigkeit liefert, hat Eure Stimme vernommen und mich als Commissarius in Eure Mitte gesandt. Ich komme nicht, politische oder Souveränitätsfragen schon jetzt zur Uezeit zu entscheiden, sondern in diesen Provinzen den nicht genug zu rühmenden und nicht oft genug zu wiederholenden weisen Rathschlag des Kaisers Napoleon in's Werk zu setzen: „Seid heute Soldaten, um morgen freie Bürger eines großen Staates zu werden!“ Die Nationen vergehen ihre Wiedergeburt nicht mit Gesang und Jubelgeschrei, sondern in Arbeit und Gefahren. Es ist Gottes Wille, daß Unabhängigkeit und Freiheit, diese höchsten Güter, auch die höchsten Opfer kosten. Auch komme ich nicht, Euch zu Ruhe und Frieden, sondern zu Krieg und Mühsal einzuladen, nicht zu Vergnügen und Festlichkeiten, sondern zu Opfern und Verlusten. Ich bringe Euch nicht die sessellose Freiheit, sondern die Ordnung und die

Zucht. Ich trete nicht unter Euch als ein Fremder. Längst schon bedauerte ich Eure Leiden und bewunderte Eure Festigkeit im Dulden und Eure Standhaftigkeit im lebendigen Glauben an die Zukunft des lateinischen Volksstammes. Ich weiß wohl, Ihr liebt nicht Schmeicheleien, sondern das männlich freie Wort; nun, so rede ich auch freimüthig zu Euch. Könnt Ihr gehorchen, so werdet Ihr auch zu kämpfen und zu siegen wissen. Habt Ihr eben so viel Mannszucht als Muth, so werdet ihr zu den ersten Kriegern der Welt zählen; aber Zucht und Ordnung können da keine Wurzeln fassen, wo die Zwietracht herrscht. Diese Zwietracht habt Ihr schon zu überwinden gewußt; es ist davon keine Spur mehr unter Euch. Italien weiß es und freut sich dessen. Der König Victor Emanuel spricht Euch seinen Dank dafür aus. O, daß sie für immer gebannt sein möchte! Gott hat den Menschen frei geschaffen, frei im politischen wie im religiösen Denken. Derjenige, der sich gewalthätig über einen Anderen zum Richter machen wollte, würde das schönste Geschenk, welches der Schöpfer dem Menschen gegeben, an sich reißen und die verworfenste der Knechtschaften einführen. Vergessen seien die bitteren Erinnerungen der Vergangenheit! Reicht Euch alle die Hände als Brüder und bedenkt, daß Italien einmüthig ist und nur Einen Willen hat in seinem Drange nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit! Dies möge die siegreiche Antwort der Italiener auf die alte Anklage sein, ihre Zwietracht mache sie unfähig, ein freies und unabhängiges Volk zu werden. Strengt Euch an, diese Anklage Lügen zu strafen, und zeigt, daß Ihr nicht, wie Eure Feinde schreien, Menschen seid, welche kein Gesetz und keinen Jügel dulden mögen, sondern daß ihr nur das ungerechte und schmachvolle Joch des Fremden nicht ertragen möget. Es lebe Victor Emanuel! Es lebe die italienische Unabhängigkeit!

Bologna, 11. Juli 1859.

Massimo d'Azeglio."

Proclamation

des General Mapla an die ungarischen Soldaten. Genua.

„Ungarische Krieger! Vor 10 Jahren wurde die Blüthe Eurer Jugend auf dem Altare des Vaterlandes geopfert oder von der Hand des Henkers erwürgt. Seit 10 Jahren seufzt Ungarn, unser Vaterland, unter dem österreichischen Joche; seit 10 Jahren herrscht die Willkür des Oesterreichers, der unsere Rechte mit Füßen tritt; seit 10 Jahren dient der ungarische Krieger als Slave einem fremden Herrn, der auf die gerechtesten Forderungen mit dem Corporalsstock antwortet und mit Galgen und Blei die Liebe zum Vaterlande belohnt. Unsere Unglücksgefährten, die Italiener, haben schon die Waffen ergriffen, um ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen, und Ihr, magyarische Krieger, Ihr könntet in den feindlichen Reihen bleiben? Ihr solltet Euch schlagen können gegen Diejenigen, die sich erhoben haben, das Joch der Knechtschaft abzuschütteln? Nein, Ihr könnt nicht Eoldner des Unterdrückers bleiben! Die heilige Sache des Vaterlandes ruft Euch zu Euren Fahnen. Ihr könnt nicht vergessen haben, wie oft die Oesterreicher durch unsere Bajonette in die Flucht getrieben wurden. Die glorreichen Tage von Mäyaz, Piski, Szolnok, Kom-Earle und Komorn leben in Eurem Gedächtnisse fort. Ihr wißt, daß Ungarn groß und frei war. Die Zeit ist da, um das Berlorne wieder zu erobern und die Henker-Scenen von Pesth und Grad zu rächen, die der ganzen Welt einen Schrei des Entsetzens entrißten. Heute stehen wir nicht mehr allein und verlassen. Der heldenmüthige König von Piemont und an seiner Seite der mächtige Kaiser der Franzosen. Vereint flattern die Fahnen der beiden Völker. „Frankreich und Italien“ heißt das Lösungswort zum Angriff. Beide Mächte zählen auf uns! Dürfen wir, die Vekten, zögern, an einem Kampfe Theil zu nehmen, der uns die Freiheit bringen soll? Vereint Euch zuversichtlich mit dem italienischen und französischen Heere. Nur eine gemeine Seele kann an dem glücklichen Ausgange dieses Krieges zweifeln; nur ein Verräther kann unter der Fahne Oesterreichs sehten. Eilt herbei zu der ungarischen Fahne, die wir aufgezplant

haben. Bald wird der Krieg auch in Ungarn beginnen. Der Kaiser der Franzosen und der König von Piemont haben die Gerechtigkeit unserer Sache anerkannt und uns ihrer Sympathie versichert. Die italienischen Soldaten werden sich mit uns vereinigen, wie wir uns mit ihnen vereinigen. Laßt uns in Italien ein ungarisches Heer bilden, welches nach Beendigung des Kampfes auf italienischem Boden in das Vaterland zurückkehren und an dem Ehrenkampfe Theil nehmen soll, den die ungarische Nation für ihre Unabhängigkeit sechten wird. Die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes verlangt Opfer. Unsere Väter haben diese Unabhängigkeit erstritten mit ihrem Blute. Sie haben sie vertheidigt und aufrecht erhalten durch Jahrhunderte. Uns liegt es ob, sie mit unserem Blute aufs Neue zu erobern. Euere Generale und Waffengenossen von 1848 und 1849 zählen auf Euch; denn sie wissen, wie das Herz in der Brust des ungarischen Soldaten schlägt. Ich hoffe, daß Ihr meinem Rufus Folge leisten werdet.

Georg Klapka."

Waffenstillstand und Frieden.

Waffenstillstand und Frieden! welche Segensworte für jedes führende Herz! Welch' unerwartetes ungehofftes Glück! Welch' Händefallen, welcher Freudenrausch, daß der fürchterliche Menschenmord endlich sein Ende erreichte, ehe man es denken konnte. Noch waren die Blutströme in den Hügeln von Solferino nicht vertrocknet, die ungeheuren Gräber kaum zugeschüttet, in welchen mehr als 10,000 Menschen vermoderten, die mit der Wuth wilder Thiere sich angefallen und vernichtet hatten und noch Stunden mehr als 300,000 Streiter sich gegenüber, ungebrochen und ungeschwächt in Kraft und Muth, wie die Berichte meldeten, um neue Leichenhaufen zu den alten zu fügen, — da reichten die beiden Kaiser sich die Hände.

Waffenstillstand und Frieden! Die Kaiser umarmten sich und alle die Hunderttausende, welche auf ihren Wink bereit waren sich zu zerfleischen und zu zerfressen, sie wurden plötzlich versöhnliche, friedliche Leute, voll gegenseitiger Hochachtung, voll ritterlicher Liebendwürdigkeit. Sie umarmten sich ebenfalls, der Juare und der Turcos den Kroaten und den Kaiserjäger. O tempora, o mores! O! Menschheit, o Weltgeschichte!

Aber Waffenstillstand und Frieden! brüderliche Gefühle durchbringen alle Völker, neue Hoffnungen, neue Frühlingsträume kufen auf sie nieder. Doch was ist das? Finstre Gesichter, Hohn gelächter, ängstliche Wienen, wüthende

Blicke! Der Waffenstillstand, der Friede ist ja geschlossen, der schöne Tag erschienen

was endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Hohen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.

Nach dem Frieden habt ihr geschrien, diesen Krieg verdammt aus allen Tonarten, und nun es plötzlich Frieden geworden, seht verflucht ihr den Frieden ärger noch, als ihr den Krieg verfluchtet?

Ihr vertraut ihm nicht, vertraut diesem Erwählten des französischen Volkes nicht, fürchtet seine listige Uebertreibung noch mehr, als seine blutigen Siege? Ihr seht neue Ungewitter sich aufthürmen, ärger noch als dieses, welche ihren Weg nach Deutschland nehmen? Ihr schreit über Verrath, den er an den Italienern verübt, die er getäuscht und jetzt verlassen hat; ihr denkt daran, wie es der alte Napoleon machte, der in ganz ähnlicher Weise im Jahre 1797, als Sieger in so vielen Schlachten, Waffenstillstand anbot und Frieden schloß, jenen berühmten Frieden von Campo Formio, den Oesterreich nicht zwei Jahre zu halten vermochte.

Aber dies und noch viel mehr ist euch ja vorhergesagt worden und ihr habt es nicht geglaubt. War es nicht die sonderbarste Verblendung, zu glauben, daß der Mann vom 2. December, der in Frankreich Verfassung und Volksvertretung stürzte, der seinen Willen und seine Gewalt zum alleinigen, höchsten und einzigen Gesetz machte, der mit diesem Willen die Franzosen unumschränkt beherrscht, Italien die Freiheit bringen sollte? Er ein Befreier! Er Hand in Hand mit der Revolution! Er Retter, Stab und Stütze eines unterdrückten Volkes!

Die Widernatürlichkeit solcher Vorstellungen mußte um so mehr einleuchten, da man Schritt für Schritt die Wege verfolgen konnte, welche der Beherrscher der Franzosen für diesen Krieg machte, der Oesterreich demüthigen sollte, doch nicht für die Freiheit Italiens; sondern nur, bis er ihm die Hand reichen, ihm Freundschaft und Bündniß anbieten konnte, ihm Entschädigung für Verluste versprechen konnte, während Italien, halt zu Ordnung

und festerer Gestalt zu gelangen, in der höchsten Verwirrung und Unsicherheit zurückbleibt.

Hat man denn wirklich glauben können, daß diesem schlauen, staatsklugen Herrscher mit einem freien, starken Italien jemals gedient sein könnte? Würde ein freies, einiges Italien sich zu seinen Zwecken gebrauchen lassen? Würde es in das große napoleonische Weltreich aufgehen wollen? Würde ein freies Italien nicht sehr bald und nothwendig des napoleonischen Frankreichs Gegner geworden sein? — Ganz eben so wie der alte Bonaparte Italien für die Einverleibung präparirte, wie er schwache unfähige Republiken schuf, wie er dafür sorgte, daß nichts Einiges und Selbstständiges entstehen konnte, bis endlich der Tag kam, wo es den müde gemachten Italienern selbst das Beste schien, ein Theil des französischen Reichs zu werden, so sehen wir jetzt die Zukunft wieder präpariren. Unhaltbare Zustände ohne Lebenskraft und Entwicklung werden auch aus den Schöpfungen des Regenten hervorgehen. Er macht seine Kunststücke in absolutistischer Manier, die sein Onkel in republikanischen Schattenspielen ablegte; das Ende vom Liede aber soll jedenfalls dasselbe sein: das verwirrte, ermattete, in Partekämpfen, Trennungen und Täuschungen erliegende Volk, soll zur rechten Zeit französische Beute werden.

Frankreichs Interessen, sagt der Kaiser, verboten mir, weiter zu gehen d. h. für meine Absichten in Italien habe ich genug gethan, somit mache ich Frieden, schmeichle den Oesterreichern, gewähre ihnen Vortheile, mache sie mir zu Freunden. Denn zunächst habe ich sie nöthig, laßt ich sie brauchen und wir können beide zusammen eine Weile als Freunde, wohl gar als Verbündete auskommen, wenn ich am Rhein thätig sein will. Also Waffenstillstand und Frieden!

Es ist wunderbar und lehrreich zugleich, welche Aehnlichkeit auch hierbei das Verfahren des Onkels mit dem des Regenten bietet.

Am 11. Germinal des Jahres V (April 1797) schrieb Bonaparte an den Erzherzog Karl: „Tapfere Soldaten führen Krieg und wünschen Frieden. Der jetzige Krieg dauert nun schon sechs Jahre. Haben wir nicht Menschen genug getödtet, der trauernden Menschheit nicht genug Unheil zugefügt? Sie

ruft von allen Seiten um Hülfe und flagt uns an. Ist denn keine Aussicht vorhanden, uns zu verständigen und mit einander der Interessen oder Leidenschaften einer fremden Nation wegen (der italienischen nämlich) erwürgen? Was mich betrifft, so bilde ich mir auf die Bürgerkrone, welche ich verdient habe, wenn die Eröffnungen, welche ich Ihnen mache, auch nur ein Menschenleben retten können, mehr ein, als auf allen leidigen Ruhm, der aus militärischen Erfolgen entspringen kann."

So der alte Napoleon in diesem Krosobillabrief. Wie aber mag der Brief gelaute haben, welchen der Kesse am 6. Juli dieses Jahres nach Verona schickte? Sehr wahrscheinlich nicht viel anders. Man erinnere sich, was von den Kreuzern und Thränen und dem zerrissenen Herzen des Kaisers in die öffentlichen Blätter gesetzt wurde, als er das schreckliche Schlachtfeld von Solferino betrachtet hatte.

Der Brief des alten Bonaparte hatte 1797 den Erfolg, daß am 7. April ein zehntägiger Waffenstillstand geschlossen und die Friedenspräliminarien während dessen festgestellt wurden. Der Brief vom 6. Juli hatte den Waffenstillstand vom 8. zur Folge, drei Tage darauf, die Unterredung der beiden Kaiser und den Frieden. Die Friedensunterhandlungen begannen 1797 am 19. Mai in Udine und in dem Schlosse Passeriano, das Bonaparte bewohnte; genannt wurde er nach dem Orte Campo Formio, das zwischen den beiden Unterhandlungsplätzen liegt. Die Ausführung der am 11. Juli in Villafranca verabredeten Friedenspräliminarien soll nächstens in Zürich beginnen.

In dem Frieden von Campo Formio trat Oesterreich die Lombardei an Frankreich ab, das daraus und aus Modena die Romagna und dem Venetianischen zur Rechten der Etsch die disalpinische Republik machte. Oesterreich aber erhielt dafür und für die Niederlande fast die ganze venetianische Republik, welche mit größter Gewalt und Willkür von Bonaparte vernichtet und von Oesterreich darauf eingestekt wurde. Außer Venedig kam damals das ganze Land bis zur Etsch und die venetianischen Provinzen Istrien und Dalmatien an Oesterreich. Es war ein reicher Erbsaß, aber ein frevelhafter Raub, den derselbe Mann ohne den geringsten Gewissensscrupel beging,

welcher seihen erst von dem Glück einer Bürgerkrone geschrieben hatte. Zweifel aber überließ er diese Länder an Oesterreich mit dem heimlichen Vorsatz, sie zur rechten Zeit schon wieder zu bekommen.

Bei alledem wollte Oesterreich Mantua auch damals nicht herausgeben, obwohl dies jederzeit zur Lombardei gehört hatte. Es weigerte sich gerade so, wie Kaiser Franz Joseph sich jetzt geweigert hat. Aber dieser Kaiser hat mehr Nachgiebigkeit bei dem Nessen gefunden, als der Onkel besaß. Mantua wollte dieser nicht fahren lassen, denn er kannte dessen Bedeutung und dachte an die Zukunft. Somit drohte er mit Erneuerung des Krieges und es mußte abgetreten werden. Diesmal ist es bei Oesterreich geblieben, die Lombardei dadurch ein wehrlos offenes Land; nichts kann glücklicher und versprechender für Oesterreich sein. Es hat die Schlüssel zur Lombardei beiständig in der Tasche; bei jeder Wendung der Verhältnisse kann ein österreichisches Heer in drei Tagen vor Mailand stehen. Warum hätte Kaiser Franz Joseph diesen Waffenstillstand und Frieden nicht acceptiren sollen?!

Aber in den geheimen Artikeln des Friedens von Campo Formio stand auch, daß der Kaiser in die Abtretung des linken Rheinufers willigte, wofür er, damals noch deutscher Kaiser, Salzburg und das bayerische Land am Inn versprochen erhielt. Auch der Herzog von Modena sollte in Deutschland entschädigt werden, ebenso die anderen beschädigten Fürsten. Es begann der Schacher mit deutschem Land und Leuten; die Schande und die Schmach begannen, welche darauf in Kaslatt mit solcher Entartung fortgesetzt wurden, daß alle deutsche Fürsten sich herbeidrängten, um einen Fegen vom alten deutschen Reiche zu erhaschen, so daß dies jammervolle Treiben selbst den hochmüthigen französischen Gesandten zum verächtlichen Spott wurde.

Gibt es nun wiederum geheime Artikel auch im Frieden von Villafranca? Die österreichische Presse in Deutschland, die Augsb. Zeitung voran, macht drei Kreuze vor dieser Frage und ruft mit Abscheu nein! und wir wollen es gerne glauben, daß solche Versprechungen und Abkommen wie damals, nicht wieder vorkommen können. Aber warum soll es keine geheime Artikel geben? Es kommt niemals wohl ein Frieden ohne solche Artikel vor. Die lange geheime Unterredung der beiden Kaiser am 11. in Villafranca muß

ebenfalls merkwürdige Eröffnungen an's Licht gebracht haben, denn nach den Berichten der Augenzeugen, glänzte das Gesicht des jungen Kaisers Franz Joseph wie in freudiger Bewegung, als er an der Hand des neuen Betters und Freundes wieder zum Vorschein kam; so auch in den apatish kalten Blicken und eisigen Zügen des Beherrschers der Franzosen will man ungewöhnliche Wärme und Leben bemerkt haben.

Welche Zukunft und Zukunftspläne wurden in dem kleinen Salon mit dem frischen Blumenstrauße auf dem Tische verhandelt, während die beiden Kaiser eng beisammen auf dem schmalen, mit grünem hoffnungsfarbigem Wollenstoff bezogenen Sopha saßen?! — Tiefes Schweigen ringsumher. In den Vorjimmern die Gefolge mit äußerster Spannung auf jeden Ton lauschend, ohne etwas zu vernehmen. War dies nicht ähnlich der Scene in jener Nacht auf dem Riemen, wo der alte Napoleon und Alexander beisammen in einem Bette liegend Ohr an Ohr ihre Geheimnisse über Europa's Zukunft austauschten?

Und eben so wie jetzt, stand damals, nicht weit davon ein gedemüthigter König, den die beiden Kaiser aus ihrer Nähe entfernt hatten, während sie auch über ihn und sein Geschick unterhandelten. Damals war es der König von Preußen, der Land und Leute verloren hatte, die sein waren und welcher nun hier am äußersten Ende seines Reiches erwartete, was die Gnade des Siegers ihm lassen wollte. Jetzt dagegen war es der tapfere König Victor Emanuel, welcher alles was er besaß, selbst sein eigenes Kind, zum Opfer gebracht hatte, um Italien zu befreien und König dieses befreiten Italien zu sein. Er hatte sich, sein Haus, sein Land, sein Heer den Befehlen des mächtigen Verbündeten untergeordnet, und dieser behandelte ihn dafür wie einen Untergebenen, mit dem man seine Umstände macht.

Welche Freude für jedes patriotische österreichische Herz. Welche Genugthuung für den Haß jedes rechtschaffenen Oesterreichers. Dieser kleine, verrätherische, großprahlerische König durfte nicht im Zimmer sein, als die beiden mächtigen Kaiser unterhandelten. Er durfte sich nicht sehen lassen, er hatte kein Ansehen, keine Stimme, kein Recht. Der erhabene Verbündete behandelte ihn als seinen Diener mit der Geringschätzung die er verdient. Dem

Kaiser von Oesterreich wird nicht zugemuthet, mit ihm an einem Tische zu sitzen, ihm ein Dorf, einen Fuß breit Land abzutreten. Wo wäre dieser kleine König auch ohne den Gebieter der Franzosen geblieben?!

Louis Napoleon allein erhielt die Lombardei als Preis seiner Siege und seiner Schonung gab er diese Provinz dann als Dauer seinem Armeecorpscommandanten Victor Emanuel, so läßt sich nichts dagegen sagen; ist doch dafür gesorgt, daß er mit diesem Zuwachs an Landbesitz keinem Schaden anrichten kann. Gesorgt zugleich, daß der piemontesische Hochmuth, wie der italienische Freiheitschwandel die gebührenden Fußstritte empfangen. Es lebe somit dieser Waffenstillstand und dieser Frieden!

Es ist ein fauler Frieden! Schreit man von allen Seiten. Es fragt sich für wen er faul ist? — Der Kaiser der Franzosen ist viel zu klug und schlau: wer will daran zweifeln, daß er genau gewußt hat, was er that, als er diesen Waffenstillstand und diesen Frieden anbot. Er hatte auf jeden Fall die triftigsten Gründe es zu thun und alles war wohl überlegt und reiflich beschloffen. Die Politik sowohl wie die Lage seines Heeres und des Krieges forderten ihn dazu auf.

Die Schlacht am Mincio war ein kühner Versuch Oesterreichs gewesen durch einen plötzlichen unerwarteten Schlag dem Kriege eine glückliche Wendung zu geben, eben so wie im Jahre 1848 die Schlacht bei Custozza, dem Kriege gegen die Piemontesen die Wendung gab. Da dieser Versuch mißlang, mußte die Minciolinie aufgegeben werden, aber noch blieb die viel stärkere Gischlinie, noch blieben die starken Festungen Mantua und Verona, es blieb ein Widerstand zu überwinden, der Glück und Geschick Louis Napoleons auf die härteste Probe stellte. Der Rückzug der Oesterreicher auf Verona erfolgte in den letzten Unitagen, die Franzosen drangen ihnen nach, aber langsam und zögernd. Ihre Vorposten erreichten bis zum 6. Juli Villafraanca, ungefähr die Mitte des Festungsvierecks, der halbe Weg vom Mincio nach Verona. Der Kaiser Napoleon schlug sein Hauptquartier in Valleggio auf. Die Piemontesen wurden angewiesen Peschiera zu belagern. Der köstlich 16 Tage lang auf der Promenade von Florenz zum Mincio herumgeführte Prinz Napoleon mußte, wie er angelangt, mit dem 5. Corps gegen Mantua

front machen. Es war noch schweres Belagerungsgeſchüß unter Weges von Genua her und am Gardasee wurden Kanonenboote zuſammengeſetzt, allein trotz aller dieſer Ausſichten und Mittel, waren die Erfolge in der Nähe betrachtet, doch keineswegs ſo leicht und gewiß, wie die franzöſiſchen Zeitungen und Berichte ſie ausſchrien.

Die Schlachten und Gefechte hatten ungeheure Verluſte verurſacht; Menſchenleben war nirgends geſchont worden. Veſchiera und Mantua leiſteten ſicher den hartnäckigſten Widerſtand ehe ſie fielen und dann blieb die fürchterbare Feſte Verona und die Eſſchlinie übrig. Welch' langer ermüdender Belagerungskrieg ſtand dem Kaiſer bevor. Dazu aber geſellte ſich der glühende Sommer und die gefährlichen Sumpffieber; das Mantuaſieber bekannt genug durch ſeine peſartige Verderblichkeit. Während dieſer Sommerzeit war es überhaupt faſt unmöglich Krieg führen zu können in dem Sumpfdelta des Po und der Eſſch bis zu den Lagunen Venedigs. Bombardiren mochte die Flotte inzwischen immerhin die Lagunenſtadt, erobern konnte ſie dieſe niemals, ohne Mitwirkung eines ſtarken Landheeres und woher ſollte dieſes kommen?

Die Lage der Verbündeten war ſomit, trotz des Sieges bei Solferino keineswegs günſtig. Es iſt mit anderen Prahlereien des Moniteurs auch die nicht wahr, daß der Geſundheitszuſtand der Armee vortrefſſich geweſen. Brandiger Typhus und tödtliche Fieber zeigten ſich je länger je ſchreckender. Dazu kam, daß viele Verwundete ſtarben, weil ihre Wunden bei der großen Hitze und der mal aria leicht in Brand und Fäulniß übergingen.

Die Öſterreicher befanden ſich dagegen ungleich beſſer. In ihren Feſtungen und in dem großen feſten Lager hinter dem Fortis von Verona konnten ſie ſich erholen, ergänzen und ihre Feinde erwarten. Zu ungehen waren ſie nicht, denn zur Rechten lag der Gardasee an deſſen Ende das Gebiet des deutſchen Bundes beginnt, hinter ihnen ragte der hohe Alpenwall auf, zur Linken dehnte ſich die ſtarke Eſſchlinie und das venetianiſche ſumpfige Tiefland.

Louis Napoleon konnte ſomit wohl viele Bedenken haben den Krieg hier weiter fortzuſpinnen, der ſich in die Länge zu ziehen drohte, eben ſo wohl aber iſt ihm zu glauben, daß ihm die Rüſtungen in Deutſchland und das Verhalten Preußens unangenehm wurden. Preußen hatte lange Zeit den

Kriegsbeifer in Deutschland zurückgehalten und hielt seine aufgesteckte Vermittlungsfahne noch aufrecht, allein es hatte 6 Armee-corps mobil gemacht und unterhandelte mit den deutschen Regierungen ihm die alleinige oberste Leitung der Gesamtmacht Deutschlands für den Krieg zu übertragen. Heeres-aufstellungen am Ober- und Mittelrhein waren beschloffen, zugleich auch lud Preußen England und Rußland ein, gemeinsame Sache mit ihm für die Friedensvermittlung zu machen.

Alles dies konnte dem Kaiser der Franzosen eben so wenig verborgen sein, wie daß Fürst Windischgrätz sich nach Berlin begeben hatte, um dort das endliche Losschlagen Preußens und Deutschlands am Rheine zu fordern. Die verschiedenen Erklärungen des Kaisers heben ganz besonders hervor, daß die Aussicht, am Po und Rhein zu gleicher Zeit Krieg zu führen, ihn zum Frieden und zum theilweisen Aufgeben seiner Ankündigung, Italien bis an's adriatische Meer zu befreien, bewogen hätten. Er gibt sich dabei das edelmüthige Ansehen, daß der Gedanke, den Krieg zu einem europäischen zu machen, der Gedanke an die Leiden, Verwüstungen und Blutströme, deren schon so viele schredliche vorhanden, nicht wenig dabei mitgewirkt, aber er fällt zuletzt doch aus der Rolle, indem er hinzufügt, daß die Fortsetzung des Kriegs seinen, oder, was gleichbedeutend zu nehmen, den französischen Interessen nicht mehr angemessen gewesen sei.

Das heißt soviel als: für Italien ist genug geschehen, ich bin so weit mit ihm, wie ich sein wollte, von jetzt ab ist es mein Interesse mich mit Oesterreich zu versöhnen. Die Revolution, gesteht er zugleich ein, droht mir über den Kopf zu wachsen, und allerdings war dies ein nicht weniger triftiger Grund.

Somit Waffenstillstand und Frieden, um so mehr da diese Italiener anfangen höchst unangenehm zu werden. Ohne Befehl haben sie ihre Fürsten fortgesetzt und abgesetzt und gehen jetzt sogar dem Papste zu Leibe, den ich nothwendig brauche und ihnen ausdrücklich befohlen habe, sich ruhig zu verhalten. Dieser Wirthschaft muß ein Ziel gesetzt werden. Und dieser kleine Alpenkönig von Savoyen ist so eingebildet, wirklich zu glauben, daß er zum Könige von Italien bestimmt sei. Diese unnebelten Köpfe werden mit ihren

enthusiastischen Einbildungen lästig; sie glauben wahrhaftig ich könnte mich für ihre nationale Freiheit begeistern, ich, der ich den Franzosen diesen Schwindel ausgetrieben habe, der ich doch wahrlich gezeigt habe, daß man mir solche Fantasterei am wenigsten zutrauen darf. Fort also mit diesen Schwärmern und Hohlköpfen! Machen wir Waffenstillstand und Frieden.

Es ist anzunehmen, daß die Absicht dazu längst in dem Busen des Franzos'n reifte. Er entledigte sich auf vortreffliche Weise Garibaldi's und seiner Schaaren, indem er diese in den Gebirgswinkel des Belstin schickte, wo sie sich die Köpfe am Stiffen-Joch eintrennen konnten; er entledigte sich auch seines demokratischen Vetter's und des toskanischen Generals Ulloa, welche er kreuz und quer marschiren ließ, eben so spielte er ein lustiges Spiel mit dem fantastischen Herrn Kossuth, den er prächtig für seine Zwecke benutzte und sich ihn für alle Fälle aufsparte. Als jedoch erreicht war was er wollte, wurde der Besen in den Winkel gestellt, woher er gekommen. Jedoch falls jedoch säuberlich, denn, man weiß nicht, wie er noch wieder hervorgeholt und benutzt werden kann.

Am 2. Juli scheint der Waffenstillstand eingeleitet zu sein, als der Sohn des General Urban nach Vallegio geschickt wurde, um die Auslieferung der Leiche des gefallenen Obersten, Fürsten Windischgrätz, zu erbitten. Er wurde mit Auszeichnung aufgenommen, man überhäufte den jungen Lieutenant mit Artigkeiten, der Kaiser Napoleon selbst sagte ihm die freudlichsten Worte, pries die Tapferkeit des österreichischen Heeres, beklagte die blutigen Opfer so vieler tapferer Männer und bewilligte die Bitte, bedauernd, daß er nicht mehr thun könne. Am 4. brachte ein Capitain Tancus die Leiche des Fürsten nach Verona, wo er natürlich dieselbe höfliche und artige Aufnahme fand, zwei Tage später aber erschien dort der vertraute Adjutant des Kaisers Napoleon, General Fleury mit einem Briefe an den Kaiser Franz Joseph. Dessen Inhalt von solcher Wichtigkeit war, daß der Abgesandte eingeladen wurde die Nacht in Verona zu bleiben um am nächsten Tage erst die Antwort in Empfang zu nehmen.

Es fand nun ein Kriegs- und Ministerrath statt und der Waffenstillstand war fertig. Am 7. wurden die Vorbereitungen geordnet, auch der

Kaiser Napoleon hielt Kriegsrath in der Casa Mastri, wo er wohnte, am 8. fand die Zusammenkunft in Villafranca statt. General von Hess und Marschall Boillant unterzeichneten. Alle Feindseligkeiten zu Wasser und zu Lande hörten auf, bis zum 15. August*), man sagte sich gegenseitig schmeichelhafte Artigkeiten, von den Piemontesen war nichts zu sehen. Man frühstückte auf's freundschaftlichste und sicherlich fehlte es nicht an lebhaften Wünschen und Toasten.

Nach diesem herzlichem Frühstück der Generale war noch ein Schritt zum herzlichem Frühstück der beiden Kaiser und drei Tage darauf erfolgte auch dies in Villafranca. — Die beiden mächtigen Herrscher kamen ein jeder begleitet von seinem glänzenden Gefolge und einer Schwadron Reiterei. Sie drückten sich die Hände, verschwanden dann in dem kleinen grünen Salon und kamen nach einigen Stunden mit freudigen Gefühlen Hand in Hand wieder zum Vorschein. Der Friede war geschlossen. Wie es dabei hergegangen sein mag, wird später vielleicht in Memoiren des Grafen Grünne oder eines anderen Vertrauten des Kaiser Franz Joseph, oder in einem französischen Memoirenbuche der Welt mitgetheilt werden; vorläufig kann man es kaum anders machen wie die Times, welche ein Stück des heimlichen Gespräches satirisch zum Besten gibt.

Mein kaiserlicher Bruder kann nicht aufrichtiger diesen Krieg beklagen wie ich es thue, sagte Franz Joseph. Es betrübt mich auf's innigste, daß Sie meinen Vorschlag zu einer persönlichen Unterredung welche ich Ihnen noch zuletzt vor Ausbruch des Krieges machte nicht annahmen. Damals paßte es mir nicht, erwiderte Louis Napoleon, auch würde eine Unterredung uns sicherlich nicht verständigt haben. Ich konnte nicht erwarten, daß Ew. Majestät gegen den Rath aller befreundeten Kabinete in Piemont einfallen würden.

War ich nicht zum Aeußersten durch die Herausforderungen des Turiner Kabinet's getrieben, fällt Franz Joseph ein und durfte ich nicht glauben, daß meine ältesten Verbündeten —

*) Siehe Notenstücke.

Sie haben sich jetzt überzeugt, mein Cousin älteste Louis Napoleon, ihn unterbrechend und seine Hand nehmend, daß Ihre ältesten Verbündeten anders dachten, als Sie meinten, während ich selbst immer die redlichsten und treuesten Absichten verfolgte, auch meine persönliche Hochachtung so groß war, daß es mich aufs tiefste bedrückte, mißverstanden und verkannt zu werden.

Aber es schien mir doch, erwidert Franz Joseph erschauert, als ob die Wege, welche Sie einschlugen — doch gewiß, ich glaube es gern. Mein kaiserlicher Bruder konnte niemals die Absicht haben Ungarn zu revolutioniren und einen Herd des Aufstandes in Italien zu errichten.

Ganz gewiß nicht, versetzte Louis Napoleon. Wir liegt an diesen Italienern gar nichts und was den Fantasten Kossuth betrifft, sammt seinen Gesoffen, so würde ich mit eben demselben Vergnügen vernehmen, daß Sie an ihnen das Exempel von . . . wiederholen ließen, als wenn Herr Garibaldi und manche ihm ähnliche Subjekte aufgehängt würden.

Und Herr Cavour, fällt Franz Joseph mit sichtlichcr Genugthuung ein, dieser Revolutionair, der mit allen geheimen Gesellschaften in Verbindung steht, selbst Mazzini nicht fremd geblieben ist und sich seit Jahren nur mit Plänen gegen mich beschäftigte, dabei jedoch sich rühmte, in Paris Unterstützung zu finden. —

Lassen wir das, unterbricht ihn Louis Napoleon, Sie werden später eine andere Ueberzeugung erhalten.

Ich kann mit diesen Menschen nicht unterhandeln, ruft Franz Joseph lebhafter. Ich habe feierlich erklärt, daß meine Gesandten nicht mit ihm an einem Tische sitzen sollen.

Sie werden Ihr Wort halten, denn ich werde dafür sorgen, daß Graf Cavour seinen Abschied erhält oder nimmt, sagte Louis Napoleon.

Aber der König von Sardinien, fährt Franz Joseph fort. — Er ist mein Verwandter, doch wie hat er meine Großmuth von 1849 vergolten! Es ist schamvoll zu denken, daß ich ihm die Hand bieten, ihm einen Fuß breit Land abtreten soll. Nicht Er, sondern Sie allein Stre, haben diese Piemontesen an den Rincis geführt. Wahrhaftig ich kann ihm die Lombardci nicht überliefern.

Das sollen Sie auch nicht, versetzte Louis Napoleon. Nur sollen Sie die Lombardei abtreten, dafür lasse ich Sie in Italien stärker und einflußreicher zurück, als Sie je gewesen sind.

Aber Mantua und Veschiera! rief Franz Joseph.

Ich bin großmüthiger als mein Onkel, versetzte Louis Napoleon. Behalten Sie beide Festen.

Und meine Verwandten, der Großherzog von Toscana, der Herzog von Modena? fragte Franz Joseph. Mein kaiserlicher Bruder kann legitime Fürsten nicht von der Revolution zertreten lassen:

Gewiß nicht, die beiden Fürsten werden wieder eingesetzt.

Und die Legationen — der heilige Vater, fährt der junge Kaiser mit Zufriedenheit fort. Ich darf wohl erwarten, daß das Oberhaupt der Kirche von Ihnen nicht weniger vor der Revolution beschützt wird, wie vor der Vöndergier des Königs von Sardinien.

Darüber sein Sie ganz ruhig antwortet Louis Napoleon ihm zulächelnd. Ich kann diesen italienschen Revolutionairen wohl das Schattenspiel eines italienschen Bundes hinwerfen, allein ich kann keinen König von Italien brauchen.

Wenn es Narren gibt, die da meinen, ich würde mich und Frankreich's Geld und Blut für ihre Freiheitspläne opfern, so ist das nicht meine Sache. Ich verfolge meine Interessen und diese machten es mir zur Pflicht, Oesterreich's Einfluß in Italien zu bekämpfen, denn auf eine andere Weise konnte ich mit Ihnen, mein theurer Cousin, nicht zum Einverständniß gelangen. Unser beiderseitiges Ziel ist seit zehn Jahren die päpstliche Macht für uns zu erobern. Ich habe dieselbe in Frankreich dringend nöthig, um die Revolution niederhalten zu helfen, Sie haben dies Mittel mit Hülfe des Concordats noch wirksamer benützt. Ich habe Rom besetzt und den Papst zurückgeführt, ehe Sie dies thun konnten und durch dies Zuorkommen ist es nur gelungen, daß Sie den heiligen Vater nicht ganz allein in Händen haben. Aber wir haben uns um dessentwegen weit mehr feindlich als freundlich betrachtet, vereinigen wir uns jetzt, wir die beiden getreuen und geliebten Söhne der heiligen Kirche zu einer brüderlichen Einigkeit. Haben die beiden katho-

lischen Großmächte Europa's nicht große und gemeinsame Aufgaben? Hängt es nicht von ihrer Einigkeit ab, Europa Gesetze vorzuschreiben und zugleich den Glanz und die Glorie der katholischen Kirche und des heiligen Vaters über alle Welt zu erhöhen?

Es ist nicht daran zu zweifeln, erwidert Franz Joseph erregt.

So lassen wir diese Italiener sich mit ihrem italienischen Bunde abquälen bis zur Verzweiflung, lacht Louis Napoleon. Einer ihrer tollsten Schwärmer, Gioberti, hat zuerst die Idee aufgestellt, der Papst müßte Präsident des Freiheitsbundes werden, und in der Periode wo Pius der Neunte als der Messias der Freiheit betrachtet wurde, fanden die Italiener diesen Gedanken entzündend. Später kamen sie allerdings davon zurück, ich habe jedoch durch eines meiner für alles brauchbaren Werkzeuge, durch Lagueroniere diese päpstliche Präsidenschaft wieder aufräumen lassen und Sie müssen mir dabei helfen.

Aber, wenn der heilige Vater nicht einstimmt, sagt Franz Joseph besorglich. Um so besser, nickt Louis Napoleon.

Wenn der König von Neapel sich weigert in den Bund einzutreten.

Vortrefflich! So wird die Verwirrung immer größer.

Was aber wird zuletzt daraus?

Zuletzt — nun, zuletzt mein kaiserlicher Bruder, sind wir beide ja vorhanden um die Ruhe und Ordnung herzustellen, sagt Louis Napoleon mit seinem bleischweren Lächeln.

Franz Josephs Augen leuchten auf, aber Louis Napoleon legt seine Hand ihm auf den Arm und fährt fort: Wir, die katholischen Großmächte haben die Aufgabe zu erfüllen, daß Italien nicht eine Beute der Revolution und Anarchie, daß es nach unserem Willen regiert werde und wir im Einverständniß darüber sind. Sie werden als Mitglied des italienischen Bundes in der glücklichen Lage sein, daß nichts ohne Ihren Willen geschehen kann; aber mein kaiserlicher Bruder wird sich jetzt überhaupt überzeugt haben, wie nothwendig ihm Frankreich ist und wie vertheilhaft, wenn wir Hand in Hand gehen.

Glauben Sie nicht, daß mein Onkel dies schon genau wußte, als er Ihrem Großvater die Hand zum Waffenstillstand und Frieden von Campo Formio bot? fährt er darauf fort. Glauben Sie nicht, daß er immer eifrig

sich bestrebt, dies Bündniß zu befestigen, woran er leider durch die Einflüsterungen der englischen Politik und das Gewicht des englischen Goldes in Wien gehindert wurde. Die wiederholten mit äußerster Hartnäckigkeit geführten Kriege Oesterreich's mußten ihn darin bestärken, daß Oesterreich's Bündniß und Freundschaft eine natürliche und gebotene für den Beherrscher Frankreich's sei. Und glauben Sie nicht, daß diese Erkenntniß meinen Onkel endlich dahin brachte, der Schwiegersohn Ihres Großvaters zu werden, um durch eigne Familienbände dies Bündniß um so stärker zu befriedigen?

Daß es dem verbündeten Frieden im Jahre 1813 gelang Oesterreich und Frankreich dennoch zu trennen, führte den Sturz meines Onkels herbei: allein Sie sehen mich jetzt an seiner Stelle auf dem Thron, und ich biete Ihnen die Hand zum neuen Bunde.

Friede und Freundschaft soll fortan zwischen uns sein.

Friede und Freundschaft antwortet Franz Joseph mit etwas ungewisser Stimme.

Bemerken Sie wohl, fährt Louis Napoleon fort, daß, während ich meine dienstfertige Presse Ihnen auf den Hals schickte, und sie wie Hefhundee Oesterreich von allen Seiten beißen und zerreißen ließ, ich zu gleicher Zeit durch Girardin ein Buch veranstaltete, in welchem bewiesen wurde, daß Oesterreich der wahre und beste Verbündete Frankreich's, dessen Erb- und Todfeinde, aber England und Preußen seien? Dies ist vollkommen richtig und gewiß, also Friede und Freundschaft zwischen uns, mein lieber Cousin.

Friede und Freundschaft! antwortet Franz Joseph zuversichtlich.

Ich verföhne Sie mit Rußland sagt Louis Napoleon vertraulich nickend. Denken Sie nicht mehr an diesen lumpigen Verlust der Lombardei, den ich Ihnen auf jede Weise erlichtere und verfühle. Nichten Sie Ihre Augen gegen Osten, gegen die Donau. Was sagen Sie zu dem kranken Mann, ist er immer noch krank? Was sagen Sie dazu, wenn dieser Mann stirbt und eine reiche Erbschaft hinterläßt? Wer ist der nächste und natürlichste Erbe dieser christlichen Donauländer?! Auf mein Wort mein theuerster geliebtester Cousin, ich bringe Ihre Sache mit Rußland in Ordnung. Dann gehören Sie zu uns, und ich möchte wissen, wer uns daran hindern will, zu thun was uns beliebt. Somit Frieden und Freundschaft zwischen uns, meinen Sie nicht?

Friede und Freundschaft! Von ganzem Herzen, mein kaiserlicher Bruder! ruft Franz Joseph mit heller Stimme.

Von Deutschland sprechen wir ein ander Mal, sagt Louis Napoleon geheimnißvoll lächelnd und die schwarzen Augenbrauen in die Höhe ziehend, ich werde Ihnen beweisen, wie Ihre ältesten und natürlichsten Bundesgenossen gegen Sie denken, was Sie von ihnen und von mir zu erwarten haben. Für jetzt nur soviel: Was würde die Folge sein, wenn Preußen wirklich das Schwert zu Ihrem Beistande zöge? Es würde sich an die Spitze Deutschlands stellen. Es würde unfehlbar die Hegemonie in Deutschland erhalten. Es würde aus dem bisherigen deutschen Staatenbund einen Bundesstaat machen, mit Vollvertretung und Nationalparlament. Oesterreichs Stellung und Uebermacht in Deutschland würde auf immer verloren sein; es würde aus Deutschland herausgeträngt werden, wo das revolutionaire Element sich entwickeln würde. Dafür aber würde Preußen auch in Italien einen ähnlichen Bundesstaat stiften wollen, und was würde dann aus Ihrer Macht? Wir können dies Beide nicht dulden, auch darum also Friede und Freundschaft zwischen uns!

Friede und Freundschaft! antwortet Franz Joseph energisch. Nehmen Sie die Lombardie, mein Bruder, meine Stellung in Deutschland ist zehnmal mehr werth. Ich behalte Mantua; zur rechten Zeit wird sich das übrige finden. Stiften wir einen italienischen Bund, ich werde nicht dabei fehlen. Alles geschehe wie Sie es wünschen.

Umarmen Sie mich! ruft Louis Napoleon. Zeigen wir uns vor den Augen der verblüfften Welt in Frieden und Freundschaft!

So ungefähr mag man sich das Geheimgespräch in Villafranca denken, wie dies aber auch in Wahrheit gewesen sein mag, gewiß ist, daß die Andeutungen des Kaisers Napoleon so vortheilhaft waren, daß Franz Joseph mit beiden Händen zugreifen konnte.

Was ließ sich nach zwei verlorenen Schlachten noch erreichen? Was war zu befürchten, wenn etwa auch eine Schlacht an der Etsch verloren ging?

Es war möglich, daß ein Sieg große Folgen gehabt hätte, daß er im Stande gewesen wäre, den Krieg wiederum an den Tessin zu versetzen; allein eine durchgreifende Wendung der Dinge konnte nur am Rhein, nur in

Frankreich selbst erfolgen. Wenn Preußen aber wirklich an der Spitze Deutschlands, den Kaiser zwischen Krieg oder seinen Vermittelungsvorschlag wählen ließ, würde Louis Napoleon dann nicht lieber die Vermittelung gewählt haben? Oder weil er dies nicht that, weil sein Ansehen dadurch bei den Franzosen einen unheilbaren Stoß erhalten hätte, wenn er den Krieg wählte, würde er dann nicht gezwungen gewesen sein, sich der Revolution in die Arme zu werfen, und mußte nicht ein furchtbarer, zweifelhafter, allgemeiner Kampf entbrennen? Für ihn gab es dann keine Grenze mehr, jede Existenz stand auf dem Spiele, und wer konnte das Ende vorhersehen? Gesetzt aber auch, der Krieg wurde glücklich geführt, konnten damit die alten Zustände hergestellt werden? Ließ sich das bisherige Regierungssystem retten? War Preußen etwa willens, dies zu thun?

Würde das siegende Preußen, das schon jetzt kaum mehr die Verträge von 1815 anerkennen, die Lombardei nicht garantiren wollte, nicht mit England und selbst mit Rußland im Verein, der italienischen Nationalität Bürgschaften für ihre Einigung und Entwicklung geben, und würde es nicht in Deutschland dann die nicht mehr bestreitbare Spitze bilden, um welche sich die Nation vereinigte?

Louis Napoleon hatte auf jeden Fall Recht, daß Oesterreich, wenn es sein jetziges System und seine jetzige Machtsstellung erhalten wollte, Frieden und Einigung mit ihm, dem absoluten Beherrscher der Franzosen, jeder anderen Combination vorziehen müsse. Louis Napoleon, selbst in Gefahr, daß ihm die Revolution über den Kopf wachse, Italien unter seinen Händen entchlüpfe, der Boden Frankreichs unter seinen Füßen zu zittern beginne, mußte den Frieden allen Glückschancen des weiteren Krieges vorziehen.

Der kurze Kampf war so sieggekrönt, daß die Franzosen über den glänzenden Ruhm ihres Kaisers und Heeres alle Nachseiten vergaßen, allein lange konnte dies nicht mehr dauern. Hundert Million und 50,000 tapfere Soldaten waren verbraucht, ein einziges Mißgeschick, ein langer Belagerungskrieg, das Mantuasieber und der Typhus, konnten plötzlich ganz andere Stimmungen hervorrufen, und diese fingen schon an sich zu regen.

Wofür opferte Frankreich sein Geld und sein Blut in Italien, da viele Stimmen über die Undankbarkeit, die Theilnahmlosigkeit, die abgünstige Gesinnung der Italiener, laute Stimmen erhoben? Die tiefgewurzelte Ab-

neigung beider Völker trat immer bedenklicher hervor, trotz der Kränze, der Triumphpforten und der Illuminationen, die den Kaiser und sein Heer in Genua, Alessandria, Turin und Mailand empfangen hatten. Die Franzosen trafen mit einem Volke zusammen, das ihnen an Eitelkeit und an Einbildung auf seine (ehemalige) Größe, wie auf seinen (zukünftigen) Verfall, die erste Nation Europa's zu sein, nichts nachgab und dazu kamen die Erfahrungen von Jahrhunderten, in welcher nach der sprichwörtlichen Rede, die Franzosen immer das Unglück Italiens gewesen. Dazu kamen die neuen Erfahrungen aus Rom, welche Rolle dort die französische Besatzung gespielt, endlich auch die Geringschätzung, mit welcher das französische Heer auf die Piemontesen und deren Tapferkeit blickten, die übermüthige Gewissheit, daß sie allein es seien, die den Sieg errungen.

Bei alledem aber gebärdeten sich die Italiener, als hätten sie Wunder wie viel gethan und ihre Forderungen wuchsen, der revolutionaire Geist drohte ganz Italien in Flammen zu setzen.

Louis Napoleon war sicherlich mit dem Ehrgeiz seines Verbündeten, der alles Größte Anstalt machte, sich den Kirchenstaat anzueignen, eben so unzufrieden, wie mit dessen Minister, dem Grafen Favour, der eine rastlose, revolutionaire Thätigkeit entwickelte. Je länger der Krieg dauerte, um so gefährlicher wurde diese. Wurden die Oesterreicher wirklich aus Venetien geschlagen, so war die Revolution jedesfalls Meister, kam es aber zur Vermittlung der Großmächte, so war nicht weniger gewiß, daß diese einen italienischen Bundesstaat mit Nationalparlament, sicherlich ohne päpstliches Präsidium, forderten.

Welch' Beispiel für Frankreich wäre dies gewesen, wenn ein freies Italien zum Vorschein kam mit Pressfreiheit und Assoziationsfreiheit, mit Parlament und allen den Volkrechten, welche der 2. December den Franzosen entrißen hatte; wenn keine Polizeiwirtschaft und kein leerer Schein von Recht und Freiheit, nach napoleonischem Modell, sondern eine wirkliche constitutionelle Rechtsgrundlage nach sardinischem Muster allen italienischen Staaten zugesprochen und von den Großmächten ihnen verbürgt wurden. Daß Preußen solches in seinem Vorschlage hatte, wird versichert, und England würde nicht dagegen gestimmt haben. Der Kaiser der Franzosen konnte es nimmermehr dahin kommen lassen.

Vielleicht hatte er sich in seinen Anschauungen über die Genügsamkeit der Italiener getäuscht und glaubte sie zufrieden stellen zu können, wenn er sie so frei machte, wie Frankreich es ist. Wenn er sie mit dem Code Napoleon beglückte, mit französischem allgemeinem Stimmrecht, gut bezahlten Abgeordneten und Senatoren und einer Polizei, der Alles möglich ist. Wenn dies der Fall war, so mußte er bald an der revolutionären Aufregung des Volks und seiner Führer in Sorge gerathen; vielleicht aber auch hatte er überhaupt sich den Krieg noch leichter gedacht, als dieser war.

Auf jeden Fall hat der vorsichtige Rechenmeister alle Faktoren in Betracht gezogen, und es war eben so wohl die Scheu vor der Revolution, wie die Scheu vor der Vermittlung der Großmächte, die Scheu vor einem freien Italien und die Berechnung, wie zweckmäßig ein Verständniß mit Oesterreich sei, welche seine Schritte leiteten.

Sorge vor Preußens Rüstungen konnte es nicht allein sein. Louis Napoleon wußte genau, daß Preußen zunächst an keine feindliche Aktion dachte; eben so wenig stichhaltig sind aber auch die Klagen vor den Großwürenträgern und Diplomaten, daß er an Vollendung seines ersten Werkes gehindert worden sei, weil er einen Frontangriff hätte machen, einen langen Belagerungskrieg hätte führen, weiß er das deutsche Bundesgebiet hätte verlassen müssen. Jeder Souslieutenant in seinem Heere wußte, was geschehen mußte, wenn man in das Festungenez gelangt war, und daß Oesterreich eine Macht sei, die sich nicht ohne energisches Ringen besiegen lasse. —

Ueber die Friedenseinleitungen kommen schon jetzt manche interessante Mittheilungen zum Vorschein, für deren Genauigkeit freilich keine Bürgschaft zu übernehmen ist. Waffenstillstand und Frieden gingen aber ohne Zweifel von Napoleon III. aus, ebenso kam der Vorschlag zu der persönlichen Zusammenkunft direkt von ihm. Der Marschall Vaillant und Feldzeugmeister Heß hatten den Waffenstillstand unterzeichnet, ohne daß dem Frieden ein Wort gefallen wäre. Aber kaum war die Tinte der Unterschriften getrocknet, als Napoleon schon in einem eigenhändigen Schreiben dem Kaiser Franz Josef die Friedensanerbietung machte und ihn, durch einen Vertrauten ins kaiserliche Hauptquartier nach Palezzio zu schicken, um ihm definitive Eröffnungen zu machen. Dies konnte nicht abgelehnt werden. Es

wurde somit als Unterhändler der Prinz Alexander von Hessen vom Kaiser Joseph auserwählt. Napoleon kannte den Prinzen, welcher so eben glänzende Beweise der Tapferkeit in den Schlachten von Magenta und Solferino abgelegt, von dem Besuche her, den er zwei Jahre zuvor, in Gesellschaft seines Bruders, des Großherzogs von Hessen, in Paris gemacht hatte. Dem Träger eines historischen Namens, dem Schwager des Kaisers von Rußland und dem Vertrauten Franz Josephs gegenüber, verschwanden alle Bedenkllichkeiten, welche Napoleon III. einem minder hochstehenden Unterhändler gegenüber bewahrt haben würde. Er kam dem Prinzen sofort mit überraschender Aufrichtigkeit entgegen, machte ihm kein Hehl aus seinem dringenden Wunsche, den Krieg zu beendigen, gab eine treffende Darstellung der militärischen und politischen Lage Frankreichs, entwickelte jedoch auch gleichzeitig, welche große Vortheile Oesterreich durch einen raschen Friedensschluß und direkte Verständigung mit Frankreich gewinnen würde. Hierauf theilte er dem Prinzen die Bedingungen des Friedens mit, und sehr wahrscheinlich waren es die 7 Punkte, welche Graf Balauschy entwerfen und an England mitgetheilt hatte; sehr wahrscheinlich auch wurde bei dieser Gelegenheit behauptet, daß die drei Großmächte diese Bedingungen gut heißen hätten. *)

Diese Bedingungen fanden in Verona keine Zustimmung; der französische Kaiser beantwortete jedoch die ablehnende Antwort mit dem dringenden Verlangen nach einer Zusammenkunft mit seinem kaiserlichen Gegner, nach dessen persönlicher Bekanntschaft er eben so recht großes Verlangen trage, wie er sich in einer Stunde mit ihm besser verständigen werde, als es im

*) Die Bedingungen lauteten:

- 1) Italien soll sich selbst wieder gegeben werden.
- 2) Es soll eine Conföderation aller italienischen Staaten, ohne Ausnahme, geschlossen werden.
- 3) Savdien soll durch die Lombardie sowie durch die Herzogthümer von Parma und Piacenza vergrößert werden.
- 4) Ein unabhängiger Staat, der Venedig und Modena umfaßt, soll unter einem Herzog gebildet werden.
- 5) Toscana soll die Herzogin von Parma erhalten.
- 6) Für die Papstlunen soll eine weltliche Vicekönigswürde geschaffen werden.
- 7) Es soll ein Kongreß zusammentreten, um Italien auf den eben genannten Grundsätzen zu organisiren und den erworbenen Rechten wie den Wünschen des italienischen Volkes Rechnung zu tragen.

schriftlichen Wege in langer Frist möglich sei. Hierauf erfolgte ein Brief des Kaisers Franz Joseph: daß die persönliche Zusammenkunft eben so sehr in seinem Wunsche liege, daß er jedoch darauf verzichten müsse, weil es ihm alsdann doppelt schmerzlich sein würde, Sr. Majestät wieder als Feind gegenüber zu stehen, was unvermeidlich sei, bei dieser Formulierung der Friedensbedingungen. — Hierauf erfolgten während zwei Tagen Unterhandlungen, bei welchen Napoleon III. außerordentliche Nachgiebigkeit bewies. Er war des Krieges müde, überzeugt, daß dieser von jetzt an gegen seine Interessen sei; somit gestand er nach und nach alle Punkte zu, welche von Oesterreich als *conditio sine qua non* requisit werden waren.

Den letzten Ausschlag für die Unterordnung gab jedoch erst ein vom 10. Juli, Nachts 3 Uhr, datirtes, acht Seiten langes Schreiben des Kaisers Napoleon an den Prinzen von Hessen, welches mit größter Schärfe nochmals alle Gründe zusammen stellte, die es dem Kaiser Franz Joseph zur Pflicht machten, die letzten Friedensangebote anzunehmen, da mehr nicht bewilligt werden könne. Zugleich soll dasselbe erklärt haben, daß, wenn die Bitterkeit erfolge, nichts übrig bleibe, als ein Krieg auf Tod und Leben, und daß kein Mittel dann verschmäht werden würde (Revolution in Ungarn und Kossuth), um zum Ziele zu gelangen. Außerdem soll dies Schreiben Enthaltungen über die Politik gewisser neutraler Mächte gemacht und die Einladung zur Unterredung auf den folgenden Tag aufs dringendste wiederholt und als nothwendig gefordert haben.

Das namenlose Ersauern folgte der bestürzenden Nachricht. Niemand konnte begreifen, wie dies möglich gewesen sei; am wenigsten begriff man es in Berlin, wo zu derselben Zeit Fürst Windischgrätz unterhandelte, um Preußen zum Aufgeben aller Vermittlungsversuche, statt dessen aber zur ungeschämten Theilnahme am Kriege zu bewegen.

Aus den veröffentlichten gegenseitigen Erlassen beider Mächte geht deren Verhalten genügend klar hervor^{*)}. Oesterreich hatte von Anfang an in eußen gedrängt, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Es wollte keine Vermittler, es wollte Verbündete. Die allgemeine Stimme Deutschlands rief nach Krieg, die Mittelstaaten drängten dazu, Preußen sollte auch wider seinen

^{*)} Siehe die Vellagen.

Willen hineingerissen werden. In Berlin wollte man jedoch die Selbstständigkeit und das großmächtige Ansehen bewahren; man wollte Preußens und Deutschlands Sache nicht mit Oesterreichs speziellen Angelegenheiten als gleichbedeutend betrachten, man wollte für das Metternich'sche System in Italien nicht in den Kampf ziehen. Oesterreich hatte, trotz der dringendsten Abathungen Preußens, den Krieg gegen Sardinien begonnen, jedenfalls, weil es glaubte, Preußen und Deutschland würden alsdann folgen müssen; allein Preußen hielt nicht allein sein eigenes Schwert in der Scheide, es hinderte auch durch seine Haltung, daß die Mittelstaaten es nicht auf eigene Faust ziehen und mit Oesterreich Separatbündnisse eingehen konnten.

Am 14. April war der Erzherzog Albrecht in Berlin erschienen und hatte hier bis zum 21. unterhandelt. Es sollte sofort der Krieg am Rhein erklärt werden, Oesterreich bot dazu 260,000 Mann; der Krieg in Italien sollte Nebensache bleiben; Oesterreich hoffte leicht über Sardinien zu siegen und es nieder zu werfen. Am Oberrhein sollte die österreichische Heeremasse, mit den Süddeutschen vereint, den Krieg nach Frankreich tragen; am Niederrhein Preußen, verstärkt durch die norddeutschen Bundescorps. Ein Bundesfeldherr sollte nicht ernannt werden, die oberste Leitung aber von einem gemeinsamen Hauptquartier (wie 1813 u. 1814) ausgehen, in welchem der Kaiser Franz Joseph und der Prinz-Regent persönlich die Entscheidung zu geben hätten.

Preußen beharrte jedoch bei seiner vermittelnden Stellung und wollte sich von England nicht trennen. Es wollte nicht eher den Krieg haben, bis der vorgeschlagene Congress heffnungslos ausgefallen sei. Somit trängte der Prinz-Regent den Erzherzog und das österreichische Cabinet, diesen Zeitpunkt abzuwarten; gelebt dagegen, auf dem Congresse die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 festzuhalten und deren Antastung zum Schaden Oesterreichs nicht zu dulden. — Der Erzherzog zeigte sich mit diesen Zusicherungen befriedigt, kaum hatte er jedoch Berlin verlassen, als dort die Nachricht von dem an Sardinien erlassenen Ultimatum eintraf. Der Kaiser und seine Umgebungen waren anderer Ansicht, als der unterhandelnde Erzherzog. Man hatte sich für den Krieg entschieden, vielleicht noch immer in der Meinung, daß Preußen nicht widerstehen könne. Trotz der beständigen Anfeindungen eines großen Theils der deutschen Presse und der Volkseinnung in

den meisten deutschen Staaten widerstand Preußen jedoch um so mehr, da sein eigenes Volk den Krieg verwarf und der Regierung fast einstimmigen Beistand anbot. Inzwischen war es doch gewiß, daß Preußen sich nicht auf den englischen Standpunkt der Neutralität auf jeden Fall stellte. Es wollte Oesterreich nicht zu Boden schlagen lassen, wollte ihm auch jetzt noch seine Machtstellung in Italien bewahren! allein es wollte dies glückliche Resultat nicht durch Krieg, sondern durch Vermittlung erlangen, welche in Folge der Ereignisse, die sich so überwältigend rasch folgten, nach der Schlacht von Magenta zu einer bewaffneten Vermittlung wurde. Es weigerte sich zwar noch immer, an dem Kriege Theil zu nehmen, aber es bereitete sich für den Krieg vor. Es mißbilligte den in Italien von Oesterreich begonnenen Kampf, aber es wollte den alten Bundesgenossen nicht darin unterliegen lassen, auch weil es Frankreich dann übermächtig werden sah und für sich selbst fürchten mußte. Auf keinen Fall sollte Frankreich Vortheile für sich in Italien gewinnen, französische Vasallenstaaten begründen. Preußen konnte die Regierungsgrundsätze Oesterreichs in Italien nicht gut heißen, konnte das System nicht aufrecht erhalten helfen, glaubte nicht, daß diese Zustände sich länger halten ließen, aber es wollte ihm sein Bundesgebiet bewahren.

Dies waren Gegensätze, offenbar nicht leicht zu vermitteln, um aber wo möglich das kaiserliche Kabinet zu überzeugen, daß man es redlich mit der Vermittlung und dem eventuellen Beistand meinte, wurde der General Willisen nach Wien gesandt, der dort von Mitte bis Ende Mai blieb und endlich so viele vertrauliche Eröffnungen gemacht hatte, daß ein Einvernehmen am 29. Mai erreicht zu sein schien. Als aber Graf Rechberg eine schriftliche Erklärung oder Notenaustausch forderte, durch welchen Preußen sich anheißig mache, für die Aufrechterhaltung des Territorialbesitzes Oesterreichs zu sorgen, wurde dies am 14. Juni in Berlin abgelehnt.

Die Schlacht bei Magenta war inzwischen, am 4. Juni, geschlagen und verloren worden. Die Lombardie befand sich in den Händen der Franzosen. Die Umstände hatten sich so wesentlich verändert, daß Preußen für die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 keine Garantie mehr übernehmen wollte. „Wir wollen die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 berufen, den italienischen Territorial-Besitzstand Oesterreichs und die Herr-

stellung des Friedens auf dieser Basis erstreben", antwortete Herr von Schleinitz am 14. Juni nach Wien. „Können wir dies Ziel nicht erreichen, und sollte der Kaiserstaat vielmehr mit dem Verlust seiner italienischen Besitzungen ernstlich bedroht werden, so werden wir zur Abwendung jener Eventualität zunächst eine bewaffnete Mediation versuchen und je nach dem Erfolge derselben für die Erreichung des oben gesteckten Zieles so weiter handeln, wie es unsere Pflichten als europäische Macht und der hohe Beruf der deutschen Nation erheischen.“

Der preussische Minister hatte auf jeden Fall den Eintritt in den Krieg gut clausulirt. Zunächst Vermittlung, dann bewaffnete Vermittlung, dann je nach Umständen, noch etwas mehr, bis vielleicht zum Ultimatum. Dafür verbat er sich jedes Drängen, und behielt sich die volle Freiheit der Active vor; zugleich aber betonte er ausdrücklich, daß nichts geschehen werde, wenn nicht von Oesterreich und von sämmtlichen deutschen Regierungen die Initiative für alle am Bunde zu ergreifenden Maßnahmen Preußen überlassen würde, auch jede Einleitung zu Separatbündnissen unterbliebe.

Hierauf erfolgte am 22. eine Note des Grafen Rechberg aus Verona, welche sich über die fortdauernde „Zurückhaltung“ des berliner Cabinets beschwerte *); die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 als eine europäische Angelegenheit erachtet; das Uebergehen zu einer bewaffneten Mediation und die vermittelnden Gesichtspunkte Preußens als moralische Unmöglichkeit hinstellt und Oesterreichs lebhaften Wunsch ausdrückt, Preußen als Partei an Oesterreichs Seite zu sehen.

„Was wir herbei wünschen müssen, sagt dieser Erlaß, ist eine klare und baldige Entscheidung gegen Frankreich. Erscheint aber dem königlichen Kabinete mit Rücksicht auf den Charakter, welchen es seinen Beziehungen zu letzter Macht seither gewahrt hat, ein kurzer Zustand des Ueberganges als nothwendig, um eine solche Entscheidung vorzubereiten, glaubt Preußen diesem Zustande Frankreich gegenüber anfangs den Namen einer bewaffneten Mediation geben zu müssen, so können wir zwar dieser Bezeichnung die volle reine Wahrheit, die ihr in unsern Augen schilt, nicht leihen, wohl aber mit Vertrauen die hoffentlich nahe Wendung erwarten, die das, in den Grund-

*) Siehe die Beilagen.

säßen und bereits verbundene Preußen auch im Handeln mit und zu vereinigen verspricht.

Was Friedensvorschläge anbelangt, will Oesterreich an Preußen, vorausgesetzt, daß diese Vorschläge den Territorialbestand von 1815 und die Souveränitätsrechte Oesterreichs und der übrigen Fürsten Italiens (also die abgeschlossenen Separatverträge) unverletzt erhalten, seine vertrauliche Meinung mittheilen; es verstehe sich jedoch dabei, daß von dem Augenblicke an, wo Preußen Oesterreichs aktiver Verbündeter werde, von Aufstellung von Friedensbedingungen nur noch in gemeinsamem Einverständniß die Rede sein könne.

Das österreichische Kabinet lehnte somit in diesem Urtasse zu seiner anfänglichen Stellung zurück, und die sogenannte Verständigung vom 29. Mai mit General Willisen war bei Seite geschoben. Nicht nur der Territorialbesitz, sondern auch die Separatverträge mit den italienischen Fürsten sollten unverletzt aufrecht erhalten werden, die preussische bewaffnete Mediation wurde nur als kurzer Uebergang zur Kriegserklärung gegen Frankreich als allzufällig erachtet.

Am übelsten aber lautete der Schluß in Betreff der Initiative und der Maßregeln beim Bunde, welche Oesterreich an Preußen am 29. Mai überlassen. Jetzt wurde diese Zustimmung Oesterreichs abhängig gemacht von Preußens weiterem Verhalten, und aus der preussischen Note vom 14. Juni Oesterreich die Freiheit der Bewegung im Bereiche der deutschen Bundesverhältnisse bewahrt.

Dieser Note folgte die Schlacht von Solferino am 24. Juni. Der plötzliche Vormarsch über den Mincio und der Angriff auf den anrückenden Feind, sollte dem Kriege eine überraschende glückliche Wendung geben. Wäre er gelungen, so dürfte man wohl erwarten, damit noch alle Bedenken der preussischen Politik über den Haufen zu werfen und Preußen mit Deutschland in die Aktion zu reihen.

Preußen hatte während des Mai unterhandelt und militärische Vorbereitungen gemacht, von den Kammern ließ das Geld zu einem Kriege bewilligen lassen. Während des Juni vervollständigte es seine Rüstungen. Nach der Schlacht bei Magenta machte es die Anleihe von 30 Millionen im eigenen Lande durch freiwillige Betheiligung. Am 11. Juni war diese vollständig ge-

dest, am 14. Mittags erging die Mobilmachungsordre für sechs Armeecorps, sie begleitete die Note des Herrn von Schleinig und war als Antwort auf die Garantieforderung Oesterreichs zu betrachten. Keine Garantie, aber Hülfsleistung nach den gegebenen Erklärungen wurde versprochen und volles Vertrauen erwartet. Am 24. Juni, am Tage der Schlacht von Solferino, eröffnete das preussische Cabinet allen deutschen Regierungen^{*)}, daß die Tendenz seiner Rüstungen keine andere sei, als Oesterreich seinen Länderbestand zu erhalten, daß es dazu den Weg der bewaffneten Vermittelung einschlage, daß es den Krieg nicht suche, sich jedoch nicht verhehle, daß seine Bemühungen zum Kriege führen könnte. Schon am 19. war den fremden Mächten die Mobilmachung notifizirt worden mit der Erklärung, daß dies geschehe, um Deutschland den ihm gebührenden Einfluß zu sichern, vermöge dessen eine europäische Frage, die so enge mit der großen Frage um Erhaltung des europäischen Gleichgewichts verknüpft sei, nicht ohne die Theilnahme und Zustimmung Deutschlands entschieden werden könne. Preußen sei daher entschlossen, die Kräfte Deutschlands zu vereinigen, und so seine Mediation zu verfolgen, um einen Frieden auf billigen und dauerhaften Grundlagen herzustellen. Zugleich mit der Eröffnung an die deutschen Regierungen beantragte Preußen, am 25. Juni, beim Bunde die Aufstellung von drei deutschen Armeecorps unter Bayerns Leitung am Oberrhein, wie auch die Ermächtigung, sein eigenes marschbereites Heer auch auf außerpreussischem Bundesgebiet aufzustellen. Als dann die Nachricht über die Schlacht von Solferino eintraf, trat es mit den Mittelstaaten über die militärischen Aufstellungen in Unterhandlungen und berief militärische Abgeordnete von Bayern, Württemberg, Hannover und Sachsen nach Berlin.

Am 24. Juni erfolgte zugleich auch ein weiterer Schritt bei den beiden neutralen Großmächten, um sie zur gemeinsamen Vermittelung einzuladen, wobei jedoch nicht verschwiegen wurde, daß Preußen nöthigenfalls allein vorgehen würde. Zugleich machte Preußen auch hierbei bemerklch, daß es sein Ziel sei, Oesterreichs Länderbestand zu erhalten, obwohl durchgreifende Reformen des bisherigen österreichischen Regierungssystems nothwendig eintreten müßten.

^{*)} Siehe die Altknische.

Rußland antwortete eingehend darauf, England (Lord John Russell) erst am 7. Juli, daß der Moment für das Eintreten einer Vermittlung noch nicht gekommen sei, Oesterreich durch seine Mißregierung den Besitz der italienischen Länder aber überhaupt verwirrt habe.

Am 2. Juli erhob die Bundesversammlung die beiden preussischen Anträge vom 25. Juni zum Beschluß, woraus am 4. Juli ein anderer preussischer Antrag erfolgte, auch das 7. und 8. Bundesarmeecorps mobil zu machen, welche sich der preussischen Aufstellung am Niederrhein anschließen sollten. Sämmtliche vier Bundesarmeecorps aber unter Oberleitung Preußens zu stellen.

Es war dies die erste erlangte Anerkennung der preussischen Initiative. Der Bundeskriegsrath wurde bei Seite geschoben, ebenso die Wahl und Ernennung eines Bundesfeldherrn. Preußen stellte sich als Führer, unter Zustimmung des Bundes, an die Spitze der deutschen Kriegemacht und vereinigte diese mit seinem eigenen Heere.

Nach dem preussischen Plane sollten drei Rheinheere aufgestellt werden. Das eine am Oberrhein unter Bayerns Befehl, das andere am Mittelrhein ganz aus Preußen bestehend, das dritte am Niederrhein aus Preußen und dem 9. und 10. deutschen Corps. Alle drei unter preussischer Krieges-Oberleitung.

Waren schon die ersten preussischen Anträge nicht ohne Mißverständnissen verschiedenem Mittelstaaten, besonders Sachsens, Württembergs, Hessen-Darmstadt und Badens angenommen worden, so brachten die nachfolgenden noch viel größere Unbehaglichkeit hervor. Es schien Ernst zu werden mit der preussischen Hegemonie, oder wie Herr von Beust es genannt hatte, Oberherrlichkeit; dem Vertrage des Herrn von Moltke in der Göttinger Wäse folgte ein tiefes Schweigen. Wie aber wollte man widerstehen, wenn Oesterreich nicht seinen mächtigen Beistand dazu bot? Müdlicher Weise war dieser jedoch näher als man dachte und ohne Zweifel wurde an diesem Tage auch mehr als ein Schwert und Hülfeschrei gegen Preußens unmäßiges Vordringen auf den Telegraphenträthen nach Verona geschickt.

Inzwischen war in Berlin Fürst Wintischgrätz angelangt, allein nicht etwa um nach der verlorenen Schlacht am Mincio gelindere Saiten anzuziehen und mit den preussischen Versicherungen vom 14. Juni sich einverstanden zu erklären. Fürst Wintischgrätz im Gegentheil forderte in kürzester

und schärfster Weise ganz dasselbe, was Graf Rechberg in seiner Note vom 22. Juni gefordert hatte. Krieg gegen Frankreich. Garantie für die Aufrechthaltung der Verträge von 1815 und nicht nur Herstellung des territorialen Besizes, sondern Garantie auch für alle Spezialverträge des Kaisers mit den italienischen Fürsten, also Herstellung des gesammten status quo ante.

Was somit Preussen angekommen wurde, war nichts Geringeres, als was es schon vor und seit Beginn des Krieges wiederholt abgeschlagen hatte. Es sollte seine Politik aufgeben, sich und Deutschland mit Oesterreich in einen Topf werfen. Es sollte für die Restauration des Metternich'schen Systems das Schwert ziehen, auch nicht ein Fingerring von allem, was Oesterreich von Anfang an als sein unantastbares Recht behauptet, war aufgegeben. Nach so vielen verlorenen Schlachten und Gefechten, nach Verlust seines halben Länderbesizes, wollte es nicht einmal an die Spezialverträge rühren lassen.

Das preuß. Kabinet war über dies Verlangen im höchsten Grade erstaunt und irrit. Herr von Schlieffen beantwortete am 5. Juli die Note des Grafen Rechberg in scharfer Weise. Er erinnerte daran, daß, wenn Oesterreich die Verträge von 1815 für so heilig und unverletzlich erachte, nicht zu begreifen sei, wie die Veränderungen in Belgien, Krakau und Neuenburg unter Oesterreichs Mitwirkung in das neuere Staatsrecht aufgenommen werden konnten. — Nach einschlagenden Betrachtungen über die Berechtigung der preussischen Mediation und Oesterreichs Verhalten in Herbeiführung des Krieges, folgt die Erklärung, daß für die einfache Wiederherstellung des ganzen status quo ante in Nord- und Mittelitalien Preussen Oesterreichs Verbündeter nicht werden könne.

„Die königliche Regierung, sagt die Antwort, hat diese Forderungen nur mit tiefen Bedauern vernehmen können, weil dieselben die in letzter Zeit durch unser Entgegenkommen gesteigerten Hoffnungen einer Einigung mit Oesterreich wieder in eine weite Ferne gerückt haben.“

Fürst Windischgrätz mußte sich in Berlin sehr bald überzeugen, daß an die Annahme seiner Forderungen nicht zu denken sei, allein noch immer war die preussische Regierung willig zu allen Dienstleistungen für Oesterreich nach ihren Absichten. Noch immer wollte sie alles was möglich versuchen, um Oesterreichs gesammten Länderbesitz zu erhalten und ohne Zweifel wurde der Fürst inne, daß es damit Ernst sei, ohne Zweifel, auch blieb ihm nicht ver-

borgen, daß Preußen, sobald es seine militärischen Stellungen eingenommen, eine solche Pression auf den Kaiser Napoleon ausüben würde, daß diesem nur die Wahl bleiben konnte, entweder die preussischen Vorschläge anzunehmen, oder aber den Krieg auch am Rhein aufzunehmen.

Oesterreich durfte nur abwarten, so kam was es verlangte. Preußen mußte zur Aktion schreiten. Es konnte Oesterreich nicht verlassen, mußte sein Wort halten, den Territorialbesitz zu fordern und aller Wahrscheinlichkeit nach war es damit in den Krieg verwickelt.

Fürst Windischgrätz wurde in Berlin von dem festen Willen Preußens, Oesterreich nicht fallen zu lassen, so überzeugt, daß er nach Verona berichtet, Preußen werde und wolle helfen, obwohl es die gestellten Forderungen ablehne. Statt der Antwort traf die Nachricht vom abgeschlossenen Waffenstillstand ein, die den Fürsten selbst ganz eben so überraschend und unerwartet traf, wie im April den Herzog Albrecht die Nachricht von der Summation. — Fürst Windischgrätz wollte zuerst überhaupt nicht an den Waffenstillstand glauben, dann setzte er seinen Kopf zum Pfande, daß kein Frieden daraus entstehen werde, sein Kaiser „nicht ein Dorf“ der Lombardei abtreten werde; allein es dauerte nur drei Tage, so war fast die ganze Lombardei abgetreten.

An demselben Tage jedoch, wo dieser Waffenstillstand in Verona als gewiß betrachtet werden konnte, am 7., erfolgte in Frankfurt ein Akt, welcher deutlicher erkennen ließ, man habe bereits im kaiserlichen Hauptquartier über die Zukunft entschieden und sei im Begriff, dem Waffenstillstande den Frieden nachfolgen zu lassen.

Am 7. Juli wurde in Frankfurt ein Antrag Oesterreichs eingebracht, welcher den preuß. Antrag vom 4. vollständig durchkreuzte und statt der preussischen Initiative, die von allen Seiten als ungeeignet betrachtete Bundeskriegsverfassung als legale Norm an die Spitze stellte.

Durch diesen offenbar feindlichen Schritt mußte Preußen auf's Empfindlichste gekränkt und beleidigt werden. Man hatte in Verona jedenfalls gewählt und war entschlossen, lieber alles zu wagen, als Preußen an Deutschlands Spitze zu erblicken. Wären die Forderungen des Fürsten Windischgrätz in Berlin angenommen worden, so hätte man wohl die „vorübergehende“

Initiative Preußens geduldet; jetzt nach der Rolle des Herrn von Schleinitz vom 5., nach den Berichten des Fürsten aus Berlin, war man zum Bruch entschlossen. Ohne Zweifel mußten aber damals schon Gründe vorhanden sein, um an einem günstigen Friedensabschluß mit dem Kaiser Napoleon nicht mehr zu zweifeln.

Daß Preußen dem Antrag Oesterreichs nicht beistimmen konnte, war eben so gewiß, als daß sein eigener Antrag vom 4. jetzt in Frankfurt von der Majorität verworfen werden würde. — Der österreichische Antrag vom 7. verlangte die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres und die Wahl des Prinzen von Preußen zum Bundesfeldherrn. Anscheinend sah dies ehrenvoll und schmeichelhaft aus. Oesterreich stellte seine eigen zu stellenden 3 Armee-corps unter Leitung des Prinzen von Preußen, wo diese Corps bei dem Zustande des österreichischen Heeres und Staates herkommen sollten, war freilich schwer zu sagen — vorläufig dachte man wohl an die unzufriedenen italienischen und ungarischen Regimenter. Der Prinz von Preußen wurde aber durch diese Wendung aus einem Souverain ein abhängiger Bundesgeneral und das deutsche Heer eine Reichsarmee mit allen Keimen innerer Auflösung.

Der kaiserliche Hof in Verona konnte nicht zweifelhaft sein, daß diese Zumuthung vom Prinz-Regenten abgelehnt werden würde und war es auch nicht. Man wollte den verzagenden Mittelstaaten Lust machen, ihren Muth aufrichten, ihren Widerstand beleben. Preußens Reich hatte, noch ehe es begonnen, schon sein Ende erreicht. Der Friede vervollständigte diese verwirrende Niederlage: als Strich darunter fehlte nur noch, die Schuld des in den Augen des österreichischen und deutschen Volkes unverständlichen und wenig ehrenvollen Friedens auf Preußen zu werfen.

Dies geschah in der That gleich nach dem Abschlusse in der Ansprache des Kaisers an sein Heer, in welchem die Anklage erhoben wurde, daß Oesterreich von seinem nächsten und natürlichsten Verbündeten verlassen, den Frieden habe annehmen müssen. In derselben bitteren Weise wurde diese Beschuldigung in dem kaiserlichen Manifeste vom 15. Juli wiederholt, hierauf aber auch in einer Circularnote vom 16. an die deutschen Regierungen ausgesprochen, daß Oesterreich sich zur Annahme der vom Kaiser Napoleon gemachten Friedensbedingungen verstanden, weil es Gewisheiten erhalten, daß die von

Preußen, Rußland und England ausgehenden Mediationsvorschläge für Oesterreich weit ungünstiger lauteten als was vom Kaiser Napoleon angeboten wurde. Als Beweis waren diese Vorschläge so formulirt beigelegt, wie das *Münchener Journal* sie bald darauf veröffentlichte.

Das Aufsehen war groß und allgemein. Die österreichische Presse stieß einen einstimmigen Schrei der Wuth über Picusens Verrath aus. Dazu also habe sich dasselbe an die Spitze Deutschlands stellen wollen, dafür habe es die Initiative gefordert. Haß gegen Preußen und Vergeltung für diese Unwürdigkeit wurde einige Zeit lang aus allen Tonarten gepredigt, während in Preußen selbst sofort an der Richtigkeit dieser schmälichen Anklagen gezweifelt ward und am 21. Juni Herr von Schleinitz eine Note an alle politischen Agenten Preußens erließ, in welcher auf's bestimmteste erklärt wurde, daß 1) Preußen keinerlei Bedingungen einer Mediation formulirt, oder verglichen, die von einer anderen Macht formulirt gewesen wären, acceptirt habe; 2) daß das dem österreichischen Circular beigelegte, seitdem durch die Zeitungen veröffentlichte Project ihm gänzlich unbekannt gewesen sei.

Hieran anschließend, erließ Herr von Schleinitz am 23. Juni eine ausführliche Note an den Gesandten Freiherrn von Werthner in Wien, welche in derselben Weise die Anschuldigung zurückwies und damit schloß, daß jetzt wenigstens Graf Rechberg überzeugt sein müsse, daß das angeblich von den drei neutralen Mächten angenommene Mediations-Project sein englisches von Preußen acceptirtes, sondern ein französisches in London zurückgewiesenes war, die Regierung Preußens sich aber bewußt sei, dem österreichischen Kaiserstaate, über das Maß positiver Verpflichtungen hinaus, während der ganzen Dauer des Konfliktes die freundschaftlichsten Gesinnungen betbätigt zu haben.

Zu ihrer vollständigen Rechtfertigung vor den Augen der Welt, veröffentlichte die preussische Regierung eine Reihe von Noten und Erlasse*) welche ihr Verhalten von Anfang bis Ende aufklären und allerdings keinen Zweifel mehr übrig ließen, daß die gemachten Beschuldigungen unbegründet waren. Wie jedoch dies „auffallende Mißverständniß“, wie die offiziöse österreichische Presse nun den Verrath nannte, entstanden sein kann, darüber

*) Siehe *Altenstädte*.

liegt bis jetzt Dunkelheit. Um so leichter hat sich die Meinung verbreitet, daß in Villafranca jene berücktigten sieben Punkte vorgezeigt wurden und man merken ließ, daß dies die Mediationsvorschläge der drei neutralen Mächte seien, oder aber diese, Preußen eingeschlossen, ihnen zugestimmt hätten.

Wie dem aber auch sein möge, die Friedensbedingungen sind angenommen, Louis Napoleon hat sein Ziel erreicht. Er war des Krieges müde, der seinen Interessen nicht mehr zusagte, dieser sollte beendet, Oesterreich gewonnen, Preußens Absicht verhindert, der Einmischung der Großmächte überhaupt vorgebeugt werden. Gewiß war Louis Napoleon weder der englischen Neutralität, noch der russischen Freundschaft mehr sicher. — Rußland, erschüttert durch den Krieg, schien nicht geneigt, mit Preußen und Deutschland bis zum Kriege zu verwickeln, eher geneigt, mit Preußen sich zu verständigen, während England neutral, jedoch aber rüstend und mißtrauisch gewiß keine Vergrößerung Frankreichs in Italien geduldet hätte; endlich aber Frankreich selbst, trotz alles Ruhmes und Manes dieses kurzen Feldzuges, doch mißmuthig über das viele vergossene französische Blut und über die ungeheuren Kosten, erschrocken auch vor dem Gedanken an einen Krieg mit Deutschland, der leicht ganz Europa in den allgemeinen Brand stürzen könnte, welcher so leicht nicht zu löschen war.

Der Friede von Villafranca gewährte allen Plänen des Kaisers Napoleon daher die größten Vortheile. Er sollte Oesterreich durch Großmuth verhöhn, in Italien die Revolution nieder schlagen, Frankreich beruhigen, seinen Stolz und das kaiserliche Ansehen erhöhen und besänftigen und für kommende Ereignisse ein Grund — und Eckstein werden.

Ein Bündniß mit Oesterreich, das aus diesem Frieden hervorgehen könnte, war von großer, weitreichender Bedeutung und mochte selbst die Vortheile eines Bündnisses mit Rußland übertreffen. Mit Oesterreich, der Donaumacht, ließen sich innigere Beziehungen anknüpfen, als mit Rußland, das sich ungewiß gezeigt hatte und als große Militärmacht kaum im Stande war, 100,000 Mann über seine Grenzen zu bringen. Die furchtbare Kriegstüchtigkeit des österreichischen Heeres hatte sich in Italien gezeigt, mit einem solchen Verbündeten an seiner Seite lassen sich jedenfalls große Dinge ausführen, und wenn es jetzt gelingt, Oesterreich sowohl von England wie von Preußen zu trennen, so wäre ein Krieg am Rhein, wenn dieser etwa im folgenden Jahre

ausbreche, bei weitem nicht so schwer zu bestehen. Preußen, selbst wenn Rußland es unterstützte, England sich mit ihm verbündete und das zerrissene unfähige Deutschland ihm beistehen wollte, würde einen Verweisslungskampf gegen das kriegsstarke Frankreich kämpfen müssen, sobald Oesterreich auch nur neutral bliebe. Das linke Rheinufer gerieth jedesfalls alsdann in die größte Gefahr und die Begeisterung für diesen Krieg würde in Frankreich selbst gewiß nicht gering sein. — Wenn aber auch Preußens Demüthigung zuletzt aufgespart würde und der Kaiser Napoleon es lieber wüßte mit England ver- suchte, wäre ein Bündniß mit Oesterreich ebenfalls eine schöne Sache. Wenn es England unächst gälte, würde Rußland nicht eben Herzenskummer haben, im Fall eine Invasion in England die Herrschaft Albions zerschmetterte. Was dem alten Napoleon unmöglich blieb, den Kanal eine Woche lang zu beherrschen, ist jetzt keineswegs mehr außer dem Bereich des Erreichbaren. Bei den ungeheuren Rüstungen zur See und der gewaltigen Dampfflotte des Kaisers Napoleon III. ist ein Sieg durchaus kein Märchenbild und wenn er auch nur auf wenige Tage das Uebergewicht verschaffte, wenn es gelänge 100,000 Franzosen nach England zu werfen und ebenin vielleicht ein zweites Heer nach Irland, den Sprößling Irlands, Mac-Mahon, an der Spitze, würde, wie die Engländer selbst zugeben, England wenn nicht verloren, so doch sicherlich gedemüthigt sein, und unter jeder Bedingung den Frieden annehmen müssen.

Wer sollte auf dem Continent England zur Hülfe eilen, wäre Oesterreich Frankreichs Verbündeter? Rußland doch wahrlich nicht, es würde Händtereidend vergnüglich zusehen; Preußen aber könnte ohne Oesterreich sich nicht rühren.

Das gute Einvernehmen, das Bündniß mit Oesterreich, ist somit ein höchst wichtiges und nach Umständen höchst folgenreiches Ereigniß des Krieges von Villafranca. Wer wollte zweifeln, daß Napoleon III. es für seine Interessen auf's Beste benutzen wird?!

Er hat zugleich dafür gesorgt, daß Oesterreich seine Stellung in Deutschland bewahrt, sein beherrschender Einfluß auf die Kleinstaaten des deutschen Bundes nicht Schaden leide, Preußen nicht etwa seine Hegemonie begründe und eine politische Einheit der deutschen Nation, diesem bisher so trägen und unbehülflichen Körper eine Energie, verleihe, durch welche aus dem bisherigen

geographischen Begriff sich wirklich ein deutsches Volk entwickelt. Oesterreich hat mit seiner bekannten Zähigkeit nicht minder Deutschland wieder festgeklammert und seine officiösen Organe haben sich beeilt zu versichern, daß um seinen Preis das Uebergewicht in Deutschland verloren gehen dürfe. Nichts hat auch so sehr den Zorn erregt, als die Meinung, daß Preußen die Absicht gehabt habe, Oesterreich aus Deutschland hinauszuschieben, und doch ist nicht zu verkennen, daß Deutschlands größtes Unheil und Unglück darin besteht, daß zwei Großmächte darin vorhanden sind. Preußen mit 17 Mill. deutschen Einwohnern will sich nicht Oesterreich unterordnen, das höchstens 8 Millionen Deutsche enthält. Oesterreich mit seinem Berufe an die Donau gewiesen, mit seinen historischen, streng conservativen Grundlagen, seiner religiösen Ausschließlichkeit aller kirchlichen Bewegung, kann unmöglich Deutschland vereinigen und zufrieden stellen. Es kann den Zielen und Richtungen nicht Folge geben, welche ein so großer Theil des deutschen Volkes für Deutschlands Zukunft verlangt.

Leider darf man daher auch jetzt um so weniger ein einigendes Verständniß zwischen Preußen und Oesterreich erwarten. Diese Einigkeit währte nur so lange, als Preußen mit dem Meternich'schem System einverstanden war. Die jetzige Krisis und der Frieden von Villafranca haben über Preußens fernere Politik vollständig entschieden.

Wie aus allen Aktenstücken hervorgeht, war Preußen zwar entschlossen sein Möglichstes zu thun, um Oesterreich in seinem Länderbesitz zu erhalten, allein das bisherige System sollte es jedenfalls aufgeben. Für Oesterreichs Separatverträge, für dessen Absolutismus, der Italien beherrschte, wollte es keinen Finger heben. Ein italienischer Bundesstaat wäre von der preuß. Mediation beabsichtigt, daß Preußen solches ebenfalls für Deutschland wünscht und will, und in der Folge ohne Zweifel durchzuführen sucht, ist kein Geheimniß mehr. Oesterreich dagegen will niemals darin willigen, wie Graf Boule zu dem englischen Gesandten Lord Russell mit aller Wahrheit sagte, es ist der Träger des Conservatismus und kann und will niemals etwas anderes sein. Somit wird es auch niemals eine Bundesreform, die Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, begünstigen können, denn nur in seinem gegenwärtigen Zustande kann Deutschland Oesterreichs System unterstützen, Oesterreich sein Uebergewicht erhalten!

Wenn der deutsche Bund nicht schon vorhanden wäre, erklärten französische Blätter, müßte man ihn schaffen, denn Frankreich kann sich kein besseres Institut wünschen, damit Deutschland ohnmächtig bleibe. — Oesterreich hat den Frieden in Villafranca geschlossen, um Deutschland nicht aus seiner Hand zu geben; es hat diesen Frieden geschlossen, um Preußen nicht seinen Platz in Frankfurt einzuräumen; es hat diesen Frieden geschlossen, den Gedanken an das 70 Millionenreich festhaltend und in diesem liegt der Gedanke der Unterwerfung Preußens eingeschlossen. So lange Oesterreich nicht Donaustaat sein will, sich nicht neben Preußen stellt, diesem die Führung Deutschlands überlassend, kann kein aufrichtiges und herzliches Einvernehmen zwischen beiden Mächten bestehen. Statt sich gegenseitig zu schirmen und zu schützen, sich gegenseitig stark zu machen, müssen sie sich gegenseitig eifersüchtig bewachen und zu schwächen suchen. Der Frieden von Villafranca hat dies unglückliche Verhältniß wieder befestigt. Preußen steht Oesterreich gegenüber und der Gegensatz ist schroffer als je geworden. Oesterreich hat die Hand Napoleons III. ergriffen, die Hand Preußens aber zurückgewiesen; der erste Akt nach dem abgeschlossenen Frieden war der, Preußen anzulagen, des Verraths zu zeihen, Haß und Verachtung auf es zu schleudern. Preußens Vertheidigung kann die Versöhnung nicht herstellen; seine schwächliche, zögernde und unentschlossene Politik wird dadurch nicht gut gemacht. Wollte Preußen als Ziel derselben seine Initiative in Deutschland erringen, so mußte es mitrathen und kühnen Schrittes darauf losgehen. Preußens Ehrlichkeit, sagen seine Vertheidiger, war größer als seine Klugheit, es wollte gerecht sein, wollte überzeugen, wo Ueberzeugung unmöglich war.

Die gothische Politik scheute sich vor rechter entschlossener That, sie hatte den Willen, aber ihr mangelte der Muth: jetzt genießt sie die Früchte ihrer Unentschlossenheit. „Wir haben eine schöne Gelegenheit vorübergehen lassen, Deutschland einzig zu machen,“ soll das erste Wort des Prinz-Regenten gewesen sein, als die Nachricht vom Frieden von Villafranca in Berlin eintraf.

Am Geschehenen ist nichts zu ändern. Der Frieden in Villafranca ist nicht Preußenwerk, ist nicht Folge seines „Verraths“, aber er läßt Preußen keine Wahl mehr über das politische System, das von jetzt an ihm zur Nothwendigkeit geworden ist; nur auf den Bahnen des Fortschritts im

eigenen Lande, dem deutschen Volke Anhalt und Stütze bietend, als Arm und Gedanke für dessen Streben nach Einheit und gleicher, gesetzmäßiger Freiheit, kann es den vorhandenen Gefahren entgegenstehen, welche menschlichem Ermessen nach nicht ausbleiben werden. Zu dieser Nothwendigkeit ist Preußen jetzt gedrängt, es muß, wie eine kürzlich in Berlin erschienene Schrift von offiziösem Charakter sagt, durch Befestigung verfassungsmäßiger Freiheit und starke Handhabungsweise der Gesetze dem Vaterlande die stütliche Kraft gewährleisten, vermöge deren Staaten und Völker unüberwindlich sind.

Und was bleibt für Italien übrig? — Die Ausführung der Friedensbestimmungen von Villafranca in Zürich zwischen Oesterreich und Frankreich unter Zugiehung Sardinien's, dann vielleicht ein Congress der Großmächte, um jenen Abschluß zu besiegeln. Kann aber Italien erwarten, aus diesen Wirren zu einer auch nur mäßigen Freiheit zu gelangen? Kann es erwarten, diese durch Napoleon zu erhalten, mehr von ihm zu erhalten, als er Frankreich an Rechten und Freiheiten übrig gelassen hat?! Kann Sardinien's constitutionelle Freiheit dabei fortbestehen? Ist ein italienischer Bund zu erwarten, der viel anders wäre, als der deutsche Bund? Welche Stellung kann und wird Oesterreich in diesem Bunde einnehmen? Und was soll mit den Herzogthümern und ihren in Villafranca wieder eingesetzten Fürsten geschehen? Was mit den Legationen, was mit dem Ehrenpräsidium des Papstes? Wo ist der geringste Halt für die Lebensfähigkeit einer Schöpfung, welche nur durch Zwang unter dem heftigsten Groll, wahrscheinlich unter dem heftigsten Widerstand des italienischen Volkes ermöglicht werden kann, und die zusammenstürzen muß, sobald die gewaltige Hand Vell und Verhältnisse nicht mehr zusammen schnürt, die neuen Ereignisse Mittel und Gelegenheit zum Bruch und zur Empörung bieten!

Oesterreich hoffet wohl in den Einrichtungen des neuen Italiens reichlichen Ersatz für seine Opfer zu finden, oder diese überhaupt bald wieder zurück zu nehmen. Napoleon III. mag bei allem was er thut, seinen geheimen Plänen Rechnung tragen, abzusehen ist bis jetzt nur überall Verwirrung, Mißtrauen, Furcht vor den unheilvollen Folgen dieses faulen Friedens von Villafranca.

Dist von 3. 12. 1881 in Tannau.

